HX
6
N485



Cornell University Library
Ithaca, New York

BOUGHT WITH THE INCOME OF THE
JACOB H. SCHIFF
ENDOWMENT FOR THE PROMOTION
OF STUDIES IN
HUMAN CIVILIZATION
1918

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 106 206 984

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

*

Herausgegeben
von
Karl Kautsky

*

Vierunddreißigster Jahrgang
Erster Band

Stuttgart 1916
Verlag und Druck von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

A76939

CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY

Inhalts-Verzeichnis.

(A bedeutet Artikel, F Feuilleton, N Notiz, R Rezension, die Zahlen geben die Seiten an.)

I. Krieg und Zeitgeschichte.

1. Der Weltkrieg.

A. Politisches.

a. Äußere Politik.

Eckstein, G., Das englische Gesicht. England in Kultur, Wirtschaft und Geschichte von M. Frischeisen-Köhler, J. Jastrow, E. Freiherr v. d. Goltz, Gustav Roloff, Veit Valentin, Franz v. Liszt. R 411

Gumplowicz, Helene, Zur Literatur über Polen. A 249

Kautsky, Karl, Äußere und innere Politik. A 20 41

— Notiz zu »Pannationalismus« von E. Pernerstorfer. N 671

— Anmerkung zu »Einige Bemerkungen« usw. von einem Ukrainer. N 733

Pernerstorfer, E., Rußland und wir. N 412

— Nochmals Rußland und wir. N 638

Quessel, Ludwig, Die treibenden Kräfte des Weltkriegs. A . . 72

Redaktion, Pernerstorfer und Spectator. N 640

Semkowsky, S., Rußland als Nationalitätenstaat. A . . . 385

Sp., Paul Rohrbach, Rußland und wir! R 219

Spectator, Die Neuordnung der Welt. (Die Phantasie eines »Großdeutschen«.) A 829

Stein, A., Die ukrainische Frage. A 801

Ukrainer, Von einem, Einige Bemerkungen zum Artikel »Mitteleuropa« von K. Kautsky. A . 731

b. Innere Politik.

Austerlitz, Friedrich, Die nationalen Triebkräfte. A 641

Kautsky, Karl, Noch einige Bemerkungen über nationale Triebkräfte. A 705

c. Sozialdemokratie.

Adler, Friedrich, Politisches Gewerbe oder weltgeschichtliche Bewegung. A 225

Bernstein, Eduard, Keine Selbsttäuschungen. Ein Wort zur Frage »Parteispaltung«. A 545

Beyschwang, H., Reformistischer Neusozialismus. A 304

— Tatsachen sprechen für sich selbst. Erwiderung auf »Die Arbeiter und der Staat« von Emil Kloth in Nr. 14. A 476

Braun, Otto, Die Theorie der Parteispaltung. A 264

— Zur Theorie der Parteispaltung. A 315

Eckstein, Gustav, Erich Rother, Die Sozialdemokratie am Scheideweg. R 218

— Bureaukratie u. Politik. A 481 518

— Theodor Heuß, Kriegssozialismus. R 574

Fischer, Edmund, Der Reformismus und die Krise in der Sozialdemokratie. A 204

— Sozialdemokratie und Staat. A 372

— Das politische Ideal und die praktische Politik. A 400

Kautsky, Karl, Imperialistische Tendenzen in der Sozialdemokratie. A 97

— Persönliche Überzeugung und Parteidisziplin. A 129

— Freiheit der Meinungsäußerung und Parteidisziplin. A . . . 161

— Fraktion und Partei. A . . . 269

— Nochmals die Freiheit der Meinungsäußerung. A 317

Kloth, Emil, Die Arbeiter und der Staat. A 429

Kolb, W., Sekte oder Partei? A 54

Marckwald, Hans, Die Überzeugung als »Allerheiligstes«? A . 257

Redaktion, Heilmann und Erich Rother, Die Sozialdemokratie am Scheideweg. N 351

Selke, Paul, Vom Umlernen — zum Lernen. A 178

Ströbel, Heinrich, Die Ursachen der sozialistischen Krise. A . . 353

d. Internationale.

Bernstein, Eduard, Der Wert der Internationale. A 1

Bernstein, Ed., Brauchen wir eine andere Internationale? A 236 276
Fehlinger, Hans, Nationalismus und Internationalismus. A . . 595
Meyer, E., Die Zimmerwalder Konferenz. A 133
Pernerstorfer, E., Pannationalismus. N 671
Sp., Internationalismus od. »Bolokudismus«? N 414

B. Wirtschaftliches.

a. Allgemeines.

Eckstein, Gustav, Der Krieg und der Sozialismus A 229 296 334
Mai, Aug,. Die Kriegswirtschaft. A 65 102 137
Sp., Felix Toerpe, Bedeutet das Ende des Krieges den Anfang einer Hochkonjunktur? R . . 637
— Dr. R. Sieger, Die geographischen Grundlagen der österreichisch-ungarischen Monarchie und ihrer Außenpolitik. — Dr. O. Hötzsch, Österreich-Ungarn und der Krieg. R 734
Varga, E., Geld und Kapital in der Kriegswirtschaft. A . . . 815

b. Handels- und Finanzpolitik.

Braun, Adolf, Der Hundertmarkschein in Mitteleuropa. A . . 833
Cunow, H., Gegenwehr (gegen die Abwehr der Redaktion d. Neuen Zeit). N. 606
Eckstein, Gust., Antwort auf H. Cunows »Gegenwehr«. N . . 608
— A. Sartorius, Freiherr v. Waltershausen, Das Auslandskapital während des Weltkriegs. R 735
etz., Österreich und Ungarn. N . 768
Graf, G. E., Der Donauweg. A . 609
Hofrichter, Anton, Der deutschösterreich. Zollverein. A 25 50 82
— Die Volksanleihe. N 254
— Karl Irresberger, Das deutsch-österreichisch-ungarische Wirtschafts- und Zollbündnis. R . 701
— Die deutsch-französische Meistbegünstigung. A 796
— Joseph Szterenyi, Wirtschaftliche Verbindung mit Deutschland. R 832
— Dr. Strutz, Die Besteuerung der Kriegsgewinne. R 862
Kautsky, Karl, Mitteleuropa. A 423 453 494 522 561
Redaktion, Zur Abwehr (gegen Heinr. Cunow). N 576
— Antwort auf Cunows »Gegenwehr«. N 607
Sp., Richard Kiliani, Der deutsch-englische Wirtschaftsgegensatz. R 511
Speckator, Der Welthandel im Kriegsjahr. A 210
— Die mitteleuropäischen Staaten in ihren wirtschaftlichen Beziehungen zueinander. A . . . 584
— Der Einfluß des Krieges auf die Finanzen der kämpfenden Mächte. N. 672

c. Wirtschaftliche Lage.

Cunow, Heinr., Vom Wirtschaftsmarkt. (Das Ergebnis der dritten deutschen Kriegsanleihe.... Englands Anleiheversuche in New York.... Frankreichs Kriegsverschuldung und Papiergeldwirtschaft.) A 60
— Vom Wirtschaftsmarkt. (Europas Getreideversorgung unter dem Einfluß des Kriegs.) A . 146
— Die durchlöcherte Blockade. A. 346
— Vom Wirtschaftsmarkt. (Kohlenproduktion u. Kohlensyndikatspolitik.) A 505
— Vom Wirtschaftsmarkt. (Zur Wirtschaftslage Frankreichs und Italiens.) A 598
— Vom Wirtschaftsmarkt. (Englands Handelsentwicklung seit Kriegsbeginn.) A 694
— Vom Wirtschaftsmarkt. (Wie steht's um die deutsche Eisenindustrie?) A 791
Eckstein, Gust., E. Schrödter, Die Eisenindustrie unter dem Kriege. R 766
Hofrichter, Anton, Die Berliner Butterversorgung im Frieden und Krieg. A 153
Krätzig, H., Die deutsch-französische Textilindustrie nach dem Krieg 1870/71. A 534
Simon, J., Die Kriegskonjunktur auf dem Ledermarkt. A . . . 538
Sp., W. Bürklin, Süd- und Mittelamerika unter dem wirtschaftlichen Einfluß des Weltkriegs. R 159
Speckator, Belgien. A 760
Woldt, Richard, Durch Belgien. (Nach J. Izart, La Belgique au

travail und anderen Quellen bearbeitet von Hanns Günther.) R 439
Wurm, E., Phantasie u. Statistik. (Dr. Artur Schulz, Die Schweinemassenschlachtung und unsere Partei.) A 722

C. Sozialpolitisches.

Braun, Adolf, Kriegsinvalide und Hausindustrie. A 106
Mattutat, H., Arbeitslosenversicherung und Kriegserwerbslosenfürsorge. A 435
Tsch-ky, G., Dr. L. Hersch, La mortalité chez les neutres en temps de guerre (Die Sterblichkeit in neutralen Ländern während des Kriegs). R 190
Weinberg, Siegfr., Literatur zu den Kriegsnotgesetzen. Dr. R. Wassermann und L. Erlanger, Die Kriegsgesetze privatrechtlichen Inhalts. — Dr. Bernhard Mayer, Das private Recht des Kriegs in materieller und formeller Beziehung. R 127

D. Genossenschaftliches.

Fleißner, H., Die Konsumvereine und der Krieg. A 824

E. Gewerkschaftliches.

Neumann, A., Der Einfluß des Kriegs auf die Entwicklung der Tarifverträge im Holzgewerbe. A 243
Schneider, H., Hemmungen und Hoffnungen. A 308

F. Geschichtliches.

Kautsky, K., Ernst Drahn, Friedrich Engels als Kriegswissenschaftler. R 252

G. Militärisches.

H. H., Die Physik im Krieg. F . 377
Weinberg, Siegfr., Dr. Hans Wehberg, v. Tirpitz und das deutsche Seekriegsrecht. R 29
Wendel, Herm., Helmut v. Mücke, Ayesha. — Emil Ludwig, Die Fahrten der »Emden« und der »Ayesha«. R 446
Woldt, Rich., Bernhard Kellermann, Der Krieg im Westen. R 605

H. Kunst und Literatur.

Elsner, F., Max Dauthendey, Des großen Krieges Not. R . . . 736
Größch, R., Aage Madelung, Mein Kriegstagebuch. R 192
Köster, Otto, Die von der Seelenkultur. F 858
O., K., J. v. Michaelsburg, Im belagerten Przemysl. R 799
Wendel, Herm., Wilhelm Klemm, Gloria! Kriegsgedichte aus dem Feld. R 222
— Anatole France, Sur la voie glorieuse. R 479

I. Philosophie.

Notter, C., H. Gomperz, Philosophie des Kriegs in Umrissen. R 478
— R. Broda, Die Rolle der Gewalt in den Konflikten des modernen Lebens. R 480
— Krieg und Kampf ums Dasein. A 577

K. Schule.

Akademikus, Prof. Dr. Richard v. Wettstein, Der Krieg u. unsere Schulen. — Der Weltkrieg im Unterricht. R 670

2. Bulgarien.

Sp., J. E. Geschoff, L'alliance balkanique. R 29

3. Deutschland.

Fleißner, H., Der sächsische Landtag. A 513
Hirsch, Paul, Zum Zusammentritt des Preußischen Landtags. A . 449

4. Großbritannien.

Bernstein, Eduard, Deutschlands und Englands Außenhandel im zwanzigsten Jahrhundert. N . 286

5. Rußland.

n., Dr. F. Lissitzky, Rußland. R . 575
Stein, A., Der Zusammenbruch des Zarismus. A 14
Zinis, F., Dr. Valerian Tornius, Die baltischen Provinzen. R . 667

6. Schweiz.

Sp., Prof. Dr. P. H. Schmidt, Die schweizerischen Industrien im internationalen Konkurrenzkampf. — Die Schweiz und die europäische Handelspolitik. R . . 318
Zinner, Dionys, Der Parteitag der schweizer. Sozialdemokratie. A 329

Zinner, Dionys, Die schweizer. Gewerkschaftsbewegung im Jahre 1914. N 799

II. Soziales und Politisches.

1. Agrarisches.

Hofer, A., Die landwirtschaftlichen Produktionskosten und die Teuerung. A 289
— Nochmals die landwirtschaftlichen Produktionskosten und die Teuerung. A 487
Marchionini, Karl, Zur Technik in der Landwirtschaft. A . . . 402
— Die innere Kolonisation. A . . 628
Wurm, E., Die Verringerung der landwirtschaftlich. Produktionskosten durch den Großbetrieb. N 32

2. Erziehung.

Joël, Ernst, Zusammenschluß von Arbeitern u. Studenten zu sozialpädagogischer Praxis. A . . . 635
Meth, Jakob, Arbeiterschaft und Sozialpädagogik. A 187
Traugott, M., Das Abc der Mutter. R 447

3. Gewerkschaften.

Eckstein, Gustav, Die Gewerkschaften und die Partei. A . . . 193
S., Paul Umbreit, Fünfundzwanzig Jahre deutscher Gewerkschaftsbewegung. R 441

4. Steuerpolitik.

Bernstein, Eduard, Die Sorge für die Kapitalanhäufung. A . . . 752
Kautsky, Karl, Sozialdemokratische Steuerpolitik. A . . . 737
Molkenbuhr, H., Der neue Tabaksteuerentwurf. A 769

III. Sozialismus.

1. Geschichte des Sozialismus.

Bernstein, Eduard, James Keir Hardies Werk. A 33
— Franz Mehring. Zu seinem siebzigsten Geburtstag. A 673
Blum, O., Arturo Salucci, Il tradimento di Marx (Marx'Verrat). R 126
Eckstein, Gustav, Dr. Käthe Asch, Die Lehre Charles Fouriers. R 444
Kautsky, Karl, Edouard Vaillant. A 417
— Julie Romm †. N 704
Rjasanoff, N., Vaillant u. Liebknecht im Anfang des Deutsch-Französischen Krieges. A . . 550

2. Politische Ökonomie.

Eckstein, Gustav, Der Krieg und der Sozialismus. A 229 296 334
Engels, Friedrich, Marx' »Zur Kritik der politischen Ökonomie«. Mit einer Vorbemerkung des Herausgebers E. Drahn. A . . 7

3. Philosophie.

Braun, Ad., Frederik van Eeden, Glückliche Menschheit. R . . 30
Eckstein, Gustav, F. Müller-Lyer, Soziologie der Leiden. R. . . 284
— Theorie u. Praxis. A 648 688 714
Kamrowski, Xaver, Was verlangen wir von der Theorie? A 621
Lector, Dr. Alfred Bertholet, Religion und Krieg. R 220

IV. Kunst und Literatur.

Diederich, Franz, Romantik und Zarismus. Adam Mickiewicz' »Totenfeier«. F 90 118
— Der Roman der Laubenproletarier. Klara Viebig, Eine Handvoll Erde. F 570
Grötzsch, Robert, H. Chr. Andersen, Satiren. R 224
Lessen, L., Salomon Dembitzer, Aus engen Gassen. R. . . . 512
Notter, C., Rudolf Eucken, Die Träger d. deutsch. Idealismus. R 864
Strasser, Nadja, Leonhard Frank, Die Ursache. R 702

V. Geschichte und Geographie.

Kautsky, Karl, Bismarck und der Imperialismus. A . . . 321 361
— Dr. F. Hertz, Rasse und Kultur. R 448
Kon, Felix, Die Juden in Polen. A 169
Mehring, Franz, Der rote Faden der preußischen Geschichte. (Otto Hintze, Die Hohenzollern und ihr Werk.) A 392 468 655 680 782 840 850

VI. Naturwissenschaften, Hygiene und Technik.

Drucker, Dr. S., Ein Kapitel aus der modernen Vererbungslehre. Zum Gedächtnis Gregor Mendels. F 213

Graf, Gg. Engelbert, Dr. L. Löwenfeld, Über den Nationalcharakter der Franzosen und dessen krankhafte Auswüchse (Psychopathia Gallica) in ihren Beziehungen zum Weltkrieg. R 409
Lipschütz, A., Alexander Kossowitz, Lehrbuch der Chemie, Bakteriologie und Technologie der Nahrungs- und Genußmittel. R . . 125
— Allgemeine Biologie. R . . . 219
— Prof. Lichtenfeldt, Die Geschichte der Ernährung. R 542
Meyer, Ernst, Hugo Münsterberg, Grundzüge der Psychotechnik. R 443
Sommer, Krieg u. Zauberkunst. F 663

VII. Feuilleton.

S. 90 bis 95, 118 bis 125, 213 bis 218, 377 bis 384, 570 bis 574, 663 bis 667, 858 bis 862.

VIII. Anzeigen.

Braun, Adolf, Internationale Verbindung der Gewerkschaften . 96
Deutscher Transportarbeiter-Verband, Jahrbuch 1914 352
Dumas, Charles, und Rakowski, C., Les Socialistes et la Guerre (Die Sozialisten und der Krieg) . . 160
Jäckel, Hermann, Die Kämpfe der Krefelder Seidenarbeiter mit besonderer Berücksichtigung des Färberstreiks 1913 638
Jahrbuch der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz und des Schweizer. Grütlivereins 1914 . 288
Janssson, Wilhelm, Arbeiterinteresse und Kriegsergebnisse 416
Jungvolk-Almanach 1916. Herausgegeben von der Zentralstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands 448
Kämpfer, Johannes, Kriegssozialismus in Theorie und Praxis . 351
Kautsky, Karl, Überzeugung und Partei 638
Lehmann, Helmut, Wochenhilfe — Familienhilfe — Erziehungshilfe 256
Leipart, Th., Kriegsinvaliden und Gewerkschaften 128
Österreichischer Arbeiter-Kalender für das Jahr 1916 288
Österreichischer Arbeiter-Notizkalender für das Jahr 1916 . 256
Rappoport, Charles, Jean Jaurès. L'Homme — Le Penseur — Le Socialiste (Der Mensch — Der Denker — Der Sozialist). Avec une préface d'Anatole France . 320
Schlicke, Alexander, Internationale Verbindungen der Gewerkschaften 96
Schlüter, Hermann, Die Chartistenbewegung 416
Stampfer, Friedrich, Sozialdemokratie und Kriegskredite . . 351
Umbreit, Paul, Fünfundzwanzig Jahre deutscher Gewerkschaftsbewegung 1890 bis 1915 . . 255
Verband der Steinsetzer, Pflasterer u. Berufsgenossen Deutschlands. Der Verband im Kriegsjahr 1914/15 192

Autoren-Verzeichnis.

(Die Zahlen geben die Seiten an.)

Adler, Friedrich, Artikel 225.
Akademikus, Rezension 670.
Austerlitz, Fr., Artikel 641.
Bernstein, Eduard, Artikel 1, 33, 236, 276, 545, 673, 752; Notiz 286.
Bepschwang, H., Artikel 304, 476.
Blum, O., Rezension 126.
Braun, Adolf, Artikel 106, 833; Rezension 30.
— Otto, Artikel 264, 315.
Cunow, Heinrich, Artikel 60, 146, 346, 505, 598, 694, 791; Notiz 606.
Diederich, Franz, Feuilleton 90, 118, 570.
Drahn, E., Artikel 7.
Drucker, Dr. S., Feuilleton 213.
Eckstein, Gust., Artikel 193, 229, 296, 334, 481, 518, 648, 688, 714; Rezension 218, 284, 411, 444, 574, 735, 766; Notiz 608.
Elsner, F., Rezension 736.
Engels, Friedrich, Artikel 7.
etz., Notiz 768.
Fehlinger, Hans, Artikel 595.
Fischer, Edmund, Artikel 204, 372, 400.
Fleißner, H., Artikel 513, 824.
Graf, Gg. Engelbert, Artikel 609; Rezension 409.

Grötzsch, R., Rezension 192, 224.
Gumplowicz, Helene, Artikel 249.
H. H., Feuilleton 377.
Hirsch, Paul, Artikel 449.
Hofer, A., Artikel 289, 487.
Hofrichter, Anton, Artikel 25, 50, 82, 153, 796; Rezension 701, 832, 862; Notiz 254.
Joël, Ernst, Artikel 635.
Kamrowski, Xaver, Artikel 621.
Kautsky, Karl, Artikel 20, 41, 97, 129, 161, 269, 317, 321, 361, 417, 423, 453, 494, 522, 561, 704, 705, 737, 775; Rezension 252, 448; Notiz 671, 733.
Kloth, Emil, Artikel 429.
Kolb, Wilhelm, Artikel 54.
Kon, Felix, Artikel 169.
Krätzig, H., Artikel 534.
Lektor, Rezension 220.
Lessen, L., Rezension 512.
Lipschütz, A., Rezension 125, 219, 542.
Mai, August, Artikel 65, 102, 137.
Marchionini, Karl, Artikel 402, 628.
Marckwald, Hans, Artikel 257.
Matkutat, H., Artikel 435.
Mehring, F., Artikel 392, 468, 655, 680, 782.
Meth, Jakob, Artikel 187.
Meyer, Ernst, Artikel 133; Rezension 443.
Molkenbuhr, H., Artikel 769.
n., Rezension 575.
Neumann, A., Artikel 243.
Notter, E., Artikel 577; Rezension 479, 480, 864.
O., K., Rezension 799.
Pernerstorfer, E., Notiz 412, 638, 671.
Quessel, Ludwig, Artikel 72.
Redaktion, Notiz 351, 576, 607, 640.
Rjasanoff, N., Artikel 550.
S., Rezension 441.
Schneider, H., Artikel 308.
Selke, Paul, Artikel 178.
Semkowski, S., Artikel 385.
Simon, J., Artikel 538.
Sommer, Bruno, Feuilleton 663.
Spectator, Artikel 210, 584, 760, 829; Rezension 29, 159, 219, 318, 511, 637, 734; Notiz 414, 672.
Stein, A., Artikel 14, 801.
Strasser, Nadja, Rezension 702.
Ströbel, Heinrich, Artikel 353.
Traugott, M., Rezension 447.
Tsch-ky, G., Rezension 190.
Ukrainer, Artikel 731.
Varga, E., Artikel 815.
Weinberg, Siegfried, Rezension 29, 127.
Wendel, Hermann, Rezension 222, 446, 479.
Woldt, Richard, Rezension 439, 605.
Wurm, Emanuel, Artikel 722; Notiz 32.
Zinis, F., Rezension 667.
Zinner, Dionys, Artikel 329; Notiz 799.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 1 | Ausgegeben am 1. Oktober 1915 | 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Wert der Internationale.

Von Ed. Bernstein.

Unbestimmt, wie das Bild der aus diesem Kriege hervorgehenden Gestalt der politischen Karte Europas heute noch ist, ist auch zurzeit noch der Ausblick in die Zukunft der Internationale der Arbeiterklasse. Daß der Weltkrieg ihrem Organismus einen lähmenden Schlag versetzt hat, ist offenes Geheimnis, war bis zu einem bestimmten Grade sogar unvermeidlich. Nur hat die Wirkung des Schlages den Grad des Unvermeidlichen noch übertroffen, weil der Organismus der Internationale an einer wichtigen Stelle nicht jene Widerstandskraft gegen die von außen andringenden Einflüsse feindseliger Natur entfaltet hat, die möglich gewesen wäre und vielfach auch erwartet wurde. Aber wir haben es hier nicht mit dem zu tun, was hätte sein können, sondern mit dem, was tatsächlich ist, und da müssen wir uns sagen, daß die verschiedenen Versuche, die Internationale wiederherzustellen, gerade an der Stelle oder den Stellen versagt haben, wo die für die Beseitigung der Lähmungserscheinung wichtigsten Organe ihren Sitz haben. Solange aber an diesen Stellen nicht Heilung eingesetzt hat, konkret gesprochen, solange die zwischen der deutschen und der französischen Sozialdemokratie obwaltende Mißstimmung nicht beseitigt ist, bleibt die Internationale als politische Kraft diesem Weltkrieg und seinen Weiterwirkungen gegenüber gelähmt, und bei Steigerung des Übels an den bezeichneten Zentralen kann die Lähmung auf die Dauer auch die anderen Organe nicht unberührt lassen.

Es fehlt nicht an Leuten in der Sozialdemokratie, denen diese Möglichkeit als etwas wenig Schreckhaftes erscheint, denen die Internationale heute schon eine »überwundene Illusion« dünkt. Wenn Gustave Hervé kürzlich in der »Guerre Sociale« im Hinblick auf die Beschlüsse und das Verhalten der Reichstagsfraktion der deutschen Sozialdemokratie in der Augusttagung des Deutschen Reichstags geschrieben hat, die Internationale sei nunmehr für ihn tot, der ärgste französische Reaktionär stünde ihm jetzt näher als die Sozialdemokratie des Deutschen Kaisers, zieht er nur in zugespitzter Form die Konsequenzen aus Äußerungen und Vorgängen, die sich diesseits der Vogesen vollzogen haben.

Täuschen wir uns nicht, in bezug auf die Wertung der Internationale droht sich ein großer Wandel zu vollziehen. Nicht genug, daß der Krieg selbst seine trennende Wirkung geltend macht, sind in unseren eigenen Reihen Elemente am Werk, diesen Einfluß noch zu vertiefen. Parteiblätter und Korrespondenzen tun heute, was wir vordem der nationalistischen Hetzpresse mit Recht vorwerfen durften. Sie tragen mit größerer Emsigkeit Stimmen aus dem jenseitigen Lager zusammen, die erbitternd wirken müssen, als solche, die der Verständigung günstig sind, und legen Äußerungen, die sich gegen bestimmte Klassen und Einrichtungen in Deutschland wenden, als

Feindseligkeiten gegen Deutschland schlechthin aus. Derartiges kann natürlich, aus welchen Beweggründen immer es geschehen mag, nur dem internationalen Gedanken Eintrag tun. Es muß den Glauben an die Realität der Internationale in weiten Kreisen erschüttern, wenn nicht vollständig vernichten.

War aber die Internationale denn überhaupt eine Realität? wird man hier vielleicht einwerfen. Oder war sie nicht wirklich eine ungeheure Selbsttäuschung, eine schöne, aber der Realität entbehrende Idee?

Es ist das eine Frage, die in allerhand Formen heute vielfach auftaucht und daher auf leidenschaftslose Behandlung Anspruch hat.

Was meint man, wenn man von Realität einer sozialen oder politischen Schöpfung spricht? Versteht man darunter nur die Wirklichkeit im grobmateriellen Sinne, so hat es um die Internationale zwar in bezug auf die Zahl und Größe der ihr angeschlossenen Verbindungen in den letzten Jahrzehnten glänzend genug, in bezug auf Leistungen aber nur sehr mäßig gestanden. Nur wenige Kämpfe der Arbeiterschaft haben sich internationaler Unterstützung in größerem Umfang zu erfreuen gehabt, und soweit es der Fall war, ist es um Geben und Nehmen recht ungleich beschaffen gewesen. Unter anderen ist die deutsche Arbeiterbewegung in ganz unverhältnismäßigem Grade Geberin gewesen. Nicht nur daß sie viel öfter und mit ganz bedeutend größeren Summen Geberin als Empfängerin gewesen ist, hat sie auch als Geberin im Verhältnis ihrer Mittel unendlich viel mehr geleistet als andere — nicht alle — Zweige der Internationale. Auch ist in den ganzen Jahrzehnten kein einziger ihrer Kämpfe durch internationale Unterstützung gewonnen worden. Unter diesem Gesichtspunkt könnte man in der Sprache der Geschäftswelt sagen, daß für die deutsche Arbeiterbewegung die Internationale immer nur mit Unterbilanz gearbeitet hat. Und es muß hinzugefügt werden, daß es wahrscheinlich eine ganze Reihe von Ländern gibt, die das gleiche von sich sagen könnten, wenn auch die Unterbilanz in verschiedenen wesentlich kleiner gewesen ist. Die Zahl der überhaupt mit Hilfe der Internationale auf dem ganzen großen Feld dieser gewonnenen Kämpfe wiederum ist ausnehmend gering, man wird sie wahrscheinlich an den zehn Fingern abzählen können.

Jedenfalls soll hier in keiner Weise Schönfärberei getrieben werden, wir wollen der Wahrheit ganz offen ins Gesicht schauen. Was in manchen Kreisen in dieser Sache empfunden wird, soll frisch von der Leber weg ausgesprochen werden.

Denn es fehlt bei uns nicht an Leuten, die sich im stillen heute ähnliche Rechnungen aufstellen, wie sie hier in allgemeinen Umrissen entwickelt worden sind. Wo Enttäuschung einsetzt, pflegen die Menschen allgemein sich gern darauf zu verlegen, Bilanz zu ziehen.

Die Rechnung ist aber falsch. Sie erweist sich als grundfalsch, wenn wir die Internationale als *politische* Kraft auf ihre Realität untersuchen, sie hält aber auch nicht einmal Stich, wenn wir uns der Bedeutung der Internationale für die *wirtschaftlichen* Bewegungen zuwenden.

Selbst in Gewerkschaftskreisen, wo man ja am ehesten versucht ist, der trockenen Sprache der Ziffern entscheidende Kraft zuzuerkennen, würden Berechnungen wie die vorstehenden auf Widerspruch stoßen. Erfahrene Gewerkschaftsführer wissen zu gut, daß sich nicht alle Werte einer Kampfbewegung auf Ziffern reduzieren lassen. Der Wert des internationalen Nach-

richtendienstes der Gewerkschaften, des internationalen Erfahrungsaustausches, der internationalen Verbindungen für Reiseunterstützung, für gewerkschaftliche Freizügigkeit und dergleichen wird durch die Frage der unmittelbaren Leistungsfähigkeit bei Lohn- und ähnlichen Kämpfen nicht berührt, während umgekehrt das Vorhandensein und geregelte Arbeiten solcher Verbindungen bei größeren Kämpfen doch auch für deren Führung Bedeutung erlangen kann. Es sind daher auch die internationalen Verbindungen der Gewerkschaften vielleicht am wenigsten in Gefahr, dem Weltkrieg zum Opfer zu fallen. Auf begrenzte Zwecke eingestellt, an denen der Weltkrieg dem Wesen nach nichts ändert, so sehr er zeitweilig Verkehr und Austausch herabdrücken mag, können sie jederzeit leicht die Fäden wieder anknüpfen, die der Krieg zerrissen hatte. Genau wie die kriegführenden Staaten selbst nach Friedensschluß gewisse Verbindungen ohne weiteres untereinander wiederherstellen. Aber so wenig wie solche Bindungen schon Wiederherstellung der freundschaftlichen Beziehungen bedeuten, die vor dem Krieg zwischen den betreffenden Völkern bestanden, so wenig würde Wiederherstellung bestimmter internationaler Gewerkschaftsverbindungen schon Wiederherstellung der Internationale heißen und das wiederherstellen, was der Internationale ihre große schöpferische Bedeutung für die Völkerbeziehungen verlieh.

Der Hauptwert der Internationale vor dem Kriege lag nicht auf dem Gebiet unmittelbar praktischer Leistungen, sondern bestand in ihrer großen moralischen Wirkung, die sich erst mittelbar in praktischen Gewinn umsetzte. Eine Massenaktion kann wohl zeitweilig für rein materielle Zwecke in Gang gebracht werden. Um die Massen aber andauernd in Aktion zu erhalten, bedarf es einer sie erfüllenden Idee oder Ideologie. Das heißt, die Massen müssen erfüllt sein von dem Gedanken, daß sie etwas Höheres verfechten als das gegebene Wesen von Staat und Gesellschaft. Dieses Höhere wird aber in der sozialistischen Bewegung unserer Zeit, die dem utopistischen Denken entwachsen ist, durch nichts den Geistern so fühlbar gemacht als durch das Bewußtsein von der Internationalität der Bewegung. Und zwar der Internationalität im doppelten Sinne, dem internationalen *Dasein* und dem einheitlichen internationalen *Fühlen*. Daß die Bewegung *überall* war, und daß die Bewegung überall vom *gleichen Gefühl* der Solidarität, von dem gleichen Gedanken der Zusammengehörigkeit und des demokratischen Rechtes der Völker erfüllt war, diese Überzeugung nistete sich in die Köpfe mit jener Kraft ein, die ihr die Stärke von Religionen verlieh. Kein Wort hat so tief in den Herzen der sozialistischen Arbeiter Wurzel gefaßt als das »Proletarier aller Länder, vereinigt euch«, keines hat die sozialistische Propaganda wirkungsvoller unterstützt, keines die sozialistische Aktion vielseitiger befruchtet als dieses. Nicht zufällig ist es geschehen, daß populärste Formel für das bei uns am Schlusse der sozialistischen Volksversammlungen auszubringende Hoch das Wort geworden ist: »die *internationale* völkerbefreiende Sozialdemokratie.« Nur die *internationale* Sozialdemokratie kann sich auch als die völkerbefreiende Partei vor anderen Parteien bezeichnen. Man streiche das »internationale«, und es fällt auch mit Notwendigkeit das »völkerbefreiend« hinweg.

Nicht bloß begrifflich. Die Politik der Sozialdemokratie in den Parlamenten gegenüber den Rüstungsfragen wie mit Bezug auf den ganzen

Fragenkomplex, den man die auswärtigen Angelegenheiten nennt, war in doppelter Hinsicht durch die Internationalität der Sozialdemokratie bestimmt. Sie gab ihr die Richtung an, sie gab ihr aber auch die Legitimation. Die sozialdemokratischen Vertreter konnten in jedem Parlament, wo sie Erhöhungen der Rüstungsausgaben ihre Zustimmung verweigerten, sich darauf berufen, daß es die sozialdemokratischen Vertreter in allen Parlamenten taten. Es war der Stolz der sozialdemokratischen Vertreter, gab ihren Erklärungen aber auch die innere Kraft, daß sie den bürgerlichen Parteien in allen Parlamenten zurufen durften: »Wenn ihr sagt, das Ausland ist uns feindlich gesinnt, so mag das von Parteien zutreffen, die dort eure Klasse vertreten, die Partei aber, die dort unserer Partei entspricht, ist unserem Volke freundlich gesinnt, die bekämpft dort ebenso die Rüstungspolitik, wie wir hier. Sie bekämpft, wie wir, jede nationale Verhetzung, kämpft, wie wir, für die Beilegung der internationalen Interessenkonflikte durch internationalen Schiedsspruch, statt durch Anrufung der Sprache der Waffen.« Niemals hätte die Sozialdemokratie Frankreichs ihre großen Siege über die dortigen nationalistischen Parteien errungen, wenn sie sich nicht auf die Haltung von Bebel und Liebknecht beim Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 und das Festhalten der deutschen Sozialdemokratie an den Grundsätzen hätten berufen können, von denen jenes Verhalten diktiert war. Im Vertrauen auf die unerschütterliche Gesinnungstreue der deutschen Sozialdemokratie in den Fragen der Internationalität schrieb Jaurès sein Buch »Die neue Armee«, welches das Heerwesen der französischen Republik in Organisation und Ausbildung ausschließlich auf die Landesverteidigung eingestellt sehen will. Und das gleiche Vertrauen beseelte diesen großen Sozialisten bei seinen Schritten am Vorabend dieses Weltkriegs. Das darf man nicht vergessen, wenn man sich die Frage beantworten will, die neulich der frankorussische Sozialist Charles Rappoport in der Berner »Tagwacht« aufgeworfen hat: »Was hätte Jaurès getan?«

Gerade die letzte Rede von Jaurès, seine am Vorabend des Krieges, am 29. Juli 1914 im Zirkus Royal zu Brüssel gehaltene Ansprache, bringt es aufs klarste zum Ausdruck, wie sehr die Internationalität als Idee Leitfaden und als Tatsache Voraussetzung der Politik dieses Mannes war, der das schöne Wort geschrieben hat, »ein wenig Patriotismus entfernt von der Internationale, viel Patriotismus führt zur Internationale zurück«. Man höre die Begründung, die er seinem von Rappoport aus jener Rede zitierten Ausspruch gibt: »Wir kennen nur einen Vertrag, den Vertrag, der uns an die Menschheit bindet.« An die Forderung anknüpfend, daß, falls Rußland dem Drängen der französischen Regierung auf Enthaltung von jeder Angriffsmaßnahme nicht nachgeben sollte, die französische Sozialdemokratie jenen Satz proklamieren müsse, fuhr Jaurès fort:

Dies ist unsere Pflicht, und indem wenn wir das aussprechen, haben wir uns in Übereinstimmung befunden mit unseren Genossen in Deutschland, die von ihrer Regierung verlangen, dahin zu wirken, daß Österreich sein Vorgehen mäßige. Vielleicht ist die vorher von mir mitgeteilte Depesche (daß Österreich erklärt habe, von Serbien nichts annektieren zu wollen. Ed. B.) schon zum Teil eine Folgewirkung dieser Willenserklärung der deutschen Proletarier.

Auch wenn man der erhabene Herrscher ist, kann man nicht dem Willen von vier Millionen aufgeklärten Gewissen zuwiderhandeln.

Diese Tatsache erlaubt uns zu sagen, daß es schon eine sozialistische Diplomatie gibt, die sich im vollen Licht des Tages entfaltet und nicht dazu vorgeht, die Herzen zu zerreißen und die Gewissen zu verwirren.

So haben wir denn auch eben im Internationalen Sozialistischen Bureau die Freude gehabt, genaueren Bericht von den sozialistischen Kundgebungen zu erhalten, in denen 100000 Männer Berlins der lärmenden chauvinistischen Studenten und der Polizei ungeachtet ihren Friedenswillen bekräftigt haben.

Trotz des auf ihnen lastenden Drucks, was ihrem Vorgehen noch größeres Verdienst verleiht, haben sie doch Beweis ihres Mutes an den Tag gelegt, sie, die jahraus jahrein Monate, Jahre Gefängnis auf sich geladen haben. Aber niemals werden die deutschen Sozialisten der Sache der Menschheit einen größeren Dienst geleistet haben, als sie gestern getan. Und welchen Dienst haben sie gestern uns französischen Sozialisten geleistet!

Wir haben unsere Chauvinisten oft sagen hören: O, wie würden wir beruhigt sein, wenn wir in Frankreich so gemäßigte und ruhige Sozialisten hätten wie die deutschen. Wohlan, gestern waren es in Berlin französische Sozialisten[1], und sie demonstrierten in der Zahl von hunderttausend. Wir werden die französischen Sozialisten nach Berlin schicken, wo man nach ihnen verlangt, und die Deutschen werden uns ihre Sozialisten schicken, weil unsere Chauvinisten Verlangen nach ihnen haben. Wißt ihr, was das Proletariat ist? Das Proletariat sind die Massen, die die Liebe zum Frieden und den Abscheu vor dem Krieg gemeinsam haben. — — —

Am Schluß der Rede stellt Jaurès Zukunftsbetrachtungen an, die auf unsern Gegenstand keine direkte Anwendung haben. Aus dem hier gegebenen Stück aber geht der seine Politik bestimmende Gedankengang mit voller Klarheit hervor. Die sozialistische Diplomatie, auf die er mit Stolz verweist, ist die Diplomatie, die sich stützt auf das internationale Bewußtsein und den internationalen Willen des gesamten sozialistischen Proletariats der Kulturwelt.

Mit der Preisgabe des internationalen Gedankens und der ihm entsprechenden Grundsätze demokratischen Rechts der Völker gibt man daher jede Möglichkeit dessen auf, was Jaurès die sozialistische Diplomatie nennt, das heißt einer spezifisch sozialdemokratischen auswärtigen Politik. Wie sehr da eines vom andern abhängt, kann man heute schon an verschiedenen Anzeichen verfolgen. Man wird in denjenigen Blättern, die angefangen haben, den Begriff der Internationalität seiner Bestimmtheit zu entkleiden, auch auf eine Behandlung der in das Gebiet der auswärtigen Politik entfallenden Rechts- und Interessenfragen stoßen, die sich schon sehr der Behandlung dieser Fragen in der Presse kapitalistischer Interessenten annähert und nur noch wenig von der grundsätzlichen Stellungnahme merken läßt, welche die Sozialdemokratie vor dem Krieg mit Bezug auf sie beobachtet hat. Gewiß legt der Umstand, daß wir uns im Krieg befinden, unserer kritischen Haltung in mancher Beziehung Schranken auf. Aber alles hat seine Grenzen, und gerade weil auch der Sozialdemokrat im kriegführenden Lande über die Besonderheiten seines Urteils in bezug auf Fragen der bezeichneten Art sich nicht mit der Schärfe äußern kann wie in normalen Zeiten, hat er um so mehr darauf zu achten, daß die Abstumpfung der Sprache nicht beim Leser zur Abstumpfung der Begriffe wird. Tatsächlich geschieht verschiedentlich das Umgekehrte. Und tritt diese Wirkung auf die Leser schließlich ein, dann wird womöglich triumphierend festgestellt: Seht, unsere Leser denken wie wir!«

[1] Jaurès wollte damit sagen: Sozialisten vom revolutionären Temperament der Franzosen.

Wo aber soll das hinführen? Ich glaube nicht, daß diejenigen, die heute der Internationalität über die Zurückhaltung hinaus, die der Krieg unvermeidlich fordert, den ihr gebührenden Tribut verweigern, sich vollständig klar gemacht haben, welche Folgen diese Preisgabe mit Notwendigkeit nach sich ziehen muß. Daher sei es rundheraus gesagt: wenn als erste Folge dieser Preisgabe die Versuche scheitern sollten, die heute darauf ausgehen, wenigstens die geistige Einheit der Internationale wiederherzustellen, so wird aus den eben entwickelten Gründen die zweite Folge die sein, daß die Sozialdemokratie in den Parlamenten der Hauptstaaten Europas die Möglichkeit verliert, eine selbständige Haltung in den Fragen der auswärtigen Politik mit Konsequenz zu verfechten. Opportunistische, den imperialistischen Tendenzen verschriebene Liberale sehen das mit Jubel voraus, weitblickende Politiker von echt liberaler Gesinnung denken mit Grauen an eine Zeit, wo in den Parlamenten die einzige Partei, welche den imperialistischen Tendenzen gegenüber die Grundsätze und Forderungen demokratischer Völkerpolitik mit unbeugsamer Festigkeit vertrat, jenen Tendenzen einen Tribut nach dem anderen wird erstatten müssen. Ja, müssen. Denn es gibt ein Gesetz der Konsequenzen, wir sehen sein Wirken deutlich genug vor uns. Was wir der Internationale nehmen, wird der Imperialismus von uns gebieterisch fordern.

Aber dabei wird es nicht bleiben. Der Wirkung im Parlament wird die Wirkung im Volke folgen. Eine solche Entwicklung ihrer parlamentarischen Haltung könnte nicht umhin, dem idealistischen Element in der ganzen Bewegung der Sozialdemokratie den schwersten Abbruch zu tun. Nicht mehr in dem Maße wie bisher würde die Partei ihren Anhängern jene Begeisterung einflößen können, dank deren die Bewegung jene große Widerstandskraft und jenen festen Zusammenhalt entfalten konnte, um welche die Gegner sie beneideten und welche die Freunde an ihr bewunderten und schätzten. Sie würde die von Hause aus Kühlen nicht genügend erwärmen, um sie bei der Fahne zu halten, und die enthusiastischen Naturen unbefriedigt lassen und dadurch abstoßen.

Manchem mag das übertrieben klingen, als tendenziöse Schwarzmalerei erscheinen. Aber selbst wenn wir von den Beispielen aus der Geschichte früherer Bewegungen und anderer Parteien ganz absehen, so fehlt es schon heute in den eigenen Reihen der Partei nicht an Erscheinungen, die auf eine solche Rückwirkung in den Massen hindeuten. Der Ausnahmezustand des Krieges läßt sie nicht klar hervortreten, und wo sie sich in Ansätzen zeigen, schiebt man sie gern diesem Ausnahmezustand auf Rechnung und hofft auf die heilende Wirkung des Friedens. Aber wenn der Friede kommt, wird auch der Schleier fallen, der heute allerhand Widerspruchvolles verdeckt, und es wird heißen, klar und unzweideutig Stellung nehmen. Nun steht es jedoch nicht im freien Willen der Partei, ob sie alsdann das alte Banner der Sozialdemokratie wieder in seiner vollen Reinheit wird entfalten können, oder nicht. Das wird vielmehr stark davon abhängen, was mit diesem Banner in der Zwischenzeit vorgegangen sein wird. Ein Banner, dessen Farbe verblichen ist, kann für alle möglichen Zwecke dienen, es wird aber nie das Banner der internationalen, völkerbefreienden Sozialdemokratie sein.

Mit der Internationalität läßt sich nicht spielen. Wir müssen uns heute über ihren Wert klar sein, wenn wir ihren Geboten gerecht werden wollen.

Marx' „Zur Kritik der politischen Ökonomie"

Von Friedrich Engels.

Vorbemerkung des Herausgebers: Unter obigem Titel kann man dem Inhalt nach den Anfang einer unvollendeten Artikelserie zusammenfassen, die Engels im Jahre 1859 veröffentlichte. Diese Publikation geschah in jenem kurzlebigen Londoner Arbeiterblatt »Das Volk«, das, so reich an wenig bekanntem Material aus der Feder Marx' und Engels', perlengleich aus dem großen Kehrichthaufen der Londoner periodischen Emigrantenliteratur der nachachtundvierziger Zeit hervorleuchtet.

Es ist hier natürlich nicht der Ort, die Geschichte des Organs zu wiederholen, die schon Friedrich Leßner in der »Neuen Zeit«, XI, 1 (S. 748) und in Pernerstorfers »Deutsche Warte«, XVIII, Heft 1 (S. 155) kurz erzählte.[1] Nur so viel sei zur Sache gehörig bemerkt, daß Marx soeben seinen Vorläufer zum »Kapital«: »Zur Kritik der politischen Ökonomie«, Heft 1, bei Franz Duncker in Berlin hatte erscheinen lassen und daß der nominelle Redakteur des »Volk«, Biskamp, ihm angeboten hatte, das angezogene Werk zu besprechen, was auch in der Nr. 5 des Blattes, aber nur in der Form — nach Waschzettelart — geschah, daß längere Zitate aus dem Vorwort der »Kritik« gebracht wurden. Marx schrieb über diese Angelegenheit am 19. Juni 1859 an Engels:

> Biskamp wollte eine kurze Notiz über meine »Kritik der Ökonomie« usw. schreiben. Ich rief ihm ab, weil er nichts von der Sache versteht. Da er aber sich (im »Volk«) anheischig machte, einiges darüber zu sagen, bitte ich Dich, es für ihn zu tun. Kurz über die Methode und das Neue im Inhalt. Du würdest damit zugleich den Ton angeben für die Korrespondenten hier....

Und am 22. Juli erinnert Marx noch einmal an diese Angelegenheit:

> Falls Du etwas schreibst, wäre nicht zu vergessen: 1. daß der Proudhonismus in der Wurzel vernichtet ist; 2. daß gleich in der einfachsten Form, der der Ware, der spezifisch gesellschaftliche, keineswegs absolute Charakter der bürgerlichen Produktion analysiert ist.

Zu diesen Briefstellen von Marx erwidert am 25. Juli Engels: »Diese Woche kann ich den Artikel ... keinesfalls machen, das ist eine Arbeit, und dazu hätte ich etwas eher Notizen haben müssen.« Am 3. August aber hat er schon einen Teil der »Besprechung« fertig und schreibt: »Hierbei den Anfang des Artikels über Dein Buch. Sieh es genau durch, und wenn es Dir nicht gefällt, so zerreiße es und schreibe mir Deine Meinung....«

Marx scheint mit der »Arbeit« seines Freundes nicht allzuviel Mühe mehr gehabt zu haben. Am 6. und am 20. August erschienen — mehrere Spalten jedesmal einnehmend — Teile des Artikels. Der Rest sollte noch in einem dritten Abschnitt den eigentlichen Inhalt der »Kritik« erledigen. Hierzu kam es leider nicht mehr, da das »Volk« aus Mangel an Geld und Abonnenten sanft entschlief. Aber auch ohne diesen dritten Abschnitt ist der Torso wertvoll genug, um ausgegraben zu werden.

E. Drahn.

Ω Karl Marx: „Zur Kritik der politischen Ökonomie". Erstes Heft. Berlin, Franz Duncker, 1859.

I.

Auf allen wissenschaftlichen Gebieten haben die Deutschen längst ihre Ebenbürtigkeit, auf den meisten ihre Überlegenheit gegenüber den übrigen zivilisierten Nationen bewiesen. Nur eine Wissenschaft zählte keinen deutschen Namen unter ihren Koryphäen: die politische Ökonomie. Der Grund liegt auf der Hand. Die politische Ökonomie ist die theoretische Analyse der mo-

[1] Vergl. auch Marx' und Engels' Briefwechsel, Mai bis November 1859. Stuttgart 1913, Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

dernen bürgerlichen Gesellschaft und setzt dabei entwickelte bürgerliche Zustände voraus. Zustände, die in Deutschland seit den Reformations- und Bauernkriegen und besonders seit dem Dreißigjährigen Krieg jahrhundertelang nicht aufkommen konnten. Die Lostrennung Hollands vom Reiche drängte Deutschland vom Welthandel ab und reduzierte seine industrielle Entwicklung von vornherein auf die kleinlichsten Verhältnisse; und während die Deutschen sich so mühsam und langsam von den Verwüstungen der Bürgerkriege erholten, während sie alle ihre bürgerliche Energie, die nie sehr groß war, abarbeiteten im fruchtlosen Kampf gegen die Zollschranken und verrückten Handelsregulationen, die jeder kleine Duodezfürst und Reichsbaron der Industrie seiner Untertanen auflegte, während die Reichsstädte im Zunftkram (wohl: Zunftkram) und Patriziertum verkamen — währenddessen eroberten Holland, England und Frankreich die ersten Plätze im Welthandel, legten Kolonien auf Kolonien an und entwickelten die Manufakturindustrie zur höchsten Blüte, bis endlich England durch den Dampf, der seinen Kohlen- und Eisenlagern erst Wert gab, an die Spitze der modernen bürgerlichen Entwicklung trat. Solange aber noch der Kampf gegen so lächerlich antiquierte Reste Mittelalter zu führen war, wie sie bis 1830 die materielle bürgerliche Entwicklung Deutschlands fesselten, so lange war keine deutsche politische Ökonomie möglich. Erst mit der Errichtung des Zollvereins kamen die Deutschen in eine Lage, in der sie politische Ökonomie überhaupt nur *verstehen* konnten. Von dieser Zeit an begann in der Tat die Importation englischer und französischer Ökonomie zum Besten des deutschen Bürgertums. Bald bemächtigte sich das Gelehrten- und Bureaukratentum des importierten Stoffes und verarbeitete ihn in einer dem »deutschen Geist« nicht sehr kreditablen Weise. Aus dem Sammelsurium von schriftstellernden Industrierittern, Kaufleuten, Schulmeistern und Bureaukraten entstand dann eine deutsch-ökonomische Literatur, die an Fadaise, Seichtigkeit, Gedankenlosigkeit, Breite und Plagiarismus nur am deutschen Roman ein Seitenstück hat. Unter den Leuten mit praktischen Zwecken bildete sich zuerst die Schutzzöllnerschule der Industriellen aus, deren Autorität, List, immer noch das Beste ist, was die deutsche bürgerlich-ökonomische Literatur produziert hat, obwohl sein ganzes glorioses Werk von dem Franzosen Ferrier, dem theoretischen Urheber des Kontinentalsystems, abgeschrieben ist. Dieser Richtung gegenüber entstand in den vierziger Jahren die Freihandelsschule der Kaufleute in den Ostseeprovinzen, die die Argumente der englischen Freetrader in kindlichem, aber interessiertem Glauben nachlallten. Endlich unter den Schulmeistern und Bureaukraten, die die theoretische Seite der Disziplin zu behandeln hatten, gab es dürre Herbariensammler ohne Kritik wie Herr Rau, klugtuende Spekulanten, die die ausländischen Sätze ins unverdaute Hegelsche übersetzten wie Herr Stein, oder belletristisierende Ahrenleser auf dem »kulturhistorischen« Gebiet wie Herr Riehl. Was dabei denn schließlich herauskam, war die Kameralistik, ein von einer eklektisch-ökonomischen Sauce angespülter Brei von allerhand Allotriis, wie sie einem Regierungsreferendarius zum Staatsexamen nützlich zu wissen sind.

Während so Bürgertum, Schulmeistertum und Bureaukratie in Deutschland sich noch abmühten, die ersten Elemente der englisch-französischen Ökonomie als unantastbare Dogmen auswendig zu lernen und sich einigermaßen klarzumachen, trat die deutsche proletarische Partei auf. Ihr ganzes theore-

tisches Dasein ging hervor aus dem Studium der politischen Ökonomie, und von dem Augenblick ihres Auftretens datiert auch die wissenschaftliche, selbständige deutsche Ökonomie. Diese deutsche Ökonomie beruht wesentlich auf der materialistischen Auffassung der Geschichte, deren Grundzüge in der Vorrede des oben zitierten Werkes kurz dargelegt sind. Diese Vorrede ist der Hauptsache nach bereits im »Volk« abgedruckt worden, weshalb wir darauf verweisen. Es war nicht nur für die Ökonomie, es war für alle historischen Wissenschaften (und alle Wissenschaften sind historisch, welche nicht Naturwissenschaften sind) eine revolutionierende Entdeckung dieser Satz: »daß die Produktionsweise des materiellen Lebens den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt bedingt«; daß alle gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse, alle religiösen und Rechtssysteme, alle theoretischen Anschauungen, die in der Geschichte auftauchen, nur dann zu begreifen sind, wenn die materiellen Lebensbedingungen der jeweiligen entsprechenden Epoche begriffen sind und erstere aus diesen materiellen Bedingungen abgeleitet werden. »Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt.« Der Satz ist so einfach, daß er für jeden sich von selbst verstehen müßte, der nicht in idealistischem Schwindel festgerannt ist. Aber die Sache hat nicht nur für die Theorie, sondern auch für die Praxis höchst revolutionäre Konsequenzen: »Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen dieser Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolutionen ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Überbau langsamer oder rascher um.... Die bürgerlichen Produktionsverhältnisse sind die letzte antagonistische Form des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, antagonistisch nicht im Sinne von individuellem Antagonismus, sondern eines aus den gesellschaftlichen Lebensbedingungen der Individuen hervorwachsenden Antagonismus, aber die im Schoße der bürgerlichen Gesellschaft sich entwickelnden Produktivkräfte schaffen zugleich die materiellen Bedingungen zur Lösung dieses Antagonismus.« Die Perspektive auf eine gewaltige, auf die gewaltigste Revolution aller Zeiten eröffnet sich uns also sofort bei weiterem Verfolgen unserer materialistischen These und bei ihrer Anwendung auf die Gegenwart. Es zeigt sich aber auch sofort bei näherer Betrachtung, daß der anscheinend so einfache Satz, daß das Bewußtsein der Menschen von ihrem Sein abhängt und nicht umgekehrt, gleich in seinen ersten Konsequenzen allem Idealismus, auch dem versteckteften, direkt vor den Kopf stößt. Sämtliche hergebrachte und angewöhnte Anschauungen über alles Geschichtliche werden durch ihn negiert. Der ganze traditionelle Modus des politischen Räsonierens fällt zu Boden; der patriotische Edelmut sträubt sich entrüstet gegen solch gesinnungslose Auffassung. Die neue Anschauungsweise stieß daher notwendig an, nicht nur bei Repräsentanten des Bürgertums, sondern auch bei der Masse der französischen Sozialisten, die die Welt mit der Zauberformel: liberté, égalité, fraternité aus den Angeln heben wollen.

Großen Zorn aber erregte sie vollends bei den deutschen vulgärdemokratischen Schreiern. Trotzdem haben sie mit Vorliebe versucht, die neuen Ideen plagiarisch auszubeuten, jedoch mit seltenem Mißverständnis.

Die Entwicklung der materialistischen Auffassung auch nur an einem einzigen historischen Exempel war eine wissenschaftliche Arbeit, die jahrelang ruhige Studien erfordert hätte, denn es liegt auf der Hand, daß hier mit der bloßen Phrase nichts zu machen ist, daß nur massenhaftes, kritisch gesichtetes, vollständig bewältigtes, historisches Material zur Lösung einer solchen Aufgabe befähigen kann. Die Februarrevolution warf unsere Partei auf die politische Bühne und machte ihr die Verfolgung rein wissenschaftlicher Zwecke damit unmöglich. Trotzdem geht die Grundanschauung als ein roter Faden durch alle literarischen Produktionen der Partei durch. In ihnen allen ist bei jedem einzelnen Falle nachgewiesen, wie die Aktion jedesmal an direkten materiellen Anstößen, nicht aber aus den sie begleitenden Phrasen entsprang, wie im Gegenteil die politischen und juristischen Phrasen ebenso aus den materiellen Anstößen hervorgingen wie die politische Aktion und ihre Resultate. Als nach der Niederlage der Revolution von 1848/49 ein Zeitpunkt eintrat, wo die Einwirkung auf Deutschland, vom Ausland aus, mehr und mehr unmöglich wurde, überließ unsere Partei das Feld des Emigrantengezänks — denn das blieb die einzig mögliche Aktion — der vulgären Demokratie. Während diese sich nach Herzenslust herumhetzte, sich heute katzbalgte, um morgen zu fraternisieren und übermorgen wieder ihre ganze schmutzige Wäsche vor der Welt auswusch, während sie durch ganz Amerika betteln ging, um gleich darauf über die Verteilung der paar erbeuteten Taler neuen Skandal anzurichten — war unsere Partei froh, wieder einige Ruhe zum Studieren zu finden. Sie hatte den großen Vorzug, eine neue wissenschaftliche Anschauung zur theoretischen Grundlage zu haben, deren Ausarbeitung ihr hinreichend zu tun gab; schon deswegen konnte sie nie so tief verkommen wie die »großen Männer« der Emigration.

Die erste Frucht dieser Studien ist das vor uns liegende Buch.

II.

In einer Schrift wie der vorliegenden kann von einer bloß desultorischen Kritik einzelner Kapitel aus der Ökonomie, von der abgesonderten Behandlung dieser oder jener ökonomischen Streitfrage nicht die Rede sein. Sie ist vielmehr von vornherein auf eine systematische Zusammenfassung des gesamten Komplexes der ökonomischen Wissenschaft angelegt, auf eine zusammenhängende Entwicklung der Gesetze der bürgerlichen Produktion und des bürgerlichen Austausches. Da die Ökonomen nichts anderes sind als die Dolmetscher und Apologeten dieser Gesetze, so ist diese Entwicklung zugleich die Kritik der gesamten ökonomischen Literatur. Seit Hegels Tod ist kaum ein Versuch gemacht worden, eine Wissenschaft in ihrem eigenen, inneren Zusammenhang zu entwickeln. Die offizielle Hegelsche Schule hatte von der Dialektik des Meisters nur die Manipulation der allereinfachsten Kenntnisse sich angeeignet, die sie auf alles und jedes, und oft noch mit lächerlichem Ungeschick anwandte. Die ganze Hinterlassenschaft Hegels beschränkte sich für sie auf eine pure Schablone, mit deren Hilfe jedes Thema zurechtkonstruiert wurde, und auf ein Register von Wörtern und Wendungen, die keinen anderen Zweck mehr hatten, als sich zur rechten Zeit einzustellen, wo Gedanken und positive Kenntnisse fehlten. So kam es, daß, wie ein Bonner

Professor sagte, diese Hegelianer von nichts etwas verstanden, aber über alles schreiben konnten. Es war freilich auch danach. Indessen hatten doch diese Herren, trotz ihrer Süffisance, so sehr das Bewußtsein ihrer Schwäche, daß sie sich von großen Aufgaben möglichst fernhielten; die alte Zopfwissenschaft behauptete ihr Terrain durch Überlegenheit an positivem Wissen; und als erst Feuerbach dem spekulativen Begriff aufgekündigt hatte, schlief die Hegelei allmählich ein, und es schien, als habe das Reich der alten Metaphysik mit ihren fixen Kategorien von neuem in der Wissenschaft begonnen.

Die Sache hatte ihren natürlichen Grund. Auf das Regime der Hegelschen Diadochen, das sich in pure Phrasen verlaufen hatte, folgte naturgemäß eine Epoche, in der der positive Inhalt der Wissenschaft wieder die formelle Seite überwog. Deutschland warf sich aber auch gleichzeitig mit einer ganz außerordentlichen Energie auf die Naturwissenschaften, entsprechend der gewaltigen bürgerlichen Entwicklung seit 1848; und mit dem Modewerden dieser Wissenschaften, in denen die spekulative Richtung nie zu irgendwelcher bedeutenden Geltung gekommen war, riß auch die alte metaphysische Manier des Denkens bis auf die äußerste Wolffsche Plattheit wieder ein.

Hegel war verschollen, es entwickelte sich der neue naturwissenschaftliche Materialismus, der sich von dem des achtzehnten Jahrhunderts theoretisch fast gar nicht unterscheidet und meist nur das reichere, naturwissenschaftliche, namentlich chemische und physiologische Material voraus hat. Bis zur äußersten Plattfüde reproduziert finden wir die bornierte Philisterdenkweise der vorkantischen Zeit bei Büchner und Vogt, und selbst Moleschott, der auf Feuerbach schwört, reitet sich jeden Augenblick auf höchst ergötzliche Weise zwischen den allereinfachsten Kategorien fest. Der steife Karrengaul des bürgerlichen Alltagsverstandes stockt natürlich verlegen vor dem Graben, der Wesen von Erscheinung, Ursache von Wirkung trennt; wenn man aber auf das sehr kupierte Terrain des abstrakten Denkens Parforcejagen geht, so muß man keine Karrengäule reiten.

Hier war also eine andere Frage zu lösen, die mit der politischen Ökonomie an sich nichts zu tun hat. Wie war die Wissenschaft zu behandeln? Auf der einen Seite lag die Hegelsche Dialektik vor, in der ganz abstrakten, »spekulativen« Gestalt, worin Hegel sie hinterlassen; auf der anderen Seite die ordinäre, jetzt wieder Mode gewordene, wesentlich wolfisch-metaphysische Methode, in der auch die bürgerlichen Ökonomen ihre zusammenhanglosen dicken Bücher geschrieben. Diese letztere war durch Kant und namentlich Hegel theoretisch so vernichtet, daß nur Trägheit und der Mangel einer anderen einfachen Methode ihre praktische Fortexistenz möglich machen konnten. Andererseits war die Hegelsche Methode in ihrer vorliegenden Form absolut unbrauchbar. Sie war wesentlich idealistisch, und hier galt es die Entwicklung einer Weltanschauung, die materialistischer war als alle früheren. Sie ging vom reinen Denken aus, und hier sollte von den hartnäckigsten Tatsachen ausgegangen werden. Eine Methode, die ihrem eigenen Geständnis nach »von nichts durch nichts zu nichts kam«, war in dieser Gestalt hier keineswegs am Platze. Trotzdem war sie von allem vorliegenden logischen Material das einzige Stück, an das wenigstens angeknüpft werden konnte. Sie war nicht kritisiert, nicht überwunden worden; keiner der Gegner des großen

Dialektikers hatte Bresche in ihren stolzen Bau schießen können; sie war verschollen, weil die Hegelsche Schule nichts mit ihr anzufangen gewußt hatte. Vor allen Dingen galt es also, die Hegelsche Methode einer durchgreifenden Kritik zu unterwerfen.

Was Hegels Denkweise vor der aller anderen Philosophen auszeichnete, war der enorme historische Sinn, der ihr zugrunde lag. So abstrakt und idealistisch die Form, so sehr ging doch immer seine Gedankenentwicklung parallel mit der Entwicklung der Weltgeschichte, und letztere soll eigentlich nur die Probe auf die erstere sein. Wenn dadurch auch das richtige Verhältnis umgedreht und auf den Kopf gestellt wurde, so kam doch überall der reale Inhalt in die Philosophie hinein; um so mehr, als Hegel sich dadurch von seinen Schülern unterschied, daß er nicht wie sie auf Ignoranz pochte, sondern einer der gelehrtesten Köpfe aller Zeiten war. Er war der erste, der in der Geschichte eine Entwicklung, einen inneren Zusammenhang nachzuweisen versuchte, und wie sonderbar uns auch manches in seiner Philosophie der Geschichte jetzt vorkommen mag, so ist die Großartigkeit der Grundanschauung selbst heute noch bewundernswert, mag man seine Vorgänger oder gar diejenigen mit ihm vergleichen, die nach ihm über Geschichte sich allgemeine Reflexionen erlaubt haben. In der Phänomenologie, der Ästhetik, der Geschichte der Philosophie, überall geht diese großartige Auffassung der Geschichte durch, und überall wird der Stoff historisch, im bestimmten, wenn auch abstrakt verdrehten Zusammenhang mit der Geschichte behandelt.

Diese epochemachende Auffassung der Geschichte war die direkte theoretische Voraussetzung der neuen materialistischen Anschauung, und schon hierdurch ergab sich ein Anknüpfungspunkt auch für die logische Methode. Hatte diese verschollene Dialektik schon vom Standpunkt des »reinen Denkens« aus zu solchen Resultaten geführt, war sie zudem wie spielend mit der ganzen früheren Logik und Metaphysik fertig geworden, so mußte jedenfalls mehr an ihr sein als Sophisterei und Haarspalterei. Aber die Kritik dieser Methode, vor der die ganze offizielle Philosophie sich gescheut hatte und noch scheut, war keine Kleinigkeit.

Marx war und ist der einzige, der sich der Arbeit unterziehen konnte, aus der Hegelschen Logik den Kern herauszuschälen, der Hegels wirkliche Entdeckungen auf diesem Gebiet umfaßt, und die dialektische Methode, entkleidet von ihren identistischen (idealistischen) Umhüllungen, in der einfachen Gestalt herzustellen, in der sie die allein richtige Form der Gedankenentwicklung wird. Die Herausarbeitung der Methode, die Marx' Kritik der politischen Ökonomie zugrunde liegt, halten wir für ein Resultat, das an Bedeutung kaum der materialistischen Grundanschauung nachsteht.

Die Kritik der Ökonomie, selbst nach gewonnener Methode, konnte noch auf zweierlei Weise angelegt werden: historisch oder logisch. Da in der Geschichte wie in ihrer literarischen Abspiegelung die Entwicklung im ganzen und großen auch von den einfachsten zu den kompliziertesten Verhältnissen fortgeht, so gab die literargeschichtliche Entwicklung der politischen Ökonomie einen natürlichen Leitfaden, an der (den) die Kritik anknüpfen konnte, und im ganzen und großen würden die ökonomischen Kategorien dabei in derselben Reihenfolge erscheinen wie in der logischen Entwicklung. Diese Form hat scheinbar den Vorzug größerer Klarheit, da ja die wirkliche Entwicklung verfolgt wird, in der Tat aber würde sie dadurch höchstens po-

pulärer werden. Die Geschichte geht oft sprungweise und im Zickzack und müßte hierbei überall verfolgt werden, wodurch nicht nur viel Material von geringer Wichtigkeit aufgenommen, sondern auch der Gedankengang oft unterbrochen werden müßte; zudem ließe sich die Geschichte der Ökonomie nicht schreiben ohne die der bürgerlichen Gesellschaft, und damit würde die Arbeit unendlich, da alle Vorarbeiten fehlen. Die logische Behandlungsweise war also allein am Platz. Diese aber ist in der Tat nichts anderes als die historische, nur entkleidet der historischen Form und der störenden Zufälligkeiten. Womit diese Geschichte anfängt, damit muß der Gedankengang ebenfalls anfangen, und sein weiterer Fortgang wird nichts sein als das Spiegelbild, aber korrigiert nach Gesetzen, die der wirkliche geschichtliche Verlauf selbst an die Hand gibt, indem jedes Moment auf dem Entwicklungspunkt seiner vollen Reife, seiner Klassizität betrachtet werden kann.

Wir gehen bei dieser Methode aus von dem ersten und einfachsten Verhältnis, das uns historisch, faktisch vorliegt, hier also von dem ersten ökonomischen Verhältnis, das wir vorfinden. Dies Verhältnis zergliedern wir. Darin, daß es ein *Verhältnis* ist, liegt schon, daß es zwei Seiten hat, die sich *zueinander verhalten*. Jede dieser Seiten wird für sich betrachtet; daraus geht hervor die Art ihres gegenseitigen Verhaltens, ihre Wechselwirkung. Es werden sich Widersprüche ergeben, die eine Lösung verlangen. Da wir aber hier nicht einen abstrakten Gedankenprozeß betrachten, der sich in unseren Köpfen allein zuträgt, sondern einen wirklichen Vorgang, der sich zu irgendeiner Zeit wirklich zugetragen hat oder noch zuträgt, so werden *auch diese* Widersprüche in der Praxis sich entwickelt und wahrscheinlich ihre Lösung gefunden haben. Wir werden die Art dieser Lösung verfolgen und finden, daß sie durch Herstellung eines neuen Verhältnisses bewirkt worden ist, dessen zwei entgegengesetzte Seiten wir nunmehr zu entwickeln haben werden usw.

Die politische Ökonomie fängt an mit der *Ware*, mit dem Moment, wo Produkte — sei es von einzelnen, sei es von naturwüchsigen Gemeinwesen — gegeneinander ausgetauscht werden. Das Produkt, das in den Austausch tritt, ist Ware. Es ist aber bloß dadurch Ware, daß sich an das *Ding*, das Produkt, ein *Verhältnis* zwischen zwei Personen oder Gemeinwesen knüpft, das Verhältnis zwischen dem Produzenten und dem Konsumenten, die hier nicht mehr in derselben Person vereinigt sind. Hier haben wir gleich ein Beispiel einer eigentümlichen Tatsache, die durch die ganze Ökonomie durchgeht und in den Köpfen der bürgerlichen Ökonomie böse Verwirrung angerichtet hat. Die Ökonomie handelt nicht von den Dingen, sondern von Verhältnissen zwischen Personen und in letzter Instanz zwischen Klassen; diese Verhältnisse sind aber stets *an Dinge gebunden* und *erscheinen als Dinge*. Diesen Zusammenhang, der in einzelnen Fällen diesem oder jenem Ökonomen allerdings aufgedämmert ist, hat Marx zuerst in seiner Geltung für die ganze Ökonomie aufgedeckt und dadurch die schwierigsten Fragen so einfach und klar gemacht, daß jetzt selbst die bürgerlichen Ökonomen sie werden begreifen können.

Betrachten wir nun die Ware nach ihren verschiedenen Seiten hin, und zwar die Ware, wie sie sich vollständig entwickelt hat, nicht wie sie sich im naturwüchsigen Tauschhandel zweier ursprünglicher Gemeinwesen erst mühsam entwickelt, so stellt sie sich uns dar unter den beiden Gesichtspunkten von

Gebrauchswert und Tauschwert, und hier treten wir sofort auf das Gebiet der ökonomischen Debatte. Wer ein schlagendes Exempel davon haben will, daß die deutsche dialektische Methode auf ihrer jetzigen Ausbildungsstufe der alten platt-kannegießernden, metaphysischen wenigstens ebenso überlegen ist wie die Eisenbahnen den Transportmitteln des Mittelalters, der lese bei Adam Smith oder irgendeinem anderen offiziellen Ökonomen von Ruf, welche Qual diesen Herren der Tauschwert und der Gebrauchswert machte, wie schwer es ihnen wird, sie ordentlich auseinanderzuhalten und jeden in seiner eigentümlichen Bestimmtheit zu fassen, und vergleiche dann die klare, einfache Entwicklung bei Marx. Nachdem nun Gebrauchswert und Tauschwert entwickelt sind, wird die Ware als unmittelbare Einheit dargestellt, wie sie in den Austauschprozeß eintritt. Welche Widersprüche sich hier ergeben, mag man Pagina 20, 21 nachlesen. Wir bemerken nur, daß diese Widersprüche nicht bloß theoretisches, abstraktes Interesse haben, sondern zugleich die aus der Natur des unmittelbaren Austauschverhältnisses, des einfachen Tauschhandels, hervorgehenden Schwierigkeiten, die Unmöglichkeiten widerspiegeln, auf die diese erste rohe Form des Austausches notwendig hinausläuft. Die Lösung dieser Unmöglichkeiten findet sich darin, daß die Eigenschaft, den Tauschwert aller anderen Waren zu repräsentieren, auf eine spezielle Ware übertragen wird — das Geld. Das Geld oder die einfache Zirkulation wird nun im zweiten Kapitel entwickelt, und zwar 1. das Geld als Maß der Werte, wobei dann der im Geld gemessene Wert, der Preis, seine nähere Bestimmung erhält; 2. als Zirkulationsmittel und 3. als Einheit beider Bestimmungen als reales Geld, als Repräsentant des ganzen materiellen bürgerlichen Reichtums. Hiermit schließt die Entwicklung des ersten Heftes, dem zweiten den Übergang des Geldes ins Kapital vorbehaltend.

Man sieht, wie bei dieser Methode die logische Entwicklung durchaus nicht genötigt ist, sich im rein abstrakten Gebiet zu halten. Im Gegenteil, sie bedarf der historischen Illustration, der fortwährenden Berührung mit der Wirklichkeit. Diese Belege sind daher auch in großer Mannigfaltigkeit eingeschoben, und zwar sowohl Hinweisungen auf den wirklichen historischen Verlauf auf verschiedenen Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung wie auch auf die ökonomische Literatur, in denen die klare Herausarbeitung der Bestimmungen der ökonomischen Verhältnisse von Anfang an verfolgt wird. Die Kritik der einzelnen mehr oder minder einseitigen oder verworrenen Auffassungsweisen ist dann im wesentlichen schon in der logischen Entwicklung selbst gegeben und kann kurz gefaßt werden. — —

Der Zusammenbruch des Zarismus.

Von A. Stein.

Bei Beginn und in der ersten Hälfte des Krieges haben die russischen Armeen durch ihre Kampfkraft in der Offensive wie in der Defensive, durch ihre Führung und Ausrüstung allgemein überrascht. Sie leisteten weit mehr, als man vielfach nicht nur in Westeuropa, sondern auch in vielen russischen Kreisen selbst erwartet hatte. Mit Recht wiesen ernste militärische Schriftsteller nach den ersten Kriegsmonaten darauf hin, daß man es in der rus-

sischen Armee mit einem keineswegs zu unterschätzenden Gegner zu tun habe. Der Verlauf des ersten Kriegsjahres zeigte die Berechtigung dieser Mahnungen, denn es hat enormer Anstrengungen bedurft, um die Flut der heranmarschierenden russischen Armeen zurückzudrängen, Galizien zu befreien, den Wall der russischen Armeen in Westpolen ins Wanken zu bringen, die Kette der Weichsel- und Njemenfestungen zu zerbrechen und die sich zurückziehenden russischen Kräfte immer weiter ins Innere des Landes zu drängen.

Die angeführte Kennzeichnung der russischen militärischen Kraft bezieht sich freilich nur auf die Zeit *vor* der Durchbrechung der russischen Front. Was sich nachher abspielte, war, trotz einzelner Episoden entgegengesetzten Charakters, nichts weiter als die *Auflösung* der militärischen Kraft Rußlands mit allen ihren demoralisierenden Begleiterscheinungen. Faßt man die militärischen Ereignisse an der Ostfront rückschauend zusammen, so scheint es, als hätte das russische Reich unter Anspannung aller seiner Kräfte einen eisernen Wall bis an die Grenzen Ostpreußens und hart an den Rand der Karpathen hinausgeschoben, der so lange hielt, bis der Durchbruch der Verbündeten in Galizien den ganzen Wall ins Wanken brachte. Das Schwert, das Rußland sich geschmiedet, zerbrach in wenigen Wochen, nachdem das Beharrungsvermögen und der innere Zusammenhalt der einzelnen Teile der russischen Front vernichtet worden waren.

Die anfängliche Schlagkraft der russischen Armeen überraschte deshalb, weil man nach den Erfahrungen des Russisch-Japanischen Krieges weder an eine starke Defensive noch an eine leistungsfähige Offensive der russischen Armeen ernstlich geglaubt hatte. Man hatte die intensive Reformarbeit auf militärischem Gebiet übersehen, die das geschlagene Rußland mit Unterstützung der dritten und der vierten Duma, das heißt der beiden »Volksvertretungen« nach dem Staatsstreich vom 16. Juni 1907 vollbracht hatte. War das letzte Jahrzehnt auf allen Gebieten des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens Rußlands eine Periode der fieberhaften Anpassung des emporstrebenden Kapitalismus in Stadt und Land an die bestehenden feudalen Überreste, so war es zugleich auch für Rußland eine Zeit des rastlosen Ausbaues der militärischen Kräfte zu Wasser und zu Lande, eine Zeit der fieberhaften Beteiligung an dem allgemeinen Wettrüsten der europäischen Mächtekoalitionen, in denen das russische Reich eine Rolle spielte, die weder seinen Kräften noch seiner wirtschaftlichen und politischen Entwicklungshöhe entsprach. Als furchtgebietendes Glied einer der europäischen Koalitionen, die mit der anderen um die Weltherrschaft rang, betrat das im japanischen Kriege geschlagene, erniedrigte Rußland fast verjüngt die Bahn des Imperialismus, und das um seine Reformforderungen betrogene, gedemütigte russische Bürgertum spannte sich voll neuer Zukunftshoffnungen vor den Wagen des Militarismus und Imperialismus.

Der tätigen Mitarbeit der russischen Bourgeoisie ist es vor allem zu verdanken, daß der nur notdürftig aufgeputzte Zarismus in wenigen Jahren so ansehnliche Leistungen auf militärischem Gebiet vollbracht hat. Die speziell für die Zwecke des Heeres und der Marine geschaffene »Landesverteidigungskommission« der Duma hat rastlos gearbeitet, und namentlich der Energie ihrer bürgerlichen Mitglieder (in der dritten Duma unter Führung des Oktobristen Gutschkoff) ist es zu verdanken, daß eine Anzahl Mißstände in der

Armee und in der Marine beseitigt und das russische Heer leistungsfähiger gemacht worden ist.

Freilich, das Grundübel der militärischen Verwaltung, wie jeder Verwaltung überhaupt in Rußland, die Untüchtigkeit und Korruption der leitenden Männer konnte die Duma des Staatsstreichs um so weniger beseitigen, als sie selbst sich auf den Boden des bestehenden Regimes gestellt hatte und sich vor allem darum bemühte, durch Anpassung an das alte Regiment Vorteile für jene Schichten der »Gesellschaft« herauszuschlagen, als deren Wortführerin sie auftrat. Es ist in der dritten und vierten Duma mehrfach zu scharfen Konflikten zwischen der oktobristischen Regierungsmehrheit und der Regierung in Heeres- und Marineangelegenheiten gekommen. Doch immer triumphierte, trotz einiger Scheinkonzessionen, die Unverantwortlichkeit des alten feudalen Regiments, das sich von den »Strebern« aus den Reihen der Plutokratie die unbeschränkte Macht über die bewaffneten Kräfte des Landes nicht verkürzen lassen wollte.

Die Folgen dieses Systems erntet die russische Bourgeoisie bei dem jetzigen Zusammenbruch. Aber auch die zweite Hauptursache der militärischen Niederlagen ist zu einem großen Teil auf das Konto der russischen Bourgeoisie zu setzen. Sie hat es vor einem Jahrzehnt nicht verstanden, die günstige Situation auszunützen und der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung des Landes freie Bahn zu schaffen. Sie hat sich vielmehr im Kampfe gegen das Proletariat und den Fortschritt in den Dienst der herrschenden Gewalten gestellt und der Parole: »Bereichert euch!« ihre politischen Zukunftshoffnungen geopfert. Die Folge war jetzt, daß Hunderttausende von Soldaten, die unter die Fahnen berufen wurden, um das »Vaterland« zu verteidigen, ihrer Pflicht nur als willenlose Werkzeuge der staatlichen Unterdrückungsmaschine nachkamen, denn daheim kannten sie nur Not und Elend, Rechtlosigkeit und Vergewaltigung.

Und doch hat das Gros der russischen Armeen in den ersten neun Monaten des Krieges sicherlich mit Begeisterung gekämpft. Das Bewußtsein, Haus und Hof und heimatliche Scholle zu verteidigen, schuf in diesem Kriege eine andere Atmosphäre als während des japanischen Krieges, der im Bewußtsein des russischen Volkes ein »fremder«, ein »unnützer« Krieg war. Das Bewußtsein, Hand in Hand mit den fortgeschrittensten Ländern des Westens, England und Frankreich, zu kämpfen, und die weitverbreitete Überzeugung, daß Rußland angegriffen worden war, taten das Ihrige, um die Schlagkraft der Armeen zu erhöhen. Bei den Daheimgebliebenen kam zu diesen Stimmungen und Erwägungen noch die Hoffnung, daß eine Folge des Krieges die »Erneuerung« Rußlands sein werde. Jeder verstand darunter etwas anderes: der Bauer — Land, der unterdrückte und rechtlose »Fremdstämmige« — Gleichberechtigung, der »Intellektuelle« — politische Freiheit, der Fabrikant und Kaufmann — neue Absatzgebiete, einen freien Zugang zum Weltmeer, vorteilhafte Handelsverträge, der Bureaukrat und Junker — neue Länder, die seinem Machtwort, seiner Herrschaft unterworfen sein würden.

Die Erwartungen zerrannen eine nach der anderen. Am ehesten die Erwartungen auf Gleichberechtigung und politische Reformen. Die bürgerlichen Parteien, auch die Kadettenpartei inbegriffen, hatten sich so begeistert vor den Wagen des Krieges gespannt, sie hatten so rückhaltlos der Regierung

Beifall geklatscht und mit solcher Entrüstung jeden Gedanken von sich gewiesen, in der jetzigen schwierigen Situation Reformversprechungen zu »erpressen«, daß die Regierung ohne jede Schwierigkeit den proklamierten Burgfrieden ausnützen konnte, um in der inneren Politik einen Kurs einzuleiten, der an Bösartigkeit und reaktionärer Heftigkeit alle bisherigen Reaktionsperioden in den Schatten stellte. Wozu auch Reformen, wenn alle, wie die »Nowoje Wremja« sich ausdrückte, schon ohnedem Nationalisten geworden waren? Den Schaden sah freilich die Regierung später. Es hat aber nie zu den Vorzügen einer selbstherrlichen Bureaukratie gehört, über den Tag hinaus zu denken, und so nahm denn auch die russische Bureaukratie, die selbstherrlich im Reiche und im eroberten Galizien waltete, gierig jede Gelegenheit wahr, um ihre Positionen zu festigen. Das Bürgertum träumte indessen von Konstantinopel und den Dardanellen.

Aber nur allzubald trat die Ernüchterung ein. Schon während der kurzen Februarsession der Duma machten die Abgeordneten, wie die liberale Presse jetzt verrät, die Regierung auf zahlreiche Mißstände, auf verbrecherische Vergehen militärischer Führer und Administratoren aufmerksam. Der Erfolg war gleich Null. Denn wie sollte auch die Regierung die Kritik von Abgeordneten beachten, die in geheimen Sitzungen als Kläger auftreten, dagegen im Plenum die »heilige Einigkeit« demonstrieren und die Annexionswünsche der Regierung nicht nur unterstützen, sondern sie direkt zu immer größeren Eroberungen auffordern. Alles blieb beim alten, bis mit einem Male der Zusammenbruch da war. Als die eiserne Mauer, die sich von der Ostsee bis zur Bukowina erstreckte, plötzlich ins Wanken kam, als Galizien geräumt wurde und die Weichsel- und Njemenfestungen wie Kartenhäuser zusammenbrachen, da erwies es sich, daß das stählerne Schwert, das das bürgerliche Rußland in den Händen zu halten vermeinte, ein gußeisernes war, das in Stücke zersprang. Und da erwies es sich auch, daß das Bleigewicht, das auf allen gelastet, ebenso in Stücke zersprang, und daß das Phantom der heiligen Einigkeit, das das Bürgertum sich geschaffen, vor dem Ansturm der Ereignisse plötzlich in Nebel zerfloß.

Am heftigsten äußerte sich die Empörung zunächst bei den Gesellschaftsklassen, die den Krieg unterstützten und von seinen bisherigen Ergebnissen bitter enttäuscht waren. War es schon für den Fabrikanten, den Kaufmann eine heftige Enttäuschung, daß der Traum von der Beherrschung der Meerengen in der Ferne verschwand, so forderte die Tatsache, daß der Feind immer tiefer ins Land eindrang, daß Ströme von Flüchtlingen sich über die innerrussischen Gebiete ergossen, daß eine Provinz nach der anderen vom Feinde besetzt wurde, gebieterisch seine Einmischung in die innere Politik. In den letzten Monaten fand denn auch eine so umfassende und tiefgehende Bewegung im russischen Bürgertum statt, daß der Umwandlungsprozeß, den Rußland jetzt durchmacht, nur in Verbindung mit ihr verstanden werden kann.

Zunächst ist hervorzuheben, daß der Mittelpunkt dieser Bewegung Moskau und das zentralrussische Industriegebiet sind. Nicht die Petersburger »Intellektuellen«, sondern die Moskauer Fabrikanten und Börsenmänner stehen an der Spitze der Bewegung, die mit der bureaukratischen Regierung um die Macht ringt. Diese Tatsache dokumentiert sich auch in der höchst interessanten Erscheinung, daß die gemäßigte liberale Partei der Progressisten, die sich hauptsächlich auf die Bourgeoisie der zentral-

russischen Gouvernements stützt, in den inneren Kämpfen der letzten Monate weit entschlossener und rücksichtsloser aufgetreten ist als die zu schwächlicher Politikasterei neigende, zwischen den einzelnen Schichten des Bürgertums hin und her schwankende Kadettenpartei.

Bildete Moskau schon vor dem Kriege den wichtigsten Mittelpunkt der kapitalistischen Kreise des Bürgertums, so hat der Krieg seine Funktion auf diesem Gebiet noch um vieles verstärkt. Den Boden dafür bildet der enorme wirtschaftliche Aufschwung, den Moskau und das ganze zentralrussische Industriegebiet seit Kriegsbeginn durchmachen. Die Textilfabriken des ganzen Rayons sind mit Heereslieferungen so überhäuft, daß sie den Bedarf der Bevölkerung bei weitem nicht zu decken vermögen. Zahlreiche Fabriken sind für die Beschaffung von Munition und sonstigen für das Heer notwendigen Erzeugnissen im Moskauer Rayon, der sicherer und günstiger liegt, hergerichtet worden. Hierzu kommt, daß seit der Besetzung Polens mit seiner starken Industrie der Hauptkonkurrent der zentralrussischen Industrie ausgeschaltet ist. Ein Strom von Gold ergießt sich deshalb ununterbrochen in die Taschen der Moskauer Industriellen, die an der Spitze derer stehen, die nicht nur alle Zweige der Industrie für den Krieg »mobilisieren«, sondern vor allem bedacht sind, den größten materiellen Nutzen aus dem Kriege zu ziehen. Für sie ist der Krieg in erster Linie ein vorteilhaftes Geschäft. In ihren Kreisen nur konnte eine Ideologie entstehen, die Professor Migulin, einer der Hauptvertreter der offiziellen Nationalökonomie und ständiges Mitglied der wichtigsten Finanzkommissionen, in der »Nowoje Wremja« folgendermaßen formuliert hat:

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Rußland über unerschöpfliche Ressourcen zur Fortsetzung des Krieges verfügt. Mehr noch. Bei einer richtigen Wirtschafts- und Finanzpolitik kann der Krieg in einer Weise fortgesetzt werden, daß das Land keineswegs wirtschaftlich ruiniert wird.... Das Geld, das für den Krieg verwendet wird, bleibt innerhalb des Landes und muß seinen wirtschaftlichen Aufschwung fördern. Wenn die Kriegslieferungen im Lande selbst angefertigt werden, mit Hilfe neugegründeter oder den Bedürfnissen angepaßter alter Betriebe, so werden wir uns allmählich von der wirtschaftlichen Abhängigkeit vom Ausland befreien und eine kolossale innere Industrie entwickeln, die uns auch nach Beendigung des Krieges in den Stand setzen wird, auf dem Wege der wirtschaftlichen Belebung unserer Heimat vorwärtszuschreiten. Rußland braucht die Fortsetzung des Krieges nicht zu fürchten; es hat noch viel Pulver in seinen Pulverfässern. Rußland hat nur eines zu fürchten: eine vorzeitige Beendigung des Krieges, einen vorzeitigen Friedensschluß.

Diese kurzen Sätze gestatten einen tiefen Einblick nicht bloß in den wirtschaftlichen Hintergrund des Krieges, sondern auch in das Hin und Her der politischen Begebenheiten in Rußland, die jetzt die Aufmerksamkeit der ganzen Welt fesseln. Das Glaubensbekenntnis der kapitalkräftigen Schichten der russischen Bourgeoisie lautet: 1. Fortsetzung des Krieges um jeden Preis, 2. Mobilisation der Industrie und aller gesellschaftlichen Kräfte zur »Organisation des Sieges«. Den Wunsch zur Fortsetzung des Krieges diktiert der russischen Bourgeoisie nicht bloß die Hoffnung auf ein gutes Geschäft, sondern auch die Furcht vor dem wirtschaftlichen Niedergang im Fall eines deutschen Sieges. Ob berechtigt oder nicht: die russische Bourgeoisie ist sich darin einig, daß ein deutscher Sieg Rußland in eine »deutsche Kolonie« verwandeln würde.

Hierzu kommt, daß die russische Bourgeoisie den Einfluß des deutschen Finanz- und Industriekapitals auf das russische Wirtschaftsleben zurückzudrängen hofft. Belaufen sich doch nach annähernden Schätzungen[1] die finanzkapitalistischen Interessen Deutschlands in Rußland auf mindestens 4 Milliarden Mark (darunter sind freilich 3 Milliarden in russischen Staatspapieren angelegt). Aus diesen Bestrebungen heraus treten gerade die kapitalkräftigsten Schichten der russischen Bourgeoisie jetzt am heftigsten gegen die Regierung auf, die ihre Untüchtigkeit in militärischer Hinsicht so deutlich gezeigt hat. Nicht bloß ihre Vertreter in der Duma, sondern auch alle alten und ad hoc gegründeten repräsentativen Körperschaften der Bourgeoisie führen der Regierung gegenüber eine Sprache, wie sie selbst im Jahre 1905 nicht oft zu hören war. Die Magistrate Moskaus und Petersburgs, die Börsenkomitees und kaufmännischen Korporationen beider Hauptstädte, der Rat der Kongresse für Handel und Industrie, die Ausschüsse für Kriegsindustrie usw. usw. — alle diese Institutionen, in denen die Magnaten des Moskauer Kapitals ausschlaggebend sind, fordern von der Regierung, daß sie zurücktrete und einer anderen Platz mache, die das Vertrauen der »Gesellschaft« genieße und das Recht habe, die gesamte Verwaltung von oben bis unten zu erneuern. Es handelt sich eben für die führende Schicht der russischen Bourgeoisie vor allem darum, daß alles beseitigt werde, was der »Organisation des Sieges« hinderlich sein könnte. Darum ist das Schlagwort »Organisation der Regierungsgewalt« in bürgerlichen Kreisen jetzt so populär geworden. Es handelt sich für sie um die Eroberung der politischen Macht im Interesse der Ziele, die der Verlauf des Krieges vor der russischen Bourgeoisie aufgerollt hat.

In dieser Stellung der russischen Bourgeoisie und ihrer politischen Parteien liegt ihre Stärke gegenüber der Regierung und den Schichten der Bevölkerung, die mit ihren Zielen nicht sympathisieren. Die Bureaukraten in der Regierung, die so viel Sünden auf dem Gewissen haben, müssen kleinlaut die flammenden Anklagereden der bürgerlichen Patrioten über sich ergehen lassen. Dem alten Goremykin ist hierbei zwar die Galle übergelaufen, und er hat es beim Zaren durchgesetzt, daß die rebellische Duma, deren patriotischer Revolutionarismus und revolutionärer Patriotismus ihm schon unerträglich geworden waren, bis Mitte November vertagt wurde. Aber die Bande zwischen dem Mechanismus des Staates und den Vertretern des Kapitals, die sich in Form verschiedener Organisationen einen Staat im Staate geschaffen haben, lassen sich nicht so leicht durchschneiden wie die zwischen einer demokratischen Duma und einer erst im Entstehen begriffenen Demokratie. Mag die herrschende Bureaukratie noch so heiß die Diktatur ersehnen — sie muß doch mit einem bestimmten politischen Willen in den Schichten der Bevölkerung rechnen, die angesichts der ungeheuren finanziellen und technischen Anforderungen des Krieges die Hauptstütze der Regierung und der Heeresleitung bilden. Der technische Fortschritt des Krieges hat es auch in Rußland mit sich gebracht, daß mit den Trägern dieser Technik unbedingt gerechnet werden muß. Einen Faktor auf diesem Gebiet, die Industriearbeiter, glaubt die russische Regierung in Anbetracht ihrer zahlenmäßigen Schwäche ignorieren zu können. Aber mit dem anderen Faktor,

[1] Siehe Dr. E. Ischchanian, Die ausländischen Elemente in der russischen Volkswirtschaft. Berlin 1913.

dem industriellen Kapital, m u ß die Regierung rechnen, wenn sie nicht gegenüber dem ungeheuren technischen Fortschritt ihres Gegners allzusehr ins Hintertreffen geraten will.

Eine andere Frage ist es freilich, ob alle diese Erwartungen und Bemühungen ausreichen, um den Zusammenbruch des Systems zu bemänteln, der sich jetzt in Rußland in deutlicher Weise vollzieht. Die Regierung glaubte, da sie noch nicht kapitulieren wollte, sich durch die Vertagung der Duma einen Aufschub verschaffen zu müssen, währenddessen sie mit der Bourgeoisie wohl um ein Kompromiß zu schachern gedenkt. Die bürgerlichen Parteien müssen sich — ob sie wollen oder nicht — dies bieten lassen. Sie müssen sich vorläufig die Fußtritte Goremykins gefallen lassen, denn wenn sie auch für die Regierung unentbehrlich sind, so können sie doch nicht mit Gewaltmitteln gegen sie auftreten, weil die Parole der »Organisation des Sieges« sie untrennbar aneinander kettet. Mit Recht konnte der Führer der Arbeitsgruppe, Abgeordneter K e r e n s k y, in einer der letzten Dumasitzungen dem neugebildeten Dumablock den Vorwurf ins Gesicht schleudern, daß die A n g s t v o r d e m V o l k e, die Angst vor der Demokratie das Leitmotiv der Politik des neuen Blocks bilde. Diese Angst beruht nicht bloß auf dem antidemokratischen Charakter der vierten Duma, sondern auch auf den Zielen, die sich die Mehrheit dieser Duma im Kriege gestellt hat. Nur wenn diese Ziele preisgegeben werden, könnte selbst die vierte Duma der Stützpunkt einer Bewegung werden, die dem zusammenbrechenden System des Zarismus den Todesstoß versetzen würde.

Äußere und innere Politik.

Von **K. Kautsky.**

1. Die äußere Politik und die Klassen.

Die Anschauung ist weit verbreitet, daß Gegensätze der Klasseninteressen bloß in der inneren Politik beständen, nicht in der äußeren. Dem Ausland gegenüber hätten alle Klassen eines Landes gemeinsame Interessen, da herrsche Solidarität der Klassen.

Diese Anschauung entspringt offenbar dem Kriegszustand. Im Frieden zeigt die Geschichte eines jeden Landes, in dem verschiedene Klassen Einfluß auf die äußere Politik haben, daß diese nicht minder umstritten ist als die innere. Es treten da nicht nur Meinungsverschiedenheiten taktischer Natur auf über die Zweckmäßigkeit einzelner Handlungen, Verschiedenheiten, wie sie innerhalb jeder Klasse und Partei vorkommen, sondern auch tiefgehende Differenzen über das jeweilige Ziel der äußeren Politik, die ausgesprochenen Interessengegensätzen entspringen.

Im Kriege sieht es freilich anders aus. Da treten in der Regel die Klassengegensätze nicht so auffallend in Erscheinung. Aber der Krieg ist doch nach dem bereits zum Gemeinplatz gewordenen Clausewitzschen Satze nichts als eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Eine den Interessen bestimmter Klassen feindliche Politik verliert nicht ihren Charakter dadurch, daß sie mit Mitteln fortgesetzt wird, die diesen Klassen die Opfer eines Krieges auferlegen. Das Mittel des Krieges verlangt, daß die Klassengegensätze schweigen, es vermag sie jedoch nicht in ihr Gegenteil zu verwandeln. Warum trotzdem während eines Krieges der Anschein der Klassen-

solidarität leicht ersteht, soll später noch dargetan werden. Zunächst wollen wir von seinen Verhältnissen absehen und die normalen des Friedens betrachten.

Da finden wir vor allem, daß es nicht angeht, die äußere Politik von der inneren mechanisch zu trennen. Beide hängen aufs engste zusammen und stehen in ununterbrochener organischer Wechselwirkung. Oder, vielleicht wäre es richtiger, zu sagen, die äußere Politik einer Klasse ist nur eine Erweiterung ihrer inneren Politik. Was eine Klasse im eigenen Lande anstrebt, seien es hohe Profite, Ausdehnung ihres Grundbesitzes oder Vermehrung der Arbeitsgelegenheit, Erhöhung der Löhne, das strebt sie auch in ihrer äußeren Politik an. Die innere Politik unterscheidet sich von der äußeren nicht durch ihre Zwecke, sondern durch ihre Mittel, die natürlich einem fremden Staate gegenüber andere sein müssen als in dem eigenen. Man kann hier das oben zitierte Clausewitzsche Wort variieren und sagen: Die äußere Politik ist nichts als eine bloße Fortsetzung der inneren Politik mit anderen Mitteln.

Wer zugibt, daß die Klasseninteressen die innere Politik bestimmen, darf also nicht annehmen, daß dies für die äußere nicht gilt.

Nehmen wir, um das Gesagte anschaulicher zu machen, einige Beispiele äußerst einfacher Natur. Man darf sie nicht ohne weiteres auf moderne Verhältnisse übertragen, die weit komplizierter liegen. Doch sind sie keine bloßen Gedankenprodukte. Wer die Geschichte des Altertums und auch die des Mittelalters durchsieht, wird zahlreiche Belege für die folgenden Ausführungen finden.

Betrachten wir zunächst einen Agrarstaat mit den beiden Klassen der Bauern und der Großgrundbesitzer. Jede von ihnen verfolgt, ihren besonderen Klasseninteressen entsprechend, eine andere Politik.

Der Bauer bebaut seinen Boden selbst. Er braucht davon nicht mehr, als er zu bebauen vermag. Das gilt, wie für den einzelnen, so auch für seine Klasse. Der Zuwachs der Bevölkerung erheischt wohl neuen Boden. Vermag man den im Lande selbst durch Rodungen zu gewinnen, ist es der Bauer zufrieden. Findet er im eigenen Lande keinen freien Boden mehr und grenzt es an ein schwach bevölkertes, unbebautes Land, dann trachtet sein Nachwuchs wohl, sich dessen zu bemächtigen durch Kolonisation. Ist das Nachbarland dagegen ebenso dicht besiedelt und ebenso stark wie das eigene, dann verzichtet er auf die Expansion und trachtet, durch intensivere Landwirtschaft dem gegebenen Boden mehr abzugewinnen. Er meidet den Krieg, der ihn der Feldarbeit entzieht, auf die Dauer seinen Betrieb ruiniert, und zieht eine friedliche Politik einer aggressiven vor.

Anders der Großgrundbesitz in jenen primitiven Zeiten. Er bebaut seinen Boden nicht selbst, sondern durch abhängige Arbeitskräfte, Sklaven, Hörige, Pächter, Lohnarbeiter. Die Größe seines Besitzes ist also unabhängig von dem Wirkungsgrad seiner eigenen Arbeitskraft. Sie hängt ab von den Machtmitteln, über die er verfügt. Je größer sein Besitz, je zahlreicher die von ihm abhängigen Arbeiter, desto größer sein Einkommen und seine Macht. Die Größe seines Besitzes, aus seiner Macht geboren, erhöht ihrerseits wieder seine Macht.

Im großen Grundbesitz liegt daher der stete Drang nach Ausdehnung. Im eigenen Lande durch Anwendung juristischer oder ökonomischer Macht-

mittel gegenüber der unabhängigen Bauernschaft. Gleichzeitig aber auch der Drang nach Ausdehnung des Staatsgebiets. Sucht der Bauer für seine Nachkommenschaft mitunter im Ausland neues, noch unbebautes Land, das ohne Krieg zu haben ist, so zieht den Großgrundbesitzer gerade dicht bevölkertes Land an. Da er nicht selbst arbeitet, ist Boden ohne Arbeitskräfte für ihn wertlos. Er will nicht nur neuen Boden gewinnen, sondern auch neue Arbeitskräfte sich dienstbar machen. Diese ganze Schilderung bezieht sich, wie gesagt, vornehmlich auf primitive Verhältnisse, wo ein Krieg die besiegte Bevölkerung in Sklaverei oder Hörigkeit versetzte.

In der Zeit der Sklaverei oder des Feudalismus drängt der große Grundbesitz stets nach Eroberungen, um so mehr, da das Kriegshandwerk sein eigentlicher Beruf ist, der einzige, den er versteht und betreibt. Seine Wirtschaft wird nicht, wie die des Bauern, durch den Krieg ruiniert, ihr Betrieb mit den abhängigen Arbeitern geht ruhig weiter. Dem Bauern bringt in jenen primitiven Zeiten auch der siegreiche Krieg schweren Schaden. Den Großgrundbesitzer schädigt natürlich die Niederlage, der Sieg dagegen bringt ihm reichen Gewinn.

Man sieht, die äußere Politik jeder der beiden Klassen hing aufs innigste mit ihren Klasseninteressen zusammen und stand für jede von ihnen ebenso in schroffem Gegensatz zu der der anderen, wie ihre innere Politik.

Ein anderes einfaches Beispiel dafür bietet uns der Gegensatz zwischen dem Handwerker und Händler zunächst in den Verhältnissen einfacher, vorkapitalistischer Warenproduktion, zum Beispiel in einer Städterepublik wie Athen oder Nürnberg. Die Existenz des städtischen Handwerkers beruht darauf, daß die Warenzirkulation zwischen Stadt und Land oder zwischen Industriegebiet und Agrargebiet ungestört vor sich geht. Das Land liefert den Handwerkern die Rohstoffe und kauft ihnen dafür die Produkte ab, die sie im Überschuß über die Bedürfnisse der Stadt hinaus erzeugen.

Wohl hat jeder der beiden Teile ein Interesse daran, sein Produkt möglichst teuer zu verkaufen, also den Markt zu monopolisieren. Aber jeder schreckt davor zurück, dies durch gewaltsame Methoden zu erreichen. Jeder lebt von der Arbeit seiner Hände, er kann leben und gedeihen, wenn gleiche Werte getauscht werden. Gewaltsame Mittel können die Preise, die er erzielt, nur wenig steigern. Die Kosten und Verwüstungen des Krieges und seine Störungen des Zirkulationsprozesses schädigen den Handwerker auch im Falle des Sieges weit mehr, als der mögliche Gewinn ausmacht.

Gewiß trachtet die Industrie nach Expansion, nach Ausdehnung ihres Absatzmarktes, aber vor allem durch Verbesserung der Kommunikationsmittel, Sicherung der Wege, Förderung des technischen Fortschritts in Stadt und Land. Das Handwerk ist in der Regel sehr friedfertiger Natur.

Ganz anders der Handel, der sich zwischen Stadt und Land, Industrie und Landwirtschaft dazwischen schiebt. In den einfachen Verhältnissen, von denen wir hier handeln, vor dem Aufkommen der kapitalistischen Produktionsweise, der Mehrwertproduktion, kann er seine Profite nur gewinnen dadurch, daß er die Waren unter ihrem Werte kauft oder über ihrem Werte verkauft. Also durch stete Verletzung des Wertgesetzes. Austausch gleicher Werte würde ihn völlig lähmen. Und es sind nicht notwendigerweise an Zahl beschränkte Produkte seiner eigenen Hände, die er austauscht, sondern Produkte vieler Arbeiter, große Wertmassen, deren Überteuerung

großen Gewinn verheißt. Der Handel trachtet daher in jenem Stadium viel intensiver und gewaltiger als das Handwerk nach Monopolisierung des Marktes. Zu seinen liebsten Methoden gehört die gewaltsame Fernhaltung anderer Händler vom Markt sowie Unterwerfung der Verkäufer und Käufer. In diesem Stadium ist der Handel gewalttätiger Natur, da folgt der Handel der Flagge, entscheidet namentlich die Seemacht über die Ausdehnung und das Gedeihen des Handels. Ich wiederhole, daß das für das primitive Stadium des Handels vor dem Aufkommen der kapitalistischen Produktionsweise gilt. Nicht heute. Es beruht auf grober Unwissenheit, wenn man unser heutiges Verhältnis zu England auf Grund von Erfahrungen einrichten will, die vor zwei Jahrhunderten noch galten, heute aber durch gänzlich veränderte Bedingungen praktisch völlig jede Bedeutung verloren haben. Leider bestehen die neuesten Einsichten, die uns die Umlerner bieten, nur darin, daß sie die ältesten Ladenhüter in Kurs setzen. Mit Anschauungen, die auf das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert passen, sollen die »veralteten« Anschauungen widerlegt werden, die wir uns vor dem Kriege auf Grund der Tatsachen der letzten Jahrzehnte gebildet haben!

Heute fließen die Gewinne des Kapitals aus der Arbeit der Lohnarbeiter. Sie sind heute möglich ohne Verletzung des Wertgesetzes. Da bedarf der internationale Handel nicht des Monopols und des Krieges zu seiner Ausdehnung und seinem Schutz. Sie können ihn nur noch hemmen und stören bei den riesenhaften Dimensionen und dem rapiden Tempo, die der moderne Weltverkehr angenommen hat. In früheren Zeiten jedoch verlangte er nach Monopol und Krieg, waren die Handelsrepubliken nicht minder kriegerisch und beutelustig gestimmt wie die Feudalherren und ihre Könige. Die äußere Politik des Handels stand in schroffem Gegensatz zu der der Handwerker.

Das gleiche Ausdehnungsbedürfnis wie der große Grundbesitz bezeugten die Dynastien, die auf den Trümmern von Adels- und Handelsrepubliken eine absolute Gewalt aufrichteten. Diese Dynastien selbst entstammten der Feudalzeit. Die erbliche Monarchie trägt bis heute feudalen Charakter und fühlt sich nur dort fest begründet, wo sie sich noch auf einen Feudaladel stützt. So feindselig die absolute Monarchie und der Adel auch zeitweise einander gegenüberstanden, es waren stets nur Familienzwiste, die ihre Interessengemeinschaft nicht aufhoben.

Der Lehensadel erstand in einer Zeit, in der die Geldwirtschaft kaum entwickelt war. Wer ein Amt verwaltete, erhielt seinen Sold nicht in Geld, sondern in einer Landanweisung. Das brachte das Streben mit sich, den vorübergehenden Besitz des Landstücks in einen dauernden, einen erblichen zu verwandeln. Wo das gelang, wurde auch das Amt erblich. Die Warenproduktion und Geldwirtschaft änderte das gründlich, brachte die Besoldung der Ämter im Staate, versetzte diese damit in größere Abhängigkeit vom Inhaber der Staatsgewalt, machte gleichzeitig der Erblichkeit der Ämter ein Ende. Als einziger Überrest eines erblichen Amtes hat sich aus der Feudalzeit die legitime Monarchie erhalten, die aber mit den Mitteln der Geldwirtschaft, mit einer abhängigen Bureaukratie und Söldnerarmee ganz andere Macht gewann, als sie dem Feudaladel gegenüber besessen hatte. War ehedem der König der größte Domänenbesitzer im Staate und damit der gegebene Führer der anderen Domänenbesitzer gewesen, so verwandelte

er jetzt den ganzen Staat in seine Domäne, behielt aber dabei den Trieb des Feudalherrn bei, seinen Besitz möglichst auszudehnen. Entweder durch kluge Heiraten, Erbverträge oder durch Gewaltmittel.

So wird das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert bezeichnet durch ewige Kriege, Erbschleichereien und Ehegeschäfte der Dynasten. Die Interessen der einzelnen Klassen, auch der ökonomisch herrschenden, wurden dabei selten befragt. Wir sehen hier ab von England, das mit den Versuchen einer absoluten Monarchie im siebzehnten Jahrhundert fertig wurde.

Die Völker litten furchtbar unter diesem Zustand. Doch gab es auch da noch einzelne Schichten, die dabei gewannen. Nicht bloß die Offiziere und Bureaukraten, denen Avancements winkten, sondern auch die Geldkapitalisten, bei denen der Staat pumpte, und Lieferanten, die dem Staate Kriegsbedarf lieferten. Durch Förderung dieser Schichten hat die Kriegsära des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sicher das Kapital sehr gefördert. Nicht aber die Industrie. Es gibt keinen größeren Fehler als den, die Interessen des Kapitals mit denen der Industrie gleichzusetzen. Das industrielle Kapital bildet stets nur einen Teil des Kapitals und erst in hochkapitalistischen Staaten seinen überwiegenden und herrschenden Teil. Der Kapitalist verlangt nach steter Vergrößerung seines Kapitals und nach Erhöhung des Kapitalprofits. Das kann er unter Umständen durch industrielle Tätigkeit erreichen, es gibt jedoch auch Kapitalanwendungen, zum Beispiel Staatsschulden, die zu einer Hemmung der Industrie führen können.

Außer in England wurde das Anwachsen der Industrie ganz Europas durch die zahllosen und langen Kriege des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts aufs äußerste gehemmt. In Spanien hat sie sich bis heute davon nicht erholt. Deutschlands Industrie hatte bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein einen glänzenden Aufschwung unternommen. Er wurde dann durch die Kriegsära des Absolutismus unterbrochen und setzte erst wieder ein nach den Napoleonischen Kriegen. Das Jahrhundert des Friedens, den Deutschland seitdem mit der kurzen Unterbrechung von 1864 bis 1870 genoß, hat das Reich zur größten und stärksten Industriemacht Europas gemacht.

Man sieht, die innere Politik bestimmt auch die äußere. Dieselben Gegensätze, die die Klassen hier trennen, scheiden sie dort ebenfalls. Von einer Solidarität der Klassen kann in dem einen Falle ebensowenig gesprochen werden wie in dem anderen.

In einem Falle nur finden wir in der Regel enge Solidarität zwischen allen Klassen: in der Abwehr der Invasion eines Feindes. Der eindringende Feind macht keinen Unterschied zwischen den einzelnen Klassen, die Verheerungen des Krieges gefährden sie alle. Die Vernichtung der Nahrungsmittel, Zerstörung der Wohnstätten, Vergewaltigung der Frauen trifft alle Klassen. Je ausgedehnter die Armeen und die Kriegsschauplätze, je gewaltiger die Zerstörungsmittel des Krieges, je mehr die Kriegführenden von der Idee erfüllt sind, daß Not kein Gebot kennt, das heißt, daß im Kriege alles erlaubt ist, desto entsetzlicher die Lage aller Klassen bei einer feindlichen Invasion.

Das Bedürfnis, eine solche abzuwehren, kann für alle Klassen gleichmäßig aufs höchste steigen. So ging man im Altertum bei einer derartigen Gefährdung des Vaterlandes, das meistens nur eine Vaterstadt war, nicht selten dazu über, sogar die Sklaven zu bewaffnen, die kein Vaterland hatten

und trotzdem in solcher Not nicht versagten. Sie wollten ebensowenig wie die freien Bürger vom Sieger mißhandelt, erschlagen oder dem Hungertod preisgegeben werden.

Unter solchen Umständen tritt das in Erscheinung, was man als die Solidarität der Klassen im Kriege bezeichnet.

Aber anders gestaltet sich die Sache dort, wo man Krieg nicht zu dem Zwecke führt, eine feindliche Invasion abzuwehren, sondern einen bestimmten politischen Zweck gewaltsam durchzusetzen. Die Art und Dauer des Krieges hängt auf das engste mit den Aufgaben zusammen, die ihm gesetzt werden. Clausewitz sagt darüber:

Je kleiner das Opfer ist, welches wir von unserem Gegner fordern, um so geringer dürfen wir erwarten, daß seine Anstrengungen sein werden, es uns zu versagen. Je geringer aber diese sind, um so kleiner dürfen auch die unsrigen bleiben. Ferner, je kleiner unser politischer Zweck ist, um so geringer wird der Wert sein, den wir auf ihn legen, um so eher werden wir uns gefallen lassen, ihn aufzugeben: also um so kleiner werden auch aus diesem Grunde unsere Anstrengungen sein.

So wird also der politische Zweck als das ursprüngliche Motiv des Krieges das Maß sein sowohl für das Ziel, welches durch den kriegerischen Akt erreicht werden muß, als für die Anstrengungen, die erforderlich sind. (Vom Krieg, 1. Kapitel, § 11.)

Also selbst wenn ein Krieg schon ausgebrochen ist und mit voller Wut tobt, brauchen dadurch die verschiedenen Anschauungen über die äußere Politik in einem Staate nicht gegenstandslos zu werden. Davon, welcher dieser Anschauungen es gelingt, sich während des Krieges bei der Staatsleitung Geltung zu verschaffen, hängt nicht nur Dauer und Art des Krieges, sondern auch die Gestaltung des Friedenszustandes ab, der ihn ablöst. In einem demokratischen Gemeinwesen verzichtet keine Partei und keine Klasse darauf, Einfluß auf diese Bedingungen zu nehmen, die für sie Bedingungen ihres Lebens sind. Je eher eine Klasse während des Krieges dabei zu Worte kommt, desto größer die Aussicht, daß bei der Dauer und Art der Kriegführung wie bei der Gestaltung der Friedensbedingungen ihre Interessen gewahrt werden. (Schluß folgt.)

Der deutsch-österreichische Zollverein.

Von Anton Hofrichter.

I.

Die Utopie einer völligen Zolleinigung Deutschlands mit Österreich-Ungarn hat bald zu spuken aufgehört.

Der Wiener Hochschullehrer Eugen v. Philipovich, ein warmer Freund der wirtschaftlichen Annäherung der beiden Reiche, hat in seiner Broschüre »Ein Wirtschafts- und Zollverband zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn« einen gemeinsamen Zolltarif gegen dritte Staaten und einen allmählich auszubauenden Zwischenzoll zum Ausgleich ungünstiger Produktionsbedingungen in Österreich-Ungarn gefordert.

Aber auch dieses Ziel ist bald aufgegeben worden. Der Widerstand der österreichischen und ungarischen Hochschutzzöllner und Unabhängigkeitsfanatiker ist bei aller Begeisterung für Deutschland unüberwindlich gewesen. Mochte auch der nordböhmische Großindustrielle Ginskey auf der Wiener Tagung des Deutsch-Österreichisch-Ungarischen Wirtschaftsverbandes am 28. und 29. Juni gesagt haben, es bestehe eine neue Lage und die alten Sta-

tiſtiken gelten nicht mehr: Das ſchnell wachſende Paſſivum der öſterreichiſch-ungariſchen Handelsbilanz[1] — dem bei den ſtarken und in den letzten Jahren raſch gewachſenen Verſchuldungen an Deutſchland auch ſehr wahrſcheinlich ein Paſſivum der Zahlungsbilanz entſpricht — läßt ſich mit enthuſiaſtiſchen Worten ſo wenig aus der Welt reden wie die Tatſache, daß die Zölle, die der öſterreichiſch-ungariſchen Induſtrie noch immer nicht hoch genug erſcheinen, zum guten Teil ſehr viel höher als die deutſchen ſind, ſo daß ein gemeinſamer Außenzolltarif nur durch eine ganz unvernünftige Erhöhung der deutſchen Zölle hergeſtellt werden könnte.[2]

Überflüſſig zu ſagen, daß Öſterreicher und Ungarn von altem Schrot und Korn auch eine Linderung ihrer politiſchen und wirtſchaftspolitiſchen Bewegungsfreiheit und Unabhängigkeit befürchten, wie ſie wohl auch immer eintritt, wenn ſich ein Schwächerer einem Stärkeren geſellt. Daher ſind auch alle Spekulationen über gemeinſame Organe mit geſetzgeberiſchen oder auch nur verwaltungsrechtlichen Funktionen ein ſicheres Mittel, die öſterreichiſche und ungariſche Regierung zu einer ſcharfen Oppoſition, wenn nicht gar zur Obſtruktion zu veranlaſſen. Das dem Wiener Kabinett als Sprachrohr dienende »Fremdenblatt« ſchrieb Ende Juli:

Die Erörterung über das handelspolitiſche Verhältnis bewegt ſich deshalb auch noch auf völlig unſicherer Grundlage, weil die ganz unerläßliche grundlegende Vorausſetzung fehlt, nämlich die endgültige Feſtſtellung der wirtſchaftlichen Verhältniſſe zwiſchen beiden Staaten der Donaumonarchie.... Die Herzlichkeit und Innigkeit unſeres Verhältniſſes zu Deutſchland kann nur vertieft und befeſtigt werden, wenn die Ordnung der gegenſeitigen Wirtſchaftsbeziehungen auf der geſunden und einzig haltbaren Grundlage des beiderſeitigen Nutzens erfolgt und wenn die Wirtſchaftskreiſe hüben wie drüben die beruhigende Gewißheit haben, daß mit der Ausſchaltung des Gefühlsmoments ihre Intereſſen vollſte Berückſichtigung gefunden haben.

Ein anderes, für gewöhnlich wenig beachtetes Motiv ſpielt eine große Rolle: die Öſterreicher, noch mehr die Ungarn haben bisher ihren Kapitalbedarf auch in London und beſonders in Paris gedeckt. Vor Kriegsausbruch gab es in Ungarn eine dem deutſch-öſterreichiſch-ungariſchen Bündnis feindliche Partei, deren Führer mit dem Grafen Karolyi an der Spitze demonſtrative Freundſchaftsbeſuche in Paris und Petrograd abſtatteten. Hauptklage war, daß ſich der franzöſiſche Geldmarkt aus politiſchen Gründen dem ungariſchen Geldbegehr verſchloſſen habe, ſeitdem ſich die verhängnisvolle Scheidung Europas in zwei feindliche Lager ſtärker zu markieren begonnen hatte.

[1] Die öſterreichiſch-ungariſche Handelsbilanz iſt in den Jahren 1900 bis 1908 mit 71 bis 312 Millionen Kronen aktiv geweſen; in den Jahren 1908 bis 1912 iſt das Paſſivum (die Mehreinfuhr) von 78 auf 747 Millionen Kronen gewachſen. Im Verkehr mit Deutſchland iſt die öſterreichiſch-ungariſche Handelsbilanz bis 1908 aktiv geweſen: die Ausfuhr übertraf die Einfuhr. Seither (1909 bis 1913) iſt die Mehreinfuhr aus Deutſchland nach der deutſchen Anſchreibung von 12,6 auf 277,5 Millionen Mark gewachſen. Daher hat auch die öſterreichiſche und ungariſche Induſtrie vor dem Krieg, ausgenommen einige Luxusinduſtrien, energiſch Zollaufrüſtung verlangt. Vergl. »Handelspolitiſche Ausſichten« (Neue Zeit, XXXII, 1, 15) und »Der ungariſche Protektionismus« (Neue Zeit, XXXIII, 1, 11 bis 12).

[2] E. Varga, Der Plan eines deutſch-öſterreichiſch-ungariſchen Zollverbandes. Neue Zeit, XXXIII, 2, S. 241. — Karl Diehl, Zur Frage eines Zollbündniſſes zwiſchen Deutſchland und Öſterreich-Ungarn. Jena 1915, Guſt. Fiſcher.

Auch jetzt wollen die ungarischen Finanzleute nicht von dem Emissionsmonopol der deutschen Banken abhängig sein.[3]

Die Einschränkung des Wirtschaftsbündnisses auf die Vorzugsbehandlung spiegelt sich sehr interessant in den Entschließungen der Kongresse, die bisher die allgemeinen wirtschaftlichen Grundlagen einer engeren handelspolitischen Verbindung der beiden Mittelreiche geprüft haben. Am 19. Juni 1915 hielt es die Hauptversammlung des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins in Berlin für geboten, »die Schaffung eines weiten einheitlichen Wirtschaftsgebiets, sei es mit gemeinsamer Zollgrenze und einer den Bedürfnissen der beiden Volkswirtschaften angepaßten Zwischenzolllinie, deren Abbau erst in der Frist einiger Jahrzehnte zu erfolgen hätte, oder durch gegenseitige zollpolitische Vorzugsbehandlung, vor allem auch in Gestalt der Vermehrung der zollfrei eingeführten Waren mit dem Ausblick auf späteren Ausbau dieser Freiliste zu betreiben«. Eine Tagung des Deutsch-Österreichisch-Ungarischen Wirtschaftsverbandes in Wien am 28. und 29. Juni forderte ebenfalls »eine wirtschaftliche Annäherung der zwei verbündeten Reiche, die vor allem in der möglichsten Annäherung und Übereinstimmung der wirtschaftspolitischen Gesetzgebung ihren Ausdruck zu finden hat«.[4]

Eine vertrauliche Konferenz der Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine hat aber nach zweitägiger Beratung in Berlin am 24. Juli eine Entschließung angenommen, in der der Gedanke an einen gemeinsamen Außenzolltarif völlig fallen gelassen und nur von Vorzugsbehandlung die Rede ist:

1. Die der Wirtschaftlichen Vereinigung zu gebende Form soll die zollpolitische Bevorzugung sein, die einen fortschreitenden Ausbau zuläßt. Demgemäß ist es

2. wünschenswert, daß Deutschland mit Österreich-Ungarn in den Friedensverhandlungen erklärt, daß sich Deutschland, Österreich und Ungarn Begünstigungen gewähren und in Anbetracht des Bündnis- und Freundschaftsverhältnisses zwischen ihnen Vorzugszölle von der allgemeinen Regel der Meistbegünstigung ausgenommen werden.

3. Es ist die Aufstellung von gemeinsamen Richtlinien für Handelsvertragsabmachungen mit anderen Staaten vorzusehen, und zwar in der Richtung, daß solche Handelsvertragsverhandlungen womöglich gleichzeitig unter gegenseitiger Unterstützung geführt werden.

4. Mit tunlichster Beschleunigung sollen in den drei Wirtschaftsgebieten alle Maßnahmen gesetzlicher und verwaltungstechnischer Natur, die zur Entwicklung der Produktion, des Handels, Verkehrs und der Finanzwirtschaft ihrer Länder notwendig erscheinen, im Sinne der Annäherung beziehungsweise Vereinheitlichung durchgeführt werden, um eine möglichst einheitliche wirtschaftliche und finanzpolitische Gesetzgebung zur weiteren Förderung der Annäherung zu erreichen.

Auch auf der Wiener Konferenz des Deutsch-Österreichisch-Ungarischen Wirtschaftsverbandes hat der ungarische Reichstagsabgeordnete Dr. Gratz sich zwar für eine möglichst »weitgehende Annäherung an Deutschland« ausgesprochen, aber auch in demselben Atemzug schon die Grenze gezogen, »bei welcher die Rücksichten auf die staatliche Souveränität oder auf einschnei-

[3] Professor Dr. Rießer, Der gegenwärtige Stand der Frage der wirtschaftlichen Annäherung zwischen den Zentralmächten. Hansabund, VI, 8. Auch »Finanzpolitisches aus Österreich«. Neue Zeit, XXXIII, 2, 10.

[4] Neue Freie Presse, 29. und 30. Juni 1915.

dende wirtschaftliche Interessen Einhalt gebieten«. Dieser Sprecher der ungarischen Industrie verlangte, daß nicht nur die Ausgleichzölle zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn bestehen bleiben, sondern daß auch Zölle zum Schutze der ungarischen Industrie gegen den österreichischen Wettbewerb eingeführt werden. Das wäre freilich eine ganz eigene Art, ein großes mitteleuropäisches Wirtschaftsgebiet zu schaffen.

Professor Dr. Julius Wolf hat schon in seinem Referat, das er auf der Hauptversammlung des Mitteleuropäischen Wirtschaftsverbandes am 19. Juni gehalten hat, die vorgeschlagene alternative Resolution mit den starken hochschutzzöllnerischen Tendenzen in Österreich und Ungarn erklärt.[5]

Professor Wolf legt mit Recht den Hauptwert auf die Art der Vorzugsbehandlung, auf ihre praktische Handhabung:

Es kann für die bevorzugten Staaten nichts oder fast nichts oder sehr viel dabei herauskommen. Nichts oder fast nichts, wenn der die Bevorzugung einräumende Staat von dem Vorbehalt nicht Gebrauch macht oder es in dem Sinne tut, daß er die bisherigen Zölle nur um ein sehr Geringes herabsetzt oder sie vielleicht überhaupt nicht ermäßigt, oder sie vielleicht zum Teil sogar erhöht und die Bevorzugung nur darin zum Ausdruck bringt, daß er weiterhin von den nichtbevorzugten Staaten noch mehr nimmt.

Außerdem sei die Gefahr von Beschwerden anderer Staaten gegen die Einschränkung der Meistbegünstigungsklausel gegeben; doch könnten sich nach Professor Wolf die Anhänger der Präferenz (Vorzugszollbehandlung) auf Präzedenzfälle in anderen Staaten berufen. »Das weitere Ausland müsse es verstehen, wenn zwei Staaten wie Deutschland und Österreich, die sich den Rütlischwur geleistet haben, diese Einheit auch bekräftigen wollten durch die Gewährung gegenseitig bevorzugter Behandlung!« Trotz dieser Gründe habe das Direktorium des Mitteleuropäischen Wirtschaftsverbandes geglaubt, die Neuregelung des handelspolitischen Verhältnisses zu Österreich-Ungarn nicht einfach auf die Basis der Vorzugsbehandlung stellen zu sollen. »Diese Basis schien jedoch etwas zu schmal zu sein!«

Darum hat der Mitteleuropäische Wirtschaftsverein vorgeschlagen:

Bindung der meisten zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn geltenden Zölle nach oben;

Erweiterung der Freiliste zur Sicherstellung einer wirklichen Vorzugsbehandlung, so daß statt 30 bis 40 Prozent 50 bis 60 Prozent der beiderseitigen Einfuhren zollfrei eingehen;

Erweiterung des Veredelungsverkehrs.

Dieser »Dreiervorschlag« hat keine Gegenliebe in der verbündeten Donaumonarchie gefunden, denn, sagt Wolf:

Die Österreicher fühlen sich, wie es scheint, auch durch die gegenwärtigen Zölle noch nicht vollbefriedigt.

Die Österreicher und die Ungarn haben das Feld behauptet. Verflogen ist das Ideal eines Wirtschaftsbündnisses. Zurückgeblieben allein ist der Wunsch nach bloßer Vorzugsbehandlung.

Klärlich ist das Ziel damit nicht erreicht, das Professor Wolf wiederholt in seinem Referat gesteckt hat:

Volkswirtschaftlich kann und soll der Zollverein der Schaffung eines viel größeren und einheitlicheren Marktes dienen, als es die bisherigen getrennten Märkte Deutschlands und Österreich-Ungarns waren. (Fortsetzung folgt.)

[5] Dr. Julius Wolf, Ein deutsch-österreichisch-ungarischer Zollverband. Leipzig 1915.

Literarische Rundschau.

J. E. Geschoff, **L'alliance balkanique.** Paris 1915, Hachette & Co. 252 Seiten. 3,50 Franken.

Der ehemalige Ministerpräsident Bulgariens, Geschoff, unternimmt es, in dem angeführten Werke die Politik Bulgariens gegenüber den anderen Balkanmächten zu verteidigen. Es ist zugleich eine Anklageschrift gegen Serbien, das den zuerst 1904 geschlossenen und 1911 erneuerten Vertrag mit Bulgarien nicht gehalten hat. Liest man dieses Werk, so wird das jetzige Verhalten Bulgariens recht verständlich, wenn selbst ein solcher Freund des Balkanbundes wie Geschoff so scharfe Töne Serbien gegenüber anschlägt. Das ganze Werk stützt sich durchaus auf offizielles Material, ist gewissermaßen einer Regierungsdenkschrift sehr ähnlich, fördert aber trotzdem nicht viel Neues zutage, wenn man von den noch wenig bekannten geheimen Abmachungen der Balkanstaaten absieht. Als ein Geschichtswerk kann man es nicht ansehen, weil es recht einseitig geschrieben ist.

Geschoff will den Standpunkt Serbiens nicht begreifen. Aber — nachdem Serbien auf Nordalbanien verzichten mußte, wäre es aus dem Kriege fast leer herausgekommen, wenn es alles an Bulgarien abgetreten hätte, was es ihm nach dem Vertrage zuerkannt hatte. Serbien hätte nur den Teil nördlich und westlich der Schar-Planina und eventuell einen Teil des umstrittenen Gebiets Mazedoniens mit Üsküb erhalten, während der viel wichtigere südliche Teil Mazedoniens und Thraziens Bulgarien zugefallen wären, das damit die stärkste Macht auf dem Balkan wurde. Bulgarien hätte dann Serbien von zwei Seiten umfaßt, was Serbien nicht zugeben wollte.

Die richtigste Lösung der mazedonischen Frage wäre die Autonomie dieses Gebiets, das als selbständiges Glied in einen Balkanbund einginge. Geschoff sagt, daß Serbien dagegen war; ob es stimmt, wird man abwarten, bis sich dazu die serbischen Diplomaten äußern werden.

Auf jeden Fall sieht man auch aus diesem Werke, wie sich die Wünsche Bulgariens mit denen Serbiens und Griechenlands durchkreuzen. Geschoff hat recht, wenn er sagt, das Unglück der Balkanmächte bestehe darin, daß sie die Macht überschätzt und mißbraucht haben. Siegestrunken diktierten sie dem Unterlegenen Friedensbedingungen, die seine wichtigsten Interessen verletzten, und müssen dies jetzt schwer bereuen. Sp.

Dr. Hans Wehberg, **v. Tirpitz und das deutsche Seekriegsrecht.** Deutsche Kriegsschriften, 15. Heft. Bonn 1915, Verlag von A. Marcus & E. Weber. 45 Seiten. Preis 80 Pfennig.

Die Erscheinungen des Weltkrieges sind sicherlich geeignet, vor einer Überschätzung des Wertes völkerrechtlicher Vereinbarungen zu bewahren. Der Krieg ist bei dem heutigen Stande der Technik so grauenhaft, daß er auch durch das humanste Völkerrecht nicht »humanisiert« werden kann. Selbst die menschlichste Gestaltung des Völkerrechts hätte nicht einem Prozent der Blutopfer dieses Krieges das Leben gerettet. Es kommt hinzu, daß das Völkerrecht zu einem großen Teil papiernes Recht geblieben ist, dessen Einhaltung nicht erzwungen werden kann, und das deshalb beständig übertreten wird. Kein Tag fast, an dem nicht jede kriegführende Partei der anderen Völkerrechtswidrigkeiten mit Recht oder Unrecht vorwirft. Trotz aller dieser Tatsachen braucht man nicht das Kind mit dem Bad auszuschütten. Wenn es gelingen sollte, ein humanes Völkerrecht zu schaffen und für seine Einhaltung, um das vieldeutige Modewort zu gebrauchen, »reale Garantien« zu erwirken, so hätten wir sicherlich dagegen nichts einzuwenden. Soweit die kleine aphoristisch gehaltene Broschüre Dr. Wehbergs, der sich als völkerrechtlicher Schriftsteller bereits einen geachteten Namen gemacht hat, für eine völkerrechtliche Milderung des Seekriegsrechts eintritt, können wir deshalb nur zustimmen. Allerdings läuft die Schrift im wesentlichen auf eine Apologie der deutschen Seekriegführung hinaus. Deutsch-

land sei vor dem Kriege stets für eine Abschaffung des Seebeuterechts gewesen, was sich ja zwanglos durch die materiellen Interessen Deutschlands erklärt. Der deutsche Unterseebootkrieg und die sonstigen Verschärfungen des Seekriegs werden vom Verfasser als berechtigte Vergeltungsmaßnahmen angesehen. Wenn dabei auch das Leben der Passagiere torpedierter Dampfer nicht gerettet sei, so handelt es sich um eine Förmlichkeit (!), deren Außerachtlassung zu rügen formalistisch sei. Eine objektive Kritik dieser Auffassung scheitert an den augenblicklichen Verhältnissen. Zum Ruhme v. Tirpitz' hebt der Verfasser hervor, daß er sich stets »als ein Vorkämpfer der Idee der treuen Bewahrung internationaler Verträge« gezeigt und im Gegensatz zu »tief betrüblichen Vertragsbrüchen« auf anderen Gebieten im Seekriegsrecht »den rechtlich unhaltbaren Grundsatz, in der Not brauchen Verträge nicht gehalten zu werden«, verworfen habe. (S. 44.) Wenig einleuchtend ist die Argumentation des Verfassers, daß die amerikanischen Waffenlieferungen völkerrechtswidrig seien, trotzdem Artikel 7 des von Deutschland ratifizierten Haager Abkommens betreffend »die Rechte und Pflichten der Neutralen im Falle eines Seekriegs« von 1907 den neutralen Mächten ausdrücklich das Recht der Waffenlieferung an kriegführende Staaten gibt.

Interessant ist, daß der Verfasser »heute unbedingt zugeben muß«, daß die wiederholt von England gewünschte Vereinbarung über die Zahl der großen Linienschiffe für Deutschland nicht schädlich gewesen wäre. (S. 33 f.) Die Sozialdemokratie hat vergeblich vor dem 4. August 1914 einstimmig diesen Standpunkt vertreten.

Siegfried Weinberg.

Frederik van Eeden, **Glückliche Menschheit.** Berlin, Verlag S. Fischer. 287 Seiten Oktav.

Daß auf dem Gebiet des Utopismus die größte Mannigfaltigkeit möglich ist, daß aber zwischen der mannigfachen Sehnsucht nach einer glücklichen Menschheit doch mancherlei Fäden laufen, die, ohne der Originalität der nachfolgenden Abbruch tun zu müssen, eine Einreihung in die vorhergegangenen Utopien erlauben, beweist dieses Buch. Van Eedens »Glückliche Menschheit« könnte man ohne jede Bosheit den Sozialismus auf Aktien nennen. Die Aktionäre sollen sein — der Rezensent unterstreicht, daß er nicht boshaft ist — die amerikanischen Milliardäre. Es ist ein Fourierscher Gedanke, daß der reiche Mann die Mittel bereitstellen soll, um die Menschheit zu befreien von den Wirkungen des Reichtums auf die Besitzlosen. Aber das ist das einzige, was van Eeden Fourier verdankt. Weit mehr schuldet er Proudhon, den er freilich nur einmal flüchtig erwähnt, während er den Namen Fouriers gar nicht nennt. Die alte Volksbank Proudhons steigt wieder aus der Erinnerung auf. Die Arbeiter arbeiten nur für die Mitglieder der Genossenschaft, nicht mehr für die Ausbeuter, und damit ist eigentlich die soziale Frage gelöst. Einen kräftigen Schuß Gottvertrauen und reichlich viel Ethik und Predigt enthält das seltsame Buch; dieser Teil ist auf Tolstoi zurückzuführen, der im Gegensatz zu den anderen Ahnen öfters genannt wird, ist er doch am nächsten verwandt diesem holländischen Utopisten. Beide sind Dichter, beide kommen aus den hohen Schichten der Gesellschaft und wollen sich der Armen annehmen. Beide möchten selbst das Land bebauen, Hand anlegen wie der Bauer und Landarbeiter, den sie in die »glückliche Menschheit« vor allem einführen wollen. Freilich, van Eeden dachte zeitweise an die modernen Arbeiter, so an die Eisenbahner, denen er zu helfen suchte, als der große Eisenbahnerstreik in Holland verloren war. Bei der Organisierung dieser Bewegung arbeitete er mit Sozialdemokraten und Anarchisten zusammen. Eine starke suggestive Kraft ging von ihm aus, die ja auch seine großen Erfolge als Nervenarzt mitbestimmte.

Er hält sich für einen Sozialisten, aber er haßt niemand mehr als den bösen Karl Marx. Immer wieder sucht er sich mit ihm auseinanderzusetzen. Im wesentlichen ist es der Kampf einer idealistischen mit der materialistischen Weltauffassung,

die seinen Gegensatz zu Karl Marx erklärt. Vielleicht ist es das beste, wir geben eine Stelle über Karl Marx wieder:

Karl Marx war sicherlich ein Mann von enormer Kraft und geistiger Stärke; doch stand er mit beiden Füßen im Sumpfe des Materialismus. Hierin war er der Vertreter seiner Zeit. In der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hatten der Rationalismus und der Materialismus ihre größte Höhe erreicht und durchdrangen alles menschliche Denken und Handeln. Ich konnte mich niemals einem Geiste unterwerfen, wie groß auch seine Energie und Beredsamkeit sein mochten, der in eine so irrtümliche Auffassung des Lebens verstrickt war. Mir hieß dies die Wahrheit auf den Kopf stellen, das Höhere durch das Niedrigere erklären und der Welt jeden Sinn und jede Bedeutung nehmen.

Diese Stelle ist so wichtig, weil sie den Standpunkt des Verfassers stark bestimmt. Obgleich er sich immer wieder einen Sozialisten nennt, nähern sich seine Sympathien weit mehr dem Anarchismus, was ja durchaus nicht zu verwundern ist, da er ein ausgesprochener Individualist ist.

Sich mit seiner Utopie auseinanderzusetzen, ist wirklich überflüssig, obgleich er mit dem Starrsinn eines Monomanen immer wieder erklärt, daß niemand ihn widerlegen könne. Seine Widerlegung liegt schon in der Geschichte des utopischen Sozialismus. Ihn neu zu widerlegen, wäre ja auch deshalb Verschwendung, weil »all dies in der Theorie unwiderleglich ist«. Sein Buch endet im wesentlichen mit der Wiedergabe einer Rede an einen Kreis sehr reicher und reichster Männer bei einem Bankett des Ökonomischen Klubs in New York im Hotel Astor im April 1908. Er scheint dort noch weniger Glück zu haben als in seiner holländischen Heimat. Amerika besiegelt wohl das Ende dieser Utopie und die Hoffnungen dieses hervorragenden Mannes wie die vieler seiner Vorgänger.

Es ist ein hervorragender Mann, auch ein sympathischer Mann. Viele Teile seines Buches liest man mit dem größten Interesse, wie die Selbstbiographie eines ernsten, sich immer wieder prüfenden Mannes, der vieles erlebt hat und mit sehr verschiedenen Menschen zusammengekommen ist, der vor allem aber mit sich selbst immer von neuem im Kampfe gelegen ist. Die ersten Kapitel des Buches, die sein Aufwachsen in einer angesehenen holländischen Familie, die Erfolge des jungen Mannes als Dichter und bald nachher als Arzt, seine Kämpfe mit literarischen Cliquen wie mit eingewurzelten medizinischen Anschauungen darstellen, bereiten dem Leser vielen Genuß. Besonders lebhaft zog mich das Kapitel über den großen Eisenbahnerstreik an; ein kurzer Absatz aus diesem Abschnitt sei angeführt:

Jeder Streikende hatte zu Hause seinen eigenen Kampf zu kämpfen. Jeden Abend mußte er das müde, sorgenvolle Gesicht seiner Frau und den Anblick seiner Kinder ertragen, die von Hunger und Elend bedroht waren. Er mußte die verborgenen Tränen der Frau und ihre Zweifel und Vorwürfe beantworten, ohne selbst Vertrauen zu empfinden. Er mußte im eigenen Herzen die egoistische Neigung bekämpfen, sich selbst zu retten und das aufzugeben, was er als sein bestes Gefühl erkannte, die Solidarität, die Treue gegen seine Kameraden.

Viele schöne Beobachtungen, freilich auch niederdrückende, finden sich in dem Buche. Was dem Verfasser fehlt, ist die Kenntnis der Struktur unserer Gesellschaft, der großen wirtschaftlichen Kräfte, die die Entscheidungen herbeiführen. So kann er die Ursachenkomplexe nicht durchdringen, immer wieder sucht er sich moralisch mit der Welt auseinanderzusetzen.

Vertrauen und Mißtrauen in die Menschen führt ihn auf Abwege und schafft ihm große materielle Verluste.

Nicht nur in der langen Reihe der Utopien verdient sein Buch seinen Platz, auch in der sozialen Geschichte Hollands und in der Geschichte des Genossenschaftswesens wird es bei aller Subjektivität, aber auch bei einem starken Streben nach Objektivität hohe Bedeutung behalten. Wenn die Frage der autonomen sozialistischen Kolonie in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, die immer wiederkehrt, behandelt werden soll, wird man auch nach diesem merkwürdigen Buche der Welt-

erlösung und der Überwindung des Kapitalismus zurückgreifen. Ebenso gehört das Buch in die so wenig erfreuliche Geschichte der Produktivgenossenschaften.

Der Dichter hat in der oft künstlerischen Gestaltung des Stoffes, in der bilderreichen Kritik des Kapitalismus glänzende Wortspiele, von denen wir nur eines anführen wollen: Der Napoleon, der bei Waterloo anfängt.

Das Buch fordert in allen ökonomischen Teilen zum Widerspruch heraus. Es ist das Werk eines philanthropischen Eingängers, der sich nicht beirren läßt.

Die Übersetzung ist in flüssigem Deutsch geschrieben, das Buch gut ausgestattet und eingeleitet von Franz Oppenheimer. ad. br.

Notizen.

Die Verringerung der landwirtschaftlichen Produktionskosten durch den Großbetrieb. Der Güterdirektor der Stadt Berlin Schroeder, der die 17 000 Hektar umfassenden Rieselfelder, von denen etwa die Hälfte bereits dräniert ist, verwaltet, hat kürzlich in den »Grenzboten« auf Grund seiner reichen Erfahrungen nachgewiesen, daß im Getreidebau der Großbetrieb dem Kleinbetrieb überlegen ist und dieser sich mehr und mehr gezwungen sieht, die Einrichtungen des Großbetriebs (Getreidebindemaschinen, Kraftdreschmaschinen usw.) sich zunutze zu machen, wenn anders er auch lebensfähig sein will. Als Beispiel dafür, wie im Großbetrieb die Gestehungskosten herabgedrückt werden, führt er zwei Einrichtungen an. »Die Riesendreschmaschine liefert heute in zehn Arbeitsstunden je nach Art des Getreides 300 bis 500 Doppelzentner Getreidekorn — die ehemalige Dampfdreschmaschine 100 bis 150 Doppelzentner, und zwar mit 12 Arbeitern gegen 24. Die Tonne kostet an Arbeitslohn 5 Mark gegen 10 Mark, und die Maschine bringt ihre Zinsen schon bei einer nicht bedeutend höheren Gebrauchszeit auf. Dazu gibt sie die Möglichkeit, die Ernte nicht unwesentlich früher zu beginnen, sie durch Erdrusch vom Felde fort zu sichern und an den die Landwirtschaft so ungünstig belastenden Gebäuden erheblich zu sparen, da das gepreßte Stroh nur den vierten Teil Raum einnimmt wie Getreidegarben. — Der neuzeitliche Getreidespeicher aber nimmt ungesacktes Getreide, wie es diese Maschine ohne Hilfe der menschlichen Hand lose in den Wagen laufen läßt, in fast jedem Feuchtigkeitsgrad auf und setzt damit die Erntearbeit unter Dach und Fach fort, das heißt sichert die bekanntlich an sich nicht lagerfeste deutsche Getreideernte vollkommen. Die Erfahrung aber, zum Beispiel der Stadt Berlin mit ihren Gütern, erweist die volle Verzinsbarkeit der Speicheranlagekosten bei zweimaligem Umschlag allein aus der Ersparnis an Handarbeit bei der Bearbeitung des erdroschenen Korns an einer Stelle statt sonst an fünfundzwanzig. Die Ersparnisse betrugen im Laufe von 5 bezw. 7 Jahren nochmals über 5 Mark die Tonne. Die Ernteſicherung und die höhere Verwertungsmöglichkeit aber allein und ohne diese 10 Mark für die Tonne lassen solche Anlagen als eine der besten Kapitalsanlagen in der Landwirtschaft erscheinen.«

Schroeder empfiehlt, in ähnlicher Weise wie es Armenverbände gibt, auch Gesamternteverbände zu schaffen, an denen außer Staat, Gemeinde und Gut auch die getreideverarbeitenden Industrien zu beteiligen wären. Auf jedem Gut und in jeder Gemeinde müßte sich eine solche Riesendreschanlage befinden, die zu festem Lohnsatz möglichst in der Ernte vom Felde fort den Ernteteil erdrischt, den jeder Getreidebauer dem Ernteverband abzuliefern hat. Für jede 2000 Hektar Getreideanbaulandes ist ein solcher Speicher zu errichten, der das Getreide in jedem Feuchtigkeitsgrad abzunehmen und mit dem für dasselbe geltenden Preise zu bezahlen hat.

Den Schwärmern für Kleinsiedlungen empfehlen wir diese sachverständigen Ausführungen eindringlich zur Beachtung. -m.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 2 | Ausgegeben am 8. Oktober 1915 | 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

James Keir Hardies Werk.

Von Eduard Bernstein.

Ein einfacher Mann aus dem Volke, Sprößling von Proletariern und als Proletarier aufgewachsen, klug, begabt und tüchtig, aber ohne in die Augen springende Zeichen glänzender Veranlagung, und doch ein Kämpfer, der in der Geschichte des britischen Weltreichs Bedeutungsvolles verrichtet hat, das seinen Namen in dessen Annalen verewigen und sein Andenken unauslöschlich in den Herzen der vorwärtsstrebenden Arbeiterschaft seines Landes fortleben lassen wird. So könnte man zusammenfassend den nun dahingegangenen James Keir Hardie als politische Erscheinung kennzeichnen.

Er ist für die neuere sozialistische Bewegung Großbritanniens im wesentlichen das gewesen, was August Bebel für die sozialistische Bewegung Deutschlands gewesen ist. Nicht ihr geistiger Vater oder Erwecker, aber ihr wirksamster Propagandist, erst in ihr und durch sie geworden, aber in bezug auf Organisation und Taktik ihr am willigsten befolgter und erfolgreichster Erzieher. Aus ihrer Mitte hervorgegangen und so eng mit ihr verwachsen, daß man ihn schließlich mit Fug als ihre Verkörperung bezeichnen konnte. Und an führende Stelle gelangt, vor allem in Zeiten innerer Kämpfe der Mann ihres Vertrauens wie kein zweiter.

James Keir Hardie ist im Jahre 1856 in Lanarkshire (Schottland) zur Welt gekommen, zu einer Zeit, wo der letzte Versuch, der dreimal geschlagenen Chartistenbewegung neues Leben einzuflößen, als hoffnungslos aufgegeben worden war und die Reste der einst so gewaltigen Bewegung in Freidenkervereinen, losen Arbeiterklubs, Konsumgenossenschaften und dergleichen ihre Unterkunft suchten. Als acht Jahre später, im Jahre 1864, in London die Internationale gegründet wurde, mußte James schon als Arbeitsjunge für die kinderreiche Familie miterwerben, zunächst im Kohlenbergbau, später als Austräger und dergleichen im Kleinhandel. Von Schulbesuch war dabei wenig die Rede, doch fand der Knabe an der Mutter einen Ersatz für den Schullehrer. Nur von ihr unterrichtet, konnte er es trotzdem, durch eigene Begabung unterstützt, in Elementarkenntnissen mit Altersgenossen aufnehmen. So kam er denn auch, als er sodann zu wirklicher Bergwerksarbeit überging, bald dazu, in immer noch jugendlichem Alter schon Vertrauensstellungen einzunehmen.

Inzwischen war auch die Internationale Arbeiterassoziation für England von der Bildfläche verschwunden. Es war ihr nicht gelungen, den durch die Niederlagen des Chartismus kopfscheu gewordenen britischen Arbeitern neues Vertrauen in eine eigene politische Bewegung einzuflößen, ihr Fehlschlag trug aber auch dazu bei, den in dieser Beziehung herrschenden Pessimismus noch zu steigern. Die Arbeiterbewegung bleibt auf die Gewerkschafts- und Konsumvereinsbewegung beschränkt und findet ihre politische

Ergänzung vornehmlich im linken, radikalen Flügel der liberalen Partei, die zu jener Zeit — nach 1874 — überhaupt einen Verjüngungsprozeß durchmacht. Joseph Chamberlain von Birmingham wirbt erfolgreich im Lande mit seinem »unautorisierten« Programm demokratischer Forderungen und verkündet die Doktrin vom »Lösegeld«, das die wohlhabenden Klassen, »die nicht schanzen und nicht spinnen«, dem arbeitenden Volke zu entrichten haben, Gladstone ruft mit feurigen Reden die Gewissen Englands zum Eintreten für die vergewaltigten Bulgaren auf und entwickelt beim herannahenden Wahlkampf von 1880 in seinen Midlothian-Reden für seine Partei ein Aktionsprogramm von Reformen, das unter anderem den Arbeitern für den Fall des Wahlsiegs dieser Partei eine weitgehende Ausdehnung des Parlamentswahlrechts verspricht. Die Wirkung ist ein Sieg des Liberalismus auf der ganzen Linie. Liberal sein hieß Demokrat sein, hieß Sozialreformer sein, hieß Volksbefreier unter allen möglichen Gesichtspunkten sein.

So finden wir denn auch den vom Jüngling zum Manne heranreifenden Keir Hardie als Politiker zunächst im liberalen Lager, was ihn nicht hindert, als Gewerkschaftler sich durch eifrige Organisationsarbeit und Wahrnehmung der Rechte seiner Kameraden den Unternehmern mißliebig zu machen. Er kommt 1879 auf deren schwarze Liste — mit dem üblichen Erfolg, daß er nun in die Laufbahn geworfen wird, wo er ihnen erst recht zu schaffen macht. Die Arbeiter wählen ihn zu ihrem bezahlten Sekretär, was ihn instand setzt, seine geistige Ausbildung zu erweitern. Dann bewirkt die hereinbrechende Geschäftskrisis ein Zusammenschmelzen der Organisation, und Keir Hardie übernimmt in dem Städtchen Cumnock im benachbarten Ayrshire die Stelle als Unterredakteur einer Lokalzeitung. Dort gründet er auch seine Familie und sein Heim, dessen Stätte Cumnock sein ganzes späteres Leben hindurch geblieben ist.

Die Liberalen im Amte nahmen sich anders aus als die Liberalen in der Opposition. Wohl führten sie einige der verkündeten Reformen durch, darunter auch die Wahlreform. Sonst aber gab ihre Amtsführung den entschiedenen Demokraten zu immer größerer Unzufriedenheit Anlaß. Ganz besonders gilt dies von der aus lauter Widersprüchen zusammengesetzten Behandlung der wieder brennend gewordenen irischen Frage und dem Kriege für die Gläubiger Ägyptens gegen die ägyptische Revolution, der mit der Bombardierung Alexandriens eröffnet wurde und zur Besetzung Ägyptens und zu Kämpfen im Sudan führte. Zunehmender Geschäftsdruck und in Verbindung damit steigende Arbeitslosigkeit schufen weiteren Stoff zu kritischer Abschätzung des Tausendjährigen Reiches der Liberalen.

Dies war die Situation, unter der zu Anfang der achtziger Jahre die neue sozialistische Agitation in England Boden faßte, zunächst vorwiegend als Bewegung von Intellektuellen. Im Volke nahm man vorher noch die Bodenreformschriften Henry Georges, die durch die irische und schottische Agrarbewegung besondere Aktualität erlangt hatten, mit Begeisterung auf. Die große Mehrzahl der Sozialisten Englands aus damaliger Zeit sind über Henry George zum Sozialismus gekommen. So auch Keir Hardie. Erst Mitte der achtziger Jahre schließt er sich der sozialistischen Bewegung an und widmet sich von neuem der Gewerkschaftsbewegung. Er organisiert die Bergarbeiter Ayrshires zu einem Revierverband (Union) und wird dessen

Vorsitzender. Als Delegierter dieses Verbandes sehen wir ihn von 1887 ab auf den allgemeinen britischen Gewerkschaftskongressen und im Jahre 1889 auf dem die neue Internationale einleitenden internationalen Sozialistenund Gewerkschaftskongreß zu Paris, wo er zu den Marxisten hält. Seine Begabung, sein Ernst und sein Mut hatten die Augen von Leuten auf ihn gelenkt, welche nach Persönlichkeiten aus der Arbeiterklasse suchten, die geeignet waren, der durch Streitigkeiten verschiedener Art in Zerfahrenheit geratenen sozialistischen Bewegung im britischen Reich zur Schaffung einer wirklichen Arbeiterpartei zu verhelfen.

Und Keir Hardie hat die in ihn gesetzten Erwartungen nicht enttäuscht. Schrittweise ist er für die nicht unbedeutende Aufgabe herangewachsen. Er hatte dabei mancherlei zu verlernen, denn er war zunächst unter den Einfluß von politisch nicht unbedenklichen Persönlichkeiten geraten. Der skrupellose Torysozialist Maltman Barry, der es verstanden hatte, vorübergehend das Vertrauen von Karl Marx zu erschleichen, und der hochbegabte, aber in der Jagd nach dem Erfolg zu allerhand zweifelhaften Unternehmungen geneigte H. H. Champion genossen eine Zeitlang das Vertrauen Keir Hardies und suchten aus ihm ein Werkzeug ihrer Pläne zu machen. Ihnen ist es geschuldet, wenn Keir Hardie, der im Verein mit John Burns, Tom Mann usw. auf den allgemeinen Gewerkschaftskongressen sofort den Kampf gegen die damals allmächtigen Trade Unionsführer alter Schule aufgenommen hatte, 1889 auf dem Kongreß von Dundee in recht ungünstigem Licht erschien und ein von ihm gegen den damaligen Generalsekretär des parlamentarischen Gewerkschaftskomitees H. Broadhurst beantragtes Mißtrauensvotum nur 11 Stimmen zu vereinigen vermochte. Denn das Anklagematerial gegen Broadhurst, das seine Freunde ihm zugesteckt hatten, erwies sich als sehr fadenscheinig und brachte obendrein Keir Hardie selbst in den Verdacht, ein stiller Agent der Torys zu sein, zumal in seinem Blatt oft fast nur die Liberalen angegriffen wurden. Er hatte 1888 ein Monatsblatt »The Miner« gegründet und 1889 mit Unterstützung von Freunden daraus das Wochenblatt »The Labour Leader« gemacht, das später das Organ der Independent Labour Party wurde und in dieser Eigenschaft noch heute besteht und sich eines großen Leserkreises erfreut.

An einem guten Grunde, vorzugsweise die Liberalen unter die kritische Lupe zu nehmen, fehlte es ja damals nicht. Denn sie waren für die junge sozialistische Bewegung die weitaus gefährlicheren Rivalen bei den Arbeitern. Zwar hatten auch die Torys Anhang in der Arbeiterschaft. Aber in der Arbeiter b e w e g u n g waren die Tory-Arbeiter nur dünn gesät und traten kaum je in ihrem politischen Gewand auf. Hier führten zu jener Zeit die zu den Liberalen haltenden Gewerkschaftsführer das große Wort, hatten diese den großen Anhang. So lag es denn nahe genug, immer wieder deren Göttern kritische Hiebe zu versetzen. Aber es kam dann immer noch darauf an, wie die Sache geschah. Und in dieser Hinsicht war die Schule Maltman Barry-Champion die schlechteste für einen werdenden sozialistischen Parteiführer.

Bei denjenigen Sozialisten, die Keir Hardie näher kannten, hatten jene Vorkommnisse jedoch das Vertrauen in ihn nicht zu erschüttern vermocht. Und so stellten ihn, als im Jahre 1892 Parlamentswahlen stattzufinden hatten, Sozialisten im Londoner Wahlkreis Südwestham, der fast nur von

Hafen- und Gasarbeitern bewohnt ist, als ihren Kandidaten gegen je einen Liberalen und einen Konservativen auf. Anfangs glaubten die Liberalen Hardies Kandidatur ignorieren zu können. Je näher aber der Wahltag heranrückte, um so deutlicher zeigte es sich, daß diese Kandidatur keine bloße Spielerei war, und in letzter Stunde zogen die Liberalen, um zu verhindern, daß der Konservative mit relativem Mehr gewählt werde, ihren Kandidaten zurück, und Hardie blieb mit erdrückendem Mehr gegen den Konservativen Sieger.

Sein Einzug ins Haus der Gemeinen ward eine Szene, die auch in sozialistischen Kreisen nicht durchgängig angenehm berührte. Hardie fuhr mit Gesinnungsgenossen in einem gewöhnlichen Volkswagen vor das Haus und betrat es in einfacher Arbeiterkleidung, den Kopf statt mit dem obligaten Zylinderhut mit der Arbeitermütze bedeckt. Eine Demonstration in Äußerlichkeiten, auf die es gewiß nicht ankommt, um die Interessen der Arbeiter mit der allergrößten Entschiedenheit zu vertreten, die aber den sie Vollführenden in den Geruch schauspielerischer Demagogie brachte. Es ist denn auch mit ihr bei dem einen Mal geblieben. Will man sie richtig einschätzen, so muß man sie als einen symbolischen Akt beurteilen, der anzeigen sollte, daß hier ein Arbeitervertreter kam, der entschlossen war, in keiner Weise im Hause den Charakter seiner Klasse zu verleugnen. Als solcher Akt ist sie von Freunden Hardies damals gedacht, ihm vorgeschlagen und, von ihm akzeptiert, von vielen Gesinnungsgenossen im Lande immerhin mit Genugtuung begrüßt worden.

Das politische Verhalten Hardies im Hause entsprach diesem Einzug. Er hatte im »Labour Leader« stets die Ansicht vertreten, der Arbeitervertreter müsse seine völlige Unabhängigkeit von allen bürgerlichen Parteien dadurch bekunden, daß er »zu jeder bürgerlichen Regierung, welche es auch sei, in Opposition trete«. Da nun damals die Liberalen ans Ruder kamen, das Parlament von Westminster aber nur Regierungsseite und Oppositionsseite kennt, wurde Keir Hardie dadurch, daß er auf der letzteren Seite Platz nahm, Nachbar der Konservativen und politisches Gegenüber des gleichzeitig mit ihm gewählten John Burns, der auf der Regierungsseite bei den Radikalen seinen Platz gewählt hatte. Ein Mißverhältnis, das viel dazu beitrug, die beiden Männer, die bis dahin noch meist zusammengegangen und die einzigen sozialistischen Arbeiter im Hause waren, sachlich und persönlich auseinander zu bringen.

Im übrigen zeigte es sich bald, daß die Wahl des Sitzes praktisch wenig genug zu bedeuten hatte. Bei Abstimmungen über Gesetzesvorlagen, Verbesserungsanträge und dergleichen konnte der Sozialist, wo es sich um die Sache handelte, meistens ebensowenig mit den Konservativen stimmen wie bei Abstimmungen, die von den letzteren zu parteitaktischen Zwecken herbeigeführt wurden. Genau wie umgekehrt der bei den Radikalen sitzende Burns bei Abstimmungen ersterer Natur nicht selten anders stimmte als diese. Die grundsätzliche Opposition der Sozialisten gegen die Parteien der gegebenen Gesellschaftsordnung kann nicht auf eine mechanisch wirkende Formel reduziert werden, sondern greift weit über die Form hinaus und muß in a l l e n Kundgebungen die besondere sozialistische Weltanschauung zum Ausdruck bringen. Daß er hierin im Parlament als Alleinstehender das Menschenmögliche tat (und nicht jene Äußerlichkeit), machte Keir Hardies

Mandatsausübung zu einer Art sozialistischem Ereignis für England. Er behandelte die Lebensfragen der Arbeiterklasse mit einer Kraft und Schärfe, wie es nie zuvor im Hause von Westminster geschehen war. Die Sache der Proletarier unter den Proletariern, nämlich des Riesenheers der von der Trade Unionsbewegung fast ausgeschlossenen sogenannten ungelernten Arbeiter, die Sache der Arbeitslosen und die Fragen der Befreiung der Arbeiter vom Drucke der Arbeitslosigkeit fanden in ihm einen Verfechter, dessen Reden Anklagen wuchtigster Natur gegen die kapitalistische Gesellschaftsordnung waren. Ebenso ließ es Keir Hardie nicht daran fehlen, die demokratischen Grundsätze der Arbeiterklasse mit der größten Entschiedenheit zur Geltung zu bringen. Als im Jahre 1894 dem damaligen Thronfolger, dem späteren Eduard VII., der erste Enkel in der männlichen Linie geboren wurde und das Parlament in Verbindung mit der üblichen Glückwunschadresse sofort für den Neugeborenen eine Erhöhung der Zivilliste aussetzte, bekämpfte Keir Hardie dies in einer Rede, die mit allen monarchistischen Konventionen des englischen Parlaments brach und ihm wütende Angriffe im Hause wie in der gesamten bürgerlichen Presse zuzog. Kurz, sein damaliges Auftreten entsprach in vieler Hinsicht dem Auftreten Bebels und Liebknechts im Norddeutschen Reichstag und Bebels im ersten Deutschen Reichstag. Der sektiererische Zug, der diesem Verhalten noch anhaftete, kam dem Bedürfnis der neuen Bewegung entgegen, ihre Daseinsberechtigung durch scharfe Hervorhebung der sie von den anderen Parteien trennenden Auffassungen zu erweisen. Um ohne Gefahr der Verschwommenheit in die Breite wachsen zu können, mußte die Bewegung zunächst politische Bilderstürmerei treiben. Ein Auftreten, das außerdem den Vorteil hatte, den Bruch Keir Hardies mit der Champion-Barryschen Politik vollständig zu machen.

Außerhalb des Parlaments aber war unser Freund kein Sektierer. Im Gegensatz zur Sozialdemokratischen Föderation und unbeschadet seines Kampfes mit den alten Gewerkschaftsführern blieb er darauf bedacht, stete Fühlung mit der Gewerkschaftsbewegung zu halten, da ohne diese die sozialistische Partei in England niemals im wahren Sinne eine Partei der Arbeiterklasse werden konnte. Im Jahre 1887 hatte er in seinem engeren Heimatland Schottland eine schottische Arbeiterpartei begründet, die ein Programm radikaler politischer und wirtschaftlich-sozialer Reformer aufstellte und in deren erstem Manifest es hieß:

> Bisher sind die Arbeiter Schottlands auf dem politischen Felde getrennt gehalten worden und haben einander unter den Fahnen Whig oder Tory für Parteizwecke bekämpft, die mit Ausnahme der vorerwähnten Gesetze keinen realen Wert für die Arbeiterklasse haben. Wenn irgendein Arbeiter dies bezweifelt, so rechne er einmal aus, wieviel er an seiner Lebenslage verbessert haben würde, wenn die ganzen Programme der Liberalen oder der Konservativen oder beide zusammen morgen Gesetz würden.... Wenn die Arbeiter Schottlands eine Arbeitergesetzgebung haben wollen, so müssen sie es machen wie die Irländer, sich in eine bestimmte politische Partei formieren und den anderen politischen Parteien weder Ruhe noch Frieden geben, als bis ihre Forderungen bewilligt sind.
>
> Der erste Schritt dazu ist die Bildung einer bestimmten, besonderen und unabhängigen Arbeiterpartei, welche die Kraft der Arbeiter und der zu ihnen Stehenden bei den Wahlen zusammenfassen wird.

Diese schottische Arbeiterpartei war von dem Zersetzungsprozeß, der die Bewegung in England ergriffen hatte, verhältnismäßig wenig mitgenom-

men worden, sie hatte vielmehr an verschiedenen Orten in der Tat den Mittelpunkt für eine Zusammenfassung der Arbeiterkräfte gebildet. Und als nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen, die zersplitterten Elemente der sozialistischen Bewegung Großbritanniens wieder zu vereinigen, endlich im Januar 1893 ein allgemeiner Sozialistenkongreß zusammengebracht werden konnte, der in Bradford Sitzung hielt, ward dort mit einem sehr bestimmten sozialistischen Programm die Unabhängige Arbeiterpartei Großbritanniens gegründet, die für die Praxis des Kampfes in wesentlichen Zügen der Schottischen Arbeiterpartei nachgebildet war, und der sich diese auch in corpore anschloß. Unter Keir Hardies Vorsitz hatte der Kongreß getagt, Keir Hardie ward der Vorsitzende der neuen Organisation und der von ihm herausgegebene »Labour Leader« ihr Organ. Sie hatte mit sehr bescheidenen Mitteln zu arbeiten, Keir Hardie selbst einen schweren Kampf ums Dasein zu führen, denn das englische Parlament kannte weder Diätenzahlung noch die freie Eisenbahnfahrt, und Redaktion, Parteileitung und Agitation erforderten den ganzen Mann. Was er und die verhältnismäßig kleine Schar seiner Kampfgenossen damals geleistet, war nicht zu überbieten. Indes wurden die Opfer nicht vergebens gebracht. Die von ihnen geschaffene Partei ward die eigentliche sozialdemokratische Partei Englands. Wohl verlor bei den Wahlen von 1895 Keir Hardie sein Parlamentsmandat, in die damalige Deroute der liberalen Partei wurden auch die Sozialisten hineingerissen, aber um so mehr Erfolge errang die junge Partei bei Wahlen zu Kommunalverwaltungen. Im industriellen Norden Englands wie in den Industriebezirken Schottlands gab es bald kaum einen Ort von Bedeutung, der nicht seine Arbeitervertretung im Gemeinderat, im Schul- und Armenrat hatte. Hier bildete die Partei ihre Kräfte für den späteren Kampf in der großen politischen Arena aus.

Die Jahre dieser Agitations- und Organisationstätigkeit sind die Jahre des eigentlichen Lebenswerks unseres nun verstorbenen Freundes, als das wir die Gründung und Befestigung der Independent Labour Party zu bezeichnen haben. Sie brachten ihm viel Anfeindungen und wenig äußere Ehren. Aber in der Bewegung selbst genoß Keir Hardie unbegrenztes Vertrauen und blickte man auf ihn mit wahrhafter Liebe. Ich habe Szenen beigewohnt, in denen das in geradezu rührender Weise zutage trat. Weil sie auf die großen äußeren Erfolge nicht rechnen konnte, wie sie uns in Deutschland unter anderem jedesmal die Reichstagswahlen brachten, war die Bewegung gefühlsmäßig eine um so intensivere. Und gerade darin war Keir Hardie ihr richtiger Vertreter.

Ich habe mit ihm nie über Religion gesprochen, und schriftgläubig ist er sicherlich nicht gewesen. Aber in seinem Wesen lag unverkennbar etwas Religiöses, das seinem im übrigen so festen Auftreten stets eine Beimischung von Gefühlswärme verlieh. Festigkeit war der Grundzug von Keir Hardies politischem Charakter und Auftreten. Man brauchte nur einmal mit dem untermittelgroß, aber stämmig gebauten Manne gesprochen zu haben, um zu erkennen, daß etwas vom alten Puritanertum in ihm steckte: jene Festigkeit im Denken und Handeln, die keinen inneren Kompromiß kennt und dasjenige, was sie erfaßt, mit religiöser Treue verficht. Die »Kirche der Arbeit«, welche der Sozialist John Trevor in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in England ins Leben rief, war eine Schöpfung ganz nach dem

Geschmack Hardies, und er hat sich denn auch in selbstbiographischen Notizen mit besonderem Nachdruck als ihr Mitglied bezeichnet und oft in ihren festlichen Zusammenkünften Ansprachen gehalten. Im weiteren schreibt er von sich, daß der schottische Volksdichter Robert Burns, der Dichter des wuchtigen »Trotz alledem«, ihn zum Demokraten gesungen habe, und bezeichnete er Aufstöbern alter Balladen als seine Liebhaberei. Seine ersten sozialpolitischen Lehrer aber waren die Romantiker der Sozialreform, Thomas Carlyle und John Ruskin, und wie sehr auch später die marxistisch beeinflußte sozialistische Literatur seinen geistigen Horizont erweitert hat, so ist der tiefe Eindruck, den die Schriften jener Ethiker bei ihm hinterlassen haben, doch nie wieder verwischt worden. An das Studium von Marx selbst hat er sich lange nicht herangewagt. Es war ihm eine Art Offenbarung, als ich ihm in späteren Jahren einmal auseinandersetzte, daß seine Politik in der Arbeiterbewegung viel marxistischer sei als die Politik der Persönlichkeiten, die in England den echten Marxismus zu vertreten behaupteten.

Meine Bemerkung bezog sich auf die Stellung der Unabhängigen Arbeiterpartei zur großen, einen Bund von Gewerkschaften und Sozialisten darstellenden britischen Arbeiterpartei, zu der im Jahre 1901 der Grund gelegt worden war. Die Sozialdemokratische Föderation hielt sich von der besagten Arbeiterpartei fern, nachdem diese es abgelehnt, den Klassenkampf auf ihre Fahne zu schreiben, obwohl sie durch die Bestimmung ihres Programms, daß ihre Kandidaten nicht zugleich Kandidaten bürgerlicher Parteien sein dürften und ihre Abgeordneten strenge Unabhängigkeit beobachten müssen, schon im Prinzip sich auf den Boden des Klassenkampfes gestellt hatte. So gibt es auch in der Unabhängigen Arbeiterpartei seit längerer Zeit einen Flügel, der die Verbindung mit der Arbeiterpartei wieder lösen möchte, weil diese es gelegentlich an der gewünschten Schärfe im Auftreten hat fehlen lassen. Keir Hardie hielt es in der Fraktion der Arbeiterpartei selbst mit den Vertretern dieses linken Flügels und hat dort den mehr opportunistischen Fraktionskollegen das Leben oft ziemlich sauer gemacht. Aber den Bestrebungen auf Trennung von der Arbeiterpartei ist er stets auf das entschiedenste entgegengetreten. Zu gut hatte er erkannt, von welcher großen Bedeutung es ist, die organisierte Arbeiterschaft des Landes in den Rahmen einer politischen Partei der Klasse zusammenzufassen, in der die Sonderbestrebungen irgendwelcher konservativen Elemente mit der Zeit viel sicherer überwunden werden, als wenn die Bewegung von neuem in getrennte Parteien und Sektionen sich auflöste. In einem Artikel über die alte Internationale, veröffentlicht im Februarheft 1913 der »Socialist Review«, läßt er in die Schlußbetrachtung über die Ursachen ihres Zusammenbruchs einen Satz einflechten, der die Erfahrungen seines eigenen Lebens und Wirkens zusammenfaßt:

Und die Moral? Sie ist auf jeder Seite groß in Flammenschrift geschrieben. Die Einheit der Arbeiterklasse ist das Wesentliche, worauf es ankommt. Sie kann nie eine Sache plötzlichen Wachstums sein. Abstrakte Theorien gelten bei den Massen sehr wenig. Ich bin durchaus der Wahrheit des alten Spruches mir bewußt, daß, wo keine Vision (das heißt kein Zukunftsideal) ist, das Volk verkommt. Aber die Vision darf keine phantastische Einbildung sein. Sie muß gesund und vernünftig sein, eine Vision, die ebenso der Einsicht wie der Einbildungskraft zusagt. Der Sozialismus liefert die Vision, eine vereinte Arbeiterklasse befriedigt die Vernunft über die praktische Methode, ihre Verwirklichung zu erzielen. Diese Ein-

heit herzustellen ist und muß sein das erste Streben aller, welche den Sozialismus ersehnen, und dies kann am besten erzielt und zum größten Vorteil ausgenutzt werden auf politischem Gebiet. Es kommt nicht darauf an, welches unsere Ansicht über die schließlichen Funktionen des Staates ist. Ich unterschreibe vollständig die Ansicht von Friedrich Engels, wo er sagt, daß ebenso wie das Kapital vergesellschaftet werden, so der Staat absterben wird. Aber um das herbeizuführen, muß die Arbeiterklasse erst des Staates Herr werden und ihn bemeistern.

Die britische Arbeiterpartei zustande gebracht zu haben, ist das große Verdienst der Unabhängigen Arbeiterpartei. Im Bunde mit den Fabiern, die in diesem Punkt ebenfalls marxistischer waren als die maßgebenden englischen »Marxisten«, hat sie jahrelang planmäßig auf dieses Ziel hingearbeitet, indem sie die jüngeren Kräfte der Trade Unions für es zu gewinnen suchte und in immer nähere Beziehung zu diesen trat. Als Lehrer hat sie aber dann auch ihrerseits gelernt. Und nicht zum wenigsten der Mann, der ihre Seele war, Keir Hardie. So unerbittlich er darin gewesen ist, jedem Einbruch in das Prinzip der Unabhängigkeit der Partei sich starr zu widersetzen, so hat er doch begriffen, daß diese Unabhängigkeit zum Widersinn werden kann, wo sie formalistisch ausgelegt wird, und anerkannt, daß eine große Partei ihre Kraft nicht durch Buchstabenkultus lahmlegen darf. Das prägt sich in seinen Reden auf den Kongressen der eigenen Partei aus, es tönt auch in seinen Berichten über die Parteidiskussionen der festländischen Bruderparteien wieder, deren Kongressen er beiwohnte.

Weniger noch als Bebel war Keir Hardie fremder Sprache mächtig, aber nicht minder als Bebel dachte er durch und durch international, war er frei von jeder nationalistischen Anwandlung, und nicht minder als Bebel erblickte er in Fragen der auswärtigen Politik die erste Pflicht der Sozialdemokratie darin, der heimischen Regierung auf die Finger zu schauen und die Verantwortlichkeiten der Leiter der auswärtigen Politik des eigenen Landes rückhaltlos festzustellen. Mit welchem Mut er es in den Tagen des Burenkriegs tat, davon legt der Artikel über diesen Krieg Zeugnis ab, den er damals — 1900 — in der Neuen Zeit veröffentlicht hat. (Neue Zeit, XVIII, 1, S. 816 ff.) Kein festländischer Burenfreund konnte schärfere Anklagen gegen die herrschenden Klassen Englands und deren Antreiber im Burenkrieg schleudern, als es in jenem Aufsatz geschieht, keiner energischer — ich muß sogar hinzufügen, einseitiger — für das Recht der Buren eintreten. Und das war damals keineswegs eine ganz ungefährliche Sache. Denn die aufgestachelte oder, wie Hardie schrieb, »in den Krieg hineingelogene« Nation ließ an den Verteidigern der Buren häufig genug ihre Wut aus. Was aber Hardie in die Neue Zeit schrieb, das hat er auch daheim im »Labour Leader« und in Versammlungen ausgesprochen.

Sein Auftreten am Vorabend und nach Ausbruch des gegenwärtigen Krieges ist kein anderes gewesen. Es hat sich auf der Höhe der besten Traditionen der englischen Demokratie bewegt. Immer wieder hat Keir Hardie mit seinen engeren Gesinnungsgenossen im Parlament die Leiter der auswärtigen Politik Englands zur Rede gestellt und in Artikeln und Flugschriften deren Verantwortung betont. Ich verzichte darauf, aus diesen denkwürdigen Veröffentlichungen hier noch zu zitieren, denn es wäre eine Versündigung am Andenken des verstorbenen Kampfgenossen und bringt einen in wenig anmutende Gesellschaft, ihn immer nur die eine Hälfte dessen sagen

zu lassen, was er über diesen Krieg geäußert hat. Genug vom ersteren ist in der Tagespresse abgedruckt worden, um erkennen zu lassen, in welchem edlen Sinne Keir Hardie britischer Patriot war.

Für die sozialistische Internationale ist sein Tod ein großer Verlust, noch schwerer trifft er die Arbeiterbewegung der britischen Welt. Sie verliert in Keir Hardie einen ihrer umsichtigsten und unerschrockensten Vorkämpfer, den Gründer ihrer führenden Kampforganisation, den Mann, der ihr uneingeschränktes Vertrauen genoß und es durch sein Verhalten glänzend gerechtfertigt hat. Sie verliert einen kraftvollen Wortführer, dessen Reden und Schriften oft Zeugnis von außerordentlichem Reichtum an poetischen Bildern ablegten und durch die ein überaus markiger Zug geht. Mit dem Schluß eines Artikels, den er am Vorabend der Parlamentswahlen vom Dezember 1910 in der »Socialist Review« über die Bedeutung dieser Wahl und die Taktik seiner Partei veröffentlichte, mag auch unsere Skizze schließen. Er scheint mir den Geist des Verstorbenen ganz besonders treffend wiederzugeben:

Wir flehen um keine Wohltaten, wir betteln um keine Gunst, wir erbitten keine Schonung und werden keine üben. Was wir aus eigener Kraft gewinnen können, soll unser sein. Mehr als das verlangen wir nicht, weniger als das werden wir nicht hinnehmen. In diesem Geiste werden die beiden einander ergänzenden Teile der Arbeiterpartei, Sozialisten wie Gewerkschafter, in den Kampf treten, und in gleichem Geiste werden wir, soviel sage ich voraus, aus ihm hervorgehen, gekräftigt und gestärkt an Zahl, an Disziplin und an Mut.

Äußere und innere Politik.

Von **K. Kautsky.**

(Schluß.)

2. Gemeinsame Interessen.

Man darf die Klassengegensätze natürlich nicht so roh auffassen, als ständen die verschiedenen Klassen sich in allen Punkten feindselig gegenüber. Es ist vielmehr unvermeidlich, daß sich zeitweise verschiedene Klassen in dem einen oder dem anderen Interesse begegnen und daß sie gemeinsam dafür arbeiten. Ihre Gegensätze werden jedoch dadurch nicht aufgehoben und können jeden Moment wieder die Gemeinsamkeit durchbrechen. Es wäre sicher töricht, wenn eine Klasse ein durch ihre Interessen gegebenes Ziel deswegen nicht verfolgte, weil es von einer anderen, ihr sonst feindlichen Klasse auch verfolgt wird. Noch törichter aber ist es, wenn die Politiker einer Klasse ihren Gegensatz zu anderen Klassen verschleiern, um mit diesen für ein gegebenes Ziel besser zusammenwirken zu können.

Auch hier finden wir keinen Unterschied zwischen innerer und äußerer Politik. Eine Gemeinsamkeit der Interessen verschiedener Klassen gegenüber dem Ausland tritt zeitweise ein, doch kaum jemals ohne eine entsprechende Gemeinsamkeit derselben Klassen in der inneren Politik.

Wo eine solche Gemeinsamkeit behauptet wird, muß man genau zusehen. Denn sehr oft ist sie sehr oberflächlicher Art und verschwindet bei näherer Prüfung.

So wird zum Beispiel gern behauptet, das Proletariat wie das Kapital eines Landes hätten das gleiche Interesse an dem Wachsen seiner Industrie.

Das Proletariat müsse daher die Expansionsbestrebungen der Kapitalistenklasse unterstützen, denn sie dienten auch ihm selbst.

Daran ist so viel richtig, daß das Proletariat das größte Interesse am Wachsen der Industrie hat.

»Die unerläßliche Bedingung für eine passable Lage des Arbeiters ist möglichst rasches Wachstum des produktiven Kapitals,« sagt Marx in seinem Schriftchen über »Lohnarbeit und Kapital«, wobei er freilich gleich hinzufügt: »Aber was ist Wachstum des produktiven Kapitals? Wachstum der Macht der aufgehäuften Arbeit über lebendige Arbeit. Wachstum der Herrschaft der Bourgeoisie über die arbeitende Klasse.«

Der Klassengegensatz zwischen beiden Klassen wird also dadurch nicht vermindert, vielmehr verschärft. Immerhin, innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise liegt »möglichst rasches Wachstum des produktiven Kapitals«, also der Industrie, im Interesse der Arbeiterklasse.

Aber liegt es auch unter allen Umständen im Interesse der Kapitalistenklasse? Die Vermehrung des industriellen Kapitals heißt Vermehrung der Konkurrenz unter den Kapitalisten. Die liegt durchaus nicht in ihrem Interesse. Wo die Verhältnisse sie begünstigen, trachten sie nach Einschränkung der Konkurrenz in ihren Reihen durch Vereinbarungen, die ihnen künstliche Monopole schaffen und die Ausdehnung der Produktion hemmen.

Freilich, das Streben nach Vermehrung der Profitsumme, die man einheimst durch Vermehrung des Kapitals, bleibt bestehen, aber das erheischt nicht notwendigerweise die Ausdehnung der Produktion. Dem Geldkapitalisten ist es gleich, ob sein Geld produktiv oder unproduktiv angelegt wird, wenn es ihm nur Zins bringt.

Die Bestrebungen des Kapitals nach Einengung der Produktion werden in einem Staate um so leichter durchgesetzt, je mehr die ausländische Konkurrenz ausgeschlossen ist. Daher sein Verlangen nach Schutzzöllen auch dort, wo seine Industrie jeder ausländischen gewachsen oder gar überlegen ist. Da es aber industrielle Schutzzölle nur erlangen kann durch die Gegengabe agrarischer Schutzzölle, versteht es sich auch zu diesen, obwohl sie Lebensmittel und Rohmaterialien der Industrie verteuern.

Diese Zollpolitik hat starke Gegensätze zwischen den Staaten erzeugt, ihre Rüstungen gefördert, was ein Wachstum der Steuern, eine Verlangsamung der Zunahme des produktiven Kapitals herbeiführte, nicht aber eine Verlangsamung des Wachstums der Einnahmen der Kapitalistenklasse, denn ihr unproduktives Kapital wuchs um so rascher, und gleichzeitig stieg der Zinsfuß.

Ähnlich steht es mit der Kolonialpolitik, an der die Arbeiter auch deshalb Interesse haben sollen, weil sie die Entwicklung der Industrie fördere. Wir können dies hier nicht ausführlicher behandeln. Es hieße wiederholen, was wir seit dem Aufkommen der deutschen Kolonialpolitik immer wieder dargelegt. Hier sei nur auf eine bemerkenswerte Abhandlung des Professor Heinrich Dietzel in der »Kölnischen Zeitung« (28. und 29. Juli dieses Jahres) hingewiesen, die zu dem Ergebnis kommt:

> Wie die Dinge bisher lagen und heute noch liegen, konnte der Appetit auf ein Plus von Kolonien sich vor der politischen Vernunft nicht rechtfertigen.... Erweiterung des Imperiums in Übersee war, richtig besehen, kaum zu wünschen. Geschweige denn, daß sie ein vitales Bedürfnis unseres Volkes gebildet hätte.

Wir wünschten, jeder Sozialdemokrat stünde dem Imperialismus so nüchtern gegenüber wie dieser bürgerliche Professor, dem Deutschlands industrielles Gedeihen sicher am Herzen liegt.

Genug, das Interesse der Arbeiterklasse am Wachstum der Industrie besagt noch keineswegs, daß sie die äußere Politik ruhig der Kapitalistenklasse überlassen darf und ihrer Führung zu folgen hat. Der Anschein der Interessengemeinschaft von Kapital und Arbeit ist hier daraus entstanden, daß man einmal Kapital und industrielles Kapital einander gleichsetzt und andererseits dem industriellen Kapital den Drang nach beständiger raschester Erweiterung der Produktion unterschiebt.

Jedoch selbst dort, wo in einem Punkte zwischen verschiedenen Klassen eine Gemeinschaft der Interessen wirklich und nicht bloß dem oberflächlichen Anschein nach besteht, ist damit noch nicht die Möglichkeit ihres ersprießlichen Zusammenwirkens verbürgt. Dazu gehört nicht bloß die Gemeinsamkeit des Ziels, das man erreichen, sondern auch die Gemeinsamkeit der Mittel, die man anwenden will.

Jeder Klasse werden durch ihre besonderen Interessen nicht bloß besondere Ziele gewiesen, sondern auch besondere Methoden, auf die sie nicht verzichten darf, wenn sie nicht ihre eigene Zukunft schwer schädigen will.

So ist für das Gedeihen des Proletariats unerläßlich die Demokratie. Es bedarf ihrer ebensosehr wie des Wachstums der Industrie. Ebensowenig wie diese bedeutet jene die Überwindung des Klassenkampfes, wohl aber liefert sie die Bedingungen, unter denen es ihn am wirksamsten und am wenigsten opfervoll führen und seinen schließlichen Sieg vorbereiten kann. Die Demokratie ist ein Lebenselement des Proletariats. Es würde sein Erstgeburtsrecht für ein Linsengericht verkaufen, wollte es sich daran beteiligen, vorübergehende Vorteile eines rascheren Wachstums der Industrie durch Mittel zu erreichen, die mit der Demokratie unvereinbar sind.

Die Demokratie bedeutet aber Freiheit und Selbstbestimmung nicht bloß für die eigene Klasse und das eigene Volk, sondern für alle. Freiheit und Rechte für sich will jede Klasse, auch die der Ausbeuter und Unterdrücker. Man ist kein Demokrat, wenn man Freiheiten für sich fordert und an der Vergewaltigung anderer teilnimmt. Und die Ablehnung einer solchen Politik durch das Proletariat gehört nicht zu den Sentimentalitäten, die das deutsche Volk glücklich abgelegt hat, sondern ist ein sehr reales Interesse.

So sagte Engels 1874 in einer »polnischen Proklamation«: »Ein Volk, das andere unterdrückt, kann sich nicht selbst emanzipieren. Die Macht, deren es zur Unterdrückung der anderen bedarf, wendet sich schließlich immer gegen es selbst.«

So wie hohe Löhne und kurze Arbeitszeiten in einem Lande gefährdet sind, solange rundherum in anderen Ländern niedere Löhne und lange Arbeitszeiten bestehen, so sind die Freiheiten des eigenen Landes nicht gesichert, wenn die Nachbarländer geknechtet sind. Die Arbeiter eines Landes dürfen nicht nur nicht an Maßregeln teilnehmen, die darauf berechnet sind, die ökonomische oder politische Lage der Arbeiter eines anderen Landes zu verschlechtern. Sie müssen vielmehr so energisch, als es ihnen möglich ist, jeden Versuch nach ökonomischer und politischer Besserstellung der Arbeiter im Ausland unterstützen, wo immer es sei, auch in anderen Weltteilen, wenn sie nur Einfluß darauf haben.

Von diesem Standpunkt aus kann es Interessengegensätze zwischen den Arbeitern der verschiedenen Länder nicht geben, solange sie überall eine selbständige Klassenpolitik verfolgen. Gegensätze zwischen ihnen, die sich während eines Krieges in gegensätzlichen Kriegszielen äußern, können nur erstehen, wenn sie sich bürgerlicher Führung unterordnen und auf ihre Selbständigkeit zum mindesten im Denken verzichten.

3. Theorie und Interesse.

In der Abhängigkeit von den Klasseninteressen unterscheidet sich die äußere Politik wesentlich nicht von der inneren. Wohl aber besteht ein erheblicher Unterschied zwischen ihnen darin, daß jene Abhängigkeit in der inneren Politik weit leichter erkennbar ist als in der äußeren. Das ist vielleicht der wichtigste Grund dafür, daß die Klassengegensätze in der äußeren Politik nicht so scharf zur Geltung kommen wie in der inneren.

Die Marxsche Theorie des Klassenkampfes leidet sehr darunter, daß sie meist zu einfach und mechanisch aufgefaßt wird. Nicht nur von ihren Kritikern, sondern auch von manchen ihrer Vertreter. So nimmt man vielfach an, das Interesse einer Klasse sei etwas so Selbstverständliches, so in die Augen Fallendes, daß sie selbst sich darüber nicht täuschen könne. Die Männer der Praxis wüßten stets genau, wo ihre Genossen der Schuh drücke und was ihnen not tue, und bloß die Spintisiereien der Theoretiker brächten Uneinigkeit und Unsicherheit in die einheitliche Klasse. Oder gar, die Masse sehe stets klarer wie die Führer.

Daran ist so viel richtig, daß die Masse selbst und die aus ihr hervorgegangenen Wortführer und Verfechter ihrer Interessen am besten wissen, welches ihre Bedürfnisse sind, woran sie leidet, was sie braucht. Ihre gesellschaftlichen Tendenzen ebenso wie die Kraft, sie zur Geltung zu bringen, gehen direkt aus den materiellen Bedingungen hervor, unter denen sie lebt. So sind diese Bedingungen die Grundlage der Klasseninteressen, des Klassenkampfes und damit der gesellschaftlichen Entwicklung. Wie aber die Tendenzen einer Klasse sich im einzelnen äußern in den Zielen, die sie sich setzt, den Forderungen, die sie aufstellt, den Mitteln, die sie anwendet, das hängt nicht von ihren Bedürfnissen allein ab, sondern auch von ihrer Einsicht in die gesellschaftlichen Verhältnisse. Zu solcher Einsicht gehört nicht bloß die Erkenntnis der Machtverhältnisse in der Gesellschaft und ihrer voraussichtlichen Verschiebungen, sondern auch die der Notwendigkeiten und Zusammenhänge des gesellschaftlichen Produktionsprozesses.

Nur mit diesem letzteren Faktor wollen wir uns hier beschäftigen, weil er bei den Erörterungen über den Klassenkampf meist nicht genügend beachtet wird.

Bei den Forderungen, die eine Klasse aufstellt, sind nicht bloß ihre Bedürfnisse zu beachten und ihre Machtmittel sowie die ihrer Gegner, sondern nicht minder auch die Bedürfnisse der gesamten Gesellschaft, das heißt die des Fortganges, ja der Förderung des gesellschaftlichen Produktionsprozesses (dieser als Reproduktionsprozeß aufgefaßt, so daß auch die Zirkulation und der Verbrauch der Produkte dazu gehört).

Wie scharf auch die Klassengegensätze sich zuspitzen mögen, jede Klasse hat ein Interesse am Fortgang des Produktionsprozesses. Niemand in der Gesellschaft kann existieren, wenn er ins Stocken gerät. Eine revolutionäre

Klasse sucht ihn von Grund aus zu ändern, aber nicht, um ihn zu hemmen, sondern vielmehr, um seine Wirkungskraft zu steigern. Der Streik bedeutet seiner Absicht nach bloß eine vorübergehende Hemmung zu dem Zwecke, Bedingungen zu erlangen, die die Produktion schließlich fördern müssen.

Die gedankenlosen Mitglieder einer Klasse mögen ihre Forderungen einfach aus ihren Bedürfnissen und Wünschen ableiten, die weiterblickenden, die schließlich zu ihren Führern werden, werden sich nur für Forderungen einsetzen, von denen sie überzeugt sind, daß sie nicht bloß im Interesse ihrer Klasse, sondern nicht minder in dem des gesellschaftlichen Produktionsprozesses liegen. Nur Forderungen dieser Art bewähren sich, wenn durchgeführt. Die Erfüllung von Klassenforderungen, die den Produktionsprozeß hemmen, erzeugt leicht wachsenden Widerspruch und kann schließlich die Klasse selbst schädigen, die Partei ruinieren, die sie durchgesetzt. Andererseits wird die Propaganda für eine Forderung bei nicht direkt an ihr Interessierten um so erfolgreicher, je leichter der Nachweis, daß sie nicht bloß einem Klasseninteresse entspricht, sondern auch den Produktionsprozeß fördert. Umgekehrt wird eine Klassenforderung selbst in der eigenen Klasse auf Widerstand stoßen, wenn zu befürchten ist, daß sie im Gegensatz zu den Bedürfnissen der Produktion steht.

Zu einer wirksamen und selbständigen Klassenpolitik gehört daher mehr als das bloße Verständnis der Klasseninteressen, das sich aus den Bedürfnissen der Klasse ergibt. Es gehört dazu auch ein ausreichendes Verständnis der Bedürfnisse des gesellschaftlichen Produktionsprozesses. Diese umfassende Einsicht, das ist eben die Theorie, die nicht minder wichtig ist als jene Erkenntnis der Klassenbedürfnisse, die den Praktiker auszeichnet.

Das Vermögen, zu einer selbständigen Anschauung, das heißt Theorie des gesellschaftlichen Gesamtzusammenhanges zu gelangen, ist jedoch nicht für alle Klassen gleich groß. Es hängt ebenso wie ihre Bedürfnisse von den materiellen Bedingungen ab, in denen sie lebt. Eine Klasse, die zu solcher Selbständigkeit nicht gelangt, wird bei aller Gegensätzlichkeit ihrer Klasseninteressen doch von anderen Klassen abhängig bleiben, die imstande sind, eine wissenschaftliche Erfassung der gesellschaftlichen Zusammenhänge zu produzieren. Sie wird sich leicht in jeder Politik, die über das Nächstliegende hinausgeht, von anderen Klassen leiten lassen und, wenn sie sich ihrer Leitung entreißen will, in den Fehler der Aufstellung unerfüllbarer oder schädlicher Forderungen verfallen.

Als unerfüllbare Forderungen darf man freilich nur solche betrachten, die unvereinbar sind mit dem Fortgang des Produktionsprozesses, nicht aber solche, deren sofortige Durchsetzung an dem Widerstand einzelner Sonderinteressen scheitern würde. Eine aufstrebende Klasse, der wohl die Zukunft, indes noch nicht die Gegenwart gehört, wird fast nur Forderungen aufstellen, die sie augenblicklich nicht durchsetzen kann, für die sie durch Propaganda und Organisation erst die Kraft gewinnen muß.

Wollte etwa die Sozialdemokratie nur Forderungen aufstellen, die Aussicht haben, von den herrschenden Klassen bald bewilligt zu werden, welchen Zweck hätte dann noch unsere Partei gegenüber diesen Klassen?

Gewiß wird für eine Klasse nicht leicht etwas schädlicher als Illusionen über die gegebenen Machtverhältnisse. Aber diese Verhältnisse kommen in Betracht nur für unsere Aktionen, nicht für unsere Propaganda. Die letztere wird bestimmt durch die Interessen des Proletariats und des gesamten gesellschaftlichen Produktionsprozesses. Oder vielmehr, sie hat die Aufgabe, das Proletariat aufzuklären über seine dauernden Klasseninteressen und über die Funktionen und Entwicklungstendenzen des gesellschaftlichen Produktionsprozesses.

Diese Aufklärung ist keine einfache Sache. Direkt gegeben und für jeden sofort erkennbar sind nur seine persönlichen Interessen. Nahe liegt für den Proletarier auch die Verknüpfung dieses Interesses mit dem seiner Berufsgenossen. Schwieriger dagegen wird schon die Erkenntnis, daß die Interessen der Proletarier der verschiedenen Berufe aufs engste miteinander verknüpft, Klasseninteressen sind. Diese Erkenntnis wird gefördert durch die Auflösung der alten zünftigen Absonderungen sowie durch die Teilnahme an den Kämpfen der inneren Politik der Staaten.

Die Teilnahme an der Politik bringt dem kämpfenden und denkenden Proletarier auch zum Bewußtsein, wie sehr die Forderungen, die er zur Wahrung seiner Klasseninteressen erhebt, abhängig sind von den Bedürfnissen der Gesamtheit, der Gesellschaft. Dieses Bewußtsein bewirkt zunächst seine geistige und damit auch politische Abhängigkeit von der Bourgeoisie, deren Denker die bestehende Gesellschaftsform und deren Bedürfnisse denen der Gesellschaft überhaupt gleichsetzen. Dabei bleibt es jedoch nicht. Denn bei dieser geistigen Abhängigkeit findet sich die Verfechtung der materiellen proletarischen Klasseninteressen auf Schritt und Tritt beengt. Zu voller, freier Entwicklung gelangt der Klassenkampf erst, wenn Denker erstehen, deren geistiger Horizont sich über die augenblicklichen Formen der Gesellschaft erhebt und die zeigen, daß andere Formen möglich, ja notwendig werden, die den gesellschaftlichen Produktionsprozeß wirksamer gestalten und dabei die Bedürfnisse des Proletariats vollauf zu befriedigen gestatten.

Wo das Proletariat einer selbständigen Theorie entbehrt, wo es geistig abhängig von den bürgerlichen Theorien ist, bleibt es politisch machtlos, auch wenn die Praktiker seine Organisationen noch so machtvoll aufbauen. Andererseits freilich nützt die tiefste gesellschaftliche Erkenntnis nichts, wenn das Proletariat, das bereit und imstande ist, sie aufzunehmen und zu begreifen, der Kraft entbehrt, sie praktisch erfolgreich anzuwenden.

4. Selbständige und unselbständige Politik.

Nicht nur ein besonderes Klasseninteresse, sondern auch geistige Selbständigkeit ist erforderlich, soll eine Klasse zu selbständiger Politik im Staate befähigt werden. Nicht jeder Klasse ist es möglich, zu solcher Selbständigkeit zu gelangen. Auch innerhalb einer Klasse sind nicht alle Schichten dazu fähig. Und endlich braucht auch bei einer Schicht, die sich zur Selbständigkeit durchgerungen, diese nicht gleich das ganze Bereich des gesellschaftlichen Denkens zu umfassen.

Besitzende und ausbeutende Klassen, die über Muße und Mittel geistiger Arbeit verfügen, erlangen damit von vornherein ein Maß von Herrschaft

über die Geister der Beherrschten, das diese nur schwer abschütteln, mag es die Herrschaft von Priestern oder von Professoren oder Journalisten sein, und mögen diese selbst wieder als Herrscher oder als bloße Werkzeuge von Herrschern funktionieren.

Innerhalb der arbeitenden Klassen wieder sind Kleinbürger und Bauern viel weniger zu selbständiger Erfassung der gesellschaftlichen Zusammenhänge und damit zu dauernder Selbständigkeit in der Politik fähig, als Proletarier. Aber auch im Proletariat bewirken historische Traditionen und wirtschaftliche Absonderungen, daß manche seiner Schichten noch lange in bürgerlicher Vormundschaft bleiben, nachdem sich andere schon längst davon befreit haben.

Endlich aber, und hier kommen wir zu unserem Hauptthema zurück, gelangen die arbeitenden Klassen zu politischer Selbständigkeit eher in der inneren Politik wie in der äußeren. Es kann eine Klasse in der inneren Politik in den schärfsten und kühnsten Klassenkampf eingetreten sein, und sie braucht sich doch nicht fähig zu fühlen, eine selbständige äußere Politik zu verfolgen. Unter solchen Umständen kann der Anschein erstehen, als gälten die Klassengegensätze bloß für die innere Politik, nicht auch für die äußere.

Die Gründe dafür, daß die Klassenscheidung in der inneren Politik eher auftritt als in der äußeren, liegen nahe. Staatsgrenzen, Zollgrenzen, Sprachgrenzen bewirken, daß der Verkehr der Massen untereinander sich fast nur innerhalb des Staates vollzieht. Die Lokalborniertheit, die Kirchturmpolitik ist durch den modernen Verkehr überwunden, dagegen ist die nationale Abschließung der Massen voneinander noch sehr groß. Der tatsächliche Zusammenhang der Lage der arbeitenden Klassen eines Staates mit der anderer Staaten wächst viel rascher als das Bewußtsein dieses Zusammenhanges. Und auch dort, wo die internationale Solidarität theoretisch anerkannt wird, ist sie nicht immer schon als unerläßliches Bedürfnis in Fleisch und Blut übergegangen.

Als das große Mittel, die Proletarier der verschiedensten Berufe eines Landes zu einer festen Phalanx zusammenzuschweißen, haben wir den politischen Kampf erkannt. Namentlich die Wahlkämpfe unter dem allgemeinen Wahlrecht haben mächtig dazu beigetragen. Dieses Mittel, die Solidarität aus einer theoretischen Forderung zu einem praktischen Bedürfnis zu gestalten, zu einem Drang, der allen Anfechtungen standhält, fehlt der Internationale.

Noch schwieriger, als die Proletarier aller Länder zu dem Bewußtsein eines gemeinsamen Klasseninteresses zu bringen, ist es aber, das Verständnis dafür zu erwecken, daß die Gesellschaft, deren Gesamtinteresse es zu wahren gilt, nicht zusammenfällt mit dem einzelnen Staat, sondern daß sie heute die Gesamtheit der modernen Staaten umfaßt, und daß die Interessen der herrschenden Klassen in der äußeren Politik ebensowenig wie in der inneren mit denen des gesellschaftlichen Produktionsprozesses zusammenfallen.

Keinem geschulten Sozialisten wird es mehr einfallen, die Bedürfnisse von Kapitalisten nach Verlängerung der Arbeitszeit, nach Ersetzung von Erwachsenen durch Kinder usw. für Bedürfnisse der Produktion zu halten, die als solche auch vom Proletariat unterstützt werden müßten. Und doch

glaubt mancher von ihnen, jede Forderung der Kapitalisten seines Landes ans Ausland entspringe, weil sie von Kapitalisten aufgestellt werde, einem Bedürfnis der Produktion und verdiene daher wärmste Unterstützung. Als ob nicht seit jeher die Augenblicksbedürfnisse des Kapitals sehr oft geradezu auf die Dauer eine Gefährdung des Produktionsprozesses bedeutet hätten, während die im Gegensatz zu den Bedürfnissen des Kapitals stehenden Bedürfnisse der Arbeiter die Förderung jenes Prozesses anstrebten.

Unbesehen wird heute von vielen die Ausdehnung des Staatsgebiets zur Bedingung der Ausdehnung der Produktion gemacht, und als zweite Bedingung seine vermehrte Abschließung durch erhöhte Zölle akzeptiert. Und doch steht die heutige gesellschaftliche Produktion unter dem Zeichen der Weltwirtschaft. Die wichtigste Bedingung ihrer Ausdehnung ist die stete Erleichterung des friedlichen internationalen Verkehrs, eine Bedingung, die durch nichts mehr gefährdet wird als durch Zölle und Eroberungspolitik.

Kommen schon die ökonomischen Zusammenhänge der Weltwirtschaft den arbeitenden Klassen nicht so anschaulich zum Bewußtsein wie die der Heimat, in der sie leben, so bleiben ihnen die politischen Beziehungen der Staaten zueinander vollends schleierhaft. Diese Beziehungen vollziehen sich bloß durch die Regierungen, denen dabei selbst in den demokratischen Staaten fast absolute Gewalt verblieben ist. Ihre Verhandlungen gehen im geheimen vor sich, ihre Verträge werden oft im geheimen abgeschlossen. Die Völker erfahren davon nur das, was die Regierungen ihnen mitzuteilen für gut finden. Sie werden in der Regel vor vollzogene Tatsachen gestellt.

Es ist nicht leicht, sich in den dürftigen, zweideutigen, oft direkt verlogenen Äußerungen aus dieser Welt zurechtzufinden und ihren wahren Kern herauszuschälen.

In der äußeren Politik lastet auch auf demokratischen Staaten noch ein Rest des Zeitalters der absoluten Regierungsgewalt. Das wachsende Interesse der Volksmassen für die äußere Politik bewirkt weniger, daß sie demokratischer Kontrolle unterworfen wird, als daß die Mittel reichlicher angewandt werden, die Volksmassen zu täuschen und fortzureißen, so daß die Gegensätze der Regierungen leichter als ehedem zu Gegensätzen der Völker werden, auch ihrer arbeitenden Klassen, die bei voller Kenntnis der Sachlage ganz anders urteilen würden.

Alles das bewirkt, daß die Selbständigkeit einer arbeitenden Klasse in der auswärtigen Politik weit schwerer zu erreichen ist, viel größeren Widerständen begegnet als in der inneren. Daß eine Klasse sich in der inneren Politik vollständig zu dem Bewußtsein des schärfsten Klassengegensatzes durchgerungen haben und doch in der äußeren von der Anschauung der Solidarität der Klassen beherrscht sein kann, die in Wirklichkeit nichts anderes ist als die freiwillige Unterordnung unter fremde Führung.

Wie weit dieser Zwiespalt zwischen innerer und äußerer Politik in den Proletarierschichten der verschiedenen Länder noch reicht, hat uns der Weltkrieg aufgedeckt. Seine Wirkungen sind unleugbar die, die proletarische Unselbständigkeit in der äußeren Politik, die er vorfand, noch weiter zu steigern, was nicht ohne Rückwirkung auf die innere Politik bleiben kann, da beide innig miteinander verbunden sind.

Doch die Annäherung zwischen proletarischen und bürgerlichen Elementen kann nur eine vorübergehende Erscheinung sein. Die ökonomischen Folgen des Krieges werden überall die Klassengegensätze verschärfen. Zu befürchten ist nur, daß er auch eine Verschärfung der nationalen Gegensätze hinterläßt und dadurch eine selbständige äußere Politik des Proletariats, eine Politik internationaler Solidarität, sehr erschwert.

Indes, wie auch der Krieg wirken mag, die Notwendigkeit wachsenden internationalen Verkehrs ist ökonomisch zu tief begründet, als daß sie sich nicht schließlich durchsetzen müßte, trotz aller Hindernisse, die nationale Erbitterung solchem Verkehr in den Weg legen mag. Damit wird aber auch wieder der Faktor wachsen, der die internationale Solidarität der Proletarier fördert und fordert.

Natürlich dürfen wir uns auf diesen von unserer Tätigkeit als Partei unabhängigen Faktor nicht verlassen. Wir haben gesehen, wie wichtig für den Emanzipationskampf einer Klasse neben den grundlegenden materiellen Bedingungen, die ihn hervorrufen, seine Probleme stellen und die Mittel zu ihrer Lösung bieten, die Erkenntnis dieser Bedingungen, dieser Probleme, dieser Mittel und ihres Zusammenhanges mit der Gesamtheit des gesellschaftlichen Lebens ist.

Diese Erkenntnis und die aus ihr hervorgehende Selbständigkeit der Politik des Proletariats zu fördern, das ist eine der wichtigsten Aufgaben unserer Partei. Zum großen Teil haben wir sie schon gelöst in der inneren Politik — vollständig ist sie nie zu lösen, weil die ökonomische und politische Entwicklung immer weiter geht, immer neue Bedingungen und Probleme schafft, die von neuem erforscht sein wollen. Und dabei wirft sie auch immer neue unaufgeklärte Volksschichten ins Proletariat. Aber in allen wesentlichen Grundlagen ist die innere Politik des Proletariats durch die Sozialdemokratie überall völlig auf eigene Füße gestellt worden.

Dagegen hat uns der Krieg gezeigt, wie weit wir davon in der äußeren Politik entfernt sind, wie ein großer Teil nicht bloß der Massen, sondern auch ihrer geschulten Führer in der äußeren Politik sich in großen Konflikten von bürgerlichen Losungen gefangen nehmen läßt. Hier Wandel zu schaffen, das Proletariat in der äußeren Politik ebenso auf eigene Füße zu stellen wie in der inneren, das wird die wichtigste Aufgabe sozialistischer Theorie und Propaganda nach dem Kriege sein. Und welche Hemmnisse seine Folgen uns dabei auch bereiten mögen, in einem wird er unsere Aufgabe erleichtern: das Interesse für die Fragen der äußeren Politik, für die Verhältnisse des Auslandes und für die Bruderparteien wird nach ihm ein weit höheres sein, als es vor ihm war. Heute schon ist es ein gewaltiges, aber nur in höchst unzureichendem Maße zu befriedigen. Erst der Frieden wird den Sozialisten aller Länder die Möglichkeit geben, die Wahrheit über das Ausland uneingeschränkt zu verkünden und damit die sicherste Grundlage des neugeknüpften Bruderbundes der Proletarier aller Länder zu schaffen.

Der deutsch-österreichische Zollverein.

Von Anton Hofrichter.

(Fortsetzung.)

II.

Was bedeutet Vorzugsbehandlung? [6]

Jeder Staat stellt einen Zolltarif nach eigenem Ermessen auf beliebige Zeit auf: den autonomen Tarif. Deutschland hat bis 1891 am autonomen Zolltarif festgehalten, den Fürst Bismarck innig liebte. In den kurzen zwölf Jahren 1879 bis 1891 wurden dreimal die Getreidezölle geändert. 1879 wurden sie eingeführt, 1885 das erste Mal und 1887 das zweite Mal erhöht.

Deutschland nahm in derselben Zeit die Handelsvertragspolitik auf. Zwar hatte es immer Handelsverträge geschlossen, die sich aber mit wenigen unbeachtlichen Ausnahmen auf die Meistbegünstigung beschränkten. Jetzt wurden aber zur Erschließung wichtiger Auslandsmärkte und zur Sicherung des deutschen Exports vor willkürlichen Erhöhungen die Zölle auf einen längeren Zeitraum und nach ihrer Höhe gebunden oder gegen besondere Gegenleistungen erniedrigt. So entstanden die Vertragstarife.

Die Caprivischen Handelsverträge waren »ein System einer auf vertragsmäßiger Grundlage beruhenden gemäßigten Schutzzollpolitik«, wobei »von dem Übergang zum extremen Protektionismus Abstand genommen« war.

Der neue deutsche Zolltarif von 1902 setzte die Politik des Grafen Caprivi grundsätzlich fort, trug aber einen ausgesprochenen hochschutzzöllnerischen Charakter, der sich äußerte: in der Erhöhung der Zollsätze, in der Spezialisierung des Tarifs und in der Einführung eines Minimalzolls für Roggen, Weizen, Hafer und Malzgerste.

Alle Handelsverträge enthalten die Meistbegünstigungsklausel, die zum Beispiel in dem Vertrag Deutschlands mit Österreich-Ungarn lautet:

Hinsichtlich des Betrags, der Sicherung und der Erhebung der Eingangs- und Ausgangsabgaben, sowie hinsichtlich der Durchfuhr dürfen von keinem der vertrag-

---

[6] Aus der gemeinverständlichen Literatur seien angeführt: Karl Kautsky, »Handelspolitik und Sozialdemokratie«, Berlin 1911, Dr. H. Sieveking, »Auswärtige Handelspolitik«, Leipzig 1910. Gute Dienste leistet das handliche Nachschlagebüchlein »Zollpolitisches ABC-Buch« von Dr. Walter Borgius. Von neueren einschlägigen Broschüren seien genannt: J. Jastrow, »Die mitteleuropäische Zollannäherung und die Meistbegünstigung«, mit guten Angaben der Zeitschriftenliteratur, Leipzig 1915, und A. Sartorius Freiherr v. Waltershausen, »Der Paragraph 11 des Frankfurter Friedens«, Jena 1915. Auf dem Stuttgarter Parteitag hat Max Schippel das Referat über die deutsche Zoll- und Handelspolitik, Kautsky das Korreferat gehalten; auf dem Mainzer Parteitag war Richard Calwer Berichterstatter über die »Verkehrs- und Handelspolitik«. Für eindringendere Studien empfehlen sich L. Bosc, »Zollalliancen und Zollunionen«, Berlin 1907, und die handelspolitische Materialiensammlung von J. Jastrow, 1. Band der Textbücher zu Studien über Wirtschaft und Staat, Berlin 1912, Max Schippel, »Grundzüge der Handelspolitik«, Berlin 1902. — Das Reichsamt des Innern hat den deutschen Zolltarif und die Handelsverträge des Deutschen Reiches bei Mittler, Berlin, herausgegeben.

schließenden Staaten dritte Staaten günstiger als der vertragschließende Teil behandelt werden. Jede dritten Staaten in dieser Beziehung eingeräumte Begünstigung ist daher *ohne Gegenleistung* dem anderen vertragschließenden Teile gleichzeitig einzuräumen.

Deutschland gewährt die Meistbegünstigung natürlich nicht um seiner Vertragspartner, sondern um *seiner selbst* willen. Durch die allgemeine Aufnahme der Meistbegünstigung werden für die Kaufleute und Industriellen in allen Ländern dieselben Wettbewerbsbedingungen geschaffen. Es wird durch Vermeidung jeder Differenzierung der Zolltarif vereinfacht, die Zollabfertigung beschleunigt. Die Meistbegünstigungsklausel ist zugleich ein kräftiger Schutz der Verbraucher. Im Jahre 1891 hatte zum Beispiel Deutschland dem ersten Vertragsstaat, Österreich-Ungarn, ermäßigte Getreidezölle gewährt. Diese ermäßigten Tarife Deutschlands für Lebensmittel, die Österreich-Ungarn nicht ausnutzen kann, weil es selbst kaum seinen eigenen Bedarf an Getreide und Fleisch deckt, fördern die Einfuhr aus so starken Agrarexportländern wie den Vereinigten Staaten, Rußland und Rumänien. Wären diese Vorteile von der Meistbegünstigung ausgenommen gewesen, so hätten die folgenden überaus wichtigen Verträge mit Rumänien und Rußland einen höheren Zoll enthalten und wären wahrscheinlich gar nicht geschlossen worden.

Diese allgemeine Ermäßigung des autonomen Tarifs auf den Vertragstarif durch die Meistbegünstigungsklausel soll nun, wenn das Projekt der ausschließlichen Meistbegünstigung Österreich-Ungarns Wirklichkeit wird, aufhören. Die Zölle, die zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland gelten, sollen als ausschließliche Vorzugszölle erklärt, der Mitgenuß an den von Deutschland Österreich-Ungarn zugestandenen Zollbegünstigungen nach dem Rechte der Meistbegünstigungsklausel soll dritten Staaten versagt werden. Damit wird das Geltungsgebiet des hohen autonomen Tarifs erweitert, das des niedrigen Vertragszolltarifs eingeschränkt. Ohne Änderung der Tarifpositionen wird so scharf hochschutzzöllnerisch aufgerüstet, daß die *Forderung des Bundes der Landwirte voll erfüllt* würde.

Zum Beleg zitieren wir als Stichproben einige Tarifnummern aus dem ersten Abschnitt des Zolltarifs:

Gegenstand	Zollsatz des allgemeinen Tarifs für einen Doppelzentner in Mark	Zollsatz des Vertragstarifs in Mark	Vertragsstaaten
Roggen	7,—	5,—	Bulg., Ö.-U., Rum.
Weizen und Spelz	7,50	5,50	Rußland, Serbien
Malzgerste	7,—	4,—	Bulg., Ö.-U., Rum.
Futtergerste	7,—	1,30	Bulg., Rum., Rßld. Serbien, Öster.-Ung.
Malz aus Gerste	10,25	5,75	Österreich-Ungarn
Kartoffeln (vom 15. Februar bis 31. Juli)	2,50	1,—	Ital., Ö.-Ung., Bulg.

Nur wenige Zölle sind allein im Vertrag mit Österreich-Ungarn ermäßigt oder gebunden. Mehr schon im Vertrag mit Österreich-Ungarn und feindlichen Staaten. Diese Zölle werden dadurch, daß die Meistbegünstigung in der skizzierten Form für das weitere Ausland außer Österreich-Ungarn

eingeschränkt wird, auf den Satz des autonomen Tarifs erhöht. Denn im Krieg erlöschen die Handelsverträge wie alle Staatsverträge mit Ausnahme der für den Kriegsfall geschlossenen.[7]

Sehr viele vertragliche Zollbegünstigungen sind aber auch von neutralen Staaten, besonders Rumänien und Bulgarien stipuliert, mit denen die Handelsverträge weiterlaufen. Da auch nach dem Willen der Anhänger der auf Österreich-Ungarn eingeschränkten Vorzugsbehandlung diese nur für die zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland geltenden Zölle eingeführt werden soll, würden die jetzt feindlichen Staaten wenigstens an den Vorteilen teilnehmen, die den neutralen Staaten eingeräumt worden sind. Es müßten daher, soll die Vorzugsbehandlung während oder unmittelbar nach dem Krieg eingeführt werden, die Verträge mit diesen Neutralen geändert werden, sei es durch eine allgemeine vorzeitige Erneuerung der Handelsverträge in freiem Einvernehmen, sei es durch ein Provisorium, das nur bis zur Erneuerung der Verträge währt, die bei Kündigung vom 31. Dezember 1916 bis zum 31. Dezember 1917 laufen. Und es ist kein Zweifel, daß Deutschland — es sei nur an den Maiszoll erinnert — genug Mittel hat, diese Vertragsstaaten zur Nachgiebigkeit zu stimmen.

Doch laufen am 31. Dezember 1917 *nur die Handelsverträge* ab, nicht auch das Zolltarifgesetz. Es ist daher durchaus möglich, die neuen Handelsverträge *unter Umständen mit Einschränkung der Meistbegünstigungsklausel auf Grund des alten Zolltarifs* zu schließen.

Daraus ergibt sich eine verfassungsrechtliche Folge von ungemeiner Bedeutung: der Artikel 4 der Verfassung des Deutschen Reiches nennt nur die Zoll- und Handelsgesetzgebung, also die Bestimmung des autonomen Tarifs, als Gegenstand der Gesetzgebung. Insoweit sich aber *Verträge* mit fremden Staaten auf solche Gegenstände beziehen, welche nach Artikel 4 in den Bereich der Reichsgesetzgebung gehören, ist zu ihrem Abschluß nach Artikel 11 die Zustimmung des Bundesrats und zu ihrer Gültigkeit nur die Genehmigung des Reichstags erforderlich. Mit anderen Worten: der Reichstag kann Handelsverträge im ganzen annehmen oder ablehnen, kann sie aber nicht ändern. Da die Meistbegünstigungsklausel in den Handelsverträgen, nicht im Zolltarif steht, so kann sie auch eingeschränkt werden, ohne daß der Reichstag mehr dazu tun könnte, als den Handelsvertrag im ganzen anzunehmen oder abzulehnen. So kann eine schutzzöllnerische Mehrheit unter Berufung auf die Pflicht, das Bundesverhältnis mit Österreich-Ungarn wirtschaftlich zu verankern, und unter Berufung auf die Notwendigkeit der Fortsetzung einer Politik, die sich im Aushungerungskrieg bewährt habe, den tatsächlich geltenden Tarif enorm erhöhen, ohne daß die

[7] Die völkerrechtliche Praxis betrachtet Staatsverträge als durch den Krieg aufgehoben. Der § 11 des Frankfurter Friedens beginnt: »Da die Handelsverträge mit den verschiedenen Staaten Deutschlands durch den Krieg aufgehoben sind ...« Einige Völkerrechtslehrer sind anderer Ansicht. Vergl. zu dieser Streitfrage A. Sartorius v. *Waltershausen*, loc. cit. Dr. F. v. *Liszt*, »Das Völkerrecht«, und den Artikel »Handelsverträge« im Handwörterbuch für Staatswissenschaften. Sicher liegt es in der Linie des Fortschritts, die Kriegswirkung möglichst einzuschränken, also Verträge als nur außer Kraft gesetzt, nicht als durch den Krieg aufgehoben zu betrachten.

Opposition wirksame Waffen der Verteidigung hätte. Der autonome Tarif, der dann für das Ausland außer Österreich-Ungarn in Kraft träte, würde fast die Höhe der Zollsätze erreichen, die der Bund der Landwirte gefordert hat:

	Vertragstarif	Autonomer Tarif	Forderungen des Bundes d. Landwirte
	in Mark für Meterzentner		
Roggen	5,—	7,—	7,50
Weizen	5,50	7,50	7,50
Malzgerste	4,—	7,—	7,50
Futtergerste	1,30	7,—	7,50
Hafer	5,—	7,—	7,50

Was brauchen die Hochschutzzöllner mehr zu verlangen als den autonomen Tarif, dessen Weizenzoll die Forderung der extremen Agrarier voll erfüllt, dessen einheitlicher Zoll für Gerste — künftig sicherlich eine der meistumstrittenen Tarifpositionen — ebenso wie der für Roggen und Hafer nur 50 Pfennig unter dem vom Bund der Landwirte aufgestellten Satze bleibt.

Es müßte wahrhaftig sonderbar genug zugehen, wenn die Hochschutzzöllner die einzigartige Gelegenheit nicht ausnützten, ihre letzten Wünsche restlos zu erfüllen. Herr v. Gerlach hat auch in der Tat in seiner »Welt am Montag« (6. September 1915) das Schreiben eines Verbandes der weiterverarbeitenden Industrien ans Licht gezogen:

Berlin, den 10. August 1915.

An die angeschlossenen Vereine!

Der Kriegsausschuß der deutschen Industrie hielt am 30. v. Mts. in Berlin eine handelspolitische Sitzung ab, in der über eine Reihe von Anträgen Beschluß gefaßt wurde, über die wenige Tage vorher zwischen Vertretern des Zentralverbandes Deutscher Industrieller, des Bundes der Industriellen, des Bundes der Landwirte der christlichen Bauernvereine und des Deutschen Bauernbundes unter Beitritt des Reichsdeutschen Mittelstandsverbandes eine Verständigung stattgefunden hat.

Diese Anträge betrafen die Neuordnung unserer handelspolitischen Verhältnisse zu Frankreich und Rußland bei Friedensschluß, sowie unsere handelspolitischen Beziehungen zu Österreich-Ungarn. Zu den innerhalb dieses Rahmens gestellten Forderungen gehören unter anderem auch folgende:

a. Erhöhung verschiedener landwirtschaftlicher Zölle;
b. Einschränkung der Meistbegünstigungsklausel fast bis zur völligen Preisgabe derselben;
c. Festlegung einer gegenseitigen deutsch-österreichischen Vorzugsbehandlung durch Erklärung einer größeren Anzahl der gegenwärtigen beiderseitigen Vertragszölle als Vorzugszölle und Erhöhung dieser Vertragszölle gegenüber allen anderen Staaten.

Diese Anträge wurden vom Kriegsausschuß der deutschen Industrie im allgemeinen gutgeheißen; es wurde aber ausdrücklich den einzelnen Fachvereinen anheimgegeben, etwaige Bedenken gegen diese Beschlüsse bei der Reichsregierung geltend zu machen.

Die fortschrittliche Presse hatte bisher für das Wirtschaftsbündnis Stimmung gemacht. Nach der Entdeckung, daß Hauptträger des Gedankens der eingeschränkten Meistbegünstigung die sechs Wirtschaftsverbände sind, die vor dem Kriege in innigem Verein als Kartell der schaffenden Stände

gewirkt haben, drehten das »Berliner Tageblatt« und die »Frankfurter Zeitung« bei und lehnten wenigstens diese Art »Wirtschaftsbündnis« ab. Die »Kreuzzeitung« hat diese Gelegenheit benützt, sich zum Programm der schaffenden Stände bekannt und die für dieses Blatt selbstverständliche Forderung nach höheren Futtermittelzöllen erhoben, die schon wegen ihrer bisherigen Höhe vor dem Kriege Gegenstand heftiger Angriffe der Liberalen und der Sozialdemokraten gewesen sind. (Schluß folgt.)

Sekte oder Partei?

Von Wilhelm Kolb.

Genosse Dr. Friedrich Adler hat in seinem in der Nr. 23 des vorigen Halbjahrbandes der »Neuen Zeit« veröffentlichten Artikel die für mich immerhin schmeichelhafte Entdeckung gemacht, daß die Sozialdemokratie am Scheideweg zwischen Kolb und Bebel stehe. Damit überschätzt indessen Genosse Adler die Bedeutung meiner Person für die zur Entscheidung stehenden Differenzen. Mir ist es nicht im Traum eingefallen, die Sozialdemokratie vor einen Scheideweg stellen zu wollen. Das hat sie selbst, beziehungsweise ihre parlamentarische Vertretung getan, indem diese die Kriegskredite bewilligte und damit den permanent gewordenen inneren Konflikt der Lösung entgegenführte. Ich kann lediglich das bescheidene Verdienst für mich in Anspruch nehmen, auf die Konsequenzen dieser Entscheidung für die künftige Politik und Taktik der Sozialdemokratie hingewiesen zu haben. Die Gefahren, welche Adler und die ihm Gleichgesinnten in diesen Konsequenzen für den Charakter der Partei erblicken, existieren lediglich in der Einbildung der »Marxisten«. Mit dem Charakter der Partei haben die schwebenden Differenzen ebensowenig etwas zu tun als mit der sozialistischen Weltanschauung. Der Streit dreht sich ausschließlich um die Methode des politischen Kampfes der Sozialdemokratie und ihre Stellung gegenüber dem heutigen Staate.

Adler führt die Autorität Bebels ins Treffen. Der von ihm zitierte Brief Bebels an Auer, in welchem Bebel die Auffassung vertrat, daß die Sozialdemokratie mit der herrschenden Gesellschaft keinen Kompromiß eingehen könne, ohne ihren Charakter und ihre Grundsätze zu verleugnen, beweist lediglich, daß Bebel als Autorität für die Entscheidung des Konflikts nicht in Anspruch genommen werden kann. Bebel ist bei der Beurteilung der strittigen Fragen von denselben irrigen Voraussetzungen ausgegangen, auf welche die »Marxisten« sich stützen. Er hat zeitlebens den Glauben an den bevorstehenden Kladderadatsch der bürgerlichen Gesellschaft nicht verloren und ihn schließlich mit ins Grab genommen.

Das Wesen und der Charakter der Sozialdemokratie sind in ihren sozialrevolutionären Zielen begründet. Ob sich die Sozialdemokratie zur Verwirklichung dieser Ziele der revolutionären oder der reformistischen Taktik bedient, hat mit dem Wesen und dem Charakter der Sozialdemokratie nicht das mindeste zu tun.

Der Grundgedanke der Marxschen Geschichts- und Entwicklungstheorie besagt, daß die menschliche Gesellschaft ein in erster Linie (also keineswegs ausschließlich) ökonomisch bedingter internationaler Organismus ist,

dessen Entwicklung bestimmten ökonomischen Gesetzen unterliegt. Notwendige Stadien der ökonomischen und geschichtlichen Entwicklung können nicht übersprungen werden. Jeder dahin zielende Versuch müßte mit einem Fiasko sein Ende finden. Das Proletariat als Träger der demokratisch-sozialistischen Klassenbewegung gegen die kapitalistische Gesellschaft kann in logischer Konsequenz der Marxschen Geschichts- und Entwicklungstheorie die Methode des Klassenkampfes also nur auf die durch die geschichtliche Entwicklung bedingte Operationsbasis stellen. Der große kardinale, für die Beurteilung der in der Sozialdemokratie vorhandenen Konflikte entscheidend ins Gewicht fallende Irrtum der »Marxisten« besteht aber gerade darin, daß sie den Reifegrad der kapitalistischen Ökonomie überschätzten und dadurch zu völlig falschen Schlußfolgerungen für die Politik und Taktik der Sozialdemokratie gekommen sind. Ebenso haben sie die politische Reife des Proletariats überschätzt. Dieses ist weder so politisch rückständig, wie viele seiner Gegner behaupten, noch ist es so politisch reif, wie seine Schmeichler glauben machen wollen. Dazu kommt der weitere Irrtum, auf dem die Katastrophentheorie beruht. Anstatt auf dem wissenschaftlich begründeten Fundament des Meisters weiterzubauen und seine zum Teil nur grandios skizzierten Theorien weiter auszubilden, haben die »Marxisten« die Lehre des Meisters in oft geradezu stümperhafter Weise dogmatisiert und in leblose Schablonen und Formeln hineingepreßt. Dafür liefert die »wissenschaftliche« Begründung der Katastrophentheorie einen deutlichen Beweis. Diese stützt sich bekanntlich auf die durch die kapitalistische Ökonomie bedingte Zuspitzung der Klassengegensätze zwischen dem Proletariat und der Bourgeoisie. Nun wird kein vernünftiger Mensch diese Zuspitzung der Klassengegensätze zwischen den beiden gesellschaftlichen Extremen leugnen oder vertuschen wollen. Allein die von den »Marxisten« aus der Zuspitzung der Klassengegensätze gezogenen politischen und taktischen Schlußfolgerungen sind völlig falsche. Die Behauptung, daß die Zuspitzung der Klassengegensätze zwischen Proletariat und Bourgeoisie mit Notwendigkeit zu einer Katastrophe, einer letzten großen Entscheidung und damit zu einer gewaltsamen Besitzergreifung der politischen Macht durch das Proletariat führen müsse, daß also nur auf diesem Wege der Sozialismus seine Verwirklichung finden könne, läßt sich wissenschaftlich überhaupt nicht begründen. Sie beruht auf einer rein abstrakten und obendrein völlig falschen Theorie. Zu welch gewagten Prophezeiungen die »Marxisten« auf Grund solcher schematischer Spekulationen kommen, dafür zeugt die nach dem großen Wahlsieg der deutschen Sozialdemokratie im Jahre 1903 von Kautsky gemachte Bemerkung, der Sieg des Sozialismus sei in »greifbare Nähe« gerückt. Das war vor nunmehr zwölf Jahren, und die kapitalistische Gesellschaft sitzt noch immer fest im Sattel. Sie hat eben jetzt während des Weltkriegs eine geradezu fabelhafte Widerstands- und Anpassungsfähigkeit bewiesen, über welche die Kapitalisten selbst im höchsten Grad erstaunt waren.

Diese »faule, dem vor der Tür stehenden Bankrott verfallene« kapitalistische Gesellschaft ist eben nicht der einfache, nur in zwei diametral sich gegenüberstehende soziale Schichten gegliederte gesellschaftliche Organismus, wie ihn die »Marxisten« darzustellen belieben. Zwischen den beiden gesellschaftlichen Extremen — Bourgeoisie und Proletariat — gibt es noch

andere soziale Schichten, deren Zahl und Bedeutung sowohl für die Politik der Sozialdemokratie als insbesondere *für den Sieg des Sozialismus* fortgesetzt zunimmt. Der Gegensatz zwischen diesen sozialen Mittelschichten und dem Proletariat spitzt sich aber nicht nur *nicht* zu, sondern er wird durch die kapitalistische Entwicklung in steigendem Maße *gemildert*. Ich habe in meiner Broschüre auf diese Tatsache und die daraus sich ergebenden bedeutsamen *politischen Konsequenzen* mit Nachdruck hingewiesen. Nichts war mir deshalb in dem Adlerschen Artikel unverständlicher als die Behauptung, ich wolle aus der deutschen Sozialdemokratie eine Arbeiterpartei nach dem Muster der englischen Labour Party machen, hinter deren extrem-einseitiger wirtschaftlicher und sozialer Interessenpolitik die sozialistischen Ideale verschwinden. In Wirklichkeit zielt mein Bestreben nach der direkt entgegengesetzten Richtung; denn nichts könnte für den demokratischen Sozialismus verhängnisvoller sein, als wenn die Sozialdemokratie die Bahnen der Labour Party wandeln würde. Eben deshalb habe ich in meiner Broschüre bemerkt, daß die Sozialdemokratie sich nicht in den engen Rahmen einer bloßen Arbeiterpartei hineinspannen lassen dürfe, sondern daß sie sich immer mehr zu einer *Volks*partei im besten Sinne des Wortes entwickeln müsse. Freilich, Genosse Adler erblickt in solchem Bestreben auch wieder eine Gefahr für den Charakter der Partei, er fürchtet nämlich, daß dann die proletarisch-sozialistischen Klasseninteressen in den allgemeinen Volksinteressen untergehen. Hier haben wir ein geradezu klassisches Beispiel für die Begriffsverwirrung, die der Geist des politischen Sektierertums bei unseren »Marxisten« hervorgerufen hat. Als ob es nicht eine für den Sieg des Sozialismus *absolut unentbehrliche Voraussetzung* wäre, daß die proletarischen Klasseninteressen in immer höherem Grade sich zu *allgemeinen Volksinteressen* entwickeln. Wie anders will man denn die *geschichtliche Notwendigkeit* der Umwandlung der kapitalistischen in die sozialistische Gesellschaft wissenschaftlich begründen, als durch den Nachweis, daß immer mehr Menschen das Interesse an der Erhaltung der kapitalistischen Ökonomie verlieren und eben dadurch die Verwandlung der kapitalistischen in die sozialistische Ökonomie ein Gebot zwingender geschichtlicher Notwendigkeit wird? Als bloße Arbeiterpartei kann die Sozialdemokratie noch auf lange hinaus der Gesellschaft *nicht* den Stempel ihrer demokratisch-sozialistischen Ziele und Grundsätze aufdrücken. Die Vertretung der proletarisch-sozialistischen Klasseninteressen steht auch keineswegs im Widerspruch mit der gebotenen politischen und taktischen Rücksicht auf die geschichtlich gewordenen und gegebenen Verhältnisse, die sich nicht im Handumdrehen ändern lassen. Wir nützen dem Proletariat und seinen Klasseninteressen keinen Deut, wenn wir die heutige Gesellschaftsordnung und den heutigen Staat *prinzipiell negieren* und dadurch die politische Vertretung der Arbeiterklasse zu einer mehr oder weniger verhängnisvollen politischen Ohnmacht verurteilen. Es ist eben nicht wahr, daß die prinzipielle Intransigenz und Negation gegenüber dem kapitalistischen Klassenstaat einen integrierenden Bestandteil der sozialdemokratischen Grundsätze und der sozialistischen Weltanschauung bilden. Diese Auffassung beruht auf einem *Trugschluß* aus den Irrtümern, auf welche die »Marxisten« ihre abstrakten Theorien über den Gang und das Tempo der gesellschaftlichen Entwicklung stützen.

Darin beruht die große entscheidende Bedeutung der Bewilligung der Kriegskredite, daß durch sie mit den die ganze bisherige Politik der Sozialdemokratie irritierenden »Prinzipien« der Intransigenz und Negation gegenüber dem heutigen Staate gebrochen und damit die Politik der Sozialdemokratie auf die durch den Stand der ökonomischen Entwicklung bedingte Operationsbasis gestellt wurde. Die Bejahung des Staates ist die erste und unbedingt notwendige Voraussetzung für eine Beeinflussung der Staatspolitik seitens der Sozialdemokratie. Bisher hat die Sozialdemokratie die Bejahung des heutigen Staates prinzipiell abgelehnt, andererseits aber nicht die politischen und taktischen Konsequenzen gezogen, die sich aus der prinzipiellen Staatsverneinung ergeben.

Dieser klaffende Widerspruch zwischen Theorie und Praxis bildet die Wurzel der Parteikonflikte. Es ist deshalb auch ein Irrtum, wenn Genosse Hänisch, der durch den Krieg sein politisches Damaskus erlebte, den durch die Bewilligung der Kriegskredite hervorgerufenen Konflikt als etwas ganz Neues und Besonderes, mit den früheren Parteikonflikten nur in sehr losem Zusammenhang stehendes parteigeschichtliches Ereignis charakterisiert. Alle inneren Konflikte in der Sozialdemokratie, von dem seinerzeitigen Gegensatz zwischen Bebel und Liebknecht über die Bedeutung des Parlamentarismus für den proletarischen Klassenkampf bis zur Bewilligung der Kriegskredite stehen in engstem kausalem Zusammenhang, alle haben in der revolutionären Romantik ihre gemeinsame Wurzel. Die Geschichte dieser Konflikte ist nichts anderes als die Geschichte der Entwicklung der Sozialdemokratie von der politischen Sekte zur politischen Partei.

Selbstverständlich ist es von weit größerer Bedeutung und politischer wie taktischer Tragweite, ob irgendeine der süddeutschen Landtagsfraktionen oder ob die große Mehrheit der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion sich gegen die »Prinzipien« der Intransigenz und Negation auflehnt. Der seit Jahrzehnten permanent gewordene Konflikt zwischen der politischen Vernunft und der revolutionären Romantik hätte auf alle Fälle in nicht zu ferner Zeit zu einer Lösung gedrängt. Der Weltkrieg hat sie nur beschleunigt. Das furchtbare, in seinen Folgen heute noch nicht übersehbare geschichtliche Ereignis des Ausbruchs des europäischen Völkerkriegs hat die Sozialdemokratie am 4. August vorigen Jahres urplötzlich vor die Entscheidung der Frage gestellt, ob sie aus der revolutionären Romantik und der auf diese sich stützenden Kladderadatschtheorie oder aus ihrer seit Jahrzehnten befolgten politischen Praxis die letzten logischen Konsequenzen ziehen soll. Sie hat sich mit imponierender Mehrheit für das letztere entschieden.

Der Charakter der Sozialdemokratie ist dadurch ebensowenig in Frage gestellt worden wie die sozialistische Weltanschauung. Nach wie vor bleibt es die geschichtliche Aufgabe der Sozialdemokratie, ihre demokratisch-sozialistischen Ziele zu verwirklichen, nur die Methode ihres Kampfes wird eine andere, in sich logisch geschlossene sein. Der Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, an dem die Sozialdemokratie seit Jahrzehnten herumlaborierte und der immer neue und heftigere Konflikte hervorgerufen hat, ist gelöst.

Wer bisher noch im Zweifel über die Unhaltbarkeit der aus der revolutionären Romantik abgeleiteten politischen und taktischen »Prinzipien« war, den muß die Haltung der »Marxisten« seit Ausbruch des Krieges eines Besseren belehrt haben, falls er für Belehrungen überhaupt noch zugänglich ist. Die Stellung, welche die »Marxisten« bezüglich der Friedensfrage einnehmen, ist doch die Utopie zu Pferde, genau so wie die Illusionen, die sie vor dem Kriege bezüglich der Verhütung desselben durch das Proletariat propagiert haben. Mit Fug und Recht schreibt Parvus, daß es eine Narrheit sei, inmitten des ungeheuren Völkerringens den ganz abstrakten Friedensgedanken als Allheilmittel hinzustellen. Es kommt doch nicht darauf an, den Frieden zu wollen, sondern darauf, wie er am schnellsten und zweckmäßigsten herbeigeführt werden kann. Was haben denn die internationalen »Quertreiber« auf ihrer vor einigen Wochen in der Schweiz stattgefundenen Friedenskonferenz erreicht? Sie haben eine mit hohlen Phrasen reichlich gespickte Resolution beschlossen, durch welche auch nicht das geringste hinsichtlich der Herbeiführung des Friedens erreicht wird. Irgendeinen greifbaren, auch nur irgendwie Erfolg versprechenden Vorschlag konnten auch sie nicht machen. Was soll es denn heißen, wenn in der Resolution erklärt wird, daß kein Opfer zu groß sei, um den Frieden herbeizuführen? Das sind leere Redensarten, weiter nichts. Und dabei konnten sich diese Leutchen nicht genug darüber entrüsten, daß die deutsche Sozialdemokratie für die Herbeiführung des Friedens sich zu keiner entschlossenen Tat aufzuraffen wage. Es ist schade für das Fahrgeld und die Spesen, welche diese »internationale Sozialistenkonferenz« verursacht hat. Dieses Geld hätte zu nützlicheren Zwecken verwendet werden können.

Genau so lagen die Dinge vor dem Kriege. Wenn es für die Sozialdemokratie überhaupt eine Möglichkeit gegeben hätte, den Krieg noch zu verhindern, dann nur auf dem Wege der Beeinflussung der Staatspolitik in den in Betracht kommenden Staaten. Aber das war ja »prinzipiell« untersagt. Statt dessen hat man mit bombastischen Resolutionen die Gefahr zu bannen versucht, was natürlich ein völlig aussichtsloses Bemühen war. Die Geschichte ist aber schließlich auch für die Sozialdemokratie da, aus ihr zu lernen.

Wie kann man einem so gewaltigen historischen Ereignis gegenüber, wie es dieser Weltkrieg darstellt, vom Standpunkt der ökonomisch-historischen Geschichtsauffassung eine so hirnverbrannte Ideologie vertreten, wie es seitens der »Marxisten« geschieht. Man denke nur an die Forderung, einfach Frieden zu schließen. Als ob dieser Krieg lediglich geführt worden wäre, um einige Millionen Menschen zu opfern und im übrigen alles beim alten zu lassen. Und als ob nach diesem Kriege die russische Gefahr — wenn der Frieden nach den »prinzipiellen« Rezepten der »Marxisten« geschlossen würde — in einigen Jahrzehnten nicht eine noch viel größere für Deutschland und die ganze europäische Kultur wäre, als sie es je zuvor war. Und dann die an Ungeheuerlichkeit grenzende Zumutung bezüglich der elsaß-lothringischen Frage. Als ob es für Deutschland völlig belanglos wäre, ob Elsaß-Lothringen deutsch bleibt oder französisch wird. Und als ob darüber nur die Elsaß-Lothringer allein zu bestimmen hätten, während den übrigen weitaus größten Teil des deutschen Volkes das gar nichts anginge. Und warum sollen nur die Elsaß-Lothringer

und nicht auch die Schleswig-Holsteiner und die Polen das Recht haben, darüber abzustimmen, ob diese deutschen Landesteile in deutschem Besitz bleiben sollen? Ob Schleswig-Holstein und Polen einige Jahre oder Jahrzehnte früher wie Elsaß-Lothringen dem Deutschen Reiche angegliedert wurden, kann doch nicht dafür maßgebend sein, daß man dem einen Teil das Selbstbestimmungsrecht gewährt, den anderen Teilen es aber verweigert.

Man braucht solche Fragen nur aufzuwerfen, um die ganze Absurdität zu kennzeichnen, zu der an sich schöne und erstrebenswerte Prinzipien führen, wenn man sie auf die Spitze treibt und ohne jegliche Rücksicht auf die lebendige Wirklichkeit als maßgebend für die Politik einer großen Partei bezeichnet. Das ist denn doch die politische Sektiererei in der höchsten Potenz. Wenn es auf die Illusionen unserer »Marxisten« ankäme, dann wäre der »Erfolg« dieses Krieges, für den das deutsche Volk geradezu fabelhafte Opfer an Gut und Blut gebracht hat, der, daß das Deutsche Reich an allen Ecken und Enden amputiert würde, und das alles lediglich aus Rücksicht auf die hirnverbrannten »Prinzipien«, mit welchen die »Marxisten« Politik machen zu können glauben. Als ob wir nicht in der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, sondern auf irgendeinem Wolkenkuckucksheim lebten. Die Politik der Sozialdemokratie auf derlei »prinzipielle« Schrullen festlegen wollen, hieße ihr das politische Todesurteil sprechen.

Angesichts einer solchen, an politische Pathologie grenzenden Ideologie ist es nur zu begreiflich, wenn Genosse Adler in seinem Artikel das Bekenntnis ablegt, die »wurzellosen« Intellektuellen hätten sich am 4. August vorigen Jahres in ihrer moralischen und intellektuellen Existenz als Sozialisten buchstäblich bedroht gefühlt. Die Politik des 4. August war mehr als eine Bedrohung der von den »Marxisten« so liebevoll gehegten Illusionen, sie bedeutet deren völlige Vernichtung. Ich habe mit wohlüberlegter Absicht in meiner Broschüre die Bemerkung von den »wurzellosen akademischen Existenzen aus Polen, Galizien und Rußland« und deren unheilvollem Einfluß auf die Politik und Taktik der deutschen Sozialdemokratie gemacht. Es war wirklich an der Zeit, dieser Katze einmal die Schelle anzuhängen. Nicht alle Akademiker in der Partei haben sich getroffen gefühlt, die meisten haben sich im Gegenteil darüber herzlich gefreut. Genosse Adler allerdings meint, der Verlust der »Wurzellosen« bedeute für die Sozialdemokratie eine schwere Einbuße an sozialistischer und intellektueller Kraft, denn — es geht wirklich über die Hutschnur — Adler hält die »Wurzellosen« für das Manometer des sozialistischen Wollens in der Sozialdemokratie.

Daß Gott erbarm! Der Verlust dieses »Manometers des sozialistischen Wollens« wäre für die Sozialdemokratie einer der größten Gewinne, die sie seit langem gemacht hat. Die Wurzellosen spielen nicht die Rolle des Manometers, sondern die der Bremser für das sozialistische Wollen in der Sozialdemokratie. Wer anders als diese »Wurzellosen« war es denn, der die Sozialdemokratie in die Sackgasse der politischen Intransigenz und prinzipiellen Negation geführt und jeden Versuch, aus ihr herauszukommen, vereitelt hat? Wer anders hat den Zugang der Intellektuellen zu der sozialdemokratischen Partei unterbunden? Waren es nicht die »Wurzellosen«,

die in einem ständigen Kampfe mit den Gewerkschaften lagen und diesen auf Schritt und Tritt »prinzipielle« Prügel zwischen die Beine warfen? Wer anders als die »Wurzellosen« hat die sterile »Gleichgültigkeit« gegenüber der genossenschaftlichen Bewegung — eines wirklichen Manometers des sozialistischen Wollens — großgezogen, unter welcher die Genossenschaften heute noch zu leiden haben? Wer hat die Lösung der Agrarfrage verhindert? Wer hat die ganze Wissenschaft des Sozialismus auf leblose starre theoretische Formeln heruntergedrückt, das geistige Leben in der Sozialdemokratie in den Zustand der Erstarrung versetzt und den Geist des mobilen Fanatismus und der Unduldsamkeit großgezogen? Wer hat den bedenklichen Kultus mit der Masse betrieben? Wahrlich, es ist höchste Zeit, den »Wurzellosen« auf den Zahn zu fühlen und ihren verhängnisvollen Einfluß auf die deutsche Sozialdemokratie zu beseitigen.

Es geht — darin stimme ich Adler bei — diesmal wirklich ums Ganze. Aber nicht in dem Sinne, als ob es sich darum handeln könnte, eine Spaltung der Sozialdemokratie herbeizuführen. Dazu wird das Proletariat nie und nimmer seine Zustimmung geben. Es geht ums Ganze gegenüber dem unheilvollen utopischen Doktrinarismus, der revolutionären Romantik, der Rabulisterei und Sophisterei, dem Talmudismus und all den krankhaften Erscheinungen, die in der Sozialdemokratie und in der internationalen Arbeiterbewegung wie ein Gift um sich gefressen und schließlich die Krise herbeigeführt haben, die jetzt den Körper der deutschen und der internationalen Sozialdemokratie durchschüttelt. Es gilt den Konservativismus, der sich fälschlich als revolutionär geriert, zu überwinden, der wie ein Alp auf der inneren Entwicklung der Sozialdemokratie lastete, jener Schein revolutionarismus, der nur mit Phrasen arbeitet und der Reaktion das Wasser auf die Mühlen liefert.

Der Sieg der politischen Vernunft am 4. August 1914 war kein Pyrrhussieg. Ein Zurück gibt es hier nicht mehr, es sei denn, die Sozialdemokratie dankt freiwillig politisch ab und wirft die ganze proletarische Klassenbewegung auf Jahrzehnte zurück. Die Tat des 4. August war der letzte entscheidende Schritt der Sozialdemokratie auf dem Wege ihrer Entwicklung von der Sekte zur Partei.

Vom Wirtschaftsmarkt.

Kriegsfinanzen und Finanzpleite.

Das Ergebnis der dritten deutschen Kriegsanleihe. — Herr Helfferich als Regisseur. — Wie lange reicht die neue Anleihe? — Was ist noch von der zweiten englischen Kriegsanleihe übrig? — Englands Anleiheversuche in New York. — Das Gold der Bank von England. — Frankreichs Kriegsverschuldung und Papiergeldwirtschaft. — Wie die englische Bankfinanz die französischen Schatzwechsel einschätzt.

Berlin, 29. September 1915.

Die Zeichnungen auf die dritte deutsche Kriegsanleihe sind noch weit beträchtlicher ausgefallen, als selbst in optimistischen Bank- und Börsenkreisen erwartet wurde. Auf 10 Milliarden Mark glaubte man dort vor drei Wochen mit einiger Sicherheit rechnen zu können, auf 12 Milliarden dürften nur

wenige gehofft haben, obgleich man sicherlich nicht sagen kann, daß zurzeit die Berliner Finanzkreise vom Skeptizismus geplagt werden, im Gegenteil, selbst früheren Pessimisten hängt jetzt der Himmel voll Geigen, wie die in letzter Zeit wieder erneut einsetzende Kurstreiberei aller Arten Industriepapiere im freien Effektenverkehr zur Genüge beweist.

Nun sind sogar mehr als 12 Milliarden Mark gezeichnet worden; denn mit den ausstehenden kleinen Teilergebnissen ländlicher Gegenden und den sogenannten »Zeichnungen im Felde« wird der Gesamtbetrag sich sicherlich auf über 12 100 Millionen Mark stellen. Freilich waren, wie im letzten Bericht vom Wirtschaftsmarkt (Heft 25, S. 809 ff.) näher ausgeführt worden ist, die wirtschaftlichen und politischen Vorbedingungen für einen guten Erfolg der Anleihe im weitesten Umfang gegeben, und zudem hat sich Herr Dr. Helfferich als geschickter Regisseur erwiesen, der aus seiner früheren Tätigkeit bei der Deutschen Bank gar manches profitiert zu haben scheint. Seine patriotische Reveille war gut komponiert, einfach und taktvoll — keine Redouten-Reklamemusik, wie man sie unter Herrn Mc Kennas Leitung bei der letzten englischen Kriegsanleihe vorgesetzt bekam. Selbst Herr Max Reinhardt könnte entschieden, was die Inszenierung anbetrifft, noch manches vom jetzigen Reichsschatzsekretär lernen.

Auch in den ländlichen Kreisen ist diesmal durch die kleine Presse wie durch die landwirtschaftlichen Vereinigungen für eine stärkere Beteiligung der Bauernbevölkerung an der Anleihe eifrig agitiert worden, und soweit sich bis jetzt ersehen läßt, ist es tatsächlich gelungen, so manchen kleinen Landwirt, der die ihm infolge der hohen Preissteigerungen der ländlichen Produkte zugefallenen »Ersparnisse« bisher zur Sparkasse brachte oder mißtrauisch in den Sparstrumpf steckte, dazu zu bewegen, auch ein mehr oder minder großes Sümmchen zu zeichnen. Wie groß die Beteiligungsziffer ist, steht noch nicht fest, sicher aber dürfte sie über drei Millionen hinausgehen (bei der ersten Kriegsanleihe betrug die Zahl 1 177 235, bei der zweiten 2 691 000), und die Bezeichnung dieser dritten Kriegsanleihe als »nationale Volksanleihe« hat daher eine gewisse Berechtigung. Es haben kleinbürgerliche, kleinbäuerliche und selbst manche bessergestellte Arbeiterkreise Kriegsanleihe gezeichnet, die früher niemals daran gedacht haben, ihre kleinen Kapitalien in Staatsrenten anzulegen — und keineswegs ist es nur die fünfprozentige Verzinsung, die sie dazu veranlaßt hat. Meist weit mehr das Gefühl, auch sie müßten ihren bescheidenen Teil zur Finanzierung des Krieges beitragen. Sich über diese Stimmung zu täuschen, wäre politisch ganz verkehrt.

Übrigens beweist Herr Dr. Helfferich auch insofern ein gewisses Geschick der Regieführung, als er sich in seinen für die Öffentlichkeit bestimmten Äußerungen ziemlich offenherzig gibt und gar nicht den Versuch macht, finanzielle Dinge verheimlichen zu wollen, die in den beteiligten Kreisen ohnehin bekannt sind und von dort aus ihren Weg ins Publikum finden. So hat er offen einigen Vertretern der amerikanischen Presse erklärt:

Damit (mit dem Ergebnis der dritten Kriegsanleihe) sind alle bisher aufgelaufenen Kriegskosten abgedeckt, und darüber hinaus ist neues Geld und unser kurzfristiger Kredit verfügbar für die weitere Kriegführung. Wir haben nicht nur neue Heere, wie der Reichskanzler im Reichstag sagte, sondern auch neue Milliarden frei zu neuen Schlägen. Die Finanzierung des Winterfeldzugs bis in das Frühjahr hinein ist gesichert.

Herr Dr. Helfferich gesteht also zu, daß der größte Teil der 12 Milliarden zur Abdeckung (Begleichung) bisher aufgelaufener Kriegskosten gebraucht wird und nur ein kleiner Teil des neuen Geldes zur Verfügung bleibt, so daß bald wieder die Inanspruchnahme des kurzfristigen Kredits (die Ausgabe neuer Reichsschatzwechsel) nötig sein wird. Tatsächlich ist, wie bereits im letzten Bericht vom Wirtschaftsmarkt (S. 813) dargelegt wurde, die Gesamtsumme der ausgegebenen Schatzwechsel und Schatzanweisungen dermaßen gestiegen, daß sie sich zurzeit auf 8 bis 9 Milliarden beläuft. Wollte das Reichsschatzamt alle diese Schuldpapiere einlösen, so würde es also von den 12 Milliarden nur ungefähr den vierten Teil zur Verfügung behalten. Selbstverständlich werden jedoch nicht alle diese Papiere eingelöst. Ein Teil wird von den bisherigen Inhabern einfach gegen Stücke der Kriegsanleihe umgetauscht, ein anderer kleinerer Teil vom Schatzamt gegen bar zurückgekauft werden. Vielleicht werden im ganzen für 5 Milliarden Mark abgestoßen werden. In diesem Falle bleiben der Regierung höchstens 7 Milliarden Mark, die allenfalls bis Neujahr reichen. Dann beginnt wieder nach altem Rezept die Pumpwirtschaft, denn die täglichen Kriegsausgaben betragen jetzt in Deutschland an 70 Millionen Mark. Gegen Ende März wird also wohl die schwebende Schuld des Deutschen Reiches wieder ungefähr ihren heutigen Stand erreicht haben und eine neue Riesenanleihe nötig werden.

Um nichts besser steht es mit der englischen Finanzwirtschaft. Die letzte englische Kriegsanleihe, die sich nach Abrechnung der fiktiven Zeichnungen auf 585 Millionen Pfund Sterling stellt, war, wenn man die ausgegebenen Schatzwechsel und Schatzanweisungen in Gegenrechnung bringt, bereits am 1. September völlig aufgebraucht, denn für England betragen die täglichen Kriegsausgaben jetzt nahezu 5 Millionen Pfund Sterling pro Tag. Zwar waren am 1. September auf die zweite englische Kriegsanleihe erst 452 Millionen Pfund Sterling eingezahlt und verausgabt, 133 Millionen Pfund Sterling waren also noch einzuzahlen, aber dieser Summe standen nach Ausweis des Schatzamtes allein 235 Millionen Pfund Sterling kurzfristiger Schatzwechsel gegenüber, ganz abgesehen von allerlei sonstigen schwebenden Zahlungsverpflichtungen. Zudem werden diese Verpflichtungen in nächster Zeit beträchtlich anwachsen, denn auf die in den letzten Monaten von der englischen Regierung in den Vereinigten Staaten von Amerika gemachten Bestellungen, die größtenteils im Oktober und November zur Ablieferung gelangen, sind durchweg erst 20 bis 25 Prozent Anzahlung geleistet, so daß in den nächsten Monaten von England hohe Beträge an Amerika zu leisten sind.

Wie aus der kürzlich vom englischen Ministerpräsidenten Asquith im Unterhaus gehaltenen Budgetrede hervorgeht, möchte die englische Regierung dennoch die Aufnahme einer neuen großen Anleihe auf dem eigenen Geldmarkt gern bis Ende November hinausschieben, selbstverständlich wenn es geht. Vorläufig versucht sie durch das Bankhaus P. Morgan, das nicht nur in allen finanziellen Angelegenheiten, sondern auch bei der Vergebung von Lieferungsaufträgen an die amerikanische Industrie als Agent der englischen Regierung fungiert, auf dem amerikanischen Geldmarkt eine Anleihe aufzunehmen, teils um von dem Anleihebetrag die fällig werdenden Beträge der amerikanischen Firmen erteilten Aufträge bezahlen zu können,

teils um den sinkenden Sterlingkurs aufzubessern. Die großen Verkäufe amerikanischer Eisenbahnwerte für englische Rechnung am New Yorker Börsenmarkt, die wiederholten Goldverschiffungen von London nach New York wie auch die verschiedenen Vorschüsse der Morgangruppe haben nur vorübergehend auf kurze Zeit den Sterlingkurs in die Höhe zu treiben vermocht; am 27. dieses Monats stand er wieder für Zweimonatswechsel auf London auf 4,67½, für Kabelanweisungen auf 4,71, also auf ungefähr 3½ Prozent unter Parität (4,87 Dollar pro Pfund Sterling).

Nach den letzten Meldungen aus New York sind jedoch die englisch-amerikanischen Anleiheverhandlungen wieder ins Stocken geraten. Von einer langfristigen, nicht vor fünfzehn oder zwanzig Jahren kündbaren Milliardenanleihe ist anscheinend gar keine Rede mehr. Wahrscheinlich wird die ganze Sache schließlich auf eine Diskontierung englischer Schatzwechsel im Betrag von 500 oder 600 Millionen Dollar durch die amerikanische Bankwelt hinauslaufen, und zwar unter Bedingungen, die voraussichtlich für England nichts weniger als günstig sein werden. Nach England wird von dieser Summe kaum etwas kommen. Sie dürfte nicht mal zur Begleichung der im Oktober und November fälligen englischen Zahlungen an Uncle Sam ausreichen.

Hinzu kommt, daß der Stand der Bank von England sich seit Beginn September erheblich verschlechtert hat. Der Barvorrat ist nach den Bankausweisen vom 1. bis 22. September von 68,43 auf 62,90 Millionen Pfund, die Staatsguthaben sind von 137,94 auf 108,74 Millionen Pfund, die Regierungssicherheiten von 44,42 auf 31,31 Millionen Pfund zurückgegangen. Besonders aber dürfte es die englischen Finanzpolitiker kränken, daß trotz der krampfhaften Bemühungen, den Goldschatz zu mehren, dieses Ziel nicht erreicht wird. In der letzten Woche war der Abfluß ziemlich gering; in der Woche vom 8. bis 15. September hat er aber nicht weniger als 2,36 Millionen Pfund betragen. Zwar gelang es der Bank, an Goldbarren und fremden Goldmünzen — zum großen Teil aus Frankreich — 2,76 Millionen Pfund hereinzubringen, dafür aber sah sie sich genötigt, 4,38 Millionen Pfund nach Amerika, 0,40 Millionen Pfund nach Ägypten, 0,20 Millionen Pfund nach Spanien zu verschiffen und 1,38 Millionen Pfund an das Inland abzugeben.

Im Vergleich zu Frankreich ist jedoch immerhin die Finanzlage Deutschlands und Englands geradezu glänzend. Nach der kürzlich vom französischen Finanzminister Ribot der Deputiertenkammer vorgelegten Berechnung belaufen sich die direkten militärischen Ausgaben Frankreichs ohne die verschiedenen Nebenkosten und ohne die Mobilisationskosten bis Ende September auf rund 16 340 Millionen Franken: eine Summe, die sich nach dem Voranschlag bis Ende Dezember auf 20 843 Millionen Franken erhöhen wird. Für die kommenden Monate rechnet also der französische Finanzminister mit einer Ausgabe von nur 1500 Millionen Franken pro Monat oder 50 Millionen Franken pro Tag. Allzu bescheiden. Eine Anleihe zur Aufbringung dieser Kosten hat bekanntlich Frankreich nicht aufgenommen, sondern sich mit der Inbewegungsetzung der Notenpresse sowie der Ausgabe kurzfristiger Schatzscheine (sogenannter Nationalverteidigungsbonds), fünfprozentiger Nationalverteidigungsobligationen und einer größeren Anzahl von Schatzwechseln begnügt. Der Notenumlauf beträgt nach dem Ausweis

der Bank von Frankreich vom 23. September zurzeit 13 309 Millionen Franken, dem ein Goldvorrat von nur 4500 Millionen Franken gegenübersteht (der Notenumlauf der deutschen Reichsbank, neben dem allerdings noch Kassenscheine und Darlehenskassenscheine in Betracht kommen, beträgt zurzeit 5549 Millionen Mark, der der Bank von England 31,62 Millionen Pfund Sterling, daneben für ca. 68 Millionen Pfund Notstandsnoten, sogenannte Currency-Notes). Die Vorschüsse der Bank an den Staat stellen sich auf 6800 Millionen Franken; der Absatz an Nationalverteidigungsbons Ende August auf 7871, an Nationalverteidigungsobligationen auf 2241 Millionen Franken, also für beide zusammen auf 10 112 Millionen Franken, doch dürfte die heutige Ausgabe inzwischen auf ungefähr $11\frac{1}{2}$ Milliarden Franken gestiegen sein. Der Betrag der von der Regierung ausgegebenen, teilweise in London und New York untergebrachten Schatzwechsel ist nicht bekannt.

Frankreich steckt demnach in einer geradezu ungeheuerlichen Papiergeldwirtschaft, die, wenn der Krieg ungünstig für dieses Land ausfällt, ihm eine beträchtliche Kriegsentschädigung aufgebürdet wird und sich zugleich die Erkenntnis Bahn bricht, daß die in russischen Werten angelegten 17 Milliarden Franken größtenteils verloren sind, *zu einer schweren Finanzkatastrophe führen muß*.

Die Gefährlichkeit der französischen Finanzmißwirtschaft wird denn auch von den eigenen Finanzautoritäten immer mehr erkannt. Der Finanzminister Ribot tritt jetzt selbst für ein Verlassen der bisherigen Bahnen und die Aufnahme einer langfristigen Anleihe ein, ebenso der als Finanzsachverständiger geltende Senator Aimond. Die Frage ist nur, ob nicht diese Einsicht viel zu spät kommt. In England schätzt man denn auch die französischen Staatspapiere bereits recht tief ein. Als kürzlich (am 17. September) in London die Anfang Oktober fällig werdenden einjährigen französischen Schatzwechsel im Betrag von 2 Millionen Pfund Sterling erneuert wurden, *geschah das zum Diskont von $5\frac{3}{4}$ Prozent*, während das englische Schatzamt seine letzten einjährigen Schatzwechsel zu $4\frac{1}{2}$ Prozent untergebracht hat.

So führt dieser ungeheure Krieg in seinem Fortgang selbst die finanziell und wirtschaftlich stärksten Staaten schweren Gefährdungen ihres Wirtschaftslebens und insbesondere ihrer finanziellen Grundlagen entgegen. Seine Folgen für jene Staaten, die schon vor seinem Ausbruch sich keiner so robusten Gesundheit zu erfreuen hatten, müssen natürlich noch schlimmer sein.

Der Riesenkampf zwischen den europäischen Großmächten gestaltet sich immer mehr zu einem finanziellen Erschöpfungskrieg. Die finanziellen und im weiteren Sinne die gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse erlangen neben den Waffenerfolgen eine stetig steigende Bedeutung für die schließliche Entscheidung. Der Kredit läßt sich immer nur bis zu einer bestimmten Grenze anspannen; finden die wirtschaftlich schwächeren Staaten nicht mehr die Geldmittel zur Aufrechterhaltung des Kampfes, müssen sie ihn einstellen, und damit zermürbt auch die Widerstandskraft der mit ihnen verbündeten wirtschaftlich stärkeren Staaten. *Heinrich Cunow.*

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 3 | Ausgegeben am 15. Oktober 1915 | 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Kriegswirtschaft.

Von August Mai.

I.

Einleitung.

Die tieferliegenden Prozesse der Kriegswirtschaft bleiben in der kapitalistischen Gesellschaft verborgen. Man sieht nur die Erscheinungen, die an der Oberfläche liegen. Der Staat nimmt Anleihen auf, kauft Waren bei Kriegslieferanten, verbraucht sie als Kriegsmaterial, und die Folge sind große Staatsschulden und Zinstributpflicht an die Anleihenzeichner. Die Gesamtentwicklung der Volkswirtschaft während des Krieges wird dadurch aber nicht im mindesten gekennzeichnet.

Es gibt Erscheinungen der Kriegswirtschaft, die in jeder Wirtschaftsordnung eintreten müssen, sei es eine primitive Kommunalwirtschaft, eine Warenwirtschaft oder eine sozialistische Wirtschaftsordnung. Was aber im letzteren Falle planmäßig und zielbewußt durchgeführt wird, das tritt für die Warenwirtschaft als ungeahnte und ungewollte — sei es günstige oder ungünstige — Folge des Krieges ein, und erst nachher werden die neuen Wirtschaftserscheinungen untersucht und analysiert. Die Grundzüge der Kriegswirtschaft herauszufinden ist daher einfacher und leichter, wenn man zuerst die Kriegswirtschaft einer sozialistischen Gesellschaft untersucht und die Ergebnisse dann auf die kapitalistischen Verhältnisse kritisch überträgt. Was dieser Krieg an sich ist, den die sozialistische Gesellschaft zu führen hätte, das bleibt dabei ganz belanglos. Ob es ein Verteidigungskrieg oder ein Befreiungskrieg ist — darüber mögen sich die Geschichtschreiber der Zukunft den Kopf zerbrechen. Es mag schließlich auch eine riesige und gefahrvolle Expedition sein, die viele Menschenopfer und Material beansprucht.

II.

Die sozialistische Kriegswirtschaft.

Nehmen wir also an, wir hätten eine sozialistisch organisierte Wirtschaft, die für eine Bevölkerung von 70 Millionen arbeiten muß. Von den 70 sind 30 Millionen erwerbstätig. Das produktive Kapital[1] der Wirtschaft hat einen Wert von 300 Milliarden (Mark oder Arbeitsstunden — ganz egal), und der jährlich geschaffene Neuwert beträgt 40 Milliarden. Das Einkommen der Gesellschaft ist aber geringer als diese Summe, denn ein bestimmter Teil des jährlichen Neuwerts — sagen wir 5 Milliarden — dient der Akku-

[1] Im folgenden wird vom Kapital der sozialistischen Wirtschaft öfter die Rede sein. Die Produktionsmittel sind aber Kapital nur in der kapitalistischen Gesellschaft. Ich gebrauche den Ausdruck trotzdem, um den Vergleich zu erleichtern. Ein Mißverständnis kann dadurch nicht entstehen.

mulation von Produktionsmitteln. Die übrigbleibenden 35 Milliarden werden von der Gesellschaft als Einkommen verbraucht, wobei sie bekanntlich folgenden Zwecken dienen müssen:

I. Gemeinsamer Verbrauch der Gesellschaft: neue Bauten (nicht für Produktionszwecke), Kunst und Wissenschaft, Staatspolitik usw.: 10 Milliarden.

II. Verbrauch der nichtproduktiven Bevölkerung: Kinder, Alte, Kranke usw.: 10 Milliarden.

III. Verbrauch der übrigen, erwerbstätigen Bevölkerung: 15 Milliarden.

Die ersten Wirkungen des Krieges bestehen darin, daß ein Teil der Arbeiter der Produktion entrissen wird, nämlich der beste und kräftigste Teil der Arbeiterschaft. Sind es $7^1/_2$ Millionen Mann, das heißt 25 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung, so bedeutet das ein Einschränken der Produktion um mehr als ein Viertel ihres früheren Umfanges. Da aber jugendliche Kräfte zur wirtschaftlichen Arbeit herangezogen werden können, so mag der jährliche Ausfall nicht mehr als ein Viertel betragen; von den 40 Milliarden jährlicher Produktion können jetzt 30 erzeugt werden.

Eine Änderung tritt ferner in der Verteilung des Jahresprodukts ein. Die Verbrauchsklasse I schwillt an. Betragen die jährlichen Kriegsausgaben 15 Milliarden,[2] so wären die Ausgaben unter I nun gleich 25 Milliarden. Die Klasse II (die der nichtproduktiven Bevölkerung) wächst auf Kosten der Klasse III. Der Verbrauch aber der beiden Klassen zusammen bleibt ungefähr der alte; denn auch im Felde müssen die Krieger ernährt werden, und was sie an verschiedenen Produkten entbehren, das ersetzen sie durch schnellere Abnutzung von Kleidung und dergleichen. Die Rechnung sieht folgendermaßen aus:

Jahresbedarf:		
Akkumulation	5	Milliarden
Verbrauch:		
Klasse I	25	-
Klasse II und III	25	-
Summe	55	Milliarden
Dem steht gegenüber eine Jahresproduktion von	30	-
Defizit	25	Milliarden

Wie kann die Gesellschaft dieses Defizit decken? Das ist das Grundproblem der Kriegswirtschaft.

Vor allem wird beschlossen, für die Kriegszeit Produktionsmittel nicht zu akkumulieren. Es werden also keine neuen Fabriken gebaut, die Eisenbahnlinien werden nicht erweitert, neue Bergwerke werden nicht in Angriff genommen. Unter normalen Verhältnissen darf die Akkumulation nicht eingestellt werden, insbesondere wenn die Bevölkerung im Wachsen begriffen ist: sonst fehlen Produktionsstätten für die heranwachsende Generation, die zahlreicher ist als die im selben Jahre ausscheidenden Arbeiter. Der Umfang der Akkumulation von Produktionsmitteln hängt in der sozialistischen Gesellschaft nicht vom Gutdünken und den Profitaussichten der industriellen und Finanzkapitalisten ab, sondern von zwei bestimmenden Ursachen: erstens von neuen Erfindungen, die einerseits die Produktivität der Arbeit steigern, andererseits aber die Erhöhung der Masse der Produktionsmittel notwendig

[2] Darin ist die Verpflegung der Krieger und dergleichen nicht enthalten: dies gehört zu den Ausgaben der zweiten Klasse.

machen (was für die kapitalistische Wirtschaft als Erhöhung der organischen Zusammensetzung des Kapitals in Erscheinung tritt). Zweitens hängt das Ausmaß der Akkumulation von dem Grade der Bevölkerungszunahme ab. Während in der heutigen Wirtschaftsordnung die Bevölkerungszu- oder -abnahme von dem Grad und der Art der Kapitalsakkumulation abhängt, muß die sozialistische Wirtschaft ihre Akkumulation von Produktionsmitteln nach der Bewegung der Bevölkerung einrichten.

In Kriegszeiten aber besteht für die Gesellschaft keine Notwendigkeit, die Akkumulation fortzuführen. Was neue Erfindungen und überhaupt die Vervollkommnung der Produktion betrifft, so kann damit die Wirtschaft bis nach dem Kriege warten. Und eine Bevölkerungszunahme besteht für die Kriegsjahre nicht. Die Zahl der Gefallenen und Invaliden kann als größer angenommen werden als die natürliche Zunahme der arbeitsfähigen Bevölkerung.

Durch Einstellung der Akkumulation werden 5 Milliarden frei, und das Defizit der Wirtschaft wird auf 20 Milliarden verringert.

Ferner liegt es im Interesse der Gesellschaft, ihren Verbrauch für die Kriegszeit stark zu beschränken. Hört ein Teil der früheren Produktion von Verbrauchsmitteln auf, so werden Arbeiter, Werkstätten und Material für den Kriegsbedarf verwendbar. Nehmen wir an, daß die Bevölkerung ihren normalen Verbrauch und der Staat seine normalen Ausgaben um 40 Prozent einschränken. Die Ausgaben in der Klasse I für unkriegerische Zwecke betragen jetzt nur 6 Milliarden, und die beiden Klassen II und III verbrauchen zusammen nur 15 statt 25 Milliarden.

14 Milliarden werden also wieder für den Kriegsbedarf frei.

Eine große Umgruppierung muß vorgenommen werden. Industrien, die für den Verbrauch der Bevölkerung arbeiteten, werden jetzt stark eingeschränkt. Die Wirtschaft kann dabei ganz planmäßig vorgehen. Die Produktion von Luxusmitteln wird vollständig eingestellt. Dagegen muß die Produktion von Brot und Fleisch in früherem Maße aufrechterhalten werden. Die Industriebranchen, die zwischen den beiden Extremen liegen, werden stärker oder schwächer betroffen, je nach dem Grade der Entbehrlichkeit ihrer Produkte.

Dadurch, daß die Akkumulation aufhört, wird ganz besonders das Baugewerbe und die Maschinenindustrie betroffen. Durch Einschränkung des Verbrauchs werden beinahe alle Produktionsgebiete betroffen, mit Ausnahme der Landwirtschaft, der Viehzucht und dergleichen. Andererseits aber muß die Herstellung von Kriegsmaterial eine Erweiterung mancher Industrien hervorrufen. Die Umgruppierung der Arbeitskräfte muß vorgenommen und eine Anpassung der Produktion an den neuen Kriegsbedarf muß durchgeführt werden.

Die Rechnung ist jetzt die folgende:

Jahresbedarf:		
Klasse I, unkriegerische Ausgaben	6	Milliarden
Klasse I, Kriegsausgaben	15	-
Klasse II und III	15	-
Summe	36	Milliarden
Vorhanden für ein Jahr	30	-
Defizit	6	Milliarden

Das Defizit ist von 25 auf 6 Milliarden zurückgegangen.

19 Milliarden sind für die Kriegsproduktion dadurch frei geworden, daß die Akkumulation eingestellt und der allgemeine Verbrauch eingeschränkt wurde. Ob die zirka 14 Millionen Arbeiter, die die 19 Milliarden produzieren, und die doch aus den verschiedensten Industrien stammen, für diejenigen Branchen verwendbar werden, die übernormal beschäftigt sind, ist eine wichtige Frage. Trotzdem dürfen wir annehmen, daß durch Anlernen und allgemeine Kenntnisse sie in kurzer Zeit für die Kriegsindustrie nützlich werden können. Schwieriger aber als diese Frage ist das Problem der Anpassung der Industrie. Ein großer Teil der gesellschaftlichen Produktionsmittel, die ganz anderen Zwecken dienten, müssen jetzt für den Krieg arbeiten. Dies ist gewiß nur in bestimmten Grenzen möglich. Umbau und Einstellung neuer Maschinen können nicht jede Werkstatt in eine Kriegswerkstatt verwandeln; das Beispiel Englands zeigt besonders anschaulich, wie schwer es ist, in ein paar Monaten die ganze Produktion »umzuschalten« und fast ganz neue Industrien aufkommen zu lassen. Die Kriegsindustrie Englands, die jetzt an Frankreich und Rußland Kriegsmaterial liefern muß, war vor dem Kriege verhältnismäßig gering. Daher die großen Schwierigkeiten. Der »Umschaltung« sind überall bestimmte Grenzen gezogen.

Wie wickelt sich nun der ganze Prozeß ab? Das kann man am besten an einem konkreten Beispiel sehen. Die Möbelindustrie muß in Kriegszeiten stark eingeschränkt werden; was wird nun aus ihren Arbeitern und Produktionsmitteln? Ein Teil davon arbeitet auch fernerhin für die Erzeugung von Möbeln. Ein zweiter Teil der Werkstätten und der Arbeiter kann jetzt für die Kriegsproduktion unmittelbar nutzbar gemacht werden: man ersetzt Möbelproduktion durch Wagenbau. Dies bedarf weder langen Umlernens, noch großer Umwälzungen in den Möbelfabriken. Ein dritter Teil der Möbelfabriken muß einfach geschlossen werden. Und schließlich wird ein vierter Teil vielleicht für fremde Industrien, zum Beispiel die Lederindustrie, nutzbar gemacht.

Durch die starke Einschränkung der Möbelproduktion wird auch ihr Bedarf an Rohstoffen in demselben Maße geringer. Die Vorräte von Holz können jetzt dem Bau von Schützengräben und ähnlichen Zwecken dienen. Die Arbeiter, die bei der Holzproduktion, auf den Sägemühlen beschäftigt waren, können nun direkt für den Kriegsbedarf arbeiten. Maschinen und Werkzeuge, die zur Möbelproduktion nötig sind, werden jetzt nur in geringen Mengen erzeugt; daher werden in der Maschinen- und Metallindustrie Arbeitskräfte frei, die vielleicht an der Produktion neuer Gewehre und Kanonen arbeiten werden. Auch der Bergbau wird betroffen, indem der Bedarf an Metall und Kohle zur Produktion von Werkzeugen für die Möbelindustrie zurückgeht usw. Durch die Einschränkung einer bestimmten Industriebranche werden Umwälzungen in der Rohstoff- und Maschinenproduktion hervorgerufen, ganze Abschnitte der Volkswirtschaft werden gelähmt, und die Wirkung der Umwälzungen erstreckt sich noch weiter, auf ferne, nicht verwandte Industrien.

Oder in Zahlen ausgedrückt: die Gesellschaft hat ein Gesamtkapital von 300 Milliarden. Davon mögen 40 Milliarden in der Fertigfabrikation angelegt sein. Wird der Verbrauch um 40 Prozent eingeschränkt, so braucht nur ein Kapital von 24 Milliarden tätig zu sein, um den verminderten Be-

darf zu decken. Ein Kapitalwert von 16 Milliarden wird für anderweitige Benutzung frei. In der Tat aber sind die Umwälzungen viel größer. Denn letzten Endes dient das gesamte Kapital der Produktion für den Verbrauch und nichts anderem; auch die Rohstoff-, Halbfabrikaten- und Maschinenindustrie dienen alle diesem Zwecke. 40 Prozent von den 300 Milliarden werden jetzt frei, und nur 180 Milliarden müssen fernerhin nach altem Maßstab in der Produktion angewandt werden, um den Verbrauch der Bevölkerung zu decken. Der übrige Teil des Gesamtkapitals steht der Kriegsindustrie zur Verfügung: ein Teil davon muß wegen Mangel an Arbeitskraft außer Gebrauch gesetzt werden; ein anderer wird »umgeschaltet« und in Bewegung gesetzt.

Der ganze Prozeß der Anpassung und Umschaltung ist in seinen großen Grundzügen ganz klar. Nicht minder klar ist aber jetzt, daß eine Steigerung der Produktion dabei ausgeschlossen ist. Das Defizit von 6 Milliarden, das sich nach Einführung striktester Sparsamkeit ergeben hat, bleibt immer noch bestehen. Die tief einschneidenden »Umschaltungen« und Umwälzungen sind nicht imstande, auch nur eine einzige Mark zur Deckung des Defizits beizutragen. Nach wie vor stehen der Gesellschaft 30 Milliarden jährlichen Verbrauchswerts zur Verfügung, ihr Gesamtbedarf beläuft sich aber nach wie vor auf 36 Milliarden. Das Problem muß noch gelöst werden.

Hier muß die Art der Wiederherstellung des gesellschaftlichen Kapitals in Betracht gezogen werden. Die verschiedenen Teile des Kapitals werden in verschiedenen Zeiträumen verbraucht. Rohstoffe werden rascher verbraucht als Maschinen, Maschinen schneller als Gebäude usw. Setzen wir den Fall, von den 300 Milliarden Kapital werden 15 Milliarden in einem Jahre verbraucht, 35 in 5 Jahren, 80 in 10 Jahren, 80 in 25 Jahren und 90 in 50 Jahren. In 50 Jahren also wird das ganze Kapital mindestens einmal verbraucht und erneuert sein.

Die in 50 Jahren neu geschaffenen Kapitalwerte werden folgenden Gesamtwert haben:

					In 50 Jahren	
15	Milliarden	einmal in	1	Jahre	750	Milliarden
35	-	- -	5	Jahren	350	-
80	-	- -	10	-	400	-
80	-	- -	25	-	160	-
90	-	- -	50	-	90	-
300	Milliarden				1750	Milliarden

1750 Milliarden in 50 Jahren ergeben 35 Milliarden in einem Jahre. So viel beträgt also der Wert des jährlich in der Produktion verbrauchten Teiles der Produktionsmittel, der im Werte des Jahresprodukts wiedererscheint und der Produktion von neuem zugesetzt werden muß, wenn sie auf der alten Stufenleiter weiter produzieren soll.

Von besonderer Bedeutung ist für uns der fixe Teil des Kapitals. An Rohstoffen kann die Gesellschaft nur wenig ersparen. Braucht sie Maschinengewehre, so gehört dazu eine bestimmte Quantität von Metall und Kohle; um Kleidung zu erzeugen, muß sie eine genau bestimmte Menge von Baumwolle usw. verwenden. Die Masse der zu erzeugenden Rohstoffe hängt offenbar von dem Bedarf ab und ist dadurch bestimmt. Anders das fixe Kapital.

Dieses ist sehr ausdehnungsfähig sowohl in bezug auf seine Jahresleistung wie auch auf seine Leistungsjahre hin. Hier liegt eine wichtige Quelle für die Ersparnisse der Kriegswirtschaft.

Die Gesellschaft hört auf, einen Teil ihrer Produktionswerkzeuge zu erneuern. Nicht nur denjenigen Teil, der während des Krieges außer Arbeit steht — dies allein würde nichts Neues zur Deckung der Kriegskosten beitragen. Es müssen aber auch solche Produktionsmittel unersetzt bleiben, die der Kriegswirtschaft aktiv dienen. Gebäude, die sonst um- oder neugebaut werden müßten, bleiben in altem Zustand stehen. Maschinen, die durch neue ersetzt werden sollten, dienen auch fernerhin der Produktion. Eisenbahnen und andere große Anlagen werden nicht so gründlich repariert wie in früheren Zeiten; neue Wagen und Lokomotiven werden nur in geringen Mengen eingestellt. Statt dessen werden ältere, ausgediente zum Betrieb herangezogen.

Welche Bedeutung das hat, liegt auf der Hand. Von den 35 Milliarden, die den Wert des jährlich wiederhergestellten Teiles der Produktionsmittel darstellen, bilde das umlaufende Kapital, sagen wir, 15 und das fixe Kapital 20 Milliarden. Da im Kriegsjahr die gesamte Produktion um 25 Prozent eingeschränkt wurde, so müssen dementsprechend auch die beiden Teile des Kapitalprodukts in ungefähr gleichem Maße vermindert werden: umlaufendes Kapital $11^1/_4$, fixes Kapital 15 Milliarden. Die Fertigindustrie, die diese Produktionsmittel verwendet, schafft ebenso nur einen um 25 Prozent geringeren Wertzusatz als in normalen Zeiten, also $3^3/_4$ statt 5 Milliarden.

Für 15 Milliarden müßte also fixes Kapital im Kriegsjahr produziert werden, soll die Wirtschaft nach dem Kriege ihre Entwicklung von dem Punkte fortsetzen können, wo sie beim Kriegsausbruch stehen geblieben ist. Da aber der Krieg mehr erfordert, als die Gesellschaft an ihrem Verbrauch ersparen kann, so *muß* sie diese Differenz aus anderer Quelle ausgleichen. Sie muß die Produktion des fixen Kapitals stark einschränken. Die fehlenden 6 Milliarden für den Kriegsbedarf kann sie nur erzeugen, wenn sie die Produktion von fixem Kapital von 15 auf 9 Milliarden einschränkt.

Der Maschinenbau hört fast vollständig auf, für die Industrie zu arbeiten. Statt *Produktions*mittel zu erzeugen, produziert jetzt die Maschinenindustrie *Verbrauchs*artikel für den Krieg. Das Rohmaterial, die Kohle, die Arbeitskräfte, die früher vereint das Grundkapital der Wirtschaft immer wiederherstellten, sind jetzt nicht außer Tätigkeit gesetzt. Im Gegenteil, nach wie vor arbeiten sie für den Bedarf der Gesellschaft; nur daß ihr Produkt, statt in Industriewerkstätten zu wandern, jetzt die Werkstatt der Geschichte aufsucht. Dasselbe trifft in noch stärkerem Maße auf das Baugewerbe zu.

In der Kriegsrechnung klappt es nun vollkommen. Die Jahresproduktion hat um 6 Milliarden zugenommen und beträgt jetzt 36 Milliarden. Dem steht eine gleich große Ausgabe gegenüber. Die Mittel zum Kriege sind sichergestellt.

Und die Folgen? Die Landwirtschaft wird jetzt nur den fünften Teil jener Maschinen erhalten, die sie jährlich neu braucht; es werden natürlich die allernotwendigsten sein oder solche, die am meisten Arbeit sparen. Im allgemeinen wird sie mit den alten auskommen müssen. Reicht die Zahl und Leistungsfähigkeit der alten Motorpflüge nicht aus, so werden die noch

älteren Pflugsysteme wieder eingeführt. Können die Erntemaschinen nicht die ganze Ernte einbringen, so wird man sich der alten Sense erinnern.

Die Textilindustrie fährt fort, den allerdings verminderten Bedarf der Bevölkerung zu decken. Ein Teil der Fabrikgebäude muß jedes Jahr renoviert werden. Das findet im Kriegsjahr nicht statt. Ein Teil der Webstühle hat jedes Jahr abgedient und muß durch neue ersetzt werden; das kann zur Kriegszeit nur in beschränktem Maße geschehen usw. Das gleiche läßt sich für alle Industriegebiete nachweisen.

Die Folge ist, daß die Produktivität der Arbeit abnimmt. Das fixe Kapital ist das Rückgrat jeder Wirtschaft. An ihm wird die Höhe der wirtschaftlichen Entwicklung gemessen, seine Steigerung ist gleichbedeutend mit wirtschaftlichem Fortschritt, seine Abnahme heißt Degradation, Rückkehr zu alten Produktionsmethoden, Verlust an Arbeitskraft. Altmodische Pflüge statt Motorpflügen und Handwebstühle statt Webmaschinen sind die unausbleiblichen Folgen, wenn der Krieg lange genug dauert.

Denn auf die Dauer des Krieges kommt schließlich alles an. Die Lebensdauer des fixen Kapitals ist sehr verschieden, im allgemeinen aber mindestens mehrere Jahre. Dauert aber der Krieg jahrelang, so kann es recht peinlich werden. Mit einem eingeschränkten Verbrauch kann die Gesellschaft recht lange auskommen. Auch ohne Akkumulation von Produktionsmitteln kann sie in Kriegszeiten ruhig existieren. Wird aber der wichtigste Teil des produktiven Kapitals ohne Ersatz abgenutzt, so beginnt der Niedergang der Wirtschaft. Der Wert des Jahresprodukts kann der alte bleiben. Aber die Quantität und Qualität der diesen Wert darstellenden Produkte wird geringer mit jedem Jahre. Sie werden also teurer und schlechter.

Aber auch *ein* Kriegsjahr schlägt schwere Wunden. Die wirtschaftlichen Schäden der Kriegszeit mögen erst nach Jahren den Volksmassen in vollem Umfang vor Augen treten; sie dauern aber vom ersten Kriegstag an ununterbrochen fort und drücken das Niveau der wirtschaftlichen Entwicklung herunter. Außer der Abnutzung des fixen Kapitals leidet die Wirtschaft noch dadurch, daß eine große Anzahl von Betrieben außer Tätigkeit gesetzt sind. Ihre Abnutzung wird dadurch nicht ganz unterbrochen, und der Lauf der Zeit bringt große Schäden und Millionenverluste mit sich.

Damit wird auch klar, welche Bedeutung die Verbrauchseinschränkung hat. Wollte die Gesellschaft ihren Verbrauch nicht um 40, sondern nur um 10 Prozent verringern, so könnte auch die größte Einschränkung der Produktion von Produktionsmitteln nicht die Kriegskosten decken. Wäre sie aber imstande, ihren Verbrauch um 64 Prozent zu verringern, so könnte sie dadurch allein alle Ausgaben bestreiten. In diesem Falle würde die Gesellschaft nach dem Kriege mit demselben Produktionsapparat dastehen wie vor dem Kriegsausbruch.

Ist sie aber außerstande, in solchem Umfang ihren Verbrauch einzuschränken, so wird sie nach dem Kriege vor allem trachten müssen, das Wirtschaftsniveau auf die alte Stufenleiter zu heben. Um dies zu erreichen, wird sie lange Zeit große Wertmassen akkumulieren; den Verbrauch in alter Form wieder aufzunehmen wird sie noch lange Jahre nicht imstande sein. Erst nachdem alle Produktionsmittel vollständig erneuert sind, kann sie zu ihren alten Lebensverhältnissen zurückkehren. (Fortsetzung folgt.)

Die treibenden Kräfte des Weltkriegs.

Von Ludwig Quessel.

1. Die Wolfsmoral des Jingoismus.

Wer jemals versucht hat, einen Einblick in die internationalen Beziehungen der europäischen Staaten zu gewinnen, dem wird die leicht zu erwerbende Erkenntnis, daß kleine Gruppen auf sie einen großen Einfluß ausüben, zunächst einige Überraschung bereitet haben. Nun wissen wir freilich, daß auch bei den Entscheidungen der inneren Politik kleine Gruppen, öffentlich oder hinter den Kulissen, ihren Einfluß zur Geltung zu bringen wissen, aber dies ist meist doch nur dann der Fall, wenn sie die Interessen großer Kapitalmächte vertreten. Im allgemeinen wird aber in parlamentarisch regierten Ländern der Gang der inneren Politik durch die Mehrheitsparteien bestimmt. Dagegen ist ein entscheidender Einfluß der großen Parteien auf die auswärtige Politik viel schwerer nachzuweisen. Häufig scheint diese geradezu im Widerspruch zu ihrem Willen zu stehen. Im Gegensatz dazu sehen wir, daß fast ausnahmslos in allen Ländern kleine Gruppen lärmender Politiker, die ostentativ betonen, außerhalb der Parteien zu stehen, der auswärtigen Politik die Wege weisen, ohne daß man bestimmt sagen kann, daß hinter ihnen große kapitalistische Interessen stünden. Es ist nun unzweifelhaft ein Verdienst des Genossen Eisner, daß er in seiner in Nr. 4 der Neuen Zeit, XXXIII, 2, S. 97 veröffentlichten Untersuchung über die Politik des »Alldeutschen Verbandes für ein größeres Deutschland« darauf hingewiesen hat, wie irrig es ist, aus der Kleinheit der alldeutschen Gruppe auf deren politische Einflußlosigkeit zu schließen. Eisners Untersuchung leidet jedoch meiner Meinung nach an einer gefährlichen Einseitigkeit. Zu leicht kann die isolierte Betrachtung der Politik des Alldeutschen Verbandes zu der Auffassung führen, als hätten wir es hier mit einer Erscheinung zu tun, die in den anderen Ländern kein Gegenstück findet. In Wirklichkeit liegen die Dinge aber so, daß jede Großmacht auch eine Gruppe rein nationalistisch orientierter Politiker hat, die, außerhalb der Parteien stehend, den Gang der auswärtigen Politik zu beeinflussen suchen. Was die Alldeutschen für das Deutsche Reich, das ist die Patriotenliga für Frankreich. Und eine gleichgeartete Aufgabe erfüllen die jingoistischen Zirkel in England, die panslawistischen in Rußland und die irredentistischen in Italien. Ein wahrheitsgetreues Bild der treibenden Kräfte der Auslandspolitik kann man daher erst gewinnen, wenn man sich einen Einblick in die Macht und Stärke der einzelnen nationalistischen Strömungen in den verschiedenen Ländern verschafft hat.

Es gehört nun zu den charakteristischen Erscheinungen des Krieges, daß er die Schleier wegzieht, die sonst die nationalistischen Begierden mehr oder weniger verhüllen. So hat uns das jetzt abgelaufene erste Kriegsjahr gezeigt, welch ungeheure Macht die nationalistischen Ideen über die Völker erlangen können, und wie leicht kleine politische Gruppen, wenn sie es verstehen, den quellenden Strom der historisch-ökonomischen Entwicklung auf ihre nationalistischen Mühlen zu leiten, die politische Gewalt an sich zu reißen vermögen. Als am 6. April 1913 die Mitglieder der Petersburger panslawistischen Gruppe vor das Palais ihres Führers, des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch zogen und ihre Ovation für den Chef der russischen Kriegspartei in dem Ruf: »Führe uns gegen Österreich!« ausklingen ließen, tröstete man

sich vielfach bei uns über die Größe der Gefahr mit der an sich unzweifelhaft richtigen Erkenntnis hinweg, daß die russischen Panslawisten, die ganz offen den Vernichtungskrieg gegen Österreich propagierten, nur eine verschwindende Minderheit der russischen Gesellschaft umfaßten. Trotzdem war nach anderthalb Jahren jener panslawistische Sehnsuchtsschrei Wirklichkeit geworden. Mit seinem Millionenheer überschritt der zum Generalissimus avancierte Führer der Panslawisten die österreichische und deutsche Grenze, um die slawischen Völker der Donaumonarchie »vom habsburgischen Joch zu befreien«.

Man würde sich nun aber sehr täuschen in der Annahme, daß nur in halb absolutistisch regierten Ländern kleinere politische Gruppen einen großen Einfluß auf den Gang der auswärtigen Politik gewinnen könnten. Italien ist zweifellos ein parlamentarisch regierter Staat. Seine Irredenta ist aber nie eine große Partei gewesen. Zu Anfang der achtziger Jahre, als mehrere ihrer Mitglieder den Beschluß faßten, den Kaiser Franz Joseph zu ermorden, war sie sogar schon zu einer nationalistisch-anarchistischen Verschwörergruppe herabgesunken. Nach dem mißglückten Triester Attentat auf Franz Joseph vom 17. August 1882 schien ihr Ende gekommen zu sein. Aber trotz der scharfen Reden, die vom Regierungstisch aus gegen die Irredenta gehalten wurden, trotz des Anschlusses Italiens an die Zentralmächte blieb das irredentistische Programm, die Eroberung von Südtirol, Görz, Triest, Istrien und Dalmatien, das geheime Leitmotiv der italienischen Auslandspolitik. Unter der günstigen politischen Konstellation des Weltkriegs reichte die Agitation einiger Monate aus, um nicht nur die Regierung, sondern auch die Mehrheit des Parlaments für die irredentistische Politik zu gewinnen. Eine ähnliche Rolle wie die italienische Irredenta hat in Frankreich seit 1871 die Patriotenliga gespielt. Aus den Reden ihrer letzten Präsidenten (Déroulède und Maurice Barrès) läßt sich unschwer nachweisen, daß diese Organisation der Auslandspolitik der Republik die Wege gewiesen hat. Es ist auch bekannt, daß die Wahl Poincarés zum Präsidenten der Republik auf ihre ungeheure Reklamearbeit zurückzuführen ist. Wie überall sonst, so steht auch in England die Zahl der Nationalisten in keinem Verhältnis zu dem großen Einfluß, den sie auf die auswärtige Politik des britischen Weltreichs ausüben. Die Jingos entfalteten ihre Tätigkeit nicht nur hinter den Kulissen des Foreign Office, sondern betrieben auch in ihrer Presse unausgesetzt eine wüste Hetze gegen Deutschland. Noch gehässiger wie die Auslassungen ihrer Presse war die mündliche Agitation, die die berühmten Führer der Jingos gegen Deutschland betrieben. Geradezu entsetzlich ist, wie beispielsweise Lord Roberts den Geist der Gewalttätigkeit gegen das deutsche Volk in den Massen des englischen Volkes zu entfachen suchte. »Er gibt tatsächlich«, so schrieb die »Nation«, »seinen Zuhörern die Versicherung, daß er Deutschland nicht tadle, weil jede große Nation das Recht habe, über ihre Nachbarn herzufallen, wenn sie die Macht dazu hat, und zieht daraus direkt den Schluß, daß wir Deutschland tun sollten, was, wie er fälschlich behauptet, Deutschland sich vorbereitet, uns zu tun. Das ist eine Moral für ein Rudel Wölfe....« Daß die englische Diplomatie entsprechend der jingoistischen Moral handelte, wird heute kaum jemand in Zweifel ziehen wollen. Wir wissen heute, daß Edward Grey, als er am 10. Dezember 1910 die Leitung des Foreign Office übernahm, die Politik Lansdownes konsequent fortsetzte. Wohin diese

zielte, wußte man in Paris schon 1905. »Die deutsche Industrie und der deutsche Handel«, so schrieb Jaurès Mitte Oktober 1905 in der »Humanité«, »bedrohen alle Tage mehr und mehr den Handel und die Industrie Englands auf allen Weltmärkten. Es wäre zynisch und skandalös für England, an Deutschland den Krieg zu erklären, einzig, um dessen Militärmacht zu zerstören, seine Flotte zu vernichten und seinen Welthandel zu ersticken.« Diese Auffassung über den Charakter der englischen Politik war Jaurès nicht von ungefähr gekommen. In den Tagen der ersten Marokkokrise hatte er es selbst erlebt, daß, wie er öffentlich erklärte, »England viel mehr geneigt war, den Konflikt zu schärfen als zu mildern«. Ich glaube, daß heute in der Internationale niemand zu finden sein wird, der jetzt noch zu behaupten wagte, daß die flammende Empörung der britischen Sozialisten und Pazifisten gegen die Wolfsmoral des Jingoismus auf einem Mißverständnis beruht.

Obwohl nun gewiß niemand den großen Einfluß der nationalistischen Kreise wird leugnen wollen, halte ich es doch für durchaus falsch, in ihnen die »treibenden Kräfte« zu sehen. Gibt man nämlich im Eisnerschen Sinne zu, daß der nationalistische Wille kleiner Gruppen für die Beziehungen der Völker bestimmend ist,[1] so fehlt eigentlich nur noch ein Schritt zu dem Bekenntnis, daß deren Führer den Gang der Weltgeschichte bestimmen. Wir hätten dann in Lord Roberts, Maurice Barrès, Nikolai Nikolajewitsch, Gabriele d'Annunzio und General Keim die großen Motoren des Völkerlebens zu sehen. In Wirklichkeit sind diese Männer und ihre Anhänger aber nur die Werkzeuge historisch-ökonomischer Kräfte, die sie weder richtig zu beherrschen noch vollständig zu begreifen vermögen. Wer daher den treibenden Kräften des Weltkriegs auf die Spur kommen will, wird sich von den Kundgebungen der nationalistischen Gruppen, so interessant und bedeutungsvoll sie auch immer sein mögen, abwenden müssen, um die historisch-ökonomischen Grundlagen zu erforschen, aus denen sie hervorgegangen sind.

---

[1] Wenn Eisner meint, daß die »Alldeutschen Blätter« eine »reichere Quelle der Aufklärung« als die »großen Papiere von Frankfurt oder Köln« seien, so kann ich dem nur in dem bedingten Sinne zustimmen, daß kleinere Blätter Dinge sagen können, die größeren im politischen und wirtschaftlichen Interesse Deutschlands zu sagen verwehrt ist. Die von ihm angeführten Zitate aus den »Alldeutschen Blättern« sind aber weniger eine Stütze als eine Widerlegung seiner Auffassung. Die Mahnung an die deutschen Kapitalisten, auf der Hut zu sein, da Deutschland und Österreich-Ungarn »eine kriegerische Auseinandersetzung mit ihren ostwestlichen Nachbarn auch bei ehrlichstem Friedenswillen nicht werden vermeiden können«, die am 14. März in den »Alldeutschen Blättern« stand, ist nichts wie ein Auszug aus dem offiziösen Alarmruf der »Kölnischen Zeitung« vom 2. März, der die deutsch-russische Freundschaft als eine »Legende« bezeichnete und es offen aussprach, daß »Rußland zum Kriege gegen Deutschland rüste«. Als am 14. März die »Alldeutschen Blätter« auf dies Thema zu sprechen kamen, waren in der deutschen und ausländischen Presse schon mehr als 1000 Artikel darüber erschienen. Auf der Pariser wie auf der Petersburger Börse machte sich infolgedessen eine tiefe Beunruhigung bemerkbar. Was Eisner also am 14. März aus den »Alldeutschen Blättern« erfuhr, hätte er schon zwei Wochen früher aus den »großen Papieren von Frankfurt und Köln« erfahren können. Nicht besser liegen die Dinge mit den Zitaten vom Monat April 1914. Wenn die »Alldeutschen Blätter« in dieser Zeit davor warnten, den Bemühungen der deutsch-englischen Verständigungsvereine einen großen Wert beizulegen, so be-

2. Das europäische Kapital und die tropische Landwirtschaft.

Will man eine tiefere Einsicht in die treibenden Kräfte des europäischen Völkerlebens erlangen, so wird man sich immer wieder die Tatsache vor Augen halten müssen, daß im Verlauf der letzten hundert Jahre die Bevölkerung Europas um 300 Millionen, etwa von 180 auf 480 Millionen angewachsen ist. Es gibt meiner Meinung nach schlechterdings keine Erscheinung im Völkerleben, die dieser an Bedeutung gleichkäme. Man wird in den Büchern der Geschichte vergeblich nach vorausschauenden Geistern suchen, die einen solch gigantischen Bevölkerungszuwachs in so kurzer Zeit auch nur für möglich gehalten hätten. Dieser europäische Bevölkerungszuwachs von fast einer Drittelmilliarde ist ein so ungeheures Phänomen, daß wir rückschauend unsern Geist erschauern und unsere Gedanken stille stehen fühlen, wenn wir sehen, mit welch beängstigender Hast dieses letzte Jahrhundert alle Räume des alten Europa mit immer neuen Millionen von Menschen füllt. Wie hat nun die europäische Menschheit es fertiggebracht, diese 300 Millionen neuer Menschen, die das letzte Jahrhundert hervorgebracht hat, zu kleiden und zu ernähren? Man wird ruhig sagen können, daß die europäische Landwirtschaft so große Fortschritte erzielt hat, daß sie heute, zur Not auch ohne Zuhilfenahme der überseeischen Lebensmittelproduktion, imstande wäre, die 480 Millionen Einwohner mit ausreichenden Mengen tierischer und pflanzlicher Nährstoffe zu versehen. Dagegen steht es fest, daß die europäische Landwirtschaft schon seit langem außerstande ist, auch die notwendigen Rohstoffe für Kleidung usw. hervorzubringen. Um der immer größer werdenden Nachfrage der Bevölkerung nach Nahrungsmitteln zu genügen, mußte die europäische Landwirtschaft sich auf die Hervorbringung pflanzlicher und tierischer Nährstoffe spezialisieren und den Anbau von Gespinst-, Faser- und Ölpflanzen aufgeben. Diese Spezialisierung unserer Landwirtschaft ist eine allgemeine Erscheinung. Sie gilt sowohl für die Industrie- wie für die Agrarstaaten Europas. So ziemlich der ganze Bedarf der europäischen Menschheit an Gespinst-, Faser- und Ölpflanzen muß heute von der Landwirtschaft der tropischen Gebiete gedeckt werden, die dadurch eine ungeheure Wichtigkeit für uns erlangt hat. Selbst die Bevölkerung eines so ausgesprochenen Agrarstaats wie Rußland ist in bezug auf ihre Kleidung in hohem Maße von der tropischen Landwirtschaft abhängig geworden. Vor zwanzig Jahren sprach der russische Landwirtschaftsminister Jermolow die Hoffnung aus, daß die

fanden sie sich hierin in Übereinstimmung mit den pazifistisch gesinnten Kreisen Englands, die sich im April 1914 außerordentlich beunruhigt zeigten über die im Anschluß an den Pariser Besuch des englischen Königs aufgetauchten Gerüchte, daß zwischen England, Frankreich und Rußland »ein weiteres militärisches Einvernehmen« zustande gekommen sei. Von Edward Grey wurde dies freilich auf die Anfrage eines pazifistisch gesinnten Liberalen hin am 2. April im Unterhaus mit dreister Stirn in Abrede gestellt. Aus der Rede des Reichskanzlers vom 2. Dezember 1914 wissen wir aber, daß die deutsche Regierung Kenntnis davon erhalten hatte, daß in London und Petersburg geheime Verhandlungen geführt worden waren zu dem Zweck, ein englisch-russisches Flottenabkommen zustande zu bringen, was die deutsche Regierung zu ernsten Vorstellungen in London veranlaßte, da sie darin, in Übereinstimmung mit den englischen Pazifisten, die Vorbereitung des Krieges gegen Deutschland sah. In der Tat wissen wir jetzt, daß jene geheimen Verhandlungen insoweit die stärkste Friedensgefährdung darstellten, als sie zum Siege der Petersburger Kriegspartei führten.

tropische Landwirtschaft im russischen Turkestan bei ausreichender staatlicher Pflege es dahin bringen werde, den Baumwollbedarf Rußlands, der damals 7 Millionen Pud betrug, zu decken. Jermolows Hoffnungen sind nun weit übertroffen worden. Heute liefert Turkestan nicht 7, sondern 11 Millionen Pud Baumwolle. Wenn nun trotzdem zurzeit die russischen Gebiete mit tropischer Landwirtschaft nur die Hälfte der von der russischen Industrie benötigten Baumwolle liefern können, so liegt dies nicht etwa an ihrer geringen Leistungsfähigkeit, sondern daran, daß der Bedarf an Baumwolle in Rußland in den letzten zwanzig Jahren ganz enorm gestiegen ist. Die Steigerung des Bedarfs beträgt 300 Prozent, während die Produktionssteigerung in den russischen Baumwollgebieten noch nicht ganz 100 Prozent beträgt. So kommt es, daß Rußland zurzeit jährlich 12 Millionen Pud Baumwolle aus tropischen Gebieten beziehen muß, die nicht seiner Staatshoheit unterstehen. Was die Preise der Erzeugnisse der tropischen Landwirtschaft betrifft, so haben diese unter dem Druck der stürmisch wachsenden Nachfrage eine Höhe erreicht, daß es sogar möglich ist, viele derselben selbst aus Gegenden, wo noch alle Verkehrsmittel fehlen, durch eingeborene Arbeiter nach dem nächsten Hafen tragen zu lassen. Nun sind aber die hohen Preise der tropischen Landwirtschaftsprodukte keineswegs das Werk der Spekulation. Sie resultieren einfach daher, daß die Produktion mit dem Bedarf nicht Schritt halten kann, was wieder ein unwiderstehlicher Anreiz für unser Wirtschaftssystem ist, immer neue tropische Gebiete durch Eisenbahnen, Hafenbauten, Bewässerungsanlagen usw. für die landwirtschaftliche Produktion zu erschließen.

Von Parteigenossen, die in unseren Landesparlamenten tätig sind, ist mir die Frage vorgelegt worden, wie es wohl zu erklären sei, daß sich das Kapital für den Bau von Nebenbahnen in Deutschland so wenig interessiert und zur Herstellung solcher nur zu bewegen ist, wenn die beteiligten Gemeinden fast das ganze Risiko übernehmen, während in den tropischen Gebieten der Erde eine fieberhafte Gründertätigkeit herrscht und sich dort die Banken die Eisenbahnkonzessionen gegenseitig streitig machen. Zur Erklärung dieser in der Tat überraschenden Erscheinung wird man sagen können, daß die wachsende Nachfrage der europäischen Haushaltungen nach tropischen Agrarprodukten und deren steigender Preis, der die Festsetzung hoher Frachtsätze ermöglicht, überall in den Tropen die Rentabilität von Eisenbahnen, Hafenbauten und Bewässerungsanlagen sichert, während in Deutschland Nebenbahnen mangels ausreichenden Güterverkehrs nur selten wirklich rentabel sind. Das europäische Kapital ist also durchaus richtig orientiert, wenn es sein Interesse der wirtschaftlichen Erschließung der tropischen Gebiete zuwendet. Die Arbeit, die hier geleistet wird, ist gesellschaftlich notwendige Arbeit, die denjenigen, die sie ausführen lassen, sicheren und hohen Profit in Aussicht stellt.

3. Die Sultane des Weltkriegs.

Kurt Eisner hat nicht ganz unrecht, wenn er in seinem Artikel bemerkt, daß der Sultan Abd el Aziz nun doch der »Sultan des Weltkriegs« geworden sei. In der Tat geht die Vorgeschichte des Weltkriegs auf die Eroberung Marokkos durch die dritte Republik zurück. Eisner gehört nun leider zu den Politikern, die es für durchaus natürlich und selbstverständlich

ansehen, wenn die Mächte der Tripelallianz fremde Länder erobern, die es aber für einen unermeßlichen Frevel halten, wenn die Zentralmächte jenen von der Tripelallianz in ihrer staatlichen Selbständigkeit bedrohten Völkern beispringen. Infolge dieser einseitigen Stellungnahme gewinnt der nichtorientierte Leser Eisnerscher Aufsätze den Eindruck, als habe Frankreich in der ersten und zweiten Marokkokrise heilige Besitzrechte auf Marokko gegenüber den Zentralmächten verteidigt. So liegen die Dinge aber keineswegs. Ein Blick in ein größeres Lehrbuch der Geographie, das auch die staatsrechtlichen Verhältnisse der Länder berücksichtigt, kann jeden davon überzeugen, daß das Sultanat Marokko bis zum 8. April 1904 ein selbständiger Staat war. Diese Selbständigkeit Marokkos hatte sogar für die europäischen Großmächte einen rechtlichen Charakter, denn sie war von ihnen 1880 international anerkannt worden. Wenn England und Frankreich in dem geheimen Kolonialabkommen von 1904, dem später Italien und Spanien beitraten, Nordafrika in eine westliche, französische und eine östliche, englische Interessensphäre mit dem für Italien bestimmten Pufferstaat Tripolis in der Mitte teilten, so war dies lediglich ein Akt politischer Gewalt, dem vorerst jede rechtliche Grundlage fehlte. F a k t i s c h verlor dadurch Marokko seine Selbständigkeit und die Türkei ihre letzte afrikanische Provinz, r e c h t l i c h aber war damit durchaus nichts entschieden. Rechtlos war daher meiner Auffassung nach an und für sich Bülows Politik nicht, als er sich damit einverstanden erklärte, daß der Kaiser am 31. März 1905 dem Sultan von Marokko den unter Souveränen — üblichen Kuß auf beide Wangen applizierte, um auszudrücken, daß, was auch immer im geheimen Rat der Tripelentente beschlossen worden sei, Deutschland fortfahre, Marokko als selbständiges Staatswesen anzusehen. Nun wäre es freilich lächerlich, zu behaupten, daß Bülows Eintreten für die Selbständigkeit Marokkos irgendwelchen idealen Motiven entsprang. Wie die Politik der Tripelentente, war auch die der Zentralmächte durchaus kapitalistisch orientiert. Diese wie jene Mächtegruppe vertrat kapitalistische Interessen, obwohl die eine die Selbständigkeit Marokkos vernichten, die andere sie erhalten wollte. Warum Deutschlands kapitalistische Interessen die Aufrechterhaltung der Selbständigkeit Marokkos erheischten, soll im folgenden dargelegt werden.

Die Berberländer Marokko, Algerien, Tunesien und Tripolitanien liegen zwischen Meer und Wüste. Wie eine in sich geschlossene Inselmasse gehören sie daher ganz zum Mittelmeer. Kein Wunder daher, daß die beiden mächtigsten Mittelmeerstaaten England und Frankreich die nördlichen Afrikaländer von jeher als natürliche Einflußsphäre ansahen. England setzte sich in Ägypten und am Suezkanal fest. Frankreich eroberte in blutigen Kriegen Algerien und Tunesien. Marokko hatte bis 1904 seine Selbständigkeit wesentlich dem Umstand zu danken, daß Frankreich und England den Besitz Marokkos einander nicht gönnten. Wenn nun Napoleon sagt, daß die Geographie eigentlich das Schicksal jedes Landes sei, so ist das zweifellos insoweit zutreffend, als durch die geographische Lage eines Landes ihm auch seine Nachbarn gegeben sind. Seit es Frankreich gelungen war, Marokko von drei Seiten durch seine gewaltigen Kolonialerwerbungen in Westafrika völlig einzuschließen, mußte jeder Sultan die französische Republik naturgemäß als seinen Erbfeind betrachten. Marokko hatte nun aber noch einen zweiten gefährlichen Nachbarn, der von der Festung G i b r a l t a r aus seine

Unabhängigkeit bedrohte. So schien das Schicksal Marokko dazu bestimmt zu haben, französisch oder englisch zu werden. Wie in anderen Staaten der Halbkultur, so traten nun auch in Marokko die Pioniere des europäischen Kapitals auf den Plan, um das Land wirtschaftlich zu erschließen. In den Gebieten der tropischen Landwirtschaft spielen die Ausfuhrzölle für den Staatshaushalt eine große Rolle. Wer die Ausfuhr des Landes steigert, erhöht auch die Einnahmen des Sultans. Dieser zeigte sich daher dem Begehren, das Land wirtschaftlich zu erschließen, nicht grundsätzlich abgeneigt. So dumm war freilich auch der Sultan von Marokko nicht, daß er freiwillig mit dieser Aufgabe einen seiner gefährlichen Nachbarn betraut hätte. Moderne Verkehrsmittel, mit deren Herstellung die wirtschaftliche Erschließung eines jeden Landes beginnen muß, sind immer auch militärische Machtmittel, die man nicht freiwillig den gefährlichen Nachbarn ausliefert. Diese einfache Überlegung bestimmte nun die marokkanische Regierung dazu, das deutsche Kapital bei der Erschließung des Landes ganz wesentlich zu bevorzugen. Denn Deutschland war für die Selbständigkeit Marokkos ganz ungefährlich. In Fez wußte man, daß England das Meer beherrscht und ohne seine Erlaubnis kein deutscher Soldat an Marokkos Küste gelandet werden kann. Die wirtschaftliche Expansion Deutschlands in Marokko konnte daher die staatliche Selbständigkeit des Landes nicht bedrohen. Im Gegenteil. Deutschland wurde gerade dadurch daran interessiert, die Wehrmacht Marokkos so zu entwickeln, daß es seine Freiheit und Unabhängigkeit gegen Frankreich und England verteidigen konnte. Ein wehrhaftes Marokko schien aber eine Gefahr sowohl für Frankreich als für England. Deshalb kamen Frankreich und England überein, Marokkos Selbständigkeit zu vernichten. Und sie wurde vernichtet, trotz Algeciras und aller deutschen Proteste. Der ökonomische Sinn der Einverleibung Marokkos in den französischen Kolonialbesitz war nun der, die wirtschaftliche Erschließung des Landes faktisch zu einem Monopol des französischen Kapitals zu machen.

Ganz ähnlich lagen die Dinge in der Türkei. Auch hier bewahrheitet sich der Napoleonische Satz, daß die Geographie das Schicksal eines jeden Landes ist. Die Türkei hat ebenfalls zwei mächtige Nachbarn: England und Rußland. Über ihre Absichten waren die Politiker in Konstantinopel sich niemals im Zweifel. England war zum Nachbarn des Osmanischen Reiches geworden, indem es das unter türkischer Oberhoheit stehende Ägypten seiner militärischen Herrschaft unterwarf. Rußland hat zahlreiche Eroberungskriege gegen die Türkei geführt und verkündet die Besitznahme von Konstantinopel seit langem als Ziel seiner durchaus antitürkisch orientierten Politik. England oder Rußland Konzessionen zum Bau von Bahnen zu erteilen, wäre für die Türkei politischer Selbstmord gewesen. Aber auch Frankreich konnten die Türken damit nicht betrauen, weil es der Verbündete ihres Erbfeindes Rußland war. Einen der kleinen europäischen Staaten damit zu beauftragen, war auch gefährlich, da die Besitzrechte an den Verkehrsmitteln aus deren Händen leicht an England oder Rußland übergehen konnten. Der geeignete Bahnbauer für die Türkei war somit Deutschland. Der kluge Rechner Abd ul Hamid wußte genau, daß der Türkei von Deutschland keine Gefahr droht. Vom Lande her für das deutsche Heer unerreichbar, brauchte die Türkei auch kein deutsches Landungskorps zu fürchten, solange England die See beherrschte.

Deutschlands wirtschaftliche Expansion in Kleinasien konnte somit der Selbständigkeit des Osmanischen Reiches niemals gefährlich werden. Das wußte Abd ul Hamid, das wußten aber auch seine Nachfolger, die Jungtürken. So wurde auch von ihnen aus politischen Gründen das deutsche Kapital bevorzugt, obwohl ihre menschlichen Sympathien dem republikanischen Frankreich gehörten, das nun aber leider der Verbündete ihres Erbfeindes war. Je mehr deutsches Kapital in der Türkei investiert wurde, um so lebhafter gestaltete sich das deutsche Interesse an der Wehrhaftmachung der Türkei gegen ihre beiden gefährlichen Nachbarn. Während Deutschland eine wehrhafte, wollten England und Rußland eine möglichst wehrlose Türkei. Um diesen, nicht durch die Agitation nationalistischer Gruppen, sondern durch historisch-ökonomische Kräfte hervorgerufenen Gegensatz bewegte sich die europäische Balkanpolitik der letzten zehn Jahre. Es heißt dem alldeutschen Klüngel wirklich zu viel Ehre erweisen, wenn man ihn, wie es Eisner tut, als den geheimen Inspirator der deutschen Balkanpolitik bezeichnet, obwohl nicht geleugnet werden soll, daß er auf sie einen gewissen Einfluß ausgeübt hat.

4. Deutschlands industrielle Aussperrung — eine wichtige Ursache des Weltkriegs.

Von welcher Seite man die Ereignisse der Weltpolitik seit 1904 auch betrachtet, immer wieder kommt man zu dem Resultat, daß Abd el Aziz und Abd ul Hamid durchaus richtig orientiert waren, als sie in den deutschen Kapitalisten politisch ungefährliche Erschließer ihrer Länder sahen. Soweit hierüber vor dem Kriege noch Zweifel bestehen konnten, sind diese durch den bisherigen Verlauf des Seekriegs beseitigt worden. Der von den Alldeutschen bejubelte Pantherſprung nach Agadir war schreckhaft für — die Franzosen, die schließlich von ihren deutschen Nachbarn allerlei Böses erwarten konnten. Die Marokkaner dagegen wußten, daß kein deutsches Landungskorps ihren Boden betreten wird, solange England das Meer beherrscht. Die Frage, die sich nun aber für uns erhebt, ist die, ob die deutsche Politik, die im Interesse unseres Finanz- und Industriekapitals die staatliche Selbständigkeit des Marokkanischen und Osmanischen Reiches gegen die Eroberungsgelüste ihrer Nachbarn verteidigte, vom sozialistischen Standpunkt aus ein politischer Frevel war. Wer von der Anschauung ausgeht, daß die kapitalistischen und proletarischen Interessen nichts miteinander gemein haben, daß das, was das deutsche Kapital schädigt oder fördert, für das deutsche Proletariat so gleichgültig sei, als spielte es sich auf dem Mond ab, wird mit der Antwort auf diese Frage schnell fertig sein. Weit schwerer wird dem eine Antwort fallen, der aus der Wirklichkeit des ökonomischen Lebens weiß, daß, solange das kapitalistische System besteht, der Proletarier an das Kapital gekettet bleibt wie an eine Galeere. Das Proletariat kann sich gegen dies System auflehnen, es bekämpfen, aber es bleibt vom Kapital abhängig, solange dies unser wirtschaftliches Leben beherrscht. International gesinnt ist das moderne Kapital aber nur insoweit, als es sich darum handelt, die Mehrwerterzeugung gegen den Sozialismus zu verteidigen. Im übrigen ist das Kapital jedes Landes zumeist national orientiert. Man kann vielleicht sogar sagen, daß der Kapitalismus in unserer imperialistischen Epoche eine starke Tendenz zu nationaler Organisation und Abschließung zeigt. So weisen die Trusts in ihrer Mehrheit einen ausgesprochen nationalen Charakter auf. Allerdings treten auch bei ihnen Bestrebungen zum internationalen Zusam-

menschluß auf, die aber bisher große Erfolge nicht zu verzeichnen haben. Im allgemeinen sucht sich die Großindustrie fast aller Länder dem schneidenden Luftzug der internationalen Konkurrenz durch nationale Abschließung mittels Schutzzöllen zu entziehen. Im Grunde ist dies auch leicht begreiflich. Die Industriegeschichte der letzten Jahre liefert uns zahlreiche Beispiele dafür, daß die Exportindustrie ihre Produkte auf dem Weltmarkt tatsächlich unter den eigenen Produktionskosten verkaufen mußte und den landesüblichen Gewinn nur zu erzielen vermochte, indem sie sich im Inland durch besonders hohe Preise schadlos hielt. Es bedarf keiner langen Beweisführung, daß die Methode, die Nahrungsmittel- und Rohstoffeinfuhr durch den Export von Fabrikaten zu bezahlen, deren Preis unter den Produktionskosten steht, zur Verarmung des Landes führen muß. Wo die große Industrie als Lieferant für ausländische Unternehmungen auftritt, muß sie sich meist mit sehr niedrigen Preisen begnügen, wenn sie nicht, wie zum Beispiel die deutsche chemische Industrie, über ein faktisches Produktionsmonopol verfügt. In dieser glücklichen Lage befindet sich aber doch nur der kleinere Teil unserer Exportindustrie. Bei der wirtschaftlichen Erschließung der Gebiete mit tropischer Landwirtschaft kommt nun aber besonders die Metallindustrie in Frage, bei der eigentliche Produktionsmonopole keine Rolle spielen. Man darf jedoch nicht annehmen, daß das Finanzkapital der Tripelallianz dort, wo es als Erschließer tropischer Gebiete auftrat, ohne zwingenden Grund die deutsche Metallindustrie als Lieferant herangezogen hätte. Zunächst sorgte das Finanzkapital der Tripelallianz ganz naturgemäß für die volle Beschäftigung der eigenen Industrien. Nur was man nicht erzeugen konnte oder wollte, bezog man von der deutschen Industrie. Die deutsche Industrie wurde nur in Anspruch genommen, wenn sie Billigeres oder Besseres als die anderen auf dem Weltmarkt konkurrierenden Staaten lieferte. Das Bestreben der deutschen Großindustrie, durch Übernahme von Eisenbahn- und Hafenbauten sowie durch Ausführung von Bewässerungsanlagen usw. sich gesichertere, dem schonungslosen Konkurrenzkampf nicht ganz preisgegebene Absatzgebiete zu schaffen, ist besonders dann leicht zu verstehen, wenn man daran denkt, daß Bahnen, Hafenanlagen, Bewässerungsanlagen usw., die unter der technischen Verwaltung ihrer Hersteller bleiben, wegen der verhältnismäßig schnellen Abnutzung vieler Anlagen und Materialien auch nach ihrer Vollendung ein höchst bedeutungsvolles, dauerndes Absatzgebiet für viele Exportindustrien darstellen. Es braucht hier nur an die schnelle Abnutzung der Eisenbahnschienen und -schwellen sowie an den schnellen Verschleiß des rollenden Materials erinnert zu werden.

Stärker wie das Recht ist immer die Notwendigkeit. Das Finanzkapital der Tripelallianz mochte immerhin dem deutschen Kapital das Recht bestreiten, in Marokko und der Türkei neue Felder für seine Betätigung zu suchen, so mußte dieses doch taub gegen alle englisch-französisch-russischen Vorstellungen bleiben, weil die volle technische und ökonomische Ausnutzung der deutschen Großbetriebe die Gewinnung neuer Absatzgebiete dringend erforderte. Nun kann man freilich sagen, daß die deutsche Exportindustrie sich politisch weniger gefährliche Gebiete als die Türkei und Marokko hätte aufsuchen sollen. Aber da muß man fragen: war der Erwerb von Konzessionen für Verkehrsanlagen in den anderen nicht unter europäischem Imperium stehenden Gebieten Asiens und Afrikas politisch weniger gefährlich?

In Afrika hat seine Selbständigkeit nur noch Abessinien, in Asien nur noch China erhalten. Was China anbetrifft, so weiß man zur Genüge, daß dort die kapitalistischen Interessen der Tripelallianz, verstärkt durch Japan, sich mit noch größerer Wucht als selbst in der Türkei und Marokko geltend machten. In Abessinien erhalten die kapitalistischen Interessen der Tripelallianz wieder durch Italien eine Verstärkung. Bleibt somit als politisch ungefährliches Gebiet unserer wirtschaftlichen Expansion nur noch Südamerika. Dort aber stoßen wir auf den amerikanischen Imperialismus, der Anspruch auf die ganze Neue Welt, zunächst allerdings nur als wirtschaftliches Herrschaftsgebiet erhebt. Für alle übrigen Teile der Erde kommen wir zumeist nur als Lieferant in Betracht und müssen entweder billigere oder bessere Waren als die Konkurrenz liefern, wenn wir überhaupt einen Absatz für unsere Erzeugnisse finden wollen.

So betrachtet, ergibt sich als eine wichtige ökonomische Ursache des Weltkriegs das Bestreben des Finanzkapitals der Tripelallianz, Deutschland von allen selbständigen Erschließungsarbeiten in Asien und Afrika möglichst auszuschließen. Nun gab es freilich auch in England genug gerechte und weitblickende Männer, die diese Aussperrung Deutschlands bekämpften, weil sie in ihr eine ernste Gefahr für den Frieden der Welt erblickten. Die englische Politik, die immer zwei Eisen im Feuer hat, zeigte sich gerade in der Zeit vor Ausbruch des Weltkriegs auch bis zu einem gewissen Grade geneigt, Deutschlands Aussperrung zu mildern. Dahingehende Verträge mit England sollen nach Rohrbach bereits »fertig und unterschrieben« gewesen sein. In dem Augenblick, wo sie zur Ausführung kommen sollten, entschied sich England jedoch für den Krieg, um die Aussperrung Deutschlands vollständig und endgültig zu machen. Ob dieses Ziel von der Tripelallianz erreicht werden wird, wissen wir heute noch nicht. Darüber werden die Waffen entscheiden. Sehr kurzsichtig wäre es jedoch, zu behaupten, daß in diesem Kriege nur kapitalistische Interessen auf dem Spiele ständen. Die Zufuhren von Erzeugnissen der ausländischen Landwirtschaft im Wert von Milliarden, die das deutsche Proletariat benötigt, sind ohne eine entsprechende Ausfuhr von Fabrikaten nicht zu erhalten. Wer uns die Ausfuhrmöglichkeiten nimmt, schneidet uns auch unsere Zufuhren ab. Wie groß auch immer der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit in Deutschland sein mag, in der Verteidigung der deutschen Zufuhren gegenüber den Kapitalmächten der Tripelallianz muß das deutsche Proletariat wohl oder übel gemeinsame Sache mit allen übrigen Teilen der Nation machen. Von der Aussperrung der deutschen Industrie in den tropischen Gebieten der Erde, soweit es sich um Kapitalanlagen für Erschließungsunternehmungen handelt, wird allerdings in erster Linie das deutsche Kapital betroffen, dem dadurch lukrative Verwertungsmöglichkeiten genommen werden. In zweiter Linie leidet darunter aber auch das ganze Proletariat. Wenn die Betriebe unserer Großindustrie nur zu 70 oder 80 Prozent ihrer technischen Leistungsfähigkeit wegen mangelnden Absatzes ausgenutzt werden können, bleibt ein erheblicher Bruchteil des industriellen Proletariats ohne Arbeit. Dessen Arbeitslosigkeit drückt aber wieder auf alle anderen Industriezweige. Unter solchen Umständen kann die Zunahme der Ausfuhr mit dem Bevölkerungszuwachs nicht mehr Schritt halten, wodurch auch unsere Zufuhren relativ geringer werden müssen. Mir scheint es nun ein unbestreitbares Recht jeder Nation, sich gegen ökonomische

Aussperrungen, die ihre Existenz bedrohen, zu wehren. Eine wichtige Aufgabe der Internationale nach dem Kriege wird es sein, für einen der Billigkeit entsprechenden Ausgleich der nationalen Interessen auf diesem wichtigen Gebiet ihre Stimme zu erheben. Heute freilich, wo der Donner der Kanonen die Stimme der Gerechtigkeit übertönt, wo alle Bande zwischen den Nationen zerrissen sind, wäre es sehr bedenklich, wenn das deutsche Proletariat sich dem Glauben hingeben wollte, daß es sich in dieser furchtbaren Völkertragödie nur um kapitalistische Interessen und nicht auch zu einem guten Teil um seine eigene Sache handelt. Was immer man daher gegen die Haltung der deutschen Sozialdemokratie auch einwenden mag, letzten Endes sind auch ihre Entschlüsse nicht dem freien Ermessen ihrer Führer entsprungen, sondern ihr durch die historisch-ökonomische Entwicklung vorgeschrieben worden. Sie handelte letzten Endes so, wie sie handeln mußte.

Der deutsch-österreichische Zollverein.

Von Anton Hofrichter.

(Schluß.)

III.

Was bedeutet das alles?

Die öffentliche Meinung ist so ausschließlich auf den Krieg, die Schlachtfelder und Generalstabsberichte gerichtet, daß die burgfriedliche Entwicklung der Parteien und der großen hinter den Parteien stehenden wirtschaftlichen Organisationen übersehen wird. Die Enthüllung des Herrn v. Gerlach ist ein Meilenstein, auf dem der seit Kriegsausbruch zurückgelegte Weg zu lesen steht.

Hinter dem Kriegsausschuß stehen die Wirtschaftsverbände, welche vor und während des Krieges so starken Einfluß auf die deutsche Politik ausgeübt haben. Vor dem Kriege waren sie die Träger des Gedankens, daß sich die politischen Parteien des Bürgertums nach ihrem eigenen Vorbild, dem Vorbild der bürgerlichen Wirtschaftsorganisationen, zur Isolierung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion vereinen wollten. Im sozialen Kampf vertraten sie die schärfste und rücksichtsloseste Kampfpolitik gegen die freien Gewerkschaften.

Im Kriege erregten sie größtes Aufsehen durch eine gemeinsame Eingabe an den Reichskanzler, die leider nur im Ausland bekannt ist und dort zu einer kräftigen Hetze gegen Deutschland ausgeschlachtet wurde.

Aber was am meisten interessiert, das ist, daß diese sechs Organisationen in der auswärtigen und Handelspolitik einig sind und einen festen Block bilden: das Kartell der schaffenden Stände. Auch der Abcschütze in der Parteipolitik weiß, daß die Sozialdemokratie und das berühmte Kartell der schaffenden Stände Gegenpole sind. Eben darum ist es für die Sozialdemokratie von höchster Bedeutung, zu wissen, daß die Gegenseite so geschlossen, stark und zielklar ist.

Was bedeutet das Programm des Kriegsausschusses handelspolitisch?

Die Frage bedeutet: Ist das Ausland gegen die Zollaufrüstung wehrlos, die auf dem Umweg einer Einschränkung der Meistbegünstigung durchgeführt werden soll?

Sicher nicht, auch wenn Deutschland so glänzend siegt, daß es zum Beispiel Rußland und Frankreich die Bedingungen des wirtschaftlichen Friedens diktieren kann.

Ein Hauptziel des kapitalistischen Wettbewerbs ist Rußland. Als riesiger Markt und zukunftsreiche Anlagesphäre für Kapital ist es von einer Bedeutung, die sich nur mit der der westlichen Hemisphäre vergleichen läßt. Der Kampf der russischen Industrie und Landwirtschaft gegen deutsche Fabrikate und deutschen Roggen — ein Kampf, der als Befreiungskrieg von deutscher wirtschaftlicher Vormacht erscheint — hat die politischen Gegensätze zwischen Rußland und Deutschland mit jedem Jahr schärfer akzentuiert, dort das Bedürfnis nach der starken, die wirtschaftliche Stärke der »Gesellschaft« nützenden und zugleich fördernden Staatsgewalt erzeugt, hier das Gefühl der Enttäuschung darüber verbreitet, daß die Zukunft der deutschen wirtschaftlichen Expansion von den Russen selbst bedroht ist.

Rußland ist vom Kriegsschicksal aufs härteste geprüft und sieht mit dem Mute der Verzweiflung dagegen, »eine deutsche Kolonie« zu werden. Ein ungünstiger Handelsvertrag, der ihm im Kriege aufgezwungen werden würde, müßte alle Folgen zeitigen, die Bismarck in seiner bekannten Rede am 12. Mai 1871 für den Fall warnend schilderte, daß dem besiegten Frankreich ein ungünstiger Handelsvertrag oktroyiert werden sollte.

Schon vor dem Kriege glaubte das russische Bürgertum sich zu der Klage berechtigt, Deutschland habe Rußlands Not nach dem japanischen Kriege zur Erzielung wirtschaftlicher Vorteile unbillig ausgenützt. Wie erst, wenn Rußland nicht nach freiem Ermessen, sondern unter offenem Zwange einen Handelsvertrag schlösse. Keinen ruhigen Augenblick gäbe es künftig mehr, weniger denn je kämen Beständigkeit und guter Wille zum Frieden in die europäische Politik. Die konservative Presse ist sich wohl bewußt, zu welchen Verzweiflungstaten ein ungünstiger Tarif treiben kann. Die »Kreuzzeitung« war es, die am 24. November 1893 geschrieben hat: »Wir müssen den Handelsvertrag mit Österreich (!) und Italien zerreißen, und wäre es mit dem Schwert in der Faust.«

Ist aber die militärische und politische Lage nicht so günstig, Rußland zu jedem Handelsvertrag zu zwingen, so wird es sich durch Differenzierung zwischen Land- und See-Einfuhr — was auf eine Begünstigung Großbritanniens hinausliefe — zu wehren und Kompensationsobjekte zu schaffen suchen. So kann sich dann der schöne Vorgang wiederholen, der sich 1893 abspielte: daß nämlich Rußland Deutschland zur höchstmöglichen, Österreich-Ungarn zu normalen, Frankreich, England und die Vereinigten Staaten zu ermäßigten Sätzen behandelte. Zwei Urteile über den deutsch-russischen Zollkrieg mögen hier Platz finden.

Walter Loß sagt in seinem »Beitrag zur neuesten Handelspolitik Deutschlands«:[8]

Mit Rücksicht auf die neue Handelspolitik Deutschlands beantragte damals Rußland den Abschluß eines Tarifvertrags mit gegenseitiger Meistbegünstigung. Es kam jedoch nicht zu einer Einigung, sondern zu einem förmlichen Zollkrieg, in welchem Deutschland und Rußland erprobten, wieviel Schädigung man einander durch Abbruch der Handelsbeziehungen zufügen könne....

[8] Die Handelspolitik des Deutschen Reiches und Graf Caprivi und Fürst Hohenlohe (1890 bis 1900). Leipzig 1901.

... Während des Zollkriegs hatte Deutschland die Erfahrung gemacht, daß beim Nebeneinanderstehen zweier — verschieden hoher — Getreidezollsätze die deutschen Preise für Brotgetreide keineswegs gegenüber dem Weltmarkt um den höchsten Zollsatz (5 Mark, später 7½ Mark), sondern nicht einmal immer um den Vertragszollsatz (3½ Mark) voll sich verteuerten. Für die Zufuhr, die aus Rußland abgehalten war, kam aus den meistbegünstigten Ländern voller Ersatz. Andererseits litt Rußland, als es seit 1893 beträchtliche Getreidemengen dem Weltmarkt anbieten konnte, dadurch, daß es neue und vielfach ungünstiger gelegene Märkte aufsuchen mußte. Diese Unannehmlichkeit machte sich weit mehr für den Roggen als für den Weizen geltend. Das russische Angebot drückte auf den Weltmarktpreis. Für Deutschland sah man außerdem die Gefahr voraus, daß auch mit der sorgfältigsten Kontrolle durch Ursprungszeugnisse bei mehrjährigem Andauern des Zollkrieges schwerlich verhindert werden könne, daß russisches Getreide in Vertragsländern vermahlen und dann in Mehlform Deutschland zugeführt werde.

Während des Zollkrieges war es ferner England gelungen, Deutschland in der Eisenversorgung Rußlands erheblich zurückzudrängen. Die deutschen Reeder, welche bis dahin einen regen Verkehr nach Rußland und Finnland unterhalten hatten, wurden aufs stärkste geschädigt. Außer der englischen drohte Deutschlands Industrie auf dem russischen Markte die französische Konkurrenz, und zwar durch niedrigere Zölle begünstigt, nachdem Rußland am 27. Juni 1893 mit seinem politischen Verbündeten eine Handelskonvention abgeschlossen hatte.

Emil Zweig urteilt in seiner »Geschichte der russischen Handelspolitik seit 1877« noch schärfer:

So sehen wir denn, daß eine Schädigung auf beiden Seiten vorhanden war. Wollte man ein Urteil darüber abgeben, welches Land schwerer an den Kampfesmaßregeln zu leiden hatte, so würde man wohl den Schaden Deutschlands höher einschätzen müssen, um so mehr, als die Gefahr vorlag (wie auch in der Denkschrift, die dem Reichstag mit dem Handelsvertrag zuging, anerkannt war), daß Rußland den Strom seiner Ausfuhr mehr und mehr nach Österreich und Rumänien, sowie anderen von Deutschland meistbegünstigten Staaten lenken könnte, wofür das österreichische, rumänische usw. Getreide nach Deutschland ginge, oder daß russisches Getreide vermahlen nach Deutschland importiert würde, was nach den deutschen Verträgen mit Österreich-Ungarn usw. durchaus zulässig war. Für die deutsche Industrie wäre ein ähnliches Verfahren naturgemäß unmöglich gewesen. Wenn man also auch berücksichtigt, daß aus den oben näher erörterten finanz- und währungspolitischen Gründen selbst eine vorübergehende Ausfuhrerschwerung für Rußland sehr nachteilig war, müssen wir doch zugeben, daß die Schädigung durch den Zollkrieg für Deutschland bedeutender war, und daß namentlich Rußland die schlimmsten Schäden überwunden hatte und seine Lage sich in der Folgezeit bessern mußte, was für Deutschland durchaus nicht der Fall war.

Gewiß: die Gefahr, daß ausländisches Getreide für russisches oder vermahlenes russisches Getreide selbst nach Deutschland käme, wäre heute bei einer Vorzugsbehandlung Österreich-Ungarns geringer als damals. Aber dafür wäre einmal der Bedarf Deutschlands an Getreide größer und der Zwang für Rußland, Getreide zu verkaufen, aus dem gleichen Grunde, wegen Unterbrechung der normalen Produktion, geringer.

In Frankreich wird des Klagens über die Invasion deutscher Ware kein Ende. Verfolgen die Zentralmächte eine aggressive Handelspolitik, dann wird schrankenloser Protektionismus in Frankreich Trumpf. Zwar fragt sich sehr, ob damit der stagnierenden französischen Volkswirtschaft neue Lebenskräfte zugeführt werden. Das Gefühl der wirtschaftlichen Bedrohung wird alle Bedenken überwinden.

Bleibt Großbritannien. Die Schutzzollbewegung war vor dem Krieg am Widerstand der Arbeiter gescheitert. Wird ihr das gleiche Schicksal nach dem Kriege werden? Ein glattes »Ja« scheint zu hoffnungsfroh. Die Arbeiter werden für die Kriegsopfer an Gut und Blut Deutschland verantwortlich machen und in dieser Stimmung dem Schlagwort »hohe Zölle, hohe Löhne« vielleicht leicht erliegen, wenn Deutschland und Österreich-Ungarn eine aufreizende aggressive Handelspolitik treiben. Der Kampf um die allgemeine Wehrpflicht ist eine Art Generalprobe, bei der die Klassen und die politischen Tendenzen ihre Kräfte messen. Starke Gewalten drängen auf Einführung des Schutzzolls: das Bestreben, die Einigkeit und Geschlossenheit des größeren Britanniens, die sich jetzt in so überraschend umfassender Weise offenbarten, auch für die Zeit nach dem Kriege zu erhalten und zu stärken, der riesige staatliche Geldbedarf und das Bemühen, dem Feind in seiner Volkswirtschaft den denkbar größten Schaden zuzufügen. Die stärkste protektionistische Triebkraft wird aber die Erhöhung des Zinsfußes sein. Die Wettbewerbsfähigkeit der englischen Industrie auf dem Weltmarkt gegenüber den Industrien, die in geschützten Absatzgebieten groß geworden sind, gründet sich sehr großen Teils auf billiges Geld. Zwar wird in europäischen Ländern das Geld zum mindesten im selben Verhältnis teurer werden, und ihnen gegenüber bleibt die Wettbewerbskraft Englands ungeschmälert. Anders aber gegenüber den Vereinigten Staaten, auf deren Geldmarkt keine Kriegsanleihen drücken, deren Produktion auch jetzt nicht der Vernichtung, sondern der Erzeugung von Werten dient, und die durch Rückkauf ihrer Aktien und Schuldverschreibungen zu niedrigen Kursen und auch unter Ausnützung der Überwertigkeit des Dollars ihre jährliche Zinsschuld an das Ausland stark verringern.

Die schutzzöllnerische Bewegung, die in England aus allen diesen Gründen nach dem Kriege zu neuem kräftigen Leben wiedererwachen wird, muß aber, wie wir glauben, unwiderstehlich werden, wenn die Zentralmächte die handelspolitische Offensive ergreifen. Schon einmal hat die Einschränkung der Meistbegünstigung, wenn auch nicht der Meistbegünstigungsklausel, starken Wind in die Segel der englischen Tarifreformer getrieben. Da jedes Land gewisse Spezialprodukte besonders erzeugt und ausführt, so ist die Meistbegünstigung um so wertvoller, je mehr Artikel unter einen ermäßigten Vertragszollsatz fallen. Deutschland hat aber seinen Zolltarif fortgesetzt spezialisiert und damit zwei Fliegen auf einen Schlag getroffen, sich einmal viele und wichtige Kompensationsobjekte geschaffen und zweitens den Mitgenuß an einer Zollbegünstigung auf einige oder nur wenige Artikel beschränkt, die vielleicht auch nur eine Spezialität des Vertragspartners sind. Wie stark dadurch die Meistbegünstigung eingeschränkt wird, ergibt sich aus dem Wachstum der Tarifpositionen. Der deutsche Zolltarif von 1879 hatte nur 43 Tarifnummern mit 381 verschiedenen Zollsätzen: die Handelsverträge des Grafen Caprivi brachten 102 vertragsmäßige Unterpositionen neu ein. Der Zolltarif von 1902 zählt aber 946 Tarifnummern mit 1464 Zollsätzen, wozu durch die Handelsverträge noch 545 Unterpositionen gekommen sind. So steigerte sich die Zahl der Positionen von 381 auf 2009! Es werden zum Beispiel, um die Einfuhr aus wärmeren Ländern zu treffen, Kartoffeln vom 15. Februar bis 31. Juli durch einen autonomen Zoll von 2,50 Mark und einen Vertragszoll

von 1 Mark getroffen. Ähnlich sind zu Tarifnummer 103 »Rindvieh« besondere Positionen für »Rinder von großem Höhenfleckvieh oder von Braunvieh« geschaffen, die mit ihrer ins Detail gehenden Beschreibung den Raum von mehr als einer Seite beanspruchen und ausschließlich der Schweiz zugute kommen sollen. Diese Spezialisierung des Tarifs hat Großbritannien geschadet und ist ein Hauptargument der Tarifreformer geworden.

Eine Einschränkung der Meistbegünstigungsklausel durch Einführung der Vorzugsbehandlung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn würde aber auch die Vereinigten Staaten zur Anwendung ihres Höchsttarifs gegen Deutschland provozieren, der besonders als Vergeltung gegen eine ungünstige Differenzierung gedacht ist. Der Mindesttarif gilt nämlich nur mit folgendem Vorbehalt:

Wenn die Regierung eines auswärtigen Staates auf Ackerbau, Fabrikations- oder andere Produkte der Vereinigten Staaten keinerlei Bestimmungen oder Beschränkungen legt, die als ungebührliche Differenzierung zu Ungunsten der Vereinigten Staaten oder ihrer Erzeugnisse zu gelten hätten.... Wenn und solange darüber dem Präsidenten im Hinblick auf den Charakter der Zugeständnisse, die durch den minimalen Tarif der Vereinigten Staaten gewährt werden, genügender Beweis beigebracht ist....

IV.

Es ist wahrhaftig verständlich, daß die österreichischen Ideologen mit viel größerem Enthusiasmus die wirtschaftliche Annäherung betreiben als die deutschen. Nicht nur aus dem instinktiven Bedürfnis nach Anlehnung an einen Staat! Nicht nur aus Aberglauben, der von einer bloßen Annäherung an das kraftvoll emporstrebende Deutschland ein gleich günstiges Schicksal für das eigene Land erhofft! Der auswärtige Handel Österreich-Ungarns hängt von Deutschland ab. Die Ausfuhr nach Deutschland beträgt 40,8 Prozent der Gesamtausfuhr, die Einfuhr aus Deutschland 39,5 Prozent der Gesamteinfuhr.[9] Ganz anders aber Deutschland, das 7,7 Prozent seiner Gesamteinfuhr aus der Donaumonarchie bezieht und nur 10,9 Prozent seiner Gesamtausfuhr dahin exportiert. Dagegen führt Deutschland nach den Ländern, die es durch eine Zolldifferenzierung vor den Kopf stoßen würde, 46 Prozent seines Gesamtexportes aus, und zwar nach Großbritannien allein 14,2 Prozent — also weit mehr als nach Österreich-Ungarn —, nach dem britischen Weltreich 18 Prozent, nach Rußland 8,7 Prozent, nach Frankreich 7,8 Prozent, nach den Vereinigten Staaten 7,1 Prozent, nach Italien

[9] Eine eingehende Analyse des Warenverkehrs zwischen Deutschland und Österreich nimmt Karl Keller vor: »Ein deutsch-österreichisch-ungarischer Zollbund? Seine Voraussetzungen und Aussichten.« Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich. 39. Jahrgang, 2. Heft. Der Verfasser ist Anhänger eines Zollvereins nach dem Schema Philippovich, erwirbt sich aber zwei Verdienste: er widerlegt mit Berufung auf den steigenden Eigenbedarf der Donaumonarchie das oft ins Feld geführte Argument der Möglichkeit einer besseren Selbstversorgung der beiden Reiche durch Bildung einer wirtschaftlichen Einheit und erklärt mit gutem Recht, daß eine gemeinsame Handelspolitik gegenüber dritten Staaten nur bei einer gemeinsamen Außenzollinie möglich ist. Daraus ergibt sich, daß die Vorzugsbehandlung, die keinen Einfluß auf die absolute Höhe des Zolltarifs übt, auch keine gemeinsame Handelspolitik der Mittelmächte gegen dritte Staaten verbürgt.

3,9 Prozent. Da auch ein sehr großer Teil der nach Belgien und Holland gehenden Waren — 12,4 Prozent der Gesamtausfuhr — von dort in das feindliche Ausland und in die Vereinigten Staaten verschickt wird, so ergibt sich, daß, um Österreich zu begünstigen, das ein Zehntel der deutschen Ausfuhr aufnimmt, ein offener oder erklärter Zollkrieg mit Ländern notwendig wird, die die Hälfte der deutschen Ausfuhr aufnehmen. Und dafür gibt es nichts, rein gar nichts: keine Erleichterung der Ausfuhr nach Österreich-Ungarn, die den Namen verdient, keine Gewähr einer besseren Selbstversorgung, keine gemeinsame Handelspolitik gegenüber dritten Staaten.

Deutschland kann aus Gründen, die nicht erst weitläufig erklärt werden müssen, nicht den Krieg der Waffen mit dem Krieg der Zölle fortsetzen. Da die landwirtschaftlichen Produkte nach dem Kriege knapp, industrielle aber reichlicher sein werden, so hat es bei einem Zollkrieg gegen die ganze Welt schlechte Chancen.

Denkbar wäre es, daß sich den durch besondere Vergünstigungen verbundenen Mittelmächten andere Staaten, zum Beispiel Rumänien, zugesellen würden. Auch dann blieben die großen Bedenken, die einem drohenden Zollkrieg entspringen, in vollem Umfang aufrecht. Aber dieser Fall ist absolut nicht aktuell. Österreich-Ungarn hat durch seine Handelspolitik vor dem Kriege die Balkanstaaten abgestoßen, und es ist nicht zu erwarten, daß die in Österreich und besonders in Ungarn so mächtigen Agrarier in der Öffnung der Grenzen ein Kriegsziel sehen werden. Nicht vage Zukunftsmöglichkeit, sondern reale Gegenwartstatsachen müssen das Urteil leiten.

Auf der anderen Seite erscheint der Plan, einen Zollverein der Entente zu bilden, erst recht als große Utopie. Edmond Théry hat im »Matin« diesen Gedanken vorgetragen und zu diesem Zwecke vorgeschlagen:

einen Verteidigungstarif mit fast prohibitiven Sätzen gegen die deutsch-österreichische Gruppe;

einen Freundschaftstarif, der viel gemäßigter ist und denjenigen Neutralen gewährt werden soll, die den französischen Verteidigungstarif gegen deutsch-österreichische Produkte anwenden;

einen Bündnistarif, der noch weit gemäßigter ist und ausschließlich den Verbündeten reserviert bleibt, die mit den Waffen zum endgültigen Siege beigetragen haben.

Die »Vossische Zeitung« bezeichnet mit gutem Recht dieses Projekt als Hirngespinst, leitet aber seine Wiedergabe mit folgenden beachtenswerten Worten ein:

Théry geht davon aus, daß sich die deutsche Presse seit einigen Monaten mit der Frage beschäftigt, welche wirtschaftliche Politik Deutschland nach dem Krieg verfolgen soll. Es hat den Anschein, als ob Théry die Artikel im Auge hat, die die Frage eines engen wirtschaftlichen Zusammenschlusses Deutschlands und Österreich-Ungarns behandelt haben.

In der Tat, wenn etwas den Zollverein der Entente durchsetzen könnte, so wäre es eine wirtschaftliche Offensivpolitik der Mittelmächte. Aber sie ist nicht zu befürchten. Deutschland und Österreich grenzen aneinander, handeln als politische Einheit und sind erst vor wenigen Jahrzehnten aus einem gemeinsamen staatlichen Verband gelöst worden. Die Bewohner der Donaumonarchie nennen zum großen Teil Deutsch ihre Muttersprache. Die Wirt-

schaft ist verschieden, hat aber auch viele gemeinsame Berührungspunkte. Wenn trotzdem für sie ein Zollverein auch mit Zwischenzollinie schier unmöglich ist, wie sollte er für den Vierverband möglich sein, dessen Mächte durch weit schärfere Gegensätze getrennt und denen — im besten Falle — nichts gemeinsam ist als das Verlangen, den zollpolitischen Vorstoß der Mittelmächte abzuwehren!

Zum Überfluß hat ein russischer Hochschutzzöllner, der frühere Handelsminister Timiriazeff in einem Interview mit dem Vertreter des »Standard« Mr. Fraser gesagt: [10]

Vorzugstarife für unsere Verbündeten werden unmöglich sein, es hieße das den Krieg gegen Deutschland auf anderem Gebiet fortsetzen und würde zu vielen Reibungen führen.... Wenn es zum Friedensschluß kommt, muß es den Deutschen unmöglich gemacht werden, uns neue Handelskonventionen aufzuzwingen, die zehn Jahre laufen und mit einjähriger Kündigung aufgehoben werden können. Es ist uns nicht möglich, einen Kampftarif gegen Deutschland einzuführen, wir müssen aber auch gegen Angriffe geschützt sein, die nur den Deutschen zugute kommen, dagegen unsere eigenen Industrien schädigen.

V.

Welche Stellung nimmt die Partei ein?

Reichstagsfraktion und Parteiausschuß haben in ihren Leitsätzen zur Friedensfrage gefordert:

Offene Tür, das heißt gleiches Recht für wirtschaftliche Betätigung in allen kolonialen Gebieten;

Aufnahme der Meistbegünstigungsklausel in die Friedensverträge mit allen kriegführenden Mächten;

Förderung der wirtschaftlichen Annäherung durch möglichste Beseitigung von Zoll- und Verkehrsschranken....

Im Interesse der Sicherheit Deutschlands und seiner wirtschaftlichen Betätigungsfreiheit im Südosten weisen wir alle auf Schwächung und Zertrümmern Österreich-Ungarns und der Türkei gerichteten Kriegsziele des Vierverbandes zurück.

Der Abgeordnete Naumann hat in seiner »Hilfe« andeuten zu müssen geglaubt, daß sich Reichstagsfraktion und Parteiausschuß vielleicht geirrt haben und über das Wesen der Meistbegünstigung im unklaren waren. Anschließend an den Satz der Kundgebung, der sich für die Erhaltung Österreich-Ungarns und der Türkei ausspricht, schreibt er:

Dieser letzte Satz ist in seiner Formulierung sicherlich das Werk längerer Überlegungen. Er spricht von keinem deutsch-österreichischen oder türkischen Wirtschaftsbündnis, sondern scheint diesen Gedanken mit Absicht zu umgehen, wie denn auch die Forderung allgemeiner Meistbegünstigungsverträge fast schon als Ablehnung besonderer Vorzugszölle und Wirtschaftserleichterungen erscheint. Wir heben diese Sätze heraus, damit wir erfahren, ob sie von uns richtig verstanden worden sind. Bisher sind nämlich auch innerhalb der Sozialdemokratie Stimmen laut geworden, die dem Mitteleuropäischen Wirtschaftsverband viel günstiger waren.

Die Verwendung der eingeschränkten Meistbegünstigungsklausel zur Durchsetzung hochschutzzöllnerischer Wünsche ist von der Parteipresse, soweit wir sehen konnten, einmütig mit großer Entschiedenheit abgelehnt worden.

So sehr jede wirtschaftliche Annäherung zu bekämpfen ist, die ein Element des Unfriedens und des Zollkampfes in die Weltwirtschaft wirft und

[10] Die Post, 22. Juli 1915.

die auch Deutschland und die deutsche Arbeiterklasse im besonderen teuer bezahlen müssen, so *schädlich* wäre es, die günstige Stimmung und Konjunktur vorübergehen zu lassen, ohne nach Möglichkeit schon während des Krieges die beiden Reiche politisch und wirtschaftlich enger zu verbinden. Doch muß das Kriterium sein, *daß das Verhältnis Deutschlands zu den anderen Nationen nicht darunter leide.* Die Ausgleichung der rechtlichen und wirtschaftspolitischen Gesetzgebung ist nicht genug zu wünschen. Aber fast scheint es, daß das Wirtschaftsbündnis die Blicke hypnotisiert, so daß die günstige Stunde ungenützt verstreicht und sich keine Hand zur Durchführung des Möglichen regt. Schon vor fünfzehn Jahren hat Professor *Grunzel* ein Programm entworfen, das bescheiden, aber noch immer nicht verwirklicht ist:

1. Vollkommene Freiheit in der autonomen Tarifpolitik, jedoch Gleichförmigkeit im Zollschema und in der Zollbehandlung.
2. Ausbau des Konventionaltarifs zum Zwecke der möglichsten Erleichterung des gegenseitigen Warenverkehrs.
3. Kooperation beider Staaten bei Abschluß von Handelsverträgen mit anderen Ländern.
4. Einsetzung einer gemeinsamen Zollkommission zur Schlichtung von Streitigkeiten und Vorbereitung gemeinsamer wirtschaftlicher Maßnahmen.
5. Erweiterung der bestehenden Begünstigungen im Grenz- und Veredlungsverkehr, soweit dies ohne Schädigung der betreffenden Industrien möglich ist.
6. Weitergehende Vereinbarungen und Bindungen auf dem Gebiet des Eisenbahntarifwesens.
7. Einverständliche Handhabung der Veterinärpolizei.
8. Gemeinsames Vorgehen in wichtigen Angelegenheiten der wirtschaftlichen Gesetzgebung und Verwaltung (Kanalfrage, Postsparkassenverkehr usw.).

Durch nichts wird den Schutzzöllnern das Wasser so vollkommen von der Mühle abgeleitet, als durch die Aufnahme des Bestrebens seitens der Sozialdemokratie, den allgemeinen Verkehr mit Österreich-Ungarn zu fördern. In dieses Kapitel gehören insbesondere *eine Erweiterung der Freizügigkeit durch Verleihung des Anspruchs auf Erwerb der deutschen Staatsbürgerschaft an die österreichisch-ungarischen Staatsbürger.* Die Vereinigten Staaten nehmen alljährlich hunderttausende Fremde auf und assimilieren sie. Deutschland hat nicht weniger Anziehungskraft. Aber es verweigert sogar den aus dem verbündeten Österreich stammenden Einwanderern das Recht auf Einbürgerung. Ja es bestrafte bis zum Kriege sogar jeden Versuch eines Österreichers oder Ungarn, am Befreiungskampf seiner Klasse teilzunehmen, mit Ausweisung.

Hier eine größere Annäherung zu schaffen, ist der Prüfstein jedes ernsten Willens zu engerer Verbindung.

Berichtigung. In dem Artikel »Der deutsch-österreichische Zollverein«, I, S. 25, achte Zeile von unten muß es nicht heißen: aus zubauenden Zwischenzoll, sondern abzubauenden. Und S. 26, elfte Zeile von oben muß es nicht heißen: Linderung, sondern *Minderung.*

Feuilleton

Romantik und Zarismus.

Adam Mickiewicz' „Totenfeier".

Von Franz Diederich.

Polen ist zum Massengräberfeld des Weltkriegs geworden. Dies ist das Land, dem menschliches Märtyrertum in keiner Form erspart blieb. Die blutigen Schicksale der Menschheit pflügen hier mit grausiger Gewalt. Alle letzte Geschichte Polens ist ein rasender Totentanz, dessen Rhythmen und Bilder eine Musik von Folterinstrumenten bestimmt. Wenn im Anschluß an den Weltkrieg die politisch ungemein lehrreichen Geschichtsdaten von vor hundert Jahren zu den Lebenden reden werden, wird diese Musik sehr vernehmliche Töne spenden. Denn damals reichte ihr Tanzanger in breiter Ausdehnung weit nach dem europäischen Westen. Die Erhebung gegen die Napoleonische Fremdherrschaft, die in den deutschen Ländern bis heute herauf als eine wundersame Volkserneuerung gepriesen wird, erschöpfte ihre Macht an dem ersten Ziele, das ihr gestattet wurde, und war als moralisch nachwirkende Kraft politisch ohnmächtig, so daß die Bahn zu einer neuen Erniedrigung des Volkes schnell frei wurde. Das Signal dazu gab nicht erst die Ermordung des in russischen Sold gestellten Theatermannes Kotzebue durch den Jenenser Studenten Karl Ludwig Sand, aber dies Ereignis erleichterte den absolutistischen Gewalten Europas sehr den Weg, den ihnen Napoleons Genie so lange bedrohlich versperrt, und den sie nun in engem, mit christlichen Schlagworten sanktioniertem Bündnis erfolgreich beschritten hatten. Die Tat Sands wies mit blutiger Hand nach Rußland, und wenn die barbarischen Zwangsmaßregeln, die das Heil der alten Autoritäten wieder unerschütterlich machen sollten, ganz Europa durchklirrten, so brachten sie es bald in den Grenzen des Zarenreiches zu asiatischer Wildheit. Der Zar gab seinen westlichen Vettern das Beispiel, wie solche Staatsarbeit anzufassen sei. Vom rohen Bruch der Versprechungen konstitutioneller Rechte bis in alle Henkersschrecken hinauf sollte zunächst das neuerworbene Polen erfahren, wie dies Beispiel aussah.

Daß diesem staatlich zertrümmerten Lande die Nationalität, nicht bloß die eigene Sprache erhalten bleiben sollte, war vom Wiener Kongreß und alsbald auch durch zarischen Erlaß ausdrücklich zugesichert worden. Die Polen nahmen das ernst und verfuhren danach, aber sie brauchten nicht lange im unklaren zu bleiben, wie das Zarentum sich zu ihrem Hoffen stellte. Das Programm Alexanders hieß: Vernichtung Polens. Und er ließ buchstäblich Ausrottungspolitik treiben. Seine Schergen mußten Hand auf die Jugend legen. Auf die Kinder sogar. Man nahm sie einfach weg, lockte sie nicht an sich mit lieblichen Rattenfängerflöten, sondern raubte sie in Massen von der Straße, entriß sie den jammernden Müttern und verschleppte sie nach dem inneren Rußland, um Soldaten daraus zu machen, ein Verfahren, das zum Beispiel auch bei den Türken beliebt war, die auf diesem Wege die gefürchtete Janitscharentruppe der Sultane schufen. Dann kam die Jugend der Schulen an die Reihe. Es half den Studenten nichts, daß sie ihre Heimatvereine auflösten, als die Zukunft anfing, düster zu werden. In Menge wur-

den sie verhaftet und kriegsgerichtlich in jeder gelegenen Form vergewaltigt. Schulen wurden aufgehoben, und der Befehl erging, die Schüler als bürgerlich tot zu betrachten, sie zu keinem öffentlichen Dienst, zu keinem Amt zuzulassen und ihnen jede Art der Beendigung der Studien zu verwehren. »Man begnügte sich nicht, die Schulen zu schließen: gegen fünfzig Studenten wurden zur Verschickung in die sibirischen Bergwerke, zur Zwangsarbeit, zum Dienst in den asiatischen Garnisonen verurteilt: unter ihnen befanden sich Minderjährige — Angehörige vornehmer litauischer Familien. Über zwanzig — teils Lehrer, teils Universitätshörer — wurden, als polnisch-nationaler Gesinnung verdächtig, zu ewiger Verbannung ins Innere Rußlands geschickt.« Um die Verfolgung in Wilna handelt es sich hier, und dieser Bericht steht in dem Vorwort zu einer Dichtung, die in die Weltliteratur hineinreicht. Der sie schrieb, war einer der Verfolgten und gewaltsam aus Polen Weggeführten: der Litauer Adam Mickiewicz, der zehn Jahre nach jener furchtbaren Haß von sich sagen konnte: »Unter so vielen Verbannten ist es bisher nur einem geglückt, aus Rußland herauszugelangen.« Wer er war? Er wurde einer der Schöpfer der neuen polnischen Nationalliteratur, und zu seinen großen Taten gehört die Dichtung, die mit der Barbarei des Zarismus schonungslos abrechnete. Diese Abrechnung ließ die dramatischen Szenen der »Totenfeier« Mickiewicz' zum gellenden Aufschrei eines von Hetzhunden gequälten Volkes werden.

Die entfesselnden Triebkräfte des achtzehnten Jahrhunderts führten die Leidenschaft der Jugend auf die Bühne geschichtlichen Wirkens. Was diese Jugend war, steht nicht erst auf den Kampfblättern der großen Revolution verzeichnet. Niemals zuvor hat das Dichten der Jugend solche Bedeutung erreicht wie seit den Tagen, als der bürgerliche Befreiungskampf seine Wünsche im Evangelium der Freiheit idealisierte. Bisher hatte jugendliches Gären nur als törichte Unruhe gegolten, die es in die hergebrachte Form zu drücken und zu strecken galt, jetzt aber fand es als kämpfende Kraft seinen Platz in der ernsten Öffentlichkeit. Die Nötigung der Revolution, ihre Sache mit bewaffneter Faust zu führen, zu verteidigen, machte die Rolle der Jugend volkswichtig. Aber sie setzte sich nicht nur kriegerisch bedeutsam ein. Von der Zeit Rousseaus herauf, vom jungen Goethe und jungen Schiller ziehen sich über das Jahrzehnt des Blutzeugen der deutschen Befreiungskriege Theodor Körner, des burschenschaftlichen Unbedingten Follen, des herrlichen sozialen Stürmers Shelley bis zu dem wildlodernden Georg Büchner zwei Menschenalter dichtender Jugend, deren politische Regsamkeit aus gärender Unruhe hervor Stärkstes vollbracht hat, das unvergessen und immer noch wirksam aufhallt. Ihre Epoche wurde zum Anfang einer geschichtlichen Erscheinung, die nicht wieder verging. Heute macht der natürliche Drang der Jugend, sich erobernd vorzuwagen, sich geradezu als Massenerscheinung öffentlich geltend. Früh wird die Jugend in den wirtschaftlichen Kampf gezwungen, früh muß sie lernen, sich zu behaupten. Das aufgepeitschte Jagen kapitalistischen Besitzringens vollzieht sich in schier unbegrenzter Steigerung und reißt das Tempo aller Lebensbewegung innerhalb der Gesellschaft mit. Daran hat auch die Jugend Anteil: es verrät sich im Ungestüm ihres Mithandelnwollens, in ihrem begeisterten Mitgehen, ihrem trotzigen Widerstreben. Das Schauspiel ist rein menschlich genommen immer berückend; aber es darf nicht darüber täuschen, daß das leidenschaftliche, in

manchem zurückliegenden geschichtlichen Augenblick plötzliche Ausbrechen der jungen feurigen Lohe nicht ein jähes Aufsteigen aus jugendlicher Unfertigkeit zur Reife bedeutet. Nur der Vorrat an Kraft wird sichtbar, der die Reife vermitteln kann. Je größer dieser Vorrat und je ferner noch diese Reife, um so leichter und krasser richten Selbsttäuschungen Unheil an. Hier entspringt viel persönliche Tragik. Die häuft sich noch auf die Tragik, die in den freiheitlichen Kampfgängen der neuesten Geschichtsperiode immer auch schwer auf die wagende Jugend fiel. Eine Zeit höchster tragischer Konstellation wirrte sich in den schlimmen Jahren nach dem Napoleonischen Ausgang der großen Revolution. Ideales Zielverlangen, dem der kühn zweifelnde und so um festen Grund ringende Gedanke schon als Tat erschien, prallte zusammen mit der Unfertigkeit der neuen gesellschaftlichen Kultur, die sich der letzten Generation so nahe angekündigt hatte und die nun wieder ins Ferne gerückt war.

Dieser Zeit gehört auch Mickiewicz' »Totenfeier« an. Sie begann als Dichtung eines jungen Menschen, der noch voll gärender Unfertigkeit war. Weil aber die Zeit nicht anders war, forderte der Durchbruch zur Klärung, nun doppelt erschwert, verdoppelte Kraft. Aus dem romantisch-labyrinthischen Suchen seiner Zeit kam dieser Dichter nicht heraus, aber eins rang er ihr ab: eine mächtig emporgetriebene Gewalt des Gefühls, das da glaubte, Vergeltung des Bösen sei der große Inhalt der Weltgeschichte. Diese wachsende Kraft führte Mickiewicz' »Totenfeier« dichterisch empor. Die höchste dramatische Kraft gewinnt sie erst aus dem Ereignis, das mit brutaler Furchtbarkeit in des Dichters jugendliches Werden eingriff, das ihn, als sein Kampf um das Ziel ging: Mensch zu sein, unter Nackengriff und Peitsche roher Unmenschlichkeit schleuderte. So war der Inhalt seiner Dichtung ureigentlichste Angelegenheit der Jugend seiner Zeit; nur sie selbst konnte sagen, was zu sagen war. Der Gluthauch ihrer leidenschaftlichen Inbrunst gehörte dazu, um das ungeheuerliche Ereignis, das eine junge Generation auslöschen sollte, für immer zu brandmarken.

Mickiewicz' Jugend fiel in die Zeit der Heiligen Allianz. Das war ein Schicksal. Geboren 1798, lebte der junge Litauer um 1820 als Lehrer in Wilna, und 1823 geriet er in die Hand der Polenvernichter. Die ersten Teile der »Totenfeier« sind vor diesem Schlage geschrieben; ihr Geist läßt also einen Einblick in den seelischen Zustand zu, in dem ihn die Vergewaltigung traf. Im Hauptthema sind sie eine dichterische Auseinandersetzung mit einem Romanwerk »Valerie«, das seit den ersten Jahren des Jahrhunderts, von einer französierenden russischen Lebedame, der Frau des Diplomaten Krüdener verfaßt, in der europäischen Lesewelt umlief und in seiner Art ein Symptom war für den zunehmenden Widerstand gegen den revolutionären Rationalismus. Die Gründung der Heiligen Allianz, die sich an den Wiener Kongreß anschloß, gab diesem Buch eine verstärkte Tonkraft, denn die bürgerliche Gefühlsströmung, die das Buch trug, gab zugleich der Heiligen Allianz den Wurzelboden. Ihre Idee war durchaus nicht bloß eine pfiffige staatsmännische Erfindung. Sie ging aus einer vorhandenen Stimmung hervor und nutzte sie systematisch aus. Was das Kriegsschwert gegen Napoleon vollbracht hatte, das sollte die Allianz nun gegen die gedankliche Macht des Rationalismus vollenden. Daß diesem in Frankreich trotz starker geistiger Hilfen nicht durchgreifend beizukommen war, zeigte sich bald. Viel günstiger

erwies sich dem Geschäft das mittlere und östliche Europa, wo kulturelle Rückständigkeit, das Verharren in alten wirtschaftlichen Formen das Denken fester in alten Banden hielt. Sentimentale Schwärmerei, dem Pietismus geneigt, war im bürgerlichen Durchschnitt Deutschlands immer noch eine Macht, und die schwere Prüfung während der Napoleonischen Ära hatte dem Frommsein keineswegs Abbruch getan, es galt nun geradezu als nationale Tugend. Die Romantik, die einst den Beginn der Revolution geiststürmend stark miterlebt hatte, vergröberte sich in rückwärts gewandter nationaler Träumerei, sah die mittelalterliche christliche Kaiserherrlichkeit märchenhaft verklärt, wußte nichts mehr von der Neigung für Revolution und nährte jene bürgerliche Frommstimmung. Auf dieses Geleise war immer begeisterter auch die Verfasserin des eben genannten Romans geraten, der es zu einer Art Welterfolg brachte, dessen männliche Hauptfigur so etwa ein ganz und gar zum sentimental-platonisch liebenden Phrasenschmächtling hinaufgehimmelter Werther war und dessen Heldin neben tiefer Religiosität die Eigenschaft besaß, daß sie sich äußerst wenig um Politik bekümmerte. Frau v. Krüdener verstand sich darauf, sich in den Vordergrund der Zeit zu bringen; in höfischen Kreisen war man entzückt von ihr, die preußische Königin Luise hatte ihr angehangen, und eben jetzt — zur Zeit des Wiener Kongresses — gab sie politische Urteile von sich, die so sibyllinisch-verschwommen waren, daß sie sich wunderschön eigneten, als »Prophezeiungen« in Umlauf gebracht zu werden, was denn auch geschah. So paßte sie auch dem Zaren Alexander in den Kram seiner europäischen Politik. Selber ins Pietistisch-Mystische geraten — das lag den slawischen Sinnen —, fiel es ihm leicht, die Art der Krüdener so zu verwenden, wie dritthalb Menschenalter später der zweite Nikolaus den Weltfriedensruf der Suttner politisch auszunutzen suchte. Er behandelte die schon mirakelsüchtig gewordene Frau wie eine Heilige; die Welt erfuhr, daß er sich mit ihr zum Beten einschloß, und an wichtigen Tagen ließ er sie als große Person vor die Paradefront seiner Truppen treten. Sie mußte das Traktat der Heiligen Allianz redigieren, und sie hat denn auch dem Kinde den Namen gegeben. Goethe hatte derlei bedenkliche Pietistereien schon in seiner Jugendzeit durcherlebt und mit der Narrenpeitsche geliebkost; jetzt — in einer »Invektive« von 1818 — zog er noch einmal gegen das Schauspiel und seine Träger zu Felde. Mancherlei Politisches, das Goethe nach 1815 schrieb und sprach, läßt schließen, daß nicht bloß eine augenblickliche Aufwallung diese gepfefferten Verse aufs Papier fegte:

Junge Huren, alte Nonnen
Hatten sonst schon viel gewonnen,
Wenn, von Pfaffen wohlberaten,
Sie im Kloster Wunder taten.
Jetzt geht's über Land und Leute
Durch Europens edle Weite!
Hofgemäße Löwen schranzen,
Affen, Hund und Bären tanzen —
Neue leid'ge Zauberflöten —
Hurenpack, zuletzt Propheten!

Aber was diese Verse treffen sollten, war doch erst der Anfang des Treibens, das, vom Zaren angeführt, die vorrevolutionäre Autoritätsmacht mit Hilfe des Christentums wieder rein herauswirtschaften sollte. »Alexander ist Gottes Auserwählter,« verkündete die Krüdener, »er wandelt die Wege der Entsagung.« Er selber hatte sich nur »Christi Jünger« genannt. Und ein Jahr nach Goethes Hohnversen schuf sich die Heilige Allianz in den Karlsbader Beschlüssen das Organ, mit dem sich die politisch unbequemen Ele-

mente ohne Umstände aus dem Wege räumen ließen. Damit tat die Polizei einen entscheidenden Schritt vorwärts auf dem Wege, in Gehaben und Entwicklung der sogenannten öffentlichen Meinung fortan einflußreich die Hände im Spiel zu haben. Die Beschlüsse waren eine natürliche Ergänzung zur Willigkeit der romantisch gerichteten bürgerlichen Intelligenz, sich dem Absolutismus zu Vorspanndiensten hinzugeben. Sie ging aus prinzipiellem Drang ins Garn, und das System Metternich blieb immer eifrig bemüht, die federtüchtigen bürgerlichen Elemente zu Soldschreibern zu gewinnen. Daß der Papst bei der Heiligen Allianz mit von der Partie war, lag in der Linie der romantischen Auffassung von mittelalterlicher Staatsmächtigkeit, die man als Ergebnis weiser und energischer Beherrschung durch eine große Idee, eben die christliche, pries. Das Katholischwerden, das sich in den romantischen Kreisen einbürgerte, hatte also eine ausgesprochen politische Bedeutung. Napoleon hatte gehofft, sein Einzug in Moskau werde den Papst endgültig botmäßig an seine Seite zwingen, als besondere Bestätigung und als religiös-ideell sicherndes Bindemittel seiner von Paris aus gelenkten europäischen Herrschaft. Aber jetzt wurde von Moskau aus über Europa bestimmt; eine der Kreaturen des Zarismus, der Polenhenker Nowosilkow, pflegte zu sagen: »Es wird nicht eher Friede herrschen, als bis wir in Europa eine derartige Ordnung der Dinge eingeführt haben, daß unser Feldjäger dieselben Befehle in Wilna, in Paris und in Konstantinopel mit derselben Leichtigkeit ausführen kann.« Und diese Wandlung der Geschichte hatte auch die päpstliche Gewalt wieder zu einem erheblichen Faktor der europäischen Politik werden lassen. Was die romantischen Elemente in der Ära der Heiligen Allianz bedeuteten, hat Heinrich Heine nach der Julirevolution mit geißelndem Haß gezeichnet. Deplorable Gesellen nannte er sie. »Es sind die Feinde meines Vaterlandes, ein kriechendes Gesindel, heuchlerisch, verlogen und von unüberwindlicher Feigheit. Das zischelt in Berlin, das zischelt in München, und während du auf dem Boulevard Montmartre wandelst, fühlst du plötzlich den Stich in der Ferse. Aber wir zertreten ihr das Haupt, der alten Schlange. Es ist die Partei der Lüge, es sind die Schergen des Despotismus, die Restauratoren der Misere, aller Greuel und Narretei der Vergangenheit.« Heine rechnete auch mit einem der deutschen Romantiker ab, der so recht als ein Seelenbruder der Frau v. Krüdener gelten kann. Was ihrem Roman »Valerie« den großen Beifall verschaffte, das half auch diesem Dichter, dessen Stücke das Parkett entzückten: »Die Helden seiner meisten Dramen sind mönchisch entsagende Liebende, aszetische Wollüstlinge, die in der Abstinenz eine erhöhte Wonne entdeckt haben, die durch die Marter des Fleisches ihre Genußsucht spiritualisieren, die in den Tiefen der religiösen Mystik die schauerlichsten Seligkeiten suchen, heilige Roués.«

Voll schwerster geistiger Tragik ist die Vorzeit von 1830. Ihre Feindschaft gegen jede freie Entwicklung zu Neuem mußte besonders der Jugend verhängnisvoll werden. Sie wurde mit Ketten im Unfertigen festgehalten. Dort mochte ihre Leidenschaft im Banne von Illusionen hintreiben, auf Klippen laufen und sich im brandenden Meer der Gefühle in aussichtslosem Kampf erschöpfen. Von diesem Schicksal zeugt auch Mickiewicz' »Totenfeier«. Was unter der knebelnden Reaktionsfaust der zwanziger Jahre nicht auf den wichtigsten Teil des Stolzes der eigenen Persönlichkeit verzichten mochte, wand sich in ohnmächtiger Gegenwehr eines verdüsterten Fühlens

und Denkens. Ein Gigantentum des Pessimismus wurde der beste Ertrag der Zeit. Aus Überlegenheit und Gefesseltsein ergab sich die Zerrmiene romantischer Ironie. Im Dichten und Leben Byrons spiegelte sich das beschiedene Schicksal am gewaltigsten. Das große Ziel, das die deutsche Romantik einst aufgestellt und dann kleinwerdend verlassen hatte, wurde von dem englischen Dichter weitergetragen, und das Ziel war, mit Ricarda Huchs Worten: alles, was der Sinn aufnehmen, der Geist erkennen, das Gemüt ahnen kann, soll die allumfassende Dichtung in sich aufnehmen. Also sie sollte Fühlen und Denken in eins geben. Das Fühlen wollten die herrschenden Mächte ihr allenfalls freigeben, aber das Denken nicht, und da Byron der Vergewaltigung in genialen Werken trotzte, wurde er der Dichter der Zeit. Überall in Europa kommt hinter dem Hallelujawagen der Heiligen Allianz der Byronismus zutage, denn der Wagen rollte auf furchtbar niederdrückenden Walzen, gegen die ein erfolgreiches Anstemmen vorderhand unmöglich war. »Byrons Muse«, hat Dostojewski, der in vielem Mickiewicz verwandt war, auf Puschkin zurückschauend gesagt, »war damals eine neue, noch völlig unbekannte Muse der Vergeltung und Trauer, der Verwünschung und Verzweiflung. Und dieser Geist, der aus Byron sprach, sprach plötzlich aus der ganzen Menschheit: aus allen Ländern hörte man einen Widerhall seiner Stimme. Der Byronismus — der war nun gleichsam die erste Tür, die sich öffnete; oder wenigstens war in der allgemeinen traurigen Stimmung, die zum größten Teil ganz unbewußt sein mochte, gerade Byrons Stimme jener mächtige Schrei, in dem sich alles Gestöhne der Menschheit sammelte.« Denn »man rang mit dem Ersticken, rang innerhalb eines entsetzlich verkleinerten Horizonts und unter einem drückend tief herabgesenkten Himmel; die alten Götterbilder lagen in Trümmern, die neuen aber blieben aus«. Das große Zeichen, daß der Wille zum Widerstand wuchs und Weg und Ziel ersann, die aus der allergrößten Bedrängnis befreien sollten, war erst die Bewegung, die an Saint-Simons Lehren anknüpfte und schon vor der Julirevolution tatenmutig um sich griff. Sie setzte ein neues, sozial gerichtetes Christentum gegen die Heilige Allianz der absolutistischen alten Mächte, die das Christentum nur als Mittel der Stärkung ihrer Autorität anriefen und die sofort den Polizeiknüttel aus dem Sack gerufen hatten — sogar gegen Frau v. Krüdener —, als ihre Apostel anfingen, demonstrativ praktisches Christentum zugunsten der Armen zu betreiben. Der Saint-Simonismus wurde zum Herzschlag einer neuen jungen Generation — der Generation von 1830 —, und wenn er das vor allem in seinem Ursprungsland Frankreich war, so bewies die schnelle europäische Verbreitung seiner von der Schicht der Intellektuellen getragenen Lehre, wie sehr überall die Sehnsucht zehrte und trieb, aus dem Fegefeuer pessimistischer Bedrängnis aufzusteigen. Auch Mickiewicz, der nach seinen russischen Schicksalen in Frankreich landete — russische Freunde halfen ihm aus dem Zarenreich fort, weil sie wegen seiner Dichtung »Konrad Wallenrod« Schlimmes für ihn fürchteten —, auch er fand die Kreise des Saint-Simonismus: eine Zeitlang verband ihn literarische Arbeit mit George Sand und Pierre Leroux. In der »Totenfeier« aber, die früher entstand, ringt seine Leidenschaft unter dem Einfluß Byrons. (Schluß folgt.)

Anzeigen.

(Besprechungen hier angezeigter Schriften behält sich die Redaktion vor.)

Dr. Adolf Braun, **Internationale Verbindung der Gewerkschaften.** Verbesserter Sonderabdruck aus dem Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. 39. Band, 3. Heft. Tübingen 1915, J. C. B. Mohr. 51 Seiten.

Nach dem Kriege werden die internationalen Wirtschaftsbeziehungen auch zwischen den jetzt feindlichen Staaten wieder mit voller Kraft einsetzen. Der Warenexport wird aber in der ersten Zeit überall erschwert sein. An seine Stelle wird daher besonders auch in Deutschland teilweise der Menschenexport treten. Die starken Wanderbewegungen der Arbeiter werden die gewerkschaftlichen Organisationen der verschiedenen Länder zwingen, ihre Beziehungen zu gemeinsamer praktischer Wirksamkeit aufs neue und um so inniger zu knüpfen. Dies wird um so nötiger sein, als die erbitterte internationale Konkurrenz in jedem Lande zur Einführung arbeitsparender Methoden und zum Herabdrücken der Löhne führen wird, zugleich aber auch die internationalen Verbindungen der Unternehmer wieder aufblühen werden.

Der Verfasser erörtert die verschiedenen Arten der internationalen Vereinbarungen der Gewerkschaften: die Reiseunterstützung, die Arbeitsvermittlung, das Verhalten gegenüber Lohnkämpfen im Ausland, die internationale Agitation, die gegenseitige Ausgleichung der gewerkschaftlichen Organisations- und Verwaltungsformen und -methoden sowie die internationalen Sekretariate und Gewerkschaftszentralen, endlich die internationale gewerkschaftliche Freizügigkeit.

Trotz der oft unterschätzten Schwierigkeiten der internationalen Verständigung und des Zusammenschlusses der Gewerkschaften erwartet der Verfasser, daß nach dem Kriege, der trotz aller Verhetzung nicht imstande war, das internationale Solidaritätsgefühl ganz zu ersticken, die alte gewerkschaftliche Internationale um so kräftiger wiedererstehen wird.

Internationale Verbindungen der Gewerkschaften. Nach einem Vortrag des Verbandsvorsitzenden Alexander Schlicke vor der Mitgliederversammlung des Deutschen Metallarbeiterverbandes, Verwaltungsstelle Hamburg, am 21. März 1915. Hamburg 1915, Verlag von W. Koch. 31 Seiten.

Nach kurzem Hinweis auf die Stellung des Kommunistischen Manifests zur Gewerkschaftsbewegung geht der Verfasser ausführlicher auf die Haltung der Internationalen Arbeiterassoziation in den Gewerkschaftsfragen, insbesondere in der Frage des internationalen Zusammenschlusses der Gewerkschaften ein. Es wird sodann gezeigt, wie die internationalen Gewerkschaftsverbände und -sekretariate tatsächlich in ganz anderer Weise zustande kamen, als wie die alte Internationale geglaubt hatte, sie ins Leben rufen zu können. An der Geschichte der Metallarbeiterinternationale werden die großen Schwierigkeiten und Hemmnisse einer solchen Verbindung nachgewiesen.

Über die Zukunft der Gewerkschaftsinternationale sagt Schlicke: »Der Krieg wird der Gewerkschaftsinternationale kaum etwas anhaben können, wenn er auch momentan die Gemüter der Völker gegeneinander aufregt und die Gegenwart der Schürung des Völkerhasses besonders günstig ist, er wird das Tempo der internationalen Verständigung höchstens verlangsamen.«

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 4 Ausgegeben am 22. Oktober 1915 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Imperialistische Tendenzen in der Sozialdemokratie.

Von K. Kautsky.

Eine der größten Schwierigkeiten eines gedeihlichen internationalen Zusammenwirkens der verschiedenen sozialistischen Parteien liegt in der mangelhaften Kenntnis, die jede von den anderen hat. Es genügt nicht, um die Parteien des Auslandes zu kennen, daß man ihre Äußerungen verfolgt. Für das Verständnis einer Partei wird nicht minder wichtig wie das Zusammentragen aller ihrer Äußerungen ihr Abwägen, die Sonderung derjenigen, die allgemeinen Widerhall finden und dauernde Tendenzen verkörpern, von solchen, die nur in einem kleinen Kreise Zustimmung finden oder nur einer rasch vorübergehenden Stimmung entsprechen.

Die Äußerungen zusammentragen kann jeder, dazu gehört nicht viel Grütze. Sie abzuwägen und in ihrer historischen Bedeutung zu verstehen, gehört dagegen zu den schwierigsten Aufgaben. Dabei bewährt sich der große Politiker. Dazu gehört aber nicht bloß politisches Genie, sondern auch ausreichende Fühlung mit den Volksmassen, Verständnis für ihre Bedürfnisse und Fähigkeiten und Kenntnis ihrer geschichtlichen Entwicklung.

Das gilt schon für das Verständnis der Parteiäußerungen im eigenen Lande. Wieviel größer sind erst die Schwierigkeiten für das Ausland! Selbst wer einige Zeit dort gelebt hat, die führenden Personen kennt und die Entwicklung dort genau verfolgt, wird sich vor Mißgriffen nicht immer schützen können.

Ein Krieg erhöht diese Schwierigkeiten enorm, und schon gar ein Krieg von den Dimensionen des jetzigen! Die ganze Kraft und Blüte der Parteien liegt im Schützengraben, ist von jeder politischen Tätigkeit ausgeschaltet. Was von Äußerungen der Zurückbleibenden an die Öffentlichkeit dringt, ist aus den verschiedensten Gründen nur einseitig oder mehrdeutig gefaßt. Dabei ist es aber gerade jetzt besonders schwierig, zwischen den Zeilen immer richtig zu lesen, wo der Weltkrieg so viel Neues, Unerhörtes nicht bloß in den tatsächlichen Verhältnissen, sondern auch in den Auffassungen gebracht hat, daß die alten Maßstäbe höchst unzuverlässig geworden sind.

Dabei peitscht der Krieg alle Leidenschaften auf. Was sonst die Form von Bedenken oder Einwendungen angenommen hätte, verdichtet sich jetzt leicht zur bittersten Anklage oder gar Brandmarkung. Und gleichzeitig steigt die Empfindlichkeit gegenüber dem Ausland aufs höchste.

Da können einzelne mißverstandene oder in ihrer Bedeutung übertriebene Äußerungen den Riß in der Internationale noch mehr vertiefen, als den wirklichen Differenzen entspricht. Wem die Wiederherstellung der Internationale — der gesamten Internationale, nicht bloß einzelner Gruppen — am Herzen liegt, wird sich gerade jetzt in der Kritik und auch in der Berichterstattung über ausländische Bruderparteien noch größerer Vorsicht und Ge-

wissenhaftigkeit befleißen müssen als in Friedenszeiten. Und doppelt notwendig wird es unter solchen Umständen, allen falschen Darstellungen entgegenzutreten und sie zu berichtigen, wo immer man sie findet.

Es ist diesmal eine französische Arbeiterzeitung, die Pariser »Bataille Syndicaliste«, die uns zu einer Berichtigung veranlaßt, denn sie veröffentlicht eine Darstellung der deutschen Sozialdemokratie, die geeignet wäre, den bereits vorhandenen Zwiespalt zwischen unserer Partei und den französischen Genossen zu erweitern.

In ihrer Nummer vom 21. September finden wir eine Studie Charles Alberts über die imperialistischen Tendenzen, die in der deutschen Sozialdemokratie schon vor dem Kriege vorhanden waren. Er stützt sich dabei auf Artikel, später als Broschüre erschienen, die Professor Andler im Jahre 1912 veröffentlichte. Er behauptete dort, unsere Partei sei von Kolonial- und Flottenpolitik durchdrungen. Damals machte diese Anklage auf die französischen Genossen keinen Eindruck. Wir veröffentlichten über Andlers Behauptungen einen Artikel von S. Grumbach (»Der imperialistische Sozialismus, eine Entdeckung des Herrn Professors Charles Andler«, XXXI, 1, S. 736). Grumbach verhöhnte sie dort mit folgenden Worten:

Mit der deutschen Sozialdemokratie ist es aus. Bebel wird Reichskanzler, Scheidemann Minister des Auswärtigen; Gerhard Hildebrand kann wieder in Gnaden aufgenommen werden, um die Kolonien zu verwalten; Noske wandert ins Kriegsministerium, Leuthner muß seine österreichische Nationalität aufgeben, um die Leitung der »Norddeutschen Allgemeinen Zeitung« zu übernehmen, Militärkredite, Kolonialkredite, Marinekredite werden von der sozialistischen Fraktion ohne Bedenken, freudigen Herzens bewilligt werden: Kautsky hat die Notwendigkeit theoretisch zu begründen. Und wenn der Weltkrieg endlich ausbricht, wird der große Generalstab durch den Parteivorstand der deutschen Sozialdemokratie ersetzt werden.

Damals wurde Andler verlacht. Heute betrachtet ihn Charles Albert als Propheten. Er habe genau vorausgesagt, was kommen werde.

Leider sind wir heute nicht mehr in der Lage, Andler einfach mit einem Hohngelächter abzutun. Aber damit möchten wir keineswegs alle seine Behauptungen anerkennen.

Eines wollen wir ihm zugeben. Die Widerstandskraft eines nicht unerheblichen Teiles unserer Genossen gegen die imperialistischen Gedankengänge hat sich weit schwächer erwiesen, als wir erwartet. Selbst Genossen, von denen wir annahmen, sie stünden unerschütterlich fest auf eigenen Füßen, sind umgefallen, weil der Kapitalismus nicht schon beim ersten Trompetenstoß umfallen wollte.

Insofern darf Andler triumphieren, wie von der anderen Seite die Hildebrand, Schippel und Leuthner triumphieren dürfen. Aber Andler geht weiter. Er will zeigen, daß die deutsche Sozialdemokratie von ihrem Anbeginn an imperialistische Züge zeigte und schon vor dem Kriege auch die Marxisten ihm verfallen waren, so daß keine Aussicht ist, unsere Partei werde der imperialistischen Krankheit wieder Herr werden. Die Belege, die er zum Beweis dafür vorführt, mögen auf manchen ausländischen Genossen Eindruck machen, sie müßten das Vertrauen unserer Bruderparteien zu uns tief erschüttern, wenn sie unwidersprochen blieben.

Andler sieht imperialistische Tendenzen schon im Beginn der deutschen Sozialdemokratie. Albert bemerkt, ihm folgend:

Schon 1863 hofften Rodbertus und Lassalle die Zeit zu erleben, wo die türkische Erbschaft an Deutschland gefallen sein wird und deutsche Soldaten oder Arbeiterregimenter am Bosporus stehen.

Es ist richtig, daß Rodbertus 1863 diese Worte schrieb und Lassalle ihnen zustimmte. Sie haben eine verhängnisvolle Ähnlichkeit mit einem modernen alldeutschen Programm. Aber man darf nicht vergessen, daß sie vor einem halben Jahrhundert geäußert wurden, zu einer Zeit, als noch ein großer Teil Österreichs zum deutschen Bunde gehörte und der größte Teil seiner Slawen ebenso wie jener der Türkei noch keine starke nationale Selbständigkeit bezeugten. Lassalle ebenso wie Marx und Engels unterschätzten sehr die Fähigkeiten der Slawen (mit Ausnahme der Polen), sich zu nationaler und revolutionärer Betätigung zu entwickeln. Nicht vom deutschnationalen, sondern vom revolutionären Standpunkt erschien es da manchem deutschen Demokraten erwünscht, daß im Gegensatz zu Rußland die deutsche Revolution der Erbe der damals schon kranken Türkei werde. In diesem Sinne faßte auch Lassalle die orientalische Frage auf. Er schrieb an Rodbertus im Anschluß an die oben zitierten Worte (am 8. Mai 1863):

Die ganze Verschiebung der seit 1839 so oft in Angriff genommenen orientalischen Frage hat für mich immer nur den vernünftigen Sinn und Zusammenhang gehabt, daß die Frage so lange hinausgeschoben werden muß, bis der naturgemäße Anwärter, die deutsche Revolution, sie löst.

Aber auch in diesem revolutionären Sinne stand Lassalle unter seinen Freunden ziemlich allein, was er in dem gleichen Briefe selbst bezeugt:

Wie oft habe ich nicht gerade diese Ansicht meinen besten Freunden gegenüber vergeblich vertreten und mich dafür von ihnen einen Träumer nennen lassen.

In der Parteiagitation hat »gerade diese Ansicht« Lassalles nicht die mindeste Rolle gespielt. Andler weiß auch ausgenommen den einen Passus aus einem vertrauten Briefe aus den ganzen ersten sechzehn Jahren unserer Bewegung nicht einen Satz anzuführen, den er in imperialistischem Sinne deuten könnte. Die nächste Gelegenheit dazu glaubt er in einem Buche gerade Bebels, und zwar schon 1879 zu finden! Albert schreibt darüber, nach Andlers Angaben:

Das berühmte Buch Bebels über die Frau entwickelte Kolonialprojekte. Er erwartete, daß Deutsche in Hunderttausenden sich in Portugal, in den Donauländern, der Türkei, in Brasilien niederlassen würden.

Was hat nun Bebel in Wirklichkeit gesagt? An der Stelle, die Andler zitiert, polemisiert Bebel gegen die Übervölkerungsfurcht. Er zeigt, daß in vielen Ländern nicht zu viel, sondern zu wenig Menschen lebten, daß eine stärkere Bevölkerung sie erst instand setzen würde, ihre natürlichen Reichtümer voll zu erschließen. Er zeigt dies zuerst für Rußland und fährt dann fort:

Was hier vom Norden gesagt ist, gewinnt eine noch ungleich größere Bedeutung für den Süden Europas: Portugal, Spanien, Italien, Griechenland, die Donauländer, Ungarn, die Türkei usw. Ein Klima von der größten Vortrefflichkeit, ein Boden, so üppig und fruchtbar, wie er in den besten Gegenden der Vereinigten Staaten nicht vorhanden ist, gibt einst ungezählten Bevölkerungsscharen die reichlichste Nahrung. Die faulen politischen und sozialen Zustände jener Länder veranlassen, daß Hunderttausende unserer Landsleute lieber über den Ozean ziehen, als sich in jenen viel näher und bequemer gelegenen Ländern niederzulassen. Sobald dort vernünftige soziale und internationale Beziehungen vorhanden sind, werden

viele Millionen Menschen nötig sein, um jene weiten und fruchtbaren Länder auf eine neue Kulturstufe zu bringen. (1. Auflage, S. 206, 50. Auflage, S. 498.)

Man sieht, es fällt Bebel nicht ein, von einer Besitznahme jener Gebiete durch den deutschen Staat zu sprechen — und das Streben nach solcher Besitznahme macht doch das Wesen des Imperialismus aus. Er spricht nur von der Auswanderung dorthin, was etwas ganz anderes ist. So sind weder die Vereinigten Staaten noch Brasilien oder Argentinien durch die deutsche Einwanderung zu deutschen Kolonien geworden. Und er spricht nicht von der heutigen Auswanderung, sondern von jener, die er erwartet, wenn allenthalben »vernünftige soziale und internationale Beziehungen vorhanden sind«, also in einer sozialistischen Gesellschaft. In einer solchen werden die Staatsgrenzen ihre Bedeutung verlieren und unbeschränkte Freizügigkeit der Menschen herrschen.

Es heißt Bebels Auffassungen völlig verständnislos gegenüberstehen, wenn man dies hohe Lied des Sozialismus als Schriftmacher des Imperialismus deutet.

Bebel hat die Kolonialpolitik stets aufs schärfste bekämpft. Die Resolution des Mainzer Parteitags über jene Politik wurde von Singer eingebracht und vertreten, weil Bebel, der darüber referieren sollte, sich zu unwohl fühlte. Aber die Resolution hatte er verfaßt. Sie bedeutet nicht nur eine Ablehnung, sondern geradezu eine flammende Brandmarkung der Kolonialpolitik, die sie eine Eroberungs- und Raubpolitik nennt.

Von gleichem Kaliber, aber weniger wichtig wie die Anklagen gegen die Toten sind Andlers Anklagen gegen die Lebenden. Ihm folgend schreibt die »Bataille Syndicaliste«:

Der Österreicher Rudolf Hilferding und der Deutsche Max Schippel haben klar und deutlich die Behauptung aufgestellt, daß der Imperialismus eine revolutionäre Kraft ist, die von der Arbeiterklasse unterstützt werden muß. Diese wäre übel beraten, wollte sie den Imperialismus bekämpfen.

Diese amüsante Zusammenkoppelung Hilferdings mit Schippel, dem später noch Leuthner zugesellt wird, beruht auf einem sonderbaren Mißverständnis. Es ist richtig, Hilferding sagt ebenso wie unsere Parteiimperialisten, daß der Imperialismus eine große revolutionäre Kraft sei. Aber er folgert daraus nicht, wie diese Genossen, daß deshalb der Imperialismus zu unterstützen sei, sondern er sieht vielmehr die revolutionäre Bedeutung des Imperialismus darin, daß er für das Proletariat völlig unerträglich wird und es mehr noch als jede andere kapitalistische Politik zum äußersten Widerstand gegen den Kapitalismus aufpeitscht.

So sagt er zum Beispiel in seinem »Finanzkapital«:

Die Antwort des Proletariats auf die Wirtschaftspolitik des Finanzkapitals, den Imperialismus kann nicht der Freihandel, kann nur der Sozialismus sein.... Der Kampf gegen den Imperialismus steigert alle Klassengegensätze innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft. Das Proletariat als entschiedenster Feind des Imperialismus erhält aber Zuzug aus anderen Klassen.... Das Finanzkapital macht die Herrschaft des Kapitals innerhalb des Landes immer unvereinbarer mit den Interessen der durch das Finanzkapital ausgebeuteten, aber auch zum Kampfe aufgerufenen Volksmassen. (S. 472, 474, 476.)

Schließlich soll auch noch meine Wenigkeit als Schwurzeuge für den Imperialismus herhalten. Da mit dem besten Willen keiner meiner Sätze in diesem Sinne zu deuten ist, hilft sich Andler damit, darauf hinzuweisen,

daß ich eine Broschüre von Atlantikus herausgab, in der es heißt, »der Kolonialbesitz Deutschlands ist ein geradezu ausschlaggebender Faktor für die Lösung der sozialen Frage«. (S. 21.)

Andler hat nur vergessen, zu bemerken, daß ich in der Vorrede ausdrücklich darauf hinwies, die Schrift erscheine mir verdienstvoll wegen des ziffermäßigen Nachweises, den sie erbringt, daß eine sozialistische Produktion schon auf der heute gegebenen Grundlage möglich wäre, und ich gebe sie deshalb heraus, obwohl ich in der Kolonialfrage den Standpunkt des Verfassers keineswegs teile, was ich dann ausführlich begründe.

Man sieht, wie irreführend die Andlersche Berichterstattung ist. In Wahrheit hatte das imperialistische Denken bis zum Kriege in unserer Partei nur einen kleinen Bruchteil erfaßt. Der Krieg hat dann diesen Teil wohl bedeutend verstärkt. In welchem Maße das geschehen ist, läßt sich nicht genau feststellen. Sicher stehen aber erhebliche Teile der deutschen Sozialdemokratie heute noch dem Imperialismus in unversöhnlicher Feindschaft gegenüber. Unsere Partei ist nicht so schwarz, wie sie Andler malt, dem Albert in der »Bataille Syndicaliste« aufs Wort glaubt.

Es ist nicht sehr erfreulich, die deutsche Sozialdemokratie dem französischen Proletariat in dieser Weise dargestellt zu sehen. Um so angenehmer berührt es, daß Charles Albert am Schlusse seines Artikels nicht in nationales Pharisäertum verfällt, nicht ausruft: Wir Wilden sind doch bessere Menschen, sondern daß er fürchtet, die Sozialisten keines Landes seien gefeit gegen die imperialistische Denkweise.

Albert schließt aus dem Andlerschen Material, daß

der Kapitalismus in seiner imperialistischen Phase überall, nicht nur in Deutschland einen unbestreitbaren Einfluß und eine verhängnisvolle Anziehungskraft auf den Sozialismus ausübt; einen Einfluß und eine Anziehungskraft, die sich je nach dem Milieu in verschiedenster Weise äußern können, die aber überall zu fürchten, überall latent vorhanden sind. Wie können der Sozialismus und der Syndikalismus sich dieser zerstörenden Wirkung widersetzen?

Das ist für den französischen Sozialisten das Problem. Es ist das gleiche für uns. In dem gleichen Kampfe für dies gleiche Ziel wird und muß sich der deutsche Sozialismus mit dem der anderen Staaten finden. Dieser Kampf wird den Hauptinhalt der Internationale nach ihrem Wiederaufleben bilden. Die Gemeinsamkeit dieses Zieles kann ihr Wiederaufleben erheblich fördern.

Weder der Kampf noch das Ziel sind etwas Neues. Sie galten als selbstverständlich schon vor dem Kriege in der Internationale. Aber wir fehlten darin, daß wir uns dabei des Proletariats und der Sozialisten zu sicher fühlten, daß wir annahmen, je mehr der Imperialismus sich in Katastrophen entlade, desto mehr müsse er von selbst die gewaltigste Opposition des Proletariats und aller Sozialisten herausfordern. Darin haben wir uns getäuscht, hier haben wir umzulernen. Die Gefahr des bürgerlichen Imperialismus haben wir stets erkannt und bekämpft. Die eines proletarischen Imperialismus haben wir unterschätzt und nicht genügend beachtet. Der Krieg hat uns eines Besseren belehrt, und unsere französischen Genossen dürfen versichert sein, in der deutschen Sozialdemokratie soll der Kampf gegen diesen Imperialismus nicht minder energisch geführt werden wie unter den Sozialisten Frankreichs.

Die Kriegswirtschaft.

Von August Mai.

(Fortsetzung.)

III.

Die kapitalistische Kriegswirtschaft.

Vieles von dem, was in der sozialistischen Wirtschaft während des Krieges vorgeht, trifft auch für die kapitalistischen Verhältnisse zu. Auch hier verfügt die Gesellschaft über ein beschränktes Quantum von Arbeit, wodurch der Verbrauch der Bevölkerung und die Kriegskosten gedeckt werden müssen. Auch hier werden mit dem Kriege größere Ansprüche an die Volkswirtschaft gestellt, während durch Wegzug vieler Arbeiter die Leistungsfähigkeit der Wirtschaft vermindert wird. Daher stehen vor der kapitalistischen Gesellschaft im Kriegsfall auch die meisten Probleme, die eine sozialistische Gesellschaft zu lösen hätte. Jedoch geht hier alles in anderer Form und unter anderen Verhältnissen vor sich. Und gar manches unterscheidet sich nicht nur der Form, sondern auch dem Inhalt nach.

Die kapitalistische Wirtschaft ist unorganisiert. Die Verschiebungen, die notwendig werden, werden nicht als Bestandteile eines einheitlichen Wirtschaftsplans durchgeführt. Erst die Marktverhältnisse zwingen die einzelnen Unternehmer, das zu tun, was die Gesamtlage erfordert. Maß zu halten — das heißt den Betrieb nicht in höherem Grade zu erweitern oder zu verringern, als es wirklich notwendig ist — wird dabei unmöglich. Genau wie in Zeiten der Hochkonjunktur *zu viel* produziert wird, so wird die Wirtschaft während der Kriegsdepression *zu stark* eingeschränkt.

Der Ausbruch des Krieges hat überall die Industrie vollständig lahmgelegt. Sich davon zu erholen ist um so schwieriger, als in den heutigen Verhältnissen jede einzelne Industrie auf alle anderen angewiesen ist. Durch die ungeheure Einschränkung der Produktion ist die Nachfrage auf dem Markt stark zurückgegangen. Jede Industrie könnte mehr produzieren und absetzen, als es der Fall ist. Die Voraussetzung ist aber, daß *die anderen* Industrien damit anfangen. Und da jede einzelne Industrie auf die anderen wartet, so stockt der ganze Produktionsprozeß.

Die Wirtschaftspolitik der sozialistischen Gesellschaft im Kriege bestand hauptsächlich aus folgenden Maßnahmen: 1. Einstellung der Akkumulation, 2. Einschränkung des Verbrauchs der Bevölkerung, 3. Umschaltung der Industrie und 4. Verbrauch des fixen Kapitals. Wie steht es nun mit diesen Kriegserscheinungen unter kapitalistischen Verhältnissen? Müssen sie alle auch hier eintreten und in welcher Form?

1. Die Akkumulation von Kapital.

Die Akkumulation hört auch hier während des Krieges auf. Allerdings geschieht es nicht durch die Verwirklichung eines großen, umfassenden, wirtschaftlichen Plans. Die Triebkraft bleibt hier vielmehr die Sorge jedes einzelnen Kapitalisten um seine Unternehmung und sein Kapital; diese genügt aber vollständig, um von einer Erweiterung der industriellen Unternehmungen während des Krieges abzuhalten. Beim Kriegsausbruch wurden sogar Erweiterungsbauten und Neubauten eingestellt, die bereits in Angriff genommen waren.

Es könnte scheinen, als ob zwei Erscheinungen eine Ausnahme von dieser Regel bildeten. Erstens erzielen manche Unternehmungen große Profite

während des Krieges, wodurch das Kapital ihrer Besitzer recht stark zunimmt. Und zweitens werden manche Fabriken erweitert, um den gewachsenen Bedarf des Staates an Kriegsmaterial decken zu können. Findet in diesen beiden Fällen nicht etwa Kapitalsakkumulation statt?

Gewiß haben bestimmte Industriebranchen und einzelne Betriebe riesige Profite während der Kriegszeit erzielt. Besonders ist dies der Fall in der Lebensmittelindustrie und bei Kriegslieferanten, und das Kapitel »Kriegsgewinne« ist ein ganz besonders interessanter und lehrreicher Abschnitt der kapitalistischen Kriegswirtschaft. Und gewiß werden nach dem Kriege die neuen Millionäre über größeres Kapital verfügen als zuvor. Aber w ä h r e n d des Krieges bleibt diese Anhäufung von Reichtum ohne jede Bedeutung für die Gesamtwirtschaft. Es handelt sich hier meist nur um die Verschiebung von Kapitalmassen innerhalb der Kapitalistenklasse, nicht um Schaffung neuen Kapitals. Die Erweiterung jener Betriebe, die Kriegsmaterial liefern, hat eine ganz bestimmte und sehr beschränkte Aufgabe zu erfüllen: nämlich die Produktion dieses Materials während des Krieges in stark erweitertem Maßstab möglich zu machen. Für die Gesamtentwicklung der Volkswirtschaft hat diese Art »produktiver« Kapitalanlage um so weniger Bedeutung, als das Kapital, das in diese Erweiterungsbauten und dergleichen investiert wird, eine kurze Lebensdauer hat: mit dem Schließen des Friedensvertrags ist seine Aufgabe erfüllt. In der Kriegszeit wird dieses Kapital vollständig verbraucht, nicht im materiellen, sondern im wirtschaftlichen Sinne. Daher auch die enormen Preise für Kriegsmaterial während des Krieges. Unter anderem findet darin die Tatsache Ausdruck, daß das neu investierte Kapital vielleicht in ein paar Monaten vollständig wertlos wird. Der P r o d u k t i o n s p r e i s (auch der Arbeitswert) muß unter diesen Umständen recht hoch stehen.

2. U m s c h a l t u n g d e r I n d u s t r i e.

Dasselbe trifft auch zu auf die U m s c h a l t u n g der Industrie, und zwar in der sozialistischen Wirtschaft sowohl wie in der kapitalistischen. Die Fähigkeit zu rascher Umschaltung, zur Anpassung an die neuen Wirtschaftsverhältnisse ist gewiß eine der kostbarsten Eigenschaften einer Gesellschaft; sie ist ein Vorteil zugleich in wirtschaftlicher und militärischer Hinsicht. Allein die K o s t e n der Umschaltung bleiben trotzdem unproduktive Ausgaben — vom Standpunkt der wirtschaftlichen Entwicklung gesehen. Für den Krieg mögen sie notwendig sein, für die ganze weitere Entwicklung aber bedeuten sie direkten Verlust an Material und Arbeitskraft.

Und wie große Dimensionen die Umschaltung der Industrie annimmt, davon hat man gewöhnlich nur eine blasse Vorstellung. Ein wesentlicher Unterschied besteht in dieser Hinsicht zwischen den Rohstoffe erzeugenden und den verarbeitenden Industrien. Die ersteren brauchen in der Regel kaum umzuschalten; dies liegt in ihrem Wesen begründet. Kohlenbergbau und Metallerzeugung, Landwirtschaft und Viehzucht können ihre früheren Arbeitsmethoden ruhig behalten. Sie müssen vielleicht an U m f a n g abnehmen, q u a l i t a t i v e Umwälzungen aber sind hier nicht nötig. Auch das Baugewerbe gehört seiner Natur nach zu dieser Gruppe.

Mit jeder weiteren Stufe der Produktion werden immer größere Verschiebungen notwendig. Je mehr sich das Rohmaterial dem Zustand des fertigen Produkts nähert, desto größer muß die nötige Umschaltung werden. Die

Industrien, die jetzt als Zwischen- und Fertigfabrikation dienen, müssen ihre Betriebsart und Arbeitsmethoden ganz gründlich ändern. Es gehört hierher in erster Linie die Maschinenindustrie, die jetzt vergleichsweise nur wenige Maschinen für die Industrie erzeugt, die elektrischen und chemischen Industrien. Diese drei Industrien, die früher der Produktion von Produktionsmitteln dienten, erzeugen jetzt in großen Mengen Fertigfabrikate, namentlich zur Konsumtion fertiges Kriegsmaterial. Auch die Textilindustrie hat manche Änderungen vornehmen müssen. Am wenigsten wurde die Nahrungsmittelindustrie von der Umschaltung betroffen, weil sie auch jetzt normal arbeiten kann.

Insofern ist die kapitalistische Kriegswirtschaft der sozialistischen ganz ähnlich. Ein großer Unterschied liegt aber in der Art, wie die Umschaltung durchgeführt wird. Unter kapitalistischen Verhältnissen beherrscht der Markt die Industrie: er diktiert ihr ihre Produktionsmethoden. Sobald sich auf dem Markt eine Nachfrage nach neuen Waren bemerkbar macht, beeilen sich alle Betriebe, die dazu imstande sind, sich den neuen Verhältnissen anzupassen. Ganz besonders muß das in Kriegszeiten der Fall sein, wo die ganze übrige Nachfrage stark zurückgeht. *Alle* Betriebe der betreffenden Branchen schalten um. Der Bedarf an manchem Kriegsprodukt könnte vielleicht schon dadurch gedeckt werden, daß *eine Hälfte* der Betriebe umschaltet. Da es aber an einer planmäßigen Regelung der Produktion fehlt, so wird eine ganze Industrie mobilisiert, um den verhältnismäßig geringen Bedarf zu decken. Dies bedeutet einen enormen Verlust an Kapital.

Das Gesagte gilt nicht besonders für die »Umschaltung«, sondern überhaupt für die ganze Kriegswirtschaft. Die sozialistische Gesellschaft konnte einen Teil ihrer Betriebe schließen, um die übrigen mit voller Kraft arbeiten zu lassen; denn bekanntlich sind die Kosten des Arbeitsprodukts um so geringer, je größer der Umfang der Produktion ist. Die kapitalistische Wirtschaft ist zu diesem wichtigen Schritt unfähig. Nur vereinzelte Fabriken werden hier in Kriegszeiten geschlossen. Die Einschränkung der Produktion wird vielmehr dadurch herbeigeführt, daß eine Reihe vorhandener Betriebe nur mit halber Kraft produziert. Darin liegt wieder eine große Vergeudung von Arbeit und Kapital.

Würde es aber nützen, wollte die heutige Kriegswirtschaft diesen Punkt regeln? Also die ganze Produktion in wenige Großbetriebe überführen, um die übrigen vollständig lahmzulegen? Solange die ganze Volkswirtschaft in allen übrigen Punkten nach alter Art weitergeführt wird, könnten derartige Maßnahmen nur sehr wenig helfen. Die erste Folge würde eine starke Zunahme der Arbeitslosigkeit sein. Dies müßte wieder zur Verminderung der Nachfrage auf dem Markt führen, und schließlich würden neue Betriebe ihre Produktion einschränken und neue Arbeiter entlassen müssen. Denn die heutige Wirtschaftsordnung setzt sich nicht die Regelung und Steigerung des Massenverbrauchs als bewußtes Ziel.

Sie braucht an Arbeitskraft nicht zu sparen. Für die sozialistische Wirtschaft haben wir einen Mangel an Arbeitskräften im Kriege festgestellt, und dieser Umstand war sogar das schwierigste Problem für die sozialistische Kriegswirtschaft. Im Grunde genommen steht auch vor der kapitalistischen Gesellschaft die gleiche Frage: Soll das Gesamtkapital in seiner Leistungsfähigkeit nicht beeinträchtigt und der Bedarf der Bevölkerung so gut wie möglich gedeckt werden, so müssen auch in der kapitalistischen Gesellschaft

— wie überhaupt in jeder Wirtschaftsform — in Kriegszeiten alle Kräfte angespannt werden. Nun treten aber die inneren Widersprüche der modernen Wirtschaft klar zutage: Während es in ihrem Interesse liegt, die Produktion so stark als möglich zu erweitern, bleibt die letztere zu stark eingeschränkt. Und während sie alle Arbeitskräfte anspannen müßte, ist die Arbeitslosigkeit eine Zeitlang größer als sogar in Friedenszeiten.

Und doch hat die moderne Wirtschaft ungeheure Reserven von Arbeitskraft — von den Arbeitslosen ganz abgesehen. Es sind dies die »kleinen Leute« in Stadt und Land. Sie bedeuten immer einen ungeheuren Verlust von Arbeitskraft; in Kriegszeiten könnten sie aber zum Mittel werden, den Wirtschaftsorganismus in bester Form zu erhalten. Würde sich die kapitalistische Gesellschaft entschließen, ihren Produktionsprozeß wenigstens für die Kriegszeit planmäßig einzurichten, so müßte sie die Kleinbetriebe schließen und die Großindustrie erweitern. Die dadurch freigewordenen Massen von Arbeitskraft würden ausreichen, die ganze Wirtschaft vollständig zu beleben. Kein einziger Betrieb — wenn nur modern ausgerüstet — würde mehr Mangel an Arbeitern haben. Wenn die sozialistische Gesellschaft einen teilweisen Ersatz ihrer Kriegsaufwendungen durch den Verbrauch ihres fixen Kapitals anstreben mußte, so könnte dasselbe — und noch viel mehr — die kapitalistische Wirtschaft durch planmäßige Regelung der Produktion mit einem Schlage erobern. Es ist dies ein Vorzug der kapitalistischen Gesellschaft, der in ihrer jahrzehntelangen Vergeudung von Arbeitskräften in zahllosen Kleinbetrieben begründet ist. Räumt sie einmal damit auf, so steht sie für einige Zeit glänzend ausgerüstet da.

Unter Umständen *muß* sie zu diesem Mittel greifen. In England, wo die Kriegsindustrie mit Hochdruck arbeitet und an einem Mangel an Arbeitskräften leidet, hat die Regierung sich vom Parlament das Recht verleihen lassen, die Produktionsverhältnisse in der Kriegsindustrie zu regeln. Es werden planmäßig die kleinen Fabriken geschlossen, und die ganze Produktion wird auf Riesenbetriebe übertragen. Dieser Grundsatz wird für ganz England durchgeführt, aber nur für das Gebiet der Kriegsindustrie.

Die Zahl der Kleinbetriebe wird auch sonst nach dem Kriege viel geringer sein als zuvor. Die »kleinen Leute« werden massenhaft ruiniert. Unter den heutigen Verhältnissen hilft das aber nicht im mindesten, den Produktionsprozeß zu beleben und aufrechtzuerhalten. Im Gegenteil, die Proletarisierung des Kleingewerbes steigert nur die Arbeitslosigkeit.

So steckt die heutige Gesellschaftsordnung mitten in ihren Widersprüchen. Sie hat riesige Kräfte, die sie aber nicht in die Tat umsetzen kann. Sie hat reiche Möglichkeiten, die sie nicht zu entwickeln vermag. Sie könnte Herr ihrer Lebensverhältnisse werden; statt dessen bleibt sie ihr Sklave.

3. Einschränkung des Verbrauchs.

Der Verbrauch wird auch in der heutigen Gesellschaft in Kriegszeiten stark *eingeschränkt*, viel stärker sogar, als es eine demokratisch regierte Wirtschaft tun würde. Doch geht im Kapitalismus alles ganz anders vor sich. In der sozialistischen Kriegswirtschaft mußte jeder seine Konsumtion einschränken, weil vom Produkt seiner Arbeit ein größerer Teil als bisher zur Deckung der Staatskosten nötig wurde. Die Verkleinerung des allgemeinen Verbrauchs wurde planmäßig durchgeführt vom Standpunkt der gesellschaftlichen Bedürfnisse und der Anforderungen der Kriegszeit. Ganz an-

ders in den heutigen Verhältnissen. Von einer Regelung des Verbrauchs ist nur in geringem Umfang die Rede, so für Getreide, dessen Verteilung durch die Brotkarten kontrolliert wird, und für Hafer. Sonst kann jeder so viel konsumieren wie er will. Daß trotzdem der Verbrauch wirklich zurückgeht — und damit eine Kriegsnotwendigkeit erfüllt wird —, ist eine ungewollte Folge der ganzen Kriegszustände. Sie tritt wie ein elementares Naturereignis ein. Für die Volksmassen ist die Verbrauchseinschränkung eine Folge der Arbeitslosigkeit, der Teuerung und des verminderten Einkommens, besonders bei Familien der Kriegsteilnehmer. Daß dabei der Rückgang der Konsumtion ein enormer wird, ist bekannt; er ist sicher viel größer, als nötig wäre, um die volkswirtschaftlichen Aufgaben zu erfüllen. Auch die Konsumtion der höheren Klassen ist stark zurückgegangen, vor allem wegen unsicherer Wirtschaftslage.

Die sozialistische Gesellschaft muß ihren Verbrauch so stark wie möglich einschränken, um das Kapital möglichst wenig anzugreifen; jeder Arbeiter, der in der Produktion von Lebensmitteln entbehrt werden konnte, mußte für die Wiederherstellung des gesellschaftlichen Kapitals arbeiten. Je geringer die unmittelbare Konsumtion der Bevölkerung, desto sicherer die wirtschaftliche Grundlage der Gesellschaft. Wie steht es damit unter kapitalistischen Verhältnissen? Die Einschränkung der Konsumtion bedeutet hier nur Verminderung der Nachfrage auf dem Markt; dies führt zur Einschränkung der Produktion, zuerst in einer bestimmten Industrie und alsdann im allgemeinen. Die allgemeine Wirtschaftslage wird verschlechtert. Und den Produzenten von Produktionsmitteln wird es unter diesen Umständen nicht einfallen, ihren Betrieb in Bewegung zu setzen oder zu erweitern.

Für die sozialistische Wirtschaft ist die Verbrauchseinschränkung während des Krieges ein Gebot der Selbsterhaltung. Für die kapitalistische Gesellschaft ist sie eine Plage. Denn überall geht sie über alles Maß hinaus, ohne die Wirtschaftslage auch nur im geringsten zu bessern. Unter den heutigen Verhältnissen bedeutet sie nur tiefes Elend für Millionen und größte wirtschaftliche Depression. (Schluß folgt.)

Kriegsinvalide und Hausindustrie.

Von Adolf Braun.

Unter den zahlreichen Aufgaben, die der Krieg für die Zeit des Friedens zeitigt, verlangt eine schon ihre Lösung in der Zeit des Krieges. Die wachsende Zahl von Kriegsinvaliden läßt die Frage ihrer Versorgung brennend erscheinen. Die finanzielle Frage, die den Reichstag schon beschäftigt hat, die er aber noch zu keiner Lösung führen durfte, ist von außerordentlicher Wichtigkeit, aber durchaus nicht das einzige Kriegsinvalidenproblem und trotz der großen finanziellen Lasten, mit denen die Reichsfinanzverwaltung nach dem Kriege rechnet, noch nicht das schwierigste Problem. Ich habe auf einige Gesichtspunkte, die vom Standpunkt der Gewerkschaften in der Kriegsinvalidenfrage aufzustellen sind, in dieser Zeitschrift schon hingewiesen.[1] Seitdem ist vom Genossen Theodor Leipart im Auftrag der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands eine wichtige Schrift erschienen: »Kriegsinvaliden und Gewerkschaften, Material zur Kriegsinvalidenfür-

[1] Arbeiter- und Kriegsinvalidenfragen. Neue Zeit, XXXIII, 2, S. 545 ff.

sorge.«[2] Sie enthält als Anhang eine Sammlung der einzelstaatlichen Erlasse, Satzungen und Richtlinien für die Kriegsinvalidenfürsorge sowohl für die einzelnen Bundesstaaten als Vorschläge von Organisationen, so unter anderem eine Eingabe des Deutschen Holzarbeiterverbandes an die Medizinalabteilung des preußischen Kriegsministeriums, einen Vertrag über die Beschäftigung kriegsbeschädigter Holzarbeiter, andere Materialien von Arbeiter- und Unternehmerorganisationen, Adressenverzeichnis usw. Im Text ist dieses Material verarbeitet; die Fürsorge des Reichs und der Militärverwaltung, die Beteiligung der Sozialversicherung, die Organisation der Fürsorgeinteressen und Aufgaben der Gewerkschaften werden da behandelt. Ein leider nur kurzes Kapitel beschäftigt sich mit der Möglichkeit der Wiederbeschäftigung. Es wird mit Recht darauf hingewiesen, daß man den Kriegsverletzten die Gunst, sich zu betätigen, verschaffen soll. Es wird auch richtig festgestellt, daß sich nicht jede Arbeit für den Kriegskrüppel eignet. Von den Absichten, einen Teil der Kriegsinvaliden in Hausindustrien unterzubringen, scheint Leipart keine Kenntnis gehabt zu haben. Wir sind durchaus seiner Meinung, daß nichts unglücklicher wäre für die Kriegsinvaliden, als ein tatenloses Rentnerdasein.

Es liegt in niemandes Interesse, am wenigsten in dem der Kriegsverstümmelten, daß sie zu einer nichtstuenden Rentnerschicht zusammengefaßt werden. Hunderttausende in ärmlichen Verhältnissen lebende, von geistiger Anregung wenig berührte, nichtstuende Pensionäre im Alter von 18 bis 45 Jahren, zur größeren Hälfte weniger als 30 Jahre alt, würden zu einem unerfreulichen Bestandteil unserer Bevölkerung erwachsen. Sie wären ein Element ohne irgendwelche gesellschaftliche Aufgabe, sie würden die Zeit als ihren größten Feind betrachten, weil viele, wohl die meisten von ihnen entweder vor Langeweile vergehen würden oder auf Abwege geraten müßten. Empfinden wir es schon als eine soziale Pflicht den Verbrechern gegenüber, sie in den Gefängnissen und Zuchthäusern nicht auch seelisch infolge völliger Tatenlosigkeit verkommen zu lassen, so erscheint diese Verpflichtung den Kriegsinvaliden, denen gegenüber sich Staat und Gesellschaft als schwer belastete Schuldner fühlen müssen, unverhältnismäßig größer. Freilich soll diese Beschäftigung schon im Interesse des Seelenzustandes der Kriegsverletzten zu keiner Minderung der ihnen von Reichs wegen zuzubilligenden Renten werden, damit wir ihnen nicht zu den vielen körperlichen Mängeln, die der Krieg erzeugt hat, viele tausende Fälle von Rentenpsychosen aufbürden, die der Kampf um die Rente und die Furcht vor dem Verlust der Rente hervorrufen könnten.

So unzweifelhaft es zu einer gesellschaftlichen Pflicht wird, die Kriegsverletzten, soweit ihr Zustand dazu die Möglichkeit gibt, zu körperlicher oder geistiger Betätigung, je nach ihren Anlagen und ihrer Vorbildung zu führen, so schwierig erscheint die Lösung dieses Problems.

Daß es sich hierbei um tief einschneidende soziale Fragen handelt, die auch den Kampf der gesunden Arbeiter um die Erhaltung und Verbesserung ihrer Lebenshaltung entscheidend beeinflussen können, ist schon in dieser Zeitschrift ausgeführt worden. Heute wollen wir lediglich vom Standpunkt des kriegsverletzten Arbeiters diese Fragen betrachten. Sie erscheinen den Organen des Reiches um so wichtiger, weil bei diesen leider der Gedanke

[2] Berlin 1915, Verlag der Generalkommission.

nicht ausgeschaltet wird, daß das Einkommen aus der Beschäftigung und die dadurch nachgewiesene Leistungsfähigkeit des Arbeiters zu Ersparnissen durch Minderung der Renten führen könnten.

Zuerst herrschte die Meinung, daß man die Unternehmer veranlassen könne, ihre kriegsverletzten Arbeiter nach dem Kriege wieder in ihrem Betrieb aufzunehmen. Es soll gern festgestellt werden, daß wichtige Unternehmerkorporationen die Bereitwilligkeit ausgesprochen haben, ihre früheren Arbeiter trotz der Beschädigung durch den Krieg wieder zu beschäftigen. Aber diese Lösung, so einfach sie erscheint, verspricht doch weniger, als man sich erhofft hat. In einer ganzen Reihe von Industrien, so zum Beispiel im Baugewerbe, bei schnell laufenden Maschinen in vielen anderen Industrien wird die Beschäftigung der Kriegsinvaliden nur als eine Ausnahmeerscheinung möglich sein. Viele Betriebe sind während des Krieges eingegangen oder haben ihren Besitzer gewechselt, diese erkennen, wie leider schon jetzt die Erfahrung gezeigt hat, die Verpflichtung zur Beschäftigung der Kriegsinvaliden nicht an. In der Landwirtschaft, der ein großer Teil der Kriegsinvaliden, vermutlich annähernd die Hälfte, angehören dürfte, wird nur die Unterbringung eines ganz unerheblichen Bruchteils möglich sein! In der Viehzucht eher als im Ackerbau, in der Forstwirtschaft schwerer als in der Landwirtschaft; der Bergbau dürfte auch nur einen verhältnismäßig kleinen Teil der Kriegsinvaliden, die aus ihm hervorgegangen sind, auffangen, kann er doch schon die Opfer des Bergbaues nicht beschäftigen. Jedenfalls müssen die zahlreichen Befragungen der Unternehmer nach Aufnahme der Kriegsinvaliden viele Enttäuschungen hervorgerufen haben, nur so kann man sich erklären, daß man in amtlichen Kreisen die naturgemäß viel Sorge machende Frage der Kriegsinvaliden auch in einer Weise erwägt, die starke Bedenken hervorrufen muß. Zwei Absichten drängen sich vor: die Ansiedlung der Kriegsverstümmelten in Kriegerheimstätten und ihre Überführung in die Hausindustrie.

Schon aus rein psychologischen Gründen muß man den Gedanken an Kriegerheimstätten als nicht glücklich bezeichnen. Wenn die Kriegsverletzten unter sich sind, so wird in ihnen eine Art Gettostimmung erzeugt werden, sie werden seelisch gedrückt sein und sich als von der Welt, in der sie früher gelebt haben, getrennte Menschen fühlen. So sprechen viele Gründe der Massenpsychologie, der Hygiene, Gründe des Mitleids und Erwägungen der sozialen Wertung wie der gesellschaftlichen Wirkungsmöglichkeit gegen die Kriegerheimstätten. Wir hoffen, daß trotz der regen Agitation gewisser, vermutlich sehr wohlmeinender Männer die Kriegsinvaliden von dieser Wohlfahrt befreit bleiben werden.

Bis zu einem gewissen Grade schafft die Hausindustrie, der man die Kriegsinvaliden zuführen will, die gleichen Gefahren und damit die gleichen Gründe, sich gegen sie auszusprechen. An sich ist es noch gar nicht besonders erstaunlich, daß man an die Überführung der Kriegsinvaliden in die Hausindustrie denkt. War es doch immer die Absicht von Philanthropen, Beschäftigungslose, vor allem körperlich minderwertige, schwer einzureihende und unterzubringende Menschen hausindustriell zu beschäftigen. So sagt zum Beispiel Dr. Käthe Gaebel:

Die Befürworter der Heimarbeit gehen vielfach davon aus, daß die Heimarbeit halben Kräften, Invaliden, alten Krüppeln eine letzte Verdienstmöglichkeit gewähre,

daß sie Kräfte für die Volkswirtschaft nützlich mache, die sonst brachliegen und auch für die Armenpflege eine wichtige Unterstützung bedeute; mit Verringerung der Heimarbeit werden die Armenlasten erheblich wachsen usw.[3]

Wir stellen fest, daß diese Ausführungen reichlich ein Jahr vor Ausbruch des Krieges geschrieben wurden. Dr. Gaebel formuliert die Frage, die heute von der Regierung aufgeworfen wird, folgendermaßen: Es sei außerordentlich wichtig, festzustellen, inwieweit Heimarbeit und der Wechsel des bisherigen Berufs von Invaliden ergriffen wurde. Der absoluten Zahl nach stammen die weitaus meisten Invaliden eben nicht aus Heimarbeiterkreisen. Bietet auch ihnen die Heimarbeit eine letzte Zuflucht? Aus den sehr interessanten Ausführungen der Verfasserin,[4] die sie zur Beantwortung der Frage beiträgt, seien einige Sätze angeführt:

Es ist für den früheren Maurer, Schlosser oder Schreiner unmöglich, plötzlich hochgelernte Schneider- oder Portefeuillerarbeit zu verrichten, selbst für die geringeren Arten der Konfektion hat er nicht die nötige Vorbildung; es ist auch in der Regel undenkbar, daß er als erwachsener Mann solche Arbeiten erlernt....

Man wird es verstehen, wenn der erwachsene Arbeiter sich ungern in die Rolle des Lernenden schickt. Dafür, daß nur die ungelernte Heimarbeit als Minderberuf in Frage kommt, spricht auch folgende Bemerkung Roehls in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik:

Während zur Beschäftigung in der Täschnerei, Rahmen- und weichen Arbeit nur gelernte Arbeiter Verwendung finden, ist die Hausindustrie für Portefeuilles, Zugabeartikel und andere Gros- und Stapelware meist ungelernt; unter den hierher gehörenden Heimarbeitern sind alle möglichen Berufe vertreten, Steinträger, Barbiere, Drechsler, Maurer, Musiker, Maschinenbauer, kurz alle verunglückten und entgleisten Existenzen, auch alle Arten von Krüppeln mit gesunden Händen. Das gilt aber nur für Schundware. Gute Portefeuilles erfordern einen Lederarbeiter, und in der Regel leitet auch ein Lederarbeiter die Anfertigung schlechter Ware. Zum großen Teil sind diese Arbeiter frühere Werkstattarbeiter.

Soviel ich (Gaebel) im Offenbacher Bezirk beobachtete, handelte es sich in diesen geringeren Zweigen der Lederindustrie vorzugsweise um Frauenarbeit. Es kommt hinzu, daß die genannten gelernten Heimarbeiterberufe sich ihrer Natur nach keineswegs dazu eignen, von schwachen Kräften betrieben zu werden. Da die Beschäftigung von Kriegsinvaliden in der Schneiderei schon in die Wege geleitet sein soll, so sei nach Dr. Gaebel die Zusammenfassung eines ausführlichen Urteils des Schriftführers des Verbandes christlicher Schneider und Schneiderinnen in Frankfurt angeführt:

Die Konfektion verlangt ja nicht eine so lange Lehrzeit und auch keine so große Intelligenz als die Maßschneiderei; aber schwache oder gar invalide Kräfte können auch dort keinen Erwerb finden, weil ein gesunder Arbeiter nur bei 16 bis 17 Stunden, manchmal auch noch länger, erst auf seinen Verdienst kommt.

An diese Äußerung schließt Dr. Gaebel die nachstehenden heute sehr wichtigen Bemerkungen:

Und ähnlich liegen zweifellos die Verhältnisse in anderen gelernten Männerindustrien. Diese sind im wesentlichen Frauen- und Nebenerwerb, nach dem stets eine starke Nachfrage vorhanden ist, und so ist die Bezahlung gerade hier besonders

[3] Dr. Käthe Gaebel, Die Heimarbeit, das jüngste Problem des Arbeiterschutzes. Mit einem Geleitwort von Professor Dr. R. Wilbrandt. Jena 1913, Gustav Fischer. Seite 37.

[4] Gaebel, a. a. O., S. 37 bis 51.

niedrig. Nun wird sich der großstädtische Arbeiter, der bisher vielleicht als gelernter Arbeiter auf einen Stundenlohn von 60 Pfennig und mehr kam, als ungelernter doch wenigstens mit ca. 35 bis 40 Pfennig rechnen konnte, schwerlich dazu entschließen, für wenige Pfennige Stundenlohn Tüten oder Kuverts zu kleben oder, mit der Nadel ungewohnt, etwa Filzschuhe nähen und was der ungelernten Heimarbeit mehr sind. »Das überlasse ich denen in Preungesheim« (dem Provinzialzuchthaus), meinte einmal ein schwer lungenkranker Arbeiter, als ich ihn fragte, ob er es nicht mit einer solchen Arbeit versuchen wollte, und der Verdienst ist tatsächlich so gering, daß man es menschlich verstehen kann, wenn der klassenbewußte Arbeiter sich nicht hergeben will, dafür zu arbeiten.

Bisher haben wir nur die Männerarbeit in der Hausindustrie in Betracht gezogen als künftiges Beschäftigungsfeld für die Kriegsbeschädigten. Nun können freilich auch die spezifischen Frauen-Hausindustrien als Eroberungsgebiet den Kriegsverletzten eröffnet werden. In der Wäsche- und Kleiderkonfektion, wo es wirklich kräftige Frauen nur zu einem leidlichen Verdienst bringen, wird man wohl kaum für die Kriegsinvaliden ein geeignetes Betätigungsfeld finden. Die speziellen Frauen-Heimarbeiten haben die Voraussetzung der Frauenarbeit selbst. An das bekannte Wort von Marx sei erinnert: Sofern die Maschinerie Muskelkraft entbehrlich macht, wird sie zu Mitteln, Arbeiter ohne Muskelkraft oder von unreifer Körperentwicklung, aber größerer Geschmeidigkeit der Glieder anzuwenden. Weiber- und Kinderarbeit war daher das erste Wort der kapitalistischen Anwendung der Maschinerie.[5] Das gilt aber auch für die Hausindustrie. Zu bestimmter Hausindustrie, wie zum Beispiel der Pinselmacherei, der Zigarrenindustrie, der Buchbinderei, sind gewisse körperliche Eigentümlichkeiten der Frauenhand, ihrer Finger und der Fingerspitzen nicht die letzte Ursache der starken Verbreitung dieser weiblichen Heimarbeiten. Trotz besonderer Eignung werden sie mit elenden Löhnen abgefunden, weil das Angebot von Arbeitskräften mit diesen Eignungen sehr groß ist. Wenn nun diesen schlecht bezahlten Frauen mit besonderer Eignung zu hohen Leistungen Männer Konkurrenz machen sollen, so müssen sie natürlich auf Lohnsätze gedrückt werden, die weit unter dem tiefen Niveau der Frauen-Heimarbeitslöhne stehen.

Frau Gaebel untersucht noch die Stellung des Unternehmers zu den hausindustriellen Problemen, die wohl in der nächsten Zeit für die Kriegsinvaliden von hoher Bedeutung sein werden.

Es ist dem Unternehmer, wie sie schreibt, auch in der Heimarbeit sehr viel angenehmer, mit wenigen Heimarbeitern zu verkehren, die regelmäßig größere Posten übernehmen, als diese Arbeit in geringen Mengen auszugeben. Denn der Verkehr mit einer großen Anzahl wenig leistungsfähiger Leute bedeutet ihm regelmäßig ein Mehr an Ärger über unpünktliche und schlechte Lieferung, erfordert aber auch viel mehr Personal und Zeit zur Ein- und Ausgabe. Die kränkliche Arbeiterin, die die Arbeit tage- und wochenlang ganz aussetzen muß, nicht die bestimmte Frist innehalten kann, die Ware oft lange bei sich liegen hat, ist der Schrecken des Unternehmers, der an feste Lieferungsfristen gebunden ist und sein Kapital schnell umsetzen muß. Jeder Arbeitgeber, mit dem ich noch in Berührung gekommen bin, wünschte die Zahl seiner Heimarbeiter herabzusetzen, während er gleichzeitig ihre Leistungsfähigkeit aufs äußerste anzuspannen bemüht war.

Eine Reihe interessanter Anführungen von Unternehmerurteilen, die dies sehr gut beleuchten, mögen in dem Buche nachgelesen werden. In 5 Punkten faßt die Verfasserin ihr Urteil über die Bedeutung der Heimarbeit für die

[5] Marx, Das Kapital, I, Volksausgabe, S. 339.

halben Kräfte zusammen. Der 3. und 4. Punkt bezieht sich auf Arbeiterinnen, wir geben deshalb bloß den 1., 2. und 5. Punkt hier wieder:

1. In den gelernten männlichen Berufen hat die Heimarbeit kaum eine Bedeutung für die Beschäftigung halber Kräfte. Ihre Erhaltung ist aus diesem Gesichtspunkt nicht zu befürworten.

2. Die ungelernten Berufe ermöglichen auch herabgesetzten männlichen Arbeitskräften noch eine Beschäftigung; diese ist aber wegen ihrer niedrigen Technik und der Invasion weiblicher Kräfte so schlecht bezahlt, daß der männliche Arbeiter in Wahrheit wenig Gebrauch von dieser Arbeitsgelegenheit macht.

5. Das Interesse des Unternehmers liegt auch in der Heimarbeit darin, einen Stamm möglichst leistungsfähiger Arbeiter zu erhalten, wodurch sich die Gelegenheit zur Beschäftigung halber Kräfte noch vermindert.

Unsere Gewerkschaften haben sich vielfach mit der Heimarbeit beschäftigt. Zusammenfassend berichtete der Referent auf dem achten Kongreß der Gewerkschaften Deutschlands Genosse Deichmann (Bremen) über die Stellung der Gewerkschaften als Referent über Heimarbeiterschutz und Hausarbeitsgesetz. Er führt da in der Einleitung zu seinem Referat[6] aus:

Solange wir in Deutschland von einer Arbeiterbewegung, von einer Emanzipation der Arbeiter reden können, so lange hat auch schon die Haus- und Heimarbeit in den Kämpfen der Arbeiter eine bedeutsame Rolle gespielt. Aus der Erkenntnis heraus, daß die Haus- und Heimarbeit nicht allein das Streben der Arbeiter nach einer besseren wirtschaftlichen und sozialen Lage nachteilig beeinflußt, sondern auch in gesundheitlicher Beziehung Gefahren schafft, sowohl für die Heimarbeiter und ihre Familienangehörigen als auch für weite Volkskreise, forderten die Arbeiter das Verbot der Heimarbeit allgemein oder doch mindestens einen durchgreifenden wirtschaftlichen und sanitären Schutz für die Heimarbeiter. An Kundgebungen in dieser Richtung hat es nicht gefehlt. Ich erinnere besonders an die vielen Branchenkongresse der Arbeiter derjenigen Berufe, die mit Haus- und Heimarbeit zu rechnen und zu kämpfen haben. In allen diesen Branchenkongressen sind die Schäden der Hausarbeit dargelegt, auf allen diesen Kongressen sind entsprechende Forderungen an die Gesetzgebung gestellt. Ich erinnere weiter an die Heimarbeiterkongresse, besonders an den von 1904 in Berlin und an die Ausstellung von Heimarbeitserzeugnissen, die sich an ihn anschloß. Weiter liegt auch eine reichhaltige Literatur vor. Kurz, alles, was getan werden konnte, um die Lage der Heimarbeiter klarzulegen, ist geschehen. Trotz aller dieser Kundgebungen und Veranstaltungen hat die Regierung und die Gesetzgebung nicht eingegriffen, wenigstens nicht in der von den Veranstaltern all dieser Kundgebungen gewünschten Weise.

Einzelne Gewerkschaften haben ihre Bestrebungen darauf konzentriert, die Heimarbeit auf das entschiedenste zu bekämpfen und alles zu tun, um sie in den geschlossenen Betrieb zu überführen. In Erkenntnis, daß ein Verbot der Heimindustrie nicht durchsetzbar sei, haben sie sich für den Abbau der Hausindustrie mit aller Kraft eingesetzt. Sie haben deshalb auch das lebhafte Interesse, die Zahl der in der Heimarbeit Tätigen nicht wachsen zu lassen, vor allem nicht eine sprunghafte Steigerung der Zahl der Heimarbeiter, in manchen Berufen vielleicht ihre Verdopplung, in späterer Zeit und dann die Hinausdrängung der bisherigen Heimarbeiter durch die Kriegsinvaliden zu befürworten oder ohne Widerspruch zu tragen.

[6] Protokoll der Verhandlungen des 8. Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands, abgehalten zu Dresden vom 26. Juni bis 1. Juli 1911, S. 198 bis 211. Die Resolution ist abgedruckt a. a. O., S. 37 f.

Das ist kein Gesichtspunkt engherziger Art, denn es fallen hier die Interessen der bisher schon von den Gewerkschaften vertretenen Heimarbeiter mit den Interessen der kriegsinvaliden Arbeiter zusammen, denen sicherlich nicht die Sympathie und die dauernde Fürsorge aller Arbeiter und Arbeiterinnen, vor allem ihrer Organisationen vorenthalten werden wird. Es widerspricht allen Erfahrungen, erwachsene Männer der Heimarbeit zuzuführen, sie schwerer Arbeit zu überantworten, ohne daß sie die Möglichkeit eines befriedigenden Erwerbes haben. Man darf nicht vergessen, daß die ganze Tendenz unserer Industrie nach dem Kriege, wie ein Unternehmerblatt[7] geschrieben hat, »das Aufblühen des automatischen Betriebs« sein wird, »wie wir es selbst nicht geahnt hatten, das aber die Zeit, in der wir leben, bedingt«. Das heißt mit anderen Worten, daß dies die auch von uns vermutete Tendenz der mit erschwertem Wettbewerb und mit geringerer Aufnahmefähigkeit der Kundschaft rechnenden Industrie nach dem Kriege sein wird. Das heißt aber, daß die Hausindustrie gegen die aufs höchste entwickelte, maschinell und organisatorisch der Vollendung zustrebende, die Fabrikarbeit zu höchster Leistung anspannende Industrie nur konkurrieren können wird mit niedrigsten Löhnen und gleichzeitig äußerster Ausnutzung der Arbeitskraft. Wie ungünstig die Lohnbedingungen der Hausindustrie sind,[8] ist vielfach, so auf den Heimarbeiterkongressen, festgestellt worden.

Die Jahresberichte der Gewerbeaufsichtsbeamten und Bergbehörden für das Jahr 1913, also für das letzte Jahr, über das sie berichteten, enthalten eine reiche Fülle von Materialien über die Hausindustrie, die auf das entschiedenste begründen, warum man für die Überführung der Kriegsbeschädigten in die Hausindustrie nicht eintreten kann. Im Registerband[9] finden wir auf den Seiten 202 bis 216 Hinweisungen auf die Hausarbeit, wobei wir die Bemerkungen über das Kinderschutzgesetz, soweit sie die Heimarbeiter betreffen, gar nicht mit heranziehen. Aus der Fülle dieser Materialien Beweggründe zu finden, um den Kriegsinvaliden durch die Überführung in die Heimarbeit zu helfen, halte ich für ausgeschlossen. Wir stießen bloß auf Gründe gegen diese Überführung. Wir können natürlich hier nur einige Stellen anführen, die besonders charakteristisch sind. Revisionen der Heimarbeitsbetriebe sind in den meisten Aufsichtsbezirken lange nicht so zahlreich, als man es wünschen müßte, nur einmal wird von einer Revision in Begleitung eines Arztes gesprochen, die Schwierigkeiten der Revisionen, die Zurückhaltung der Heimarbeiter in der Auskunftserteilung über ihre Arbeitsverhältnisse, ihr Mißtrauen gegen Revisionen, doch auch günstige Verhältnisse, aber auch Auskunftsverweigerungen und Bestrafung aus diesem Grunde werden mitgeteilt. Es finden sich Angaben über die Zahl der Hausarbeiter, über Abnahme und Zunahme, über die leichte Beeinflussung ihrer Beschäf-

[7] Die Buchdruckerwoche, 13. Jahrgang, Nr. 40, 7. Oktober 1915, S. 342.

[8] Siehe unter anderem Dr. Cl. Heiß und Dr. A. Koppen, Heimarbeit und Hausindustrie in Deutschland, ihre Lohn- und Arbeitsverhältnisse, herausgegeben im Zusammenhang mit der deutschen Heimarbeitausstellung 1906 in Berlin vom Bureau der Sozialpolitik. Berlin 1906. 232 Seiten, darunter 225 Seiten Lohntabellen. Das frühere Material bei (Adolf Braun), Schutz den Heimarbeitern! Eine Denkschrift des Verbandes der Schneider und Schneiderinnen und verwandter Berufsgenossen an Bundesrat und Reichstag. Stuttgart 1902, F. Holzhäußer.

[9] Jahresberichte der Gewerbeaufsichtsbeamten und Bergbehörden für das Jahr 1913. Amtliche Ausgabe. 4. Band. Berlin 1914.

tigung durch Konjunkturen. Für uns hat mit Rücksicht auf die Kriegsinvaliden das Verhältnis von männlichen und weiblichen Heimarbeitern ein besonders starkes Interesse. Für die Kreishauptstadt Dresden wird eine besondere Statistik für 1435 Unternehmungen beziehentlich Ausgeber von Heimarbeit veröffentlicht. Das Verhältnis der männlichen zur weiblichen Heimarbeit ist 1 : 10, neben 2501 männlichen Heimarbeitern wurden 25 488 weibliche festgestellt, wobei anzunehmen ist, daß die männlichen Heimarbeiter leichter zu erfassen sind als die weiblichen. Fast die Hälfte der männlichen Heimarbeiter, 1230, waren in der Herrenschneiderei beschäftigt, hierauf folgte in einem langen Abstand die Schuhmacherei mit 396 Heimarbeitern, dann 162 in der Möbel- und Jalousienfabrikation, dem Flechten von Stuhlsitzen, Nähen von Gurten, Furnieren kleiner Gegenstände, dann kamen 126 Heimarbeiter neben 10 793 Heimarbeiterinnen bei der Anfertigung von Blumen, Blättern und Binden zur Aufzeichnung; beim Abrippen, Wickeln, Rollen und Kistenmachen in der Zigarrenfabrikation waren 123 Arbeiter neben 918 Arbeiterinnen beschäftigt. In allen übrigen Hausindustrien waren weniger als 100 männliche Arbeiter beschäftigt, so 92 in der Porzellanmalerei, 87 in der Messerfabrikation, 60 in der Weberei und ihren Nebenzweigen, 34 in der Damenschneiderei und Wäscheherstellung, in den übrigen Industrien noch weniger. Sieht man von der Messerfabrikation ab, so sind in allen Hausindustrien, in denen Männer beschäftigt sind, auch Frauen tätig. Bloß in der Schuhmacherei, Herrenschneiderei und der Porzellanmalerei sind mehr Männer als Frauen tätig, doch sind diese drei Berufe nicht nur sehr übersetzte Berufe, sondern auch Berufe, zu denen eine Lehrzeit notwendig ist. In sechs Berufen waren nur Frauen und keine Männer beschäftigt.[10]

Eine Reihe von Angaben über die Arbeits- und Lohnverhältnisse werden gemacht. Der Gewerberat von Oberbayern-Land stellt fest, daß die Heimarbeiter »sich nur in fruchtlosen Klagen über die geringen Lohnsätze ergehen, die sie aber anscheinend geradezu als Schicksalssache oder als ausschließlich von dem Willen oder Wohlwollen des Arbeitgebers abhängig hinnahmen; der Gedanke, vielleicht durch eigene Mitarbeit eine Verbesserung der Verhältnisse herbeiführen zu können, liegt ihnen vielfach noch gänzlich fern«. Er klagte, daß die Arbeiter nur wenig Interesse an der Errichtung von Fachausschüssen haben. »Die verständnisvolleren Arbeiter versprechen sich davon wegen fehlenden Zusammengehörigkeitsgefühls unter den Hausarbeitern keinen Erfolg.« [11]

Sehr verschiedene Dauer der Arbeitszeiten, ungeregeltere und längere Arbeitszeit der Heimarbeiter als wie der Fabrikarbeiter, große Schwankungen in der Arbeitszeit und im Arbeitsverdienst, im allgemeinen ungünstigere Verhältnisse als in Fabrikbetrieben, auch noch, daß die Heimarbeiter vom Unternehmer in Waren entlohnt werden, werden festgestellt.

[10] Jahresbericht der Gewerbeaufsichtsbeamten usw. für das Jahr 1913, 2. Band, 3 (Sachsen), S. 72 ff. Ähnliche sehr instruktive Tabellen finden sich für die Kreishauptmannschaft Leipzig für 2094 männliche und 23 017 weibliche Heimarbeiter, a. a. O. S. 114, und für die Kreishauptmannschaft Zwickau für 5829 männliche und 50 292 weibliche Heimarbeiter, a. a. O., S. 142.

[11] Jahresberichte der Gewerbeaufsichtsbeamten usw. für das Jahr 1913, 2. Band, 2 (Bayern), S. 38 f.

Besonders wichtig erscheint für die kriegsinvaliden Arbeiter, daß noch immer sehr traurige gesundheitliche Verhältnisse in den Arbeitsstätten der Heimarbeiter vorhanden sind, so zum Beispiel wird in der größeren Zahl von Betrieben im Regierungsbezirk Breslau, in denen Säcke ausgebessert wurden, eine unerträgliche Staubbelästigung festgestellt. Bei der Herstellung oder Bearbeitung von Nahrungs- und Genußmitteln waren erhebliche Übelstände in den Heimarbeitsbetrieben zu beseitigen. Zum Teil herrschte große Unsauberkeit; es wurden Kinder bis herab zu 4 Jahren beschäftigt; der Aufenthalt von Tieren in den Arbeitsräumen mußte gerügt werden.[12] Unter den von den Beamten des Regierungsbezirks Erfurt besichtigten Wohnungen wurden besonders mangelhafte bei den Hausarbeitern angetroffen. Die Übelstände treten bei diesen schärfer hervor, weil der Wohn- und Schlafraum, der in vielen Fällen den einzigen Raum bildet, gleichzeitig als Arbeitsraum zu dienen hat.[13]

Die überaus traurigen Wohnungsverhältnisse der Heimarbeiter und die entsetzlichen Folgen, die sie für die körperliche und geistige Gesundheit dieser Arbeiter haben, sind ja hinlänglich bekannt. Die Berichte der Gewerbeaufsichtsbeamten bieten Jahr für Jahr solche Elendsbilder in nur zu reicher Fülle. (Vergl. insbesondere Jahresberichte usw. für das Jahr 1913, 1. und 2. Band für Preußen, Sachsen, Bayern, Württemberg und Baden.)

Daß für die Kriegsinvaliden, unter denen viele nervengeschwächte, von Tuberkulose und anderen inneren Krankheiten heimgesuchte Arbeiter sein werden, derartige Arbeitsbedingungen nicht erwünscht sein können, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Wohl aber könnte vielleicht eingewandt werden, daß die Kriegsbeschädigten infolge ihrer Invalidenrente weit bessere Voraussetzungen des Wohnens und damit auch der Arbeitsräume haben dürften. Es wird gut sein, sich der Wirkungen des Land- und Hausbesitzes der Heimarbeiter zu erinnern, die zu einem stärkeren Grade der Ausbeutung zu einem Vorteil für den Verleger und zu einem Nachteil für den Heimarbeiter geführt hat.

Die Widerstandsfähigkeit des Heimarbeiters dem Verleger gegenüber ist an und für sich sehr schwach infolge der Isoliertheit des Heimarbeiters. Weiß der Fabrikarbeiter, daß die Hunderte oder Tausende, die mit ihm im gleichen Betrieb wirken, das nämliche Interesse und damit die gesteigerte Widerstandskraft gegen den Unternehmer haben, kennen sie sich genau und empfinden sie das sie verbindende Band, so sind dem Heimarbeiter alle oder die meisten unbekannt, die unter den gleichen Arbeitsbedingungen für denselben Unternehmer wirken. Wird die kapitalistische Übermacht des Unternehmers durch das solidarische Zusammenwirken der Arbeiter in der Fabrik oft ausgeglichen, so fehlt dieses Gegengewicht dem Heimarbeiter. Ihre Isolierung ist nicht die einzige, aber die wichtigste Quelle ihrer Widerstandsunfähigkeit gegen Lohndruck und sonstige soziale Degradation. Je widerstandsunfähiger der Heimarbeiter wird, desto nachgiebiger ist er den ihn niederdrückenden Mächten gegenüber. Ist er der Besitzer eines kleinen Acker- oder Gartenlandes, so fällt für ihn die Freizügigkeit weg, die eine der wichtigsten Voraussetzungen der Widerstandskraft des Arbeiters ist. So führt die Vereinigung von Landwirtschaft und Heimarbeit zu besonders ungünstigen Lohn-

[12] Jahresberichte usw. für 1913, 1. Band (Preußen), S. 169 f.
[13] Jahresberichte usw., 1. Band (Preußen), S. 268.

bedingungen der Heimarbeiter. Die mangelnde — nicht nur körperliche, sondern auch soziale — Beweglichkeit der Kriegsinvaliden kann zu den gleichen lohndrückenden Erscheinungen führen wie die Verbindung der Heimarbeit mit der Landwirtschaft, so muß der Kriegsinvalide in der Heimarbeit nicht bloß mit den ungünstigen Bedingungen des Verlagssystems an sich, sondern mit besonderen Steigerungen dieser ungünstigen Tendenzen rechnen. Man muß auch damit rechnen, daß die Heimarbeit in viel höherem Maße als die Fabrikarbeit ein übersetztes gewerbliches Betriebssystem ist mit allen Erscheinungen der industriellen Reservearmee in den meisten Monaten des Jahres, die freilich während weniger Monate in einem Teil der Industrien durch höchste Überanspannung während der Saisons unterbrochen werden. Mit Recht warnt die bayerische Regierung vor der Überweisung von Kriegsinvaliden in überfüllte Berufe, in sogenannte »Verlegenheitsberufe«;[14] aber die ihr untergeordneten Organe scheinen diese Warnung nicht genügend zu würdigen, denn die Verweisung der Kriegsinvaliden in die Hausindustrie wird erwogen, ja die Ausbildung von Kriegsinvaliden an Handwebstühlen kann in einer so hochindustriellen Stadt wie Nürnberg festgestellt werden. In der Betrachtung über die Hausarbeit im Großherzogtum Baden findet sich aber die Bemerkung, daß der Handwebstuhl mehr und mehr verschwindet und nur in wenigen Gemeinden vereinzelt noch anzutreffen ist.[15] Da wäre es doch wohl höchst unpraktisch, die Kriegsinvaliden einer völlig aussterbenden Industrie zuzuführen. Daß in der oberfränkischen Handweberei die traurigsten Verhältnisse herrschen, ist wohl bekannt. Auch die starke Staubentwicklung beim Weben und Weifen der Baumwollgarne, über die aus der Kreishauptstadt Chemnitz berichtet wird, sollte nicht vergessen werden.[16] Daß man auch an die Handweberei als einen Beruf für die Kriegsinvaliden denkt, beweist am besten, daß es noch an ausreichender Beratung durch sachkundige Personen fehlt, daß da viel nachzuholen ist und daß die bekannte Literatur doch auch angezogen werden sollte. Die Handweberei gilt allgemein als eine absterbende Verlagsindustrie, der man vielleicht das harte und unabänderliche Schicksal einigermaßen erleichtern kann, aber der man doch nicht die alle Fürsorge verdienenden Opfer des Krieges zuführen darf. So sagt Zwiedineck-Südenhorst in Beziehung auf die Handweberei, daß nur in solchem Ausmaß von Staats wegen eingeschritten werden soll, daß die unwirtschaftlich gewordene Handarbeit am Aussterben nicht gehindert werde, daß nicht die Kinder der Heimarbeiter sich auch wieder derselben Lebensarbeit hingeben. Er verlangt, daß die staatliche Polizei im Kampfe gegen die Heimarbeitsschlupfwinkel »besonders weit gehen können muß, damit die Brutstätten der krassesten Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft einen Arbeitsstättencharakter erhalten, der der erreichten Stufe menschlicher Kultur entspricht«.[17]

Man muß bei den Kriegsinvaliden auch mit der Gefahr der ungünstigen Einwirkung auf ihre Geistes- und Gemütsstimmung rechnen. Deshalb halten wir den Standpunkt nicht für richtig, daß die irgendwie arbeitsfähigen

[14] Bayerische Kriegsinvalidenfürsorge. Herausgegeben vom K. B. Staatsministerium des Innern im Juli 1915, S. 22.

[15] Jahresberichte usw., 2. Band, 5 (Großherzogtum Baden), S. 19.

[16] Jahresberichte usw., 2. Band, 3 (Königreich Sachsen), S. 34.

[17] Sozialpolitik, Leipzig 1911, S. 434 f.

Kriegsinvaliden zu reinen Rentnern werden sollen. Die Gefahren für Geist und Gemüt entstammen nicht bloß dem Müßiggang, sie können auch erwachsen aus Einsamkeit, Mutlosigkeit und Verbitterung wegen erlittener Einbuße an Kraft, Lebensfrische und Lebensfreuden. Daß aber gerade die Hausindustrie mit ihren so allgemein ungünstigen Bedingungen auf den seelischen Zustand der Kriegsinvaliden besonders unvorteilhaft wirken würden, scheint mir besonders zu beachten zu sein. Die Kriegsinvaliden dürfen nicht das Gefühl des Abstiegs ununterbrochen als Pein empfinden. Muß man gegen die Isolierung in Kriegerheimstätten sein, so muß man auch gegen ihren Abstieg in die Hausindustrie, gegen ihre Vereinsamung und Deklassierung sein.[18]

Es wird eingewandt, daß man die Zustände in der Hausindustrie bessern könnte durch sozialpolitische Mindestforderungen an den Arbeitsraum, an die Lohnhöhe usw., so daß der Kriegsinvalide doch innerhalb seiner Familie verbleiben, den Vorteil der Arbeit genießen und das Gefühl des Abstiegs nicht empfinden müsse. Man hat ja früher auch die Hausindustrie verteidigt mit der Hoffnung, daß die hausindustrielle Mutter sich um ihre Kinder mehr bekümmern könne als die Fabrikarbeiterin. Aber alle Kenner der Hausindustrie wissen, daß sie die hauswirtschaftliche Tätigkeit der Frauen in noch höherem Maße unterbindet, das Familienleben noch mehr zum Schein macht als die Fabrikarbeit. Das häusliche Glück des kriegsinvaliden Heimarbeiters ist jedenfalls ein ungenügender Dank des Vaterlandes. Falsch wäre es, sich Hoffnungen hinzugeben auf eine Sanierung der Hausindustrie. Versuche dieser Art sind reichlich gemacht, wir haben auch in Deutschland seit einer Reihe von Jahren Heimarbeiterschutzbestimmungen. Trotzdem müssen die Gewerberäte in ihrem Bericht für das Jahr 1913 feststellen, daß noch immer Kinder von 4 Jahren in der Hausindustrie wirkend angetroffen wurden, daß die betrüblichsten Wohnungsbedingungen zu beobachten sind. Ein absterbendes gewerbliches Betriebssystem gesund und lebenskräftig zu machen, Arbeitsfreude in ihm zu erzeugen, ist sicherlich ein vergebliches Bemühen. Selbst wenn man sich entschlösse, mit allen Mitteln der Gesetzgebung und auch mit aller Energie der Verwaltung die Hausindustrien nur bestehen zu lassen, falls die Bedingungen für ihre Arbeiter befriedigend würden, so müßte man die Produktionskosten der in der Hausindustrie hergestellten Waren so stark steigern, daß die Beschäftigungsgelegenheit dadurch nicht gesteigert würde, was ja die Voraussetzung für die Zuweisung der Kriegsinvaliden sein sollte, sondern sehr stark gemindert würde. Nur durch die Ersparnisse der Generalunkosten und durch die Niedrigkeit der Löhne wie durch die tatsächliche Schutzlosigkeit der Arbeiter und ihrer Kinder behält die dezentralisierte Fabrikindustrie, wie Marx die Hausindustrie nannte, ihre Wettbewerbsmöglichkeit gegenüber dem geschlossenen Betrieb.

So sehr wir energischen Heimarbeiterschutz und seine Durchführung fordern müssen, so wenig wird jemand die Kriegsinvaliden in der Erwartung, daß sich die Verhältnisse in der Heimindustrie erheblich bessern werden, ihr zuführen können. Heute heißt die Zuweisung Kriegsinvalider an die Hausindustrie, daß die Kriegsbeschädigten mit Frauen, Kindern und Halbarbeitern

[18] Siegfried Kraus, Der gegenwärtige Stand und die nächsten Aufgaben der Kriegsinvalidenfürsorge in H. Brauns Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung, 4. Band, S. 248 und 218.

in Konkurrenz treten sollen, mit Leuten, die an die niedrigste Lebenshaltung gewöhnt sind und nur durch langjährige Anpassung an die Bedingungen des Berufs zu den Leistungen erzogen wurden, die heute von ihren Verlegern gefordert werden. Die Kriegsinvaliden werden nie das gleiche leisten können wie die seit ihrer Jugend als Heimarbeiter wirkenden Proletarier.

Die Kriegsinvaliden fühlen sich aus mannigfachen Gründen unfrei, unsicher, ratbedürftig. Es ist sehr wohl möglich, daß sie, wenn gegen ihre Zuweisung an die Heimarbeit nicht allgemein gewarnt werden sollte, einigen Hausindustrien, die schnell erlernbar sind, so der Zigarrenmacherei und anderen Tabakverarbeitungsgewerben, der Bürstenmacherei und der Herstellung minderwertiger Pinsel, der Stuhlflechterei, der schlechtesten Konfektion und einigen ähnlichen Industrien zugeführt werden. Einmal dort festgesetzt, werden sie kaum mehr die Entschließungskraft zu anderer Betätigung finden. In ihrer hausindustriellen Isolierung mit allen ihren sozialen und körperlichen Bewegungshemmungen, mit ihrer mangelhaften Organisationsfähigkeit könnten sie die bisher in diesen Industrien tätigen Arbeiter und Arbeiterinnen hinausdrängen und diese Hausindustrien zu ganz besonderen, zu spezifischen Elendsindustrien machen. Das wäre natürlich eine ganz besondere Gefahr für die Kriegsverletzten, denn es würde ihre vollkommene Isolierung, ihre Trennung von dem Streben der Arbeiterschaft nach Verbesserung der Lebensbedingungen bedeuten.

Unter den vielen schwierigen Problemen, die uns der Krieg als Friedensaufgaben, ja schon als Aufgabe des Tages aufbürdet, ist die der Beschäftigung der Kriegsinvaliden eine der ernstesten und bedeutsamsten. Es muß unser aller Wunsch sein, dieses Problems Herr werden zu können und die Zukunft der Kriegsinvaliden auch in beruflicher Hinsicht befriedigend zu gestalten. Aber die Schwierigkeiten sind unermeßlich. Das geht auch unausgesprochen aus der Denkschrift der bayerischen Regierung hervor. Wir haben vor dem Kriege oft ein zu hohes Arbeitsangebot von gesunden Arbeitern gehabt, und es waren schon viele Invaliden der Industrie unterzubringen. Die zahlreichen Kriegsinvaliden werden wenig leere Plätze finden. In den amtlichen Bemerkungen zur Ministerialentschließung vom 28. Februar 1915 über die Kriegsinvalidenfürsorge wird zwar die Ehrenpflicht von Staat und Gemeinden, als Arbeitgeber an ihrem Teil zur Versorgung der Kriegsinvaliden mitzuwirken, anerkannt, aber eine Reihe von Einwendungen werden gemacht, und dann heißt es:

> Den Kriegsinvaliden muß daher gesagt werden, daß sie sich keinesfalls von vornherein auf Anstellung im öffentlichen Dienst oder in ähnlichen Diensten verlassen dürfen.[19]

Da die Befragung der Unternehmer für die Verwendung von Kriegsinvaliden allem Anschein nach keine der Zahl nach befriedigende Antworten erfahren zu haben scheint, so denkt man nun in die Hausindustrie einen Teil des Stromes der Kriegsinvaliden abzuleiten. Daß das im Interesse der Kriegsinvaliden nicht zu wünschen ist, wird von allen Kennern der Hausindustrie bestätigt werden. Diese Lösung der unzweifelhaft überaus schwierigen Frage scheint uns die unglücklichste, man hüte sich vor ihr im Interesse der Kriegsinvaliden und aller, die für ihr Schicksal moralische oder gesetzliche Verantwortung zu tragen haben.

[19] Bayerische Kriegsinvalidenfürsorge usw., S. 23.

Romantik und Zarismus.

Adam Mickiewicz' „Totenfeier."

Von Franz Diederich. (Schluß.)

Selbstentäußerung forderte die Heilige Allianz von der Persönlichkeit. Ihr Wille sollte abdanken zugunsten Gottes und der Könige, die den über alles gestellten Staatswillen verkörperten. In faustischen Kämpfen stellte sich Mickiewicz gegen diese Forderung. Daß seine Phantasie den Kampf in dichterisch-romantischen Hüllen führt, läßt die unmittelbare zeitliche Beziehung auch in den ersten Teilen, die noch vor der zaristischen Vergewaltigung des Dichters geschaffen wurden, nicht verschwinden. In diesen Stücken zeigt sich, daß auch das, was schon der ältesten deutschen Romantik als wertvoll galt, in ihm stark war: das Wurzeln im Boden altüberlieferter Volkskultur. Das wilde Walddüster seiner litauischen Heimat war ihm vertraut, er kannte die seltsame Sprache ihrer heidnischen Vergangenheit, die noch in Sagen und Liedern lebte. Uralte Bräuche, Geisteskultvorstellungen steckten unchristlich in den herbstnächtlichen Festen für die Verstorbenen. Man richtete für sie ein Mahl, um ihnen das Fegefeuerlos zu erleichtern, und sang ihnen Lieder, die der alte Glaube, sie kämen lehrend und warnend auf die Erde zurück, gedichtet hatte. Das gab den ersten Teilen der »Totenfeier« Mickiewicz' die szenische Beseelung. Aber in diesem Rahmen, auf diesem Grunde vollzog sich nun das Ringen seines jungen Lebens, sein Abrechnen mit den Mächten, die aus der realen Welt und Zeit auf ihn eindrangen. Er will ihm Fremdes, Widernatürliches unter sich bringen. In romantisch-dichterischem Bewegen wehrt er sich gegen die verfallsromantische Schwäche, sich in unterirdische Sphären zu verträumen, ins überirdisch-Phantastische zu verflüchtigen. Von einem eigenen Liebeserlebnis aus wirken die sentimentalen Typen der Liebesdichtung, die seinerzeit viel bedeuteten, auf die »Totenfeier« ein: die Gestalten aus Rousseaus »Heloise«, Goethes »Werther«, Frau v. Krüdeners »Valerie«. Dies letzte Buch liegt in der ersten Szene auf dem Tisch eines liebeschwärmenden Mädchens, und nach seinem Helden Gustav Linar, der nichts als die Tugend lieben will, die Liebe zum Weibe nur ungestanden und unverstanden genießt und sich nicht für eines einzelnen Menschen Glück, sondern einzig für das Glück aller begeistert, nach diesem Gustav ist Mickiewicz' Held genannt. Aber nicht, um jenen Krüdenerschen Seraph verteidigend zu verklären. Mickiewicz will vielmehr aussprechen, daß er alles bloße Leben im Geiste, in der Phantasie als unzulänglich ablehnt. Ein Leben im Reich der Schatten ist ein Unding, ein Versehnen in Trauer verdirbt für die Welt. Auf ein Leben »für die Erde« will er hin. Er läßt seinen Helden bei der gespenstischen Totenfeier unter die Abgeschiedenen treten; diese haben ihre Lebensschicksale mitteilen können, jener aber ist verdammt, stumm zu bleiben, und die Feiernden können nur bangen um ihn. »Denn wer nie ein Mensch gewesen, Heil von Menschen wird ihm nicht.« In die ersten Szenen ist ein Chor der Jünglinge gestellt, der ein starkes, warnendes Lied des Lebens singt: zwischen Gräbern mögen Kinder und Greise umgehen,

Jünglinge aber sollen zwischen Dorf und Friedhof, zwischen Wiege und Totenbahre auf des Weges Mitte unter freiem Himmel verharren.

Doch wem von uns, im jungen Leben,
Nicht tüchtigen Armes Wirken gefällt,
Nur Sinnen und Sehnen und träumerisch Weben —
Der ist verloren für die Welt.

Wer Wildnisse sucht, wie schweifende Tiere,
Wie Eulen nächtlichen Umzug hält,
Wer an die Särge pocht wie Vampire —
Der ist verloren für die Welt.[1]

Die romantische Schicksalsgestalt der »Totenfeier« gehört zu diesen Weltverlorenen. Er hat sich von der Erde getrennt, ist eine Irrwahngestalt geworden, ein verzweifelnder Einsiedler und bloßer Schemen seiner Geliebten, in die er Herz und Seele aufgelöst, an die er sein Selbst verloren hat. Er ist ein Toter der Welt, ein Selbstmörder, der nun in Fegefeuerqualen begreift, daß die Seligkeit geschädigt wird, wenn sie den Himmel auf Erden vorweggenießt. In der Stunde der »Totenfeier« können Menschen ihm nicht das Qualenlos erleichtern.

Diese Szenen sind in tiefster Erschütterung geschrieben. Ihre Wirkung sammelt sich in dem Eindruck, daß der Dichter wohl das rettende Ziel spürte, aber keineswegs schon frei war von den umgarnenden Mächten. Er schrieb nicht im Niederschauen auf den beendeten Kampf, sondern mitten im Aufschäumen und Aufspritzen noch in Qualen ringenden Lebensbluts. Doch in der Mächtigkeit dieses Gefühlserlebens zeigt sich ein psychischer Wert, der für des Dichters persönliche Entwicklung wichtig ist. Dies stürmisch arbeitende Verlangen, in sein Verhältnis zu Leben und Menschheit eine dem Gebot seines Fühlens gehorchende Ordnung zu bringen, trieb ihn ins Mystische. Was den Emanzipationskampf des Bürgertums in seinen Anfängen überall kennzeichnet, macht sich auch bei Mickiewicz geltend: das Herausringen aus der überkommenen Kultur beginnt als ein Auseinandersetzen mit den religiösen Autoritäten. Der Inhalt des Gottesbegriffs formt sich um. Wie Dilthey es anschaulich ausdrückt: »Gott wird durch die Aufklärung zum müßigen Zuschauer des großen Schauspiels einer in sich ablaufenden mechanischen Welt gemacht.« Gott wird sogar überhaupt verneint. Menschenmacht mißt sich an Gottesmacht, setzt sich gegen und über sie. Nun sollte das Rad wieder im alten Geleise laufen: die Heilige Allianz forderte: der Mensch solle sich in duldendem Gehorsam als Unterworfener Gottes fühlen. Mickiewicz hat das ganze Hin und Her dieses Kampfes durcherlebt. Er war der Romantiker, der sich als Persönlichkeit behaupten wollte, auch Gott gegenüber, aber ohne Gott aufzugeben. Weil für die geschichtsmaterialistische Ausdeutung des Gottesbegriffs, die der Folgezeit gelang, vorläufig noch die entscheidend wirkenden kulturellen Voraussetzungen fehlten, blieb die Romantik in der Auffassung stecken, Gott sei das Prinzip des Guten, das sich in immer schönerer Vollendung des einmal Geschaffenen durchzusetzen suche. Das war eine moralisch-ästhetische Wertung, nicht eine entwicklungsgesetzliche, die erst das neunzehnte Jahrhundert erobern sollte. Mit

[1] Mickiewicz' »Totenfeier« erschien als zweiter Band der »Poetischen Werke von Adam Mickiewicz«, die der Lemberger Siegfried Lipiner übersetzte und 1887 bei Breitkopf & Härtel in Leipzig herausgab.

dieser Auffassung hing die Ansicht zusammen, daß Gott die Vergeltung sei, auch in der Geschichte, und die politische Unfreiheit, die über den Menschen verhängt wurde, galt nur als Gottesprüfung der Kraft des Selbstbehauptens. Die Intensität des Widerstandes aber ebnete, von dem Glauben an die Befreiung durch göttliche Vergeltung beherrscht, mystischen Auffassungen den Weg, die in diesem Falle also von dem vulgären pietistischen Mystizismus sich psychisch unterscheiden. So war es bei Mickiewicz. Er hatte gegen den pietistischen Seraphismus ein Leben »für die Erde« verlangt. Sollte das nicht eine bloße Phrase bleiben, die einer großgerichteten romantischen Menschennatur nicht genügen konnte, so mußte das Leben eine ernsthaft ausfüllende Aufgabe gewinnen. Die Zeit warf sie ihm zu: sie riß ihn in den polnischen Freiheitskampf, der für ihn jäh mit Kerker und Exil begann und seinem Dichten den Weg auf festem Grunde gab. Die »Totenfeier«-Dichtung blieb freilich fast ein Jahrzehnt lang liegen. Aber was ihr dann hinzugefügt wurde, schloß sich als Erlebnis unmittelbar an jene ersten torsohaft gelassenen Teile an. Indes wie konnte er die Dichtung fortsetzen, da doch der Held tot war? Das war's: das neue Erlebnis half ihm dazu, den Faden gleichwohl fortzuspinnen. Was tot war, war der romantisch-seraphische Wahn, mit dem seine Jugend gerungen hatte. Nicht mehr für die Welt verloren, stürzte sein Leben in neuen, größeren, schwereren Kampf, den die politische Wirklichkeit seinem Eigenwillen auferlegte.

Mit Kerkerszenen setzt der dritte Teil der »Totenfeier« ein. Gustav ist tot, aber geboren ist in dem Augenblick der Erkenntnis dessen Konrad: nur körperlich ist er derselbe, seelisch nicht mehr. Und in die peinbeladenen Szenen der gefangenen, zu Tode drangsalierten Polen und den Greuel ihrer zaristischen Henker drängt sich Konrads Kampf um innere Klärung. In jenen Szenen hat sich der Dichter um historisch treue Darstellung der Vorgänge und der Charaktere der handelnden Personen gemüht. Er sagt im Vorwort der Dichtung: »ohne etwas hinzuzufügen und ohne je zu übertreiben«, und fragt: »Zu welchem Zwecke hätte er auch hinzufügen oder übertreiben sollen? Etwa um im Herzen seiner Landsleute das Gefühl des Hasses gegen den Feind zu beleben? Etwa um Europas Mitleid zu wecken? Was sind alle Grausamkeiten jener Tage im Vergleich mit dem, was das polnische Volk jetzt (nämlich im Anschluß an den polnischen Aufstand von 1830/31) leidet — vor Europas gleichgültig zusehenden Augen?« Er hat diese neue Verfolgung nicht am eigenen Leibe erfahren, denn man ließ ihn nicht über die preußische Grenze, als er kam, um an der Erhebung teilzunehmen. Seine Dichtung hielt sich also an das 1823 Erlebte. Und ihre Szenen wühlen das Innerste auf. Unauslöschlich-wilder Schmerz, Zorn, Haß einer empörten Dichterseele hat sie geformt. Im Namen der Wahrheit hält er ein Strafgericht, das kein Erbarmen kennen soll. Er hat die Szenen geschrieben, um sein Volk zu rächen und um den Glauben zu festigen, daß die Vergeltung ihm sicher sei. Dieser feste Glaube wurde für ihn eine wichtige Errungenschaft der Verfolgungszeit. Er spricht sich darüber selber aus, und die Sätze sind für sein geistiges Wesen bezeichnend: »Alle Schriftsteller, die die damalige Verfolgung in Litauen erwähnen, stimmen darin überein, daß in der Sache der Wilnaer Studenten etwas Mystisches und Geheimnisvolles lag. Der mystische, sanfte, aber unerschütterliche Charakter Thomas Zorns, des Führers der Jugend — die religiöse Entsagung, die brüderliche Eintracht und Liebe unter

den jungen Gefangenen —, das göttliche Strafgericht, das sichtbar die Verfolger ereilte, hinterließen einen tiefen Eindruck im Geiste derer, die den Ereignissen als Zeugen oder Beteiligte gefolgt, und beschrieben scheinen sie den Leser in alte Zeiten zu versetzen: in Zeiten des Glaubens und der Wunder.« Aus dieser Stimmung entsprang das Ziel dieses dritten Teiles der »Totenfeier«. Wie Mickiewicz sich in den ersten Teilen mit einer Idee, die, von den Interessenten der Heiligen Allianz unterstützt, gefahrdrohend umging, auseinandersetzte, so wirft er sich jetzt kämpfend in das Getriebe der Anschauungen, deren Gegenströmung jene Idee war. Verkörperlicht stellt er die Elemente des geistigen Widerstreits gegeneinander: Nachtgeister und Taggestalten, Teufel und Engel; all das, was sich in jenen Zeiten einem Dichter aufdrängte, der hohe sittliche Werte sichern wollte. Die Erdenmenschlichkeit, zu der Konrad sich durchgerungen, wächst in jauchzendem Kraftbewußtsein zu titanischen Maßen. Goethes »Prometheus«, Byrons »Kain« leben in dem Ungestüm, mit dem Konrads Seele in Gedanken und Gefühlen sich aufbäumt und das Ungeheuerste wagt. Sie singt das »große Lied der Schöpferherrlichkeit« und fühlt sich selber als Träger der Gottnatur; fühlt sich Gott gleich, bestürmt ihn mit Fragen, will ihn gebieterisch zur Antwort zwingen, setzt sich schließlich mit Hohn und Drohen über ihn. Gott sei nicht die Liebe, er sei nur die Weisheit. Er droht ihm einen Kampf an, blutiger, als einst Satan ihn gegen ihn führte: »Er rang Verstand wider Verstand, Herz gegen Herz werde ich ringen!« Das ist der Kampf, den das Zeitalter der Aufklärung in tausend Formen durchficht. Mickiewicz lehnt sich gegen die einseitige Verstandesherrschaft auf. Wie einst der junge Goethe. Aber Maßlosigkeit gegen Maßlosigkeit reißt nur einen Abgrund des Zwiespalts auf, macht die ungeheuerste Kraft ohnmächtig: die Einseitigkeit des romantisch eingesetzten Gefühls führt wohl zu leidenschaftlichstem Aufstrotzen und Willenslodern: »Wisse, was nicht der Gedanke zerbricht, entrinnt doch dem Feuer des Herzens nicht.« Aber was wird dies Feuer wirken? Kann es bauen? Wird es zerstören? Konrads entfesseltes Erdengefühl saugt seine Kraft aus der Liebe zum Vaterland:

Nun aber hat meine Seele sich
Einverleibt dem Lande mein;
Mein Leib sog seine Seele ein:
Mein Land und mein Leben, ein einziges Ich.
Mein Name: Million — denn Liebe und Pein
Für Millionen schließ ich in mich.
Ich sehe des Vaterlandes Wunden,
Wie ein Sohn den Vater, aufs Rad gebunden;
Ich fühle des ganzen Volkes Los,
Wie die Mutter den Schmerz der Frucht im Schoß.

Aus diesem Gefühl, in dem wieder Seraphisches irdisch geworden erscheint, flammt die furchtbarste Auflehnung gegen Gott hervor. In wildem Drohen schreit Konrad auf: Gott sei nicht der Vater der Welt, er sei ihr — Zar! schließt der satanische Geist den Satz, und Konrad bricht zusammen. Unter den Händen eines Mönches — Bruder Petrus ist er genannt — bändigt sich sein Rasen. Der Bruder treibt ihm den Versuchergeist aus, der Gott nicht ehrt und Christus nicht anruft. Wie konnte er das auch, wo er den Glauben an seraphische Seligkeiten von sich geworfen hat? Nur die Marien-

gestalt, die Mutter des Heilands, lebte in Konrads Herzen, sie, die eine Zeugin gegen die seraphische unirdische Liebe ist, das Symbol der liebend gebärenden Natur. Diese romantischen Dichter, die der für ihr Erkennen unlösbare Zwiespalt von Ideal und Wirklichkeit in Verzweiflung hetzt, hadern schließlich mit ihrer Phantasie, fragen, ob ihr Flug ins Grenzenlose nicht Hochmut sei, und dann meinen sie, zu festem Boden werde ihren Füßen die Demut zurückverhelfen, die sich dem unerforschlich Höchsten gegenüber bescheiden beugt. Diese Demut hat den irdischen Bedrängern gegenüber keine Pflichten. Viel ist in dem Bruder Petrus verkörpert, alles, was nun in Konrad erstarkt: er ist ein getreuer Eckart der Polen, er trägt und erhebt den Glauben an Gott als rächenden Vergelter, er verkündet Konrad, er werde Christus von Angesicht leibhaftig schauen. Mickiewicz' Wirklichkeitsdrang, der in Romantik stecken bleibt! In großen, bewegten Szenen, die ein Fest im Hause des Senators Nowosilkow zeichnen, steht der Mönch dem Polenschinder gegenüber, umdrängt von Qual, Not und Grimm der Unterdrückten, die zwanggeladen an Schmaus und Tanz teilnehmen müssen und deren Verzweiflungsschrei in die Freuden hereindringt; und gegen den Wüterich, der ihn mit wüster Gewalt bedroht, ihn ins Gesicht schlagen läßt, erhebt sich die Wahrheitskraft der Worte des Mönches: »Gewalt erdulden heißt nicht, ihr gehorchen: Gott leiht sie manchmal auch dem bösen Geist.« Das nahe jähe Verderben, das der Bruder den Zarenschergen einem nach dem anderen prophezeit, beginnt noch während des Festes sich an den ersten Opfern zu erfüllen. Diese Szenen sind voll größter dramatischer Wucht. Sie stammt aus rebellischem Volksgeist, der, in den heiligsten Tiefen aufgewühlt, nichts mehr wissen will von der unbeschränkten Autorität der Gekrönten, ihr die von der Heiligen Allianz usurpierte Hilfe göttlicher Autorität entwendet und sie demokratisiert. Gott wird zum Volkshelfer umgedeutet, und Christus, der »mehr versteht als alle Reichen, Klugen und Mächtigen«, wird unter die Menschen versetzt als einer, der alle Volksschichten durchwandert, Gewissensprediger den Großen, aber von diesen nicht begriffen, Freiheitströster den Kleinen, Bedrückten, deren Einfalt ihn versteht. Daß Christus als irdisches Wesen dargestellt wird, war für Mickiewicz mehr als dichterische Ideenverbildlichung; er glaubte im Ernst, ihm auf Erden begegnet zu sein, und sprach sich in den vierziger Jahren einmal in Paris öffentlich darüber aus, worüber damals auch Hebbel erschreckt und mitleidig den Kopf schüttelte; seinem Realismus ging derartiges freilich nicht ein, aber der romantisch-mystisch gearteten Dichterpsyche einer Zeit, die den Weg von abstrakten Ideen zu realistischen Bestimmtheiten zwar beschritten hatte, aber noch nicht zu Ende gegangen war, muß man solche für uns wunderliche Äußerungen einer intensiv arbeitenden Phantasie als für sie natürlich zugeben. Gerade dieser Zug bringt den polnischen Dichter dem großen Dostojewski so nahe, dessen Dichterkraft in immer neuen Gestalten darum rang, Christus aus seiner russischen Seele heraus zu verlebendigen. Auch Turgenjews »Gedichte in Prosa« zeichnen einmal eine Begegnung mit Christus. Die Verschmelzung religiöser und politischer Ideen stellt Mickiewicz in Nachbarschaft zu seinem Zeitgenossen Lamennais, der auch aus dem Glaubensempfinden her mit den absolutistischen Mächten in Kampf geriet. Der französische Priester hat den polnischen Dichter gut gekannt. Seine Schrift von 1833: »Worte eines Gläubigen«, die von der Papstgewalt als

gefährliche Ketzerei verdammt, bei der bürgerlichen Demokratie aber — Börne übertrug sie begeistert ins Deutsche — als ein unvergleichliches politisches Kleinod eingeschätzt wurde, diese Schrift nahm ihre Form von Mickiewicz' eben erschienenem Werk »Bücher des polnischen Volkes und der polnischen Pilgerschaft«, das mit den Flüchtlingen des Polenaufstandes durch Europa wanderte. Weshalb das religiöse Element in den Bewegungen der Julirevolution überall so stark mittönte, läßt sich also auch an den Einflüssen, unter denen Mickiewicz' Jugend sich entfaltete, erkennen.

Diesem Element gliedern sich organisch die moralischen Empörungen an, die den bürgerlichen Revolutionen eigen waren. Sie gaben dem Kampfpathos von 1830 die mächtige Spannung, der Satire den ätzenden Saft. In Byrons Dichtungen letzter Periode feiern sie Triumphe der großen Form, die auf das poetische Schaffen von Jahrzehnten befruchtend ausstrahlte. Sie konnte diese überall aufgehende Wirkung haben, weil überall ähnliche Zustände den Boden bestellten. Jenes satirische Pathos gibt auch dem Schlußteil der »Totenfeier« seine gesättigte, große Fülle. Mickiewicz schrieb die epischen Stücke, die jetzt unter dem Titel »Petersburg« den Epilog seines Werkes bilden, nur als Intermezzo.[2] Er kam aber nie mehr dazu, das Lieblingswerk seines Lebens fortzusetzen. Der dritte Teil der »Totenfeier« endet mit einer visionären Szene, die wieder das Bild des ersten Teiles aufnimmt und in der nun die Henkersknechte Nowosilkows, von ihrem Schicksal schon ereilt, sich winselnd vorüberschleppen; nach ihnen jagt ein halbes Dutzend Kibitken mit den Opfern der Verfolgung gen Norden in die russische Verbannung. Und nun zeichnet der Epilog in sieben Stücken, was die Verbannten unterwegs und dann in Petersburg sehen: ein Bild Rußlands, des zarischen Riesenreichs, eine Drillspottgeburt gewaltsamer Nachahmung der europäischen Kultur, in der alle echtursprüngliche Volkskultur systematisch zerrüttet erscheint, ein Gefilde beispiellos üppig wuchernder Korruption, der alle Formen der Roheit, Hohlheit, Gemeinheit, Streberei und Spitzbüberei geläufig sind, ein Land barbarischer Sklaverei, in der alle protzige Pracht mit Meeren von Blut und Tränen gebaut ist, in dem es Freiheit nur in der Form der »Freiheit von Moskaus Gnaden« gibt, die in Sibiriens Marterweiten ihr mörderisches Heim erhielt.

Den Giftkelch gieß ich nun weit auf der Menschheit Stätte!
Mein Wort — mein bittres Gift, voll zehrend-heißen Brandes:
Ich sog es aus dem Blut, den Tränen meines Landes;
Es zehr', es brenn' — nicht euch, doch eure Kette!

Klagt einer wider mich — die Klage soll mir heißen
Das Bellen eines Hundes, der sich in den Zwang
Des Halsbands eingelebt so knechtisch und so lang,
Daß er gar beißt die Hand, die's will zerreißen!

Mickiewicz haßt Rußland, das Zarenreich, aber er haßt nicht die Russen. Er widmet die Epiloggedichte demonstrativ seinen russischen Freunden — die eben mitgeteilten Strophen schließen das Widmungsgedicht —, und er nennt die Dichter Rylejew und Bestuschew, die Dekabristen von 1825, von

[2] Vor Lipiners Übersetzung erschien 1878 eine von dem Lemberger A. Zipper bearbeitete unter dem Titel »Petersburg« in dem Hamburger Verlag von Hermann Grüning, der auch für die deutsche sozialdemokratische Parteigeschichte bemerkenswert gewesen ist.

denen jener gehängt, dieser in die sibirischen Bergwerke verschickt worden war. Er hält sich auf der Bahn, auf der für Dostojewski auch die Bedeutung Puschkins für Rußland lag, Puschkins, der mit byronistischer Leidenschaft den Ausweg aus der Verzweiflung seines Landes in der Kraft des russischen Volksgeistes sah. Er haßt einzig das fürchterliche Regiment des Zaren, das einst vielleicht »mit Schwertesgriffel und mit rotem Blut« ins Buch der Welt schreiben werde: »Die Menschheit trage ewiger Knechtschaft Fluch und ihre Siegestrophäe sei — die Knute.« Seine Geißel fegt über die Könige, die dem Zaren fronden als ihrem Gebieter, dem Herrn von Europa; sie fegt über die Schmeichler und Ruhmredner, über Deutsche und Franzosen, die sich von dem Zaren für Bajonettdienste behandeln lassen, wie er seine Häftlinge behandelt, und die er an einer früheren Stelle seiner Dichtung, wo Polen als der gekreuzigte Dulder verbildlicht wird, drastisch schildert: »Lang sind die Arme des Kreuzes über ganz Europa gestreckt, aus drei vertrockneten Völkern wie aus drei trockenen Hölzern gebaut.« Er zeichnet den Riesenplatz, auf dem der Zar seine Truppenmassen exerziert und kommandiert, als Weltmachtreklame sozusagen, den Platz, der da heißt Hetzstall, Putzzimmer, Heuschreckenzucht, Schleifstein, und mit dräuender Menetekelschrift sagt der Dichter, was dieser letzte Name bedeutet:

Wie ein Chirurg
Schleift sich der Zar Lanzetten hier bereit,
Bis er dereinst ausholt in Petersburg
Und zusticht — so, daß ganz Europa schreit;
Doch eh' es weiß, was es für Stich erlitten,
Und Pflaster schafft dem jähen Blutverlust,
Fließt schon das Blut aus des Sarmaten Brust,
Ist schon des Schahs, des Sultans Puls durchschnitten.

Eine Koalition der europäischen Völker gegen diese Kulturgefahr gehörte für Mickiewicz zeitlebens zum Allernotwendigsten der demokratischen Politik. Wie unser Platen, der »das alte Volk des Teut« gegen den moskowitischen Bürger aufrütteln wollte, trat er für ein Zusammengehen von Deutschen und Franzosen gegen den zarischen Osten ein. Er war ein starker, opferbereiter Träger der Polenhoffnung auf Wiederherstellung der Unabhängigkeit des Weichselreichs. Prophetisch ließ er die »Totenfeier« ausklingen: von nächtigem Platz in Petersburg ruft die Stimme eines verbannten polnischen Dichters, eines seherischen Guslars (wie die litauische Volkssage die leitenden Geister der »Totenfeier« nennt) zum erhellten Fenster des Zarenpalastes empor, hinter dem ein Gekrönter vergebens Schlaf erharrt, weil er das Gericht, das ihm verhängt ist, ahnungsvoll nahen fühlt:

Schon! — Eine Kette nur, noch eine hält:
Zerhämmert wird sie — auch die letzte fällt: —
Nicht lange währt's: ich hör', ich hör' die Hämmer —

Mickiewicz war kein lahmer, müder Pessimist, er konnte es kraft der Art und Entfaltung seiner geistigen Natur nicht sein; ihm konnte kein Schmerz den Willen verderben, ob er auch schon zu denen gehörte, die »den Schmerz verachten und den Schmerz doch leiden, in ewiger Pein«. Zäh hielt er an dem Kampfgewinn seiner Jugend fest, der ihn gegen alles Weiche, Sentimentale der verfallenden Romantik feite und durch Hineinreißen in den Freiheitskampf zu leidenschaftlichem Ausharren wappnete. Zwanzig

Jahre nach den Petersburg-Gedichten trieb ihn die alte Überzeugung von der Notwendigkeit, den europäischen Westen gegen den Zarismus vorzutreiben, von Paris nach der Türkei: zur Zeit des Krimkriegs. Eine polnische Freischar wollte er sammeln; er wollte dazu beitragen, Napoleon der Sache der polnischen Unabhängigkeit fester zu verpflichten. In dieser Arbeit raffte ihn 1855 in Konstantinopel die Cholera dahin. Es blieb ihm erspart, zu erleben, daß der Zusammenbruch Rußlands am Schicksal Polens nichts änderte. Und immer noch, wenn auch die besitzstarken Schichten Polens die Lust zu gewaltsamem Verhandeln mit ihren Bedrückern längst verloren, haben die Haßgesänge Mickiewicz' gegen den Zarismus politisches Tagrecht. Auch ihre Stimme hat der Weltkrieg aufhallen lassen.

Literarische Rundschau.

Alexander Kossowitz, Professor in Wien, **Lehrbuch der Chemie, Bakteriologie und Technologie der Nahrungs- und Genußmittel.** Berlin 1914, Verlag von Gebrüder Borntträger. 557 Seiten mit 225 Abbildungen.

An einem Lehrbuch, das das Wissenswerte auf dem Gebiet der Chemie, Bakteriologie und Technologie der Nahrungs- und Genußmittel in zusammenfassender Weise auch für weitere Kreise von Interessierten behandelte, hat es bisher gefehlt; und wer sich auf diesem Spezialgebiet zu orientieren hatte, war gezwungen, sich die Angaben aus den verschiedenen vorliegenden Handbüchern und monographischen Bearbeitungen zusammenzusuchen. Es ist darum das große Verdienst des überaus rührigen Wiener Gelehrten, uns ein so brauchbares Lehrbuch der Chemie, Bakteriologie und Technologie der Nahrungs- und Genußmittel beschert zu haben.

Das Lehrbuch ist zunächst gedacht für den Studenten. Aber auch für die Männer der Praxis, die sich auf diesem Gebiet zu orientieren haben. Und wenn man ein Urteil über das Buch abgeben soll, so kann man mit ruhigem Gewissen sagen, daß es der gestellten Aufgabe in ausgezeichneter Weise gerecht geworden ist. Je mehr man sich mit dem Buche befreundet, desto mehr lernt man das schätzen, was es einem zu bieten vermag.

Die einzelnen Kapitel des Buches behandeln: Fleisch, Wurstwaren und Fleischprodukte, wie Fleischextrakt, Suppenwürze usw. Das Kapitel über Fleisch und Fleischwaren ist besonders reichhaltig und umfaßt etwa 60 Seiten. Es folgt ein Kapitel über Milch und Käse, über Speisefette und Speiseöle. Letzteres Kapitel ist wiederum überaus reichhaltig. Weiter über Getreide, Mehl und Mehlprodukte, Brot- und Backwaren, Gemüse, Obst, Zucker, Gewürze, Kakao, Schokolade, Kaffee, Tee, Bier, Wein und Spirituosen, Essig und Tabak.

Besonders anerkennenswert ist es, daß der Verfasser sich nicht darauf beschränkt, Angaben über die chemische Zusammensetzung der Nahrung und über die Bakteriologie zu bringen, sondern immer wieder auf die einschlägigen Untersuchungsmethoden zu sprechen kommt, denn ohne diese ist ein tieferes Eindringen in das Gebiet vollständig ausgeschlossen. Nicht etwa in dem Sinne, daß jeder, der sich für diese Gebiete interessiert, gleichzeitig ein Praktiker der Nahrungs- und Genußmitteluntersuchung sein muß! Das natürlich nicht. Aber für ein tieferes Eindringen in das Gebiet ist es stets notwendig, daß man sich darüber im klaren ist, welche Untersuchungsmethoden der Forschung zur Verfügung gestanden haben.

Sehr reichhaltig sind die Angaben des Verfassers über die Technologie der Nahrung, und dieser Teil des Buches ist durch eine sehr große Zahl ausgezeichneter Abbildungen ergänzt; ein großer Teil derselben ist überaus lehrreich.

Allen, die ein Nachschlage- und Lesebuch auf dem Gebiet der Nahrungs- und Genußmittel brauchen, kann das Buch von Kossowitz warm empfohlen werden, ins-

besondere denjenigen, die in der einen oder anderen Weise sich als Lehrer der heranwachsenden Jugend zu betätigen haben. Kein anderes Gebiet als das der Nahrungs- und Genußmittelkunde bietet so überaus zahlreiche Möglichkeiten, die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse zu verbinden mit einer Einführung in die Kenntnis vom praktischen Leben. Und die Nahrungs- und Genußmittelkunde bietet da so zahlreiche Anknüpfungspunkte zu den anorganischen und organischen Naturwissenschaften, zur Geographie, zur Ethnographie usw. Und darum bin ich der Meinung, daß eine Einführung der lernenden Jugend in die Nahrungs- und Genußmittelkunde ein überaus dankbares Unternehmen sein würde. Um es ganz besonders zu betonen: nicht etwa, weil ich der Meinung bin, daß man die heranwachsende Jugend von vornherein mit all dem praktischen Zeug des Lebens plagen müsse, um sie für das praktische Leben dadurch schneller gewappnet zu machen. Das keinesfalls. Aber alles Wissen ist in letzter Linie doch fürs Leben, und darum müssen wir jede Gelegenheit ergreifen, Wissen so zu vermitteln, daß daraus ein möglichst großer Vorteil auch für die Praxis des Lebens erwächst. Und auch das kommt noch in Betracht: Das Wissen, das vermittelt werden kann in unmittelbarer Anknüpfung an das Gesehene und Erlebte, das haftet viel besser und wird viel besser verarbeitet als dasjenige Wissen, das an fremden und wenig geläufigen Objekten vermittelt werden muß. Lipschütz.

Arturo Salucci, **Il tradimento di Marx** (Marx' Verrat). Milano 1915, Rava & Co. 66 Seiten.

Auf einem knallroten Umschlag die Gesichtszüge Marx' mit einigen kräftigen Federstrichen verwischt und entstellt; dieses die Aufmachung der Saluccischen Broschüre. Die Zeichnung wäre symbolisch, wenn es sich um die Arbeit eines etwas impulsiven Marxjüngers gehandelt hätte, der den nunmehrigen Lauf der Geschichte mit seinen eigenen Vorstellungen von des Meisters Lehre nicht vereinbaren kann und keinen anderen Ausweg aus der somit entstandenen Schwierigkeit findet, als die verzweifelte Abkehr vom Gegenstand seiner ersten Liebe. Aber Salucci ist weit über die ersten Jünglingsjahre hinaus und kann alles anderen eher geziehen werden als der naiven Impulsivität. Was sonst als Leidenschaft gedeutet werden könnte, ist bei ihm Berechnung. Er gehört zu der großen Schar derer, die die gegenwärtigen Ereignisse — und namentlich vor allem die sogenannte Krisis in der Sozialdemokratie — für ihre eigenen Zwecke und Liebhabereien auszubeuten hoffen. Jetzt oder nie! sagen sie sich und gehen mit einer wahren Todesverachtung und Vehemenz an die Vernichtung ihres alten Gegners, des revolutionären Marxismus, der ihnen seit jeher schon manche schlaflose Nacht bereitet hat. Die ältesten Rechnungen werden dabei präsentiert, mit der stillen Hoffnung, daß man wenigstens dieses Mal ihre Richtigkeit nicht mehr so genau prüfen wird; Einwände, die sich schon längst bei hellichtem Tage auf die Straße nicht mehr hinausgewagt haben, stolzieren jetzt vor aller Welt herum, als ob es sich so von Rechts wegen gehören würde. Auch Salucci betrachtet die jetzige »Konjunktur« offenbar von diesem Standpunkt aus. Es erübrigt sich, an dieser Stelle sämtliche Beweisstücke von Karl Marx' »Verrat«, die Salucci ins Treffen führt, durchzugehen: es sind alles, wie gesagt, alte Bekanntschaften, deren Erneuerung man sich heutzutage ruhig schenken kann. Wir wollen aber dem Leser jene Einwände nicht vorenthalten, auf die Salucci sozusagen durch eigenes Nachdenken gekommen ist.

Praktisch, meint Salucci, haben ja die Sozialdemokraten jetzt gezeigt, wie es um sie steht. Aber auch theoretisch waren sie schon seit jeher ganz erbärmliche Gesellen. Man macht zum Beispiel viel Aufhebens mit ihrem geistigen Hauptführer, mit Karl Marx. Was hat denn aber dieser Marx so Außerordentliches geleistet? Nichts, oder noch viel weniger als nichts! Salucci ist sehr kurz angebunden bei der »Beurteilung« seiner Werke. Wir überlassen ihm das Wort: »Das Kapital von Karl Marx ist ein gescheiterter Versuch einer wissenschaftlichen Theoretisierung

(teorizzazione scientifica) des Sozialismus; es vernichtet sukzessive in jedem neuen Band die Behauptungen des vorhergehenden, ist vollgepfropft mit Sophismen und strotzt von Fehlern. Was aber das ‚Kommunistische Manifest' betrifft, das im Jahre 1848 erschienen ist und für das Glaubensbekenntnis der ganzen Schule gegolten hat, so ist es eigentlich nichts anderes als ein buchstäbliches Plagiat (plagio litterale) des Manifestes der französischen sozietären Schule (scuola societaria francese), verfaßt von Considerant.« Man sieht, Herr Salucci hat sich auch hier nicht sehr mit eigenem Nachdenken oder Forschen angestrengt, sondern nur ganz alte Ladenhüter der professionellen Marxvernichtung hervorgeholt. Doch Salucci hat auch die Motive entdeckt, die für Marx maßgebend gewesen sind. Er läßt sich darüber wie folgt vernehmen: »Bekannt sind Marx' verzweifelte Anstrengungen, den Sozialismus zum Vorteil des Geschäftshauses Marx-Engels (a beneficio della ditta Marx-Engels) zu monopolisieren. . . .« Diese schöne Wendung sieht auf den ersten Blick in der Tat etwas originell aus. Man sieht aber alsbald, daß auch sie nur dem bewährten Schimpflexikon der Anarchisten entlehnt ist. Daß Marx ein »Pangermanist« und krasser Nationalist gewesen, haben Salucci schon Guillaume, Gardenin und Laskine vorweggenommen; daß die deutsche Sozialdemokratie von ihrer Regierung käuflich erworben ist, pfeifen ebenfalls sämtliche Spatzen von den Dächern jener Anstalten herunter, in denen neueste Geschichtsphilosophie gelehrt wird. Kurz: »Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken, was nicht die Vorwelt schon gedacht?«

Wie hoch die Flut steigen wird, die jetzt alle diese Marxvernichter emporhebt, liegt im Schoße der Götter verborgen. Aber solange sie keine wuchtigeren Geister als Salucci e tutti quanti zeitigen wird, wird sich ihr Anprall wohl aushalten lassen. O. B.

Literatur zu den Kriegsnotgesetzen. Dr. R. Wassermann und L. Erlanger, Rechtsanwälte in München, Die Kriegsgesetze privatrechtlichen Inhalts, erläutert. 2. Auflage. München 1915, Verlag J. Schweitzer. 373 Seiten. — Justizrat Dr. Bernhard Mayer, Rechtsanwalt in München, Das private Recht des Krieges in materieller und formeller Beziehung. Systematische Darstellung. München 1915, Verlag J. Schweitzer. 283 Seiten.

Während sonst in der Regel schon einige Wochen nach dem Erscheinen ziemlich unwichtiger Gesetze die Kommentare wie Pilze aus dem Boden schießen, hat es verhältnismäßig lange gedauert, bis die anläßlich des Krieges erlassenen Gesetze wissenschaftliche Bearbeitung gefunden haben. Der Grund für diese auffallende Tatsache dürfte darin liegen, daß in der ersten Zeit des Weltkrieges selbst die ärgsten Pessimisten nicht geglaubt haben, daß dieser Krieg länger als wenige Monate ertragen werden könne, so daß eine Bearbeitung der Kriegsgesetze bei ihrem Erscheinen bereits so gut wie wertlos geworden wäre. Es kommt hinzu, daß bisher fast jeder Tag neue gesetzliche Bestimmungen gebracht hat, so daß auch aus diesem Grunde jeder Autor mit der Gefahr rechnen muß, daß sein Werk bereits beim Erscheinen teilweise veraltet ist. Der Mangel an wissenschaftlicher Bearbeitung hat die Rechtsprechung zu den Kriegsgesetzen auf das ungünstigste beeinflußt. Es hat sehr lange gedauert, bis sich in den wichtigsten Zweifelsfragen bei Auslegung der Kriegsgesetze eine einigermaßen feststehende Gerichtspraxis herausgebildet hat.

Der erste brauchbare Kommentar zu den Kriegsgesetzen privatrechtlichen Inhalts ist der hier angezeigte von Wassermann-Erlanger. Er enthält in seiner jetzt vorliegenden zweiten Auflage die Gesetzgebung nach dem Stande vom 1. Juni 1915. Die wichtigsten Gesetzgebungsmaterialien sind beigegeben. Die bisher erschienene sürgliche Literatur und die Rechtsprechung sind ausreichend zitiert. Die Verfasser haben sich aber nicht hierauf beschränkt, sondern sie haben fast überall auch ihre eigene Ansicht über die Auslegung der Bestimmungen dargelegt. Soweit es sich durch zahlreiche Stichproben feststellen läßt, muß gesagt werden, daß der Kommentar trotz seines handlichen Formats in keiner wichtigen Auslegungsfrage den Benutzer

im Stiche läßt. Die Anmerkungen sind leicht verständlich gehalten, so daß der Kommentar auch dem gesetzeskundigen Laien gute Dienste leistet. Er kann deshalb unseren Arbeitersekretären und Gewerkschaftssekretären angelegentlich empfohlen werden. Daß sich über die Ansicht der Verfasser oft streiten läßt, ist bei einem juristischen Buche selbstverständlich. So erscheint mir die Ansicht, daß gegen die Ehefrau eines im Felde befindlichen Mieters, die zusammen mit ihrem Ehemann eine Wohnung gemietet hat, ein Räumungsurteil zulässig sein soll (S. 36), falsch. Da die Verfasser jedoch der Ansicht sind, daß in solchem Falle die Vollstreckung eines Räumungsurteils nicht zulässig ist — ein Standpunkt, der ja auch vom preußischen Justizminister geteilt wird —, so bringt ihre Auffassung keine erheblichen Schädigungen für die Kriegerfrauen in dieser für die Arbeiterbevölkerung wohl wichtigsten Auslegungsfrage der Kriegsgesetze mit sich. —

Viel weiter ist der Umfang, den Mayer seiner Arbeit gesetzt hat. Er beschränkt sich nicht auf die Erörterung der anläßlich des Krieges erlassenen neuen Gesetze, sondern gibt eine Übersicht des ganzen Privatrechts, soweit es durch den Krieg betroffen wird. Der weite Umfang eines derartigen Themas bringt es mit sich, daß die einzelnen Erörterungen meist aphoristisch gehalten sind. Mit Recht nimmt Mayer an, daß zwischen Eheleuten, die gemeinsam eine Wohnung gemietet haben, in bezug auf den Räumungsanspruch ein Fall der notwendigen Streitgenossenschaft vorliegt, so daß eine Räumungsklage gegen die Ehefrau eines Kriegsteilnehmers unzulässig ist (S. 217). Auch Mayers Buch ist leicht faßlich geschrieben und kann den mit der rechtlichen Beratung der Arbeiter betrauten Personen gute Dienste leisten.

Siegfried Weinberg.

Anzeigen.

(Besprechungen hier angezeigter Schriften behält sich die Redaktion vor.)

Th. Leipart, Vorsitzender des Deutschen Holzarbeiterverbandes, **Kriegsinvaliden und Gewerkschaften.** Material zur Kriegsinvalidenfürsorge. Berlin, Verlag der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands (C. Legien). 88 Seiten. Preis 50 Pfennig, für gewerkschaftliche Organisationen und deren Mitglieder 20 Pfennig.

Die Schrift, die im Auftrag der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands herausgegeben ist, sollte ursprünglich allein die Stellung der Gewerkschaften in der Frage der Kriegsinvalidenfürsorge darlegen und den Vertretern der Gewerkschaften, die von der Reichsregierung zur Mithilfe bei der Fürsorgeorganisation herangezogen werden, eine Richtschnur geben; sie bringt aber auch Informationsmaterial, das in der praktischen Organisation der Kriegsinvalidenfürsorge Verwendung finden kann. Nach einem allgemeinen Überblick über die Beschlüsse des Reichstags und die Zahl der Kriegsteilnehmer wird eingehend erörtert die Fürsorge des Reiches und der Militärverwaltung, die Beteiligung der Sozialversicherung, die Möglichkeit der Wiederbeschäftigung, die Organisation der Fürsorge, das Interesse und die Aufgaben der Gewerkschaften. Die Schrift wendet sich noch gegen den vom Landesvorstand der sozialdemokratischen Partei im Königreich Sachsen gefaßten Beschluß, der die Mitwirkung an der Kriegsinvalidenfürsorge allen Genossen, und zwar auch als Privatpersonen verbietet, die Ämter bekleiden, die sie den Organisationen verdanken; dieser Beschluß sei ein unzulässiger Eingriff in die Rechte der Gewerkschaften, für die es eine Versündigung an den ihnen anvertrauten Arbeiterinteressen wäre, wenn sie nicht mitarbeiten wollten. — An die Ausführungen des Genossen Leipart schließt sich ein Anhang, der im Wortlaut verschiedene wichtige Ministerialerlasse, Statuten, Richtlinien für Eingaben und dergleichen wiedergibt, die sich auf die Kriegsinvalidenfürsorge beziehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 5 Ausgegeben am 29. Oktober 1915 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Persönliche Überzeugung und Parteidisziplin.

Von K. Kautsky.

Was als Wille der Gesellschaft auftritt, ist das Ergebnis des Aufeinanderwirkens, Zusammen- und Gegeneinanderwirkens des Wollens zahlreicher Einzelindividuen. Je kraftvoller diese Individuen und ihr Wollen und je größer die Übereinstimmung unter ihnen, desto größer die Kraft dessen, was als Wille der Gesellschaft erscheint, als die Triebkraft, die sie bewegt.

Das gilt für jedes gesellschaftliche Gebilde, also auch für die Parteien. Ihre Triebkraft ist der Wille ihrer Mitglieder, auf die Staatsgewalt einzuwirken oder sich ihrer zu bemächtigen, um sie bestimmten gesellschaftlichen Zwecken dienstbar zu machen. Dieser Wille wird sich um so energischer äußern und bei sonst gleichen Umständen um so größere Erfolge erzielen, je größer das Vertrauen der Parteimitglieder zu sich und zu ihrer Sache und je gewaltiger der Kampfpreis, je größer also das Ziel, das sie sich setzen.

Man muß nach dem bekannten Wort begeistert sein, um große Dinge zu vollbringen. Aber auch umgekehrt läßt sich sagen, daß man nur dann begeistert wird, wenn man das Bewußtsein hat, große Dinge zu vollbringen.

Je größer das Ziel, je weiter es gesteckt ist, je mehr es das ganze Leben des Individuums erfüllt, desto mehr wird dessen Lebensarbeit eine einheitliche sein, frei von Widersprüchen, die stets einen furchtbaren Kraftverlust bedeuten.

Dies die große, praktische Bedeutung der weiten und hohen Ziele, das heißt der Ideale.

Unser Wirken im politischen Kampfe wird um so begeisterter und einheitlicher, demnach um so kraftvoller sein, je höher unsere Ziele, je mehr sie uns ganz erfüllen. Dazu kommt man aber nur durch persönliche Arbeit, persönliches Denken und Ringen. Das Ideal kann, wenn es wirksam sein soll, nicht etwas von anderen Auferlegtes oder gar Aufgezwungenes sein. Es muß getragen sein von der festen *persönlichen* Überzeugung seiner Notwendigkeit.

Indes bei aller Kraft, die die persönliche Überzeugung verleiht, bleibt selbst die stärkste Persönlichkeit machtlos im politischen Kampfe, wenn sie keine Kampfgenossen findet. Und je größer das Staatswesen, je demokratischer es ist, je zahlreicher die Massen, die in ihm um die Staatsgewalt kämpfen, desto irriger wird der Satz, daß der Starke am mächtigsten allein ist. Nur durch Gewinnung und Zusammenfassung Gleichgesinnter zu geschlossenem und planmäßigem Zusammenwirken vermögen sich da Elemente zu behaupten, die über keine anderen Machtmittel verfügen als die eigene Person, denen nicht erkaufte oder erzwungene Dienste anderer zu Gebote stehen.

Dieser Zusammenfassung stellt sich jedoch ein großes Hindernis entgegen in dem persönlichen Charakter der Überzeugung. Schon bei einfachen Organismen findet man nicht zwei, die einander völlig gleichen. Am allerwenigsten ist das der Fall beim Menschen, dem kompliziertesten und anpassungsfähigsten aller Organismen. Im Menschen selbst sind wieder die Organe des Geistes am kompliziertesten und wandlungsfähigsten. Und je mehr die Gesellschaft und ihr Verkehr sich entwickeln, die Rassen sich mischen, die sozialen Bedingungen mannigfaltiger werden, um so verschiedenartiger die geistigen Fähigkeiten und Neigungen der einzelnen sowie die Eindrücke, die auf sie wirken und die Bedürfnisse und Überzeugungen der einzelnen formen.

In demselben Maße, in dem die Gesellschaft sich entwickelt, wächst daher die Mannigfaltigkeit der Anschauungen und Überzeugungen in ihrer Mitte, während gleichzeitig in der Politik wie im Kriegswesen und der Ökonomie immer größere Menschenmengen ins Feld geführt werden und nur die größten Massen entscheiden.

Die Zusammenfassung mehrerer zu gemeinsamem politischem Wirken ist nur unter der Voraussetzung möglich, daß ein jeder ein Stückchen seiner Eigenart opfert. Für dieses Opfer wird er belohnt durch die vermehrte Kraft, die ihm aus der Vereinigung erwächst, einer Kraft, die größer ist als die bloße Summe der Einzelkräfte. Denn die Vereinigung erzeugt in dem einzelnen Mitglied neue Kräfte, die es für sich allein nicht entwickeln könnte. Andererseits wirkt indes jeder am energischsten dort, wo er ganz und uneingeschränkt von seiner persönlichen Überzeugung getragen wird. Je mehr er bei einer Aktion seiner Überzeugung Gewalt antun muß, desto geringer wird seine Begeisterung sein, desto matter seine Betätigung.

So bewegt sich jede Parteibildung und Parteibewegung zwischen zwei großen Gegensätzen. Die Masse der Partei und damit ihre Kraft verspricht in dem Maße zu steigen, in dem sie toleranter gegen verschiedene Überzeugungen wird. Und doch erheischt jede Parteiaktion zu ihrem Gelingen, daß sie in einheitlichem Sinne geschieht, nur von *einer* Meinung getragen wird, und daß sich zu diesem Behufe die Minderheit der Mehrheit unterwirft, das heißt Parteidisziplin wahrt.

Andererseits: der einzelne wird an der Parteiaktion um so energischer teilnehmen, je mehr sie seiner Überzeugung entspricht. Und doch darf es nicht von seinem persönlichen Belieben abhängen, ob und wie er an ihr teilnehmen will oder nicht.

Es ist ein ewiges Problem jeder Parteibewegung, stets die richtige Mitte zwischen den Bedürfnissen der Parteidisziplin und denen der persönlichen Überzeugung zu finden; dafür zu sorgen, daß sich nicht Krethi und Plethi eindrängt und doch nicht bornierte Sektiererei die Ausdehnung der Partei hemmt. Und andererseits, daß die Einheitlichkeit und Geschlossenheit ihrer Aktionen gewahrt bleibt und doch keine mit dem Parteizweck vereinbare Überzeugung vergewaltigt wird. Ihre höchste Kraft wird eine Partei dann entfalten, wenn ihre Politik gleichzeitig die strengste Disziplin und die hellste Begeisterung zu erzeugen vermag, eine Begeisterung, wie sie nur persönlicher Überzeugung, nicht der Unterordnung unter fremdes Wollen entspringen kann. Es ist nicht immer einfach, diesen gegensätzlichen Ansprüchen gerecht zu werden. Doch darf man die Schwierigkeit auch nicht übertreiben.

Wir haben oben darauf hingewiesen, daß sich zwei Organismen nie völlig gleichen, auch wenn sie noch so nahe verwandt sind. Aber die Ungleichheit tritt nur zutage, wenn man ein Individuum mit einem anderen oder wenigen anderen vergleicht. Betrachtet man dagegen eine große Zahl gleichartiger Individuen, dann tritt das Gemeinsame, das Wesentliche und Typische so stark zutage, daß alle individuellen Unterschiede darüber verschwinden. Das gilt auch von ihren Anschauungen und Überzeugungen. Gleiches erzeugt unter gleichen Bedingungen Gleiches. Menschen in gleicher Lebenslage, mit gleichen Interessen, gleichen Bildungsmöglichkeiten, gleichen Traditionen werden die Tendenz zeigen, die gleichen Anschauungen und Überzeugungen zu entwickeln, und in großer Masse werden sie auch bei allen individuellen Abweichungen tatsächlich von der gleichen Überzeugung getragen werden. Die Wucht dieser Übereinstimmung kann bei einer großen Zahl von Individuen der gleichen Klasse so gewaltig werden, daß sie von selbst, ohne jedes Zwangsmittel, alle kleinen Unterschiede der persönlichen Überzeugungen abschleift, alle zu gemeinsamer begeisterter Aktion fortreißt, das Maximum von Begeisterung wie von Parteidisziplin hervorruft. Darauf beruht die Kraft einer Partei, die eine Klassenorganisation wie eine Massenorganisation darstellt.

In den Anfängen einer Partei, solange sie noch klein ist, fehlt dieses zusammenhaltende Moment. Im Gegenteil, eine junge aufstrebende Partei kann nur von Elementen gebildet werden, deren persönliche Überzeugung von der der Masse abweicht und kraftvoll genug ist, sich zu ihr in Widerspruch zu setzen. Solche Kräfte zu vereinigen und zu disziplinieren hält schwer. Die Anfänge neu aufstrebender Parteien sind daher stets sehr chaotisch, so lange, bis eine überwältigende Persönlichkeit auftritt, die alle anderen Individuen weit überragt und fesselt. Gerade die Anfänge einer neuen Partei bieten aber auch die besten Bedingungen zum Aufkommen solcher überwältigender Persönlichkeiten. Neue Parteien bilden sich in Zeiten revolutionären Sturmes und Dranges, in denen nicht nur die alten Institutionen, sondern auch die alten Anschauungen ihren Boden verlieren, die Geister gezwungen werden, aus den bisherigen Schablonen herauszutreten, einen neuen Boden zu schaffen. Da erstehen den Menschen neue große Zwecke, und mit diesen Zwecken wachsen auch die Menschen, wächst ihre Kühnheit im Denken und Handeln.

Andererseits rekrutieren sich die ersten Elemente der Partei einer neu aufstrebenden Klasse aus Schichten, die dem politischen Leben bisher fernstanden, denen jede Bildungsmöglichkeit versagt war. Gesellt sich zu ihnen in ihrem dunklen Drange ein Mann, der, aus welchen Gründen immer, bewaffnet ist mit der Wissenschaft seines Jahrhunderts und mit vollkommener Kenntnis der alten Parteien und ihrer Politik; ein Mann, der dabei zu jenen naiven Leuten kommt nicht wie die anderen Vertreter der Wissenschaft und Politik, um sie fremden Zwecken dienstbar zu machen, sondern um ihre Kraft zu ihrer eigenen Befreiung zu entfesseln, dann gewinnt er rasch ihr Vertrauen, ja ihre schwärmerische Verehrung. Aus der Hingabe an den geliebten Führer und sein Programm erwachsen in gleicher Weise die begeisterte Überzeugung wie die Parteidisziplin.

Es ist kein Zufall, daß die Anfänge aufstrebender, namentlich demokratischer Parteien fast stets auf gewaltige Persönlichkeiten zurückgehen. In

großen, alten Parteien machen sie sich wenig bemerkbar. Deren Lebensbedingungen erzwingen weniger das Ringen nach Umwälzung des Denkens; sie bewegen sich auf bekannten, erprobten Pfaden. Andererseits aber ist in älteren Parteien die Masse ihrer Anhänger politisch reifer, unterrichteter und die Zahl der Talente, über die sie verfügt, größer. So wird es immer schwieriger, daß einzelne Personen eine weit überragende Stellung erreichen.

Die Bedingungen für den Kultus einzelner großer Persönlichkeiten schwinden durch das Wachstum der Partei. Man kann aber auch sagen, daß dieser Kultus, so sehr er die Bildung einer Partei anfangs erleichtert, ihre Ausdehnung später erschwert. Er wird nicht nur zu einem Hemmnis selbständigen Denkens, sondern er führt auch zur Zersplitterung dort, wo mehrere große Persönlichkeiten mit verschiedenen persönlichen Überzeugungen nebeneinander in der Bewegung auftauchen. Jeder versammelt um sich eine besondere Gruppe, die, anstatt mit den anderen zusammenzuarbeiten, sie wütend bekämpft. Sektiereien und Spaltungen kennzeichnen dieses Stadium.

Seine Überwindung steht mit dem Anwachsen der Partei zur Massenpartei in engster Wechselwirkung. Damit werden die trennenden Momente ausgeschaltet, die aus den verschiedenen persönlichen Überzeugungen der Führer erstehen.

Aber neue Differenzmöglichkeiten bilden sich nun in der Masse selbst. Setzt sich die kleine Partei der Anfänge aus Individuen zusammen, die der Masse in hohem Grade selbständig und kritisch gegenüberstehen, so überwiegen dagegen in der gewachsenen Partei naturgemäß die Einflüsse der Masse. Diese ist jedoch in keinem Großstaat homogen. Schon im Individuum wird seine Abhängigkeit von seiner Umgebung und seinen Lebensbedingungen merkbar. In der Masse tritt diese Abhängigkeit noch stärker zutage. Ihre verschiedenen Lebensbedingungen — inbegriffen Bedingungen der Arbeit, der Bildung, der Betätigung in politischen und sonstigen Organisationen — können große Verschiedenheiten in ihrer Mitte erzeugen: Verschiedenheit von Stadt und Land, Großstadt und Kleinstadt, Bezirke mit hochentwickelter Großindustrie und solche mit vorwiegendem Handwerk, mit Schwerindustrie und mit Textilindustrie, Bezirke mit größerer und solche mit geringerer politischer Freiheit usw. Dazu gesellt sich bei fortschreitendem Anwachsen der Bewegung noch die Arbeitsteilung in ihren Reihen, die in ihren Anfängen unbekannt ist, wo jeder versuchen muß, alles zu machen. In der Arbeiterbewegung wird da namentlich wichtig die Arbeitsteilung zwischen Partei und Gewerkschaft.

So ersteht eine neue Quelle verschiedener Überzeugungen innerhalb der gleichen Bewegung; es sind natürlich auch persönliche Überzeugungen, denn andere gibt es nicht. Aber die Differenzen gehen nicht mehr von einzelnen Personen aus, sie sind solche zwischen bestimmten Gruppen und Schichten. Damit nimmt aber auch der Gegensatz zwischen Überzeugung und Disziplin eine neue Form an. Er wird kompliziert dadurch, daß der einzelne nunmehr innerhalb der Bewegung verschiedenen Gruppen oder Organisationen gleichzeitig angehört, die mitunter verschiedene Richtungen einschlagen. Da gerät nicht bloß die persönliche Überzeugung in Konflikt mit den Geboten der Disziplin, sondern auch die eine Disziplin in Konflikt mit der anderen.

So nimmt das Verhältnis zwischen persönlicher Überzeugung und Disziplin im Wandel der Zeiten die mannigfachsten Gestalten an, aber das Problem bleibt stets insofern das gleiche, als es stets gilt, Formen zu finden, die es erlauben, das Maximum an Geschlossenheit mit dem Maximum an Begeisterung gleichzeitig zu produzieren.

Wie immer Organisation und Praxis einer Partei es auch anstellen mögen, um die Ansprüche der persönlichen Überzeugung und die der Parteidisziplin miteinander zu versöhnen, eine Vorbedingung muß unter allen Umständen gegeben sein: vollste Freiheit der Meinungsäußerung innerhalb des Parteiorganismus. Nur sie vermag einer Minderheit jene begeisterte Hingabe an ihn zu wahren, ohne die nichts Großes geleistet werden kann. Nur sie vermag bei länger dauernden und tiefer gehenden Differenzen die Minderheit an die Partei zu fesseln.

Damit kommen wir aus dem Gebiet der theoretischen Erörterung auf das der praktischen Konsequenzen des Problems, das uns hier beschäftigt, nicht aus akademischen, sondern aus sehr aktuellen Erwägungen heraus. Denn gerade heute, im Kriege, sind für das Verhältnis zwischen Mehrheit und Minderheit in unserer Partei ganz neue Bedingungen eingetreten, die die Freiheit der Meinungsäußerung für die Minderheit sehr beengen.

Die Untersuchung dieser Frage erheischt einen eigenen Artikel.

Die Zimmerwalder Konferenz.

Von E. M.

Sozialistische Konferenzen und Konferenzresolutionen — und gar noch Internationale — stehen heute nicht in allzu hohem Kurse. Auch in Parteikreisen wird besonders von einer Seite, mit ganz bestimmter Absicht, die Bedeutung der früheren internationalen Kongresse verkleinert oder ganz geleugnet. Aber wenn auch zugegeben werden muß, daß in fast allen Ländern nur ein Teil des organisierten Proletariats sich ernsthaft bemüht, die praktischen Forderungen der internationalen Beschlüsse (vor allem die im Schlußabsatz der Stuttgarter Resolution 1907: »Falls der Krieg dennoch ausbrechen sollte, sind sie verpflichtet...«) in die Wirklichkeit umzusetzen, so kann doch nicht bestritten werden, daß schon die bloße Existenz dieser — wie man so gern geringschätzig sagt — »papierenen« Beschlüsse für breitere Schichten mahnend und wegweisend wirkt und mit weiterer Verlängerung der Kriegsdauer verstärkt wirken wird. Während der Wert einer internationalen Konferenz in Friedenszeiten ausschließlich von dem Inhalt der dort gefaßten Beschlüsse abhängig ist, ruht die Bedeutung eines solchen Kongresses in Kriegszeiten schon in der bloßen Tatsache, daß überhaupt Personen aus den verschiedenen Ländern einschließlich der kriegführenden Staaten sich darauf einigen, ein gemeinsames Ziel praktischen Verhaltens aufzustellen.

Das gegenwärtige Auseinanderstreben der sozialistischen Internationale wird gewiß nicht etwa dadurch allein charakterisiert, daß die Vertreter sämtlicher sozialistischer Parteien bisher nicht räumlich zusammengekommen sind. Aber die Tatsache, daß an dem Widerspruch e i n e r Parteileitung überhaupt jede Konferenz auch aller übrigen Parteien scheitert, ist der bezeichnendste Aus-

druck dafür, wie dünn bei der jetzigen Haltung der Parteien die internationalen Fäden geworden sind. Meines Erachtens wird die Schuld an der Unmöglichkeit einer Konferenz der Parteileitungen viel zu einseitig allein den französischen Genossen zugeschrieben. Wären die übrigen Parteien zunächst einmal zu einer Zusammenkunft trotz Selbstausschluß der Franzosen bereit, dann wäre schon viel gewonnen und ein moralischer Druck auf die Franzosen, sich ebenfalls zu beteiligen, ausgeübt.

Aber die formelle Absage der französischen Parteiinstanzen ist ja keineswegs das Entscheidende. Gerade die deutschen Genossen, die diese Weigerung so lebhaft als einzigen Grund für die Unmöglichkeit internationaler Konferenzen während der Kriegszeit betonen, hindern durch ihre eigenen Anschauungen über die Aufgaben der sozialistischen Parteien im Kriege eine prinzipielle Verständigung zwischen den Parteien. Wenn Vandervelde, Sembat, Plechanoff und David heute zusammenkämen, wüßte ich wirklich nicht, was sie anderes tun könnten als sich bestätigen, daß die vollkommene Solidarität mit der eigenen Regierung notwendig, die bisherige Politik der von ihnen vertretenen Parteien oder Gruppen durchaus berechtigt, eine Änderung dieser Haltung unmöglich und eine Einigung auf ein gemeinsames Aktionsprogramm mindestens während der Kriegszeit aussichtslos sei.

Daraus, daß alle bisherigen Bemühungen, auch nur eine Sitzung des Internationalen Bureaus zustande zu bringen, gescheitert waren und weitere ebenfalls aussichtslos erscheinen müssen, leiteten die Veranstalter und Teilnehmer der Internationalen Sozialistischen Konferenz zu Zimmerwald (Schweiz) für sich das Recht her, als Vertreter von Sozialisten ihres Landes die internationalen Fäden wieder anzuknüpfen. Über die Vorgeschichte dieser Konferenz ist in der Schweizer Parteipresse (vergl. zum Beispiel Züricher »Volksrecht« vom 18., 20. und 21. September 1915) ausführlich berichtet worden. Es mag deshalb hier genügen, festzustellen, daß die Initiative zur Konferenz von dem Vorstand der italienischen Partei ausging, in dessen Auftrag der Abgeordnete Genosse Morgari verschiedentlich mit Parteigenossen aus kriegführenden und neutralen Ländern persönlich konferiert hatte. Die italienische Partei, die während der ganzen Kriegszeit die sozialistischen Ideale trotz aller Schwierigkeiten so tapfer vertreten hat, war durch diese Haltung zur Einberuferin der Konferenz besonders geeignet und hat damit der Internationale einen neuen Dienst erwiesen.

Die Einladungen zu der Konferenz waren mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft. Da eine gemeinsame Aktion aller sozialistischen Parteien an der Haltung einzelner offizieller Parteien bisher gescheitert war, beschränkten sich die Einladungen nach dem offiziellen Konferenzbericht auf »alle Parteien, Arbeiterorganisationen oder Gruppen von ihnen, von denen bekannt war, daß sie auf dem Boden der alten Grundsätze und der Beschlüsse der Internationale verblieben seien, und bei denen vorausgesetzt werden konnte, daß sie bereit wären, gegen die Burgfriedenspolitik aufzutreten und auf der Grundlage des proletarischen Klassenkampfes für eine gegen den Krieg gerichtete gemeinsame, gleichzeitige Aktion der Sozialisten in den verschiedenen Ländern einzustehen«. (Züricher »Volksrecht« vom 20. September 1915.) Ob dieser Maßstab, zumal bei der Einladung der Parteien neutraler

Staaten, streng einheitlich angelegt worden ist, mag von diesem oder jenem bezweifelt werden. Organisationen, die im übrigen mit der Tatsache und den inhaltlichen Beschlüssen der Zimmerwalder Konferenz einverstanden sind, werden gegen irgendeinen Formfehler um so weniger empfindlich sein, als infolge besonderer Schwierigkeiten für Vertreter einzelner Parteien eine geplante (letzte) Vorkonferenz unmöglich wurde, auf der die Frage der Einladungen endgültig geregelt werden sollte.

Offiziell vertreten waren die Parteien Italiens, Rußlands (Zentralkomitee und Organisationskomitee der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, Zentralkomitee der Sozialistisch-Revolutionären Partei; ferner Sozialdemokratie Lettlands und der »Bund«), Polens, Rumäniens, Bulgariens (Engherzige). Für Schweden und Norwegen waren Vertreter des Sozialdemokratischen Jugendbundes erschienen, für Holland eine Vertretung der Gruppe »De Internationale«. Der schweizerische Parteivorstand hatte eine offizielle Beschickung abgelehnt, den einzelnen Genossen die Beteiligung aber ausdrücklich freigestellt. Aus Frankreich waren Mitglieder der Partei und des Allgemeinen Gewerkschaftsbundes anwesend. Ein Gewerkschaftsverband war offiziell vertreten. Aus Deutschland waren mehrere in der »Opposition« tätige Genossen erschienen. Die englische Unabhängige Arbeiterpartei (I. L. P.) hatte eine offizielle Vertretung zugesichert. Die beiden Delegierten Jowett und Bruce Glasier erhielten aber keine Pässe; eine Schwierigkeit, die auch die Delegationen aus Frankreich und Deutschland wesentlich einschränkte.

Der Gegenstand der Beratungen mußte begreiflicherweise von vornherein stark eingeengt werden. In allen Parteien besteht ein sehr berechtigtes Interesse nach theoretischer Klärung der Ursachen für das Verhalten der Arbeitermassen seit Kriegsausbruch; und eine internationale Konferenz hätte durch gründliche Diskussion der Verhältnisse in den verschiedenen Ländern viel zum gegenseitigen Verständnis beitragen können. Darüber hinaus macht sich ein starkes Bedürfnis nach einem neuen Aktionsprogramm auf einer die moderne politische Entwicklung berücksichtigenden theoretischen Basis geltend. (Selbst in ihrer Beurteilung des gegenwärtigen Verhaltens der sozialistischen Parteien gemäßigtere Sozialisten wie Max Adler fordern bekanntlich auf Grund der Erfahrungen im Weltkrieg einen Neuaufbau der Internationale.) Aber von alledem mußte die Zimmerwalder Konferenz von vornherein absehen. Einmal ist eine gründliche Vorbereitung der Diskussion durch Presse- und Versammlungserörterungen gerade in den wichtigsten Ländern infolge des Kriegszustandes fast unmöglich gewesen. Auch die der Konferenz zur Verfügung stehende Zeit war viel zu kurz und die Beschickung der Konferenz schon infolge der rein äußeren Hemmnisse in dieser Hinsicht viel zu zufällig, als daß die Konferenz derartige Aufgaben hätte in Angriff nehmen können. Nur bei einem kleinen Teile der Konferenzteilnehmer sind daher während der Debatten solche Tendenzen zum Ausdruck gekommen. Die Mehrheit wollte die Verhandlungen auf die Beratung eines Friedensaufrufs beschränkt wissen.

Daß eine gewisse »Neuorientierung« der Internationale infolge der Erfahrungen im Weltkrieg notwendig sein wird, war wohl die Anschauung fast aller Konferenzteilnehmer. Aber die Diskussion und Lösung aller dieser Aufgaben wollte man dem nächsten internationalen Kongreß überlassen.

Schon in einer Mitte Juli 1915 in Bern abgehaltenen Vorkonferenz einiger Vertreter hatte man sich darauf geeinigt, »daß die einzuberufende Konferenz keineswegs der Bildung einer neuen Internationale zu dienen habe«. (Vorbericht im »Volksrecht« vom 20. September.) Während der Verhandlungen wurde dieser Gesichtspunkt von den verschiedensten Seiten wiederholt unterstrichen. Auch die auf der Konferenz beschlossene Bildung eines »Internationalen Sozialistischen Komitees« soll nicht ein Konkurrenzunternehmen des Haager Internationalen Sozialistischen Bureaus sein, sondern nur ein Zentrum bilden für gemeinsame Friedensaktionen während des Krieges und solange das Haager Bureau nicht in Funktion tritt. Es wird von der Initiative und Aktionsfähigkeit der bisherigen internationalen Organisation abhängen, wie lange und in welchem Umfang die neugebildete, provisorisch gedachte »Kommission« (der Morgari, Naine, Grimm und Angelika Balabanoff angehören) in Tätigkeit bleibt. Auch im offiziellen Konferenzbericht wird ausdrücklich festgestellt: »Dieses Sekretariat soll in keiner Weise das bisherige Internationale Bureau ersetzen, sondern aufgelöst werden, sobald dieses seiner Bestimmung gerecht zu werden vermag.« (»Volksrecht« vom 18. September 1915.)

Bei der Berichterstattung über die Situation in den Parteien der verschiedenen Länder und bei der Beratung des Friedensmanifestes wurde immerhin eine große Zahl von Fragen gestreift, deren Erörterung — wenn der ausführliche Konferenzbericht allgemein zugänglich ist — für die Entwicklung der Arbeiterbewegung von großem Nutzen sein wird. Aus den Berichten ging hervor, daß keine Partei Entscheidungen nur für sich allein treffen kann; denn jede Handlung wirkt — günstig oder ungünstig — zurück auf die ganze Internationale. Es gibt in der sozialistischen Politik eigentlich keine einzige Frage oder Entscheidung, die eine rein interne Angelegenheit der einen, eigenen Partei wäre. Da von den Rückwirkungen der Entschlüsse einer Partei oder Parteikörperschaft jede Partei jedes anderen Landes betroffen wird, wächst das Interesse aller auf internationalem Boden stehenden Parteien an der gemeinsamen Erörterung aller wichtigen Fragen irgendeiner Partei. In Kriegszeiten, wo jede sozialistische Politik anders als international orientiert noch weniger denkbar ist als zu anderen Zeiten, macht sich dies Bedürfnis besonders geltend, und so kann es nicht wundernehmen, daß die Wirkung der Entscheidungen der stärksten Partei innerhalb der Internationale auf die eigene Partei von allen Berichterstattern besonders hervorgehoben wurde. Seitdem verschiedene Strömungen innerhalb der Arbeiterbewegung aller Länder sich stärker differenziert haben, hängt nun auch die Aktionsfähigkeit einer »Gruppe« von der Tätigkeit der entsprechenden Gruppen in den ausländischen Parteien ab. Die Energie, mit der zum Beispiel heute die »Minorität« eines Landes die von ihr empfohlene Parteipolitik selbst praktisch durchsetzt, wirkt fördernd auf die in gleicher Richtung wirkenden Gruppen in den anderen Ländern; woraus eine besondere Verantwortlichkeit gegenüber der Internationale in allen Handlungen resultiert. Die Debatten über das Manifest, wobei die Notwendigkeit einer »Bindung« bei der Entscheidung von Einzelfragen lebhaft diskutiert wurde, haben sicherlich bei allen Konferenzteilnehmern dies Gefühl der Verantwortlichkeit geschärft.

Das Friedensmanifest, dessen Wortlaut oder auch nur wesentlichen Inhalt wir hier leider nicht wiedergeben können, schildert nach einer Kennzeichnung der imperialistischen Ursachen kurz die kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Wirkungen des Weltkriegs und ruft unter Erinnerung an die Beschlüsse der internationalen Kongresse und mit einem Protest gegen die kriegs- und regierungsfreundliche Politik einzelner sozialistischen Parteien die Arbeiterschaft aller Länder Europas zum Eintreten für den Frieden auf. Die französischen und deutschen Delegierten gaben noch eine weitere gemeinschaftliche Erklärung ab, in der sie sich neben dem Versprechen, rastlos für eine rasche Beendigung des Krieges einzutreten, noch besonders verpflichten, gegen die imperialistischen Ziele dieses Krieges im einzelnen Front zu machen.

In der rechtsstehenden Parteipresse hat man natürlich sofort gespöttelt, daß die Zimmerwalder Beschlüsse den Friedensschluß nicht beschleunigen werden. Nun besteht darüber kein Zweifel, daß nicht die Tatsache eines Aufrufs schon eine Wirkung ausüben kann, so wertvoll im Moment auch allein die Tatsache eines gemeinschaftlichen Manifestes von Sozialisten aller kriegführenden Staaten ist. Die Wirkung eines Manifestes hängt schon davon ab, in welchem Umfang es überhaupt den Massen bekannt wird. Von weiteren Schritten zur Beschleunigung des Friedens ist im Manifest nicht die Rede; aber nicht weil man auf jede weitere Tätigkeit verzichten wollte, sondern gerade um sie den Verhältnissen des betreffenden Landes anpassen zu können. Ob die Konferenz in diesem Sinne fördernd gewirkt hat, kann erst später beurteilt werden. Für den Augenblick bringt sie die tröstliche Gewißheit, daß eine Verständigung zwischen den Arbeitern aller Länder auch während der Kriegszeit möglich ist, sobald die Arbeiterschaft sich nicht auf den Boden der Solidarität mit seinen Antipoden aus den Friedenszeiten begibt, sondern an der Solidarität mit den Angehörigen der gleichen sozialen Schicht festhält. Die Konferenz erbringt damit zugleich einen weiteren Beweis für die Richtigkeit *der* Politik, die von den »Minderheiten« in den verschiedenen Parteien eingeschlagen worden ist. Denn diese Politik ermöglicht die Verwirklichung des Zieles, das auch von den Verteidigern der anderen Politik als wünschenswert bezeichnet wird: nämlich die Inauguration einer internationalen Verständigung und eines gemeinschaftlichen Vorgehens selbst in Zeiten, wo die Völker im Dienste begrenzter Interessen auseinandergerissen und gegeneinander geführt werden.

Die Kriegswirtschaft.

Von August Mai.

(Schluß.)

4. *Verzehren des fixen Kapitals.*

Die kriegswirtschaftlichen Prozesse in der kapitalistischen Gesellschaft zu erkennen ist viel schwieriger als in der sozialistischen. Das hängt vor allem damit zusammen, daß das *Einkommen* und das *Kapital* in einer und derselben *Geldform* erscheinen. Durch die Anleihen, die der Staat aufnimmt, wird der Eindruck erweckt, als ob nur die Zukunft für den Krieg — in Form von Zinsen — zu zahlen hätte. Die tatsächlichen wirtschaftlichen Verluste bleiben dabei ganz verborgen.

Das Geld, das der Staat als Anleihe erhält, ist für die Anleihezeichner Kapital. Woher kommt so viel freies Kapital? Es sind sicher nicht die neugeschaffenen, zur Akkumulation bestimmten Summen, denn der Betrag der Anleihen übersteigt in allen Ländern die jährlichen Akkumulationsbeträge.

Die Quelle der Anleihemilliarden muß also eine andere sein.

In der Tat sind die Milliarden nichts anderes als ein Niederschlag des produktiven Kapitals. Unter normalen Verhältnissen wird der Wirtschaftserlös wieder für die Produktion verwendet; die Formel Ware — Geld — Ware gilt auch für den Kapitalismus bei glattem Ablauf der Geschäfte. Das Geld spielt dann nur die Rolle eines Tauschmittels. Wenn aber aus irgendeinem Grunde der normale Wirtschaftsprozeß unmöglich wird, so zerreißt die Kette. Der Warenbesitzer trachtet, seine Ware in Geld zu verwandeln; ist er sie aber losgeworden, so wird er sich nicht beeilen, sein Geld, das heißt Kapital wieder in Ware zu verwandeln. Er wird bessere Zeiten abwarten, wo er größere Sicherheit und bessere Aussichten für seine Kapitalverwendung zu finden glaubt.

Das Kapital der Anleihezeichner wandert in die Staatskassen. Für den Staat ist aber das Geld, das er erhält, nicht Kapital, sondern Verbrauchsmittel. Er kauft dafür Kriegsmaterial, das er *nicht* zur Produktion verwendet. Das Geld fließt nun in die Taschen der Kriegslieferanten. Für diese wird es zum Teil wieder Kapital, die Geldform ihrer Waren, die sie abgesetzt haben.

Betrachtet man diese Geldbewegung, so stößt man auf die Reihe: Kapital — Verbrauchsfonds — Kapital. Sieht man aber von der Geldform ab, so werden die tatsächlichen Wirtschaftsprozesse viel klarer. Die Kapitalistenklasse, als ein Ganzes betrachtet, leiht dem Staate diejenigen Mittel, die er ihr wieder für ihre Waren zurückzahlt. Das heißt so viel: Die Kapitalistenklasse produziert Kriegsmaterial und gibt es dem Staate ab, ohne dafür den Entgelt zu erhalten. Der Staat verpflichtet sich nur, künftig eine bestimmte Summe dafür der Kapitalistenklasse jährlich zu zahlen; diese Summe (etwa 5 Prozent vom Warenwert) wird er so lange leisten, bis er einmal auch den ganzen Wert der im Kriege verbrauchten Waren den Kapitalisten voll bezahlen kann.

Dies ist natürlich eine Eigentümlichkeit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Es ist die direkte Folge eines Zustandes, in dem Produktionsmittel nicht Gemeinbesitz, sondern Privateigentum sind. Dafür, daß produktives Kapital für Gesellschaftszwecke verbraucht wurde, hat die Gesellschaft in Zukunft jährlich Steuern an die Kapitalbesitzer zu zahlen.

Welche Bedeutung haben aber die Milliardenanleihen für die Gesamtentwicklung der Volkswirtschaft? Diese Frage ist der wichtigste Punkt der ganzen Untersuchung. Dabei denkt man immer zuerst an die großen Zinsbeträge, die der Staat *nach dem Kriege* an seine Geldgeber zahlen muß. Und doch ist dieser Punkt vielleicht der am wenigsten wichtige. Welche Bedeutung die Zinsleistung für die Volkswirtschaft hat, hängt allein von der künftigen Finanzpolitik ab, und es ist leicht möglich, die negativen Folgen der Zinsleistung gleich Null zu machen. Werden die Zinsbeträge zum Beispiel durch hohe Besteuerung der reichen Klassen aufgebracht, so ist die Sache für die Volkswirtschaft damit erledigt. Was der Staat mit der einen Hand

der Kapitalistenklasse nimmt, das gibt er ihr mit der anderen wieder zurück. Ob der Kapitalist A reicher und B ärmer ist oder umgekehrt, ist vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus ganz belanglos. Allerdings, wenn neue indirekte Steuern eingeführt werden, so wird die Sache anders aussehen. Es kommt also schließlich auf das Finanzsystem an.

Die wichtigsten Folgen des Krieges liegen auf einem ganz anderen Gebiet. Die Milliarden, die der Staat als Kriegsanleihe aufnimmt, entstehen dadurch, daß für die gleiche Summe Waren verkauft worden sind; dies ist überhaupt die einzige Quelle alles »freien Kapitals« unter normalen kapitalistischen Verhältnissen. Wird eine Anleihe von 20 Milliarden aufgenommen, so bedeutet das, daß zuerst Waren für 20 Milliarden abgesetzt wurden. Der Preis jeder Ware zerfällt aber bekanntlich in folgende Teile: 1. Rohstoffe, Kohle, Schmieröl usw. (umlaufendes Kapital), 2. Maschinen, Gebäude, Werkzeuge (fixes Kapital), 3. Arbeitslohn, 4. Profit. Nehmen wir an, die 20 Milliarden in Geld, die jetzt dem Staate geliehen werden, sind aus dem Verkauf einer Warenmasse entstanden, die ihrem Werte nach aus folgenden Teilen zusammengesetzt war: 1. Rohstoffe und dergleichen 8 Milliarden; 2. Maschinenverbrauch usw. 4 Milliarden; 3. Arbeitslohn 4 Milliarden; 4. Mehrwert 4 Milliarden.

Unter normalen Verhältnissen bleibt das Geld (die 20 Milliarden) nicht lange liegen. Im selben Augenblick, wo die Ware verkauft und damit die eine Zirkulationsperiode abgeschlossen wird, fängt bereits eine andere an. Es werden nun für 8 Milliarden Rohstoffe eingekauft, 4 Milliarden werden für Arbeiter reserviert und 4 Milliarden für Erneuerung von Maschinen und Gebäuden teils ausgegeben, teils zurückgestellt. Vom Mehrwert wird ein Teil unproduktiv verbraucht, der andere dient zur Erweiterung der Produktion, indem eine zuschüssige Menge von Rohstoffen, Maschinen usw. eingekauft wird.

So wickelt sich der ganze Prozeß unter normalen Wirtschaftsverhältnissen ab. Nun hat aber der Krieg den Entwicklungsfaden zerrissen. Die 20 Milliarden sind als freies Kapital liegen geblieben und werden vom Staate als Konsumtionsmittel verbraucht. Damit hört auch die normale Zirkulation auf. Die Nachfrage nach Rohstoffen, Maschinen und dergleichen geht zurück. Es werden nun um 8 Milliarden weniger Rohstoff eingekauft als zuvor, für 4 Milliarden weniger Maschinen und um 4 Milliarden wird weniger an Arbeitslöhnen ausgezahlt.

Daß die Nachfrage nach Rohstoffen zurückgeht, kann nicht besonders schlimm werden. Die Einfuhr von Rohstoffen ist vermindert oder ganz eingestellt, die Rohstoffproduktion wird eingeschränkt, und die aufgespeicherten Vorräte werden nach und nach verbraucht. Schwierigkeiten werden wohl nach dem Kriege entstehen, wenn es an manchen Rohstoffen fehlen wird. Dem wird aber durch stärkere Produktion nach und nach abgeholfen.

Auch die Verminderung des Arbeitspersonals ist für die kapitalistische Gesellschaft nicht gefährlich — in Kriegszeiten um so weniger, als ein Teil der entlassenen Arbeiter ins Feld zieht. In manchen Industrien und in der Landwirtschaft tritt sogar Arbeitermangel ein.

Der Mehrwert macht noch weniger Sorgen. Der Verbrauch der Kapitalistenklasse wird eingeschränkt, und die Akkumulation hört auf. Damit ist die Sache erledigt.

Ganz anders steht es mit jenen Beträgen, die die Maschinen und Gebäude ersetzen mußten. Maschinen und Gebäude gehören zu jenem Teil des industriellen Kapitals, der nicht in einer Zirkulationsperiode abgenutzt wird. Daher auch die Benennung »fixes Kapital«. Maschinen, Eisenbahnwagen, Automobile, Pferde dienen der Produktion während einer Reihe von Jahren, und die Lebensdauer von Gebäuden erstreckt sich auf Jahrzehnte. Der Ersatz der verbrauchten Teile des fixen Kapitals geht daher nicht so einfach vor sich, wie es bei den Rohstoffen der Fall ist. Vom Standpunkt jedes einzelnen Betriebs gesehen, liegen die Dinge folgendermaßen: Jener Teil des Warenpreises, der das fixe Kapital repräsentiert, muß als »freies Kapital« jahrelang liegen, und mit dem Abschluß jeder Zirkulationsperiode wird dieser Stock um eine neue Summe vergrößert. Nach einer Reihe von Jahren kommt schließlich der Tag, wo das fixe Kapital vollständig abgedient hat. Zugleich hat aber auch das aufgespeicherte Geldkapital die nötige Höhe erreicht, um in produktives Kapital verwandelt zu werden.

Heutzutage geht dieser Prozeß in anderer Form vor sich. Der Unternehmer verbirgt nicht in seinen Schränken sein freies Kapital, sondern trägt es auf die Bank. Durch diese kann alles Kapital sofort zum produktiven Kapital werden, ohne die lange Reihe von Jahren abwarten zu müssen. Die Erneuerung des fixen Kapitals der Gesellschaft erhält nun eine andere Form, wenn wir vom Standpunkt der Gesamtwirtschaft urteilen wollen.

Nehmen wir an, die Lebensdauer des fixen Kapitals betrage im Durchschnitt 10 Jahre. Jedes Jahr wird daher ein Zehntel des Gesamtwertes des gesellschaftlichen fixen Kapitals in Geld verwandelt. Zugleich aber muß ein Zehntel des fixen Kapitals erneuert werden. Durch die Vermittlung der Banken dient das freigewordene Geld der gesamten Wirtschaft zur Wiederherstellung des fixen Kapitals in ein Zehntel der wirtschaftlichen Betriebe.

Im obigen Beispiel betrug das in Geld verwandelte fixe Kapital 4 Milliarden, und diese Summe sollte zur Erneuerung eines Teiles des fixen Kapitals dienen. Dadurch aber, daß sie dem Staate geliehen wird, hört sie auf, ihre produktive Aufgabe zu erfüllen. Insofern es auf diese 4 Milliarden ankommt, wird das fixe Kapital n i c h t mehr erneuert.

In Wirklichkeit aber ist die Wiederherstellung des gesellschaftlichen Grundkapitals nicht eine ganz regelmäßige Erscheinung, wie wir es eben angenommen haben. Beträgt die Lebensdauer des fixen Kapitals 10 Jahre, so wird trotzdem nicht jedes Jahr genau ein Zehntel davon erneuert. Vieles hängt von der wirtschaftlichen Konjunktur ab. Am meisten wird fixes Kapital in den ersten Jahren nach der Krise erneuert. In dieser Zeit wirkt gewöhnlich die Konkurrenz besonders stark und zwingt zur Vervollkommnung des Betriebs. Zugleich wird auch das Geldkapital billig, das in großen Massen in den Banken liegt. Es ist für die Weltwirtschaft ein unglücklicher Zufall, daß der Krieg gerade in jenem Jahre ausbrach, wo die besten Voraussetzungen für die Erneuerung und Vervollkommnung des produktiven Kapitals gegeben waren. Das freie Kapital, das vor dem Kriege auf den Banken lag, war in einem starken Maße zur Erfüllung dieser Aufgabe bestimmt.

Damit aber nicht genug. Es wäre noch nicht so schlimm, wenn das fixe Kapital nur in dem Maße unerneuert bliebe, wie überhaupt die ganze wirtschaftliche Produktion eingeschränkt wird. In Wirklichkeit aber liegt es

anders mit dieser Frage. Nach unserer Annahme repräsentieren 4 von den 20 Milliarden den verbrauchten Teil des fixen Kapitals, oder in Verhältniszahlen 20 Prozent vom Warenwert. In jenem Geldkapital aber, das dem Staate geliehen wird, bildet die Geldform des fixen Kapitals einen höheren Prozentsatz als im allgemeinen Warenwert.

Die industriellen Unternehmer stellen ihren Betrieb im Kriege nicht vollständig ein; nur sind sie bestrebt, ihre Ausgaben auf das Mindestmaß zu beschränken. Haben sie zum Beispiel für 35 Milliarden Waren verkauft, so werden sie nicht imstande sein, diese große Summe dem Staate zu leihen. Einen Teil davon behalten sie für die Fortführung ihres Betriebs in beschränktem Umfang. Sie kaufen Rohstoffe, stellen Arbeiter an, und dazu brauchen sie einen bestimmten Teil von den 35 Milliarden, sagen wir 15 Milliarden. Nur mit dem dritten Bestandteil des Warenpreises, mit dem fixen Kapital, bleiben sie zurückhaltend. Dieses wird auch in jenen Betrieben nicht erneuert, die während des Krieges tätig sind.

Die Unsicherheit der Wirtschaftsverhältnisse hält jeden Unternehmer von der Anlage seines Kapitals in Gebäuden, Maschinen und dergleichen ab; auch wird er für diese Zwecke kein freies Kapital auf dem Markt finden. Die Lebenszeit alter Gebäude und Maschinen wird daher verlängert, und was zum alten Eisen gehörte, wird jetzt wieder produktives Kapital.

Beträgt der Gesamtwert der verkauften Waren 35 Milliarden und der Anteil des verbrauchten fixen Kapitals 20 Prozent vom Warenwert, so ist das letztere mit 7 Milliarden im Gesamterlös repräsentiert. Von den 35 müssen nun 15 Milliarden in die Produktion zurückkehren. 20 Milliarden bleiben übrig, die dem Staate zur Verfügung gestellt werden können. In diesen 20 Milliarden ist aber beinahe die ganze Summe von 7 Milliarden (Geldform des fixen Kapitals) enthalten, denn nur vereinzelt wird fixes Kapital in Kriegszeiten wiederhergestellt. 7 von 20 Milliarden sind 35 Prozent. Während das fixe Kapital im Warenwert mit 20 Prozent vertreten ist, hat es einen viel größeren Anteil am freien Kriegskapital. Die Gesellschaft verbraucht ohne Ersatz den wichtigsten Teil ihrer Produktionskräfte.

Auf diesem langen und komplizierten Wege sind wir nun zu jenem Schlusse gekommen, den auch die sozialistische Wirtschaft ziehen mußte. Was aber dort als kriegswirtschaftliche Notwendigkeit planmäßig durchgeführt worden, das tritt hier als ungeahntes Ereignis in Erscheinung.

Die wirtschaftlichen Erscheinungen der letzten Monate bestätigen vollständig dieses Ergebnis einer theoretischen Untersuchung. Die großen Vorräte an Erz und Kohle, die zum Teil zur Herstellung von Produktionsmitteln dienen sollten, werden jetzt direkt in Verbrauchsartikel (Waffen usw.) verwandelt. Daher werden die gegenwärtig funktionierenden Produktionsmittel ohne Ersatz abgenutzt. Die Maschinenindustrie ist das beste Beispiel dafür. Statt Maschinen (also Produktionsmittel) produziert sie Kriegsmaterial, und die wenigen Maschinen, die noch hergestellt werden, dienen wieder zur Produktion von Kriegsmaterial. Kaum die Eisenbahnen scheinen ihren Bestand an fixem Kapital auf der Höhe erhalten zu können. Sogar die Landwirtschaft, die doch in diesem Jahre ganz gut abgeschnitten hat,

scheint auf die Erneuerung ihrer Maschinen zum großen Teile verzichten zu wollen. Die Industrie tut es in noch stärkerem Maße.

Die Bauindustrie, die für Kriegslieferungen nicht in Betracht kommt, hat neben den Luxusindustrien am meisten gelitten. Nur ganz vereinzelt werden jetzt neue Bauten unternommen, und ein paar bauliche Ausführungen seitens der Städte können daran nichts ändern. Die alten Gebäude werden aber genau wie in Friedenszeiten abgenutzt.

Wenn die Metall-, Holz- und andere Industrien, die früher das Rohmaterial für das Baugewerbe und die Maschinenindustrie lieferten, trotzdem fortgesetzt tätig sind, so bedeutet das, daß das Material, das zur Wiederherstellung des Grundkapitals gewöhnlich diente, jetzt für Kriegszwecke verbraucht wird. Das produktive Kapital wird unproduktiv konsumiert.

Die Abnutzung von fixem Kapital tritt aber noch in einer anderen, viel krasseren Form auf. Fixes Kapital wird direkt in Verbrauchsmittel verwandelt. Tausende von Automobilen und Lastwagen, die für die Industrie als fixes Kapital dienten, werden jetzt im Kriege verbraucht. Die Pferdemobilisation hat denselben wirtschaftlichen Sinn. Daß aber diese große Masse von Kapitalwerten in Kriegszeiten ersetzt wird, ist vollständig ausgeschlossen.

Die wirtschaftliche Bedeutung aller dieser Maßnahmen liegt auf der Hand. Die Wirtschaft wird degradiert, die Produktivität der Arbeit nimmt ab, und die Leistungsfähigkeit der Volkswirtschaft wird verringert. Abgediente Maschinen fahren fort, der Produktion nach ihren schwachen Kräften zu dienen. Mechanische und Pferdekraft wird oft durch menschliche Kraft ersetzt. Alte Werkzeuge werden aus der Rumpelkammer herausgeholt und wieder in den Dienst der Volkswirtschaft gestellt. Und es ist selbstverständlich, daß der wirtschaftliche Niedergang um so bedeutender, je länger der Krieg dauert.

5. Neu-Umschaltung und Kriegsentschädigung.

Trotzdem wird sich die ganze Wirkung des Krieges erst nach dem Friedensschluß in vollem Maße fühlbar machen. Erst wenn die Industrie ihre Produktion in vollem Umfang wieder aufnimmt, werden die großen Lücken offenbar, die der Krieg in der wirtschaftlichen Ausrüstung der Gesellschaft gerissen hat. Solange die Wirtschaft nur in beschränktem Umfang tätig ist, treten auch ihre Verluste nicht klar vor Augen.

Die Friedensbotschaft heißt für die Wirtschaft Neu-Umschaltung. Auf die Mobilisation muß die Demobilisation folgen, auf militärischem sowohl wie auf wirtschaftlichem Gebiet. Die Kosten aber der Neu-Umschaltung sind — genau wie die Kosten der ersten Umschaltung — Kriegskosten, und die Arbeit, die dafür notwendig wird, geht für die gesamte Entwicklung verloren.

Ein wesentlicher Unterschied besteht aber zwischen der ersten und der zweiten Umschaltung. Die erste war zugleich eine Einschränkung der Gesamtproduktion, die zweite bedeutet Steigerung der wirtschaftlichen Arbeit. Dazu noch eins: Die Kriegswirtschaft arbeitet in weitem Maße auf feste Bestellung, ihr wichtigster Abnehmer ist der Staat; die neue Friedenswirtschaft muß dagegen wieder für den breiten Markt arbeiten. Diese Unterschiede haben große Bedeutung, und die Neu-Umschaltung wird sich kaum so ruhig durchführen lassen wie die erste Kriegsumschaltung.

Die neue Friedenswirtschaft wird sich nicht nur von der Kriegswirtschaft wesentlich unterscheiden, sie wird auch etwas ganz anderes sein als die alte Friedenswirtschaft vor dem Kriege. Eine ganze Reihe wichtiger Bedingungen haben sich während des Krieges von Grund aus geändert, und wenn der Kriegszustand der Industrie zu Ende kommt, muß eine ganz neue Volkswirtschaft entstehen. Die Anzahl der Arbeitskräfte wird geringer sein als vor dem Kriege, vielleicht wird sie stark zurückgehen — das hängt von der Dauer des Krieges ab. Manche Betriebe haben während des Krieges überhaupt aufgehört zu existieren, anderen wird es an Maschinen und Rohmaterial fehlen. Das Kleingewerbe hat enorm gelitten und wird nach dem Kriege eine viel geringere Rolle spielen als zuvor. Und was die wichtige Frage der Absatzmärkte betrifft, so gleichen hier die Umwälzungen einer Revolution. Einzelne Industrien haben vielleicht auf neuen auswärtigen Märkten festen Fuß gefaßt. Andere aber — und dies wohl die Mehrzahl — haben wichtige Absatzmärkte verloren, zum Teil für kurze Zeit nur, zum Teil dauernd. Wie die Kolonien zum Beispiel nach dem Kriege aussehen, welche Handelsverträge den Verkehr regeln werden, läßt sich heute noch nicht sagen. Jedenfalls steht aber schon fest, daß die Verschiebungen auf allen diesen Gebieten von enormer Tragweite sein werden.

Wie eine sozialistische Kriegswirtschaft ihre Wiederumschaltung durchführt, ist ganz klar. Sie stellt fest, wieviel Arbeitskräfte sie nach dem Kriege verwenden kann; wie groß das verfügbare »produktive Kapital« ist; welche Lücken in ihre wirtschaftliche Ausrüstung der Krieg gerissen hat und wieviel Arbeit nötig ist, um die Schäden gutzumachen. An der Hand dieser und ähnlicher Angaben ist es ein leichtes, die Aufgaben theoretisch zu lösen. Eine im Vergleich mit früheren Zeiten größere Masse von Arbeitskraft muß zur Produktion von Produktionsmitteln verwendet werden. Der Verbrauch der Bevölkerung dagegen darf zunächst nicht so hoch steigen wie in früheren Zeiten. Der neue wirtschaftliche Plan, der sich auf viele Jahre erstrecken muß, kann zielbewußt und regelmäßig durchgeführt werden.

Anders in den heutigen Verhältnissen. Die kapitalistische Wirtschaft lernt immer erst hinterdrein aus bitteren Erfahrungen. Die Produktion von Kriegsmaterial hört auf, sobald der Friede da ist, und die Industrie muß wieder für den allgemeinen Markt arbeiten. Sie wird zuerst versuchen müssen, den alten Zustand wiederherzustellen, wie er vor dem Kriege bestand. Dies wird ihr sicherlich nicht gelingen. Die einen Industrien werden über die alten Verhältnisse rasch hinauswachsen, für andere aber wird sich der alte Maßstab als übertrieben herausstellen. Erst nach einem langen Hin und Her, mit großer Mühe und vielen Verlusten wird es der Volkswirtschaft gelingen, sich den neuen Verhältnissen anzupassen. Der anarchistische Charakter der heutigen Wirtschaftsordnung tritt hier ganz besonders kraß vor Augen.

Es ist die Ansicht stark verbreitet, daß die gesamte Industrie nach dem Kriege in eine Periode der Hochkonjunktur eintreten wird; wenigstens soll es der Fall sein müssen für die nicht besiegten Länder. Daß die Industrie erwachen, daß das wirtschaftliche Leben stärker pulsieren wird, ist gewiß richtig. Ob aber eine »beispiellose Blüte« eintritt, steht noch dahin. Überhaupt darf man alte Erfahrungen auf den jetzigen Krieg nicht übertragen. Der größte Teil aller industriellen, kapitalkräftigen Länder steht jetzt im Kriege, und

riesige Summen werden für den Krieg verausgabt. Um aber die Volkswirtschaft stark zu beleben, muß auch die Nachfrage nach Kapitalprodukten recht stark zunehmen. Wo sollen die großen Summen von freiem Kapital herkommen, die allein imstande wären, die Produktion kräftig zu erweitern und zu steigern? Kapital wird teuer sein, das heißt der Zinsfuß hoch, und auch die Preise der Produktionsmittel werden steigen, nicht erst zum Schluß der neuen Konjunkturperiode, sondern schon zu ihrem Anfang. Für eine wesentliche Besserung der Konjunktur und Erweiterung der wirtschaftlichen Tätigkeit ist dies keine günstige Voraussetzung.

Daraus könnte man vielleicht den Schluß ziehen, daß eine Kriegsentschädigung notwendig ist, um die Industrie stark zu beleben, daß man also eine Kriegsentschädigung begrüßen muß, wenn man sich einmal auf national-wirtschaftlichen Standpunkt stellen will. Nur eine derartige Siegesbeute sei imstande, die Nachfrage auf dem Warenmarkt wesentlich zu steigern und den Zinsfuß für freies Kapital herabzusetzen.

Daß eine große Kriegsentschädigung dieses Resultat herbeiführen kann, ist ganz richtig. Die unmittelbare Wirkung eines neuen Goldstroms kann rascher und glänzender Aufstieg sein. Kriegsschäden können gutgemacht werden, die Nachfrage kann zunehmen, die Arbeitslöhne können in die Höhe gehen. Ein neuer Milliardenrausch, der seine Vorgänger in den Schatten stellt.

So könnte es kommen, wenn die Kriegsentschädigung groß genug ist. Es ist aber zweifelhaft, ob dies unter den heutigen Verhältnissen möglich ist, und darauf wurde bereits in der Neuen Zeit[3] hingewiesen. Die meisten Industrieländer nehmen am Kriege teil; daher wird es auch wenig freies Kapital nach dem Kriege geben. Eine Kriegsentschädigung kann jetzt nur in kleineren Raten, jahrelang aus dem Produkt jährlicher Arbeit geleistet werden.

Wichtiger aber als dieser Umstand ist die fernere Wirkung der Kriegsentschädigung, und die ökonomischen Gesetze des modernen Wirtschaftssystems sind hier von entscheidender Bedeutung.

Für eine sozialistische Wirtschaft kann eine Kriegsentschädigung nur positive Folgen haben: sie würde einfach das Anrecht des Siegers auf eine bestimmte Arbeitsleistung seitens des Besiegten bedeuten. Der erstere läßt sich Rohstoffe und Maschinen liefern, um seine Verluste so schnell als möglich zu decken. Ist die Entschädigung groß genug, so kann er dem Besiegten noch Verbrauchsmittel abnehmen, um eine Zeitlang reicher als gewöhnlich zu leben. Schließlich kann er auch seine Arbeitszeit auf die Hälfte einschränken oder gar ein paar Monate auf Kosten des Besiegten feiern. Wirtschaftliche Störungen oder Schwierigkeiten können daraus für eine sozialistische Wirtschaft nicht entstehen. Ob eine Kriegsentschädigung den Grundsätzen sozialistischer Politik entspricht, ob sie moralisch, ob sie überhaupt unter diesen Voraussetzungen denkbar ist, ist nicht zu erörtern, da wir hier nur ökonomische Wirkungen untersuchen. Sie kann ihrem Zwecke entsprechen, nur darauf kommt es hier an.

Ganz anders in einer Warenwirtschaft. Hier besteht ein Unterschied zwischen dem Warenwert und Warenpreis, und dies ist der springende

[3] K. Kautsky, Wirkungen des Krieges. Neue Zeit, XXXII, 2, Nr. 23.

Punkt. Die Kriegsentschädigung wird nicht in Arbeitsstunden, sondern in Geld ausgedrückt, und welche Warenmenge damit repräsentiert ist, wird nicht bestimmt. Der Sieger führt nicht einfach fremde Waren als Kriegsentschädigung ein, sondern kauft die Waren auf fremden Märkten. Damit sind aber ganz eigenartige, unerwartete Erscheinungen verbunden.

Im siegenden Staat entwickelt sich auf dem Warenmarkt eine lebhafte Nachfrage, zuerst nach Produktionsmitteln und dann auch nach Verbrauchsgegenständen. Das Angebot aber kann der Milliardennachfrage nicht genügen. Die Preise gehen in die Höhe, sowohl für Waren wie für Arbeitskraft. Alle Merkmale industrieller Hochkonjunktur treten ein.

Und in der Tat ist es eine Hochkonjunktur, nur unterscheidet sie sich von den gewöhnlichen Haussepperioden in einem wesentlichen Punkte: darin nämlich, daß sie auf das siegende Land beschränkt bleibt. Bisher lebte die Weltwirtschaft als ein einheitliches Ganzes, und die Phasen, die sie durchläuft, traten für alle ihre Bestandteile gleichzeitig ein. Jetzt aber, wo der Sieger durch außerwirtschaftliche Methoden bereichert wird, ist ein Gegensatz zwischen zwei industriellen Ländern künstlich geschaffen: Depression in dem einen Lande, Hochkonjunktur in dem anderen. Die Weltwirtschaft läßt sich aber nicht ausschalten, und ihre Einheitlichkeit muß bei solchen Unterschieden katastrophal zum Durchbruch kommen.

Im siegenden Lande herrschen hohe Preise, im besiegten dagegen niedrige, weil alles Geld aus dem Lande fließt und die Nachfrage tief steht. Nun kann aber der siegende Staat beim Besiegten Waren mit Vorteil kaufen, und je größer die Preisunterschiede zwischen den beiden Ländern, um so stärker beim siegenden das Bestreben, einheimische Produkte durch fremde zu ersetzen. Die Konkurrenz des Besiegten macht sich immer stärker fühlbar, und das Geld fließt nun ins Ausland zurück. Es werden jetzt ausländische Produkte massenhaft eingeführt, und die eigenen, die teuren Waren können auf auswärtigen Märkten noch weniger Absatz finden als auf einheimischen. Die Inlandsproduktion geht stark zurück, und eine scharfe Wirtschaftskrise kann nicht mehr lange ausbleiben. Die ganze Volkswirtschaft des Siegers aber, die sich bereits auf eine Periode hoher Preise eingerichtet, Rohstoffe eingekauft, große Aufträge erteilt hat, wird sich von der Krise nicht so schnell erholen können wie die besiegten Länder.

Ob eine Kriegsentschädigung vorteilhaft sein kann, hängt nicht nur von ihrer Größe, sondern auch von den allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnissen ab. In einer entwickelten Warenwirtschaft sind die Schattenseiten einer Kriegsentschädigung größer als ihre Vorteile. Und für eine hochentwickelte kapitalistische Gesellschaft kann eine große Kriegsentschädigung verhängnisvoll werden. Sie ist hier eine kurzsichtige Maßnahme und kann nur das Gegenteil von dem erreichen, was sie bezweckt.

Um die schweren Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen, ist vor allem großzügige Wirtschaftspolitik und Einschränkung unproduktiver Ausgaben notwendig. Dies sind die einzigen Heilmittel auf wirtschaftlichem Gebiet.

Vom Wirtschaftsmarkt.

Europas Getreideversorgung unter dem Einfluß des Krieges.

Deutschlands neue Getreideernte. — Keine Aushungerung. — Frankreichs Weizennot. — Russisches Ernteergebnis. — Weizenpreissteigerung in Südrußland. — Ernteerträge der ungarischen Landwirtschaft. — Getreideüberschuß Bulgariens. — Rumäniens Getreideexportpolitik. — Falsche Rechnung des rumänischen Kabinetts Bratianu. — Englands Weizenernte und Weizeneinfuhr. — Weizenbezug aus den Vereinigten Staaten von Amerika. — Gestaltung des amerikanischen Weizenmarktes. — England muß zahlen. — Wie wird sich zukünftig die Getreideversorgung Mitteleuropas gestalten?

Berlin, 20. Oktober 1915.

Ein ganz anderes Bild als vor einem Jahre zeigt heute der Getreidemarkt der in erster Linie an der Weltgetreideproduktion beteiligten Länder. Die damals aus allen Getreidevorratsberechnungen der deutschen Presse hervorklingende bange Frage: »Werden wir mit unseren Getreidevorräten bis zur nächsten Ernte auskommen?« hat längst ihre Bedeutung verloren. Durch die verschiedenen Streckungsmaßnahmen ist es gelungen, aus dem vorigen Jahre noch ungefähr 650 000 Tonnen Getreide in das neue Erntejahr 1915/16 hinüberzunehmen, obgleich in den ersten Kriegsmonaten das Nutzvieh massenhaft mit Roggen gefüttert worden ist und alle Verbrauchsbeschränkungen fehlten. Ist Deutschlands Bevölkerung aber — daran zweifelt man auch im Ausland nicht mehr — im vorigen Jahre mit seinem Getreidevorrat ausgekommen, so wird es auch in diesem Jahre mit dem neuen Ernteertrag reichen; denn nicht nur gelten die eingeführten Verbrauchseinschränkungen diesmal vom Beginn des Erntejahres an, die Ernte ist im Reichsgebiet auch beträchtlich größer ausgefallen als im vorigen Herbst. Die statistischen Erntefeststellungen, die übrigens auch keinen genauen Anhalt bieten, sind noch nicht erschienen, doch besteht kein Zweifel, daß der Ertrag an Brotgetreide, der für das vorige Jahr auf 3,97 Millionen Tonnen Weizen und 10,43 Millionen Tonnen Roggen berechnet worden ist, diesmal sicher um 8 bis 10 Prozent höher bemessen werden kann, während der Gersteertrag sich ungefähr der vorjährigen Ernte gleichstellt, der Hafererertrag etwas hinter dieser zurückbleibt.

Zudem hat auch Ungarn im ganzen eine bessere Ernte als 1914/15, und Rumänien und Bulgarien, die im vorigen Jahre eine verhältnismäßig geringe Ernte hatten, rechnen in diesem Jahre auf einen Gesamtertrag, der ungefähr das Doppelte bis Zweieinhalbfache der vorjährigen Ernte erreicht und sie zur Abstoßung eines großen Teiles ihres Weizen- und Maisüberschusses zwingt. Ist zurzeit die Einfuhr aus Rumänien und Bulgarien in das deutsche Zollgebiet auch noch durch die hohe Ausfuhrabgaben verlangende, alles Wagenmaterial zurückhaltende zweideutige rumänische Ausfuhrpolitik und die Sperrung des Donauwegs sehr erschwert, so ist doch mit ziemlicher Sicherheit darauf zu rechnen, daß, wenn der militärische Durchbruch durch Serbien beendet ist, Deutschland aus dem Gebiet der unteren Donau ansehnliche Zufuhren erhalten wird, wenn auch infolge der großen Transportschwierigkeiten zu weit höheren Preisen als in früheren Jahren. Zum wenigsten könnte dadurch ein wesentlicher Teil des Verbrauchs der im Südosten stehenden Truppen gedeckt werden.

Jedenfalls ist die zur Verfügung stehende Menge von Brotgetreide in Deutschland beträchtlich größer als im Vorjahr. Die Bestimmungen über das Ausmahlen und über die Verwendung von reinem Weizenmehl sind denn auch bekanntlich bereits gemildert, die Ausgabe von Zusatzbrotkarten ist erweitert worden. Außerdem sollen zunächst 150 000 Tonnen Brotgetreide aus altem Bestand geschrotet und als Viehfutter verwendet werden. Vielleicht werden bald weitere Erleichterungen der bestehenden Konsumbeschränkungen folgen.

Übrigens erfreuen sich nicht nur Deutschland und Österreich-Ungarn, sondern auch die meisten übrigen europäischen Länder in diesem Jahre einer verhältnismäßig guten Ernte; nur Frankreich, Rußland, Serbien, Italien rechnen mit einem Minderertrag. Die beiden erstgenannten deshalb, weil große Teile ihres Gebiets durch den Krieg verheert worden und in den vorläufigen Besitz fremder Heere übergegangen sind; Italien und Serbien, weil es infolge der Truppenaushebungen aus den getreidebauenden Bezirken vielfach an den nötigen Arbeitskräften gefehlt hat. Doch erklärt sich auch der Rückgang des französischen Ernteertrags keineswegs allein aus dem Übergang eines Teiles der nördlichen Departements in deutsche Hände, die Feldbestellung ist zugleich, da in der Landarbeit die Arbeiter vielfach durch Frauen ersetzt werden mußten, weniger intensiv erfolgt. Im nächsten Erntejahr wird dieser Einfluß höchstwahrscheinlich noch weit mehr hervortreten, da inzwischen auch die Siebzehn- und Achtzehnjährigen eingezogen sind und, wie aus den südlichen Departements gemeldet wird, häufig die Aussaat des Winterweizens unterbleibt. Im ganzen dürfte sich nach vorläufiger Abschätzung der Kornertrag Frankreichs um 22 bis 25 Prozent niedriger stellen als im voraufgegangenen Jahre. Der Ertrag an Weizen, für Frankreich das eigentliche Brotgetreide, denn Roggen und Gerste werden nur wenig angebaut und größtenteils als Viehfutter benutzt, wird durchweg nur auf 6,5 bis 6,7 Millionen Tonnen geschätzt gegen 8,8 Millionen Tonnen im Jahre 1913/14 und 9,1 Millionen Tonnen im Jahre 1912/13. Der Durchschnittsertrag des letzten Jahrzehnts stellte sich auf 8,9 Millionen Tonnen. Nun ist zwar die brotessende Bevölkerung Frankreichs um die Bewohnerschaft der vom deutschen Heere besetzten Gebiete kleiner geworden, andererseits aber der Verbrauch pro Kopf, da das Heer beträchtliche Mengen verbraucht, größer als in früheren Jahren, so daß nach den Berechnungen französischer Blätter Frankreich im laufenden Jahre 1915/16 voraussichtlich 19 bis 20 Millionen Doppelzentner Weizen hinzukaufen muß. In normalen Jahren deckt Frankreich den Teil seines Bedarfes, den es nicht im eigenen Lande produziert, vornehmlich aus der algerischen Ernte; diese ist aber nicht nur mittelmäßig ausgefallen, sondern auch zum Teil durch große Brände zerstört worden. Frankreich wird sich daher gezwungen sehen, große Ankäufe in Amerika vorzunehmen und für seine Gesamteinfuhr nach den heutigen Preisen an 600 bis 700 Millionen Franken aufzuwenden.

Rußland hat nach den russischen Berichten eine bessere Ernte als im vorigen Jahre; der geringere Gesamtertrag erklärt sich aus dem Verlust Polens und Kurlands. Im vorigen Jahre betrug seine Weizenernte 1247 Millionen Pud (1 Pud gleich 16,38 Kilogramm), 1913/14 1553 Pud (im

Durchschnitt des letzten Jahrfünfts 1209 Millionen Pud), seine Roggenernte 1914/15 1280 Millionen Pud, 1913/14 1410 Millionen Pud (im Durchschnitt des letzten Jahrfünfts 1278 Millionen Pud). Einigermaßen zuverlässige Angaben über den diesjährigen Ernteertrag fehlen noch, doch wird im allgemeinen angenommen, daß in Zentral- und Südrußland sich der Ertrag um ungefähr 15 Prozent höher stellen wird als im vorigen Erntejahr.

Trotz dieses günstigen Ertrags und der Unmöglichkeit, den Überschuß über die Häfen des Schwarzen Meeres durch die Dardanellen auszuführen, fehlt es in den nördlichen und nordöstlichen Gouvernements an Brotgetreide, teils weil die Eisenbahnverbindungen nicht ausreichen und zeitweilig durch die Beförderung von Truppen und Kriegsmaterialien völlig gesperrt werden, teils weil die Vorräte im Süden für die Truppen zurückgehalten werden.

Ebenso überraschend ist die Preisgestaltung, die sich nicht nur im Norden, sondern selbst auf den südlichen Getreidemärkten Rußlands wie Odessa, Jelez, Rostow am Don, Kiew vollzogen hat. Während der Gerstepreis verglichen mit den Notierungen des September und Oktober 1914 nur wenig gestiegen ist, stehen die Preise für Weizen und Roggen ungefähr um 25 bis 30 Prozent, für Hafer sogar um 25 bis 35 Prozent höher als zur gleichen Zeit des vorigen Jahres, und zwar ist der Preis wenig stabil, sondern schwankt innerhalb kurzer Zeiträume beträchtlich auf und ab. So kostete zum Beispiel in Jelez Weizen Mitte September vorigen Jahres 98 bis 100 Kopeken pro Pud, Mitte August dieses Jahres 140, Mitte September 128 und Ende September 125 bis 127 Kopeken. Die Ankäufe und die Requisition für die Heeresverwaltung wie die Nachrichten vom Kriegsschauplatz warfen die Preise unstet hin und her.

Österreich-Ungarns Ernte ist vorläufiger Berechnung nach ebenfalls um 8 bis 10 Prozent höher als im vorigen Jahre, da der Minderertrag in einzelnen Landesteilen der östlichen Reichshälfte durch einen höheren Ertrag Ungarns mehr als reichlich ausgeglichen wird. Obgleich sich das Anbauareal ein wenig verringert hat, sind doch die geernteten Mengen infolge der günstigeren Witterung erheblich höher als im Vorjahr. Die vorläufige amtliche Feststellung meldet für Ungarn folgendes Ergebnis:

	1915/16		1914/15	
Weizen	4,16	Mill. Tonnen	2,86	Mill. Tonnen
Roggen	1,69	- -	1,08	- -
Hafer	1,18	- -	1,26	- -
Gerste	1,22	- -	1,42	- -
Mais	4,72	- -	4,38	- -

Auf ein noch günstigeres Ernteresultat rechnet Bulgarien. Nach den vorläufigen amtlichen Ernteeinschätzungen, deren Resultat freilich noch manche Änderungen erfahren wird, beträgt die Ernte in den zwölf Verwaltungsgebieten Nord- und Südbulgariens (die Abschätzung der voraussichtlichen Ergebnisse in den neuen westlichen Gebieten fehlt noch):

	1915/16		1914/15	
Weizen	1,26	Mill. Tonnen	0,82	Mill. Tonnen
Roggen	0,19	- -	0,18	- -
Weizen und Roggen gemischt	0,08	- -	0,05	- -
Gerste	0,38	- -	0,24	- -
Hafer	0,14	- -	0,14	- -

Für Mais, der bekanntlich erst zwei Monate später zur Reife gelangt, fehlt noch überall die amtliche Ermittlung, doch sind sich alle Sachverständigen darüber klar, daß der Mais ein noch besseres Ergebnis verspricht als der Weizen.

Sind die obigen Zahlen auch noch unvollständig, so zeigen sie doch, daß die diesjährige Ernte als die beste gelten kann, die Bulgarien seit vielen Jahren gehabt hat. Zudem sind aus der vorjährigen Ernte noch beträchtliche Restbestände an Weizen, Gerste und Mais vorhanden, da infolge des Krieges die Ausfuhr über den Donauweg nach Mitteleuropa fast völlig stockte und die Ausfuhr über Varna und Burgas durch die Dardanellensperre verhindert wurde, so daß, abgesehen von der Ausfuhr über die Türkei und Griechenland, nur die Verschiffung von Dedeagatsch am Ägäischen Meer übrig blieb. Man schätzt diesen Restbestand an Getreide aus vorjähriger Ernte auf mindestens 600 000 Doppelzentner.

Neben dem heißen Verlangen nach der Angliederung Mazedoniens treibt denn auch die bulgarische Regierung zu ihrem Eingreifen in den Krieg der Wunsch, dem großen Getreidebestand einen Abfluß nach Mitteleuropa zu öffnen und zugleich an die Grenze Österreich-Ungarns heranzukommen, um sich für die Zukunft die direkte Handelsverbindung mit den Getreidemärkten der Zentralmächte zu sichern.

In der bulgarischen Kriegsdenkschrift heißt es darüber ganz offen:

Die Preisgabe der Neutralität erfolgt aus wirtschaftlichen und politischen Gründen. Bulgarien hat zum Export zirka 80 000 bis 90 000 Waggons (zu 10 Tonnen) Mais, Gerste, Weizen, Hafer, Roggen, Hirse, Heu usw. bereit. Dieses Getreide müssen wir so schnell als möglich ausführen, damit wir unseren Handel beleben, unserem Lande das nötige Geld zuführen, den Landwirten die Möglichkeit geben, ihren Verpflichtungen nachzukommen und um diesen einzigen Reichtum, den wir besitzen, vor dem Verderben zu bewahren, um so mehr, als die Getreidespeicher sich bald mit dem Getreide und Mais der diesjährigen Ernte füllen werden, die eine ausgezeichnete zu werden verspricht. Deutschland und Österreich-Ungarn sind vom amerikanischen, russischen usw. Export abgeschnitten. Das dort zur Einfuhr gelangende Getreide kann daher auf dem Markt frei verkauft werden, und zwar zu einem hohen Preise von 60 bis 80 Lewa (Franken) pro 100 Kilogramm. Bulgarien würde das größte Verbrechen begehen, wenn es nicht Maßregeln trifft, damit unser Getreide zu diesen hohen Preisen Absatz findet. In Rußland gibt es viel Getreide, und die Preise sind dort niedrig, da die Ausfuhr fehlt. In Italien, Frankreich und England sind die Preise allerdings gestiegen, doch diese Preissteigerung wird durch die hohen Versicherungsprämien verschlungen, so daß der Landwirt vergleichsweise nur einen sehr kleinen Nutzen aus diesen erhöhten Preisen ziehen kann. Wenn wir daher unser Getreide nach Italien, Frankreich und England ausführen, werden wir nur in geringem Maße die hohen Preise ausnützen können und werden auf jeden Fall nicht einmal die Hälfte von dem bekommen, was wir erzielen könnten, wenn wir das Getreide nach Deutschland und Österreich-Ungarn ausführen würden.

Einer Rekordernte erfreut sich in diesem Jahre Rumänien. Die amtliche Statistik steht meines Wissens noch aus, doch besteht kein Zweifel daran, daß Rumänien noch niemals eine gleich ergiebige Weizen- und Maisernte hatte, wie in diesem Jahre, und diese beiden Getreidearten liefern den Haupterttrag Rumäniens. Die mit Roggen bebaute Fläche beträgt nicht viel mehr als ein Zwanzigstel des Weizenareals. Unter diesen Umständen könnte sich Rumänien durch Verkauf seines hohen Überschusses eine vorteilhafte

Besserung seiner finanziellen Lage verschaffen. Die den Zentralmächten feindliche Auslandspolitik des liberalen Kabinetts Bratianu, besonders des russophilen Finanzministers Costinescu, hat das jedoch bisher verhindert.

In den ersten Monaten nach Kriegsbeginn hatte Rumänien eine starke Ausfuhr von Weizen, Weizenmehl und Mais, auch von Bohnen und Erbsen, nach Österreich-Ungarn und Deutschland. Dann wurde plötzlich die Ausfuhr von Weizen, Weizenmehl, Hafer und Bohnen verboten, angeblich deshalb, weil die rumänische Weizenernte nur 16 bis 17 Millionen Hektoliter betrage und dieses Quantum zur Ernährung der einheimischen Bevölkerung notwendig sei, zumal wenn Rumänien gegen seinen Willen in den Krieg hineingezogen werden sollte. Tatsächlich spielte jedoch weit mehr als die Rücksicht auf die ärmeren Volksschichten die Rücksicht auf die Wünsche Rußlands und Englands die erste Rolle. Die russischen Truppen waren inzwischen in Ostpreußen und Galizien eingedrungen, und das weitere Vordringen der großen Dampfwalze erschien als sicher. *So glaubte das Kabinett Bratianu dem Verlangen des Dreiverbandes, den Zentralmächten die Nahrungsmittelzufuhr abzuschneiden, möglichst entgegenkommen zu sollen.* War auch die Weizenernte nur mittelmäßig ausgefallen, so lag doch gar kein wirtschaftlicher Grund vor, auch die Ausfuhr von Hafer und Bohnen zu verbieten, denn beide hatten eine gute Ernte geliefert.

Wahrscheinlich hätte man auch gerne den Gerste- und Maisexport verboten; aber solche Maßregel hätte die Wirtschaft der großen Bojaren und Pächter doch allzu schwer geschädigt, vor allem das Verbot der Maisausfuhr, denn die Maisernte hatte nach vorläufiger Schätzung 35 bis 38 Millionen Hektoliter eingebracht, während der Inlandsbedarf nur etwa 14 bis 15 Millionen Hektoliter erfordert. Wohin mit dem Rest?

So blieb die Ausfuhr von Mais, Gerste und Erbsen gestattet, wurde aber durch allerlei Maßnahmen erschwert. Es wurde aus Rücksicht auf die Kriegsgefahr und die Notwendigkeit einer vielleicht plötzlichen Mobilmachung verfügt, daß nur eine sehr beschränkte Anzahl von Eisenbahnwagen für die Verladung von Exportgetreide gestellt werden dürften, daß die Waggons nicht über die rumänischen Grenzstationen hinausfahren dürften, sondern auf rumänischer Seite entladen und der Inhalt in Wagen oder Karren unter Kontrolle über die Grenze gebracht werden müßte, daß Säcke nicht ausgeführt werden dürften usw. Außerdem wurde ein Ausfuhrzoll von 500 Lei (Franken) in Gold für den Waggon Mais, also 50 Lei pro Tonne, für Gerste 600 Lei, Erbsen 1000 Lei usw. erhoben. Ferner wurde eine Abgabe zugunsten des Roten Kreuzes eingeführt.

Als im Sommer die Russen aus Galizien vertrieben wurden und die deutschen Truppen tiefer und tiefer in Polen eindrangen, während sich zugleich die Aussichten der neuen rumänischen Ernte immer günstiger gestalteten, milderte auf Drängen der rumänischen Großgrundbesitzer, trotz des Widerspruchs des Finanzministers Costinescu, das Ministerium seine Ausfuhrerschwerung. Die Ausfuhr von Weizen, Weizenmehl, Bohnen wurde wieder freigegeben, die Ausfuhrzölle etwas herabgesetzt (für Weizen und Roggen auf 600 Lei pro Waggon, für Gerste und Hafer auf 500 Lei, für Mais auf 400 Lei, Hülsenfrüchte 900 Lei) und die Rote-Kreuz-Abgabe ganz aufgehoben. Immerhin blieb auch jetzt noch eine enorme Belastung der Aus-

fuhr. Die Getreidepreise in Rumänien sind zwar noch immer im Vergleich zu anderen Märkten ziemlich billig. Weizen notierte in letzter Zeit je nach Qualität 17 bis 21, Mais 13 bis 15, Futtergerste 11 bis 14 Lei (Franken) pro Doppelzentner, aber Verladen, Fracht bis zur Grenze, Wegtaxe, Umladen und Überführen in Wagen über die Grenze, Ausfuhrzoll in Gold, Verlust bei der Fahrt und beim Umladen, Trinkgelder an die rumänischen Beamten usw. machen, daß, wenn das Getreide von der ungarischen Bahnstation Itzkany, Brassó oder Gymisch abgeht, es bereits das Zweieinhalbfache kostet wie in Braila.

Es ist deshalb durchaus zu billigen, daß der deutsche Bundesrat vor einigen Wochen verfügt hat, ausländisches Getreide, das bis zum 13. September den Reichsboden nicht erreicht habe, dürfe vom Importeur nur an die Zentraleinkaufsgesellschaft, nicht an andere Getreidehändler weiterverkauft werden — und den Preis hätte diese Gesellschaft je nach den besonderen Importverhältnissen von Fall zu Fall zu bestimmen. Nicht nur wird dadurch der unverschämten Preistreiberei in ausländischem Getreide gewehrt, die hinter den Kulissen sich bereits zu schönster Blüte zu entwickeln begann und auch auf das inländische, den Höchstpreisfestsetzungen unterstehende Getreide übergriff, es wird auch ein Druck auf die rumänische Ausfuhrpolitik ausgeübt. Mag Rumäniens Regierung auch heute noch an ihren Ausfuhrbestimmungen festhalten, sie wird sie ändern müssen, wenn die Armeen der Zentralmächte weiter auf dem Balkan vordringen und das bulgarische mit dem rumänischen Getreide in Konkurrenz tritt, oder aber Rumänien bleibt mit seinen Vorräten sitzen und läßt sie verderben.

Besonderes Interesse beansprucht der englische Getreidemarkt. Englands diesjährige Weizenernte wird von den meisten Statistikern ebenfalls beträchtlich höher eingeschätzt als das vorjährige Ergebnis, nämlich auf 9 bis 9,2 Millionen gegen 7,8 Millionen Quarter (1 Quarter gleich 224 Kilogramm) im Erntejahr 1914/15. Trotz der größeren Erntemenge wird jedoch die erforderliche Zufuhr kaum niedriger sein als im letzten Erntejahr, denn während im August vorigen Jahres England große Vorräte in das beginnende neue Erntejahr hinübernahm, fehlen diesmal solche Vorräte, weshalb der englische Ackerbauminister auch den Grafschaften empfohlen hat, ihre Weizenernte baldigst auszudreschen und auf den Markt zu bringen, damit keine Stockung bis zum Eintreffen der amerikanischen Zufuhren eintritt. Im vorigen Erntejahr (vom 1. August 1914 bis 31. Juli 1915) hat nach der Berechnung des Londoner »Grain, Seed and Oil Reporter« die Gesamteinfuhr an Weizen und Weizenmehl (letzteres in Kornfrucht umgerechnet) 26,6 Millionen Quarter betragen, ohne die direkte Einfuhr für Heer und Flotte auf Regierungsschiffen. Von der Einfuhr kamen aus:

	1914/15	dagegen 1913/14
Vereinigte Staaten .	12,35 Mill. Quarter	8,87 Mill. Quarter
Kanada	7,42 - -	6,83 - -
Indien	3,26 - -	3,01 - -
Argentinien	2,82 - -	1,73 - -
Australien	0,46 - -	3,48 - -
Rußland	0,17 - -	2,25 - -

Die Gegenüberstellung zeigt, wie die Einfuhren aus Rußland und Australien stark zurückgegangen sind, während die Einfuhr aus den Vereinigten

Staaten von Amerika um rund 3 480 000 Quarter zugenommen hat. Fast die Hälfte der ganzen englischen Weizeneinfuhr ist also aus der nordamerikanischen Union gekommen. Dieser enorme Import hatte natürlich trotz des guten amerikanischen Ernteergebnisses ein starkes Anziehen der Preise auf dem New Yorker und Chikagoer Getreidemarkt und dementsprechend auch in London und Liverpool zur Folge. Zeitweilig stiegen im Januar bis März dieses Jahres die Preise für amerikanischen Weizen am Londoner Markt über den deutschen Höchstpreis hinaus. Kein Wunder, stellte sich doch bereits Ende Oktober vorigen Jahres der Weizenpreis auf dem New Yorker Markt um ungefähr 30 Prozent höher als im Oktober 1913. Vor dem Kriege am 25. Juli 1914 hatte der Weizenpreis in New York für Lokoware (Rot Winter Nr. 2) 92 Cent pro Buschel betragen, nach Beginn der großen Verschiffungen Anfang Oktober stellte er sich auf 115, Mitte Oktober schon auf 120, Ende Oktober auf 125/126. Dazu kam eine rasche Steigerung der Schiffsfracht New York-London von $2^1/_2$ Cent pro Buschel bis auf 12 und 13 Cent im Februar.

Jetzt steht trotz der amerikanischen Riesen-Weizenernte, die allzu reichlich auf 1002 Millionen Buschel (1 Buschel gleich $35^1/_4$ Liter) geschätzt wird gegen 892 Millionen im Vorjahr, der Preis für Mittelweizen in New York wieder auf 115 bis 116 Cent genau wie zu Anfang Oktober vorigen Jahres. In Anbetracht des großen Erntesegens ein recht hoher Preis; aber weder die amerikanischen Großspekulanten noch die Farmer drängen mit ihren Vorräten zum Markt, denn man sagt sich drüben, daß England, Frankreich, Italien insgesamt weit größere Getreidezuschüsse brauchen werden als in früheren Jahren. Auf eine Öffnung der Dardanellen für die russische Getreideausfuhr sei nicht mehr zu rechnen, und ebensowenig könne in Anbetracht des beginnenden großen Kampfes auf der Balkanhalbinsel mit irgendwelcher nennenswerten Versorgung Westeuropas und Italiens durch die Donaustaaten gerechnet werden. Wenn sich jetzt auch England noch sträube, die hohen Preise in New York und obendrein eine Fracht von 20 Cent pro Buschel zu zahlen, es werde bald genug müssen. Und die smarten Yankees dürften mit ihrer Kalkulation recht behalten. Auf dem englischen wie französischen Getreidemarkt stehen uns — vorausgesetzt, daß sich der Krieg bis ins nächste Frühjahr erstreckt — wahrscheinlich noch mancherlei Überraschungen bevor.

Und nach dem Kriege? Wie auf anderen Gebieten, wird er auch auf dem Gebiet der Getreideversorgung manche Änderungen zur Folge haben, vor allem, wenn die Zentralmächte siegen und sich zwischen ihnen und den Balkanstaaten sowie der asiatischen Türkei engere Wirtschaftsbeziehungen entwickeln. Der Getreidebau Bulgariens und Rumäniens, der heute auf dem Hektar nur ungefähr die Hälfte der Kornmenge erzeugt, die der deutsche Bauer auf gleicher Fläche gewinnt, ist noch einer sehr großen Steigerung fähig. Und eine noch weit bedeutendere Zunahme der Weizenerzeugung wird voraussichtlich, wenn auch keineswegs schon in den nächsten Jahren, die Erschließung Anatoliens und Mesopotamiens durch Eisenbahnen zur Folge haben. Das Donau- und das asiatisch-türkische Getreide wird in großen Massen auf dem mitteleuropäischen Markt erscheinen, und weder Deutschland noch Österreich-Ungarn können dieses Getreide durch Zollschranken zurückweisen, wenn sie nicht wieder die durch den Krieg er-

rungenen vorteilhaften wirtschaftlichen Beziehungen zu den Balkanländern und Kleinasien völlig in Frage stellen wollen. Die Folge wird ein heißer Kampf des erstarkten Finanz- und Handelskapitals mit dem ostelbischen Großgrundbesitz werden — und das ist gut so für Deutschlands wirtschaftlichen und politischen Fortschritt, gut auch für den Aufstieg der deutschen Arbeiterklasse! Heinrich Cunow.

Die Berliner Butterversorgung im Frieden und Krieg.

Von Anton Hofrichter.

Die Absperrung Deutschlands, die Ausschaltung des Weltmarkteinflusses, die fabelhafte Teuerung machen es erst vielen Tausenden klar, wie sehr Deutschland auch in bezug von Artikeln wie Butter und Eier vom Weltmarkt abhängig geworden ist.

Vorbei ist für die großen Verbrauchszentren der patriarchalische Zustand, daß der Erzeuger milchwirtschaftlicher Produkte selbst den Bedarf seiner Stammkunden deckt.

Trotzdem Butter gegen Temperatureinflüsse empfindlich und leicht verderblich ist, wurde sie doch Welthandelsware, deren Preise in Berlin von den Notierungen in London und Kopenhagen beeinflußt werden. Bei Ausbruch des Russisch-Japanischen Krieges stieg zum Beispiel ihr Preis, weil der Bezug sibirischer Butter stockte. Oder als die Buttererzeugung Australiens infolge einer sehr schlechten Futterernte im Jahre 1908 stark zurückgegangen war, deckte sich England so stark in Holland, Rußland und Dänemark ein, daß auch bei uns die Preise erheblich anzogen.

Die deutsche Butterproduktion wird für gewöhnliche Zeiten auf 500 000 Tonnen geschätzt. Die Buttereinfuhr beträgt 54 000 Tonnen, dazu kommt noch die zollfreie Einfuhr von Rahm in der Höhe von 44 375 Tonnen, die durch die Erhöhung des Butterzolls sehr gesteigert worden ist und die einer Buttereinfuhr von ungefähr 3000 Tonnen entspricht. Die wichtigsten Einfuhrländer waren vor dem Kriege: Dänemark 2155 Tonnen, Holland 18 455, Österreich-Ungarn 945, Rußland 29 922, Finnland 2165, Schweden 313 Tonnen. Hauptlieferant von Rahm ist Dänemark: Dänemark 35 076 Tonnen, Rußland 2252, Schweden 6998 Tonnen.

Erwähnt sei, daß außerdem an Vollmilch und Magermilch 32 810, an Hartkäse 24 259, an Weichkäse 2006 Tonnen im Jahre 1913 eingeführt worden sind.

Die Einfuhr aus Österreich-Ungarn hat in den letzten Jahren wegen seines rapid wachsenden Eigenbedarfes abgenommen. Holland ist Lieferant für das westdeutsche Industriegebiet, dagegen sind Dänemark und Rußland von besonderer Bedeutung für Berlin.

Die Einfuhr Dänemarks ist aus mehreren Gründen stationär: Dänemark ist auf der Höhe seiner Produktionsfähigkeit angelangt. Der zollfreie britische Markt ist besonders für die dänische Qualitätsware aufnahmefähig, während in Deutschland selbst die Erzeugung feiner Butter zunimmt und die Nachfrage nach abfallenden Qualitäten aus dem Ausland wächst. Der Durchschnittspreis der aus Dänemark eingeführten Butter hat 1913 236, der aus Rußland importierten nur 210 Mark betragen.

Die abfallenden Qualitäten lieferte Rußland, und zwar Sibirien, das als Viehzuchtland rascher wachsende und größere Bedeutung denn als Getreidebauland erlangt. Die rentable Butterproduktion schließt das asiatische Rußland an die Weltwirtschaft an, deren fördernder Einfluß hier um so stärker ist, als der Bauer von drückenden Ablösungsgeldern seit jeher frei, bei geringer Steuerlast und großem Landreichtum eine in stockrussischen Gebieten unbekannte Wohlhabenheit erlangt.

So waren der Berliner Butterverbraucher und der sibirische Viehhalter miteinander verknüpft. Die Verbindung ist jetzt zerrissen. Die Folge ist, daß die glücklichen Besitzer von Butter, durch keinen ausländischen Wettbewerb gestört, die Preise in die Höhe treiben können.

In Deutschland beginnt das Erzeugungsgebiet für nach Berlin zu liefernde Butter im ganzen großen erst jenseits eines Kreises, dessen Halbmesser 100 Kilometer beträgt. Innerhalb dieses Kreises überwiegt die Erzeugung von Milch zum Milchverkauf. Erst jenseits beginnt die Verarbeitung der Milch zu Butter und anderen milchwirtschaftlichen Erzeugnissen. Nach einer Schätzung nehmen die wichtigsten inländischen Erzeugungsgebiete mit folgenden Verhältniszahlen an der Butterversorgung Berlins teil: Pommern 20 Prozent, Westpreußen 16, Ostpreußen 15, Posen 15, Brandenburg 10, Mecklenburg 13, Schleswig-Holstein 3, Schlesien 3 Prozent.

Die Zufuhrwege lassen einen Rückschluß auf das Erzeugungsgebiet zu. Die meiste Butter kommt auf dem Hamburg-Lehrter, dem Stettiner und dem Ostbahnhof an.[1] Der Gesamtbezug Berlins im Durchschnitt der Jahre 1908 bis 1911 an inländischer, auf der Bahn zugeführter Butter beträgt 246 200 Doppelzentner und an ausländischer Butter 133 800 Doppelzentner. Ein Teil der inländischen Butter ist aber aus dänischem Rahm im Inland hergestellt. Dafür enthalten die angeführten Zahlen nicht die mit der Post eingehende oder innerhalb der Stadt besonders aus Milchresten hergestellte Butter. Das interessante Faktum verdient Erwähnung, daß im Jahre 1899 der Bezug Berlins an ausländischer Butter auf 451 Doppelzentner oder 0,3 Prozent des Gesamtbedarfes berechnet worden ist, während heute das Ausland mit mehr als einem Drittel an der Butterversorgung beteiligt ist.

Die jetzige Butterknappheit hat drei wichtige Ursachen: Ausfall des sibirischen Imports, Rückgang der ostpreußischen Produktion infolge der Russeneinfälle und der gesamtdeutschen Erzeugung infolge des großen Mangels an Kraftfuttermitteln, die zur Steigerung der Milchergiebigkeit über ein gewisses Maß hinaus notwendig sind. Deutschland bezieht nahezu 4 Millionen Tonnen Futtergetreide (Mais, Futtergerste) und mehr als 4 Millionen Tonnen Kraftfuttermittel (Ölfrüchte und Ölsämereien, Kleie, Reisabfälle, Ölkuchen und Ölkuchenmehl, Schlempe und Stärkerückstände, Treber und Malzkeime). Die Hälfte der in Deutschland gewonnenen Milch

[1] Die Butterversorgung und der Butterhandel Berlins sind als typisch für die großen Verbrauchszentren angenommen. Die Zahlen sind einer Arbeit entnommen, die in dem vom Verein für Sozialpolitik herausgegebenen Sammelwerk »Produktion, Absatz, Preisbildung von Molkereierzeugnissen« (Verlag von Duncker & Humblot, München 1915) enthalten ist: »Die Versorgung Berlins mit Butter unter besonderer Berücksichtigung der Preisverhältnisse«, von Dr. Eirik Jahn. Die Arbeit ist vom Geist der »Deutschen Tageszeitung« erfüllt und an positiven Vorschlägen zur besten Lösung des Problems der großstädtischen Butterversorgung arm.

und weit mehr als ein Drittel des erzeugten Fleisches stammen aus ausländischen Futtermitteln.[2] Die durch die Zölle erzielte angebliche Unabhängigkeit Deutschlands vom Ausland in der Nahrungsmittelfürsorge besteht nur in der Einbildung jener Leute, die mit der Geringfügigkeit der eingeführten Fleisch- und Getreidemengen prunken und darüber vergessen, daß das inländische Fleisch und die inländischen milchwirtschaftlichen Erzeugnisse nur mit Hilfe des Auslandes gewonnen werden und daß das relativ leichte Durchhalten im ersten Kriegsjahr nur dank den großen Vorräten an ausländischen Futtermitteln möglich gewesen ist.

Es fällt auf, daß in keinem Geschäft sibirische, sondern deutsche oder dänische Butter feilgehalten wurde. Der Grund ist, daß die Großhändler die guten inländischen oder dänischen Qualitäten mit sibirischer Butter mischten, deren geringer Wassergehalt auch die Einpressung von Wasser erlaubte.

Im Berliner Butterhandel waren 1913 114 Grossisten, 2 Importeure, 12 Agenten und 220 Detaillisten tätig. Einige Großfirmen betreiben Detailgeschäfte, deren Gesamtzahl die der unabhängigen Kleinhändler übertrifft; z. B. Vereinigte Pommersche Meiereien A.-G. mit etwa 50 Filialen, Gebrüder Manns mit etwa 50, Gebrüder Groh mit etwa 40, R. Schröter mit etwa 45, J. Gusowski mit etwa 15, G. F. Aßmann mit etwa 30 Filialen.

Am Großhandel sind auch Butterverkaufsverbände beteiligt: Verband norddeutscher Molkereien, Westpreußischer Butterverkaufsverband, Butter-Aktionsverband, Ostpreußische Tafelproduktivgenossenschaft.

Die selbständigen Detaillisten haben unter dem Wettbewerb der großen Geschäfte schwer zu leiden, deren gewaltiger Umsatz die Belastung der Gewichtseinheit durch Handlungsunkosten herabmindert und die daher auf eine anziehende Ausstattung der Läden großes Gewicht legen können. Viele Kleinkaufleute befinden sich in steten Zahlungsschwierigkeiten, regulieren nur zögernd die ihnen von dem Grossisten eingeräumten Kredite und sind in Wahrheit mehr Filialleiter als selbständige Kaufleute.

Die Großkaufleute verdienen im Butterhandel viel. Die Spannung zwischen den Produzentenpreisen und Großhandelspreisen hat für erste Sorten im Durchschnitt der Jahre 1908 bis 1910 2,6 Mark für den Doppelzentner betragen. Gegen früher ist die Spannung geringer geworden, aber darüber darf nicht vergessen werden, daß diese Preisdifferenz nicht die einzige Gewinnquelle für den Großhändler ist. Die Mischung verschiedener Butterqualitäten und die Verschneidung wasserarmer, besonders sibirischer Butter mit Wasser verhelfen zu ansehnlichen Nebeneinkünften. Auch trägt der Buttergroßhandel einen stark spekulativen Zug. Im Frühjahr und Sommer werden große Buttermengen eingekauft und für den Winter in Kühlhäusern eingelagert. Die Spekulation wird durch Lombardierung der Butter erleichtert, die aber bei der Verderblichkeit der Ware Vorsicht fordert. Der Erfolg der Spekulation hängt davon ab, ob die ständige Produktion einer Ergänzung durch Abstoßung der angesammelten Vorräte bedarf oder allein zur Befriedigung des Verbrauchs genügt. Darum ist auch im gegenwärtigen Augenblick vor allem eine statistische Aufnahme der in den Kühlhäusern eingelagerten Butter notwendig. Aus dem Vergleich mit den in früheren Jahren eingelagerten Mengen wird sich ungefähr

[2] »Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan.« Denkschrift, herausgegeben von Professor Eltzbacher. Braunschweig 1914.

zeigen, wieviel für spekulative Zwecke berechnet ist. Wir sagen »ungefähr«, weil die eingelagerten Mengen vielleicht nicht allzu erheblich die Vorjahrsbestände übertreffen und ihre Besitzer stets auch für Mehreinlagerungen die harmlose Erklärung haben, sie wollten nur für die Deckung des Bedarfes vorsorgen, der bei der sehr verringerten Zufuhr und der infolge des allgemeinen Fettmangels ebensosehr gesteigerten Nachfrage vermutlich sehr groß sein wird.

Doch polizeiliche Maßregeln genügen nicht; weil sie zwar ein Übel bekämpfen, aber nichts Besseres an seine Stelle setzen. Dazu sind *rücksichtslose, umfassende Eingriffe in Erzeugung und Verteilung zum Zwecke ihrer organischen Umgestaltung nach gemeinwirtschaftlichen Prinzipien* vonnöten. Den Landwirten kann verboten werden: Milch im Übermaß zu verbuttern, in Quark und Käse zu verarbeiten, zur Mast des so gut verwertbaren Viehes zu verfüttern und die Kühe zu schlachten. Aber die Polizei wird hilflos, wenn der Landwirt die Kuh auf Erhaltungsfutter setzt, ihre Pflege vernachlässigt, den Zukauf der notwendigen Kraftfuttermittel verweigert. Darum sind polizeiliche Mittel, wenn auch nicht nutzlos, so doch nur nützlich als ergänzende Maßregeln zu einer planvollen gemeinwirtschaftlichen Organisation der Erzeugung und Verteilung lebensnotwendiger Waren.[3]

Was von der Spannung zwischen Groß- und Kleinhandelspreisen im allgemeinen gilt, gilt auch von der im Berliner Butterhandel im besonderen. Die Kleinhandelspreise, die im Durchschnitt der Jahre 1908 bis 1910 um 16,3 Mark höher als die Großhandelspreise waren, hinkten von 1905 den Großhandelspreisen nach, setzten aber ihre Steigerung in den drei Jahren 1908 bis 1911 noch fort, als die Großhandelspreise bereits wieder zu sinken begannen. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß sich der Kleinhändler auch jetzt im Vergleich zum Erzeuger und Großhändler nur eines bescheidenen Kriegsgewinns an Butter erfreut. Dagegen fließt auch vielen Großhändlern, die Filialen unterhalten, der Kleinhandelsgewinn zu.

Der Durchschnitt der Kleinhandelspreise in Berlin betrug für 100 Kilo: 1876 bis 1885 228,7 Mark, 1886 bis 1895 231,1 Mark, 1896 bis 1905 231,8 Mark, 1906 bis 1911 259,1 Mark.

Die Landwirte haben nicht selten über die verhältnismäßig geringe Preissteigerung der Butter geklagt und aus einem Vergleich der Milch- und Butterpreise auf die wachsende Unrentabilität der Verbutterung geschlossen. Doch hinkt der Vergleich. Einmal kann die bei der Verbutterung zurückbleibende Magermilch, die zur Verfütterung benutzt wird, bei den steigenden Fleischpreisen immer besser verwertet werden, und dann wird dank der besseren Technik aus einem gleichen Quantum Milch eine viel größere Buttermenge als früher gewonnen.

Im Juli 1914, also vor Kriegsausbruch, hat das Kilo feine Tafelbutter nach den Preisaufstellungen der Konsumgenossenschaft für Berlin und Um-

[3] »Darüber aber kann kein Zweifel bestehen, daß die *kriminalpolitische Maßnahme* uns dem erstrebten Ziele nicht *näher bringen würde*. Und so bleibt nichts anderes übrig, als Höchstpreise festzusetzen, wo die Beschlagnahme nicht möglich ist. Weiter *müssen wir versuchen, diese Höchstpreise durch organisatorische Maßnahmen zu ergänzen*.« Staatssekretär Dr. *Delbrück* am 21. August 1915 im Reichstag.

gebung 2,72, feine Tischbutter 2,56 Mark gekostet. Am 15. Oktober 1915 wurden in Berlin 5,60 bis 6 Mark nach der Qualität bezahlt, aber auch 6, 6,40 und angeblich sogar 6,60 Mark gefordert. Kein Wunder, daß in sehr weiten Kreisen eine ungemein heftige Unzufriedenheit entstanden ist. Die Butterteuerung ist um so empfindlicher, als die Ersatzmittel, Schmalz und Margarine, teurer, selten und schlecht geworden sind. Und gerade der Wettbewerb des Kunstspeisefetts, das infolge der Verwendung von pflanzlichen Stoffen, der hohen technischen Entwicklung und hygienischen Vollkommenheit sich immer neue Liebhaber geworben hatte, hat im Frieden eine übermäßige Steigerung der Butterpreise verhütet. Da aber jetzt Butter fast das einzige käufliche Speisefett war, wurde ihr Preis ohne Rast und Ruh' getrieben. *Denn ein Fett mußte gekauft werden.* Auf Fett, das Heizmaterial und den Energiespender des Körpers, kann und darf nicht verzichtet werden, am wenigsten von der schwerarbeitenden Bevölkerung in der kalten Jahreszeit.

Unter dem Drucke dieser allgemeinen Unzufriedenheit hat sich endlich die Reichsregierung zu einem Eingriff in das freie Spiel der Kräfte entschlossen.

Am 22. Oktober dieses Jahres hat der Bundesrat folgende Verordnung erlassen:

Der Reichskanzler ist ermächtigt, *Grundpreise* für Butter *am Berliner Markte* festzusetzen. Der Grundpreis ist der Preis, den der Hersteller beim Verkauf im Großhandel frei Berlin, einschließlich Verpackung, fordern kann. Die Grundpreise werden unter Berücksichtigung der Gestehungskosten und der Marktlage von einem Sachverständigenausschuß, dessen Zusammensetzung und Verfahren der Reichskanzler bestimmt, ermittelt und laufend nachgeprüft.

Die Grundpreise sind *für das Reichsgebiet maßgebend*, doch können zur Berücksichtigung der besonderen Marktverhältnisse in den verschiedenen Wirtschaftsgebieten die Landeszentralbehörden mit Zustimmung des Reichskanzlers für ihren Bezirk oder Teile ihres Bezirks *Abweichungen von den Grundpreisen* anordnen.

Der Reichskanzler erläßt Vorschriften über die Preisstellung für den *Weiterverkauf im Großhandel und im Kleinhandel.*

Gemeinden mit mehr als 10 000 Einwohnern sind *verpflichtet*, andere Gemeinden sowie Kommunalverbände sind *berechtigt* und auf Anordnung der Landeszentralbehörde verpflichtet, *Höchstpreise für den Kleinhandel* mit Butter unter Berücksichtigung der besonderen örtlichen Verhältnisse festzusetzen. Die Höchstpreise müssen sich innerhalb der vom Reichskanzler festgesetzten Grenzen halten. Soweit *Preisprüfungsstellen* bestehen, sind diese vor der Festsetzung der Höchstpreise zu *hören*. Sind die Höchstpreise am Orte der gewerblichen Niederlassung des Verkäufers andere als am Wohnort des Käufers, so sind die ersteren maßgebend.

Als *Kleinhandel* im Sinne dieser Verordnung gilt der Verkauf an den Verbraucher, soweit er nicht Mengen von mehr als 5 Kilogramm zum Gegenstand hat.

Der Reichskanzler ist befugt, über *ausländische Butter* besondere Vorschriften zu erlassen.

Bis Ende Oktober hat der Oberbefehlshaber in den Marken am 17. Oktober dieses Jahres für Berlin den Höchstpreis mit 2,80 Mark für das Pfund Butter im Kleinhandel festgesetzt. Wie verlautet, soll künftig der Grundpreis mit 2,40 Mark normiert werden.

Aber Höchstpreise allein helfen nicht, das hat noch im August dieses Jahres Staatssekretär Delbrück im Reichstag zugegeben, indem er ausführte:

Wir mußten gegen das spekulative Moment in der Preisbildung schon zu Beginn des Krieges eingreifen, und zwar durch Festsetzung der Höchstpreise — eine Materie, die sich inzwischen zu einer komplizierten und weitschichtigen Wissenschaft entwickelt hat. Die Entwicklung hat bewiesen, daß Höchstpreise niemals allein ein hinreichendes Mittel sind, um die Bevölkerung nicht nur preiswert, sondern auch ausreichend zu ernähren. Strikte durchgeführte Höchstpreise regulieren höchstens die Preise, nicht aber den Markt, den sie dagegen öfter deroutieren. Sind sie zu hoch, wird der Markt in Unordnung gebracht, und sind sie zu niedrig — erst recht. Die richtige Mitte zu finden, ist überall schwer, solange man nicht die preisbildenden Momente in ihrer Gesamtheit kennt und auch zu fassen vermag. Die Beschlagnahme aber findet bei einer großen Anzahl von Produkten wegen ihrer Art und wegen der Schwierigkeit ihrer Behandlung und Bearbeitung unüberwindliche Schranken. Man kann aber auch mit Höchstpreisen allein auskommen, wenn man es mit einer Syndizierung der Produzenten und des Handels zu tun hat.... Wo aber solche Syndikate nicht vorhanden sind, muß man versuchen, von Staatswegen helfend einzugreifen und solche Organisationen zu schaffen.

In dieser Rede ist alles gesagt, was notwendig ist und werden soll. Nur schade, daß seit dem Tage jener Rede mehr als zwei Monate ins Land gegangen sind, ohne daß eine ihre Verheißungen zur Genüge erfüllt worden wäre!

Die staatliche Regelung der Butterversorgung ist schwer, aber nicht unmöglich, auch nicht möglich in dieser vorgeschrittenen Zeit, wo der Mangel schon da ist, seiner Entstehung nicht mehr vorgebeugt werden kann.

Die Butternot kann nur gemildert werden, wenn die Butterversorgung als Teil der Fettversorgung betrachtet wird.

Wichtig ist die Einschränkung des Fettverbrauchs.

Die preußische Regierung hat sich zu einem Anfang entschlossen. Verboten wird: Sahne in den Verkehr zu bringen, Milch und Sahne zur Herstellung von Schokolade und Bonbons usw. zu verwenden, Schlagsahne überhaupt herzustellen, Vollmilch an mehr als sechs Wochen alte Kälber und Schweine zu verfüttern, Magermilch zur Brotbereitung zu verwenden, zur Farbenfabrikation Milch zu gebrauchen, Milch zu Kasein zu verarbeiten und Sahnepulver herzustellen.

Diese Verbote dienen nur einem engbegrenzten Zweck: der Vermehrung der Trinkmilch, eventuell der Butter. Es tut aber mehr not.

Die Bäckereien bereiten noch immer große Mengen von Süßigkeiten. Dazu wird viel Kunstspeisefett verwendet. Also Verbot der Verwendung von Kunstspeisefett in Restaurants und Bäckereien für Süßspeisen.

Damit den ärmeren Volksklassen wirklich genügend Fett zur Verfügung gestellt werden kann, würde sich staatliche Kontrolle der Fabrikation und des Verschleißens von Margarine sehr empfehlen. Ergänzend wäre alles Fett zu beschlagnahmen, über die Zuweisung des für die Wurstherstellung notwendigen Fettes hätten lokale Ausschüsse zu entscheiden.

Das so zur Verfügung gestellte Fett wird durch Fettkarten in der Weise verteilt, daß den ärmeren Volksschichten neben dem Kauf von Butter

der alternative Bezug von Margarine und Schmalz in größerem Umfang gestattet wird.

Der Verbrauch von Mus ist anzuregen, durch rechtzeitige Festsetzung von Höchstpreisen aber den sonst unvermeidlichen Preistreibereien dieses Surrogats vorzubeugen.

Die Menge der roh verkauften oder verbutterten Milch kann weiter durch Vorschreibung von Höchstpreisen für einige wenige Käsetypen vermehrt werden, die nur in bestimmter Menge hergestellt werden dürfen.

Deutschland ist aber in bezug von Milch und Butter in hohem Maße vom Ausland abhängig. Der Einfluß der Regierung auf die Preisbildung im Ausland ist gering, aber nicht zu unterschätzen. Zwei Mißstände verteuern den Bezug ausländischer Butter: in den skandinavischen Ländern und in Holland weiß man die Engländer als ständige Abnehmer zu schätzen und will sie nicht brüskieren, um in Deutschland auf kurze Zeit einen zahlungswilligen Kunden zu erhalten. Darum wäre der Butterzoll aufzuheben, nicht nur für die Zeit des Krieges, wie dies durch die Bundesratsverordnung vom 4. August 1914 geschehen ist, sondern auch für später. Erst wenn durch dauernde Aufhebung des Zolles die Möglichkeit langfristiger Lieferungsverträge gegeben ist, die wegen der jetzt zu erzielenden ungemein günstigen Lieferungsbedingungen einen großen Anreiz für die ausländischen Händler haben müssen, so ist durch Zentralisierung des deutschen Einkaufs im Ausland der Übelstand zu beseitigen, daß die deutschen Aufkäufer im Wettbewerb um die Ware die Preise selbst in schwindelnde Höhe treiben.

Alle diese Forderungen sind dadurch charakterisiert, daß sie sofort und vollkommen erfüllt werden können.

Literarische Rundschau.

W. Bürklin, Süd- und Mittelamerika unter dem wirtschaftlichen Einfluß des Weltkriegs. Göttingen und Berlin 1915, Verlag von Otto Hapke. 184 Seiten. Preis 5 Mark.

Das angeführte Werk ist reich an Material über die allgemeine wirtschaftliche Lage der süd- und mittelamerikanischen Staaten vor dem Kriege, hat in einer Beilage noch eine chronologische Übersicht der politischen Geschichte und bringt zahlreiche graphische Darstellungen. Der Mangel dieses Werkes besteht einmal darin, daß die Angaben meist sich nur auf kurze Berichte beziehen. Wichtiger ist es noch, daß der Autor nur die ersten Einwirkungen des Krieges beobachten und schildern konnte. Um über den Einfluß des Weltkriegs ein Werk von dauerndem Werte zu schreiben, müßte man das Ende des Krieges abwarten. So würde Bürklin jetzt feststellen können, daß die Vereinigten Staaten tatsächlich in Südamerika festen Boden zu fassen vermögen, daß sie diesen Staaten auch mit Kapital zu Hilfe kommen usw. Er müßte dann auch die Wirkung der außerordentlichen Preissteigerung auf die Landwirtschaft dieser Länder untersuchen. In der Form, wie das Werk vorliegt, kann es etwa als Nachschlagewerk benutzt werden, um sich über die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse dieser Länder zu informieren. Diesen Zweck scheint der Autor vor allem im Auge gehabt zu haben. Es wird aber gut sein, wenn die zweite Auflage eine wirkliche Untersuchung über die Rückwirkungen des Krieges bringen wird. Sp.

Anzeigen.

Charles Dumas und C. Rakowski, **Les Socialistes et la Guerre** (Die Sozialisten und der Krieg). Bukarest 1915, Cercul de editura socialista. 48 Seiten.

In seinem Briefe, der die Diskussion eröffnet, führt Dumas, Kabinettchef im Ministerium Jules Guesdes, aus, daß das kapitalistische Regime zum Krieg getrieben habe, daß daher auch das französische Bourgeoisregime die Verantwortung mitzutragen habe. Doch komme es jetzt nicht auf die Verursachung des Krieges an, sondern auf seine Folgen. Ein Sieg der Zentralmächte wäre ein Sieg des deutschen Militarismus. Er würde die nationalen Probleme Europas nicht lösen, sondern noch erschweren und auf mindestens ein halbes Jahrhundert jede Entwicklung der Demokratie und Freiheit in Europa hemmen. Bei einem Siege der Verbündeten hingegen, meint Dumas, »werden wir die unterdrückten Nationen befreien, den Militarismus stürzen, den Imperialismus aus der europäischen Gedankenwelt verjagen. Wir verfolgen keine Eroberungsabsichten, und in der Frage Elsaß-Lothringens stehen wir auf dem Standpunkt, den einst Bebel und Liebknecht eingenommen haben«. Der russische Zarismus würde mit dem Sturze der deutschen und der österreichischen Herrschaft seine festesten Stützen verlieren. Da eine Parteinahme Rumäniens für die Zentralmächte unmöglich sei, bedeute die Neutralität in der Tat geradezu eine Stellungnahme zugunsten dieser Mächte.

In seiner Antwort betont Rakowski, daß die französische Partei ebenso wie mindestens die Mehrheit der deutschen eine Taktik befolgt habe, die mit ihrer Vergangenheit im vollsten Widerspruch stehe. Sie habe gerade in dem Augenblick, wo die Politik der herrschenden Klassen sich in ihrer ganzen verbrecherischen Rücksichtslosigkeit und Arbeiterfeindlichkeit zeigte, ihre Fahne gesenkt und ihre Aufgabe verleugnet, den Klassenkampf zu organisieren. Während früher jede sozialistische Partei die Fehler und Verantwortlichkeiten ihrer eigenen Regierung festgestellt und betont habe, herrsche jetzt gerade das umgekehrte Bestreben.

Allerdings sei die sozialistische Pflicht der deutschen Partei dringender und schwerwiegender als die der französischen, weil Deutschland formell den Krieg erklärte, und weil französisches Gebiet durch deutsche Truppen besetzt ist. Im Wesen aber sei die Politik beider Parteien die gleiche und gleich falsch. Die Annahme der Kredite in beiden Parlamenten am 4. August 1914 sei zunächst für einen bloßen Fehler gehalten worden; erst die spätere fortgesetzte Annäherung an das Prinzip der Harmonie der Klassen, insbesondere der Eintritt von Sozialisten in das französische Ministerium, habe gezeigt, daß die beiden Parteien mit ihrer Vergangenheit gebrochen haben.

Der sozialistische Internationalismus habe sich sogar schwächer gezeigt als der katholische; denn während Kardinäle aus den kriegführenden Ländern zur Papstwahl zusammentreten konnten, habe sich das Internationale Sozialistische Bureau seit Kriegsausbruch nicht mehr versammelt. Dies sei eine Folge des allgemeinen Sieges des Opportunismus in den sozialistischen Parteien. Der Einwurf der Notwendigkeit der Vaterlandsverteidigung sei hinfällig; denn die sozialistischen Soldaten würden ihre Pflicht ebensogut erfüllt haben, auch wenn die sozialistischen Parteien die Kredite abgelehnt hätten. Das sei auch nicht der wahre Grund gewesen. Das deutsche Volk sei aber vom Geist des »Korporalismus«, vom Kultus der Gewalt erfüllt, und bei den Franzosen wirke der Glaube noch nach, daß ihr Sozialismus der einzig wahre, der Sieg Frankreichs daher der Sieg des Sozialismus sei.

Der Glaube der französischen Sozialisten, sie würden im Falle des Sieges der Welt die Freiheit bringen, sei schon deshalb ganz illusionär, weil die französischen Sozialisten beim Friedensschluß sicherlich gar keinen Einfluß auf die Gestaltung der Verhältnisse würden üben können. Schließlich zeigt Rakowski, warum die Sozialisten des Balkans ihre Neutralitätspolitik nicht aufgeben dürfen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 6 Ausgegeben am 5. November 1915 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Freiheit der Meinungsäußerung und Parteidisziplin.

Von K. Kautsky.

Wir sind in einem früheren Artikel über »persönliche Überzeugung und Parteidisziplin« zu dem Schlusse gelangt, daß, welche Formen immer das Verhältnis beider annehmen mag, die vollste Freiheit der Meinungsäußerung innerhalb der Partei allein imstande ist, einer Minderheit in einem Parteiorganismus jene begeisterte Hingabe an ihn zu wahren, deren er bedarf, um seine volle Kraft zu entfalten.

Natürlich kann die Meinungsfreiheit in einer Partei nicht die Freiheit bedeuten, ihr anzugehören, welche Meinungen immer man hegen und vertreten mag. Das hieße ja jede geschlossene Partei unmöglich machen. Eine Partei muß stets bestimmte Grenzen ziehen. Wie weit oder eng sie diese zieht, hängt einzig von ihrem Gutdünken, das heißt von Erwägungen der Zweckmäßigkeit ab. Jedoch innerhalb der Grenzen, die sie einmal gezogen hat, muß jede Meinung das Recht haben, sich völlig frei zu äußern.

Man ist manchmal so weit gegangen, Meinungsverschiedenheiten und Diskussionen in der Partei nicht nur für unvermeidlich, sondern für unentbehrlich zu halten. Ohne sie würde die Partei verknöchern. Diese Befürchtung brauchen wir nicht zu hegen. Vor geistiger Erstarrung schützt uns schon der stete Kampf gegen unsere Gegner.

Aber die Partei ist auch nicht ein Sportplatz, auf den man sich begibt, um geistige Gewandtheit und Schlagfertigkeit zu üben, sondern eine Organisation, um Macht zu praktischen Zwecken zu gewinnen. Innere Kämpfe bedingen aber stets einen Aufwand an Kraft und Zeit, der dem Kampfe gegen die Parteigegner entzogen wird. Insofern können also Diskussionen und Zwistigkeiten in einer Partei zum Übel für sie werden, und es ist wohl begreiflich, daß sie das Mißbehagen manches Genossen erregen. Jedoch ein größeres Übel wäre die Unterdrückung der Diskussionen. Es ist schlimm für eine Partei, wenn sich große Gegensätze in ihrer Mitte auftun. Aber sind sie einmal da, dann bietet ihre freie Ausfechtung das einzige Mittel, das Übel zu lindern. Man fügt sich schließlich der Mehrheit, wenn man die Möglichkeit gehabt hat, vor ihr seine Gründe ausführlich zu entwickeln, und wenn sie nicht das Streben verbietet, aus der Minderheit doch noch eine Mehrheit zu machen. Dagegen würde die Parteizugehörigkeit als ein unerträgliches Joch empfunden, wenn sie es verböte, für das Höchste und Heiligste, das jeder kennt, seine eigene Überzeugung, Propaganda zu machen. Und in strittigen Fragen hat jeder Parteigenosse nicht nur das Recht, seine Meinung frei zu äußern, sondern auch die Pflicht, alle anderen Meinungen zu hören und zu überlegen, ehe er seine Entscheidung trifft. Es liegt im Interesse der Partei, daß ihre Beschlüsse erst nach eingehendem Anhören aller Seiten gefaßt werden. Die volle Freiheit der Meinungsäußerung ist

also nicht bloß ein Sicherheitsventil, durch das verhindert wird, daß die so leicht eintretende Spannung zwischen Mehrheit und Minderheit eine für das Funktionieren oder gar den Bestand der Partei bedrohliche Höhe erreicht. Sie ist ein unerläßliches Hilfsmittel zur Gewinnung wohlerwogener und möglichst einwandfreier Entscheidungen.

Trotzdem besteht mitunter für eine Majorität eine starke Versuchung, eine unbequeme Minderheit dadurch zum Schweigen zu bringen, daß man ihr vorwirft, sie gefährde durch die Entwicklung ihres Standpunktes die Einheit der Partei. Aber sollte diese wirklich gefährdet sein, dann könnte es nur daher rühren, daß die tatsächlichen Verhältnisse tiefgehende, unüberwindliche Gegensätze innerhalb der Partei schaffen, nie aber dadurch, daß diese offen ausgesprochen werden. Die offene Aussprache kann höchstens die Gefahr ans Tageslicht bringen und veranlassen, daß versucht wird, die Ursachen der Gegensätze aus dem Wege zu räumen oder unwirksam zu machen, die sonst zu unüberwindlicher Stärke anwüchsen.

Allerdings kann sich die vollkommene Freiheit nur auf den sachlichen Inhalt der Meinungsäußerungen beziehen. Es ist freilich stets mißlich, Vorschriften über den Ton zu machen. Dieser ist eine Frage des Taktes, der sich nicht in bestimmten Formeln fixieren läßt. Auch darf man bei der Beurteilung der Polemiken anderer nicht zu zimperlich sein: nicht selten erweisen sich gerade die Empfindsamsten als die Gröbsten, wenn sie einmal selbst eine unbequeme Kritik zu beantworten haben. Immerhin wird eine Parteipolemik in der Regel um so fruchtbarer wirken, je unpersönlicher sie geführt wird. Doch ist das oft leichter gesagt als getan.

In einem Punkte kann man aber eine bestimmte Vorschrift aufstellen: bei Parteipolemiken soll man sich nur an die Parteigenossen wenden. Meinungsverschiedenheiten zwischen Genossen der gleichen Partei sollen nicht vor Mitgliedern anderer Parteien ausgetragen werden. Also zum Beispiel nicht in der bürgerlichen Presse.

Zu den Stellen, an denen die Partei nur geschlossen auftreten sollte und die nicht der Erörterung von Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Partei dienen sollten, wurden bisher auch die Vertretungskörperschaften von Reich, Staat, Gemeinde gerechnet. Es galt hier der Grundsatz, daß die Fraktion einheitlich stimmte und das Aussprechen verschiedener Meinungen vor der Öffentlichkeit nicht gestattet sei. Wenigstens nicht in politischen Fragen. Bei Impfzwang und dergleichen konnte man eine Ausnahme machen.

Allerdings, ob ein ausdrücklicher Parteitagsbeschluß darüber vorliegt, scheint meines Wissens nicht ganz klar zu sein. Das Schrödersche Handbuch der sozialdemokratischen Parteitage erwähnt den Gegenstand nur an einer Stelle. Es heißt dort:

> Der Kongreß zu Wyden 1880 hatte sich mit einem Antrag zu befassen, wonach die Fraktion im Reichstag verpflichtet sein sollte, bei allen Abstimmungen einheitlich geschlossen abzustimmen. Der Antrag wurde mit der Motivierung abgelehnt, daß das im Antrag Verlangte ja selbstverständlich sei. (S. 388, 389.)

Man soll nie einen Antrag deshalb ablehnen, weil er selbstverständlich ist. Das gilt in erhöhtem Maße vom Wydener Antrag, weil er gleichzeitig verschiedenes forderte. Es heißt im Protokoll:

> Abgelehnt wurde der Antrag: Die sozialdemokratischen Abgeordneten im Reichstag haben die Pflicht, jederzeit in energischer Weise prinzipiell aufzutreten und sich

nicht an untergeordneten Fragen zu beteiligen. Die Abgeordneten sind gemäß dem Beschluß des Gothaer Kongresses 1877 verpflichtet, bei allen Abstimmungen einheitlich geschlossen zu stimmen.

Die Ablehnung wird dadurch motiviert, daß das im Antrag Verlangte ja selbstverständlich sei. (Protokoll, S. 46.)

Worauf bezieht sich nun die Selbstverständlichkeit? Auf die Pflicht, energisch und prinzipiell aufzutreten, oder auf die einheitliche Abstimmung? Und dann wieder, wenn diese selbstverständlich war, warum hatte der Gothaer Kongreß es für notwendig befunden, sie zu beschließen? Endlich, hatte er sie beschlossen, warum der Versuch, den Beschluß zu erneuern? Da er nicht aufgehoben war, mußte er noch ohne weiteres gelten.

Wir werden nicht viel klüger, wenn wir das Parteitagsprotokoll von 1877 hernehmen. Unter den Anträgen figuriert dort ein Antrag der Bremer Sozialisten: »Die sozialdemokratischen Abgeordneten sollen im Reichstag einheitlich stimmen.« Die Verhandlung über die Abstimmung der Abgeordneten nahm folgenden Verlauf. Sie wurde veranlaßt durch den Delegierten Frick, der Bremen vertrat.

Frick interpelliert Fritzsche wegen der sich entgegenstehenden Abstimmungen der sozialistischen Abgeordneten bei der Zollfrage. Redner hätte es angesichts der gegenwärtigen schlimmen wirtschaftlichen Lage passend gefunden, wenn alle sozialistischen Abgeordneten für die Regierungsvorlage gestimmt hätten.

Blos führt aus, daß nur er und Demmler gegen die Regierungsvorlage gestimmt hätten....

Neisser macht darauf aufmerksam, daß durch Annahme des Antrags 3 der Vorlage, bezüglich einheitlicher Abstimmung unserer Abgeordneten im Reichstag, diese Frage ihre Erledigung in dem Sinne finden könne, daß in Fragen, in welchen das Parteiprogramm keine Richtschnur gäbe, die von unseren Abgeordneten zu bildende Fraktion mit Stimmenmehrheit zu entscheiden habe, wie in zweifelhaften Fällen abgestimmt werden solle.

Geib ... wünscht zwar zu allen Abstimmungen eine vorherige Verständigung unter den sozialistischen Reichstagsabgeordneten, rechtfertigt aber unter Hinweis auf die angeführten Beschlüsse die Abstimmung von Blos und Demmler.... Redner beantragt Übergang zur Tagesordnung.

Kayser meint, daß es keinen günstigen Eindruck mache, in einer wirtschaftlichen Frage unsere Abgeordneten in dreierlei Form abstimmen zu sehen; er tadelt die Abstimmung von Blos und Demmler gegen Wiedereinführung der Eisenzölle....

Nach verschiedenen persönlichen Bemerkungen geht der Kongreß über diese Angelegenheit zur Tagesordnung über, unter besonderer Berücksichtigung des Antrags Hasselmann-Geib, daß unsere Abgeordneten durch spezielle Amendements eine geschlossene Abstimmung seitens unserer Abgeordneten ermöglichen sollten, wenn über die im Reichstag vorliegenden Anträge keine Einigung erzielt werden könne. (Protokoll, S. 33, 34.)

Man sieht, die einheitliche Abstimmung der Abgeordneten war damals nichts weniger als eine »Selbstverständlichkeit« und die Entscheidung des Kongresses von 1877 keineswegs ganz klar.

Über das Schicksal des Bremer Antrags enthält das Protokoll nichts. Einiges darüber bringt der Kongreßbericht des »Vorwärts« (1. Juni 1877), der das Protokoll etwas ergänzt. Es heißt dort:

Hierauf folgt eine Interpellation Fricks betreffs der Abstimmung unserer Abgeordneten in der Eisenschutzzollfrage, und Frohme schlägt vor, bei wichtigen Fragen sollen die Abgeordneten das Gutachten der Wähler einholen. Es wird kon-

stattiert, daß die Abgeordneten dies bis jetzt prinzipiell, soweit es immer möglich war, getan haben.

Ein Antrag Bremens, daß die sozialistischen Abgeordneten im Reichstag einheitlich stimmen sollen, wird vom Vorsitzenden mit zur Debatte gestellt....

Kayser will die Abgeordneten nicht immer gezwungen wissen, geschlossen zu stimmen, ist aber von der Abstimmung Demmlers und Blos' nicht befriedigt, da dieselbe den Freihändlern zugute kam.

Hasselmann konstatiert, daß in vorletzter Reichstagssession die sozialistischen Abgeordneten geschlossen für Schutz der Eisenindustrie gestimmt hätten. Der Eindruck der diesmaligen Abstimmung war deshalb ein sehr peinlicher. Man hätte sozialistischerseits weitergehende Separatanträge stellen müssen.

Neisser erwähnt zum Bremer Antrag, daß die Bildung einer sozialistischen Fraktion unerläßlich sei, deren Beschlüssen sich jeder Abgeordnete zu unterwerfen habe....

Hasselmann beantragt motivierte Tagesordnung unter Festhaltung der von ihm zuvor erwähnten Gesichtspunkte.

Nach einer Reihe von persönlichen Bemerkungen erklärt Fritzsche, daß dem Kongreß anheimgestellt bleibe, ob er wünsche, daß die Sozialisten im Reichstag mit den bürgerlichen Demokraten zu einer Fraktion zusammentreten, um die zur Antragstellung erforderlichen 15 Unterschriften zu erlangen....

Der Antrag Bremen erledigt sich mit Annahme der motivierten Tagesordnung von Hasselmann.

Der Wortlaut des Hasselmannschen Antrags wird leider auch in diesem Bericht nicht gegeben.

Die Ursache der gespaltenen Abstimmung lag in der Unklarheit, die über die Zollpolitik in unseren Reihen herrschte. Die Eisenzölle waren am 1. Januar 1877 völlig gefallen. Die Regierung suchte diese Maßregel ein wenig dadurch zu mildern, daß sie gegenüber den Ausfuhrvergütungen des Auslandes eine Ausgleichungsabgabe auf Eisen verlangte. Diese Forderung wurde am 27. April 1877 abgelehnt. Es wurde namentlich abgestimmt, Blos und Demmler stimmten dagegen. Bebel und Liebknecht, Most, Fritzsche, Auer, Rittinghausen enthielten sich der Abstimmung, Hasenclever, Motteler, Kapell, Bracke fehlten.

Der Gothaer Beschluß brachte zunächst keine Besserung. Unmittelbar nachdem in Deutschland der Freihandel seinen Höhepunkt erreicht hatte, fiel Bismarck um und forderte nicht nur industrielle, sondern auch agrarische Zölle.

Man sollte meinen, daß da die Stellung der Fraktion unzweideutig gegeben war. Aber bei den Verhandlungen über den neuen Zolltarif, der dem Reichstag im April 1879 vorgelegt wurde, zeigte sich's, daß wenigstens ein Abgeordneter, Max Kayser, sich von seinen Genossen trennte,[1] was er nicht nur in der Abstimmung, sondern auch durch eine Rede bekundete, in der er für verschiedene industrielle Zölle eintrat, was um so auffallender war, als der Redner der Fraktionsmehrheit nicht zum Wort kam. In Nr. 23 der »Laterne« vom 8. Juni 1879, herausgegeben von Karl Hirsch, berichtet darüber ein »Reichstagsabgeordneter (Liebknecht?), welcher, obwohl er anders als Kayser gestimmt hat und gewiß auch anders handeln würde, dennoch großmütig seinen Kollegen in Schutz nimmt«, in folgender Weise:

[1] Die übrige Fraktion zeigte sich auch nicht sehr einheitlich. Für den Roheisenzoll von 1 Mark stimmte Kayser. Dagegen stimmten Fritzsche, Bebel, Liebknecht, Wiemer. Es fehlten Reinders, Hasselmann, Vahlteich, Bracke.

Bei der Generaldebatte über die Zollfrage, wo Vahlteich im Namen der Partei reden sollte, ließ man unsere Fraktion nicht zu Worte kommen, und ebensowenig bei den Getreidezöllen. Der einzige Sozialdemokrat, der bisher zu den Zollfragen gesprochen hat, Kayser, kam nur in der Spezialdebatte zum Wort, und hier hatte er keine Gelegenheit, den Standpunkt der Partei zu entwickeln.... Es ist aber ungerecht, Kayser deshalb, weil er in ein paar Stücken mit den Schutzzöllnern gestimmt hat, zu einem Schutzzöllner oder gar zum bezahlten Reptil zu stempeln.... Übrigens ist Kayser unter den sozialdemokratischen Abgeordneten der einzige, welcher für die Regierungsvorlage gestimmt hat. Kein einziges Mitglied der Fraktion teilt den Standpunkt Kaysers in der Zollfrage, aber keinem einzigen von ihnen ist es in den Sinn gekommen, den in der Agitation so wohlbewährten Genossen darum in den Bann zu tun.

Am 5. Juni veröffentlichten Schlüter und Kegel in der »Dresdener Presse« eine Erklärung, in der sie dagegen protestierten, daß die »Laterne« Kayser wegen seiner Abstimmung angriff: »weil die Gefahr vorhanden ist, daß durch solche Auslassungen Verwirrung in unseren Reihen angerichtet und die Einigkeit der Genossen gefährdet wird«. Und sie wendeten sich dagegen, daß »Parteiorgane im Ausland ... durch überflüssige Renommisterei oder Schulmeisterei die Parteidisziplin untergraben«.

Also nicht bei Kayser, sondern bei seinen Kritikern sah man die Gefährdung der Einigkeit der Genossen und der Parteidisziplin.

Das war sicher eine sehr wohlwollende Beurteilung der Haltung Kaysers durch die Fraktion und die Parteigenossen. Mit keinem Worte deuteten sie darauf hin, als wäre die Fraktion in ihren Rechten verletzt worden oder als hätte Kayser einen Parteitagsbeschluß übertreten.

Wenn dann dem nächsten Parteitag, dem Wydener, ein Antrag zuging, die Abgeordneten sollten stets prinzipiell vorgehen und einheitlich stimmen, konnte als selbstverständlich doch höchstens die erste, nicht die zweite Forderung bezeichnet werden. Der Fall Kayser bewies deutlich, daß die einheitliche Abstimmung keineswegs allgemein als selbstverständlich galt.

Indes wie unklar sich auch damals die Kongresse über die Einheitlichkeit der Abstimmungen und der Reden unserer Abgeordneten äußern mochten, diese Einheitlichkeit ist seitdem ein festgewurzeltes Gewohnheitsrecht geworden, das keiner besonderen Bestätigung mehr bedarf, da es seine Kraft in sich selbst trägt, in dem Bedürfnis wurzelt, den Gegnern, wo wir mit ihnen zu tun bekommen, in geschlossener Front entgegenzutreten.

Das besagt keineswegs, daß die Fraktionsbeschlüsse den einzelnen Abgeordneten auch gegenüber den Parteigenossen binden und ihn verpflichten, diese Beschlüsse vor ihnen zu vertreten. Selbst an den Beschlüssen unserer höchsten Instanz, der Parteitage, durfte man stets Kritik üben. Wie sollte da die Fraktion über der Kritik der Genossen stehen! Oder sollte die Fraktion nur von den anderen Genossen kritisiert werden dürfen, nicht auch von den Abgeordneten? Da wären diese ja minderen Rechtes in der Partei. An der Kritik umstrittener Fraktionsbeschlüsse haben sich denn auch die Mitglieder der jeweiligen Minorität der Fraktion stets lebhaft beteiligt. Nicht die Freiheit der Meinungsäußerung war für sie beschränkt, sondern nur die Stelle, an der sie ihr Ausdruck gaben. Der Reichstag galt nicht als der richtige Ort, eine von der Mehrheit abweichende Meinung zu entwickeln und zu bekunden. Doch so weit ging das Recht der Fraktion nicht, eines ihrer Mitglieder zu zwingen, gegen seine Überzeugung zu sprechen oder zu

stimmen. Die Stimmenthaltung im Plenum war das Recht der überstimmten Minorität.

Daneben bestand das Herkommen in der Fraktion, für die Verhandlungen im Plenum bei einer wichtigen Vorlage einen Redner vom linken und einen vom rechten Flügel zu bestimmen, so daß auch bei einheitlicher Abstimmung eine gewisse Verschiedenheit der Argumente und Klangfarben in den Äußerungen der Fraktion gewahrt wurde, die Minderheit keineswegs völlig mundtot war.

Mehr durfte sie allerdings nicht für sich beanspruchen, und es wäre sehr unzweckmäßig gewesen, ihr mehr zu gewähren, solange sie die Möglichkeit hatte, ihren Standpunkt an anderer Stelle, direkt vor den Parteigenossen zur Geltung zu bringen.

Wie in so mancher anderen Beziehung hat auch hier der Krieg die Bedingungen unserer Tätigkeit gänzlich umgewälzt. Er hat in unserer Partei tiefgehende Verschiedenheiten der Überzeugungen geschaffen, gleichzeitig aber die Möglichkeit genommen, sie in voller Freiheit zum Austrag zu bringen. Oder vielmehr, die heutige Fraktionsmehrheit ist infolge von Ausnahmeverhältnissen in der angenehmen Lage, ihren Standpunkt und ihre Auffassung und Kritik der Minderheit aufs ausgiebigste vor der Öffentlichkeit darzulegen. Die Minderheit dagegen sieht sich an Händen und Füßen gebunden. Sie ist mehr eingeengt, als es die ganze Partei unter dem Sozialistengesetz war. Denn damals konnte man durch auswärtige Organe in größter Freiheit zu den Genossen reden.[2]

Nur *eine* Stelle gibt es augenblicklich, in der man öffentlich frei von der Leber weg reden kann, wenn es gelingt, zum Wort zu kommen, den Reichstag. Aber seine Tribüne ist der Minderheit verschlossen durch die Anrufung der Fraktionsdisziplin. Da bekommt diese eine Wirkung, wie sie nicht beabsichtigt und in normalen Zeiten auch nicht zu verzeichnen war. Aus einem Verbot für die Minderheit, ihre abweichende Meinung vor einem zum Teil gegnerischen Publikum auszusprechen, wird sie jetzt zum Verbot für die Minderheit, ihren Standpunkt vor der Öffentlichkeit überhaupt zu entwickeln. Durch die Fraktionsdisziplin, die der Minderheit verbietet, im *Reichstag* zu reden, wird diese nun verhindert, *überhaupt* zu reden.

[2] Die »Bremer Bürgerzeitung« vom 27. September berichtet:

»Einer größeren Anzahl Genossinnen und Genossen in Essen, Duisburg, Remscheid, Düsseldorf und einigen anderen Orten im Bereich des 7. Armeekorpsbezirks wurde dieser Tage von der Ortspolizeibehörde im Auftrag des Generalkommandos eröffnet, daß es ihnen verboten ist, während der Dauer des Krieges in öffentlichen Versammlungen oder geschlossenen Sitzungen als Referenten oder sonstwie rednerisch aufzutreten. Weiter wird ihnen jede Verbreitung von Druckschriften — ganz gleich, auf welchem Wege der Vervielfältigung sie hergestellt sind — untersagt. Das Redeverbot bezieht sich nicht nur auf politische Versammlungen und Zusammenkünfte, sondern auf Versammlungen jeder Art. Eine Zuwiderhandlung gegen eines dieser Verbote hat sofortige Schutzhaft für die ganze Dauer des Krieges zur Folge. Man hielt es sodann noch für notwendig, den Genossen ausdrücklich zu erklären, daß sich diese Maßnahmen ‚nicht gegen die sozialdemokratische Partei', sondern ‚gegen die Unterzeichner der Eingabe vom 9. Juni an Parteivorstand und Fraktion', gegen die ‚sogenannte Liebknechtgruppe' richte. Das Verbot wird zurückgezogen, wenn der damit Bedachte dem Generalkommando oder der Polizei schriftlich erklärt, er ziehe seine Unterschrift ‚mit Bedauern' zurück.«

Die Freiheit der Meinungsäußerung wird ihr dadurch auch von Partei wegen völlig unterbunden.

Diesen Mißstand hat die Partei nicht gewollt und kann kein verständiges Mitglied der Mehrheit aufrechthalten wollen. Diese hat nicht weniger als die Minderheit alle Ursache, auf seine Abstellung hinzuwirken. Denn er kann nicht lange fortdauern, ohne die Partei in ihrem Funktionieren, ja in ihrem Zusammenhang aufs schwerste zu gefährden. Die Tätigkeit unserer Partei hat zur unumgänglichen Voraussetzung die Gleichberechtigung aller Mitglieder in ihren Meinungsäußerungen. Ihre Trennung in einen Teil, dem jegliche Möglichkeit freiester Meinungsäußerung gegeben, und einen anderen, dem jede derartige Möglichkeit abgeschnitten ist, muß auf die Dauer zu unerträglichen Zuständen führen. Die Parteigenossen haben insgesamt das Recht, von der Minderheit selbst und nicht in der Darstellung der Mehrheit authentisch und ohne Einschränkung zu erfahren, was sie will und warum sie es will.

Dieser Zustand hat bereits mehrere Male zur Durchbrechung der bisherigen Friedenspraxis durch Mitglieder der Minderheit geführt. Liebknecht hat gegen die Kriegskredite gestimmt, dann auch Rühle. Die anderen Mitglieder der Minderheit konnten sich dazu noch nicht entschließen. Immerhin hat ihr größter Teil sich doch verpflichtet gefühlt, sich der Abstimmung zu enthalten, was einen demonstrativeren Charakter annahm, als es unter normalen Verhältnissen der Fall gewesen wäre.

Nicht leicht hat sich die Minderheit dazu entschlossen. Denn auch ihr ist die Einheitlichkeit der Partei ein kostbares Gut. Nicht einmal Karl Liebknecht stimmte am 4. August gegen die Kredite. Haase verlas die Erklärung der Fraktion, obwohl er sie mißbilligte. Voraussetzung war, daß die Minderheit das Recht bekomme, nachher in der Presse und in Versammlungen ihren Standpunkt frei vor den Parteigenossen zu entwickeln. Diese Voraussetzung ist nicht eingetroffen, der Krieg dehnt sich immer länger aus, die öffentliche Erörterung der Fragen, die er aufgerollt, stößt auf immer größere Schwierigkeiten, immer länger wird der Zeitraum, in dem daher nur die Anschauungen der jetzigen Fraktionsmehrheit frei vor den Genossen entwickelt werden. Die Gegensätze der Auffassungen haben dagegen inzwischen eine Tiefe und eine Schärfe erlangt, die am 4. August 1914 noch niemand für möglich gehalten hätte.

Diese Gegensätze zum Ausdruck zu bringen, wurde daher schließlich unvermeidlich. Und nicht minder unvermeidlich, daß sie dort zum Ausdruck kamen, wo heute allein noch das politische Leben die Möglichkeit freier Entfaltung hat, wo aber auch die folgenschwersten Entscheidungen fallen, im Reichstag.

Kein Zweifel, das war ein ungewöhnliches und auffallendes Vorgehen. Die Minderheit hat dabei auch selbst gezaudert und sich bisher noch nicht entschlossen, die Tribüne des Reichstags zu benutzen, um ihren Standpunkt frei zu verkünden und zu begründen. Sollte sie jedoch dazu übergehen, so würde das in der Notlage des Kriegszustandes eine ausreichende Rechtfertigung finden.

Wir sehen denn auch bei der Mehrheit der Fraktion und der Parteigenossen keineswegs jene Entschiedenheit der Abwehr des anscheinenden Disziplinbruchs, die in Friedenszeiten unzweifelhaft sich prompt eingestellt

hätte. Offenbar weil man sich mehr oder minder dessen bewußt ist, daß die Voraussetzungen zu solchem Einschreiten andere geworden sind.

Schon rein formalistisch fehlt der Mehrheit jede Voraussetzung zum Einschreiten. Ein Parteitagsbeschluß, auf den die Mehrheit der Fraktion sich berufen könnte, ist bisher nicht ermittelt worden. Der Beschluß von 1877, auf den man hinwies, ist äußerst schleierhaft. Aber selbst wenn noch ein Parteitagsbeschluß ausgegraben werden sollte, der die Minderheit der Fraktion verpflichtete, unter allen Umständen mit der Mehrheit zu stimmen, so würde er bloß die Sachlage komplizieren. Denn die Mehrheit der Fraktion hat selbst bei der Budgetfrage erklärt, daß die Parteitagsbeschlüsse bloß für die Zeit des Friedens bestimmt seien, nicht für die unvorhergesehenen und abnormen Fälle eines Krieges. Ist dies richtig, so muß das Ausnahmerecht für die Minderheit ebenso gelten wie für die Mehrheit. Gilt das Ausnahmerecht nicht, dann hat die Mehrheit bei ihren Abstimmungen Parteitagsbeschlüsse und damit die Parteidisziplin verletzt. Die Fraktion hat nicht das Recht, von ihren Angehörigen zu fordern, daß sie Parteitagsbeschlüsse mißachten.

Aber wichtiger als diese formalistische ist die sachliche Seite der Frage. Daß ein getrenntes Vorgehen von Minderheit und Mehrheit ein Übel ist, kann nicht geleugnet werden. Es fragt sich bloß, ob es nicht das kleinere Übel ist, ob nicht der Zustand, dem es abhilft, ein größeres Übel darstellt.

Was die Einheit der Partei gefährdet, ist nicht das Aussprechen, sondern das Bestehen des Gegensatzes. Gewiß, sein Aussprechen im Reichstag, an so ungewöhnlicher und zentraler Stelle, wirkt intensiver als sein Aussprechen etwa in der Presse oder in Versammlungen; dies aber nur deshalb, weil es eben bezeugt, wie hoch die innere Spannung gediehen sein muß, wenn sie so weit geht, sich an dieser Stelle Luft zu machen.

Wo die Partei vor eine überraschende, unvorhergesehene Situation gestellt wird, die plötzlich die schärfsten Gegensätze hervorruft, da mag deren sofortiges offenes Aussprechen mitunter gefährlich sein. Wenn die Gegensätze nicht auf sorgfältiger Überlegung, nicht auf vollkommener Kenntnis der Tatsachen beruhen, sondern mehr gefühlsmäßiger Art sind, da ist die Möglichkeit vorhanden, daß sie später sich mildern, wenn bessere Bedingungen der Überlegung und Informierung bestehen. Ein vorzeitiges Aussprechen der Gegensätze würde sie festlegen und ihre spätere Überwindung erschweren.

Aber anders liegt die Sache dort, wo ein Gegensatz schon seit Jahr und Tag besteht, wo genügend Zeit war, die Sachlage, auf die er sich bezieht, zu prüfen und ihre Konsequenzen leichter erkennbar werden. Wenn da ein Gegensatz, statt sich zu mildern, sich vielmehr im Innern der Partei zusehends verschärft, ohne daß die Öffentlichkeit über den Inhalt des Gegensatzes genau unterrichtet wird, dann wird es höchste Zeit, offen auszusprechen und zu begründen, was ist. Das bietet noch am ehesten die Aussicht, daß der Verschärfung des Zwiespalts Einhalt getan, er vielmehr vermindert wird. Namentlich gilt das dort, wo die offene Aussprache daran scheiterte, daß nur die eine Seite in der Lage war, sich frei zu äußern.

Das Bewußtsein, Kritik zu finden, wirkt stets der Maßlosigkeit entgegen. Wer vor einem kritischen Publikum spricht, wird sich vor Übertreibungen hüten, die er nicht verantworten kann. Sie gedeihen am besten vor einem unkritischen Publikum oder vor einem Publikum, das nur einseitig unterrichtet ist. Ein solches bildet den fruchtbarsten Nährboden für Maß-

losigkeiten nicht nur der Sprache, sondern auch des Denkens. Bestehen innerhalb einer Partei zwei Richtungen, von denen die eine vor der Öffentlichkeit mundtot ist, so fördert das die Erstarkung der extremen Elemente der anderen Richtung. In dieser Lage befindet sich zurzeit unsere Partei. Der Mehrheit fehlt das Hemmnis des freien Wortes der Minderheit vor der großen Öffentlichkeit. Diese erfährt kaum, daß es eine solche Minderheit gibt, sie weiß nicht genau, welches ihr Standpunkt ist und welches seine Begründung. Dieser Zustand der Hemmungslosigkeit fördert in der Mehrheit das Aufkommen und Überwuchern von Bestrebungen, die früher die große Masse der Parteigenossen entschieden zurückwies oder verlachte. Anschauungen, die vor dem Kriege zum Ausschluß aus der Partei führten, weil sie unvereinbar seien mit ihren Zielen, werden jetzt offen vorgetragen, ohne Widerspruch zu finden oder finden zu können.

Den Übertreibungen von rechts folgen leicht die von links, um so leichter, als dieselben Verhältnisse, die die Minderheit verhindern, sich frei zu äußern, auch jede sachliche Kritik an ihr erschweren.

So erstarken immer mehr die auseinanderstrebenden Elemente der Partei. Hier liegt die große Gefahr für die Einheit der Partei und nicht in der offenen Aussprache der Minderheit. Diese bildet vielmehr das einzige Mittel, der auseinanderstrebenden Elemente Herr zu werden.

Die Juden in Polen.

Von Felix Kon.

I.

Nach den neuesten Forschungen entfällt der erste Strom der jüdischen Einwanderung in Polen auf das neunte Jahrhundert, das heißt auf die Zeit noch *vor der Gründung des polnischen Reiches*.

Dieser ersten Einwanderung folgten bald darauf andere, und im zwölften Jahrhundert erscheinen die Juden als ein so beträchtlicher Teil der Bevölkerung dieses Landes, daß der polnische König Meschko der Alte (von 1173 bis 1177) eine ganze Reihe Gesetze erlassen mußte, um die Rechte und Pflichten der eingewanderten Juden dem Staat und der polnischen Bevölkerung gegenüber festzusetzen. Die jüdische Bevölkerung betrat also das Territorium des jetzigen Polens noch *vor* der Gründung des polnischen Reiches, und im zwölften Jahrhundert erscheinen die Juden schon als seßhafter Teil der Bevölkerung; folglich bewohnen sie dieses Gebiet ebensolange wie die übrige polnische Bevölkerung. Angesichts dieser geschichtlich durchaus feststehenden Tatsachen kann somit gar keine Rede von »Ureinwohnern« und »Zugewanderten« oder »Gastgebern« und »Gästen« sein, Redewendungen, mit denen heute selbst sogenannte liberale Blätter ihre antisemitischen Ausführungen zu rechtfertigen suchen. Es wohnten und wohnen in Polen bis auf den heutigen Tag zwei Nationen, von denen die eine die Minderheit und die andere die Mehrheit der Bevölkerung ausmacht, wobei aber die Juden in Polen alsbald die Rolle einer bestimmten Gesellschaftsklasse übernahmen.

Die fortwährenden Verfolgungen und Bedrückungen, denen die Juden in ganz Europa ausgesetzt waren, und die ewige Furcht, aus ihren Wohnsitzen fortgejagt zu werden oder selbst die Flucht ergreifen zu müssen — dies

alles trug nicht wenig dazu bei, die Juden von der Anschaffung von Immobilien fernzuhalten und sie zu veranlassen, das von ihnen erworbene Gut in leicht tragbare Form — in Edelmetall — zu verwandeln. Diese Metalle und die durch die oben erwähnten Verhältnisse geschaffene Berufsart der Juden, als Vermittler bei Tauschgeschäften und als Geldverleiher, öffneten den Juden die Pforten Polens, ebenso wie diese sich den deutschen Bürgern aus analogen Gründen auftaten. Polen hatte kein eigenes Kleinbürgertum. Landbesitz und Ackerbau befanden sich in den Händen des Adels und der Bauern; das Handwerk, der Handel und Kredit wie auch die Anfänge der freien Berufe gelangten in die Hände der Juden und Deutschen. Die Deutschen machten von den ihnen verliehenen Konzessionen Gebrauch und sperrten sich durch eine Zunftmauer von den Juden ab, so daß für diese bloß die Gewerbe in Betracht kamen, die von den Zünften nicht mit Beschlag belegt waren.

Die gegenseitigen Beziehungen der Polen und Juden trugen einen Kastencharakter. Die polnische Republik erkannte als Bürger nur die bene nati, die »Wohlgeborenen«, die adlige Schlachta an, die übrige Bevölkerung war hingegen in ihren Rechten beschränkt. Selbstredend bezogen sich diese Beschränkungen auch auf die Juden. Ihre Lage war dennoch nicht schlimmer, vielleicht sogar günstiger als die der Bauern. Wenn die polnischen Könige und Magnaten Geld brauchten, nahmen sie es sich bei den Juden und überließen es ihnen, die geliehenen Gelder nebst Zinsen von der Bevölkerung herauszuschlagen. Und wenn dann die durch die Juden ausgeplünderte Bevölkerung über sie herfiel, erschienen die Könige und Magnaten als deren machthabende Beschützer, um die »heilige Ordnung« und ihr Recht auf die Ausbeutung der Bauern nicht antasten zu lassen.

Die Juden waren also jedenfalls ein Bestandteil der damaligen Gesellschaftsordnung Polens; sie bildeten einen ganz bestimmten Stand, obgleich völlig abgesondert durch Sprache, Religion und Kultur. Sie füllten, um mit Marx zu sprechen, die Poren der polnischen Gesellschaft aus.

Die Frage, ob die Juden eine von der polnischen abgesonderte selbständige Nation bilden, entstand zu jener Zeit noch gar nicht, wurde von keiner Seite erhoben. Die Schlachta betrachtete die Juden als die »Jankels«, wie sie bei Mickiewicz hießen (»der redliche Jude liebt als Pole sein Vaterland«); die jüdische Bevölkerung dachte vielleicht noch weniger darüber nach; sie besaß eine weitgehende Autonomie und kümmerte sich um solche Fragen natürlich nicht.

»Die jüdische Bevölkerung in den Städten«, berichtet der bekannte Historiker Wl. Grabienski, »wurde durch die Versammlung der Ältesten — den Kahal — verwaltet. Der Kahal wurde von der ganzen Gemeinde gewählt. Er beschäftigte sich mit der Aufbringung der Staatssteuern und Abgaben und besorgte alle öffentlichen Angelegenheiten der jüdischen Gemeinde, wie Sammlungen für gemeinnützige Zwecke, Krankenhäuser, Schulen, Gebethäuser usw. Ausschließlich in Kriminalsachen wie auch bei einem Rechtsstreit zwischen einem Juden und Nichtjuden unterlagen sie dem königlich polnischen Gericht.«

Die Nationalitätsfrage der Juden entstand in Polen erst, nachdem sie in Westeuropa, speziell in Frankreich zu Ende des achtzehnten und im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts aufgeworfen worden war.

In Frankreich wurde in der Sitzung der Nationalversammlung am 21. Dezember 1789 bei der Gesetzesvorlage, deren Inhalt dahin lautete, daß niemand infolge seines Berufs oder seiner Konfession in den Rechten »des aktiven Bürgertums« beschränkt werden darf, vom Verteidiger dieses Gesetzentwurfes, Clermont Tonner, folgendes erklärt: »Den Juden als Nation — müßte man alles verweigern, den Juden als Menschen aber — alles gewähren.« Acht Jahre später wurde auf Anordnung Napoleons eine Umfrage unter der jüdischen Bourgeoisie vorgenommen: Sind die Juden eine Nation oder eine religiöse Gemeinde? Und die jüdische Bourgeoisie sagte sich, von ihren Klasseninteressen ausgehend, um die Aufhebung der ihre Tätigkeit hemmenden Beschränkungen zu erzielen, vom Judentum als einer Nation los. In Frankreich, wo keine jüdische Masse vorhanden war, war damit die Judenfrage auch gelöst. Frankreich folgten später die anderen europäischen Staaten.

Ganz anders verhielt sich die Sache in Polen. Die jüdische Bourgeoisie hatte sich auch hier, dem Beispiel ihrer Klassengenossen in Frankreich folgend und aus den gleichen Beweggründen als »Polen mosaischer Konfession« erklärt; aber hier war eine jüdische Masse vorhanden, ungebildet, niedergedrückt, die über ihre Nationalitätszugehörigkeit gar nicht befragt wurde, die aber ihr abgeschlossenes, abgesondertes Leben weiter fristete, dem Treiben der polnischen Bevölkerung fern stand und ihrer Sprache und Kultur ebenfalls völlig fremd blieb.... Solange diese Masse noch nicht in den Strudel des öffentlichen und politischen Lebens hineingezogen war, rief ihre Abgesondertheit keine Unzufriedenheit hervor, und die jüdische Bourgeoisie, die im wirtschaftlichen Leben Polens eine ganz bestimmte, von keiner Schicht der polnischen Bevölkerung sonst geübte Funktion ausfüllte, gab in gleicher Weise keinen Anlaß zu Konflikten.

II.

Die Lage änderte sich sehr wesentlich in den sechziger Jahren unter dem Einfluß der Bauernbefreiung in Rußland im Jahre 1861, des polnischen Aufstandes 1863, der Zuteilung von Boden an die polnischen Bauern im Jahre 1864 und unter dem Einfluß einer ganzen Reihe anderer Faktoren. Schon im Anfang der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts entwickelten sich in Polen allmählich die Keime einer Industrie, und zur Zeit des polnischen Aufstandes waren schon so mächtige Industriezentren vorhanden wie Lodz, Zgierz, Pabjanitze, Tomaschow, Schirardow, Sosnowitze. Die Befreiung der russischen Bauern und der Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft im Innern Rußlands verstärkten erheblich die Bedeutung der polnischen Industrie, indem ihr russische und sibirische Absatzmärkte eröffnet wurden. Die Bedeutung der Bourgeoisie — und hauptsächlich der jüdischen — wuchs von Tag zu Tag zu. Zu gleicher Zeit aber hatte der polnische Aufstand, die als Vergeltung auferlegte Kontribution sowie die Bodenzuteilung an die polnischen Bauern, die mit der offenkundigen Absicht vollzogen wurde, die Schlachta zu ruinieren, die Macht und Bedeutung des bisher herrschenden Adelsstandes wesentlich geschwächt.

Aber damit sind die Umwälzungen auf dem Gebiet der wirtschaftlichen Organisation Polens noch nicht erschöpft. In diese Zeit gehört auch die Aufhebung der Zollsperre zwischen dem Königreich Polen und Rußland, die

Entwicklung der Fabrikindustrie, die für russische Märkte arbeitete; die Entwicklung des Handels mit dem Orient, für welchen Warschau zum wichtigen Zentrum wurde, der Eintritt Rußlands in die Bahnen einer Handelspolitik, die die Umbildung des russischen Reiches in einen einzigen mächtigen Organismus beschleunigte, schließlich noch der kolossale Aufschwung des geeinten Deutschlands, das zur allseitigen Handelsexpansion strebte. Dies alles trug dazu bei, daß das Königreich Polen, indem es sich ökonomisch entwickelte und sein Arbeitsfeld erweiterte, immer mehr seinen Charakter eines abgesonderten ökonomischen Organismus verlor und zu einem Teil eines Ganzen — des russischen Reiches — wurde. Es entstand eine Abhängigkeit der polnischen wirtschaftlichen Interessen von den durch Rußland geschlossenen Handelsverträgen, von der Eisenbahnpolitik, vom Steuersystem, vom russischen Markt und von den durch Rußland eroberten Märkten in Asien usw. In der uns hier interessierenden Frage spielten alle diese Umwälzungen eine mächtige Rolle. Die heruntergekommene Schlachta flüchtete sich, einen Ausweg aus der entstandenen Lage suchend, zur Industrie, zum Handel und zu den freien Berufen. Aber alle diese Gebiete waren schon von früher her von den Juden besetzt. Die Schlachta mußte sich also hier einen Platz erobern. Der Boden für Konflikte war gegeben.

Will man nun die Juden in Polen als Eindringlinge ins Gebiet des polnischen Reiches betrachten, so könnte man mit noch größerem Rechte die deklassierten Adligen als soziale Eindringlinge in ein Gebiet ansehen, das schon lange vorher von den Juden in Besitz genommen war. Freilich wollte die jüdische Bourgeoisie, gestützt auf die Macht ihres Goldes, die Abhängigkeit von der polnischen Gesellschaft abschütteln, sich nicht mehr mit der früheren entwürdigenden Lage zufrieden geben, und verlangte das Verhältnis eines Gleichen zum Gleichen.

Zugleich entwickelte sich aber auch mit großer Schnelligkeit der Kapitalismus, und die Arena des öffentlichen Lebens betrat die jüdische Masse, die bis dahin völlig im Hintergrund geblieben war. Und eben hier wurde es allen klar, daß die polnische Assimilation bloß für die oberen Schichten der jüdischen Bevölkerung — für die Bourgeoisie — in Betracht kam, daß aber die Masse ihrer Nationalität nach jüdisch geblieben war; und daß man, um diese Masse an der allgemein menschlichen Kultur teilnehmen lassen zu können, zu ihr in der Sprache sprechen muß, die sie versteht, das heißt jüdisch. Es wurde klar, daß auf dem Territorium Polens nicht ein Volk, sondern zwei Völker hausen.

Der Boden für Konflikte war also da! Zur Konkurrenz der polnischen Kleinindustriellen und Händler mit den jüdischen, der Rechtsanwälte, Ärzte und Ingenieure gesellte sich noch die »sprachliche Konkurrenz« — die Konkurrenz der Schriftsteller und Publizisten.... Der Kampf entbrannte auf der ganzen Linie. Es erschien die bekannte Losung: »Jeder zu den Seinigen« und die Konkurrenz wird zum »nationalen Prinzip« erhoben.... Das Kleinbürgertum, das unter dem Drucke des immer mehr zunehmenden Kapitalismus erlahmt und sich über die allgemeinen Gründe seiner sich immer verschlechternden Lage nicht näher orientiert, schiebt die Schuld dem mit ihm konkurrierenden Nachbar anderer Nationalität zu. Das erste antisemitische Organ erscheint, es entstehen — als Vorboten des nahenden Gewitters — die ersten antisemitischen Unruhen im Anfang der achtziger Jahre.

Zur selben Zeit beginnt mit der zunehmenden Reaktion während der Regierung Alexanders III. in Rußland eine Ära von Judenverfolgungen. Die jüdische Ansiedlungszone wird streng durchgeführt, und die Folge ist, daß eine ganze Menge der Juden von Rußland nach Polen vertrieben wird. Zu diesen Immigranten gesellt sich eine ganze Schar »freiwilliger« Immigranten aus Litauen, die auf eine Verdienstmöglichkeit im industriellen Polen rechneten. Dadurch wird der Antisemitismus noch mehr geschürt, der Kampf entflammt, es entsteht die Frage der sogenannten »Litwaki«.

III.

Unter dem Namen »Litwaki« verstand man in Polen die aus Rußland oder Litauen zugewanderten Juden. Es waren Leute, die freidenkerischer und beweglicher waren sowie mehr Unternehmungsgeist besaßen als die polnischen Juden. Die aus Rußland kommenden Händler waren verhältnismäßig wohlhabender als ihre Mitbürger in Polen und jedenfalls mit den Verhältnissen und Anforderungen des russischen Marktes besser vertraut. Als gefährliche Konkurrenten in erster Linie für die polnischen Juden riefen sie vor allem bei diesen Unzufriedenheit hervor. Erst nach einiger Zeit wurde die Hetze auch von dem polnischen Kleinbürgertum gegen die »Litwaki« aufgenommen.

Die »Litwaki« standen der russischen Kultur näher als der polnischen, den Nöten und Leiden des Landes fremd und dem Kampfe gegen den russischen Zarismus, gegen die Russifizierung teilnahmlos gegenüber. In der Person einzelner Kapitalisten, von persönlichen, kleinlichen Interessen ausgehend, erlaubten sich die »Litwaki« an verschiedenen Orten Polens Handlungen, die unbedingt gerechten Zorn und Entrüstung herausfordern mußten. Hie und da unterstützten sie materiell die russifizierenden Anfänge der Regierung, auch moralisch unterstützten sie die Regierung, indem sie massenhaft zu den russischen Veranstaltungen erschienen oder ihre Kinder in die von den Polen boykottierten Schulen schickten usw. Diese Handlungen der einzelnen Personen wurden als sehr bequemer Vorwand von den Ausschreiern des Rassenhasses ausgenutzt. Zu diesem Zwecke konnte man nichts Besseres erfinden als den »Litwak«. Eine Hetze gegen die polnischen Juden zu beginnen, die im Lande acht bis elf Jahrhunderte ansässig waren, und die ihr Blut für Polen bei den Volkserhebungen vergossen hatten — dazu wäre es nicht so leicht gewesen, die Billigung der öffentlichen Meinung Polens zu gewinnen. Aber mit aller Schärfe des angehäuften Hasses sich auf die »Litwaki«, diese, wie es hieß, freiwilligen Russifikatoren, die angeblich nur Spott und Hohn für das gequälte Polen übrig hätten, zu stürzen — das war national und patriotisch.

Der Kampf entbrannte, den Kampfruf erließ die Partei der »Nationaldemokratie«, die die Interessen des Kleinbürgertums vertrat. Diese Partei war die erste, die das Programm des Antisemitismus aufstellte.

Solange das polnische Proletariat in voller Rüstung war und der schmutzigen Welle der jüdischen Pogrome im Jahre 1905 vor der Schwelle Polens Halt gebieten konnte, blieb die antisemitische Agitation der Nationaldemokratie ohne Erfolg; nachdem aber die Revolution niedergedrückt war, schlug die glückliche Stunde für die Nationaldemokratie. Während der ersten Dumawahlen erscheinen anonyme Aufrufe, in denen die Juden mit

Pogromen bedroht werden, wenn sie es wagen sollten, ihren Kandidaten dem der Nationaldemokratie gegenüberzustellen. Drei Jahre später findet es der Führer der Nationaldemokratie, Roman Dmowski, für zeitgemäß, in seiner Broschüre »Der Separatismus der Juden und seine Quellen« klipp und klar zu verkünden, der Kampf gelte gar nicht allein den »Litwaki«, sondern den Juden überhaupt.

IV.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Existenz des polnischen Kleinbürgertums durch den allgemeinen Entwicklungsgang und durch die zarische Politik immer mehr und mehr erschwert wurde. Und da es keinen Ausweg aus der schwierigen Lage fand, stürzte es sich auf die in dem jetzigen Getto eingesperrten Juden.

Die Lage der polnischen Kleinbourgeoisie verschlechterte sich noch dadurch, daß seit dem polnischen Aufstand die Polen nicht das Recht besaßen, öffentliche und Staatsämter innezuhaben, die mit einem jährlichen Gehalt von über 800 Rubel verbunden waren. Der Zutritt zu solchen Ämtern konnte den Polen erst dann gestattet werden, wenn die zarische Regierung genehmigte, daß in Polen die städtische Selbstverwaltung eingeführt werde. Und die Regierung, die ihre Pappenheimer kannte, hatte mit ihren Versprechungen und Zusagen, die Selbstverwaltung einzuführen, allmählich dahin gewirkt, daß das polnische »Kolo« (die polnische Dumafraktion) immer mehr nach rechts abschwenkte, bis es endlich — seiner untertänigsten Dienstfertigkeit nach — auf einer Stufe mit den russischen Reaktionären stand. Als diese Evolution vollendet war, wurde der Duma ein Regierungsentwurf für die Selbstverwaltung der Städte vorgelegt[1] — ein Entwurf, der von der polnischen Arbeiterklasse als »Entwurf der vierfachen Schande« bezeichnet wurde.

Nach diesem Entwurf war vorgesehen: 1. ein hoher Vermögenszensus, wodurch die unbemittelten Klassen von der Teilnahme an der Selbstverwaltung ausgeschlossen sind; 2. Kurien; die Wahlmänner werden in drei Kurien eingeteilt: russische, polnische und jüdische, wobei die erste eine ausschließlich privilegierte Stellung einnimmt, die letzte jedoch bis auf das äußerste in ihren Rechten beschränkt wird; 3. eine Kontrolle der Administration nicht nur in bezug auf die Loyalität der Beschlüsse, sondern auch in bezug auf ihre Zweckmäßigkeit; 4. die russische Sprache für die Führung und Erörterung der sämtlichen Geschäfte.

Ohne daß vorher die öffentliche Meinung entsprechend vorbereitet wurde, konnte dieser Entwurf schwerlich der polnischen Bevölkerung unterbreitet werden. Und in der nationaldemokratischen Presse beginnt, wie auf Bestellung, die Judenhetze; den Lesern wird die Judengefahr in den grellsten Farben geschildert und die Rettung einzig und allein in der Selbstverwaltung erblickt, die sonst natürlich viel zu wünschen übrig läßt, aber dennoch die Basis für den Kampf mit der »jüdischen Übermacht« bildet. Und das gesteckte Ziel wird von der Nationaldemokratie erreicht. Alle Not, alle Wunden, alle längst entstandenen Bedürfnisse Polens werden zur Seite geschoben — es bleibt nur die eine Sorge, der eine Schmerz — der Kampf gegen die Juden.

[1] Vergl. den Artikel von S. Rudnianski, Das Königreich Polen am Vorabend des Krieges, Neue Zeit, XXXIII, 2, S. 630. Anmerkung der Redaktion.

In diesem Kampfe gesellen sich zu der Nationaldemokratie noch andere bürgerliche Parteien — die progressive Demokratie und die radikale Partei.

Diese Parteien lassen andere Motive hervortreten als die der Nationaldemokratie. Die Selbstverwaltung — sagen sie — gibt die Möglichkeit zum Aufbau der polnischen Kultur; und wenn in den Städten, dank dem Übergewicht der Juden, diese Möglichkeit in die Hände der letzteren gelangen sollte, würde die Selbstverwaltung nicht der Träger der polnischen, sondern der der jüdischen Kultur werden. Das darf nicht geduldet werden. Deshalb bestehen die Progressisten und Radikalen, selbst Söhne eines unterdrückten Volkes, auf der Unterdrückung und Beschränkung der Rechte eines anderen Volkes. Dabei vergaßen aber die »Progressisten« und »Radikalen« die von der Teilnahme an der Selbstverwaltung ausgeschlossenen Arbeiter gänzlich. Die Teilnahme der Arbeiter an der Selbstverwaltung und die Einschließung der Vororte, in denen die Arbeiter wohnen, in das Stadtgebiet würde das ganze Bild verändert haben. Denn dann hätte die polnische Bevölkerung die Mehrheit gebildet. Übrigens liegt in den größeren Städten das Übergewicht auch beim Zensuswahlrecht auf seiten der Polen. Es läßt sich aber beispielsweise Warschau der kulturellen Bedeutung nach doch nicht mit irgendeinem obskuren Städtchen auf eine Stufe stellen, in dem die Juden vorherrschen.

Die Judenhetze der Nationaldemokratie war von Erfolg gekrönt. Alle Bevölkerungsschichten mit Ausnahme der Großbourgeoisie und des Proletariats waren zur Annahme der Regierungsvorlage bereit — und der Deputierte Jaronski — derselbe, der im Namen des ganzen polnischen Volkes beim Ausbruch des Krieges dem Zaren allerunterthänigst Treue schwor — konnte in der Dumasitzung dreist erklären:

»Die Polen stimmen zum Wohle ihres Vaterlandes für den von der Regierung vorgelegten Entwurf der Beschränkung der Juden in der städtischen Selbstverwaltung.«

Aber die Rechnung war ohne den Wirt gemacht. Die russische Bureaukratie war nicht im geringsten geneigt, die einträglichen Ämter den Polen zu überlassen, und der Reichsrat lehnte diese Regierungsvorlage ab.

V.

Die Regierung versprach in ihrem Wohlwollen dem immer mehr der Reaktion verfallenen polnischen »Kolo« gegenüber, einen Gesetzentwurf der städtischen Selbstverwaltung der vierten Duma nochmals vorzulegen. Dadurch erhielt die Wahlagitation zu dieser Duma einen besonderen Charakter. Alles war vergessen: die langjährige Russifizierung des Landes, Tausende von Menschen, die am Galgen ihren Tod fanden, Tausende und aber Tausende in den Gefängnissen Eingekerkerte oder die in den sibirischen Tundren umkamen. Die Polen sahen bloß den einen Feind — die Juden. Die Losung, die Juden von der Selbstverwaltung auszuschließen, wurde als Wahlplattform von den Reaktionären und von den »Radikalen« aufgenommen. Sie vereinigte die ganze Bourgeoisie. Von den Juden wurde sogar gefordert, daß sie für die Anhänger der Ausschließung der Juden stimmen oder sich ganz der Abstimmung enthalten sollen, widrigenfalls ihnen alle möglichen Repressalien angedroht wurden.

Zufälligerweise lag infolge der Verstümmelung des Wahlgesetzes das Schicksal des Warschauer Mandats zur Reichsduma in den Händen der

jüdischen Bourgeoisie, und diese übergab es dem Sozialisten Jagiello, dem von der P. P. S. und vom »Bund« aufgestellten Kandidaten, dem einzigen, bei dem man die Garantie hatte, daß von ihm die Gleichberechtigung der Juden verteidigt werden würde. Diese Wahl gab den Anlaß zum Boykott der Juden, der von der Nationaldemokratie, wie schon erwähnt, von früher her angestrebt und vorbereitet war. Folglich bot die Wahl des Genossen Jagiello bloß den Vorwand.

Außer der Arbeiterklasse, von der noch unten die Rede sein wird, war die sogenannte Partei der »Realisten« das einzige Element, welches sich zuerst vom Taumel aufraffte und gegen diese Judenhetze Protest erhob — eine Partei, die die Interessen der Großindustrie und der Großgrundbesitzer vertrat. Aber ihre Stimme des Protestes fand bei der Kleinbourgeoisie keinen Anklang. Die Losung des Boykotts wurde streng durchgesetzt, und viele jüdische Existenzen wurden gänzlich ruiniert. Die Tonangeber dieser Judenhetzerei übersahen, durch den zeitweiligen Erfolg geblendet, die Kehrseite dieses Erfolges. Die unbewußte, ungebildete Masse der Arbeiter und Bauern kam durch den Boykott mit dem polnischen Krämer in Berührung, der sich die Waren teurer bezahlen ließ als der jüdische. Auf diese Weise gelangte die Masse bald zur Überzeugung, die Sache läge nicht an den Juden, und daß man vom einheimischen Krämer noch mehr als vom Juden geschunden wird. Das Klassenbewußtsein wurde durch dieses Experiment bei der unbewußten Masse geweckt.

Mit der Zeit aber ließ auch der Boykott nach, das Leben und die Wechselbeziehungen der polnischen und jüdischen Kleinbourgeoisie kamen allmählich ins alte Geleise, aber da brach der Krieg aus, und es erschien der bekannte Aufruf des Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch an die Polen.

VI.

In der österreichischen und hauptsächlich in der galizischen Presse verbreitete sich das falsche Gerücht, dem es allerdings an Sarkasmus nicht fehlte, Nikolaus II. hätte ein Manifest an die Juden herausgegeben, das mit den Worten: »Meine lieben Juden« beginnt. In Wirklichkeit war über die Juden nirgends etwas offiziell gesagt worden. Nur im Aufruf des Generalkommandierenden wird auch von der »Wahrung der Rechte der anderen Nationalitäten« gesprochen. Unter diesem Pseudonym waren die Juden zu verstehen. Und diese wenigen Worte wurden für die jüdische Bevölkerung von verhängnisvoller Bedeutung.

Das Manifest des Großfürsten versprach den Polen die Selbstverwaltung. Der langersehnte Traum, um dessentwillen die Ehre, das Gewissen und selbst die persönliche Würde zum Opfer gebracht wurden, sollte endlich in Erfüllung gehen. Und plötzlich diese fatalen Worte.... Wieder einmal die Juden, wiederum die jüdische Konkurrenz auf dem Gebiet der Selbstverwaltung.

Diese Gefahr mußte bekämpft werden, diese Gefahr mußte um jeden Preis beseitigt werden. Zu diesem Zwecke suchte man die Juden in den Augen der Militärbehörden zu verdächtigen; man wußte genau, daß das übrige schon von selbst kommen werde und daß der Zar, der Ehrenpräsident des »Verbandes der echt russischen Leute«, es nicht versäumen werde, diesen Vorwand zu benutzen, um mit den ihm verhaßten Juden abzurechnen.

Es tauchten Gerüchte auf, ohne daß man wußte, woher sie stammten, aber man wußte genau, wohin sie zielten und für wen sie bestimmt waren: daß die Juden den Feinden Teilnahme und Hilfe erweisen. Diese Gerüchte und, wie viele behaupten, direkte Denunziationen verfehlten auch nicht ihr Ziel. Die russische Regierung machte mit den Verdächtigen, wie es ihre Art ist, kurzen Prozeß. In einer dunklen Nacht, unter Trommelklang und Trompetengeschmetter und auch unter dem Jauchzen des polnischen Gesindels wurden mehrere Tausende aus ihren Wohnsitzen verjagt. Niemand blieb verschont: Alte, Kranke, Frauen und Kinder, selbst schwangere Frauen....

Aber das Ziel und sogar das doppelte war erreicht. Die Loyalität der jüdischen Bevölkerung wurde angezweifelt, und zu gleicher Zeit wurden aus einer ganzen Reihe Städtchen die jüdischen Krämer fortgejagt, und damit wurde den polnischen Platz gemacht.

VII.

Das Gift des Rassenhasses suchte und sucht die Bourgeoisie auch der Arbeiterklasse einzuimpfen. Die Spaltung des Proletariats entspricht den Interessen der Bourgeoisie, die die verkümmerte Lage des einen Teiles zur noch größeren Ausbeutung und Unterdrückung nicht nur dieses einen Teiles, sondern der ganzen Arbeiterklasse ausnutzt. In den Revolutionsjahren und während der ersten und zweiten Duma waren diese Versuche vergebens. Als aber die Vorhut des klassenbewußten Proletariats von der Reaktion niedergedrückt wurde, blieb die unbewußte Arbeitermasse der Predigt des Menschenhasses gegenüber nicht ganz unempfindlich und machte an manchen Orten den Boykott der Juden mit. Wir erwähnten schon oben, daß bald darauf die Masse selbst aus eigener Erfahrung zur richtigen Einsicht kam und den Boykott einstellte. Dieser vorübergehende Antisemitismus bedeutete noch keine Gefahr. Das Leben selbst erscheint hier als Heilmittel gegen dieses Übel, und die Sozialdemokratie vermochte durch tatkräftige Arbeit und erhöhte Aufmerksamkeit dieses Übel immer erfolgreich zu bekämpfen. Viel gefährlicher ist eine Erscheinung, die allerdings in der bürgerlichen Presse stark übertrieben wurde, um den Beweis der Judenfeindlichkeit auch der Arbeiterklasse zu liefern — eine Erscheinung, die ihrem Wesen nach ausschließlich sozialen Charakter trägt.

Die sich immer komplizierter und schwieriger gestaltenden Lebensbedingungen der jüdischen Masse riefen während der letzten Jahre eine Verschiebung der jüdischen Handwerkerschichten in der Richtung der Proletarisierung hervor. Der jüdische Handwerker geht in die Reihe der Fabrikarbeiter über, wird dem polnischen Arbeiter ein gefährlicher Konkurrent, um so mehr, als der jüdische Arbeiter, durch Hunger gezwungen, zuweilen den Lohn drückt.

Wenn in Polen Gewerkschaften, eine legale Presse und offen wirkende Arbeiterorganisationen vorhanden wären, ließe sich die Erscheinung leicht bekämpfen, indem man dem Arbeiter klarlegen könnte, daß seine Interessen nicht in einer nationalen Absonderung, noch im Kampfe gegen seine Klassengenossen der anderen Völker bestehen, sondern vielmehr in der Aufklärung dieser Klassengenossen über ihre Lage und in der Eingliederung dieser letzteren in die Reihen der für die Befreiung der Arbeiterklasse Kämpfenden. Es wäre nicht schwer, zu beweisen, daß das Übel nicht darin zu suchen ist, daß der jüdische Arbeiter in der Fabrik mit dem polnischen Schulter an Schulter arbeitet, sondern in der Tatsache, daß der selbst im Vergleich mit

dem polnischen in seinen Rechten beschränkte jüdische Arbeiter sich mit allen Arbeitsbedingungen zufrieden gibt und dadurch nicht nur seine eigene Lage, sondern auch die der polnischen Arbeiter wesentlich verschlechtert. In Polen, unter dem Zepter des russischen Zaren ist aber eine solche Aufklärung nicht möglich, und aus einer gewöhnlichen Erscheinung wird eine ganz verwickelte. Die polnischen Arbeiter, die nichtorganisierten allerdings, griffen sogar manchenorts zum Streik als Protest gegen die Aufnahme der Juden in die Fabrik.

Es ist selbstverständlich, daß ein solcher Streik mißlingen mußte. Erscheint es einmal den Unternehmern vorteilhaft, eine billigere und nachgiebigere Arbeitskraft anzustellen, so kann der Streik unorganisierter Arbeiter sie davon nicht abhalten. In einer immer größer werdenden Zahl rückt der jüdische Arbeiter in die Fabrik ein, und in einer Werkstätte mit dem polnischen arbeitend nimmt er allmählich die proletarische Psychologie in sich auf, wird von den proletarischen Klasseninteressen durchdrungen, seine frühere Nachgiebigkeit verschwindet, und er schließt sich den Reihen der Kämpfer für die Ideale der Arbeiterklasse an. Andererseits gelangt der polnische Arbeiter immer mehr zum Bewußtsein, daß die Beschränkung der Rechte seiner Arbeitsgenossen eine indirekte Rückwirkung auf seine eigene Person ausüben kann, wie auch, daß die Konkurrenz des jüdischen Arbeiters, der keine größere Ausbeutung und Unterdrückung als der polnische über sich walten läßt, ihm nicht gefährlich ist. Hier erweist sich auch der Kampf gegen die jüdische Rechtlosigkeit als notwendigste Aufgabe nicht nur für den jüdischen, sondern auch für den polnischen Arbeiter.

Alle sozialistischen Parteien des Landes weisen eben darauf hin, von allen klassenbewußten Arbeitern wird dies anerkannt, und diese Ansicht dringt immer mehr in die weiteren Arbeitermassen ein. Und es nähert sich die Zeit, in der das im Jahre 1905 Geschehene sich wiederholen wird. Damals hatte das organisierte Proletariat Polens ohne Unterschied der Nationalität der Flut der von außen kommenden jüdischen Pogrome an der Schwelle Polens machtvoll Halt geboten; die Zeit liegt nicht fern, daß dem Schoße des Proletariats eine Kraft entwachsen wird, die imstande ist, die schmutzigen Wellen des Antisemitismus im Innern des Landes aufzuhalten, den tobenden Chauvinismus niederzuringen und den nationalistischen Bacchanalien ein jähes Ende zu bereiten.

Vom Umlernen — zum Lernen.

Von Paul Selke.

Die Hoffnung, das Proletariat als bedeutendster politischer und ökonomischer Machtfaktor werde in absehbarer Zeit einen Krieg verhindern können, hat sich als trügerisch erwiesen.

Wenn nun der Ausbruch des Weltbrandes das Bürgertum und seine Vertreter in Parlament und Presse die Schuld an den heraufbeschworenen Greueln auf das Haupt der bestgehaßten Staatsmänner, der Grey und Konsorten laden ließ — die bürgerliche Ideologie erklärt eine solche Auffassung.

Ein vorübergehendes Anlehnen an die bürgerliche Weltanschauung war entschuldbar bei dem Teil unserer Anhänger, welche die Lehren und Grundsätze des Sozialismus noch nicht völlig verinnerlicht hatten. Um so merkwürdiger berührte das Verhalten einer ganzen Reihe hervorragender

Partei- und Gewerkschaftsführer, denen wissenschaftliche Unkenntnis nicht zum Vorwurf gemacht werden kann.

Das war eine herbe Enttäuschung insbesondere für jenen Teil unter uns Arbeitern, der geglaubt, in der nicht ganz mühelos erworbenen sozialistischen Weltanschauung und der ihr entsprungenen materialistischen Geschichtsauffassung einen Kompaß gefunden zu haben, der eine sichere Orientierung in allen Zweifelsfällen ermögliche.

Trotz vielleicht zu erwartenden Spottes, das Ei des Kolumbus noch einmal entdeckt zu haben, möchte ich doch zum Ausdruck bringen: Trifft es zu, wofür so vieles spricht, daß der Krieg eine immer sichtbarer werdende deutsch-französische Annäherung für absehbare Zeit unmöglich gemacht, eine vor dem Abschluß stehende deutsch-englische Vereinbarung von hoher wirtschaftspolitischer Bedeutung verhindert hat, so würde hierdurch unsere sozialistische Auffassung ihre vollkommenste Bestätigung finden, daß nämlich alle beteiligten Völker unter den ungeheuren militärischen und maritimen Lasten einfach zusammengebrochen sind und ihnen ein Ende mit Schrecken immer noch tröstlicher schien als der Schrecken ohne Ende.

Unter diesem Gesichtspunkt mußten alsdann aber auch die unzähligen Entgleisungen vieler führender Sozialisten des feindlichen Auslandes betrachtet, niemals aber durften sie zum Maßstab der von uns zu befolgenden Politik gemacht werden. Für diese blieben richtunggebend unsere programmatisch festgelegten Grundsätze.

Es ist ein wenig anders gekommen. Der für das Ende des vorigen Jahrhunderts von Bebel prophezeite Kladderadatsch ist ausgeblieben. Auch der beim Ausbruch eines Weltkriegs nicht nur von Sozialdemokraten, sondern auch von den meisten ernsthaften bürgerlichen Ökonomen befürchtete Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaft ist nicht erfolgt. Keine revolutionäre Erhebung, keine Hungerrevolte. Im Gegenteil, überall ein sichtbares Erstarken des nationalen Geistes. Eine gewaltige Schar Freiwilliger eilt zu den Fahnen. Die erzwungene militärische Gleichheit scheint sich freiwillig auch auf das Zivilleben übertragen zu wollen. Reichlich bemessene Versicherungen, das der Sozialdemokratie in der Vergangenheit entgegengebrachte Mißtrauen habe sich als ungerechtfertigt erwiesen und müsse in Zukunft einem gegenseitigen Verstehen Platz machen, werden durch den kaiserlichen Ausspruch: »Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!« wirksam unterstrichen. Die ersten großen Siege hüllen Deutschland in ein einziges patriotisches Flaggenmeer.

Nun ist es heraus. Wie die Kladderadatsch-Prophezeiung beruhte auch die Zusammenbruchstheorie für den Kriegsausbruch auf falschen Voraussetzungen. Das große Umlernen beginnt.

Hierbei hatten naturgemäß jene führenden Genossen die geringsten Schwierigkeiten, die in den vorstehend kurz skizzierten Erscheinungen ihre vordem als ketzerisch verschrienen Ansichten bestätigt sahen. Bei den anderen ging das freilich nicht so einfach, und wir haben manchen vordem hyperradikalen Genossen einen regelrechten Salto mortale machen sehen. Denen aber, die das Umlernen etwas überstürzt fanden, die lieber das Ende des Experiments abwarten wollten, wurde geistige Schwerfälligkeit vorgeworfen.

Indessen warum die Augen gewaltsam schließen? Die Wirklichkeit ist in der Tat recht erheblich von den theoretischen Erwartungen abgewichen.

Trotzdem hat sich die Diagnose, die einem kriegserkrankten kapitalistischen Wirtschaftsorganismus von fast allen unseren Theoretikern vor dem Kriege gestellt worden, als durchaus richtig erwiesen.

Das Kennzeichen der kapitalistischen Wirtschaft ist die Anarchie, die rücksichtslose Jagd nach dem Profit. Angenommen, die Träger dieses Systems hätten in den ihm innewohnenden Tendenzen sich ungehindert auswirken können, der Erfolg wäre recht bald sichtbar geworden, und zwar ein Erfolg, der die Kriegführung einfach lahmgelegt hätte. Mußte doch sogar die »Norddeutsche Allgemeine Zeitung« gegenüber einer auffällig großen Ausfuhr von Werkzeugmaschinen warnend darauf hinweisen, daß hierdurch dem Feinde indirekt Kriegshilfe geleistet werde. Daß es zu einem Zusammenbruch nicht gekommen, resultiert also ganz gewiß nicht aus dem Verständnis, das die Kapitalsinteressenten der bedrängten Lage des Vaterlandes entgegengebracht haben, sondern aus der Energie, mit der alle kapitalistischen Regierungen ihren Schützlingen in die Arme gefallen sind. Diese Energie ist von uns unterschätzt worden, darin liegt der einzige Rechenfehler.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Jahr des Krieges liegt hinter uns. Nicht alle haben wir in dieser Zeit glücklicherweise umgelernt; aber alle haben wir viel, sehr viel hinzulernen können. Wir haben keinen katastrophalen Zusammenbruch erlebt. Die zu Kriegsanfang gewaltige Arbeitslosigkeit ist durch die ungeheuerlichen Bedürfnisse eines modernen Kriegsheeres an Material und Menschen sehr bald gemeistert worden. Industrien, deren Domäne, der Weltmarkt, durch den Krieg gesperrt, paßten sich in überraschender Weise der neuen Situation an, sie wurden Kriegslieferanten. Ja, für uns moderne Arbeiter geradezu märchenhaft, wir haben erlebt, wie in den hauptsächlich in Betracht kommenden Kriegsindustrien die Unternehmer die Arbeiter einander durch Versprechen höherer Entlohnung abgejagt haben. Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie und freigewerkschaftlichen Organisation waren urplötzlich kein Hindernis mehr, in staatlichen Betrieben beschäftigt zu werden. Die sozialistische Presse durfte in die Kaserne ihren Einzug halten.

Zweifellos unverkennbare Fortschritte. Nur schade, daß dieses Bild einer scheinbaren Anerkennung auf Gleichberechtigung bereits arge Flecken bekommen hat. Zwar der Burgfriede herrscht in seiner strengsten Form immer noch. — — — — — — — — — — — — — —

Eine im Zuge der herrschenden Strömung liegende überaus korrekte Haltung hat unserer Fraktionsmehrheit von Regierung und früheren Gegnern ungeteiltes Lob eingetragen. Lob und Anerkennung bisheriger Gegner wären aber eine sehr magere Ausbeute für das Aufgeben jahrzehntelang geübter Grundsätze. Es steht deshalb außer Zweifel, daß unsere bewilligenden Genossen ausschließlich die Überzeugung geleitet hat, durch ihre mit aller Überlieferung brechende Stellungnahme die Interessen der Arbeiter am besten zu wahren. Wo aber sind die Anzeichen, daß durch die »vertrauensvoll beschrittenen neuen Bahnen« auch die Zukunft der Arbeiterklasse eine hoffnungsreichere zu werden verspricht?

Gewiß, ein paar unbesoldete Stadträte hat man uns bestätigt. Auch in einige Schuldeputationen durften wir einziehen. Doch der Gleichberechtigung des Schützengrabens hat sich bis jetzt noch nicht die politische, insbesondere

das gleiche Preußenwahlrecht hinzugesellt. Die Unfreiheit der Landarbeiter wie des häuslichen Gesindes hat bisher noch keine ihre Aufhebung aussprechende Gesetzesvorlage gezeitigt. Nach wie vor verhalten sich die auch heute noch maßgebenden Kreise diesen Selbstverständlichkeiten gegenüber durchaus ablehnend, und uns Arbeitern der Großindustrie bietet die Praxis recht anregende Vergleiche über das Thema, unseren berechtigten wirtschaftlichen Bestrebungen in Zukunft ein besseres Verständnis entgegenzubringen. Hätten die in der Kriegsindustrie Beschäftigten die Möglichkeit, jene Arbeitsstellen zu bevorzugen, die die beste Bezahlung bieten, so würden sie den Riesenprofit der Kriegslieferanten schmälern. Jedoch ist während der Dauer des Krieges für diese Betriebe die Freizügigkeit so gut wie aufgehoben. Die Verweigerung des Kriegsscheins, das heißt der Erlaubnis, in einem anderen Betrieb Arbeit nehmen zu dürfen, bedeutet für im Militärverhältnis Stehende die Anweisung auf den Schützengraben. Somit wird, was doch Ehrenpflicht jedes einzelnen, zu einem Pressionsmittel, zu einer Strafe für »maßlose« Forderungen. Durch den Mund des Herrn Kirdorf sind die Minister bedeutet worden, die Gewerkschaften nicht zu stark zu poussieren, in ihnen nicht Hoffnungen zu nähren, die zu erfüllen die Großindustrie keine Neigung verspürt. Sind doch schon ganz merkwürdige Äußerungen gefallen, die den Zweifel ausdrücken, ob es für ein Unternehmen überhaupt wirtschaftlich sein könne, Kriegsbeschädigte zu beschäftigen, wenn deren Rente bei der Entlohnung völlig außer Rechnung bleiben müsse.

Ach nein, in der Fabrik merkt man sehr wenig vom Atem einer großen Zeit.

Einem Organ jedoch, durch das alle Liebe, auch die Vaterlandsliebe geht, teilt sich das Wirken dieser großen Zeit in empfindlichster Weise mit: dem Magen. Die Lösung der Magenfrage während des Krieges hat schon viele Gehirne schwitzen gemacht. Da indes die Hauptnerven des Magens im Geldbeutel enden, liegt für die Besitzlosen die Frage recht einfach. Kein Geschichtsbuch wird die Unsumme von Heldenmut vermelden, den insbesondere die Arbeiterfrauen und -mütter aufgebracht, die Habgier kapitalistischer Nahrungsmittelwucherer zu befriedigen. So konnten die Landwirte mehrere hundert Millionen mehr Gewinn verbuchen als in normalen Zeiten, die Mühlen einen nie gekannten Dividendensegen ihren Aktionären in den Schoß schütten — kurz alle, die mittelbar oder unmittelbar sich die Befriedigung des Magens zur Aufgabe gemacht, haben durch Tausende von Kanälen aus der Not des Volkes ihren Wucherzins erpreßt. Alle Entrüstungskundgebungen insbesondere der bürgerlichen Presse, alle unzulänglichen Maßnahmen der Regierungen laufen letzten Endes darauf hinaus, die große Masse der Leidtragenden zu beschwichtigen, sich selbst aber mehr oder minder das Gewissen zu salvieren. Und die Selbsthilfe? Auch wenn hier und da eine wucherische Bäuerin in ihre Eier und Butter eingehüllt wird, diejenigen, von denen der Wucher in großzügiger Weise organisiert wird, erreicht die Empörung der Ausgebeuteten nicht. Dem Übel an die Wurzel gehen, hieße eben für die kapitalistische Welt die Selbstaufgabe. Hier hat die gegenwärtige Gesellschaft ihre Achillesferse. Gesetze, und zwar gerade die ungeschriebenen der gesellschaftlichen Triebkräfte, lassen sich nicht einfach nach Belieben außer Kraft setzen. Trotzdem, das Volk hat durchgehalten. Über das Wie allerdings reden die Akten der Unterstützungskommissionen in den unterschiedlichen Gemeinden eine unzweideutige Sprache.

Und die kapitalistische Wirtschaft? In geradezu glänzender Weise hat sie die Belastungsprobe bestanden. Pausbackener denn je läuft sie umher, eine personifizierte Widerlegung der grauen Zusammenbruchstheorie. Nun wohl! Ein Jahrzehnt *solcher* Wirtschaft, die infolge hermetischer Grenzsperre die mildernde Wirkung der Auslandskonkurrenz ausschaltet, und die Völker haben aufgehört zu atmen.

Zur Rechtfertigung ihrer so überaus schroffen Wandlung führen einige der Genossen, die umlernten, an, ihr Glaube, die internationale Verfitzung kapitalistischer Interessen werde einen Krieg unmöglich machen, habe sich als irrig erwiesen. Auch bei der Finanz habe der nationale Gedanke einen unverhofft starken Widerhall gefunden. Nun, die Zukunft wird ja beweisen, ob das Kapital wirklich etwas von seinem kosmopolitischen Charakter eingebüßt hat. Bis dahin will uns jedenfalls nicht recht einleuchten, daß, um ein Beispiel anzuführen, der Pulverring durch einfache Firmenänderung seine Internationalität verloren haben soll. Und so paradox es klingen mag, uns scheint, die sich gegenüberstehenden Soldaten müssen neben dem nationalen ein gehöriges Quantum »feindlichen« Kapitals mitverteidigen. Man mag das Bild also betrachten, von welcher Seite man immer will, stets grinst uns die Fratze schlechtest verhüllter Interessenpolitik entgegen. So schwer es zu sagen ist, ob alle umgelernt habenden Genossen durch das abgelaufene Kriegsjahr die Voraussetzungen für ihre veränderte Stellungnahme bestätigt gefunden haben, sicher erscheint doch, daß recht vielen herbe Enttäuschungen nicht erspart geblieben sind. Man hat sich das Umlernen der maßgebenden Kreise doch ein wenig anders vorgestellt.

Alles in allem: ist dieser Krieg, den zugestandenermaßen niemand gewollt und den doch keiner verhindern konnte, nicht die allerreellste Bankrotterklärung des kapitalistischen Systems?

Diejenigen unserer Freunde, die mit befremdender Bereitwilligkeit die Konsequenzen einer früher bekämpften Politik unterstützt haben, sind sicher des Glaubens gewesen und sind es auch wohl zum Teil noch jetzt, ihr Verhalten vermöchte der Arbeiterschaft endlich die Bahn einer freiheitlicheren Entwicklung zu eröffnen.

— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Verfechter der offiziellen Parteipolitik fertigen den Hinweis auf Bebels und Liebknechts Verhalten in ähnlicher Situation damit ab, die beiden hätten sich das leisten können. Einmal sei ihre Zahl absolut nicht ins Gewicht gefallen, dann aber hätten sie auch nur ein verhältnismäßig kleines Häuflein Wähler vertreten, weshalb naturgemäß ihre persönlichen Entschließungen nicht durch die große Verantwortlichkeit eingeengt gewesen seien, die heute die Beauftragten der Partei belaste. Die Geschichte mag entscheiden, welches Verhalten mehr im Interesse des Proletariats gelegen und welche von beiden Situationen mehr Mut erfordert hat. Jedenfalls steht fest die hohe moralische Bedeutung, die von dem damaligen Auftreten Bebels und Liebknechts ausging. Gewiß, man darf Gefühlsmomente in der Politik nicht überschätzen. Doch ebenso verfehlt wäre es, ihnen gar keinen Einfluß auf den Gang der Dinge zuzusprechen. Die Bebel-Liebknechtsche Abstimmung in der Kriegs- und dann in der Annexionsfrage hat es der in Frankreich aufkommenden sozialistischen Partei ermöglicht, die hochgehenden

Wogen des Chauvinismus einzudämmen. Es gehört zu den unvergänglichen Ruhmesblättern der französischen Sozialdemokratie, aus den Köpfen der nationalistisch verhetzten Arbeiterschaft die Revancheidee nach und nach verdrängt und an deren Stelle den Klassenkampf gesetzt zu haben. Daß diese Bemühungen der Erfolg krönte, ist nicht zuletzt der Haltung unserer beiden Alten zu danken. Diese mutige Tat sowie die trotz Verfolgung und Unterdrückung immer gewaltiger werdende Zahl der Anhänger unterstützten mit zwingender Beweiskraft die Behauptung der führenden französischen Genossen, daß das durch eine starke Sozialdemokratie vertretene deutsche Volk jede Vergewaltigung fremder, selbständiger Nationen ablehne.

So sind wir einander näher gekommen. Die sich immer herzlicher gestaltenden Beziehungen zwischen uns und den französischen Genossen erreichten ihren Höhepunkt, als zum ersten Male der unvergeßliche Jean Jaurès in Berlin zu deutschen Arbeitern sprechen konnte und, gehindert, sich seiner Muttersprache zu bedienen, die schönen Worte prägte: »Der Sozialismus ist die Sprache der kämpfenden Hoffnung!« Sollten wir heute wirklich am Grabe dieser Hoffnung stehen? Das ist nicht möglich. Und so lastet auf den Mehrheitsführern der deutschen wie der französischen Partei ein ungewöhnliches Maß geschichtlicher Verantwortung. Nicht daß von ihren Entschließungen Leben und Tod der Internationale abhingen. Aber ein übermäßiges Anspannen des nationalen Moments würde einer baldigen Verständigung nach dem Kriege ein starkes Hindernis sein. Ein anderes, nicht minder gefährliches, das einem falschen nationalen Stolz einen günstigen Nährboden gibt, hat sich während des Krieges aus der bürgerlichen Ideologie in unsere Reihen geschlichen: das starke Betonen des kulturellen Übergewichts. Nun ist aber eine nationale Kultur in modernem Sinne ein sehr relativer Begriff, und man kann füglich behaupten, ohne dem berechtigten Stolz, einem kulturell hochstehenden Volke anzugehören, Abbruch zu tun, daß die modernen Kulturen sich alle wechselseitig befruchten. Ein übermäßiges Unterstreichen der nationalen Eigenart führt daher leicht zu einer widerwärtigen Überhebung, insbesondere bei jenen Volksteilen, die sich vor dem Kriege im Nachäffen fremdländischer Gebräuche nicht genug tun konnten. Gerade diese Kreise, die sich sehr zu Unrecht mit dem Volke identifizieren, suchen jetzt bei jeder Gelegenheit die anderen Nationen als minderen Wertes hinzustellen. Das materielle Interesse dieser Leute läßt es verstehen, wenn sie im Deutschtum alle körperlichen, moralischen und intellektuellen Vorzüge als in höchster Vollendung ausgebildet preisen. Sie vermögen sich infolgedessen leichter in den Gedanken hineinzuleben, daß ihrer Nation das alleinige sittliche Recht zustehe, den beherrschenden Faktor im Rate der Völker zu bilden. Außerordentlich bedenklich ist es jedoch, diese Anschauung bei einem Teil unserer Freunde, wenn auch vielleicht bei manchem unbewußt, Anklang und Unterstützung finden zu sehen. Hierin liegt für die zukünftige Propagierung sozialistischer Ideen eine große Gefahr, die nämlich, deren Bekämpfung und sichtbare Eindämmung ein Hauptverdienst der sozialistischen Internationale gewesen: das Wiederaufleben des Rassenhasses. Das hätte eine völlige Verschiebung des Kampffeldes zur Folge, nämlich die Aufgabe der Idee des Klassenkampfes zugunsten des Rassenkampfes. Aus dieser ihm erwünschten Verwirrung der Köpfe des Proletariats würde das internationale Kapital gemeinsam seine

Münzen schlagen, was allerdings eine logische Folge jener Auffassung wäre, daß der Klassenkampf der Vergangenheit angehöre.

— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

In vorstehenden Ausführungen habe ich versucht, Gedanken und Meinungsäußerungen wiederzugeben, wie sie bei Aussprachen in der Werkstatt und bei sonstigen gelegentlichen Zusammenkünften zum Ausdruck kommen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Bis dahin wollen wir doch bestrebt sein, im Interesse des Fortbestandes unserer Organisationen nach Möglichkeit Toleranz zu üben und uns nicht gegenseitig den Weg zur Verständigung mit Hindernissen verrammeln. Insbesondere unsere Gewerkschaften haben ein bedeutendes Interesse an einer einigen Sozialdemokratie. Welche Gefahren eine Parteizersplitterung für die gewerkschaftlichen Organisationen in sich birgt, hat der Genosse Adolf Braun an dieser Stelle anschaulich geschildert. Um so merkwürdiger ist das Verhalten einer Anzahl Gewerkschaftsführer, die über die Stimmungen auf den Arbeitsplätzen anscheinend schlecht unterrichtet sind. — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — Immerhin, wo sich die ganze Menschheit gewissermaßen in einem Zustand der Schwangerschaft befindet, soll man nicht um einen gefehlten Ausdruck streiten, scheint doch so vieles nur geschrieben, den Zitatensack unserer Gegner zu füllen, im übrigen aber einer wohlverdienten Vergessenheit anheimzufallen.

Bei einiger ruhiger Überlegung sollte sich unseren Mehrheitsfreunden doch die Frage aufdrängen, ob das Ergebnis ihres Umlernens im richtigen Verhältnis zu den aufgewendeten Mitteln steht. Das eine Kriegsjahr sollte doch bei den meisten eine große Zahl Illusionen zerstört haben, und keiner innerhalb der beiden Parteiströmungen dürfte so töricht sein, der von ihm vertretenen Ansicht einen alleinseligmachenden Wert beizumessen. Auch die Gegner der gegenwärtigen Parteipolitik leben nicht des Glaubens, den veränderten Verhältnissen keine Zugeständnisse machen zu brauchen. Wie so vieles, wird die Geschichte auch die Stellungnahme der Sozialdemokratie in ihr Endurteil einschließen. Trotzdem reizt es, den Gründen nachzugehen, die die heutige Parteiminderheit veranlassen, allen Anfeindungen zum Trotz den bisherigen Grundsätzen der Partei treu zu bleiben.

Hierzu eine Feststellung. Wir alle blicken mit Stolz auf die glänzende Tätigkeit unserer Gewerkschaften während des Krieges. Wir sehen sie überall mit Eifer und Erfolg in energischer Weise in dem auch jetzt nicht aussetzenden Kleinkrieg zwischen Arbeitern und Unternehmern die Rechte der ersteren wahrnehmen. Die Regierungen mußten wohl oder übel die Sachkunde der Gewerkschaften anerkennend von ihr Gebrauch machen. Nun eine Frage: Sind diese außergewöhnlichen Leistungen, deren volle Bedeutung zu würdigen auch erst nachher möglich sein wird, denn erst das Ergebnis des Weltkriegs? O nein, nicht staatsmännische Klugheit im jetzigen Augenblick hat den Gewerkschaften die Anerkennung ihrer Bedeutung erzwungen. Nicht über Nacht läßt sich so etwas aus dem Boden stampfen. Vielmehr haben wir hierin vor uns das Produkt einer allen Verfolgungen zum Trotz konsequent verfolgten Grundsatztreue.

Und die Partei? Nun, vom Reichstag bis herab zum kleinsten Dorfparlament sind Fleiß und Sachkunde der sozialdemokratischen Vertreter Faktoren, die alle behördlichen Maßnahmen wesentlich beeinflussen. Ja, in den weitaus meisten Fällen werden solche Maßnahmen erst auf die Initiative der Arbeitervertreter zurückzuführen sein. Und diese unter dem Zwange der Verhältnisse benötigten, wenn auch nicht immer gern anerkannten Fähigkeiten sind doch auch nicht erst durch die abnormen Verhältnisse geboren worden. In zähem Kampfe gegen die herrschenden Gewalten haben sie sich entwickelt. Und wenn heute dieselben Gewalten zum Zwecke ihrer Selbstbehauptung die tatkräftige Hilfe der früher als Vaterlandsfeinde Gekennzeichneten in Anspruch nehmen müssen, so ist das die vollendetste Ironie der Weltgeschichte.

Wo heute die Vertreter der Fraktionsmehrheit Anerkennung und Entgegenkommen bei den maßgebenden Behörden finden, geschieht es formell auf Grund ihres persönlichen Verhaltens. In Wirklichkeit jedoch, weil man in ihnen Repräsentanten einer großen Macht sieht, einer Macht, die sich in zähem Festhalten an bewährten Grundsätzen zu einer solchen Höhe aufgeschwungen, daß zu Beginn des Krieges ihre Entschließungen eine ganze Welt in Atem gehalten haben. Und solche Grundsätze, die über Bord zu werfen es manche gar zu eilig gehabt, soll der Krieg, und wenn es zehnmal ein Weltkrieg ist, einfach außer Kurs haben setzen können? Das geht eben in meinen wie in den Schädel vieler meiner Arbeitsgenossen nicht hinein. Mag man deshalb immerhin eines gewissen Mangels an geistiger Elastizität geziehen werden. In so wenig geklärten Situationen wie den gegenwärtigen ist ein bißchen Schwerfälligkeit zumindest keine schlechtere Tugend als eine zu große Beweglichkeit.

Mögen immerhin die Ansichten über die zukünftige Stellung der Arbeiterklasse weit auseinandergehen, darin dürften beide Strömungen innerhalb der Partei sicher zusammentreffen, daß schon jetzt bei uns ein großes Lernen einsetzen muß. Es gilt die Lehren der Vergangenheit dem Proletariat nutzbringend zu machen, damit es bei Gestaltung der künftigen Dinge nicht einfach wieder an die Wand gedrückt werden kann. Über unsere Partei ist früher des öfteren gesagt worden, daß die Tiefe ihrer ideellen Durchbildung in keinem rechten Verhältnis zu der erlangten stattlichen Breite stehe. Man hat bei Feststellung dieser bedauerlichen Tatsache in erster Linie an die große Masse des Zuflusses aus der arbeitenden Bevölkerung gedacht. Aber wir haben bei Genossen, die uns früher Lehrer gewesen, eine so merkwürdige Auffassung unserer Ziele und Grundsätze erlebt, daß Karl Kautsky gelegentlich einer Polemik mit Dr. Lensch verwundert ausrief, ob man denn auch noch bei den Führern mit dem Abc anfangen müsse. Wenn also bei solchen Leuten die Anfangsgründe der sozialistischen Lehre so schwankend basiert sind, nimmt es da wunder, daß man in der großen Masse an seinen Führern irre wird? Ein Glück nur, daß ein gesundes Klassengefühl wegweisend immer wieder aus der Irre führt. Doch zur Durchführung unserer Ziele genügen nicht mehr oder minder bestimmte Gefühle. Wir bedürfen des Bewußtseins der vollkommensten Klarheit über das *Woher* und *Wohin* unserer Bewegung. Der Sozialismus muß bei jedem einzelnen unter uns zum *Erlebnis* werden. Das zu erreichen, gilt es in der Tat immer wieder mit dem Abc anfangen. Es genügt wirklich nicht, demjenigen,

der in die Partei neu eintritt, das Erfurter Programm in die Hand zu drücken und ihn so zu einem offiziellen Parteimitglied zu stempeln. Damit ist nicht viel erreicht. Notwendig, den toten Buchstaben lebendig zu machen, ist vielmehr, daß alle, die Beruf und Wissen haben, sich mehr als bisher in den Dienst unserer großen Sache stellen. Das gilt insbesondere auch für alle Größen innerhalb unserer Partei. Es ist wirklich nicht immer nötig, vor einem gewaltigen Auditorium wie eine Primadonna glänzen zu müssen. Mehr wie bisher wird gerade die Einwirkung auf den kleinsten Kreis vonnöten sein. Hier können allerdings keine Beifallsstürme geerntet werden, dafür belohnt aber die innere Befriedigung, wirklich verstanden worden zu sein. Nie ist das notwendiger gewesen wie gegenwärtig.

Gewiß, es mag interessanter sein, vor einem erlesenen Publikum in geistreichen Ausführungen sein staatsmännisches Genie leuchten zu lassen. Man kann auch ruhig zugestehen, daß unter gewissen Voraussetzungen eine Erscheinung wie das hier vom Genossen Adolf Braun besprochene Buch der Zwanzig dem besseren Verständnis der sozialistischen Weltanschauung in Kreisen Eingang verschafft, die unserer Bewegung großes Mißtrauen entgegengebracht haben. Fraglich ist nur, ob das Erscheinen eines solchen Werkes jetzt, da die halbe Welt dabei ist, die sozialistischen Parteien der kriegführenden Länder gleich artigen und widerborstigen Kindern auseinanderzuloben, die Verwirrung der Köpfe nicht noch größer werden läßt. Man überlege doch einmal, wie sich der einfache Arbeiter aus der ihn bestürmenden Flut von Einwirkungen zurechtfinden, wie er Wahrheit und Lüge trennen soll, wenn seinem Handeln die unverrückbar festgelegten Richtlinien fehlen. Diese Richtlinien sind uns in den sozialistischen Grundsätzen gegeben, die bei der großen Masse fester und fester zu verankern die schönste Aufgabe all derer sein muß, denen die Zukunft des Sozialismus und damit der gesamten Menschheit Lebensziel und Inhalt ist. Wir brauchen nicht Führer, die von hoher staatsmännischer Warte herab die grenzenlose Unwissenheit der in der Tiefe Herumkriechenden milde belächeln. An Diplomaten und Staatsmännern haben wir in unseren Reihen wahrlich keinen Mangel. Desto mehr fehlt es uns, um mit der Bibel zu sprechen, an wirklichen Arbeitern »im Weinberg des Herrn«, fehlt es an Lehrern, denen ihre sozialistischen Grundsätze nicht ein Hemd sind, das man nach Bedarf wechselt.

Weiter wollen wir uns endlich einmal freimachen von der verdammten Autoritätsduselei, die in den mehr oder minder geistreichen Auslassungen irgendeines bekannten Führers der Weisheit letzten Schluß erblickt. Nehmen wir ihnen den sie umstrahlenden Nimbus, erblicken wir in ihnen Menschen, die gleich uns Schwächen und Irrtümern unterworfen sind, dann werden wir endlich lernen, unser eigenes Wissen und Können entsprechend zu bewerten, und es bewußt in den Dienst unserer großen Sache stellen.

Wenn aber unsere erkenntnishungrige Seele nirgend eine befriedigende Stillung ihres Wissenshungers glaubt finden zu können, dann soll sie ruhig auch einmal Einkehr halten bei jenen altmodischen Leuten, die heute so viel zitiert und doch so wenig gelesen werden. Wir werden alsdann erstaunen, was für moderne Menschen im Grunde diese Marx, Engels, Lassalle und andere mehr sind und wieviel sie uns zu sagen haben.

Der Krieg wird zu Ende gehen und die aschgraue Wirklichkeit wieder in ihre Rechte treten. Dann werden auch jene unter den Arbeitern erwachen, die der berühmten Parole des Durchhaltens insofern zustimmen konnten, als sie ja für den erhöhten Nahrungsmittelaufwand in einem erheblichen Mehrverdienst einen entsprechenden Ausgleich gefunden hatten. Je weiter wir aber in der Zeit fortschreiten, je mehr wir aus dem Stadium allgemeiner nationaler Begeisterung herauskommen, je schärfer sich die Umrißlinien der Zukunft vom politischen Horizont abheben, desto deutlicher tritt zutage, wie wenig die herrschenden Mächte von den Sonderrechten ihrer Klasse preisgeben wollen. So schmerzlich diese Lehre für viele unter uns sein mag, das eine Gute hat sie für sich: sie schafft Klarheit, zwingt zum Lernen. Und nur wenn wir unserem Lerneifer alle Quellen erschließen, werden wir mit Zuversicht den kommenden schweren politischen und wirtschaftlichen Kämpfen entgegengehen können.

Arbeiterschaft und Sozialpädagogik.

Von Jakob Meth (Wien).

Auf dem Gebiet der Jugendfürsorge ist während des Krieges manche Einrichtung entstanden, deren erzieherische Bedeutung weit über ihre charitative hinausgeht. Es sind dies Tagesheimstätten, Kinderhorte und Kriegskindergärten, soweit sie von ernstem erzieherischem Streben geleitet sind. Der Krieg hat die Zerstörung des Arbeiterhaushalts, die der Kapitalismus mit sich bringt, verschärft und dadurch weiten Kreisen aufgezeigt, wie wichtig es ist, die häusliche Erziehung durch Tagesheimstätten und ähnliche Einrichtungen zu ergänzen. Naturgemäß beginnen in diesen Einrichtungen die Erziehungsmethoden einer gesellschaftlichen Erziehung sich durchzusetzen, die bisher bei uns nur an wenigen auserwählten Kindern modern angehauchter Großbürger versucht wurden.

Die Triebkräfte, die das Bürgertum zu sozialen Reformen treiben, sind sehr verschiedener Natur. Bei einzelnen sehen wir ein unbestreitbares humanitäres Empfinden, ein wirkliches Bedürfnis, zu helfen und sozial tätig zu sein. Immer können wir aber auch feststellen, daß soziale Bestrebungen im Bürgertum nur Bedeutung gewinnen, wenn sie auch im Interesse der Besitzenden Wirkung zu üben geeignet sind.

Die Sozialpädagogik ist die zeitgemäße Fortentwicklung der Erziehung. Was der Mensch als Einzelwesen an besonderen Eigenschaften braucht, wird er immer am Ursprung seines Lebens durch Vererbung und im Leben selbst durch seine besondere Stellung und Umgebung erhalten. Je mehr sich aber das Leben vergesellschaftet, wird auch die Erziehung immer mehr mit den gesellschaftlichen Eigenschaften der Wesen rechnen. Solange persönliche Eigenschaften im Leben entscheiden, herrscht Einzelerziehung. Wo aber der einzelne bedeutungslos wird und nur in der Gemeinschaft wirken kann, wird naturgemäß die Erziehung der Gesellschaft, die soziale Erziehung in den Vordergrund treten. Auch die Erziehung zur Gemeinschaft wirkt im Interesse der Besitzenden, denn der sehr hoch organisierte Arbeitsprozeß unserer Industrie braucht Menschen, die einen großen organisatorischen und demokratischen Apparat zu beherrschen fähig sind.

Die Mittel für Einzelerziehung beschränken sich im wesentlichen auf Belohnung und Bestrafung bei suggestiver Einwirkung und persönliches Beispiel. Das Wirkungsmittel der Sozialpädagogik ist Selbsttätigkeit. Da das aktive Leben am besten erzieherisch wirkt, ist der beste Unterricht die Erziehung aus der eigenen Wirksamkeit. Diese Erziehung ist aber noch nicht allgemein als eine Aufgabe der Schule anerkannt und muß darum zunächst außerhalb der Schule verwirklicht werden. Von verschiedenen Erziehungsorganisationen der internationalen Arbeiterbewegung ist es vor allem in Österreich der Arbeiterverein »Kinder-

freunde«, der in dieser Richtung zu wirken sucht. Es werden da gepflegt: Handfertigkeitsunterricht, Wanderungen, Spiel, Turnen, Wintersport, Jugendbüchereien. Nicht bloß weil diese Dinge den Kindern Freude bereiten und keinen Schaden anrichten können, sondern weil es Mittel sind, mit denen bestimmte erziehliche Ziele erreicht werden können.

Bei der Betrachtung, welche von all diesen Betätigungsmöglichkeiten noch besonders hervorgehoben werden soll, muß vor allem erwogen werden, daß die Kinder aus freiem Willen zu uns kommen sollen. Das bedingt, daß alle Erziehungsmittel, die angewendet werden, den Kindern Freude bereiten müssen. Bisher hat sich gezeigt, daß daraus weder ein Nachteil für die Bewegung, noch eine Unbequemlichkeit für die Leiter, noch eine Beeinträchtigung der Erziehungsaufgaben erwächst. Im Gegenteil. Je mehr die Kinder an den Einrichtungen Gefallen finden, desto mehr breitet sich die Bewegung aus, desto angenehmer ist die Arbeit der Leiter und Aufsichtspersonen, und desto sicherer ist der erzieherische Erfolg. Demnach sind die Tätigkeitsgebiete ganz besonders zu pflegen, die mit dem geringsten Aufwand an Kräften und Mitteln in der Erweckung und Erziehung sozialer Eigenschaften das Größtmögliche leisten und die mit der fortgeschrittenen Erkenntnis der Pädagogik übereinstimmen. Alle Einrichtungen der organisierten Erziehung müssen für große Mengen von Kindern und darauf berechnet sein, daß von der Notwendigkeit des Individualisierens abgesehen werden kann. Nach diesem Gesichtspunkt sind die Erziehungsaufgaben und Erziehungsmittel zu pflegen und zu werten, die heute unserer Erkenntnis und unserer Verwendung zugänglich sind. Soziale Erziehungsmittel gibt es mehrere, und sie sind auch gar nicht neu. Daß sie aber erst in den letzten Jahren eine ihrer Bedeutung entsprechende Beachtung finden, ist ein Zeichen der Zeit. Eines dieser Mittel, das eine ständige zielbewußte Pflege verdient, ist das geregelte Spiel. Über den Wert des Spieles für die Anerziehung sozialer Eigenschaften schrieb schon 1860 der Volkserzieher Dr. D. G. Moritz Schreber in einem Aufsatz, der seither an Bedeutung nur gewonnen hat:

»Ferner besteht ein wichtiger praktischer Nutzen der gemeinschaftlichen Spiele darin, daß sich der Eigenwille an einem gleichberechtigten anderen Willen bricht. Das Kind lernt seinen Willen mit dem Willen anderer in Einklang bringen, wobei, wenn nur das überwachende Auge Gerechtigkeit walten läßt, unbeschadet der individuellen Selbständigkeit manches Schroffe, manches Scharfe und Eckige ganz von selbst sich glättet und rundet. Ein Gewinn fürs Leben.

Zur Entwicklung und Veredlung des Willens, der Tatkraft und des Gefühls, also zur Bildung des Charakters, der ja den ganzen moralischen, aber auch praktischen Wert eines Menschen bestimmt, ist nur das Tatleben geeignet. Der Charakter kann nur im Tatleben sich bewähren, kräftigen und reifen, nicht aber im gewöhnlichen Schulleben, welches fast nur in aufnehmender, empfangender Tätigkeit besteht. Das ernste, schaffende Tatleben steht dem Kinde fern, und doch soll und muß letzteres darauf vorbereitet und gebildet werden, um seine dereinstigen Lebensaufgaben erfüllen zu können.

Die Jugendspiele sind daher fast die einzige Sphäre, in welcher sich das Tatleben der Kindheit, das selbständige, freie, von innen heraus sich gestaltende Leben und Wirken entfalten kann. Gerade die gemeinschaftlichen Jugendspiele haben den hohen Wert, daß sie das Ich mehr oder weniger vergessen, es irgendeinem allgemeinen Zwecke sich unterordnen lassen, daß sie spielend vorbereiten auf das Leben und Wirken für gemeinschaftliche Zwecke, daß sie Gemeinsinn wecken und fördern, daß sie dabei Entschlossenheit, Mut und selbstschaffende Tatkraft, Erfindungsgeist, körperliche und geistige Frische und Gewandtheit bringen. Das begabtere Kind reißt das weniger begabte aufwärts und mit sich fort. Eins hebt das andere, und schließlich heben sich alle durch alle.«

Die Anleitung zum gemeinsamen geregelten Spiel bringt keine großen Schwierigkeiten mit sich. Sie bedingt nur das Vorhandensein guter Spielleiter, die eine Organisation ja leicht ausbilden kann, einige Spielgeräte und Rasenflächen.

Größere Schwierigkeiten bereitet die Einführung des Handfertigkeitsunterrichts. Der Arbeitsunterricht ist eigentlich eine Aufgabe der Schule, er bietet Schwierigkeiten, die von einer materiell schlecht ausgerüsteten Massenbewegung nur mit Anspannung aller vorhandenen Kräfte überwunden werden können. Die Forderung nach kleinen Unterrichtsklassen von höchstens 20 Schülern, die Ausgaben für Arbeitsmaterial, die Beschaffung tüchtiger Lehrpersonen — das alles läßt sich in einer proletarischen Massenbewegung nur schwer verwirklichen. Auf der anderen Seite stehen aber die bedeutenden Erziehungswerte des Handfertigkeitsunterrichts. Arbeit ist eine kompliziertere Tätigkeit als mechanisches Lernen. Sie bringt darum viel mehr Anlagen, Eigenschaften, Organe zur Tätigkeit und Entwicklung. Selbständigkeit und Selbstbewußtsein erwachen mit der Fähigkeit, Nützliches zu schaffen. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit, die Solidarität entwickelt sich in den gemeinsamen Arbeiten, in der offenbar werdenden Hilflosigkeit und Bedeutungslosigkeit des einzelnen gegenüber der Vielheit und Größe menschlichen Schaffens. Jede nützliche Arbeit ist sozialer Dienst. Die Ausbildung aller Fähigkeiten und Anlagen der Kinder soziales Interesse. »Es gibt nur eine Freude, das ist die Freude an der eigenen Arbeit,« sagte einmal Genosse Viktor Adler.

Freude aber ist auch ein wichtiges Erziehungsmittel. »Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden.« Es sollen darum im Handfertigkeitsunterricht nur Gegenstände erzeugt werden, die für die kindlichen Erzeuger selbst von Wert sind. Anfertigung von Papierdrachen, Puppentheater, technischen Modellen, Modellierarbeiten in Ton und Wachs und ähnliches. Es gilt also, die Form dieses Unterrichts zu finden, die zugleich Spiel und für die Kinder selbst oder für ihre Gemeinschaft verwendbare Arbeit ist und die zugleich die geringsten Aufwendungen, die wenigsten Werkzeuge und Hilfsmittel, die geringste persönliche Unterweisung braucht.

Ein weiteres Mittel, durch die Selbsttätigkeit der Kinder, diesmal auf geistigem Gebiet, soziale Eigenschaften zu wecken, ist die sogenannte Selbstregierung, die Schaffung demokratischer Einrichtungen unter den Kindern, die den doppelten Zweck erfüllen, die soziale Erziehungsaufgabe bedeutend zu fördern und die Leitung der Kinder wesentlich zu erleichtern. Es sind bei der Selbstregierung nur wenige leitende Erwachsene notwendig, die dafür um so zielsicherer und überlegener sein müssen. Die praktische Durchführung dieser Organisationsform ist nicht so schwer und müßte gerade uns organisierten Arbeitern leichter fallen als den Bürgerlichen. Im Anfang wird es den Kindern ungewohnt sein, sich alle zwei oder vier Wochen Vertrauensleute und Spielleiter zu wählen, sich selbst Gesetze über Belohnung und Bestrafung zu geben, selbst zu bestimmen, welche Spiele geübt werden sollen und dergleichen. (Den leitenden Erwachsenen steht natürlich in allen Angelegenheiten das Vetorecht zu.) Ein- oder zweimal kann die Sache auch scheitern, weil sie von den Kindern nicht richtig ausgenutzt wird. Bei richtiger Anleitung wird sie sich jedoch sicher einbürgern und als vorzügliches Erziehungsmittel erweisen. Die in jahrelanger Übung, wenn auch nur in Angelegenheiten des Spieles und der Unterhaltung erworbene Fähigkeit, das Wohl des einzelnen mit dem Wohle der Gesamtheit in Einklang zu bringen, muß sich auf das Leben übertragen, wenn aus dem Spiel Ernst wird. »Wie das Kind spielt, so wird es auch einst sein, leben und arbeiten,« sagt der schon erwähnte Moritz Schreber.

Die hier behandelten Fragen dürften die wichtigsten sein, die von der organisierten proletarischen Erziehung zunächst zu lösen sind. Es kann mit anderen Mitteln auch noch viel Schönes erreicht werden, und besonders auf dem Gebiet der Erziehung zur Kunst und der Pflege des Gemüts wird noch manches zu tun übrigbleiben. Märchenvorlesungen, Führungen, Jugendkonzerte, Elternabende, die das Verständnis der Eltern für Erziehungsaufgaben und für ihre Kinder wecken sollen und so die Eltern in nähere Beziehung zu ihren Kindern bringen, werden sich dann von selbst als Bedürfnis herausstellen.

Die organisierte Selbsthilfe der Arbeiter wird im Anfang wohl nicht imstande sein, allen diesen Aufgaben restlos nachzukommen. Es hat sich aber bereits auf dem

Gebiet des Jugendspiels und der Wanderungen gezeigt, daß es gut ist, durch die Tat die öffentlichen Unterrichtsanstalten zu zwingen, mit uns auf diesen Gebieten in Konkurrenz zu treten, wenn auch alles, was auf dem Gebiet der staatlichen Jugendpflege geschieht, mit größtem Mißtrauen aufgenommen werden muß.

Eine Frage, die an diese Darlegung anklingt, ist besonders heikel. Sollen die Kinder im Sinne unserer Parteianschauungen beeinflußt werden? Die Gegner legen sich in dieser Hinsicht keine Zurückhaltung auf.

Und doch müssen wir uns hüten, einen ähnlichen Fehler zu begehen. Wir dürfen uns wohl fragen: In welcher Beziehung steht unsere Arbeit in dieser Sache zum Sozialismus? Nie aber: Welchen Vorteil kann die Partei daraus ziehen? Die Kinder sollen vor allem zu tüchtigen Menschen, nicht zu Parteimenschen erzogen werden. Daß die Sache des Sozialismus auch in der objektivsten, pädagogisch einwandfreien Jugendfürsorge gefördert wird, ist nicht schwer zu beweisen. Schon das harmlose Spiel erweckt die Tugend, die wir in unseren großen Kämpfen für unentbehrlich halten, die Solidarität. In gleicher Richtung wirkt gemeinsame Arbeit und Arbeit für die Gemeinsamkeit. Und in der Selbstregierung erwirbt das Kind spielend Eigenschaften und Fähigkeiten, die es weit erheben über die Niedrigkeit, in der man sich Bedrückung und Knechtung gefallen läßt. Wir haben es nicht nötig, mit Kindern Politik zu treiben. Die vorhandenen Anfänge zu einer sozialpädagogischen Bewegung in Deutschland müssen vereinigt, ausgestaltet, in bestimmte Richtung gebracht werden. Viele Kräfte in der Arbeiterschaft würden nicht, wie manche meinen, von anderen Dingen abgehalten, sondern neu erweckt werden. Der »Freien Studentenschaft«, den Frauen und erzieherisch veranlagten Parteifreunden wäre ein Wirkungsgebiet gegeben, so schön und erfolgversprechend wie kaum ein anderes.

Literarische Rundschau.

Dr. L. Hersch, Privatdozent an der Universität Genf, **La mortalité chez les neutres en temps de guerre** (Die Sterblichkeit in neutralen Ländern während des Krieges). Paris-Genf 1915. 36 Seiten. Preis 1 Frank.

Diese interessante Schrift stellt einen Vortrag dar, der an dem Genfer Nationalinstitut gehalten wurde. Ihr Verfasser will in nächster Zeit eine systematische statistische Studie über die Bewegung der Bevölkerung, insoweit sie durch die Kriege beeinflußt wird, erscheinen lassen. Vorläufig beschränkt er sich aber auf die Erörterung nur einer Frage, und zwar der, welchen Einfluß der Krieg auf die Mortalität in neutralen Ländern ausübt. Dabei blieben die Wirkungen des gegenwärtigen Krieges fast völlig unberücksichtigt, da entsprechende statistische Veröffentlichungen noch nirgends, außer von dem Schweizer Kanton Genf, vorhanden sind.

Daher kann auch das vorliegende Büchlein nur als eine Einführung und zugleich Anregung zur Bearbeitung der Frage gelten.

Der eigentlichen Untersuchung schickt Genosse L. Hersch eine kurze Darstellung der Ergebnisse seiner noch nicht veröffentlichten Forschungen voraus. Hier sei vor allem die Beobachtung erwähnt, daß die in den kriegführenden Ländern durch den Krieg hervorgerufenen Störungen der Bevölkerungsbewegung sich nicht nur während des Krieges selbst, sondern während einer längeren Reihe von Jahren bemerkbar machen, die von Hersch die »demographische Periode des Krieges« genannt wird. In dieser Periode werden vom Verfasser zwei Epochen unterschieden, und zwar eine, die er als die »zerstörende« („période destructive"), und eine andere, die er als die »wiederherstellende« („période réparatrice") bezeichnet. Es sei noch bemerkt, daß die »zerstörende« Periode keineswegs mit der Kriegsdauer selbst gleichzusetzen ist, da sie noch nach dem Friedensschluß fortdauern kann.

Sodann ist die merkwürdige Tatsache hervorzuheben, daß der Überschuß der Sterblichkeit, der in den kriegführenden Ländern vom Kriege indirekt, das heißt

nicht auf den Schlachtfeldern usw. bewirkt wird, in den bisherigen Kriegen viel stärker war als jener, den der Krieg direkt erzeugt. So führt L. Hersch unter anderem folgendes Beispiel an: Im Jahre 1870/71 erreichte die Zahl der deutschen Soldaten, die getötet oder in den Krankenhäusern infolge der Verwundungen und Krankheiten gestorben oder vermißt waren, 41 000, während nach den Zivilstandregistern der von dem Kriege hervorgerufene Überschuß an Sterbefällen über die normale Zahl in Preußen allein 270 000 betrug.

Endlich ergibt sich die am unheimlichsten wirkende schreckliche Tatsache, daß es Kinder, und besonders die im zartesten Kindesalter stehenden waren — von 0 bis 1 Jahr und dann von 1 bis 5 Jahren —, welche die Hauptmasse des vom Kriege indirekt bewirkten Mortalitätsüberschusses bildeten. In Belgien fielen in den Jahren 1870/71 25 Prozent des Überschusses auf Kinder von 0 bis 1 Jahr, 21 Prozent von 1 bis 5 Jahren und 9 Prozent von 5 bis 10 Jahren; in Holland in demselben Zeitraum 35 Prozent, 27 Prozent und 8,5 Prozent, in der Schweiz im Jahre 1871 18 Prozent, 14 Prozent und 6 Prozent aus. In absoluten Zahlen betrug der »überschüssige« Verlust an Kinderleben: in Belgien 30 092, in Holland 33 223, in der Schweiz 4421.

Diese Angaben werden dem zweiten Kapitel entnommen, wo Hersch speziell die Mortalität bei den Neutralen behandelt. »Da der Krieg« — sagt er — »nicht nur auf den Schlachtfeldern, sondern auch und insbesondere indirekt, infolge der durch den Krieg hervorgerufenen wirtschaftlichen und anderen Störungen seine mörderischen Wirkungen übt, so ist es klar, daß sie, ganz ähnlich seiner zerstörenden Wirkung auf dem ökonomischen Gebiet, sich über die Grenzen der kriegführenden Länder hinaus erstrecken müssen. (S. 8.)

In der Tat erweisen die Jahre 1866 und 1870/72 eine auffallende Erhöhung der Sterblichkeit in Belgien und in Holland. In Belgien war sie im Jahre 1866 um 24 Prozent größer als im Jahre 1865, und in den Jahren 1870/72 zusammengenommen um 51 Prozent größer als im Jahre 1869. Die entsprechenden Zahlen für Holland sind 12 Prozent und 57 Prozent.

In der Schweiz besteht die eidgenössische Statistik der Bewegung der Bevölkerung erst seit dem Jahre 1867, so daß die Angaben über das Kriegsjahr 1866 nicht berücksichtigt werden können. Da sie aber erst seit dem Jahre 1870 die eigentlich Gestorbenen, die allein in Betracht kommen, von den Totgeborenen trennt, so hat es L. Hersch vorgezogen, die Zahlen der Jahre 1870/71 mit denen des Jahres 1872 zu vergleichen. Aus diesem Vergleich ergab sich ein Mehr an Sterblichkeit von 40 Prozent, das heißt über 20 000 Personen!

Damit aber kein Zweifel bestehe, daß dieses Ergebnis kein zufälliges ist und sich nicht durch die Wahl des »normalen« Jahres, mit dem der Vergleich geschieht, erklären läßt, zeigt uns L. Hersch, daß überhaupt »die höchsten Sterblichkeitsziffern, die je verzeichnet waren, wie in Belgien, so auch in Holland und in der Schweiz gerade die Ziffern der Jahre 1871 und 1866 sind« (S. 23) — und das gilt nicht nur für die Zeit vor, sondern auch für die nach den Jahren 1866 und 1871.

Was den Einfluß des gegenwärtigen Krieges betrifft, so sind aus den oben angeführten Gründen ausschließlich Angaben für den Kanton Genf berücksichtigt worden. Diese sind aber in mancher Beziehung wenig maßgebend. Zunächst ist der genannte Kanton sehr klein: seine gesamte Bevölkerung bezifferte sich im Jahre 1913 auf 170 702 Einwohner. Außerdem sind etwa 42 Prozent der Bevölkerung Ausländer und nur 31,2 Prozent eigentliche Genfer. Dadurch aber, daß ein großer Teil der ausländischen Bevölkerung mit Kriegsausbruch Genf verlassen mußte, verschob sich die Altereszusammensetzung der Bevölkerung. Andererseits wird sich doch infolge desselben Umstandes auch die absolute Höhe der Sterbefälle vermindert haben. Weder das eine noch das andere läßt sich aber ziffermäßig erfassen und berücksichtigen.

Trotzdem bleibt es interessant, festzustellen, daß, obwohl erst die zweite Hälfte des Jahres 1914 unter dem Zeichen des Krieges stand, die Zahl der Sterbefälle

doch nicht unbedeutend stieg. Und zwar erhöhte sich die Gesamtzahl, die im Jahre 1913 2353 ausmachte, im Jahre 1914 um 139, die Zahl aber der gestorbenen Genfer allein, die 1913 848 betrug, um 83, das heißt etwa um 10 Prozent.

Zwei Folgerungen zieht L. Hersch aus seinen Betrachtungen. Zunächst will er die Öffentlichkeit auf die Notwendigkeit aufmerksam machen, die drohende Sterblichkeitssteigerung und insbesondere die der Kinder durch Präventivmaßnahmen zu bekämpfen.

Sodann aber wendet er sich der Frage der »internationalen Gerechtigkeit« zu. Darin, daß auch in den neutralen Ländern ein Teil der Bevölkerung vom Kriege — allerdings indirekt — weggerafft wird, ersieht Hersch einen Grund, der dafür spricht, daß bei der Feststellung der Friedensbedingungen auch die Stimme der Neutralen ihre Berücksichtigung finde. Wichtiger wäre es freilich, daß die Stimme der internationalen Arbeiterklasse dabei gehört würde. G. Tsch—ky.

Aage Madelung, **Mein Kriegstagebuch.** Berlin, Verlag S. Fischer. 205 Seiten.

Aus seinem Buche »Jagd auf Tiere und Menschen« ist der dänische Dichter Madelung bekannt als Jäger, Reiter und Steppenbummler mit offenen Augen und philosophischen Gedanken. Das würde noch lange nicht beweisen, daß seine Kriegsschilderungen lobenswert sein müssen. Man hat im Laufe dieser Zeiten Dichter als Kriegsberichterstatter kennen gelernt, die zu Reportern der Kriegspressequartiere wurden oder gar die Tragik des Weltenbrandes im Schäkerstil behandelten, wie der Marlitt-Romancier Ganghofer. Madelung, der als Berichterstatter an der Karpathenfront weilte, soll mit Ganghofer nicht verglichen werden. Jene breite Kluft, die zwischen Kitsch und Kunst gähnt, trennt beide. Die Kraft, das Typische der Erscheinungen aus dem Gewirr der Ereignisse zu fischen, ist es, die auch Madelungs Kriegstagebuch zum Kunstwerk macht. Er ist, wie Hedin, ein naiver nordischer Künder des Germanentums, aber seine politischen Ansichten sind für den Leser gleichgültig, weil sie dem Künstler nirgends das Bild verwischen. Und einfache, lebendige Bilder sind es, die er aus tiefem Kriegserleben wiedergibt. Vom Schicksal des Soldaten, vom geplünderten, zerschlagenen Galizien, von Stimmungen des Kampfes, vom Heulen der Granaten und Bellen der Geschütze erzählt er mit Kopf und Herzen, und seelischer Schwung steckt in Stil, Sprache und Gestaltung. In wenige Zeilen preßt er das jagende Durcheinander der Empfindungen. Er hört einen Mörser krachen: »Im nächsten Augenblick schlägt eine Schallwelle über mich, daß mir so ist, als lösche mein Lebenslicht aus. Ich will nicht sagen, daß ich irgend etwas hörte. Ich hatte vielmehr das Empfinden, mich an einem Laut verschluckt zu haben und selbst Schall zu sein. Schall von ungeheurer Größe und Intensität.« Dichter und Berichterstatter verschmelzen in diesem Tagebuch zum vorbildlichen Kriegsschilderer. R. G.

Anzeigen.

(Besprechungen hier angezeigter Schriften behält sich die Redaktion vor.)

Verband der Steinsetzer, Pflasterer und Berufsgenossen Deutschlands. Der Verband im Kriegsjahr 1914/15. Berlin, im August 1915. Selbstverlag des Verbandes. 87 Seiten.

Der Bericht enthält außer Mitteilungen über die Einwirkungen des Krieges auf den Verband und seine Mitglieder und einem Verzeichnis der Kriegsopfer des Verbandes im ersten Kriegsjahr mehrere Abhandlungen über die Stellung der Gewerkschaften zum Kriege. Es wird der Satz aufgestellt und verfochten, »jede andere Politik, als die des 4. August, sei gewerkschaftsfeindlich und damit schlechthin arbeiterfeindlich«. Die günstigen Folgen dieser Politik werden geschildert, und besonders wird gegen die Befürworter einer radikaleren Politik polemisiert.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 7 Ausgegeben am 12. November 1915 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Gewerkschaften und die Partei.

Von Gustav Eckstein.

1. Die deutschen Gewerkschaften vor fünfundzwanzig Jahren.

Es sind nun fünfundzwanzig Jahre, daß der Versuch des »eisernen Kanzlers«, den sozialen Frieden in Deutschland durch Anwendung von Gewaltmitteln und sozialpolitischen Lockungen herzustellen oder doch wenigstens vorzutäuschen, an der Gewalt der Verhältnisse, aber auch an dem zähen und opfermutigen Widerstand der deutschen Arbeiter scheiterte. Anfangs hatte allerdings die rücksichtslose Handhabung des Sozialistengesetzes Verwirrung in die Reihen der sich erst organisierenden Arbeiterschaft getragen. Während die einen wie Most sich einer terroristischen Taktik zuwenden wollten, suchten andere wie Höchberg Anschluß bei der »wohlwollenden« Bourgeoisie und wollten den Klassenkampf überhaupt wenigstens zunächst einstellen.

Doch bald fand sich die Arbeiterschaft auch in dieser neuen überraschenden Situation zurecht, und besonders seit den achtziger Jahren begann der Prozeß der Gesundung und Kräftigung der Bewegung. Während aber die politische Agitation und Organisation größtenteils vom Ausland aus geleitet werden und zu Schleichwegen ihre Zuflucht nehmen mußte, erstanden in Deutschland selbst zunächst in der wieder emporkommenden Fachpresse und alsbald auch in den Fachvereinen, die nach dem ersten vernichtenden Sturme des neuen Gesetzes allenthalben neu auftauchten, Zentren zu neuer Vereinigung, Mittelpunkte der Bewegung, und diese gewerkschaftlichen Vereinigungen waren in den Lebensinteressen der Arbeiter so fest verankert, daß auch das Bismarcksche Regime nicht nochmals den energischen Versuch wagte, sie auszurotten. Als 1890 das Sozialistengesetz endlich erlosch, konnte die Gewerkschaftsbewegung auf einen Bestand von 350 000 Mitgliedern hinweisen, während 1877 nicht ganz 50 000 gezählt worden waren, und diese Gewerkschaften hatten auch ein starkes politisches Leben in sich entwickelt.

Die Gewerkschaften gaben damals der Partei mehr, als sie ursprünglich von ihr empfangen hatten. Es ist ja hinlänglich bekannt, wie außerordentlich gering die Gewerkschaftsbewegung von den Anhängern Lassalles bewertet wurde, und theoretisch waren ja auch die Eisenacher bis in die Zeiten des Sozialistengesetzes hinein vollständig im Banne Lassallescher Anschauungen geblieben. Es ist nicht schwer, Aussprüche aus beiden Lagern zusammenzustellen, die zeigen, wie gering das Verständnis der damaligen Führer der deutschen sozialistischen Bewegung für die Bedeutung der Gewerkschaften war.

Die Zeit des Sozialistengesetzes hatte nun aber in den Verhältnissen der deutschen Arbeiterbewegung einen gründlichen Wandel vollzogen. Zwar war die Zahl der sozialdemokratischen Wahlstimmen bis auf $1^1/_2$ Millionen emporgegangen; aber das Sozialistengesetz machte eine offene und selbstän-

dige politische Organisation unmöglich und zwang die Partei, sich um so fester auf die Fachvereine zu stützen, die dadurch auch für die politische Bewegung erhöhte Bedeutung gewannen.

Im Jahre 1890 stand daher die Partei auch in dieser Hinsicht vor einer völlig geänderten Situation. Das reaktionäre Vereinsgesetz, das die Verbindung politischer Vereine verbot, führte bekanntlich zum Konflikt zwischen Zentralisten und Lokalisten in der Gewerkschaftsbewegung, und in dieser Form kam zugleich ein gewisser Gegensatz zwischen Gewerkschaften und Partei zum Ausdruck. Aber man muß sich dessen bewußt bleiben, daß dieses gesetzliche Hemmnis nur dem Konflikt zwischen Partei und Gewerkschaften seine besondere Form gab, daß aber dieser selbst unvermeidlich war.

In einem Briefe an Legien, der bei den heftigen Auseinandersetzungen auf dem Kölner Parteitag von 1893 eine große Rolle spielen sollte, setzte Auer geradezu die politische Partei der klassenbewußten Arbeiterbewegung gleich und bezeichnete die Gewerkschaften lediglich als Spezialwaffe im Klassenkrieg, etwa wie die Artillerie in der Armee, und erhob den Vorwurf, »seit der Gründung der Generalkommission mache sich das Bestreben bemerklich, die Gewerkschaften von der politischen Partei zu trennen und beide Organisationen als rivalisierende Mächte zu behandeln«. In diesen Worten, die nur einer damals in der Partei, aber auch in manchen Gewerkschaftskreisen stark verbreiteten Anschauung Ausdruck gaben, spricht sich eine Auffassungsweise deutlich aus, die als ein Ergebnis der besonderen sozialen Entwicklung in den Kontinentalstaaten Europas der Arbeiterbewegung dieser Länder gemeinsam war, und in der von den theoretischen Grundsätzen nur wenig zu bemerken war, zu denen sich die Wortführer dieser Bewegung bekannten. Dafür ist es bezeichnend, daß sich bei den französischen Guesdisten ganz ähnliche Ansichten fast in denselben Wendungen wiederfinden wie bei den deutschen Lassalleanern, ja daß eine Reihe deutscher Marxisten lange Zeit an dieser Auffassung festgehalten hat, obgleich sie mit den Ansichten und Aussprüchen von Karl Marx in vollem Widerspruch steht.

Als in den sechziger Jahren die Arbeiterbewegung Europas nach langer Erstarrung wieder auflebte, geschah das in einer Epoche größter politischer Erregung und Umwälzungen. Das Augenmerk des vorwärtsstrebenden Proletariats und seiner Führer war daher vor allem auch auf die politischen Ereignisse und die in ihnen wirksamen Kräfte gerichtet. Je klarer die Einsicht wurde, daß dem Elend der Ausgebeuteten nur durch eine völlige Änderung der Machtverhältnisse, durch eine revolutionäre Bewegung abgeholfen werden konnte, um so einleuchtender mußte es erscheinen, daß das Mittel zu diesem Umsturz nicht in gewerkschaftlichen Kämpfen zu suchen war, die, wie das Beispiel Englands zu zeigen schien, nur um augenblickliche Vorteile gingen, sondern nur in politischem Ringen um die Beherrschung des Staates. Und diese Stimmung mußte damals um so stärker sein, als man in revolutionären Kreisen ziemlich allgemein mit einem Aufleben der Revolution von 1848 rechnete und sich darauf vorbereitete, das Proletariat in ihr mit den alten revolutionären Mitteln, den Wahlen zu konstituierenden Versammlungen und eventuell Barrikadenkämpfen, unmittelbar um die Macht im Staate ringen zu sehen.

Doch selbst als jene Periode politischer Umwälzungen mit dem Deutsch-Französischen Kriege zum Abschluß gekommen war, ohne die ersehnte bür-

gerlich-proletarische Revolution zu bringen, wirkte jene Ideologie noch mächtig nach, besonders in den kontinentalen Staaten, wo das Proletariat sich seine primitivsten Rechte erst erobern und sich zugleich gegen eine autokratische und willkürliche Verwaltungspraxis wehren mußte. Kein Wunder, daß sich unter diesen Umständen die politische Partei rascher entwickelte als die Gewerkschaftsbewegung.

So schienen in den kontinentalen Ländern und besonders in Deutschland die Voraussetzungen nicht gegeben, von denen Marx ausgegangen war, als er die Bedeutung der Gewerkschaften für den Befreiungskampf des Proletariats untersuchte.

2. Karl Marx über die Bedeutung der Gewerkschaften für die proletarische Bewegung.

Seinen Standpunkt gegenüber den Gewerkschaften hat Marx schon in seiner 1847 erschienenen Streitschrift gegen Proudhon ausführlich dargelegt und begründet. Schon hier zeigte er, wie die ursprünglich bloß zur Aufrechterhaltung des Lohnes begründeten Koalitionen sich immer fester zusammen- und aneinanderschließen und so zum Mittelpunkt des Kampfes der sich als Klasse bewußt werdenden Arbeiterschaft gegen die Kapitalistenklasse werden. »Aber der Kampf von Klasse gegen Klasse ist ein politischer Kampf.« Demselben Gedanken gaben Marx und Engels nicht nur im Kommunistischen Manifest Ausdruck, er beherrschte ihre praktische Tätigkeit in der Arbeiterbewegung, besonders auch in der alten Internationale. Am klarsten findet er sich wohl wieder in der von Marx entworfenen Resolution des Genfer Kongresses von 1866, deren wichtigste Sätze lauten:

Das unmittelbare Ziel der Gewerkschaften beschränkt sich auf die notwendigen täglichen Kämpfe zwischen Arbeit und Kapital, als ein Mittel der Abwehr gegen die unaufhörlichen Übergriffe des Kapitals, mit einem Wort auf die Fragen des Lohnes und der Arbeitszeit. Diese Tätigkeit der Gewerkschaften ist nicht nur berechtigt, sie ist notwendig. Sie ist unentbehrlich, solange das heutige System fortbesteht. Im Gegenteil, sie muß verallgemeinert werden durch die Gründung und die Zusammenfassung von Gewerkschaften in allen Ländern.

Auf der anderen Seite sind die Gewerkschaften, ohne daß sie sich dessen bewußt wurden, zu Brennpunkten der Organisation für die Arbeiterklasse geworden, wie die mittelalterlichen Munizipalitäten und Gemeinden es für die Bourgeoisie waren. Wenn die Gewerkschaften unumgänglich sind für den täglichen Guerillakrieg zwischen Kapital und Arbeit, so sind sie noch weit wichtiger als organisierte Förderungsmittel der Aufhebung des Systems der Lohnarbeit selbst.

Marx und Engels erblickten also in den Gewerkschaften die eigentlichen spezifisch proletarischen Kampforganisationen der Arbeiterschaft, die zwei Aufgaben zu erfüllen haben: den Kleinkrieg gegen kapitalistische Übergriffe und die Bildung von Zentren für den Klassenkampf. Doch stehen diese beiden Aufgaben weder in einem Gegensatz zu- noch unvermittelt nebeneinander; denn der tägliche Kleinkrieg schafft erst die Organisation, er führt die Proletarier in diese Vereinigung, er bestimmt zugleich auch ihren Charakter. Diese Kämpfe führen aber über sich selbst hinaus, in ihnen »findet sich die Masse zusammen und konstituiert sich als Klasse für sich selbst«.

Es ist klar, daß Marx diese seine Auffassung von der Rolle und Bedeutung der Gewerkschaften aus der Betrachtung der einzigen bedeutenden Gewerkschaftsbewegung seiner Zeit, der englischen, gewonnen hat. Aber gerade die Geschichte der englischen Arbeiterbewegung zeigt, daß diese Fortentwicklung der Gewerkschaften zu Organen und Mittelpunkten des Klassen-

kampfes nicht so automatisch vor sich geht, wie man bei flüchtiger Betrachtung aus Marx' Worten schließen möchte. Denn die gesellschaftlichen Zusammenhänge sind zu kompliziert und verwickelt, als daß der ungeschulte Geist jedes beliebigen Proletariers sie aus eigener Kraft durchdringen könnte. Das Bewußtsein folgt dem gesellschaftlichen Sein nicht im gleichen Tempo. Die mittelalterlichen Munizipalitäten, mit denen Marx die Gewerkschaften wiederholt verglichen hat, führten ihren Klassenkampf gegen die feudale Welt lange Zeit, ohne sich des prinzipiellen Charakters dieses Kampfes als eines Klassenkampfes bewußt zu werden. Jeder Stadtgemeinde war es lediglich um ihre eigenen Privilegien und Rechte zu tun, die sie gegen übergriffe der Feudalen und der Landesherren verteidigte, und nur der eiserne Zwang, gegen die gemeinsamen Gegner zu fechten, führte sie von Fall zu Fall zum gegenseitigen Zusammenschluß. Wie oft aber wurde dieser unterbrochen durch Zeiten, wo sich die Stadtgemeinden mit ihren Bedrängern verbündeten, um lokale Interessen gegenüber Klassengenossen anderer Landesteile zu verfechten. Es bedurfte der großen Geister des bürgerlichen Aufklärungszeitalters, um diesem schon seit langem tatsächlich geführten Klassenkampf des Bürgertums auch das Bewußtsein zu verleihen, daß es sich in ihm um mehr und um Größeres handle als um augenblickliche Streitigkeiten von lokaler Bedeutung, daß eine neue Welt danach rang, sich aus dem Schoß der alten loszureißen.

Die Beispiele der englischen und der amerikanischen Gewerkschaftsbewegung zeigen besonders deutlich, daß das Vorhandensein eines im großen geführten Klassenkampfes noch lange nicht genügt, um den Arbeitern auch das Bewußtsein beizubringen, daß es sich hier nicht nur um bestimmte Lohnforderungen oder Arbeitszeitverkürzungen, um ausschließliche Interessen dieses oder jenes Berufszweigs usw. handle, sondern daß dies ein Kampf von Klasse gegen Klasse und daher auch mit Notwendigkeit schon ein politischer Kampf sei, der allerdings natürlich sehr unvollkommen geführt wird, wenn er keine politische Partei als Ausdrucksmittel besitzt, die entschlossen ist, sich ganz in den Dienst dieses Klassenkampfes zu stellen.

Es wäre durchaus irrig, etwa in der englischen Labour Party, der parlamentarischen Vertretung der englischen Gewerkschaftswelt, die Verwirklichung des Marxschen Gedankens zu sehen. Der englischen Labour Party fehlt gerade das, was Marx als die notwendige Voraussetzung dafür ansah, daß der Gewerkschaftskampf zum politischen Klassenkampf werde, das Bewußtsein, die Klassenforderungen zu vertreten, die zu ihrer Verwirklichung eines Sieges dieser Klasse bedürfen.

Nach Marx' Vorstellung sollte sich dieses Bewußtsein gerade auf der Grundlage und aus der Praxis der gewerkschaftlichen Kämpfe ergeben, die einen stets größeren Umfang annehmen, immer weitere Kreise erfassen und immer mehr sich auch in politischen Formen abspielen. Die Lehre vom Klassenkampf sollte nicht von außen den Arbeitern aufgezwungen werden, sie sollte sich unmittelbar aus ihren eigensten Lebenserfahrungen und Bedürfnissen ergeben.

Demselben Gedanken gab auch Legien Ausdruck, als er auf dem Kölner Parteitag ausführte:

Die gewerkschaftliche Organisation ist die Vorschule für die politische Bewegung. Wenn wir an Arbeiterkreise, die absolut dem wirtschaftlichen und politischen

Kampfe bisher ferngestanden haben, herantreten wollen, so dürfen wir ihnen zuerst nicht mit weittragenden politischen Ideen kommen; die Gewerkschaftsorganisation zieht den Arbeiter dadurch heran, daß sie ihm materielle Vorteile in Aussicht stellt, ihm den Mangel an Harmonie zwischen Arbeit und Kapital klarlegt und so auch die indifferentesten Arbeiterschichten in die Bewegung hineinzieht. So ist sie das beste Agitationsmittel für die politische Bewegung.

Doch auch in der Resolution Arons, die auf dem Kölner Parteitag von den Gewerkschaften empfohlen wurde, gelangte derselbe Gedanke zum Ausdruck. Es hieß dort:

Die Gewerkschaften haben die doppelte Aufgabe:

1. Die geschlossenen Reihen zu bilden, welche sich der Verschlechterung der Arbeitsbedingungen nach Kräften entgegenstemmen und um welche sich zu Zeiten des Nachlassens der Krisen die Massen scharen behufs Erringung besserer Arbeitsbedingungen. Jeder Erfolg hierbei bedeutet aber einen Fortschritt der sozialdemokratischen Bewegung, indem er den Arbeitern Mittel und Zeit zur Beschäftigung mit den sozialdemokratischen Lehren schafft.

2. Die indifferenten Arbeitermassen heranzuziehen, das Solidaritätsgefühl zu wecken und Aufklärung über die allgemeine wirtschaftliche Lage im Anschluß an die im engsten Kreise fühlbare Lage zu verbreiten. Damit hierbei nicht die von vielen Seiten befürchtete Verflachung der Bewegung eintritt, ist es nötig, daß gerade die vorgeschrittensten Parteigenossen allerorts sich an der Arbeit beteiligen.

Man sieht, daß diese Resolution den in Genf seinerzeit von der Internationale angenommenen Beschluß über die Gewerkschaftsbewegung nur in andere Worte kleidete und den aktuellen Verhältnissen Deutschlands anpaßte. Doch diese Resolution wurde auf dem Parteitag mit 169 gegen 29 Stimmen abgelehnt, und siegreich blieb die Auffassung, der der Parteivorstand in seinem Bericht an den Parteitag Ausdruck verliehen hatte, indem er die gewerkschaftlichen Kämpfe und Bestrebungen »als ein Palliativ« kennzeichnete, »das wohl geeignet sei, den Arbeitern bei günstiger Konjunktur auf dem Arbeitsmarkt bessere Arbeitsbedingungen zu schaffen, und das weiter auch dazu diene, in Zeiten wirtschaftlichen Niederganges die Unternehmer davor zurückzuschrecken, ihr soziales Übergewicht schrankenlos zu mißbrauchen — das aber nie dazu führen könne, die Arbeiterklasse vom Drucke der Kapitalherrschaft endgültig zu befreien«.[1]

Man mag darüber streiten, wie weit diese Auffassung überhaupt richtig ist. Aber selbst wenn man sich zu ihr bekennen wollte, müßte man doch zugeben, daß in ihr das revolutionäre Moment der Gewerkschaftsbewegung völlig außer acht gelassen ist, das Marx gerade auch mit Rücksicht auf die deutschen Verhältnisse mit besonderem Nachdruck hervorgehoben hatte. In

[1] Vergl. damit die Einleitung der von den Metallarbeitern dem Halberstädter Gewerkschaftskongreß von 1892 vorgelegten Resolution: »Durchdrungen von der Überzeugung, daß die Arbeiter nicht imstande sind, durch die gewerkschaftliche Organisation ihre Lage durchgreifend und auf die Dauer zu verbessern, ist sich der Kongreß dennoch bewußt, daß die gewerkschaftliche Organisation den Arbeitern ein Mittel bietet, ihre materielle Lage zeitweise zu heben, ihre Aufklärung zu fördern und sie zum Bewußtsein ihrer Klassenlage zu bringen.« (Protokoll, S. 59.)

Man darf bei der Beurteilung dieser Äußerungen nicht vergessen, daß sie Illusionen bekämpfen wollten, die der jung emporstrebenden Arbeiterbewegung sehr gefährlich werden mußten.

einem Briefe, den er am 13. Februar 1865 an Schweitzer richtete, hieß es sehr bezeichnend:[2]

Koalitionen mit den aus ihnen erwachsenden Trade Unions sind nicht nur als Mittel der Organisation der Arbeiterklasse zum Kampfe mit der Bourgeoisie von der äußersten Wichtigkeit — diese Wichtigkeit zeigt sich unter anderem darin, daß selbst die Arbeiter der United States trotz Wahlrecht und Republik derselben nicht entbehren können —, sondern in Preußen und Deutschland überhaupt ist das Koalitionsrecht außerdem ein Durchbrechen der Polizeiherrschaft und des Bureaukratismus, zerreißt die Gesindeordnung und die Adelswirtschaft auf dem Lande, kurz es ist eine Maßregel zur Mündigmachung der »Untertanen«, welche die Fortschrittspartei, das heißt jede bürgerliche Oppositionspartei in Preußen, wenn nicht verrückt, hundertmal eher gestatten könnte als die preußische Regierung und nun gar die Regierung eines Bismarck! Dagegen andererseits königlich preußische Regierungsunterstützung von Kooperativgesellschaften ... ist als ökonomische Maßregel Null, während zugleich dadurch das Vormundschaftssystem ausgedehnt, ein Teil der Arbeiterklasse bestochen und die Bewegung entmannt wird.

Hier zeigt Marx, was er unter revolutionärer Wirksamkeit der Gewerkschaftsbewegung versteht: die Aufrüttlung der Arbeitermassen und die Erweckung ihres Selbst- und Klassenbewußtseins.

Und trotzdem lehnten gerade diejenigen, die sich mit Stolz als Schüler von Karl Marx bezeichneten, jene von Legien und Arons vertretene Auffassung ab, obgleich sie mit den Äußerungen ihres Meisters fast ganz übereinstimmten. Um das zu verstehen, genügt es nicht, darauf hinzuweisen, daß die Lassallesche Unterschätzung der Gewerkschaften in der deutschen Partei noch stark nachwirkte. Gewiß war dieser Faktor in den neunziger Jahren noch von großer Bedeutung; aber diese Haltung der Partei gegenüber den Gewerkschaften hatte zugleich ihre besonderen in den deutschen Verhältnissen jener Zeit liegenden Ursachen.

3. Die Schaffung der Generalkommission der Gewerkschaften.

Als das Sozialistengesetz fiel, betrachtete sich die sozialdemokratische Partei als die Vertretung des klassenbewußten Proletariats schlechthin, der sich jede Arbeiterorganisation als dienendes Glied unterzuordnen hatte.

Die Gewerkschaften aber konnten sich nicht auf die Dauer mit dieser Stellung zufrieden geben. Dazu veranlaßte sie nicht nur ihr mit ihrer wachsenden Kraft gesteigertes Selbstbewußtsein; immer mehr mußte sich auch die Einmischung einer politischen Partei in rein gewerkschaftliche Fragen als Hemmnis der Aktion herausstellen, das zugleich auch eine Erschwerung der Mitgliedergewinnung bedeutete. Es war daher nicht verwunderlich, daß die Gewerkschaften, sobald der Druck des Sozialistengesetzes geschwunden war, das Bestreben zeigten, sich von der politischen Partei unabhängiger zu machen und sich ein selbständiges Organisationszentrum zu schaffen.

Am 16. November 1890 beschloß eine in Berlin tagende Konferenz der Gewerkschaftsvorstände, eine Generalkommission der Gewerkschaften einzusetzen. Dieser Schritt war auch dadurch notwendig geworden, daß nach dem Falle des Sozialistengesetzes alsbald eine Periode wilder und regelloser Streiks einsetzte, die den Bestand der ganzen so mühsam ausgebauten und

[2] Der Brief abgedruckt in »Der Briefwechsel zwischen Friedrich Engels und Karl Marx, 3. Band, S. 229 ff.

durch so viele Stürme bewahrten Organisationen aufs ernsteste gefährdeten.[3] Dieser ungeregelten Bewegung gegenüber war die Schaffung einer Zentrale um so notwendiger, die eine Verständigung und Verbindung unter den Organisationen erleichterte.

Die ersten Jahre dieser neuen Institution waren in jeder Hinsicht sehr schwierig. Sie wurde nicht nur von der Parteileitung angefeindet, die in ihr einen Rivalen fürchtete, der die mit solchen Mühen und Opfern geeinigte Arbeiterbewegung neuerdings zu zerreißen drohte, sondern auch von weiten gewerkschaftlichen Kreisen selbst. Fiel doch diese Gründung in eine höchst ungünstige Zeit, als die in den achtziger Jahren zeitweilig günstige Konjunktur abflaute und bald sogar einer Krise Platz machte, während zugleich die Arbeiter, vom Drucke des Sozialistengesetzes befreit und durch die politischen Erfolge selbstbewußter geworden, sich in Lohnkämpfe stürzten, deren Aussichten sie meist viel zu wenig in Rechnung zogen. So kam es gerade in den ersten Jahren des Bestandes der Generalkommission zu einer Reihe schwerer gewerkschaftlicher Mißerfolge, die nun vielfach der neugegründeten Instanz zur Last gelegt wurden.

Dazu kam aber noch, daß man in der ersten Zeit allzu große Erwartungen in sie gesetzt und daher auch allzu große Anforderungen an sie gestellt hatte. Ihr Aufgabenkreis wurde daher auch in den ersten Jahren ihres Bestandes wiederholt geändert, ja ihr Fortbestand selbst von vielen Gewerkschaftern in Frage gestellt. Doch diese Zentrale entsprach zu sehr einem Lebensbedürfnis der Gewerkschaftsbewegung, als daß sie hätte wieder aufgehoben werden können, und so setzten ihre Leiter nach zähen Kämpfen nicht nur ihr Fortbestehen durch, sondern sie verwirklichten immer mehr das Programm, das sie schon beim ersten Statutenentwurf, damals noch ihrer Zeit vorauseilend, aufgestellt hatten.

So nützlich, ja unentbehrlich aber auch die Generalkommission für die Gewerkschaften war, in der Partei wurde sie vielfach als Bedrohung empfunden. Indem sie die gewerkschaftlichen Interessen und Wünsche zusammenfaßte, mußte sie politische Forderungen formulieren. Zu deren Geltendmachung und Durchsetzung aber war nicht sie selbst berufen, sondern die politische Partei.

Hier war also die Situation tatsächlich eine ganz andere, als wie Marx sie vorausgesetzt hatte. Wenn dieser erwartet hatte, daß sich aus den praktischen Bedürfnissen der Gewerkschaftsbewegung erst allmählich eine prinzipielle klassenbewußte Politik herausentwickeln werde, wenn er also gewerkschaftlichen Kleinkrieg und proletarische Klassenpolitik in zeitlicher Aufeinanderfolge vorausgesehen hatte, so waren diese beiden Erscheinungen in Deutschland zugleich und nebeneinander vorhanden, die eine repräsentiert durch die gewerkschaftlichen Organisationen mit der Generalkommission an der Spitze, die andere durch die politische Partei mit ihrem Vorstand.

Aus diesem Nebeneinander mußten sich, auch wenn auf beiden Seiten der beste Wille vorhanden war, Reibungen ergeben, solange nicht entweder die Partei ihre prinzipielle Politik aufgab und zum einfachen Vollzugs-

[3] Nach einer von Legien in seinem Bericht für den Internationalen Sozialistischen Arbeiter- und Gewerkschaftskongreß (London 1896) angeführten Statistik fanden in den Jahren 1890/91 in Deutschland 79 Abwehrstreiks statt, an denen 5139 Personen beteiligt waren, dagegen 147 Angriffstreiks mit 33 397 Personen.

organ für die besonderen Wünsche und Bedürfnisse der Gewerkschaften wurde, oder sich in den Gewerkschaften jener Prozeß abgespielt hatte, den Marx voraussah, das Heranreifen der partiellen Kämpfe zum Klassenkampf, des gewerkschaftlichen Bewußtseins zum proletarischen, so daß dann die prinzipielle Politik der Partei zugleich der getreue Ausdruck des Wunsches der Gewerkschaften wurde.

Tatsächlich hat es ja an diesen Reibungen nicht gefehlt. Und wenn sich die Gewerkschaften mit Recht dagegen wehrten, daß sich die Partei in ihre besonderen Angelegenheiten richtunggebend mischen wollte, so trat auf der anderen Seite schon bei der Begründung der Generalkommission ein gewisses Mißtrauen gegen diese Institution hervor. Lag es doch unter den damaligen Umständen nahe, daß diese entweder versuchen werde, ihre Politik, das heißt die Vertretung spezieller Gewerkschaftswünsche, der Partei von außen her aufzuzwingen, eine politische Instanz außerhalb oder über der Partei zu werden, oder die Gewerkschaftsbewegung überhaupt von der Partei loszulösen, sie ihr gegenüber auch politisch selbständig zu machen.

Diesen Verdacht, die Generalkommission wolle eine der Partei womöglich übergeordnete selbständige politische Macht werden, sprach zum Beispiel schon auf dem Kölner Parteitag Genosse Richard Fischer in temperamentvoller Weise noch deutlicher als Auer aus:

Bei den Tabak-, Metall-, Holzarbeitern, bei den Schneidern, Schuhmachern und Malern, lauter starken Zentralisationen, da gibt es keinen Streit zwischen Partei und Gewerkschaften.... Aber bei den Genossen, für welche die Generalkommission das Nonplusultra darstellt, ist der Schmerz dahin zum Ausdruck gekommen, daß es deshalb nicht vorwärts gehen wolle, weil die Partei nicht Sympathie genug habe.... Die Generalkommission stand vor einer unmöglichen Aufgabe, sie konnte sie nicht erfüllen, und statt das einzusehen, suchte sie die Ursache hiervon in einem Gegensatz der Partei zur Gewerkschaftsbewegung. *Man wollte eben eine Art parlamentarisches Komitee der Gewerkschaften bilden, welches mit der Parteileitung wie von Macht zu Macht verhandelte.* Weil dieser Größenwahnsinn Schiffbruch litt, entstand der Streit.

Wenn andererseits der »Grundstein« unlängst der Partei mit der Gründung einer selbständigen Gewerkschaftspartei, einer deutschen Labour Party drohte, oder wenn zum Beispiel der letzte Jahresbericht des Verbandes der Steinsetzer zart andeutet, die Gewerkschaften seien ja mit der Sozialdemokratie nicht in unlöslicher Ehe verbunden, so haben sie damit auch keine ganz neuen Töne angeschlagen. Hat doch zum Beispiel Genosse Legien schon auf dem dritten deutschen Gewerkschaftskongreß 1899 erklärt:

Sollen wir uns, wenn wir unsere politischen Angelegenheiten erörtert und vertreten haben wollen, an Freiherrn v. Stumm oder an Herrn Dr. Lieber wenden? Oder an den verwaschenen Freisinn oder an das, was von der Demokratie in Deutschland noch übrig ist? Es gibt eben keine andere Partei in Deutschland als die sozialdemokratische, die das politisch vertritt, was wir in unseren gewerkschaftlichen Organisationen erörtern und fordern. *Wenn einmal eine Partei in Deutschland entsteht, die das auch tut und die nötige Macht hat, dann sind wir gern bereit, als Gewerkschaft mit ihr zu verhandeln.*

4. Die unmittelbaren und die dauernden Interessen des Proletariats.

Eine volle Übereinstimmung zwischen prinzipieller Parteipolitik und den Bestrebungen der Gewerkschaftszentrale ist auch später nicht zustande ge-

kommen, und sie konnte es nicht, da dieser Gegensatz nicht in den Personen begründet ist, sondern in den Verhältnissen. Dieser Streit hat sich vielfach in die Formen des in der Partei selbst entstandenen Kampfes zwischen »Reformismus« und »Radikalismus« gekleidet, und von diesem Gesichtspunkt aus schien es erstaunlich, daß gerade die Vertreter der Gewerkschaften, dieser Hochschulen des Klassenkampfes, zum großen Teil auf der »reformistischen« Seite standen. Aber auch ganz abgesehen davon, daß diese Gegenüberstellung von »Reform« und »Radikalismus« überhaupt irreführt, ist die Frage in dieser Form noch besonders falsch gestellt. Es handelt sich bei den Konflikten zwischen Gewerkschafts- und Parteipolitik nicht darum, ob die Reformen mit friedlichen oder gewaltsamen Mitteln, durch Zusammenwirken der Klassen oder im Klassenkampf verwirklicht werden können und sollen (das ist ja der eigentliche Kern der Streitfrage von »Reformismus« und »Radikalismus«), sondern darum, ob sich die Aufgabe der Partei in der Durchsetzung der *nächstliegenden* gewerkschaftlichen Forderungen erschöpfe, oder ob sie *darüber hinaus* großzügige Klassenpolitik zu treiben habe.

So wie es der wesentlichste praktische Nutzen ist, den der Mensch von seinen Augen hat, daß sie ihn Hindernisse und Gefahren voraussehen lassen und es ihm dadurch ersparen, immer wieder mit dem Kopf anzurennen oder in Gruben zu fallen, so ist es auch die Hauptaufgabe der Theorie, der Wissenschaft, Hindernisse und Gefahren vorauszusehen und dadurch üble Erfahrungen zu ersparen. Das Interesse der einzelnen Arbeiterschicht, des einzelnen Industriezweigs ist das Nächstliegende, das Dringendste, das sich dem Verständnis des einzelnen ohne weiteres darbietet. Wie weit die Befriedigung dieses Bedürfnisses mit den Gesamtinteressen des Proletariats verknüpft ist, wie überhaupt das Wohl der einzelnen Gruppe von dem Fortgang der ganzen proletarischen Bewegung abhängt, und wie sich voraussichtlich die verschiedenen Klassen der Gesellschaft und die politischen Parteien zu den proletarischen Forderungen stellen werden, das zu erkennen erfordert theoretische Überlegung, das ist oft ein Gegenstand des Streites, ist keinesfalls sofort jedem klar. Bei einem Konflikt dieser beiden Interessen, des unmittelbaren der Gruppe und des nur durch Überlegung ermittelten des Ganzen siegt fast immer zunächst das erstere, und erst wenn sich zeigt, daß der Vorteil der einen Gruppe der Nachteil der anderen ist, daß nur eine prinzipielle, das heißt eine weitschauende Politik sich auch in der Praxis für die Dauer bewährt, findet wieder eine Rückkehr zu ihr statt.

So ringen innerhalb der Partei selbst mit wechselndem Erfolg die beiden Tendenzen miteinander: die eine, in der sich theoretische Erwägungen und primitives proletarisches Empfinden vereinigen, die bestrebt ist, ihre Politik nach den dauernden Interessen und Bedürfnissen der Arbeiterklasse als einer Gesamtheit im Gegensatz zu den anderen Gesellschaftsklassen zu orientieren, und die andere, die sich von den unmittelbaren Interessen und Bedürfnissen einzelner Schichten und Gruppen des Proletariats leiten läßt. Dieser Gegensatz kann eben nur aufhören, wenn entweder die eine oder die andere Richtung schwindet.

Vor dem Kriege schien es, als ob gerade in Deutschland die soziale und politische Entwicklung die Gewerkschaften immer mehr in die Bahnen einer entschlossenen Klassenpolitik drängen würde. Auf dem Münchener Gewerk-

schaftskongreß zeigten sich die deutlichen Ansätze zu einer solchen Entwicklung. Dann kam der Krieg und setzte an die Stelle der Interessenharmonie des internationalen Proletariats im Gegensatz zur kapitalistischen Welt die Harmonie der Interessen nicht nur der getrennten nationalen Arbeiterschaften mit den Kapitalisten ihres Landes, sondern die Interessenharmonie von Arbeitern und Unternehmern innerhalb einzelner Industrien im Gegensatz zu anderen. Im Widerstreit zwischen unmittelbaren und mittelbaren Interessen siegten wieder zumeist die nächstliegenden, leicht zu überblickenden. Die prinzipielle Politik schien zu unterliegen.

Es wird in erster Linie von den wirtschaftlichen und sozialen Zuständen nach dem Kriege abhängen, ob sich der Weg der Anpassung und Annäherung an das heute Bestehende bewährt, den die Partei jetzt eingeschlagen hat, oder ob das Proletariat zu einer prinzipiellen Politik wird zurückkehren müssen. Bedeutet der Krieg, wie manche heute glauben, tatsächlich eine Umkehr auf dem bisherigen Wege der sozialen und politischen Entwicklung; werden in seinem Gefolge die Gegensätze der Klassen sich abschwächen, während zugleich sich die Gegensätze zwischen den Nationen und Gruppen vertiefen; wird insbesondere die Arbeiterschaft ihre Interessen in jener staatlichen Zwangsorganisation der Wirtschaft am besten gewahrt sehen, die sich heute schon vorbereitet, dann behalten natürlich diejenigen recht, die heute schon ihre Politik in dieser Richtung einstellen, die auf die Geltendmachung einer prinzipiellen Klassenpolitik verzichten. In diesem Falle könnte zwar die deutsche Sozialdemokratie noch vielleicht ihren Namen behalten, sie müßte aber ihren Charakter vollständig ändern. Dann wäre die Zeit der Fendrich, Radlof und Kolb gekommen, und wir müßten bedauern, daß wir so viele kostbare Zeit unnütz verloren haben und nicht lieber vor fünfzig Jahren den Ratschlägen von Schulze-Delitzsch oder doch wenigstens vor zwanzig denen des Herrn Naumann gefolgt sind.

Sollte aber der Krieg dazu führen, daß die wirtschaftlichen und sozialen Kämpfe auf größerer Stufenleiter mit größerer Schärfe geführt werden müssen, was ja viele Beurteiler erwarten,[4] dann wird in der Tat jener Zustand gegeben sein, von dem Marx erwartete, daß er die Politik der Gewerkschaften zu einer Politik des proletarischen Klassenkampfes machen werde.

Die deutschen Gewerkschaften haben sich dieser Politik schon vor dem Kriege weit genähert und waren auf sie wohl vorbereitet. Denn gerade sie haben sich mehr als die irgendeines anderen hochkapitalistischen Landes der Organisierung auch der ungelernten, der schlechtest bezahlten Arbeiter angenommen, und nirgend sind die Gewerkschaften in höherem Maße von dem Geiste proletarischer Solidarität durchdrungen. Wenn die deutsche Sozialdemokratie den Gewerkschaften viel verdankt an Rekruten der politischen Organisation, so verdanken die Gewerkschaften der Partei noch mehr an proletarischem Geist und Schwung, der nicht nur ihren Gesichtskreis erweitert, sondern stets auch ihrer Propaganda in den Massen bedeutend vorgearbeitet hat. Nicht umsonst waren die deutschen Gewerkschaften immer

[4] Vergl. zum Beispiel Karl Legien, Warum müssen die Gewerkschaftsfunktionäre ...?, Berlin 1915, S. 38, der meint, »die Phantasie werde wohl ein real denkender Arbeiter nicht haben, daß es nach dem Kriege so bleiben wird mit dem Burgfrieden usw.«

stolz darauf, daß sie nicht von dem partikularistischen und beschränkten Geist der englischen oder amerikanischen Trade Unions beherrscht waren, daß sie aber auch nach Kräften in die Tat umsetzten, was die französischen und amerikanischen Syndikalisten meist nur mit unzulänglichen Mitteln anstreben, die Heranziehung der ausgebeutetsten Massen der Ungelernten, der Frauen, der Einwanderer, der Land- und der Heimarbeiter in die gewerkschaftliche Organisation.

Dadurch ist auch die deutsche Arbeiterbewegung bisher der Gefahr des unfruchtbaren Syndikalismus entgangen, und sie ist vor ihr gefeit, solange Partei und Gewerkschaften nicht über den Sonderinteressen einzelner Schichten oder Gruppen des Proletariats dessen Gesamtinteressen aus dem Auge verlieren. Gerade dem Einfluß des weitschauenden Geistes der aufs Ganze gerichteten Partei verdanken es die deutschen Gewerkschaften, daß sie dem Schicksal der amerikanischen Federation of Labor entgangen sind, die neben sich die syndikalistische Organisation der Industrial Workers of the World aufkommen sieht und nun im Bruderkampf die besten Kräfte des Proletariats zersplittert und vergeudet.

Vor einigen Jahren schloß Dr. Heilborn seine Untersuchungen über »die freien Gewerkschaften« mit folgender Prognose:[5]

Die Gewerkschaften ... werden als Repräsentanten des vierten Standes, der besser gestellten, gelernten und ungelernten Arbeiter eine radikale Reformpartei bilden, welche auf dem Boden des Gegenwartstaats der Verwirklichung ihrer Ziele zustreben wird, während die Masse der ungelernten Arbeiter, die Unzufriedenen aus den verschiedenen Lagern weiterhin dem Banner der revolutionären Sozialdemokratie, den überzeugten Umstürzlern folgen werden.

Diese Hoffnungen des bürgerlichen Beurteilers werden nicht in Erfüllung gehen. Er hat den innigen Zusammenhang zwischen Gewerkschaften und Partei doch sehr unterschätzt. Der Riß, den er meint, würde nicht eine Scheidung zwischen Gewerkschaften und Partei bedeuten, er würde durch beide Organismen gehen und sie beide ins Mark treffen. Wenn die Politik der Partei- und Gewerkschaftsinstanzen mit den dauernden Interessen der großen Massen in Widerspruch gerät, dann sind allerdings die Grundlagen gegeben, auf denen üppig die Wucherpflanze des Syndikalismus gedeiht, deren Wachstum Partei und Gewerkschaft in gleicher Weise bedroht.

Von gegnerischer Seite wurde den freien Gewerkschaften oft zum Vorwurf gemacht, daß sie gewerkschaftliche Interessen politischen hintanstellten. In der Wirklichkeit liegt hier kein Gegensatz vor, insofern die Politik nur ein besonderer Weg ist, die Interessen der Arbeiter und damit auch die der Gewerkschaften wahrzunehmen und zu vertreten. Es handelt sich, wie gezeigt, nur um die Frage, ob die näherliegenden besonderen oder die mittelbaren allgemeinen Interessen bei der Aktion stärker berücksichtigt werden sollen. Der Krieg hat gezeigt, daß die deutschen Gewerkschaften in der Tat bereit sind, ihre eigenen nächstliegenden Interessen allgemeineren politischen Zielen unterzuordnen. In den ersten sieben Monaten dieses Jahres haben in England nach den Angaben des Arbeitsamtes[6] rund 344 000 Arbeiter gestreikt gegen 412 000 in den gleichen Monaten des Vorjahres. Die unmittelbare Folge dieser meist sehr kurz dauernden Lohnkämpfe war, daß $2^1/_3$ Millionen

[5] Dr. Otto Heilborn, Die »freien« Gewerkschaften seit 1890, S. 189. Jena 1907.

[6] Vergl. Bergarbeiter-Zeitung vom 16. Oktober dieses Jahres.

Arbeiter Lohnaufbesserungen von durchschnittlich 3,40 Mark wöchentlich erhielten. Die weitaus bedeutendsten dieser Kämpfe fanden im Kohlenbergbau, in Schiffbau, Maschinenindustrie, im Webstoff- und im Transportgewerbe statt, also gerade in den für den Krieg weitaus wichtigsten Industriezweigen, und es ist ja bekannt, wie schmerzlich die englische Militärverwaltung und Kriegführung von diesen Lohnkämpfen betroffen wurde. In Deutschland haben die Gewerkschaften unmittelbar nach Kriegsbeginn beschlossen, die Streikunterstützung während der Kriegszeit aufzuheben. Sie haben damit nicht auf friedliche Interventionen verzichtet, aber, wie Legien sagt,[7] »bekundet, daß von ihrer Seite eine Störung des Wirtschaftslebens nicht erfolgen solle«. Sie haben die speziellen Interessen der Arbeiter dem großen politischen Ziele des Sieges der deutschen Waffen hintangesetzt.

Die Politik der Sozialdemokratie, der politischen Vertretung des Gesamtproletariats, wird und kann für sich ein ähnliches Opfer von den Gewerkschaften nie erwarten oder fordern. Denn um sie zu unterstützen, brauchen die Gewerkschaften ihre eigenen Interessen nie zu verleugnen, sondern nur um so schärfer zu betonen. Mit um so größeren Hoffnungen darf sie einer Zeit entgegensehen, wo der bisherige Unterschied zwischen der gewerkschaftlichen und der Parteipolitik verschwindet, weil die Gewerkschaften durch die praktische Tat das sein werden, als was Marx sie einst bezeichnete, nicht nur »die Zentren des Widerstandes gegen Übergriffe des Kapitals«, sondern zugleich auch die »organisierten Förderungsmittel der Aufhebung des Systems der Lohnarbeit selbst«.

Der Reformismus und die Krise in der Sozialdemokratie.

Von Edmund Fischer.

Der Weltkrieg mit seinen furchtbaren Begleiterscheinungen und Folgen beeinflußt naturgemäß auch das Denken und Fühlen der einzelnen Menschen in starkem Maße. Aber wie der Krieg keinen normalen Zustand darstellt, so muß auch die Kriegspsyche als eine Anomalie betrachtet werden. Nicht mit Unrecht spricht man von einer Kriegspsychosis. In den fünfzehn Monaten Kriegszeit sind nur allzuviele Beweise dafür erbracht worden, daß leider auch die Wissenschaft nicht unberührt geblieben ist von dieser Geistesverfassung, unter deren Einwirkung fast das gesamte politische Leben steht. Es wird zum Beispiel einmal eine interessante Aufgabe sein, festzustellen, was in den letzten Jahren vor dem Kriege in den liberalen und sozialdemokratischen Zeitungen Deutschlands, aber auch in den wissenschaftlichen, volkswirtschaftlichen, sozialpolitischen Zeitschriften und in der staatswissenschaftlichen Literatur überhaupt auf Grund von zum Teil in England selbst vorgenommenen wissenschaftlichen Forschungen über England geschrieben worden ist, über dessen Freiheit und Demokratie, innere und äußere Politik, soziales und kulturelles Leben, um es dann mit dem Bilde zu vergleichen, das jetzt von denselben politischen und wissenschaftlichen Kreisen von England entworfen wird.

Eine »Umwertung« in entgegengesetzter Richtung hat der politische, wirtschaftliche und soziale Zustand Deutschlands erfahren. Und dies alles nicht

[7] Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland, S. 97.

etwa auf Grund neuerer Forschungen oder einer in langsamer Entwicklung gereifteren Anschauung, sondern ganz plötzlich, über Nacht. Ein »Umlernen« kann das nicht genannt werden, eher ein Auf-den-Kopf-Stellen.

Niemand wird bestreiten wollen, daß die Kriegspsyche sich auch in der Sozialdemokratie erkennbar gemacht hat. In ihr, nicht in dem, was man den Revisionismus oder Reformismus nennt, sind aber auch die Ursachen einer Reihe von Erscheinungen zu suchen, die den gegenwärtigen Konflikt in der Partei zwar nicht hervorgerufen, wohl aber dazu beigetragen haben, ihn zu seiner jetzigen Größe und Tiefe, zu einer förmlichen Krisis zu erweitern. Aus diesem Grunde eignet sich die Kriegszeit auch nicht zu einer fruchtbaren Erörterung politischer oder parteipolitischer Probleme, zu einer Klärung und Erledigung von Parteidifferenzen, die während des Kriegszustandes aus den mit dem Kriege mehr oder weniger in Verbindung stehenden Fragen entstanden sind, am wenigsten zur Festlegung einer zukünftigen Taktik der Partei; ganz abgesehen davon, daß unter dem Burgfrieden nur die eine Seite sich ungehindert aussprechen kann, während der anderen Seite sehr enge Schranken gezogen sind. Wenn der Krieg vorüber sein, der Burgfriede sein Ende erreicht haben wird, der Kampf der Parteien und Klassen gegeneinander wieder begonnen hat, die nüchterne Wirklichkeit wieder uns allen klar zum vollen Bewußtsein kommt, dann wird gar mancher die Empfindung haben, als sei er aus einem schweren Traum erwacht. Dann erst wird auch eine nutzbringende Diskussion über die zukünftige Taktik der Partei möglich sein. Aber die Diskussion hat nun einmal bereits begonnen. Und da die Partei an einem »Scheideweg« stehen soll, wie Kolb in seiner Broschüre behauptet, und von der Hilferding sagt, sie fasse alles zusammen, »was von verschiedenen Revisionisten und Umlernern der Partei als künftige Taktik empfohlen wird«,[1] während Friedrich Adler sogar meint, es gehe »wirklich ums Ganze«,[2] so halte auch ich es für angebracht, »einige Worte der Selbstbesinnung« an die gemachten Ausführungen zu knüpfen, freilich nicht nur an diejenigen von Kolb, wie Hilferding es für nötig hielt, sondern auch an diejenigen von Hilferding und Adler.

Ich glaube reichlich genug bewiesen zu haben, daß ich nicht zu jenen »revisionistischen Überklugen« gehöre, »die am liebsten mit verdeckten Karten spielen, um die Wankelmütigen ja nicht zu erschrecken«, von denen Kolb nichts wissen will, muß aber trotzdem die Prophezeiung Hilferdings wahr machen und die »Anschauungen Kolbs verleugnen«. Denn diese, wie er sie in seiner Broschüre »Die Sozialdemokratie am Scheideweg« entwickelt hat, sind ja an sich so widerspruchsvoll, daß in allen ihren Teilen sie überhaupt niemand unterschreiben kann, sie stehen aber auch in Widerspruch mit den tatsächlichen Verhältnissen in der Sozialdemokratie und auch mit einem bestimmten Grundsatz, der bisher gerade von den Reformisten als das höchste und unantastbare Heiligtum der Sozialdemokratie bezeichnet und verteidigt worden ist: mit der Meinungsfreiheit in der Partei, die Kolb auf einmal nicht mehr gelten lassen will. Er verlangt den Ausschluß derjenigen Genossen aus der Partei, die nicht seiner Meinung sind!

Die Bewilligung der Kriegskredite durch die Reichstagsfraktion, die »Politik des 4. August« war kein Ausfluß reformistischer Denkweise, was

[1] Neue Zeit, XXXIII, 2, Nr. 16, S. 497. [2] Ebenda, Nr. 23, S. 725.

schon daraus hervorgeht, daß Gegner der reformistischen Richtung am Zustandekommen des Beschlusses einen ebenso regen Anteil hatten wie die Reformisten. Vom reformistischen Standpunkt aus konnte die Fraktion auch zu einer Ablehnung der Kredite kommen. In der Reichstagssitzung vom 4. März 1907 sagte der reformistische Parteigenosse Dr. David nach dem amtlichen stenographischen Bericht:

»Meine Herren, es ist richtig, wir stellen die internationalen Ideale in Konfliktsfällen unter Umständen über die nationalen. (Hört, hört! rechts.) Ja, hört, hört! — Ich werde darüber noch mehr sagen, dann rufen Sie nur auch wieder: Hört, hört! Es ist hier — ich glaube, es war der preußische Minister Herr v. Rheinbaben — einmal gesagt worden, jeder gute Patriot müsse das Wort unterschreiben: right or wrong — my country.[3] (Sehr richtig! rechts.) Sie sagen: Sehr richtig! Ich konstatiere das. Also: einerlei, ob Vaterland oder Nation im Unrecht sind, unter allen Umständen für die Nation!« (Sehr richtig! rechts.)

David wies dann auf Campbell-Bannermann hin, der während des Burenkriegs nie aufgehört hat, den Krieg zu verurteilen, die englische Regierung zu bekämpfen, ihr also in den Rücken zu fallen, weshalb ihm damals ein Geistlicher geschrieben habe: »Sie sind ein Schurke, ein Verräter, ein Mörder, und ich hoffe, daß das Schicksal eines Mörders Sie treffen wird.« Bannermann wurde trotzdem später Ministerpräsident, und David bemerkte schließlich: »Meine Herren, wir sind also in guter Gesellschaft.«

Von dieser reformistischen Denkweise aus kann man unter Umständen auch zur Verweigerung der Kriegskredite kommen — je nachdem, auf welcher Seite man das Recht oder Unrecht sieht. Wo das Recht ist, läßt sich aber nicht so leicht feststellen. Während des Transvaalkriegs sahen in Deutschland auch reformistische Sozialdemokraten das Recht auf der Seite Englands. Und über die Ursachen des gegenwärtigen Krieges hat Genosse David in einem am 31. Juli 1914 erschienenen Artikel eine Auffassung bekundet, aus der heraus er am 4. August 1914 die Ablehnung der Kredite mindestens ebenso überzeugend hätte begründen können wie die Bewilligung.

Aus der »Politik des 4. August« ergeben sich deshalb auch keine »logischen Konsequenzen«, wie Kolb behauptet. Die »Politik des 4. August« ist ja auch nichts Neues. Sie ist schon am 19. Juli 1870 von der Mehrzahl der sozialdemokratischen Abgeordneten im Reichstag in Anwendung gebracht worden, mit der »logischen Konsequenz«, daß dieselben Genossen am 24. November 1870 den Kriegskredit verweigerten.

Der alte Gegensatz zwischen revolutionärer und reformistischer Auffassung hat also den gegenwärtigen Konflikt nicht erzeugt. Aber er ist nun neu belebt worden, und die alten Streitfragen treten in den Vordergrund. Diese sind jedoch nicht derart, daß sie eine schwere Krisis in der Partei hervorrufen können.

Die sozialdemokratischen Reformisten bilden keine einheitliche Richtung etwa in der Weise, daß sie auch nur in den wichtigsten Fragen übereinstimmten. Der im Kriege gefallene Reformist Dr. Frank ist wie Rosa Luxemburg, Radek, Pannekoek und andere, die Kolb wurzellos kosmopolitische Emigranten und Literaten nennt und von denen er mit Bedauern sagt, sie

[3] Ob Recht, ob Unrecht, es handelt sich um mein Vaterland.

hätten »ungestört ihre hirnverbrannten Theorien kolportieren« dürfen, für den politischen Massenstreik eingetreten; neben dem prinzipiellen Freihändler Eduard Bernstein zählt der Schutzzöllner Schippel zur reformistischen Richtung usw. Gemeinsam vertreten sie aber alle die Anschauung, daß sich die Umgestaltung der Gesellschaft in demokratischer und sozialistischer Richtung nicht katastrophal, durch Revolutionen und revolutionäre Aktionen vollziehe, sondern in gesetzlicher Reformarbeit und durch aufbauendes Wirken in den lebendigen Organisationen des Volkes.

Dieser reformistischen Grundanschauung entspricht aber doch bereits im wesentlichen seit Jahren die Politik und Taktik der Sozialdemokratie! Es ist ganz unverständlich, wie Kolb zu der Behauptung kommen konnte, der Krieg habe die »Sozialdemokratie aus der Sackgasse der prinzipiellen Negation herausgedrängt«. In der gesamten praktischen Wirksamkeit der Sozialdemokratie herrschte auch bereits vor dem Kriege nirgends »eine Politik und Taktik der prinzipiellen Negation«. Die Tätigkeit der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion erschöpft sich seit Jahren in dem Bestreben, Reformen zu erzielen, sie hat zu diesem Zwecke mit den bürgerlichen Parteien und der Regierung zusammengearbeitet, auch Kompromisse geschlossen, in den letzten Jahren für alle sozialpolitischen und überhaupt alle Gesetze gestimmt, die einen Fortschritt bedeuteten, sogar für den Wehrbeitrag und die Besitzsteuern, die zur Deckung militärischer Ausgaben bestimmt waren. In den Landtagen, und nicht nur in den süddeutschen, ist es nicht anders. Nach den Tagungen des sächsischen Landtags in den letzten Jahren wurde stets auch von bürgerlicher Seite der sozialdemokratischen Fraktion das Zeugnis ausgestellt, daß sie, so wie die bürgerlichen Fraktionen, praktisch, positiv mitgearbeitet habe. Ich verweise ferner auf die große aufbauende Arbeit, die von Sozialdemokraten in der Kommunalpolitik geleistet wird und die doch nirgends, in keinem einzigen Orte auf eine prinzipielle Negation gerichtet ist. Die freien Gewerkschaften, von der Sozialdemokratie ins Leben gerufen und ständig unterstützt, mit ihren Millionen von Mitgliedern, gefüllten Kassen und ausgebauten Unterstützungseinrichtungen sind wahrlich keine Revolutionstruppen, sondern bilden einen großen und einflußreichen demokratischen Selbstverwaltungskörper, der in positiver Arbeit reformierend und aufbauend wirkt. Zu den Wahrzeichen einer Taktik der prinzipiellen Negation gehören sicher auch nicht die Gründung und Förderung von Konsumvereinen, Baugenossenschaften und der Volksfürsorge, ebensowenig die große Arbeit, die Tausende von Sozialdemokraten beider Richtungen in den staatlichen Versicherungseinrichtungen leisten.

Die gesamte Tätigkeit der Sozialdemokratie ist also seit Jahren eine reformistische. Revolutionäre Aktionen hat sie noch nicht unternommen und konnte sie auch nicht in die Wege leiten, weil sich Revolutionen eben nicht künstlich herbeiführen lassen. Die sozialdemokratische Reformarbeit hat sogar ganz zweifellos wesentlich dazu beigetragen, revolutionäre Situationen nicht entstehen zu lassen, Revolutionen zu verhindern und die Entwicklung Deutschlands nach der einen Richtung hinzutreiben, in der sie sich immer mehr von revolutionären Situationen entfernt. Daß der Weltkrieg aber revolutionäre Situationen schaffen werde, wird doch wohl niemand annehmen, der klaren Auges die Lage zu übersehen vermag. Es wird also auch nach dem Kriege für die Sozialdemokratie keine andere Aufgabe, keine andere

Politik und Taktik in Frage kommen können als die: Reformen auf allen Gebieten zu erwirken, in demokratischer und sozialistischer Richtung — wie es bisher schon geschehen ist!

Die Differenz zwischen den Radikalen und den Revisionisten — um die landläufigen Bezeichnungen zu gebrauchen — lag bisher mehr in der Bewertung dessen, was geschieht, als in dem Was und Wie der Aufgaben. Während die eine Seite in den Reformen nur Palliativmittel sah, im besten Falle Mittel, um die Arbeiter zu stärken für den großen revolutionären Befreiungskampf, sind vom reformistischen Standpunkt aus die Reformen Teile der Entwicklung zur Demokratie und zum Sozialismus, also Bausteine der zukünftigen Gesellschaft. Für die praktische Arbeit ist es aber doch wohl ziemlich gleichgültig, mit welcher Begründung sie geschieht, ob sie mit einer revolutionären oder einer reformistischen Phraseologie verbrämt wird, die Hauptsache ist, daß sie geleistet wird. Eine Politik der prinzipiellen Negation, die lediglich auf die Vorbereitung revolutionärer Aktionen gerichtet ist, wird in der Partei nur von einer kleinen Minorität vertreten.

Aus der verschiedenartigen Bewertung der praktischen reformistischen Arbeit in den Parlamenten, Gemeindevertretungen und in den Organisationen entstanden aber im wesentlichen die taktischen Streitfragen, die kurz vor dem Kriege in der Partei so harte Kämpfe hervorgerufen haben und sicher sofort nach Friedensschluß die Partei wieder beschäftigen werden: die Frage der Budgetbewilligung und der Blockpolitik, die sogenannte Kaiserhochfrage und die »Hofgängerei«. Das sind alles keine prinzipiellen Fragen, die einen »Scheideweg« für die Partei bilden oder bei denen es »wirklich ums Ganze« geht. Die Bewilligung des Budgets ist nicht einmal grundsätzlich verboten, und die Nürnberger Resolution läßt eine so weitgehende Auslegung zu, daß mit ihr selbst, wie in einer Sitzung der Reichstagsfraktion von einem Mitglied in überzeugender Weise dargelegt worden ist,[4] die Bewilligung des Kriegsetats, der 10 Milliarden Kriegskredite enthielt, in Übereinstimmung gebracht werden kann. Und auch Hilferding hält die Budgetverweigerung allem Anschein nach nur für eine Demonstration, indem er sagt, in der Budgetverweigerung sei bisher »die prinzipiell ablehnende Haltung der Sozialdemokratie gegenüber dem heutigen Herrschaftssystem demonstrativ in Erscheinung«[5] getreten. Abgesehen davon, daß leere Demonstrationen in der praktischen Arbeit sinnlos sind, wirkt die Budgetverweigerung gar nicht einmal demonstrativ, wenn sie mechanisch, schablonenhaft alljährlich wiederholt wird, Jahre, Jahrzehnte hindurch, dazu noch erzwungen durch Parteitagsbeschluß, sondern verfällt der Lächerlichkeit. In den meisten Landtagen wie im Reichstag haben die sozialdemokratischen Vertreter im verflossenen Jahre das Budget bewilligt. Und nur wer der törichten Meinung ist, die Entwicklung aufhalten zu können, soweit die Sozialdemokratie in Frage kommt, kann jetzt noch die regelmäßige Budgetverweigerung verlangen. Oder etwa das Sitzenbleiben beim Hoch auf einen Landesvater oder den Kaiser in einem Landtag oder im Reichstag, nachdem die jetzige Praxis zwei Jahre hindurch in Übung gewesen sein wird.

[4] Ich glaube das hier anführen zu dürfen, ohne mich einer Indiskretion schuldig zu machen, weil die betreffenden Ausführungen in einem Teil der Parteipresse veröffentlicht worden sind.

[5] Neue Zeit, XXXIII, 2, Nr. 16, S. 495.

Diese beiden Fragen, Budgetbewilligung und Kaiserhoch, haben ihre Erledigung gefunden. Darüber sollte sich doch niemand im unklaren sein. Und auch die »Hofgängerei« wird keine großen Wellen mehr schlagen. Um was handelt es sich denn hierbei? In halbabsolutistischen Ländern wie Deutschland, Österreich und Rußland besteht der »Staat« aus zwei Teilen: dem alten absolutistischen, bureaukratischen Regierungs- und Verwaltungsapparat mit dem Monarchen an der Spitze, der früher allein d e n Staat bildete, und den hinzugekommenen, vom Volke gewählten Selbstverwaltungskörpern, die gewissermaßen die Entwicklung des demokratischen Staates darstellen. Die Demokratisierung eines Landes vollzieht sich überall in der Weise, daß die demokratischen Behörden immer mehr von der Verwaltung und Regierung an sich reißen, die Bureaukratie verdrängend, bis sie allein den »Staat« bilden, wie es in Demokratien der Fall ist. Es ist selbstverständlich, daß die Sozialdemokratie dem bureaukratischen Herrschaftsapparat gegenüber eine »Politik der Negation« befolgt und also auch in Deutschland ein Sozialdemokrat keinen Regierungsposten annehmen kann. In die »demokratischen Behörden«, in die gewählten Körperschaften der Gesetzgebung und Selbstverwaltung einzudringen, um dort mitzuarbeiten und die Verdrängung der Bureaukratie zu betreiben, ist aber eine der wesentlichsten Aufgaben der Sozialdemokraten. Nur so kann sich die »Eroberung des Staates« vollziehen. Aus diesem Grunde ist auch die »Ministerfrage« in Demokratien eine ganz andere Sache als in halbabsolutistischen Ländern, weil dort auch die Regierung eine demokratische, hier eine bureaukratische, absolutistische Einrichtung ist. Solange aber in Deutschland die Demokratisierung nicht zum Abschluß gekommen ist, die demokratischen Behörden mit den bureaukratischen Behörden zusammenarbeiten müssen, läßt sich der Verkehr der in den gewählten Körperschaften arbeitenden Sozialdemokraten mit den Behörden der Bureaukratie nicht umgehen — auch nicht mit deren Spitze, dem Monarchen! Denn auch der Monarch ist in Deutschland noch ein Glied der Regierung und Verwaltung.

Wer nicht des Glaubens ist, daß in nicht ferner Zeit eine Revolution das jetzige Herrschaftssystem beseitigen werde, kann keinen anderen Weg finden zur Demokratisierung der Gesellschaft als den, in praktischer Reformarbeit den »Staat« in demokratischer Richtung umzugestalten. Dann bleibt ihm auch nichts anderes übrig, als zu suchen, in den gesetzgebenden Körperschaften eine Mehrheit zustande zu bringen, die für Reformen eintritt. Ob dann ein offener oder ein stiller »Block« gebildet wird, ist für die Sache von wenig Belang.

Das alles sind nur taktische Fragen, die meiner Ansicht nach durch die Praxis bereits gelöst sind. Wie im Staat alte Gesetze durch das praktische Leben, die gesellschaftlichen Bedürfnisse einfach außer Wirksamkeit gesetzt werden, wie hier der Gesetzgeber keine Gesetze durchführen kann, die im Gegensatz zu den gesellschaftlichen Bedürfnissen stehen, so vollzieht sich auch die Entwicklung in der Sozialdemokratie. Kein Parteitagsbeschluß wird die Taktik ändern können, die sich aus der praktischen Arbeit mit Notwendigkeit ergeben hat.

Fragen von großer prinzipieller Bedeutung, von denen allerdings gesagt werden kann, daß es »wirklich ums Ganze« geht, sind von einer Seite aufgeworfen worden, die nichts mit dem Reformismus zu tun hat. Genossen,

die bis zum Kriegsausbruch auf dem äußersten linken Flügel der Partei oder jedenfalls auf marxistischem Boden standen, treten nun für eine imperialistische und somit auch für eine nationalistische, militaristische, kriegerische Politik ein, welche die Sozialdemokratie nicht vor einen »Scheideweg« stellt, sondern vor die Frage ihrer Auflösung!

Von der ökonomischen Auffassung der Entwicklung ausgehend, daß die kapitalistische Produktionsweise erst ihren Höhepunkt überschritten haben, im Verfall sein müsse, bevor sozialistische Reformen möglich seien, der sozialistische Aufbau beginnen könne, bis dahin aber noch ein weiter Weg sei, kann man sehr leicht zu dem logischen Schlusse kommen, daß man dann den Kapitalismus fördern müsse, also auch durch die ihm dienliche imperialistische Politik. Und wer einmal den Imperialismus will, muß auch den Nationalismus, muß die fortgesetzten militärischen Rüstungen, muß die blutigsten Weltkriege wollen. Der mehr auf idealer Denkweise beruhende »konsequente Reformismus« dagegen muß logischerweise zu einer grundsätzlichen Verwerfung der kapitalistischen Politik, der Förderung der kapitalistischen Produktionsweise kommen. Denn er will ja jetzt schon an der Überwindung des Kapitalismus arbeiten, am Aufbau des Sozialismus, am Reiche der Freiheit, der Solidarität und des ewigen Friedens! Man kann aber einen Zustand nicht überwinden, indem man ihn unterstützt, man kann den ewigen Frieden nicht erstreben, indem man die zum Kriege treibenden Kräfte stärkt. Und da Sozialismus und Nationalismus, Sozialismus und Imperialismus, Sozialismus und Militarismus unvereinbare Gegensätze sind, kann man nicht beides wollen. So führt gerade der konsequente Reformismus zum unbedingten Festhalten an all den Idealen, ohne die eine sozialistische Bewegung keinen Sinn, keinen Zweck und keine Daseinsberechtigung hat!

Der Welthandel im ersten Kriegsjahr.

Zu den Überraschungen, die uns der Krieg gebracht hat, gehört sicher auch die Widerstandsfähigkeit des Weltverkehrs. Trotzdem der Krieg fast drei Viertel der Welt umfaßt, zeigt der Welthandel neuerdings eine starke Kräftigung. Am schwersten leidet der Handel Rußlands, das mehr als die anderen Mächte vom Weltverkehr abgeschnitten ist.[1] Die Sperrung der Dardanellen und der Ostsee sowie seiner ganzen Westgrenze haben seinen Handel so gut wie völlig lahmgelegt. In den ersten fünf Monaten dieses Jahres bleibt seine Ausfuhr um 88,0 Prozent und seine Einfuhr um 78,7 Prozent gegenüber den entsprechenden Zahlen des Vorjahres zurück. Dagegen ist die Einfuhr Österreich-Ungarns in der ersten Hälfte dieses Jahres bloß um 43,3 Prozent und die Ausfuhr um 60 Prozent zurückgegangen.

Nach den einzelnen Warengruppen verteilt sich der Handel Österreich-Ungarns wie folgt:

	Einfuhr		Ausfuhr	
	1914	1915	1914	1915
	in Millionen Kronen			
Rohstoffe	1115,3	577,2	433,8	251,8
Halbfabrikate	266,6	127,5	262,4	91,1
Ganzfabrikate	471	345,3	633,8	182,6

[1] Von der Behandlung des deutschen Außenhandels wurde in dieser Zusammenstellung abgesehen, da über diesen nur sehr unvollständige Angaben vorliegen.

Im September 1914 betrug der Rückschlag bei der Einfuhr 57 Prozent und bei der Ausfuhr fast 75 Prozent. Auch in der zweiten Hälfte des Jahres 1914 war die Einfuhr um 59 Prozent und die Ausfuhr um 62 Prozent geringer als zur entsprechenden Zeit 1913.

Der französische Handel hat sich ebenfalls etwas erholt. In den ersten acht Monaten des Jahres 1915 stieg die Einfuhr von Nahrungsmitteln um 314,27 auf 1538,7 Millionen, die von Fabrikaten um 617,1 auf 1576,55 Millionen Franken an. Dagegen ist die Einfuhr von Halbfabrikaten und Rohstoffen um 1052,3 auf 1996,4 Millionen gesunken, so daß die Gesamteinfuhr um 121,18 auf 5111,7 Millionen zurückgegangen ist. In den ersten fünf Kriegsmonaten hatte die Einfuhr in allen Warengruppen abgenommen, und die der Fabrikate war gar um 78 Prozent zurückgegangen. Die Ausfuhr bleibt auch 1915 hinter der des Vorjahres, und zwar in den ersten sieben Monaten um etwa 55,9 Prozent (in den ersten fünf Kriegsmonaten um 43,5 bis 74 Prozent) zurück; gegenüber der Ausfuhr vom August 1914 aber zeigt der diesjährige Export eine geringe Steigerung auf, mit Ausnahme der Gruppe von Postpaketen, deren Versendung um weitere 30,87 Millionen Franken abgenommen hat. Im ganzen ist die Ausfuhr in den ersten acht Monaten 1915 gegenüber der gleichen Zeit von 1914 um 2169,2 auf 1925,2 Millionen oder um 53 Prozent gesunken.

Noch kräftiger entwickelt sich der Außenhandel Englands. Die englische Handelsstatistik berücksichtigt bloß die privaten Käufe und Verkäufe, so daß der Kriegsbedarf hier in nur geringem Maße zum Ausdruck kommt. Die Einfuhr war in den ersten sieben Monaten dieses Jahres um 15,9 Prozent höher, die Ausfuhr zwar noch niedriger als zur entsprechenden Zeit des Vorjahres, aber nur um 23,9 Prozent, während sie in den ersten fünf Kriegsmonaten um 41 Prozent zurückblieb.

Für die ersten acht Monate 1915 stellt sich der englische Handel wie folgt:

	Einfuhr		Ausfuhr	
	Mill. Pfund	Prozent	Mill. Pfund	Prozent
Nahrungsmittel usw. . . .	252,5	+ 39,2	16,42	— 11,9
Rohstoffe	200,4	+ 16,5	33,93	— 21,4
Fabrikate	118,6	— 2,8	192,0	— 24,9
Verschiedenes	2,1	+ 1	8,4	+ 29,5
Wiederausfuhr	—	—	68,6	— 4,8
Zusammen	573,7	+ 20,1	318,8	— 19,4

Man sieht daraus, daß die Einfuhr kräftig steigt, während die Ausfuhr immer noch gegenüber der normalen Zeit zurückbleibt. Die Einfuhr Englands aus den anderen kriegführenden Ländern hat stark abgenommen; so ist sie in den ersten sechs Monaten dieses Jahres gegenüber dem vorigen aus Rußland von 15,25 auf 5,38, aus Frankreich von 23,93 auf 15,67, aus Deutschland von 39,29 auf 0,1, aus Österreich von 3,8 auf 0,02 Millionen Pfund gesunken; dagegen hat sie zugenommen: aus Schweden von 5,9 auf 6,8, aus Norwegen von 3,57 auf 6,88, aus Dänemark von 12,05 auf 12,37, aus Holland von 11,49 auf 11,95, aus der Schweiz von 5,77 auf 7,49, aus den Vereinigten Staaten von 70,44 auf 124,15, aus Argentinien von 18,0 auf 32,3 Millionen Pfund. Umgekehrt ist die Ausfuhr Englands zwar nach Rußland von 8,5 auf 4,6 Millionen zurückgegangen, dagegen nach Frankreich von 14,36 auf 33,74 Millionen gestiegen. Ebenso hat sich die Ausfuhr nach den europäischen neutralen Ländern erhöht, so nach Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland und der Schweiz von 20,5 auf 22,8 Millionen Pfund; dagegen zeigt die Ausfuhr nach den überseeischen Ländern eine starke Abnahme, so nach den Vereinigten Staaten von 17,77 auf 12,33, nach Argentinien von 9,6 auf 5,3, nach Indien von 34,98 auf 22,27, nach Australien von 17,7 auf 13,5, nach Japan von 5,15 auf 2,23 Millionen Pfund. Der überseeische Handel hat also unter dem Einfluß des Krieges am stärksten gelitten.

Umgekehrt ziehen die überseeischen Agrarländer aus dem Krieg in steigendem Maße Nutzen. Das trifft in erster Linie für die Vereinigten Staaten von Nordamerika zu, die nicht nur Nahrungsmittel, sondern auch Munition nach Europa liefern. Im Fiskaljahr 1913/14, also bis Ende Juni 1914 betrug die Einfuhr 1894,2 und die Ausfuhr 2364,6 Millionen Dollar, im Fiskaljahr 1914/15 dagegen 1674,2 und 2768,6 Millionen Dollar. Der Ausfuhrüberschuß ist somit von 470,5 auf 1094,4 Millionen gestiegen.

Auf einzelne Warengruppen verteilt sich dieser Handel wie folgt:

Fiskaljahr per 30. Juni	Einfuhr 1915	Einfuhr 1914	Ausfuhr[2] 1915	Ausfuhr[2] 1914
	in Millionen Dollar			
Unverarbeitete Rohmaterialien der Industrie	575,1	632,9	509,4	792,7
Unverarbeitete Lebensmittel	223,8	247,9	707,1	137,5
Verarbeitete Lebensmittel	285,0	227,6	452,8	293,2
Halbfabrikate	237,9	319,3	357,5	374,2
Fertigfabrikate	336,3	449,3	808,6	724,9
Verschiedenes	16,0	16,9	80,8	7,1
Total	1674,1	1893,9	2716,2	2329,6

Die Ausfuhr von Nahrungsmitteln ist also von 430,7 auf 959,9 Millionen und die von Fertigfabrikaten (hauptsächlich infolge der Munitionslieferungen) von 724,9 auf 808,6 Millionen angestiegen. Dagegen ist die Einfuhr von Fertigerzeugnissen gesunken, was die amerikanische Industrie sich wohl zunutze machen wird.

Die geographische Verteilung des Handels war wie folgt:

Fiskaljahr per 30. Juni Kontinente:	Einfuhr 1915	Einfuhr 1914	Ausfuhr 1915	Ausfuhr 1914
	in Millionen Dollar			
Nordamerika (Kanada usw.) .	473,1	427,4	477,1	528,6
Südamerika	261,5	222,7	99,3	124,5
Asien	247,8	287,0	114,5	113,4
Ozeanien	52,5	42,1	77,8	83,6
Afrika	24,9	19,1	28,5	27,9
Europa	614,4	895,6	1971,4	1486,5

Die Einfuhr aus Europa ist um 281,2 Millionen, die aus Asien um rund 40 Millionen zurückgegangen, wogegen der Import aus anderen Erdteilen sich mehr oder weniger gehoben hat. Die Ausfuhr ist fast nur nach Europa gestiegen; die Exportzunahme nach Asien und Afrika ist gering. Trotz des Krieges ist also der Export nach Europa noch größer als in den früheren Jahren, und zwar keineswegs allein infolge der großen Kriegsbestellungen des Vierverbandes, sondern auch dank den großen Käufen der neutralen europäischen Staaten, die jetzt zum Teil in Amerika kaufen, was sie früher bei den kriegführenden Ländern erhalten konnten; ein Teil der Waren aber, die nach diesen Ländern ausgeführt werden, wird wieder ausgeführt. So führten die Vereinigten Staaten nach Holland, Schweden und Norwegen in den Monaten Juli 1913 bis Mai 1914 für 123,3 und in den entsprechenden Monaten 1914/15 für 249,8 Millionen Dollar aus.

Die Ausfuhr nach den übrigen Weltteilen zeigt insbesondere in den letzten Monaten eine bedeutende Steigerung. So erhöhte sich im letzten Viertel des Fiskaljahres der Export nach Südamerika von 26,7 auf 36,5 und nach Asien von 22,5 auf 48,2 Millionen Dollar. Das Fehlen der europäischen Konkurrenz macht sich die amerikanische Industrie auch hier immer mehr zunutze.

Unter den kriegführenden Ländern macht England die größten Bestellungen. Der Export dahin ist von 594,3 auf 911,8 Millionen Dollar gestiegen; dann Frank-

[2] Nicht inbegriffen: Wiederausfuhr (52 410 875 Dollar in 1914/15 respektive 34 895 123 Dollar in 1913/14.

reich, dessen Einkäufe von 159,8 auf 369,4 Millionen hinaufgeschnellt sind. Nach Deutschland ist die Ausfuhr von 344,8 auf 28,9 Millionen, nach Österreich-Ungarn von 22,7 auf 1,2 Millionen gesunken. Indes verzeichnet die amerikanische Handelsstatistik nur den direkten Verkehr; der indirekte, über neutrale Häfen gehende Verkehr mit den Zentralmächten war sicher bedeutend größer.

Sehr interessant ist die Verschiedenheit des Einflusses des Krieges auf den Handel Argentiniens und den Brasiliens. Die Einfuhr nach beiden Ländern ist in der ersten Hälfte von 1915 gleichmäßig zurückgegangen, nämlich um 42 Prozent; die Ausfuhr Argentiniens ist aber gestiegen, um volle 45 Prozent, während die Brasiliens um 12,8 Prozent zurückgegangen ist. Argentinien führt Getreide und Vieh aus, nach denen große Nachfrage besteht und die im Preise gestiegen sind. Dagegen sind die Hauptausfuhrartikel Brasiliens (Kaffee, Kautschuk, Baumwolle) im Preise zurückgegangen. Die aus Argentinien ausgeführte Menge von Getreide ist stark gestiegen, während Brasilien nur Zucker mehr als sonst nach Europa absetzen konnte; die Ausfuhr der anderen Waren verminderte sich.

Der Handel einiger anderer Länder geht aus folgendem hervor. Es betrug im ersten Semester:

	Einfuhr		Ausfuhr	
	1914	1915	1914	1915
	in Millionen Pfund Sterling			
Italien	74,87	66,83	50,83	50,55
Japan	39,02	29,25	31,73	30,36
Indien	61,22	40,22	88,45	57,06
Südafrika . . .	20,54	14,30	12,37	6,74

Die englischen Kolonien scheinen also immer noch unter den Kriegswirkungen sehr stark zu leiden. Sp.

Feuilleton

Ein Kapitel aus der modernen Vererbungslehre.

Zum Gedächtnis Gregor Mendels.

Von Dr. S. Drucker.

Die Vererbungswissenschaft ist die jüngste Frucht moderner biologischer Forschung. Noch im Jahre 1859 bekannte Darwin in seinem Hauptwerk: »Die Gesetze, welche die Vererbung der Charaktere regeln, sind zum größten Teil unbekannt, und niemand vermag zu sagen, woher es kommt, daß dieselbe Eigentümlichkeit zuweilen vererbt wird und zuweilen nicht, woher es kommt, daß das Kind zuweilen zu gewissen Charakteren des Großvaters oder der Großmutter oder noch früherer Vorfahren zurückkehrt.« Doch als dieser Satz gedruckt wurde, war bereits ein stiller Gelehrter auf dem besten Wege, das dichte Dunkel, das über den Vererbungsvorgängen lag, aufzuhellen, und schon im Jahre 1865 teilte er seine Entdeckungen der wissenschaftlichen Welt mit und erklärte, was bis dahin unerklärlich gewesen war. Aber so bedeutsam die neuen Erkenntnisse auch waren, so sehr sie auch die gerade damals in wilder Gärung begriffene Biologie aufrütteln mußten, sie blieben ohne Einfluß, völlig unbeachtet von Darwin und den anderen Großen. Der weltfremde Entdecker hatte nämlich seine Resultate in den unbekannten Verhandlungsschriften seines kleinen Ortsvereins

niedergelegt! Erst um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts, als die stetig fortschreitende Wissenschaft kurz vor der Lösung derselben Probleme stand, stieß man auf die verschollene Schrift, und nun kam sie und ihr Verfasser zu Ehren. Heute verkündet jede biologische Zeitschrift, jedes Lehrbuch den Ruhm Gregor Mendels, und seine klassischen Versuche, die vor nunmehr fünfzig Jahren das Licht der Öffentlichkeit erblickten, gehören zu den starken Fundamenten der modernen Vererbungslehre.

Gregor Mendel war Pater im Augustinerkloster zu Brünn. Beobachtungen in der großen Klostergärtnerei haben ihm wohl die Anregung zu seinen Studien gegeben. Hier hatte er an den gezüchteten Pflanzen ein scheinbar unergründliches Wirrwarr von Vererbungserscheinungen vor Augen, hier sah er die Unwissenheit und die daraus entspringende Unsicherheit des Züchters. Bald hatte er erkannt, daß man, um die Gesetze aufzufinden, nach denen die Eigenheiten eines Organismus weiter vererbt werden, stets durch viele Versuche das Verhalten jedes einzelnen Merkmals bei allen Nachkommen mehrere Generationen hindurch genau verfolgen müsse. Dieser Grundsatz leitete Mendel bei allen seinen Experimenten. So suchte er denn eine Pflanzenart, die zahlreiche, leicht unterscheidbare Rassen umfaßt, eine gute Fruchtbarkeit selbst in den Bastardgenerationen besitzt und auch in reinster Inzucht, durch Selbstbestäubung sich vermehren läßt. Die Erbsen schienen ihm die günstigsten Objekte für seine Untersuchungen zu sein. Nachdem er im Vorversuch festgestellt hatte, daß zwei verschiedene Exemplare ein und derselben Erbsenrasse miteinander gepaart stets den Eltern vollständig gleichende, »reine« Nachkommen zeugen, begann er die Kreuzung verschiedener Rassen. Zuerst konstruierte er sich den einfachsten, übersichtlichsten Fall: er vereinigte die Fortpflanzungsprodukte zweier Rassen, die sich nur durch ein einziges Merkmal, zum Beispiel die Blütenfarbe oder Samenform, unterschieden, in allen übrigen Eigenschaften völlig übereinstimmen; dann aber wurden Rassen mit je zwei und schließlich solche mit je drei verschiedenen Merkmalen gepaart. Jedesmal beobachtete er mehrere Generationen und zählte genau alle gleich und verschieden gearteten Nachkommen. Diese Arbeitsmethode war es, die Mendel wichtige Vererbungsgesetze erkennen ließ; die neueren Untersucher haben sie übernommen und mit deren Hilfe die Lehre ihres genialen Vorgängers weiter ausgebaut.

Wir wollen die von Mendel aufgefundenen Gesetze aus seinen grundlegenden Experimenten entwickeln. Kreuzt man rotblühende Erbsen mit weißblühenden, dann gehen aus den daraus entstandenen Samen Pflanzen hervor, die durchweg rote Blüten ansetzen. Alle Kinder gleichen sich vollständig, sie schlagen nur nach dem Erzeuger, der rot geblüht hat. Der andere »Elter«, mag er Vater oder Mutter gewesen sein, scheint seine weiße Blütenfarbe auf die Nachkommen überhaupt nicht vererbt zu haben. Nun wird diese erste Bastardgeneration durch Selbstbefruchtung fortgepflanzt. Das Geschlecht, das jetzt heranwächst, trägt auffallenderweise sowohl rote als weiße Blüten. Es ist also bei den Enkeln die Eigenschaft der Großelterngeneration wieder aufgetaucht. Da nun die rotblühenden Kinder sich selbst bestäubt hatten und nicht mit ihrem weißblühenden Erzeuger zurückgekreuzt worden waren, kann das Auftreten der weißen Blütenfarbe bei den Enkeln nur damit erklärt werden, daß die Kinder die Anlage dazu von ihrem Vorfahr geerbt, aber nicht zur Entfaltung gebracht haben. Die rote Blütenfarbe ver-

schaffte sich allein Geltung, sie herrschte vor, sie dominierte, wie der Fachausdruck lautet, während die weiße Farbe zurücktrat, rezessiv war. Erst in der zweiten Bastardgeneration konnte die verdrängte Eigenschaft wieder zum Vorschein kommen, doch auch hier verrät sie deutlich ihre schwächere Durchschlagskraft: nur der kleinere Teil der Enkel entwickelt weiße Blüten. Genaues Zählen ergibt, daß drei Viertel der gesamten Generation das dominante Merkmal, die rote Farbe, aufweisen und nur ein Viertel das rezessive Merkmal, die weiße Farbe. Wieder wird durch Selbstbefruchtung der Enkel eine neue Nachkommenschaft gebildet, die Urenkelgeneration. Auch sie zeigt hinsichtlich der Blütenfärbung ein verschiedenes Verhalten. Alle weißblühenden Pflanzen haben wieder, und zwar ausschließlich nur weißblühende hervorgebracht, von den drei Viertel rotblühenden hat jedoch nur ein Drittel, das ist ein Viertel der gesamten Enkelgeneration, ausschließlich rotblühende Exemplare erzeugt, die übrigen zwei Drittel rotblühende Enkel, das ist zwei Viertel der gesamten Enkelgeneration, hatten sowohl rotblühende wie weißblühende Nachkommen: diese standen zueinander im Verhältnis von 3 : 1. Demnach waren nicht alle rotblühenden Pflanzen der Enkelgeneration gleichartig, vielmehr trug das eine Drittel nur die eine Anlage für die rote Farbe in sich, es war reinrassig und zeugt darum auch, so viel Generationen man verfolgen mag, immer nur reinrassige, rotblühende Nachkommen; dagegen besaßen die anderen zwei Drittel der rotblühenden Enkel wie echte Bastarde neben der roten Blütenfarbe noch die Anlage zur weißen, das Erbe ihres weißblühenden Vorfahren, ihre Kinder setzen sich darum genau so wie die der allerersten Bastardgeneration zusammen aus einem Viertel reinrassig — rotblühender, zwei Viertel gemischtrassig — rotblühender und einem Viertel reinrassig — weißblühender.

Mendel fand es gleichgültig, durch welches Merkmal die zur Kreuzung verwendeten Erbsenrassen sich voneinander unterscheiden, immer zeitigten seine Versuche die gleichen Ergebnisse. Seine Nachfolger spürten bei Pflanzen wie bei Tieren noch eine große Zahl von Eigenschaften auf, Eigenschaften der Farbe, der Form und Zeichnung, körperliche und geistige, die alle in der von Mendel an Erbsen festgestellten Art vererbt werden: in der ersten Bastardgeneration verdrängt die eine Eigenschaft stets die andere, in den nächsten Generationen treten beide regelmäßig in einem bestimmten Verhältnis auf. Neben der Bestätigung brachten jedoch die vielfältigen Experimente auch eine wichtige Ergänzung der ursprünglichen Beobachtungen. Nicht immer triumphiert im Bastard das eine Merkmal über das andere, ebensogut können die beiden von den Eltern vererbten Merkmale im Kinde miteinander verschmelzen, so daß der Bastard seinem Wesen nach in der Mitte steht zwischen den verschiedenartigen Erzeugern. Ein Beispiel mag dieses Vererbungsphänomen veranschaulichen. Die Wunderblume blüht rot und weiß. Paaren wir die beiden Abarten, so entsteht eine neue Wunderblume, eine rosablühende Generation. Sie hat die von den Eltern empfangenen Anlagen gleichmäßig entwickelt, alle Bastarde stellen richtige Mischformen dar. Ebenso ergeben braunrote Rinder mit weißen gekreuzt hellrote Kälber; langohrige Kaninchen, die sich mit kurzohrigen paaren, zeugen Nachkommen mit mittelgroßen Ohren. Wie sehen nun aber die nächsten Generationen aus, wenn diese Bastarde durch Inzucht fortgepflanzt werden? Früher war man geneigt, solche Mischlinge für beständig zu hal-

ten; Darwin wußte es schon besser. Ihn hatten seine Versuche gelehrt, daß derartige neugebildete Rassen bald wieder zerfallen, und er ärgerte sich weidlich über diesen Vorgang, der jeden Züchter »fast zur Verzweiflung treiben könne«. Aber unbekannt blieb ihm, nach welcher Regel diese Aufspaltung der Bastardgeneration erfolgt. Erst die nach Mendelscher Methode ausgeführten Untersuchungen haben die Frage endgültig geklärt und Ordnung in die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen gebracht. Auch die in ihren Eigenschaften zwischen den Eltern vermittelnden Bastarde vererben ihre Merkmale genau nach demselben Gesetz wie die den einen Erzeuger einseitig kopierenden Bastarde; ein Viertel ihrer Nachkommen zeigt also die Rasse des Großvaters, ein anderes Viertel die der Großmutter, und die übrigen zwei Viertel sind gemischtrassig wie ihre Eltern. Die in allen Exemplaren rosafarbige Bastardgeneration der oben erwähnten Wunderblume würde mithin in der nächsten Generation sich aufspalten in ein Viertel rotblühender, ein Viertel weißblühender und zwei Viertel rosablühender Wunderblumen. Die rot- und weißblühenden Pflanzen dieser Enkelgeneration zeugen in allen folgenden Geschlechtern stets nur gleichartige Nachkommen, sie züchten »rein«, während die rosablühenden sich als unbeständig erweisen und nach dem für Bastarde üblichen Schema sich aufspalten.

Gregor Mendel hat das von ihm entdeckte Spaltungsgesetz auch zu erklären unternommen. Er ging dabei von der Tatsache aus, daß in der Enkelgeneration auf verschiedene Individuen die Eigenschaften verteilt sind, die sich in jedem Individuum der Kindergeneration vereinigt vorfinden. Also können sie nicht in dem Bastard, auch nicht in dem, der deutlich die Züge eines Mischlings trägt, unlöslich miteinander verbunden gewesen sein. Ihre Anlagen müssen sich, als sie bei der Verschmelzung der elterlichen Keimzellen zusammenkamen, nur nebeneinander gelagert und schon in dieser losen, trennbaren Gemeinschaft die Entwicklung der betreffenden Eigenschaften ausgelöst haben. Der Bastard aber — so folgerte Mendel — bildet Keimzellen, die wieder reinrassig sind, das heißt stets nur die eine der beiden Anlagen enthalten. War zum Beispiel der Bastard aus der Kreuzung von langohrigen mit kurzohrigen Eltern hervorgegangen und hatte er selbst darum Ohren von mittlerer Größe, so besitzen seine Geschlechtszellen nicht etwa die Anlage für mittelgroße Ohren, sondern die eine Hälfte hat nur die Anlage für lange Ohren, die andere nur die für kurze Ohren. Nun pflanzt sich der Bastard durch Inzucht fort: eine männliche Keimzelle verschmilzt mit einer weiblichen zum entwicklungsfähigen Keim. Dabei können die beiden verschiedenartigen Geschlechtszellen der Bastarde in jeder möglichen Kombination sich vereinigen, und die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß auch jede Kombination gleich häufig eintreten wird. In unserem konkreten Falle wird also die Anlage für lange Ohren ebenso oft mit einer anderen für lange Ohren zusammentreffen wie mit der für kurze Ohren, und die Anlage für kurze Ohren wiederum wird ebenso oft der für lange Ohren begegnen wie der für kurze Ohren. Da nun die Kreuzung langer Ohren mit kurzen dieselbe Wirkung hat wie die Kreuzung kurzer Ohren mit langen, so werden die mittelgroßohrigen 50 Prozent der Nachkommenschaft bilden, die langohrigen und kurzohrigen nur je 25 Prozent, mit anderen Worten: die mittelgroßohrige Bastardgeneration spaltet sich auf in langohrige, mittelgroßohrige und kurzohrige im Verhältnis von 1 : 2 : 1. Da wo die gemischtrassigen

Bastarde sich äußerlich nicht von der einen Gruppe der reinrassigen unterscheiden, weil sie nur deren Eigenschaft, die dominierende, zur Schau tragen, besteht die Nachkommenschaft der ersten Bastardgeneration natürlich nur aus zwei verschiedenen Kategorien, von denen die eine das dominierende Merkmal trägt und die andere das rezessive, und sie ist aufgespalten im Verhältnis von 3 : 1, wie es Mendel ursprünglich bei den Erbsen aufgefunden hat. So wird durch die Annahme, daß der Bastard so viel verschiedene Arten reinrassiger Keimzellen bildet, wie er verschiedene Merkmale erhalten hat, das Spaltungsgesetz restlos erklärt.

Im Leben wird ja der Fall nur äußerst selten eintreten, daß sich zur Zeugung zwei Organismen vereinigen, die sich nur in einer Beziehung voneinander unterscheiden; gewöhnlich trifft im befruchteten Keim eine große Zahl verschiedener Merkmalspaare zusammen. Mendel hat auch das Verhalten der Nachkommen bei so komplizierten Kreuzungen durch das Experiment aufgedeckt. Er stellte fest, daß jedes zusammengehörige Paar von Charakteren völlig unabhängig von den anderen Paaren in den einzelnen Generationen nach dem Grundschema sich verbindet und wieder spaltet. So entsteht denn eine mit der Zahl der Merkmalspaare in geometrischer Progression wachsende Menge von Kombinationen der Eigenschaften und gleichzeitig eine wechselnde, aber in jedem Falle genau voraus berechenbare Menge verschiedener Nachkommen. Es würde zu weit führen, die absolute Gesetzmäßigkeit in der Vererbung mehrerer Eigenschaften im einzelnen Falle nachzuweisen, nur zur Erläuterung sei erwähnt, daß bei der Kreuzung zweier Merkmalspaare und dem Vorherrschen zweier Merkmale immer in der Enkelgeneration vier verschiedene Formen auftreten, die zueinander im Verhältnis von 9 : 3 : 3 : 1 stehen.

Heute ist die nach Mendels Vorbild betriebene Bastardierung eines der wichtigsten und am häufigsten angewendeten Arbeitsmittel der modernen Vererbungsforscher, und die damit gewonnenen Kenntnisse bilden einen wesentlichen Teil der gesamten Vererbungswissenschaft. Die planmäßigen Kreuzungen haben nicht bloß das Wirken ganz bestimmter Vererbungsgesetze aufgezeigt, sie haben in gleich hervorragendem Maße auch Aufschluß gebracht über die feinere Zusammensetzung der Erbmasse der gekreuzten Individuen. Die bastardierende Biologie ahmte da das Verfahren des analysierenden Chemikers nach, der einen unbekannten Stoff mit anderen bekannteren zusammenbringt, um aus der dann eintretenden Reaktion Schlüsse auf die Beschaffenheit der untersuchten Substanz ziehen zu können. So fand man wiederholt die »Erbeinheiten«, die die einzelne Eigenschaft aufbauen wie die Elemente die chemische Verbindung, und stellte vielfach zusammengesetzte »Erbformeln« auf. Auch die Beantwortung der Frage nach den Gründen für die Entstehung eines bestimmten Geschlechts bei den Nachkommen hat die Bastardierungsforschung bereits mit viel Erfolg in Angriff genommen; als sicher kann heute gelten, daß die Geschlechtlichkeit wie jede andere Eigentümlichkeit des Körpers nach Mendelscher Regel vererbt wird. Schließlich haben die Kreuzungsexperimente auch neues Licht auf das Artbildungsproblem geworfen. Sie haben gelehrt, daß bei der Bastardierung von Individuen, die sich in mindestens zwei Merkmalen unterscheiden, regelmäßig neue Formen auftreten, die stets rein weiterzüchten. Solche Mischlinge können recht

wohl zum Ausgangspunkt neuer Arten werden, falls sie eine so günstige Eigenschaftenkombination aufweisen, daß sie den Kampf ums Dasein siegreich bestehen.

Aus den Entdeckungen Mendels und seiner Nachfolger hat bisher die abstrakte Wissenschaft den größten Nutzen gezogen; die praktische Verwertung der Resultate steckt noch in den Anfängen. Vorläufig hat eigentlich nur der Landwirt die »graue Theorie« zu erproben begonnen. Doch ist ihre Leistungsfähigkeit im praktischen Leben erst einmal durch weitere Studien fest umgrenzt, dann ist die Zeit nicht mehr fern, wo der Tier- und Pflanzenzüchter mit Hilfe der neuen Lehre in großem Umfang ihre Zuchtrassen verbessern werden, wo auch der Arzt auf Grund eines genauen Wissens über die Vererbbarkeit der Krankheiten zuverlässigeren Rat als heute wird erteilen können.

Literarische Rundschau.

Erich Rother, **Die Sozialdemokratie am Scheideweg.** Berlin, im August 1915. S. Heimann & Sohn. 16 Seiten. Preis 20 Pfennig.

Herr Rother tritt in diesem Schriftchen dafür ein, daß die deutsche Sozialdemokratie ihren prinzipiellen Widerstand gegen Annexionen aufgebe, ja diese geradezu verlange. Daß die Fraktion nach dem Kriege alle Militärforderungen zu bewilligen hat, gilt ihm als selbstverständlich. »Nur dann wird man mit ihr allgemeine Politik machen können.« Darüber braucht man gar nicht mehr zu reden. Es sei aber doch eine notwendige Voraussetzung des Sozialismus, daß aus Europa mit Ausschluß von Rußland und Großbritannien ein einheitliches Wirtschaftsgebiet geschaffen werde. »So liegt folgerichtig auch jede Angliederung neuer Wirtschaftsgebiete, die gleichzeitig im Osten wie im Westen für die arbeitenden Klassen einen ganz gewaltigen Aufschwung bedeuten würde, in irgendeiner Form durchaus auf dem Wege fortschreitender Entwicklung. Gerade die Sozialdemokratie ist daher die berufene Partei, die dafür einzutreten hätte.« Dabei wirft Herr Rother den von ihm bitter verhöhnten »Unentwegten« vor, daß sie ihren annexionsgegnerischen Standpunkt nicht eingehender begründen. Sollte er in seiner blütenweißen Unschuld noch nie etwas davon gehört haben, daß eine öffentliche Erörterung der Kriegsziele, insbesondere der Annexionsfrage jetzt verboten ist?

Das Schriftchen wäre vollständig belanglos, wenn nicht Herr Rother den Anschein erweckte, er wäre ein »Rother«. Manchmal tut er sogar, als wäre er ein »ganz Rother«. Man könnte glauben, daß man es hier tatsächlich nur mit dem Decknamen eines Parteigenossen zu tun habe. Warum aber sollte dieser das Schriftchen nicht unter eigenem Namen erscheinen lassen? Die Polizei brauchte der Verfasser dieses Schriftchens wahrlich nicht zu fürchten. Daß er nur seine Argumente zur Diskussion stellen wollte, ist auch kaum anzunehmen, denn er müßte wissen, daß eine öffentliche Erörterung der von ihm angeschnittenen Fragen unter den heutigen Verhältnissen unmöglich ist. Warum also dann das keusche Dunkel eines Pseudonyms? Sollte das Schriftchen vielleicht nur ein Versuchsballon sein, um zu erproben, wie weit die Partei heute schon zum Umlernen bereit ist, ein Versuchsballon, den man je nachdem verleugnen oder auf den man sich stolz berufen könnte? Oder sollte vielleicht der tapfere Mann, der so geschmackvoll auf »das Geplärre der radikalen Litaneien der Unentwegten« loszuhacken versteht, es als der Tapferkeit besseren Teil vorgezogen haben, sich zum kräftigen Spucken auf seine Gegner und auf die Grundsätze der Partei nicht nur hinter das schützende Gitter der Zensur, sondern auch noch hinter eine bergende Maske zu verstecken? Das wollen wir doch vorläufig nicht glauben. Die jetzige Kriegszeit hat uns schon allerhand sonderliche Helden-

gestalten gezeigt. Ein Parteigenosse, der sich hinter der Jammerfigur dieses Erich Rother verbirgt, wäre die tragikomischste. G. Eckstein.

Paul Rohrbach, **Rußland und wir!** Stuttgart 1915, Verlag von J. Engelhorns Nachf. 94 Seiten. Preis 1 Mark.

Der Haß macht blind, selbst den eigenen Widersprüchen und Ungereimtheiten gegenüber. Paul Rohrbach hat sich darauf versteift, daß Rußland in diesem Kriege vernichtet werden müsse, daß es von der Ostsee ebenso wie vom Schwarzen Meer abgeschnitten und daß ihm die Eisenerz- und Kohlenlager wie die fruchtbarsten Getreidefelder genommen werden müssen. Den Weg dazu sieht er in der Bildung eines Ringes von kleinen Pufferstaaten um das »moskowitische Rußland«. Ob solche Pufferstaaten lebensfähig sind, ob sie nicht zu ewigen Konflikten führen, darum kümmert sich Rohrbach nicht. In der »Neuen Freien Presse« (wir zitieren nach der »Frankfurter Zeitung« vom 22. September) bemerkte Julius Andrassy, daß »Mitteleuropa kein ganz selbständiges Polen vertrage, weil dort eine unvermeidliche Sehnsucht nach preußischen und galizischen Teilen entstehen und internationale Konflikte verursachen würde«. Mit dem gleichen Recht könnte er dasselbe von einem selbständigen kleinrussischen Staate sagen. Das ist wohl auch die Meinung der maßgebenden Politiker. Nirgends ist also Neigung vorhanden, neue selbständige Staatsgebilde im Zentrum Europas zu schaffen.

Wie begründet aber Rohrbach seine »Kriegsziele«? Noch vor kurzem erklärte Rohrbach, Rußland habe den Krieg begonnen, um den unvermeidlichen finanziellen Bankrott zu legitimieren. In der angeführten Schrift erwartet Rohrbach umgekehrt die größten Wunder von der Stolypinschen Agrarreform, die er die »stärkste positive Leistung der russischen Politik seit der Bauernbefreiung Alexanders II.« nennt. Sie, glaubt Rohrbach, werde Rußland die Macht geben, auf die gestützt es die Welt erobern werde. Denn diese Reform habe die Bauern zu einem bereitwilligen Werkzeug der panslawistischen Ausdehnungspolitik der gegenwärtigen russischen Machthaber gemacht. (S. 12.) Auf S. 50 erklärt er aber selbst, daß die ungebildete Masse der Bevölkerung nicht den Krieg, sondern den Frieden will, das heißt daß die Bauernmasse gegen die »panslawistische Ausdehnungspolitik« ist. Und doch bildet diese Behauptung, daß die russische Bauernmasse die Ausdehnungspolitik der Machthaber bereitwillig unterstützt, das einzige Argument für seine Vernichtungstaktik Rußland gegenüber!

Wenn Rohrbach sonst die Notwendigkeit von Kolonien für Deutschland »beweisen« will, beruft er sich darauf, daß es ein Industriestaat ist. Wenn er aber vor den russischen Ausdehnungsbestrebungen zu warnen für notwendig hält, so verweist er darauf, daß »Rußland auf dem Wege ist, ein Bauernstaat zu werden, und daß solche Staaten das stete Bedürfnis haben, neue Länder zu erwerben«. Je nach Bedürfnis wechseln die Argumente.... Ob aber die zu bildenden »Pufferstaaten« nicht ebenfalls »das Bedürfnis«, neue Länder zu erwerben, haben werden? Rohrbach wird doch wohl nicht bestreiten, daß auch dieses »Bedürfnis« kleiner Staaten unter Umständen große Folgen nach sich ziehen könnte.

Das allgemeine Urteil über diese neue Schrift Rohrbachs kann man also so zusammenfassen, daß sie die schwächste unter all seinen Arbeiten ist und daß die Zeit wohl nicht lange auf sich warten lassen wird, wenn Rohrbach selbst wünschen wird, dieses Machwerk nicht geschrieben zu haben. Sp.

Allgemeine Biologie, Kultur der Gegenwart. Unter Redaktion von C. Chun und W. Johannsen, unter Mitwirkung von A. Günthart. Leipzig 1915, B. G. Teubner. 691 Seiten. 115 Abbildungen.

Die Herausgeber des vorliegenden Bandes haben sich nicht zur Aufgabe gestellt, ein zusammenfassendes Bild der allgemeinen Biologie zu geben. Manche Kapitel der allgemeinen Biologie, wie zum Beispiel die Abstammungslehre, sind schon in einem anderen an dieser Stelle besprochenen Bande derselben Sammlung behandelt

worden, so daß sie im vorliegenden Bande wegbleiben konnten. Der Leser, der in diesem Bande eine Reihe von Problemen allgemein-biologischer Natur behandelt findet, soll darum nicht erwarten, daß ihn dieses Buch in systematischer Weise, etwa wie es ein Lehrbuch zu tun pflegt, in die allgemeine Biologie einzuführen versucht. Das war nicht die Aufgabe, die sich die Herausgeber gestellt haben. Sie lassen vielmehr in ihm eine Reihe hervorragender Fachleute, die sich auf dem Gebiete der Pflanzenbiologie und Tierbiologie betätigen, in allgemein-biologischen Fragen zum Wort kommen. Der Leser tritt gewissermaßen in Berührung mit einigen Meistern ihres Faches, um sich in einer Reihe von wichtigen allgemein biologischen Problemen orientieren zu können. Wer schon einige Kenntnisse auf dem Gebiete der Biologie besitzt, wird Stunden großer Anregung bei der Lektüre des Buches verbringen.

Im dem ersten Abschnitt behandelt der Anatom Rádl »Die Geschichte der Biologie von Linné bis Darwin« in einem Aufsatz, der überaus anregend und lebhaft geschrieben ist. Die zwei folgenden Aufsätze behandeln die Forschungsmethoden in Zoologie und Botanik. Der Frankfurter Zoologe Zur Straßen untersucht ausführlich das Problem der »Zweckmäßigkeit«, indem er mit aller Schärfe die vitalistischen Versuche zurückweist, die immer wieder in der modernen Biologie sich breitmachen. Wenn ich auch nicht all das unterschreiben möchte, was Zur Straßen hier vorbringt, so glaube ich doch, daß dieser Aufsatz in den Kreisen der biologisch Interessierten den größten Nutzen stiften wird. Der bekannte Kolloidchemiker Wolfgang Ostwald behandelt »Die allgemeinen Kennzeichen der organisierten Substanz«; dieser Aufsatz wird in weiten Kreisen deshalb von großem Interesse sein, weil in ihm unsere kolloidchemischen Kenntnisse wohl zum ersten Male in populärer Weise in ihrer Bedeutung für die Erkenntnis des Lebens verwertet werden.

Von den folgenden Aufsätzen verdienen besonderes Interesse der Aufsatz des schwedischen Botanikers Liedforß über das »Protoplasma« und der zweite Aufsatz desselben Verfassers über den »Zellulären Bau, die Elementarstruktur, Migroorganismen, Urzeugung«. Der vor kurzem verstorbene hervorragende Gelehrte hatte sich in seiner schwedischen Heimat einen großen Namen auch als Popularisator der biologischen Wissenschaften gemacht; auch die deutschen Arbeiter haben zuweilen Gelegenheit gehabt, Aufsätze von Liedforß im »Vorwärts« zu lesen und dessen hervorragende popularisatorischen Gaben schätzen zu lernen. Voll von interessanten Tatsachen und anregenden Gesichtspunkten ist der Aufsatz von Godlewsky in Krakau über »Fortpflanzung im Tierreich«. Der Band enthält noch Aufsätze von Roux über »Das Wesen des Lebens« und von Laqueur über »Entwicklungsmechanik tierischer Organismen«, von Porsch über »Wechselbeziehungen zwischen Pflanze und Tier«, von Johannsen über die »Experimentellen Grundlagen der Deszendenzlehre; Variabilität, Vererbung, Kreuzung, Mutation«. Der hervorragende Gelehrte bringt hier eine gedrängte, aber ausgezeichnete Übersicht über diese Frage, und da heute diese Probleme weit hinaus über die Kreise der eigentlichen Biologen diskutiert werden, wird dieser Aufsatz besonders interessieren. — Das Buch ist natürlich nicht für den ganz populären Leser bestimmt und wendet sich mehr an solche, die schon manchen Einblick in die Biologie oder die einzelnen Spezialgebiete derselben getan haben. Es zeugt von der großen Reife des deutschen populären Lesers, daß es verlagstechnisch möglich ist, solche Bücher in den Handel zu bringen. Man kann diesem Buche, ebenso wie dem anderen hier besprochenen Band dieser groß angelegten Sammlung von ganzem Herzen nur besten Erfolg wünschen. Lipschütz.

Dr. Alfred Bertholet, Professor an der Universität Göttingen, **Religion und Krieg.** (Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart, begründet von Friedrich Michael Schiele. V. Reihe: Weltanschauung und Religionsphilosophie. Religiöses Leben der Gegenwart. 20. Heft.) 1. bis 5. Tausend. Tübingen 1915, J. C. B. Mohr. (Paul Siebeck.)

Mit einem gewissen Gefühl des Unbehagens nimmt man in dieser uns hart machenden Zeit jede Darstellung über das Verhältnis von Religion und Krieg in

die Hand. Jeden Sonntag und jeden Samstag wird gepredigt in allen Gotteshäusern und im Felde über Religion und Krieg, nicht nur bei uns, auch bei unseren Verbündeten, für die ja zum Teil dieser Krieg der Dschihad, der heilige Krieg ist, der alle Glieder der muselmanischen Gemeinschaft um das Banner ihres Gottes vereint, während freilich unter den Armeen Frankreichs und Großbritanniens, Rußlands und Serbiens, vielleicht auch Italiens Mohammedaner gegen den Kalifen und seine Verbündeten kämpfen müssen. Anglikaner und Griechisch-Orthodoxe, Mitglieder aller Sekten des Protestantismus wie der griechischen Kirche schaffen sich einen Zusammenhang oder Ausgleich zwischen Religion und Krieg.

Nach allem, was man weiß, wirkt unter allen Geistesmächten auch im gegenwärtigen Weltkrieg keine so eifrig und mächtig, als gerade die religiöse. Diese Geistesmacht zieht sich nicht vom Kriege zurück, sie ist, von einzelnen wenigen Ausnahmefällen abgesehen, die als krankhaft oder verbrecherisch gekennzeichnet werden, nicht dem Kriege fremd oder neutral, nein, sie wirkt mitten im Kriege, für den Krieg, sie sucht die Geister zu beruhigen und auszugleichen, in denen sich ein Widerstreit gegen den Krieg regt. Aus allen Religionen das Kriegerische aus der Überlieferung in den Vordergrund zu drängen, was Mohammedanern und Juden leicht ist, muß natürlich auch das Bemühen der christlichen Geistlichkeit und ihrer Theologen sein.

Naturgemäß ist hierbei eine ebenso starke Heranziehung des Alten Testaments, dessen kriegsbegeisterten Inhalt Gunkel in einem ausgezeichneten Aufsatz im Aprilheft der von Althoff gegründeten »Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik« dargelegt hat. In den Predigtensammlungen aus der Kriegszeit sehen wir auch selten als Ausgangspunkt der geistlichen Erbauung für den Krieg Verse des Neuen Testaments, sondern meistens nur des Alten. Selbst eine so freimütige kirchliche Zeitschrift wie die »Christliche Welt« unterordnet sich den Kriegsnotwendigkeiten der Kirche. Es ist begreiflich, daß die Literatur über den Krieg und die Religion von theologischer Seite oder von theologiefreundlicher Seite, die bisher fast allein zu Worte kamen, mancherlei gezwungene, advokatorische, auf die Schaffung von Stimmung und auf die Betäubung von Einwänden gerichtete Tendenzen hat und, wie man wohl begreifen muß, auch nur haben kann.

Auch das kleine hier angezeigte Schriftchen ist nicht frei von dieser Absicht. Aber diese Tendenz ist nicht das treibende Moment für den Verfasser der Schrift. Nicht als im kriegerischen Sinne streitbarer Theologe hat der Verfasser dieses Schriftchen — ursprünglich ein Vortrag vor studierenden Frauen — verfaßt. Er hat die religionsgeschichtliche Behandlung der Frage gewählt. Er predigt nicht, er erzählt im wesentlichen, was die Völker bei ihren Kriegen über ihre Gottheit und deren Teilnahme an dem Kriege gedacht haben. Bloß geschichtlich gewordene Religionen und nicht irgendeine außerhalb des Menschentums gedachte und von ihr unabhängige Religion kennt er. Weil er alles menschlich sieht, darum kommt er auch nicht zu gezwungenen Auslegungen, sondern zu einer Darstellung tatsächlicher menschlicher Gedanken und Überlegungen, oft natürlich auch vieler Phantasien und seltsamsten Aberglaubens, mannigfacher gleichzeitiger und deshalb unvereinbarer Hoffnungen. Von den primitiven Stufen der Kultur geht er aus, wo jeder kriegerische Stamm seinen eigenen Gott hat und wo neben oder über dem Menschen die Götter jedes Stammes und später jedes Volkes gegeneinander kämpfen. Der eine siegt, der andere wird besiegt, er kann selbst wie der chinesische Kriegsgott Kuanyü sterben, ja enthauptet werden. Auch das Entstehen der Kriegsgötter als vergöttlichte Helden oder als Umwandlung aus Göttern mit anderen Aufgaben zeigt uns Bertholet. Die magischen Kräfte, an die während des Krieges nicht nur wilde Völkerstämme, sondern auch abergläubische Volks- und Zeitgenossen glauben, beleuchtet der Verfasser, wobei er Zusammenhänge über die Jahrtausende andeutet. Als Kriegsgott verehren Mohammedaner und Juden ihren Gott, als deren auserwählte Völker sie sich fühlen. Ist das Volk unter sich uneinig und bekämpft es sich, wie das bei den Juden des öfteren der Fall war, so flehen freilich beide

Teile zum gleichen Gott um Sieg. Auch das ist heute der Fall. Bertholet setzt deshalb auseinander, daß Gott schon seit langem, schon bei den Juden des Alten Testaments nicht bloß der Urheber der Siege, sondern auch der Allmächtige ist, der mit Niederlagen züchtigt und erzieht.

Aber es gibt Religionen des reinen Friedens wie die des Zoroaster, die Religion des kriegerischen Volkes der Perser. Die Anhänger des Laotse sind Gegner aller kriegerischen Waffen. Das Ideal des Buddhismus ist Friede und Ruhe. Bertholet stellt fest, daß von Tertullian bis zu Tolstois Duchoborzen dieser Gedanke immer wieder im Christentum nach Ausdruck rang. Aber es gibt auch Sprüche im Neuen Testament, die dem Kriegswillen und der staatlichen Autorität gerecht werden. Ob freilich, wie Bertholet sagt, auf Jesus die Worte zurückgehen: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist, darf wie alle Zurückführung von Worten des Neuen Testaments auf Jesus selbst zu manchem Zweifel berechtigen. Im Neuen Testament steht auch: Jedermann sei untertan der obrigkeitlichen Gewalt; denn es gibt keine Obrigkeit, die nicht von Gott wäre; wo sie ist, ist sie von ihm angeordnet. Die Protestanten berufen sich auch auf die Autorität Luthers, der in seiner kriegerischen Zeit natürlich einen Ausgleich finden mußte für die Tatsachen seiner Umwelt mit dem Glauben, mit dem er neu die Menschen zu erfüllen suchte.

So führt uns Bertholet von urgeschichtlichen Zeiten bis in die Gegenwart, in engem Raume reichliche Belehrung schenkend über ein Problem, das heute viele nachdenkliche Fromme aufwerfen. Die Schrift, die für den weiter Forschenden in reichen Anmerkungen viele Hinweise gibt, ist einfach und für jedermann verständlich geschrieben, wobei nur einzelne Ausdrücke wie numina, Adiaphoron stören. Wie wenige Leute wissen, daß Adiaphoron etwas Ununterschiedenes, ein Mittelding zwischen Gutem und Bösem ist.

Wir glauben, daß viele aus dem Schriftchen Belehrung und Anregung zum Nachdenken gewinnen werden. Lector.

Wilhelm Klemm, **Gloria!** Kriegsgedichte aus dem Feld. Holzschnitte von Professor Walter Klemm. München, Verlag Albert Langen.

Der Titel dieses Buches kann leicht irreleiten, denn seine Verse enthalten nichts von jenem Klingklanggloria, das in »frisch-fröhlichem« Reimgebimmel einen »frisch-fröhlichen« Krieg besingt, sondern sie sind ganz und gar erfüllt von dem tiefen Ernst des wirklichen Krieges, wie er seine Spuren einem männlich festen Geist und dichterisch empfindsamen Gemüt einpreßt. Schon im Frieden war Wilhelm Klemm einer der ausgeprägtesten Köpfe des jüngsten Dichtergeschlechts, das sich munter in der Pfempfertschen »Aktion« tummelte. Aber der Krieg, der ihn als Feldarzt hinausführte, hat seine Kunst wie die anderer erst reifen lassen. Kein Tasten und Suchen ist in diesem Buch mehr, sondern sichere und selbstverständliche Beherrschung des Stoffes, die dem Inhalt eine ganz eigene und ganz besondere Form gibt. Da Klemm Reim und Versmaß verschmäht und scheinbar kunstlos Eindruck an Eindruck reiht, möchte man an Walt Whitmans Kriegsrhythmen denken, wenn nicht die Art des deutschen Dichters knapper, gebändigter und eindringlicher wäre. Von der harten und traumhaften Wirklichkeit des Krieges spricht er einmal, und so sind seine Verse: hart und traumhaft.

Um die Stimmung endloser Schlachtentage einzufangen, blühen neue und unerhörte Bilder in des Dichters Garten. Immer anders klingt der ewiggleiche Lärm des Kampfes: Gewehrfeuer räuspert, Schüsse kollern, sie meckern, sie poltern fern wie Steingeröll, die Gespenster der Vernichtung schnattern, dumpf fallen die Faustschläge der Geschütze. Noch wenn man übermüdet im Lagerstroh einschlummert, verwandeln sich nahe friedliche Geräusche in kriegerische Laute: das Kauen der Pferde klingt wie marschierende Kolonnen. Und die Welt ist aus den Fugen: Kanonen zersprengen den Horizont, die Schrapnelle flecken den Himmel wie einen Panther, unter dem Mond platzen die Sterne der Granaten. Über allem liegt lähmendes Grauen:

Überall platzen Schrapnelle. Die Wolken des Himmels
Wurden gefasert. Standen in blassen Flocken
Trübe über der Erde. Bis der Regen kam,
Gegen Abend. Lückenlos fallend auf Freund und Feind,
Auf das Feld der Ehre und Unehre. Auf Mann und Roß,
Auf Rückzug und Vormarsch. Auf Tote und Lebende.

Wohin man auch die Sehnsucht schickt, ist es nicht anders:

Durch ganz Europa ziehen die Drahtverhaue,
Die Forts schlafen leise.
Dörfer und Städte stinken aus schwarzen Ruinen,
Wie Puppen liegen die Toten zwischen den Fronten.

Und kein Ende des Grauenvollen ist zu ahnen, zu hoffen:

Durch die Nacht hallen noch immer die Kanonen.
Dörfer brennen fern, kleine, rote Zungen.
O du großer Gott, wie soll das endigen?
O du suchende Kugel, wann kommst du zu mir?

Aber wo ist die sinnvolle Erklärung, die die entsetzliche Last vom Herzen nimmt, daß so namenlos Furchtbares noch möglich ist? Unter diesen jüngsten Dichtern wankte der Boden schon vor dem Kriege:

O meine Zeit! So namenlos zerrissen,
So ohne Stern, so daseinsarm im Wissen
Wie du, will keine, keine mir erscheinen.

Der Krieg vollends hat dieses Geschlecht in Abgrundtiefen geschleudert. Ganz engen Seelchen mag der Hurrapatriotismus über alles Sinnen hinweghelfen. Der Dichter ist von anderem Schlag. Zwar spürt er tief im Herzen eine Leuchtkraft: O du ewiges Deutschland!, aber nicht minder empfindet er:

Mein Herz ist so groß wie Deutschland und Frankreich zusammen,
Durchbohrt von allen Geschossen der Welt.

Darum enthüllt die Liebe zu Deutschland nichts von einer ewigen Gesetzmäßigkeit in dem ruhelosen Morden, und vergeblich grübeln die Todgeweihten:

Der Krieg ist immer derselbe. Ist Rausch der Zerstörung.
Die einen führten ihn um ein Weib,
Die andern um Gott oder um die Freiheit,
Wir führen ihn wegen des Geldes — ist immer derselbe.

So behilft man sich in dem Rausch der Zerstörung mit dem kategorischen Imperativ: Bleibe Mensch! So gerät man schließlich in eine fiebrige Wurstigkeit hinein, die bitter und ekel im Munde schmeckt:

Der Tod ist so gleichgültig wie der Regen, der anhebt.
Wen kümmert das Gestern, das Heute oder das Morgen?

Letzten Endes aber nimmt man seine Zuflucht zur Mystik. Schlichte Gemüter beten ein Vaterunser, und der Dichter schwingt sich in kosmische Träume empor, die an manche von Liliencrons Poggfredphantasien gemahnen: in Begleitung des Geisterfürsten fliegt er mit geschlossenen Füßen durch die gigantische Leere der Weltenräume und entdeckt tief unten eine Beere schweben:

Die Erde war's auf ihrer müden Fahrt.
Und näher kommend, sah ich, es umhüllte
Sie eine Haut von Schimmel, grauenvoll.
Das Lebende! Ein Hohngelächter brüllte,
Das wimmernd in der Ewigkeit verscholl.

Und ähnlich ein andermal beim Anblick einer zerschossenen und niedergebrannten Stadt in Strömen Mondlichts:

Tief unter uns der Sterne Glanzgebärde —
Planeten kreisen langsam — Welten tropfen —
Wir wissen, daß wir nicht mehr auf der Erde.

Mag aus diesem Gesichtswinkel Mord und Brand, Vernichtung und Vertilgung und der Tod Hunderttausender zu einer Belanglosigkeit zusammenschrumpfen, so ist man doch versucht, mit Heine zu fragen: Ist das eine Antwort?

Aber daß der Dichter den Krieg nicht in eine der vorhandenen sittlichen Kategorien einzuordnen vermag, mindert in nichts den ganz hohen dichterischen Wert seiner Strophen. Eine ungeheure lyrische Überschwemmung hat der Krieg entfesselt. Zu dem Wenigen, was noch zu uns sprechen wird, wenn der letzte Schuß in diesem unheilvollen Kriege verhallt ist, gehören neben Brögers Gedichten die Verse Klemms. Hermann Wendel.

H. Chr. Andersen, **Satiren.** Bearbeitet und eingeleitet von Egon Friedell. Wien, Ed. Hölzels Verlag. 228 Seiten. Preis gut gebunden 5 Kronen.

Das Gros des deutschen Publikums kennt den dänischen Dichter Hans Christian Andersen so, wie er aus unseren landläufigen Märchenbüchern herausschaut: schlecht übersetzt, gezähmt, für die Jugend verballhornt; ein Märchenerzähler, der die Kindlein mit phantastischen Geschichten unterhält. Friedells Sammlung geht darauf aus, den wahren Andersen, für den die zünftige Literaturhistorik noch kein passendes Schubfach gefunden hat, bekannt zu machen: den Satiriker, den ironischen Humoristen. Andersen ist alles andere als der naive Träumer, der mit Türüli und Tralala durch romantische Auen wandert und absichtslose Phantasien ausspinnt. Vom philosophischen Grunde seiner Märchen schimmern im Gegenteil satirisch-pädagogische Absichten deutlich herauf. Aus bunten Bildern und Geschehnissen sprechen unaufdringliche Wahrheiten, die aufdringlichen menschlichen Gebrechen scharf zu Leibe rücken: der Selbstsucht, der Genügsamkeit, der unduldsamen Borniertheit, dem Standesdünkel, dem Gewohnheitstrott, kurz dem Philisterium im Menschen. Die Märchenform braucht der Dichter nur, um das Komisch- und Lächerlich-Menschliche um so schärfer herauszuheben; er zeigt es an Tieren, Pflanzen, leblosen Gegenständen. Im Streite zwischen Handramme und Schiebekarren bläht sich die Titelsucht; im Tiergewimmel eines Wassertropfens spiegelt sich der dämonische Kampf ums Dasein; in der Schneckenfamilie, die den Zweck ihres Daseins nur darin sieht, von der Herrschaft verspeist zu werden, leben sich Spießergemüt und Untertanenverstand aus; in der Geschichte von der Nachtigall triumphiert echte Kunst über mechanische Scheinkunst, Genie über kleinliches Zünftlertum. Es sind Märchen von einfacher Vielfarbigkeit, wundersame Episoden für Kinder — nachdenkliche Geschichten für Große. Über viele der Märchen ließen sich tiefgründige philosophische Betrachtungen schreiben, und von manchen ließe sich sagen, was als Pointe aus Lessings Fabel vom Sperling und vom Strauß herausspringt: die längste Hermaniade bleibt an Schwere hinter diesen einfachen kleinen Lebensausschnitten zurück.

In dem an interessanten Lichtern reichen Vorwort erklärt Friedell die Einfachheit und Natürlichkeit der Andersenschen Märchen als »Werk höchsten artistischen Raffinements« und erblickt darin ein Kriterium dieses Genies. Er umreißt damit scharf ein Merkmal des Kunstmärchens, für dessen Schöpfer die Naivität nicht Zustand, sondern Rolle ist. Mindestens anfechtbar dagegen ist die Friedellsche Ansicht, wonach Andersen erst dadurch zum ganz großen Satiriker werde, daß er uns trotz aller Schärfe und Unerbittlichkeit der Beobachtung alle seine Geschöpfe lieben lehre. Gewiß ist Andersen eine so vollendete Mischung von Dichter und Satiriker, daß er ein verstehendes Kopfnicken auch für die unerfreulichsten Objekte seiner Darstellung übrig hat. Doch von diesem selbst für das bornierteste Philistertum aufgebrachten objektiven Verstehen bis zur Liebe ist ein weiterer Schritt als bis zum Haß. Alles verstehen heißt zwar vieles verzeihen, aber noch lange nicht alles lieben. Auf dem Untergrund mancher Andersen-Satire glüht darum auch ein geradezu prächtiger Haß. R. Grötzsch.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 8 Ausgegeben am 19. November 1915 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Politisches Gewerbe oder weltgeschichtliche Bewegung.

Von Friedrich Adler.

»Wir Deutsche haben die Sentimentalität verlernt,« verkündete Herr Bethmann Hollweg im Reichstag. Wie recht er hatte, zeigt sich darin, daß die Neuorientierung in der Gemütsverfassung sogar bis zu Genossen Hänisch reicht, der der Sentimentalität feierlich abschwört und die »sentimentale Orientierung unserer Politik« aus allen Kräften verdammt.[1] Für ihn ist es »ein recht melancholisch stimmender Humor..., daß unsere bewährtesten Marxisten diesmal im Lager der sentimentalen Ideologie zu finden sind«. »Was heute während des Krieges uns vielfach als ‚sozialistische Weltanschauung' verzapft wird«, erscheint ihm als »ein von allen marxistischen Erkenntnissen losgelöster Rückfall in eine rein ideologische und sentimentale Betrachtung des Weltgeschehens«. Hänisch stellt sich mit dieser Auffassung vollkommen in Reih' und Glied mit Kolb, der auch erklärt:[2] »Wie kann man einem so gewaltigen historischen Ereignis gegenüber, wie es dieser Weltkrieg darstellt, vom Standpunkt der ökonomisch-historischen Weltauffassung eine so hirnverbrannte Ideologie vertreten, wie es seitens der ‚Marxisten' geschieht.«

Der Weltkrieg hat so manche unerwartete Perspektive eröffnet, so daß man wirklich gar nicht erstaunt ist, nun endlich auch Kolb und Hänisch Arm in Arm als Verteidiger des Marxismus auftreten zu sehen gegen die »sentimentale Ideologie« der »hirnverbrannten« Marxisten. Mit Kolb ist es recht angenehm zu diskutieren. Er sagt offen, was andere nur tun wollen, er hat alle Vorzüge eines echten Enfant terrible des Opportunismus. Und so gibt er uns denn unumwunden zu: »Bebel ist bei der Beurteilung der strittigen Fragen von denselben irrigen Voraussetzungen ausgegangen, auf welche die ‚Marxisten' sich stützen.«

Weit weniger offen ist Hänisch. Das ist auch begreiflich. Denn während für Kolb »die große entscheidende Bedeutung der Bewilligung der Kriegskredite darin beruht, daß durch sie mit den die ganze bisherige Politik der Sozialdemokratie irritierenden ‚Prinzipien' der Intransigenz und Negation gegenüber dem heutigen Staate gebrochen« wurde, ist ja Hänisch in der viel schwierigeren Lage, die jetzige Politik als die konsequente Fortführung der früheren radikalen darstellen zu müssen. Daß es dabei nicht ohne mancherlei logische Sprünge abgeht, ist nur zu begreiflich, und wir sind nun schon so sentimental, daß wir Hänisch in seiner großen Not verzeihen, wenn

[1] Siehe Hänischs Artikel im »Hamburger Echo« vom 18. September 1915: »Interessenpolitik und Weltanschauungspolitik.«

[2] Neue Zeit, Heft 2, W. Kolb: »Sekte oder Partei?«

er in seinen Zitierungskünsten zu Unterschiebungen greift, die aber wirklich schon frei sind von jedweder Sentimentalität. Er erkühnt sich, zu behaupten:

So stellt Adler denn klipp und klar die Frage: Entweder eine Partei der sozialistischen Ideale oder aber eine Interessenvertretung der Arbeiterklasse! Das ist der »Scheideweg«, der Scheideweg »zwischen Kolb und Bebel«.

Jeder, der meinen Artikel in der Neuen Zeit[3] liest, ersieht, daß ich diese »Frage« weder »klipp und klar« noch überhaupt, weder dem Wortlaut noch dem Sinn nach gestellt habe.

Man wird in meinem Artikel vergeblich danach suchen, daß ich auch nur mit einem Wort »eine Partei der sozialistischen Ideale« in Gegensatz gebracht hätte zu einer »Interessenvertretung der Arbeiterklasse«. Ich habe einzig psychologisch verständlich zu machen gesucht den Unterschied zwischen dem Intellektuellen, der durch die sozialistischen Ideale in die Partei gezogen wird, und dem Arbeiter, der oft erst in der Partei »zu sozialistischen Idealen aufsteigt«. Da aber diese meine psychologische Untersuchung für Hänischs Polemik keine Angriffsfläche bietet, nimmt er selbstverständlich keinen Anstand, sie in eine programmatische »umzuformen«.

Aber von der Partei, die wohl sozialistische Ideale hat, aber keine Interessenvertretung der Arbeiter ist, hat nur Hänisch gesprochen und niemals ich, und so können wir ihm ruhig das Vergnügen lassen, daß er seinen Popanz totschlägt und ausführlich beweist, daß eine solche Partei ein Widerspruch in sich wäre.

Ist es denn nötig, immer wieder dieselben Argumente zu wiederholen? Ist Hänisch wirklich nicht imstande, zu begreifen, daß es einen Gegensatz geben kann zwischen den Interessen der Gegenwart und den Interessen der Zukunft der Arbeiterklasse? Gegenüber seinen Entstellungen kann ich mich darauf beschränken, das hier anzuführen, was ich über die Frage selbst bei früherer Gelegenheit[4] gesagt habe:

Die Sozialdemokratie ist die Sachwalterin des Proletariats. Alle Sorgen der täglichen Existenz der Arbeiter sind ihre Sorgen, sie wirkt für die einzelnen wie für die gesamte Klasse, sie wirkt für deren Gegenwart wie für deren Zukunft. Indem die Sozialdemokratie das Proletariat geistig und physisch kampffähig macht, bereitet sie die Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat vor. Das Ideal der Zukunft wird getragen durch das Interesse der Gegenwart. Aber es ist klar, daß, so allgemein richtig dies ist, doch der Fall eintreten kann, wo die beiden Tendenzen einander widersprechen, wo die Sozialdemokratie vor der Wahl steht zwischen der Gegenwart und der Zukunft, zwischen den Interessen einer Gruppe und den Interessen der Gesamtheit, wo sie entscheiden muß, ob sie eine Verbesserung der augenblicklichen Lebensbedingungen erkaufen will auf Kosten ihrer letzten Ziele. Jeder einzelne Arbeiter kann vor diese Alternative gestellt werden. Zwischen Brot und Überzeugung hat vieltausendfach der Kapitalismus die Arbeiter wählen lassen. Die deutsche Sozialdemokratie ist stark und mächtig geworden, weil sie bei dieser Entscheidung niemals schwankte. Sie und jeder einzelne, der ihrer wert war, war bereit, alles für das Proletariat hinzugeben, nur nicht

[3] »Am Scheideweg zwischen Kolb und Bebel« in Heft 23 des vorigen Halbjahres.

[4] Friedrich Adler: »Die Sozialdemokratie in Deutschland und der Krieg.« Der Kampf, 1915, S. 42.

seine Ideale. Dieser Konflikt greift ans innerste Leben, aber das Proletariat kann nur siegen, wenn es ihn so löst, wie es ihn immer gelöst hat: durchhalten die sozialistische Überzeugung.

Hänischs ganzes Bemühen ist darauf gerichtet, an den Problemen vorbeizugleiten, Kolb dagegen sucht sie zu stellen, und das macht seine Publikationen so aufklärend und erfreulich. Immer wieder kommt Kolb auf den Gegensatz zwischen Sekte und Partei zurück, und er erklärt uns in seinem letzten Artikel wieder: »Die Tat des 4. August war der letzte entscheidende Schritt der Sozialdemokratie auf dem Wege ihrer Entwicklung von der Sekte zur Partei.«

In meinem ersten Artikel gegen die Kolbschen Ideale habe ich zu zeigen versucht, daß der Unterschied in den Begriffen Sekte und Partei in der Verschiedenheit der Qualität der Parteimitglieder liegt und nicht dort, wo Kolb ihn sucht. Aber wenn Kolb auch falsche Bezeichnungen verwendet, so meint er sicher einen realen Gegensatz, und wir wollen uns klarzumachen versuchen, worin derselbe begründet ist.

Was Kolb an der Sekte mißfällt, sind alle jene Attribute, die daher rühren, daß sie sich — mit Recht oder mit Unrecht — einer weltgeschichtlichen Mission bewußt ist, daß sie ihr Sein und ihre Aufgabe für das Wichtigste in der Welt hält. Das kann natürlich auch bei einer Partei der Fall sein, und die Sozialdemokratie war bisher, so viel sie auch gewachsen ist, stets ihrer großen Mission bewußt, im Kolbschen Sinne also eine Sekte. Kolb möchte dagegen eine Partei im bürgerlichen Sinne. Er will, um es ganz klar zu sagen, die Sozialdemokratie auf das Niveau einer bürgerlichen Partei herabdrücken.

Man wird uns nicht mißverstehen. Wir waren und sind Anhänger der parlamentarischen Methode, wir halten sie für eine notwendige Waffe im Emanzipationskampf des Proletariats. Wir sind für die parlamentarische Arbeit, wie wir jede Kleinarbeit, die unsere Bewegung fördert, durchzuführen bereit sind. Aber wir haben uns immer turmhoch erhaben gefühlt über jene bürgerlichen Politiker, denen das parlamentarische Getriebe der Inhalt ihres Lebens, die Befriedigung ihres Ehrgeizes ist. Wir haben herabgeblickt auf jene Bureaukratie, der ihr Gewerbe zum Selbstzweck geworden ist. Und trotzdem waren wir zu jeder bureaukratischen Arbeit bereit, —, weil wir uns bewußt waren, daß alles das, was wir tun, Pflichterfüllung ist im Dienste einer großen Sache, der größten, die wir kennen, einer weltgeschichtlichen Bewegung.

Kolb will es anders. Er fühlt sich im parlamentarischen Froschteich wohl. Er sieht in den bürgerlichen Parteien Parteien von gleicher Art wie jene, zu der er die Sozialdemokratie umgestalten möchte. Natürlich hat er auch »große Ziele«. Ja er behauptet sogar, die gleichen Ziele, wie sie im sozialdemokratischen Programm niedergelegt sind. Aber haben etwa die Nationalliberalen nicht auch stets große Ziele gehabt? Sind sie nicht heute noch für alles Schöne, Wahre und Gute?

Aber es kommt auf den Unterschied des Temperaments an. Kolb erträgt es mit der gleichen kühlen Fassung wie die Nationalliberalen, daß seine »Ziele« in unendlich fernen Zeiten zur Verwirklichung gelangen, und ist, beruhigt, daß es schon einmal kommen werde, zufrieden mit sich und der Welt.

Anders für jene, für die das Endziel nicht bloß ein schöner Abschluß einer Rede gewesen ist, sondern deren ganze Arbeit durch diesen Gesichtspunkt geleitet war. Möglich, daß Kolb recht hat und die Geschichte uns lehren wird, daß die Arbeiterklasse der revolutionären Köpfe nicht mehr bedarf und nur das erreichen kann, was durch den Alltagsbetrieb ihres parlamentarischen und bureaukratischen Apparats erreichbar ist. Aber wenn dem so ist, dann werden wir uns klarzumachen haben, daß die Sozialdemokratie aufgehört hat, eine weltgeschichtliche Bewegung zu sein. Denn die Alternative ist nicht »Sekte oder Partei«, sondern weltgeschichtliche Bewegung oder politisches Gewerbe.

Die entscheidende Frage ist schließlich, ob die Sozialdemokratie ihre Hauptaufgabe noch vor sich oder ob sie sie bereits erfüllt hat. Für Kolb ist die große Wendung darin gegeben — wobei wir hier gar nicht zu untersuchen haben, wie weit dies schon wahr ist —, daß die Arbeiterklasse zu einer Klasse der bürgerlichen Gesellschaft geworden ist. Er wünscht nichts anderes, als sich in dieser bürgerlichen Gesellschaft häuslich niederzulassen, mit allen anderen Machtfaktoren auf gutem Fuße zu stehen. Wie weit dies geht, zeigt sich in seinem offenen Bekenntnis: »Weder kann die Monarchie die Massen, noch können die Massen die Monarchie politisch ignorieren wollen.«

Für die Sozialdemokratie, in der die Marxschen Gedanken lebten, war es anders. Für sie war die Hauptaufgabe noch zu erfüllen, war die Eroberung von Bürgerrecht in der gegenwärtigen Gesellschaft nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck. Die Arbeiterklasse sollte nicht in der bürgerlichen Gesellschaft ihr Vaterland finden, sondern sie aus den Angeln heben.

Vielleicht ist dies nicht mehr möglich. Vielleicht haben wir uns abzufinden auf lange Zeit hinaus mit dem Bestand der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Das ist das Problem, vor dem wir stehen, und es ist nützlicher, ihm klar ins Auge zu sehen, als sich an ihm vorbeizuschleichen, wie das die Hänisch, Lensch usw. zu tun wünschen.

Der fünfundzwanzigjährige Marx hat sich in jener klassischen Schrift, in der ihm zum ersten Male die Bedeutung der weltgeschichtlichen Mission des Proletariats zum Bewußtsein kam, in der die Richtlinien seines ganzen Lebenswerkes niedergelegt sind,[5] die Frage gestellt:

Wo also die positive Möglichkeit der deutschen Emanzipation?

Und er gibt die Antwort:

In der Bildung einer Klasse mit radikalen Ketten, einer Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, welche keine Klasse der bürgerlichen Gesellschaft ist, eines Standes, welcher die Auflösung aller Stände ist, einer Sphäre, welche einen universellen Charakter durch ihre universellen Leiden besitzt und kein besonderes Recht in Anspruch nimmt, weil kein besonderes Unrecht, sondern das Unrecht schlechthin an ihr verübt wird, welche nicht mehr auf einen historischen, sondern nur noch auf den menschlichen Titel provozieren kann, welche in keinem einseitigen Gegensatz zu den Konsequenzen, sondern in einem allseitigen Gegensatz zu den Voraussetzungen des deutschen Staatswesens steht, einer Sphäre endlich, welche sich nicht emanzipieren kann, ohne sich von allen übrigen Sphären der Gesellschaft und damit alle übrigen

[5] Karl Marx: »Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie«, abgedruckt im Literarischen Nachlaß, 1. Band, S. 384.

Sphären der Gesellschaft zu emanzipieren, welche mit einem Wort der völlige Verlust des Menschen ist, also nur durch die völlige Wiedergewinnung des Menschen sich selbst gewinnen kann. Diese Auflösung der Gesellschaft als ein besonderer Stand ist das Proletariat.

Und wenn wir uns heute nach sieben Jahrzehnten wieder fragen: Wo also die positive Möglichkeit der deutschen Emanzipation, so antworten uns die Kolb, die »Klasse mit radikalen Ketten« existiert nicht mehr, das Proletariat ist zu einer Klasse der bürgerlichen Gesellschaft geworden, es steht nicht mehr in einem allseitigen Gegensatz zu den Voraussetzungen des deutschen Staatswesens, es hat seinen »universellen Charakter« abgelegt, es kann vorwärts kommen, »ohne sich von allen übrigen Sphären der Gesellschaft und damit alle übrigen Sphären der Gesellschaft zu emanzipieren«.

Und die folgerichtige Antwort auf die Marxsche Frage wäre heute: Es gibt keine Möglichkeit der deutschen Emanzipation.

Das stört allerdings Kolb recht wenig. Er ist zufrieden mit dem Deutschland, wie es ist. Für ihn gilt das Marxsche Wort, daß er »die Knechtschaft aus Devotion besiegt, weil er die Knechtschaft aus Überzeugung an ihre Stelle gesetzt hat«.

Wir können hier nicht untersuchen, welche Kräfte am Werke sind, um dem Proletariat immer wieder und immer von neuem das Bewußtsein seiner Aufgabe zu geben. Wir geben zu, daß die Politik, die die Sozialdemokratie heute führt, im Geiste Kolbs geführt wird und nicht im Sinne des weltgeschichtlichen Emanzipationskampfes der Arbeiterklasse. Aber wir schämen uns nicht, zu bekennen, daß wir wirklich so »sentimental«, so »hirnverbrannt« sind, daß für uns die Partei kein Gewerbebetrieb ist, sondern nur Werk hat, wenn sie dient der Verwirklichung jener Ideologie, die in der Arbeiterklasse mit Notwendigkeit entsteht aus den harten Tatsachen des kapitalistischen Systems. »Nicht die radikale Revolution ist ein utopischer Traum für Deutschland, nicht die allgemein menschliche Emanzipation, sondern vielmehr die teilweise, die nur politische...«, und noch viel utopischer ist jener Gedanke, mit kleinen politischen Kniffen durch die Einordnung in das gegenwärtige System über die Tatsachen des Klassengegensatzes hinwegkommen zu wollen.

Der Krieg und der Sozialismus.

Von Gustav Eckstein.

1. Bedarfsdeckungswirtschaft und Sozialismus.

Vom Schlagwort des »Kriegssozialismus«, das einige Zeit in der Partei beträchtliche Aufregung hervorrief, ist es wieder recht still geworden, und das ist auch nicht zu verwundern; denn die jetzt angewandten Methoden der Lebensmittelversorgung des Volkes, und auf diese wurde ja sonderbarerweise jener Ausdruck hauptsächlich angewandt, erfreuen sich so geringer Beliebtheit, daß es offensichtlich gerade keine Empfehlung für den Sozialismus wäre, wenn sie als »sozialistisch« ausgegeben würden. Tatsächlich sind sie ja auch sehr weit davon entfernt. Eine sozialistische Lebensmittelpolitik in dem Sinne, wie wir das Wort Sozialismus bis zum Kriege aufgefaßt haben, müßte vor allem dafür sorgen, daß die Produktionsverhältnisse der Lebensmittel den Volksbedürfnissen angepaßt werden, was allerdings nicht im

Handumdrehen zu erledigen ist. Unter den gegebenen Produktionsbedingungen aber müßte sie darauf bedacht sein, mit den vorhandenen Mitteln die Bedürfnisse des Volkes in möglichst weitem Maße zu befriedigen. Dazu würden die jetzt so oft vorgeschlagenen und zum Teil angewendeten Maßregeln der Festsetzung von Höchstpreisen und des Enteignungsrechts der Gemeinden nicht genügen, wenn nicht der entscheidende Schritt getan wird, um diese Höchstpreise energisch herabsetzen zu können.

Die Konfiskation der Grundrente durch den Staat ist nicht nur eine alte Forderung vieler Bodenreformer, die allerdings glauben, damit schon »die soziale Frage gelöst« zu haben; sie wird auch als Maßregel, die über sich selbst hinaustreibt, doch auch schon augenblicklich von praktischem Nutzen ist, bereits im »Kommunistischen Manifest« gefordert. Würde der Staat etwa die Bezahlung der Pachtschillinge und Hypothekenzinsen während der Kriegszeit für sich in Anspruch nehmen, so könnte er die Preise der Lebensmittel, deren Verkauf er monopolisiert, um diesen Betrag herabsetzen. Die Bevölkerung würde dann nicht in der Bezahlung jedes Pfundes Mehl oder Speck zugleich einen Tribut an die Grundbesitzer entrichten. Es ist allerdings sofort klar, daß eine so eingreifende Maßregel einen völligen Umsturz der politischen Machtverhältnisse zur Voraussetzung und einen ungeheuren Umschwung unserer sozialen Welt zur Folge haben müßte. Unter den bestehenden Verhältnissen ist an derartiges natürlich nicht zu denken. Deshalb ist auch gerade in unserer Lebensmittelversorgung heute von der Durchsetzung sozialistischer Prinzipien nichts zu merken, und es ist nur irreführend, in diesem Zusammenhang von Sozialismus zu reden.

Trotzdem ist die Frage nicht müßig, die jetzt vielfach auch von bürgerlicher Seite erörtert wird: Bringt uns der Krieg dem Sozialismus näher? In einer interessanten Abhandlung, die im ersten Heft des sechsten Jahrgangs des von Professor Grünberg herausgegebenen »Archivs für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung« im Frühjahr dieses Jahres erschien, hat Professor Ballod diese Frage entschieden bejaht,[1] und er meint sogar, nur einige ältere Nationalökonomen wehrten sich noch gegen Gedankengänge, welche das Individualprinzip in der Volkswirtschaft als überlebt betrachten und deren staatliche Regelung verlangen. Mit derselben Entschiedenheit wird die Frage von Professor Liefmann verneint.[2] Er polemisiert dabei hauptsächlich gegen Ausführungen, die Professor Jaffé in den »Kriegsheften« des von ihm herausgegebenen »Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik« gemacht hat.[3]

Will man in dieser Frage Stellung nehmen, dann muß man aber vor allem genau feststellen, um was es sich dabei handelt, und die verschiedenen

---

[1] Karl Ballod, Einiges aus der Utopienliteratur der letzten Jahre, a. a. O., S. 114 ff.

[2] Professor Dr. Robert Liefmann, Bringt uns der Krieg dem Sozialismus näher? Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jaeckh: »Der Deutsche Krieg«, Heft 56. Stuttgart, Berlin 1915, Deutsche Verlagsanstalt. 44 Seiten. Preis 50 Pfennig.

[3] Edgar Jaffé, Der treibende Faktor in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, a. a. O., S. 3 ff. Jaffé, Die »Militarisierung« unseres Wirtschaftslebens, a. a. O., S. 511 ff., und Jaffé, Entgegnung auf den offenen Brief von C. H. Kaemmerer, a. a. O., S. 555 ff.

Begriffe auseinanderhalten, deren Verwechslung oder Vermischung in den bisherigen Diskussionen schon eine ziemliche Verwirrung angerichtet hat.

Der Zweck der Wirtschaft ist die Bedürfnisbefriedigung. Nicht immer ist aber die Bedürfnisbefriedigung das unmittelbare Ziel, das diejenigen im Auge haben, die die Erzeugung und den Umlauf der Güter dirigieren. In der bäuerlichen sogenannten »geschlossenen Hauswirtschaft«, innerhalb deren fast alles hergestellt wurde, was ihre Mitglieder benötigten, wurde die Produktion von den Hausvorständen planmäßig so eingerichtet, daß diejenigen Güter erzeugt wurden, deren die Haushaltung und ihre Mitglieder bedurften, und in den Mengen, in denen man sie brauchte. Im modernen bäuerlichen Betrieb ist das keineswegs mehr der Fall. Hier ist nicht mehr der Bedarf der Hausangehörigen nach Gebrauchsgütern für die Produktion maßgebend, sondern die Rentabilität. Es werden diejenigen Produkte erzeugt, die einen im Verhältnis zu ihren Kosten möglichst hohen Marktpreis erzielen. Der so zu erreichende Gewinn ist das Ziel, nach dem die ganze Produktion orientiert wird. Natürlich setzt dessen Verwirklichung voraus, daß entsprechende Nachfrage nach den erzeugten Gütern besteht, daß sie also ein gesellschaftliches Bedürfnis befriedigen. Aber die Leiter der bäuerlichen Betriebe wissen gar nicht oder brauchen doch nicht zu wissen, wessen Bedürfnisse durch die unter ihrer Leitung erzeugten Güter befriedigt werden; es kommt ihnen nicht auf diese Bedarfsbefriedigung an, sondern auf den eigenen Gewinn.

Allerdings ist klar, daß in der Praxis die Scheidelinien zwischen diesen beiden Wirtschaftstypen nicht so scharf sind wie in der Theorie. Auch die geschlossenen Hauswirtschaften verkaufen manche ihrer Erzeugnisse, ja sie können manche schon zum Zwecke des Verkaufs erzeugen. Umgekehrt produziert der Bauer heute zum Teil auch für den eigenen Bedarf, und dieselben Güter können je nach den Marktverhältnissen, den Steuerterminen usw. entweder als Ware dienen, die auf dem Markt verkauft wird, oder als Gebrauchsartikel für die eigene Wirtschaft.

Auch historisch gibt es zahlreiche Übergangsstufen zwischen diesen beiden Wirtschaftstypen. Auf den mittelalterlichen Fronhöfen bestimmte der Herr oder sein Stellvertreter nach den Bedürfnissen des Hofes die Produktion. Wurde der Betrieb groß, so trat vielfach Arbeitsteilung ein, es entwickelten sich Spezialarbeiter, die zunächst ebenfalls im Rahmen dieser Bedarfsdeckungswirtschaft und nach den Anordnungen ihres Leiters nur Werkzeuge, Stoffe, Kleider, Schuhe usw. fertigten und dafür aus dem Produkt der anderen auch einen Anteil erhielten. Je mehr die Spezialarbeiter zu selbständigen Handwerkern wurden, um so mehr nahm ihr Verkehr mit den anderen Wirtschaftssubjekten die Form des Warenaustausches an, wurde ihre Produktion mehr und mehr unabhängig von den Anordnungen des Leiters der Gutswirtschaft. Der Handwerker lernte seine Produktion nicht nach den Bedürfnissen irgendeiner Gemeinschaft orientieren, sondern nach dem Gewinn, den er beim Verkauf seiner Waren auf dem Markt erzielen konnte.

Wie schon das Beispiel des Fronhofs zeigt, setzt die Bedarfsdeckungswirtschaft durchaus nicht etwa notwendig voraus, daß die Bedürfnisse aller Beteiligten in gleicher Weise für die Produktion maßgebend sein müßten. Tatsächlich war bisher meist das Gegenteil der Fall. Auch innerhalb der Bedarfsdeckungswirtschaft sind Ausbeutung und Klassengegensätze nicht nur

möglich, sondern sie haben bisher die Regel gebildet. Die Sklaverei zum Beispiel kommt sowohl in der Bedarfsdeckungs- wie in der Gewinnwirtschaft vor. Das Privatbesitzrecht an den Produktionsmitteln ist ebenfalls kein sicheres Unterscheidungsmerkmal der beiden Wirtschaftstypen. Bei dem mittelalterlichen Grundherrschaftsverhältnis zum Beispiel hatten die Hintersassen oft sehr gute Besitzrechte an dem von ihnen bebauten Grund und Boden sowie an den Geräten und dem Vieh. Trotzdem war die Wirtschaft, deren Glieder sie waren, Bedarfsdeckungswirtschaft. Denn sie wurde danach eingerichtet, die Bedürfnisse der bäuerlichen Familie und die der Grundherrschaft durch die Erzeugung der benötigten Gebrauchswerte zu befriedigen. Das Besitzrecht an den Produktionsmitteln stand den Bauern zu, aber nicht die freie Verfügungsgewalt über sie. In dieser waren sie durch die Anordnungen des Grundherrn beschränkt.

Auch die Form des Güterverkehrs bildet kein solches Merkmal. Gewiß ist der Warenaustausch eine notwendige Voraussetzung der Gewinnwirtschaft; aber in jeder umfassenden arbeitsteiligen Wirtschaft ist ein Güteraustausch zwischen den Wirtschaftssubjekten notwendig, und dieser kann auch in der Bedarfsdeckungswirtschaft die gleichen Formen annehmen, in denen heute die Warenzirkulation vor sich geht. Man denke zum Beispiel an die zahlreichen sozialistischen Utopien von Owen bis in unsere Zeit, in denen die Güterverteilung nach Maßgabe der geleisteten Arbeit stattfinden und durch ein Arbeitsgeld vermittelt werden soll. Was einen solchen Güterverkehr von der heutigen Warenzirkulation wesentlich unterscheidet, das ist eben, daß hier die Güter nach einem vorgefaßten Plan zur Befriedigung der gesellschaftlichen Bedürfnisse erzeugt worden und daher dann nur mehr an ihre richtige Stelle zu bringen sind, wo sie bedurft werden, während heute die Güter von den einzelnen Produzenten als Waren erzeugt werden, das heißt ohne vorgefaßten Gesamtplan, sondern mit der Absicht, durch ihren Verkauf Gewinn zu erzielen. Nicht die Formen des Austausches sind also entscheidend, sondern die Frage, ob die Leiter der Produktion diese nach der Befriedigung bestimmter Bedürfnisse einrichten oder nach der Erzielung möglichst großer Unterschiede zwischen Herstellungskosten und Verkaufspreisen, ob als Leitstern der Produktion der Gebrauchswert gilt oder der Tauschwert.

Wie wichtig gerade diese Unterscheidung ist, zeigt sich besonders jetzt. Man spricht so viel von der Organisierung des Wirtschaftslebens, vergißt aber, daß es sich dabei um zwei sehr verschiedene Dinge handeln kann, die freilich äußerlich viel Ähnlichkeit besitzen. Wenn zum Beispiel ein Kartell die Produktion und den Absatz einer bestimmten Warenart regelt, tut es das, um seinen Gewinn möglichst zu erhöhen. Dasselbe tut der Staat, wenn er sich aus rein fiskalischen Gründen zum Beispiel an einem Syndikat beteiligt oder wenn er an die Stelle indirekter Steuern Monopole setzt. Etwas wesentlich anderes ist es aber, wenn der Staat in den Produktions- und Zirkulationsprozeß regelnd eingreift, um seinen eigenen Bedarf an gewissen Gütern zu decken oder dessen Deckung sicherzustellen. Der Staat mag in einem solchen Falle vielleicht allein zum Vorteil der Profitmacher handeln; aber er greift zu solchen Maßregeln nicht, um durch sie seinen Profit oder den der Kapitalisten zu erhöhen. Wenn zum Beispiel ein Staat während einer Revolution die Waffen- und Munitionsfabrikation regelt, tut er das wohl, um

die Profitmacherei, das Ausbeutungssystem vor dem Untergang zu retten, er tut es aber nicht, um durch diese Maßregeln seinen eigenen Profit oder den der Waffenfabriken zu erhöhen.

Mit der Feststellung, daß der Krieg zu einer verstärkten Organisierung des Wirtschaftslebens geführt hat, ist also noch wenig getan; will man die Richtung erkennen, in welche die Kriegswirtschaft unser Wirtschaftsleben überhaupt drängt, dann muß man sich zunächst die Frage vorlegen, ob der Krieg uns dem Typus der Bedarfsdeckungswirtschaft nähert und ob diese Wirkung auch nach der Wiederherstellung des Friedens vorhalten wird. Erst wenn diese Fragen bejaht sind, dann kann und muß untersucht werden, ob die Bewegung auch in der Richtung geht, in dieser neuen Bedarfsdeckungswirtschaft die Ausbeutung aufzuheben, die Klassen zu beseitigen; denn nur diejenige Bedarfsdeckungswirtschaft, in der diese Forderungen erfüllt sind, darf sozialistisch genannt werden.

2. Die Kriegswirtschaft.

Fragen wir also zunächst, ob sich die Kriegswirtschaft dem System der Bedarfsdeckungswirtschaft genähert hat. Es ist das unstreitige Verdienst Otto Neuraths, schon vor dem Kriege in einer Reihe damals zu wenig beachteter Abhandlungen auf diese Möglichkeit hingewiesen zu haben.[4] Man braucht sich nur einen Augenblick vorzustellen, daß die Wirtschaft auch während des Krieges von dem berühmten »freien Spiel der Kräfte«, das heißt von der freien Konkurrenz restlos beherrscht wäre, um zu sehen, daß der allgemeine sofortige Bankrott unausbleiblich wäre. Die Armeeverwaltung müßte dann alle ihre Bedürfnisse auf dem freien Markte decken, das heißt sie müßte unerschwingliche Preise bezahlen, um die Privatkonkurrenz aus dem Felde zu schlagen. Man denke zum Beispiel nur an die Beschaffung der Pferde zur Zeit, wo die Landwirte ihre Zugtiere für die Ernte dringend benötigten. Zugleich müßte der Staat die zur Fortführung des Krieges notwendigen Rohmaterialien wie Kupfer, Kautschuk, Benzin usw. gegen die Konkurrenz des Auslandes im Inland festhalten und könnte dies wieder nur durch ungeheure Preisangebote. Welche Wirkung die »freie Konkurrenz« haben würde, davon bekamen wir einen kleinen Vorgeschmack, als im Anfang des Krieges sich die verschiedenen Intendanturen zeitweilig auf dem Lebensmittelmarkt gegenseitig in den Preisen überboten. Womöglich noch schlimmer sähe es um die Versorgung der Zivilbevölkerung aus. Die ersten Wochen nach Kriegsausbruch haben uns gezeigt, welch wahnsinnige Preissteigerungen die Wirkung des »freien Spiels der Kräfte« in Zeiten der Panik sein können; und ohne energisches Eingreifen der Staatsgewalt wären die Dinge im Fortgang des Krieges nicht besser, sondern noch viel schlimmer geworden. Und wie wäre auch die Notlage der Arbeiter ausgenutzt worden, wenn sie nicht an der Festsetzung von Höchstpreisen usw. und an den Unterstützungen einen Rückhalt und in dem Eingreifen der Behörden eine Hilfe gefunden hätten. Aber nicht nur, daß die Preise und Löhne die unerhörtesten Sprünge gemacht hätten, die Produktion selbst wäre ohne das regelnde Eingreifen des Staates und der verschiedenen industriellen und kommerziellen Körperschaften alsbald völlig ins Stocken geraten.

[4] Vergl. zum Beispiel Otto Neurath, Die Kriegswirtschaft. V. (16.) Jahresbericht der Neuen Wiener Handelsakademie. Wien 1910. S. 28.

Man hat viel über jene Sozialisten gespottet, die den Zusammenbruch des Kapitalismus beim Ausbruch eines Weltkriegs prophezeiten. Tatsächlich haben sie sich geirrt. Aber ihr Irrtum liegt an einer anderen Stelle, als die meisten ihrer heutigen Kritiker glauben. Wäre der Kapitalismus beim Ausbruch des Krieges sich selbst überlassen geblieben, er wäre sofort zusammengebrochen und hätte unter seinen Trümmern die Staatsregierungen begraben.

Jene Sozialisten haben nicht die Leistungsfähigkeit des kapitalistischen Wirtschaftssystems unterschätzt, sondern die Anpassungsfähigkeit unserer heutigen Wirtschaft an die Erfordernisse und die Organisierung einer Bedarfsdeckungswirtschaft. Wie oft haben wir es vor dem Kriege auch von Parteigenossen hören müssen, unsere Wirtschaft sei zur Sozialisierung noch lange nicht reif, der Kapitalismus habe seine Rolle durchaus noch nicht ausgespielt, seine historische Mission noch bei weitem nicht vollführt, die technischen und organisatorischen Vorbedingungen des Sozialismus seien noch bei weitem nicht gegeben, die Diktatur des Proletariats würde und müßte zu einem Zusammenbruch führen. Die Ereignisse des letzten Jahres haben das Gegenteil bewiesen. Wäre eine proletarische Regierung stark genug, um so diktatorisch auftreten zu können wie heute die Militärgewalt, die materiellen und organisatorischen Voraussetzungen wären vorhanden, um eine Bedarfsdeckungswirtschaft im großen Stil in kürzester Zeit aufzubauen.

Das hat weniger die Lebensmittelpolitik der Regierung gezeigt, die allerdings außer der meist in den Vordergrund gerückten Festsetzung von Höchstpreisen und der Begrenzung des Getreideverbrauchs auch Vorschriften über das Ausmahlen des Getreides, das Backen, die Branntweinbrennerei, die Brauerei, die Wursterzeugung, das Schlachten usw. enthält; viel mehr kommt hier das energische und tiefe Eingreifen der Staatsverwaltung in den gesamten Produktions- und Zirkulationsprozeß in Betracht. Man denke zum Beispiel an die Arbeiten der Kriegsrohstoffabteilung mit ihren umfassenden statistischen Aufnahmen, an die staatlich geförderte Gründung der Rohstoffgesellschaften zur Abschätzung des Bedarfs von Heer und Industrie und zur Verteilung der Rohstoffe an die Produzenten. Man denke an die Beschlagnahme von Leder, von Metallen, von Gummi, an die Einstellung des privaten Automobilverkehrs, an die staatliche Förderung von Erfindungen und an die Errichtung neuer Fabrikanlagen mit Staatshilfe gegen Übernahme bestimmter Produktionsverpflichtungen; man denke an die völlige Umwälzung des Transport- und des Kreditwesens durch staatlichen Eingriff, und man wird zugeben, daß wir Zeugen einer ungeheuren Revolution unseres Wirtschaftslebens sind.

Man darf aber vor allem hier nicht vergessen, wie gründlich unser ganzes Wirtschaftsleben schon durch den Umstand allein umgewandelt wurde, daß der Staat als Konsument in einem Umfang aufgetreten ist, wie man das früher nicht ahnte. Ein sehr großer und gerade der wichtigste Teil der Industrie und ein großer Teil der Landwirtschaft arbeiten heute nicht für den Markt, sondern auf Bestellung für den Staat. Natürlich bedeutet Arbeit auf Bestellung noch keineswegs Bedarfsdeckungswirtschaft. Wenn aber der bestellende Konsument die Macht und den Willen besitzt, den Produzenten Arbeitsbedingungen, Wahl der Rohstoffe und deren Preise sowie auch die Festsetzung der Warenpreise in ziemlich weitem Maße vorzuschreiben, liegt

darin sicherlich eine wesentliche Annäherung an diesen Wirtschaftstypus. Daß dies heute nicht in viel weiterem Umfang geschieht, liegt nicht an technischen oder organisatorischen, sondern hauptsächlich an sozialen und politischen Hemmungen.

Es wäre natürlich ganz irrig, diese neuen Formen deshalb, weil sie mit den hergebrachten kapitalistischen in Widerspruch stehen, als sozialistisch zu bezeichnen. Der Profit selbst wird durch die Maßnahmen der Regierung gar nicht angegriffen. Allerdings werden viele Kapitalisten verhindert, ihrer Profitsucht hemmungslos zu frönen; aber die Bilanzen zahlreicher Aktiengesellschaften verraten trotz aller geschickten Manipulationen noch immer, daß auch heute noch und sogar heute mehr als je die Profitmacherei blüht. Ja, man kann sagen, daß jene Einschränkungen des Profitstrebens durch Maßnahmen der Regierung notwendig waren zur Erhaltung der kapitalistischen Gesellschaft, die sonst zusammengebrochen wäre, das heißt also zur Erhaltung des Profits überhaupt.

Nicht in der Gefährdung des Profits liegt das grundsätzlich Neue an den wirtschaftlichen Kriegsmaßnahmen, sondern darin, daß das Prinzip bewußt fallen gelassen wurde, das Profitstreben der Unternehmer biete die beste Gewähr für die Deckung der wirtschaftlichen Bedürfnisse der Gesellschaft.[5] An die Stelle der wirtschaftlichen Anarchie tritt die bewußte, planmäßige und einheitliche Leitung der Wirtschaft zum Zwecke der Bedarfsdeckung des Staates. Der Anteil an den produzierten Gütern, der den herrschenden Klassen zufällt, kann bei solcher Umwandlung sogar größer werden; aber er hört auf, der Regulator der Produktion zu sein.

Es ist deshalb auch schief, wenn Jaffé sagt:[6]

> Wo der freie Wettbewerb ausgeschaltet wird, wo an die Stelle des privaten das öffentliche Monopol tritt, da ist der Unternehmergewinn verschwunden, zugunsten der Allgemeinheit mit Beschlag belegt. Da ist aber auch der Kapitalismus tot, denn er lebt von nichts anderem als eben vom Unternehmergewinn. Mit diesem und um dieses willen ist er entstanden, mit ihm muß er von der Bildfläche verschwinden.

Gewiß hört der Unternehmergewinn als solcher auf, wo es keine Konkurrenz mehr gibt, sondern nur staatliches Monopol, und der Kapitalismus ist dort tot. Aber das muß noch keineswegs bedeuten, daß der Ertrag der Arbeit den Produzenten zufallen muß,[7] daß die Ausbeutung, die Klassen-

---

[5] Auch in seiner neuen Schrift unterstreicht Professor Liefmann (S. 26) neuerdings den Satz, den er schon früher verfochten: »Das private Ertragsstreben ist dasjenige Organisationsprinzip, welches es in der vollkommensten Weise ermöglicht, die wir kennen, daß im großen und ganzen jeder Mensch sich den Teil am Lebensgenuß verschaffen kann, der seinen Leistungen für andere entspricht.« So ungeheuerlich dieser Satz, so herausfordernd er besonders auf jeden Arbeiter wirken muß, der für lebenzerrüttende Arbeit kaum den nackten Lebensunterhalt bekommt, originell ist er wahrlich nicht. Seit hundert Jahren bemühen sich die Harmonieapostel nachzuweisen, daß das Gemeinwohl gar nicht besser gepflegt werden könne, als wenn jeder Kapitalist auf die Profitjagd geht.

[6] A. a. O., S. 27.

[7] Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag für den einzelnen Produzenten ist eine reaktionäre Utopie; für die Gesamtheit ist es eine sozialistische Grundforderung.

herrschaft aufgehoben sind. Jaffé kommt zu seiner Auffassung dadurch, daß ihm der Staat ein mystisches, über den Klassen thronendes Wesen ist, das die ewige Gerechtigkeit zu verkörpern wenigstens den inneren Drang fühlt.[8]

(Fortsetzung folgt.)

Brauchen wir eine andere Internationale?[1]

Von Ed. Bernstein.

1. Eine Anklage und ihre Begründung.

Unter dem Titel »Die alte und die neue Internationale« hat Wolfgang Heine in den »Sozialistischen Monatsheften« einen Artikel veröffentlicht, worin er für eine Neuschöpfung der sozialistischen Internationale auf der Grundlage veränderter Auffassung der Völkerbeziehungen eintritt. Da der Artikel damit eine Frage von tiefgreifender Bedeutung aufwirft, scheint es mir angezeigt, ihm an dieser Stelle einige Betrachtungen zu widmen, zumal ich nicht fehlzugehen glaube, wenn ich annehme, daß Heine zu seinem Artikel den Anlaß oder Anstoß empfangen hat von Ausführungen in meinem hier erschienenen Aufsatz über den Wert der Internationale. (Neue Zeit, XXXIV, 1, Nr. 1.)

Heine erklärt zu Anfang seines Artikels die Neuschöpfung der Internationale für eine der wichtigsten Aufgaben der Sozialdemokratie und knüpft daran die Bemerkung, gerade aus diesem letzteren Grunde »müßten wir uns möglichst bald über die wahren Gründe des Zusammenbruchs ihrer Vorgängerin Klarheit verschaffen«. Diese zwei Sätze umfassen drei Behauptungen:

1. Die alte Internationale, das heißt die Internationale, wie sie bis zum 4. August 1914 war, ist zusammengebrochen.

2. Die Internationale ist eine Notwendigkeit.

3. Die Internationale muß anders sein, als sie bisher war.

Der dritte dieser Sätze umschließt in Verbindung mit dem ersten einen vierten, der dem größten Teil des Heineschen Artikels die Grundnote liefert, und mit dem sich daher unsere Untersuchung zunächst beschäftigen soll. Sein Sinn ist: Die Internationale der Sozialdemokratie ist an eigener Fehlerhaftigkeit zugrunde gegangen.

---

[8] Welch sonderbaren Vorstellungen Professor Jaffé in dieser Hinsicht huldigt, geht am deutlichsten aus dem Beitrag hervor, den er für die große Illusionensammlung »Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland« geliefert hat. Dort schreibt er (S. 101 ff.): »An den parlamentarischen Arbeiten, an der Politik im engeren Sinne — innerer wie äußerer — sollte jeder von uns seinen Anteil haben, eben in seiner Eigenschaft als Staatsbürger, das heißt als gleichberechtigter Teil des Ganzen, an dem er das gleiche Interesse hat wie alle seine Mitbürger. Haben wir diese grundlegende Stellung erst einmal erreicht, so fallen damit für die politische Betätigung die bisherigen, nach Klassengesichtspunkten orientierten Interessengegensätze fort, und es kann sich dann nur noch handeln um Meinungsverschiedenheiten über Mittel und Wege zur Förderung des gemeinsamen Gesamtinteresses. Wir kommen dann zu einer Einheit im Frieden, wie wir sie im Kriege über allen Parteihader hinweg schaffen konnten, weil Ziel und Interesse aller das gleiche war.«

[1] Der Abdruck dieses sowie des Artikels von Friedrich Adler wurde durch Umstände, die mit dem Kriegszustand zusammenhängen, verzögert. Anm. der Red.

Wie ist das zu verstehen? Zwei Punkte werden von Heine nur einmal ganz flüchtig berührt. Weder an der Form noch am Wesen der Organisation oder des Aufbaues der Internationale hat er rückblickend Aussetzungen von Bedeutung zu machen. Seine kritischen Darlegungen gelten dem Geiste, in dem die Internationale die Fragen der großen Politik behandelt habe, sowie dem Wirken bestimmter Personen und Gruppen hierbei. Und in bezug auf eine der von ihm kritisierten Personen fordert er sogar ziemlich unverblümt Entfernung aus der von ihr eingenommenen Stellung. Allerdings nennt er keinen Namen. Aber jedem einigermaßen Unterrichteten ist es klar, daß es sich um den Genossen Haase handelt.

Mit welchem Recht Heine gerade ihn kritisiert, wird sich später zeigen. Beschäftigen wir uns zunächst mit dem Sachlichen. Welches ist der Geist, der aus der Internationale ausgetrieben werden soll, und durch welchen Geist soll er ersetzt werden? An einer Stelle seines Aufsatzes sagt Heine, und dies drückt vielleicht den ihn leitenden Gedanken am prinzipiellsten aus:

Die neue Internationale muß von dem Krieg den Sinn für Realitäten gelernt haben, der der alten bedauerlicherweise abgegangen ist. Da gibt es dann kein anderes Mittel, als an die Stelle der Redensarten wirkliche Tätigkeit treten zu lassen, nichts vereint mehr als Arbeit.

Eine schwere Anklage in der Tat. »Keinen Sinn für Realitäten, Redensarten statt Arbeit.« Der verbissenste Gegner kann einer Verbindung kaum Schlimmeres nachsagen. Untersuchen wir, wie es mit der Berechtigung dieses Vorwurfes steht und wen er treffen würde, wenn er sich als berechtigt herausstellte.

Die Internationale war bisher ein Bund der nach Nationen oder Ländern organisierten Sozialdemokratie der Kulturwelt. Ursprünglich, in der ersten Internationale, waren die Landesorganisationen mit wenigen Ausnahmen ziemlich lose Verbindungen mit fluktuierenden Mitgliedschaften und geringer politischer Betätigungsmöglichkeit. In der zweiten Internationale, deren Dasein wir vom Jahre 1889 ab datieren, zeigt sich von vornherein ein anderer Typus der Landesorganisation an: fest organisierte politische Arbeiterparteien mit Vertretungen in den Parlamenten, in Kommunal- und anderen Verwaltungskörpern und gestützt auf wirtschaftspolitische Arbeiterverbindungen (Gewerkschaften usw.), die gleichfalls, hier schneller und dort langsamer, eine immer festere Form annahmen. Festere Organisation, vielseitigere Tätigkeit, reichere Erfahrung — so stellte sich dem aufmerksamen Beobachter das Bild der Bewegung in den einzelnen Ländern dar. Daß es irgendwo schon Vollkommenheit besaß, wer hätte das behauptet? Daß aber die Entwicklung den angezeigten Weg nahm, daß wir von Jahr zu Jahr darin Fortschritte verzeichnen konnten, wer will, wer kann es bestreiten? Ich bin der letzte, den sozialistischen Parteien Unfehlbarkeit anzudichten. Aber ich halte es ebenso für unmöglich, den obigen Vorwurf Heines auf sie anzuwenden, will auch nicht unterstellen, daß er als summarische Anklage gegen sie gedacht war. War er jedoch auf die konstituierenden Teile der Internationale nicht gemünzt, auf wen kann er dann gehen? Etwa auf ihre zusammenfassende Leitung, das Internationale Sozialistische Bureau? Nun, dieses Bureau bestand oder besteht — denn wenn es bisher während des Krieges noch nicht zusammentrat, so ist es darum noch nicht aufgehoben — aus den Vertretern der Landesparteien, welche der Internationale

angeschlossen sind. Es liegt in der Natur der Sache, daß Parteien, wenn sie in irgendeine wichtige Kommission Vertreter zu entsenden haben, nicht gerade ihre dümmsten und unerfahrensten Mitglieder zu entsenden pflegen. Auch wenn man nicht wüßte, aus welchen Personen sich das Internationale Sozialistische Bureau zusammengesetzt hat, so würde schon die einfachste Überlegung sagen, daß sie an Kenntnis und Erfahrung den Durchschnitt der Bewegung überragt haben müssen. Mißgriffe im Einzelfall, wie sie ja überall vorkommen, pflegen auf die Dauer ihre Verbesserung oder ihren Ausgleich zu finden. Wer aber waren die Personen, die tatsächlich das Bureau gebildet haben? Um dem Alphabet zu folgen: von den Viktor Adler und Eduard Anseele, den August Bebel und Hjalmar Branting, den Hermann Greulich und Jean Jaurès angefangen bis zu den J. Sakasoff und Th. Stauning, den P. J. Troelstra und D. Tutzowitsch, den Emil Vandervelde und Jakob Vidnes ohne Ausnahme Persönlichkeiten, die man, so sehr man in Einzelfragen von ihnen abweichen mochte, ohne Einspruch als die geistige Auswahl der Sozialdemokratie bezeichnen konnte. Leute, von denen jeder in seinem Lande in jahrzehntelanger Tätigkeit an verantwortlicher Stelle die eigene Partei nach ihrer politischen Leistungsfähigkeit und das Land selbst nach dem Verhältnis seiner Kräfte gründlich kennen gelernt hatte, und die deshalb als Kollegium eine außergewöhnlich hohe Summe von Erfahrung repräsentierten. Hat Heine diese Männer, und nicht etwa den einen oder den anderen unter ihnen im Auge, dann wird man sich nicht dem Vorwurf der Liebedienerei aussetzen, wenn man fragt, woher er nur den Mut nimmt, ihnen so summarisch, wie es in dem obigen Satze geschieht, den Sinn für Realitäten abzusprechen.

Er geht aber noch weiter. »Die eigentliche politische Aufgabe der Internationale müßte darin bestehen,« schreibt er, »daß sie die Sozialisten über die Verhältnisse in den Bruderparteien und Nachbarvölkern wahrheitsgemäß unterrichtete« (von Heine unterstrichen). Darin habe die alte Internationale »völlig versagt«. Das ist, gelinde gesagt, eine große Ungerechtigkeit. Gewiß sind Mißgriffe vorgekommen, gewiß hat es an gelegentlichen Übertreibungen nicht gefehlt. Aber wer sich nicht an herausgerissene Einzelfälle hält, sondern die Bewegung als ein Ganzes betrachtet und da dem Geist ihrer Entwicklung nachgeht, der wird, wozu ihm das Material in den Berichten und Protokollen der internationalen Kongresse zu Gebote steht, im Gegenteil finden, daß sich von Kongreß zu Kongreß in den Berichten ein immer stärkerer Sinn für die Tatsächlichkeit geltend macht, ein immer stärkeres Bestreben und auch Vermögen, den Dingen klar ins Gesicht zu sehen und sie ungeschminkt zur Darstellung zu bringen. Auch das war ein naturgemäß sich vollziehender Prozeß. Es liegt im Wesen junger Bewegungen, ihre politische Kraft sich und anderen zu übertreiben. Mit der zunehmenden Reife wächst auch der Sinn für das Maß und nehmen im gleichen Grade Bedürfnis nach, und Geschmack an Schönmalerei ab. Wobei man indes es als selbstverständlich begreifen wird, daß der Bericht einer Bewegung mit den großen Zielen einer aufstrebenden Gesellschaftsklasse niemals so trocken kalkulatorisch abgefaßt sein wird und darf wie etwa der Jahresbericht einer staatlichen oder kommunalen Kassenverwaltung. »Man hat große Beschlüsse gefaßt, hat versprochen, die Fahne unentwegt hochzuhalten und den Krieg mit allen Mitteln zu verhindern,« fährt Heine fort.

Was für ein Vorwurf! Sollte eine Bewegung, die sich als die Trägerin der höchsten Menschlichkeitsziele fühlt, in den Beschlüssen ihrer großen Zusammenkünfte etwa nicht den Glauben an ihre Fahne und den Willen zur möglichsten Betätigung ihrer Kräfte für die Verhinderung eines Weltunheils zum Ausdruck bringen? Man habe »aber nicht geprüft«, heißt es weiter, »ob man wirksame Mittel dafür besitzt und wie die Stimmung der Völker dem eigenen Staate gegenüber ist«.

Das erste ist in dieser Allgemeinheit einfach unrichtig. Es haben im Gegenteil seit Jahren sehr eingehende Erörterungen über die der Bewegung in den verschiedenen Ländern für den besagten Zweck zur Verfügung stehenden Mittel und deren Wirkungskraft stattgefunden, Erörterungen, die das Vorhandensein weitgehender Meinungsverschiedenheiten in bezug auf bestimmte Mittel zur allgemeinen Kenntnis brachten und zur Folge hatten, daß die Beschlüsse der Internationale hinsichtlich dieser Mittel eine sehr vorsichtige Fassung erhielten. Den Sozialisten keines Landes ward in diesem Punkte mehr zugemutet, als »die ihnen am wirksamsten erscheinenden Mittel« zur Anwendung zu bringen. (Resolution von Kopenhagen, 1910.) War das auch schon zu viel?

Der zweite Vorwurf, nicht geprüft zu haben, wie die Stimmung der Völker dem eigenen Staate gegenüber sei, würde so allgemein gefaßt gleichfalls vor genauer Untersuchung nicht standhalten. Da er sich aber sofort zu einem sehr bestimmten Vorwurf gegen die deutsche Vertretung in der Internationale verdichtet, kann von der Nachprüfung unter jenem Gesichtspunkt ebenso abgesehen werden wie von einem Eingehen auf die Frage, was es mit dem Vorwurf grundsätzlich auf sich hat. Der Vorwurf gegen die deutsche Vertretung lautet:

> Ich habe so viel Vertrauen in den Verstand und die Ehrlichkeit der französischen, englischen und belgischen Genossen, daß ich mir nicht denken kann, sie würden in solche Entrüstung über die Haltung der deutschen Partei zur Vaterlandsverteidigung verfallen sein, wenn man ihnen von deutscher Seite klipp und klar gesagt hätte, daß auch der deutsche sozialdemokratische Arbeiter sich als Deutscher fühlt wie der französische als Franzose, und daß er das Deutsche Reich niemals fremden Invasionen preisgeben würde, indem er sich im Kriegsfall der Sache des Vaterlandes gegenüber kalt und gleichgültig verhielte.

In diesem Satze stecken zwei Verdächtigungen. Die eine, schwerere trifft die Vertreter der deutschen Sozialdemokratie in der Internationale, die andere die Sozialisten Frankreichs, Englands und Belgiens. Nehmen wir zuerst die schwerere vor. Sie unterstellt, daß die Vertreter der deutschen Sozialdemokratie in der Internationale die Genossen der anderen Länder im unklaren darüber gelassen hätten, daß auch der deutsche sozialdemokratische Arbeiter sich als Deutscher fühle wie der französische als Franzose. Wann oder wo soll dies geschehen sein? Wann oder wo haben Debatten stattgefunden oder sind Fragen aufgeworfen, Forderungen formuliert worden, welche die Feststellung solcher Selbstverständlichkeit auch nur nötig gemacht hätten? Nicht eine einzige Tatsache führt Heine dafür an, nicht einmal eine Andeutung auf einen bestimmten Vorfall bietet er dem Leser. Dagegen hat er selbst an einer früheren Stelle seines Aufsatzes ausgeführt:

> Was auf dem Internationalen Sozialistenkongreß zu Stuttgart (1907) die Vertreter aller Länder, Bebel und Vollmar, Jaurès, Vaillant und Guesde und beson-

ders Vandervelde ausgesprochen haben, ist unzweideutig. Die Internationale hat damals die Pflichten der sozialdemokratischen Parteien zur Unterstützung ihrer Nationen auch in Kriegsgefahr ausdrücklich festgestellt und den Wert der Nationen für die Entwicklung der Menschheit aufs wärmste anerkannt. Niemand hat dort zu wiederholen gedacht, daß der Arbeiter kein Vaterland habe.

Was Heine über Bebel, Vollmar, Jaurès sagt, muß auch für Haase gelten. Hat doch Haase mit Bebel und Vollmar die Stuttgarter Resolution redigiert.

Was ist, müssen wir fragen, von da ab bis zum Ausbruch des jetzigen Krieges vorgefallen, um bei den Sozialisten der anderen Länder die Auffassung zu erwecken, daß der deutsche Arbeiter sich 1914 weniger als Deutscher fühlen würde, als er dies 1907 getan hätte? Welche Tatsache gibt Heine das Recht, gegen Vertreter der deutschen Sozialdemokratie eine solche Behauptung in die Welt zu setzen? Bebel, Singer, Kautsky, Haase, Molkenbuhr, Ebert haben nach allen Berichten stets in voller Übereinstimmung, und zwar im Geiste der internationalen Kongreßbeschlüsse die deutsche Sozialdemokratie im Internationalen Bureau vertreten. Aus dem Munde von Vertretern unserer Partei in hervorragender Stellung haben in neuerer Zeit nur zwei Äußerungen, welche die Franzosen allenfalls hätten irreführen können, größeres Aufsehen außerhalb Deutschlands gemacht: ein Satz aus einer Rede Scheidemanns und ein Satz aus einer Rede Wendels. Meint Heine sie? Dann mag er es sagen, und die genannten Genossen werden ihm antworten. Soll es aber auf andere Leute gehen, dann muß verlangt werden, daß er seine Anklage genauer formuliert.

Auf der anderen Seite ist es, trotz des mildernden Umstandes, den Heine für sie anführt, auch eine Verdächtigung der Bruderparteien, wenn er von ihnen schreibt, sie seien »in Entrüstung über die Haltung der deutschen Partei zur Vaterlandsverteidigung geraten«. Denn damit wird unterstellt, daß diese Sozialisten im Gegensatz zu ihrer eigenen Haltung von der deutschen Sozialdemokratie eine Preisgabe des Vaterlandes gegenüber Invasionen erwartet oder gar verlangt hätten. Das ist ihnen aber nicht eingefallen. Was die belgischen, französischen und italienischen Sozialisten der deutschen Sozialdemokratie zum Vorwurf machen, ist etwas ganz anderes. Bevor wir darauf eingehen, ist noch folgender Satz des Genossen Heine zu beachten, der an den vorletzten der oben zitierten Sätze anknüpft:

> Offenbar hat man den fremden Genossen auch nicht deutlich genug gesagt, daß die maßgebenden Männer unserer Regierung, namentlich der Kaiser, n i c h t auf einen Krieg drängten, daß man aber in Deutschland aufs tiefste von dem Bewußtsein der durch den Dreiverband, durch die englische Einkreisungspolitik drohenden Gefahr durchdrungen war.

Ein merkwürdiger Vorwurf! Welcher deutsche Sozialdemokrat erfreute sich denn vor dem 4. August 1914 so sehr des Vertrauens von Kaiser und Kanzler, sah ihnen so genau in Herz und Nieren, um eine solche Erklärung mit irgendwelcher Sicherheit abgeben zu können? Schloß nicht die politische Stellung der deutschen Sozialdemokratie, die tatsächlich und verfassungsrechtlich für sie bestehende Unmöglichkeit, bei der Entscheidung über Krieg und Frieden mitzureden, so etwas mit Notwendigkeit aus? Denn welche Bürgschaften konnte derjenige, der so hätte sprechen wollen, den ausländischen Sozialisten für die Verläßlichkeit seiner Aussagen darbieten? Man nehme an, unser Vertreter hätte am 29. Juli vorigen Jahres in Brüssel so gesprochen, wie er nach Heine hätte sprechen müssen, was wäre die Wir-

kung gewesen? Eine einfache Überlegung sagt, daß später die Enttäuschung nur um so größer gewesen wäre. Haase hat der Auffassung, die damals in der Partei die allgemeine war, Ausdruck gegeben. Wie seine Äußerungen von den Vertretern anderer Länder aufgefaßt worden sind, können wir mit Sicherheit feststellen. In der Jaurès-Gedenknummer der »Humanité« vom 31. Juli 1915 schildert Emile Vandervelde sein letztes Zusammensein mit Jaurès in jener Sitzung. In diesem tendenzfreien Stimmungsbild lesen wir:

... Sembat, Vaillant, Keir Hardie, Kautsky, Haase waren da. Auch Adler, ein lebendiges Bild ängstlicher Sorge und Niedergeschlagenheit.

Die Sachen wendeten sich zum Schlimmen. Belgrad war besetzt, Deutschland stand hinter Österreich, Rußland nahm für die Serben Partei. In den offiziellen Kreisen hielt man den Krieg schon für unabwendbar. Wir alle aber ohne Ausnahme hofften noch, wir wollten hoffen, hofften gegen alle Hoffnung. »Dieser Krieg«, sagte Adler, »ist eine moralische Unmöglichkeit. Er darf nicht sein, er wird nicht sein.« Und in der Sitzung empfing und verlas Haase ein Telegramm, worin mitgeteilt wurde, daß in Berlin, in Hamburg, in allen Städten Deutschlands ungeheure Mengen sich erhoben hatten, um gegen den Krieg zu protestieren.

Auch Jaurès meinte, daß die Schicksalswage sich schließlich auf die Seite des Friedens neigen werde. Er wußte, daß man in Frankreich den Krieg nicht wollte. Und erklärte man uns nicht von deutscher Seite, daß der Kaiser für den Frieden sei, wenn nicht aus Humanität, so aus der Besorgnis ob der Folgewirkungen, daß Haase zwei Tage vorher zur Reichskanzlei eingeladen worden sei, wo man ihm ungefähr folgende Worte gesagt habe: »Sie demonstrieren für den Frieden. Sehr gut. Wir legen Wert darauf, Ihnen zu erklären, daß wir ebenso wie Sie den Frieden wollen. Aber passen Sie auf, daß Ihre Kundgebungen nicht die kriegerischen Absichten Rußlands ermutigen.«

Ebenso heißt es in dem kürzlich in der Zeitschrift »Internationale Rundschau« erschienenen Artikel des französischen Sozialisten Daudé-Bancel: »Die französische Sozialdemokratie im Krieg« von dem Auftreten der Vertreter Österreichs und Deutschlands in der Sitzung des Internationalen Sozialistischen Bureaus vom 29. Juli vorigen Jahres:

... Doch Adler ließ es damals in Brüssel an Klarheit fehlen, Haase war optimistisch — — — — — — — — — — — — — — —

Jaurès war besorgt; um seine österreichischen und deutschen Kollegen zu kühnem Handeln anzufeuern, schilderte er ihnen den energischen Druck, welchen die sozialistischen Abgeordneten auf die französische Regierung ausübten.

Angesichts dieser Zeugnisse wird man sagen dürfen, daß Heine den obenzitierten Satz niemals hätte niederschreiben können, wenn er bei Formulierung seiner Anklage etwas von dem Sinn für die Tatsächlichkeiten hätte walten lassen, dessen Mangel er der Internationale zum Vorwurf macht.

Wie wenig gerade die beiden deutschen Delegierten — neben Haase war K. Kautsky als stellvertretender Delegierter vom Parteivorstand nach Brüssel entsandt —, wie wenig gerade diese beiden so gehandelt haben, wie Heine ihnen unterstellt, geht beiläufig auch daraus hervor, daß sie es gewesen sind, welche dort den Antrag stellten, einen internationalen sozialistischen Kongreß auf den 9. August nach Paris einzuberufen. — — — — — — —

»Gegen 11 Uhr morgens trennten wir uns,« heißt es bei Vandervelde, »nachdem man auf Antrag der Deutschen beschlossen hatte, daß der Kongreß der Internationale sich am Sonntag, den 9. August in Paris versammeln sollte.«

Jaurès und Haase haben dann noch übereinstimmend den Sozialisten ihrer Länder die besondere Aufgabe zugewiesen, unablässig auf die Regierungen ihrer Staaten einzuwirken, einen mäßigenden Einfluß einerseits auf Rußland, andererseits auf Österreich auszuüben.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Heines Vorwurf ist aber nicht nur unbegründet, er ist auch ungereimt. Wäre nämlich Haase noch weiter gegangen, hätte er in Brüssel so gesprochen, wie Heine es vorzeichnet, dann würde er dort sehr wenig Eindruck damit gemacht haben. Denn er hatte ja keine Leute vor sich, denen man nach Belieben die Auffassung von der europäischen Situation suggerieren konnte, wie sie gerade in den Kram der Regierung eines einzelnen Landes paßte. Das waren vielmehr fast alles sehr erfahrene Politiker, die etwas von der Sache verstanden und zum Teil, wie namentlich Jaurès, kraft der Stellung zu ihrer Regierung über weit genauere Informationen verfügten, als sie unseren Leuten zugängig waren. Ein Auftreten Haases nach dem Heineschen Schema hätte bloß bewirkt, daß die meisten ausländischen Genossen einfach an seiner Unabhängigkeit oder Zurechnungsfähigkeit zweifelten. Wie zum Beispiel Jaurès, der die Entente zur Zeit, wo sie ihm als Bedrohung des Friedens erschien, mit der größten Schärfe bekämpft hatte, auf Vorstellungen im Sinne Heines geantwortet haben würde, geht aus dessen Artikeln in der »Humanité« aus jenen Tagen und seiner Rede im Zirkus Royal zu Brüssel auf das unzweideutigste hervor. Ich habe die hierfür in Betracht kommenden Stellen anderwärts zitiert und will sie aus Gründen hier nicht wiederholen, die jeder sich selbst sagen kann. Was Heine jetzt hinterher verlangt, war eine einfache Unmöglichkeit. Erklärungen, wie er sie formuliert, wären obendrein im Widerspruch gewesen mit den Friedensdemonstrationen der deutschen Sozialdemokratie, von denen Haase auf Grund der ihm *zu diesem Zweck* gesandten Telegramme des Parteivorstandes der deutschen Sozialdemokratie dem versammelten Internationalen Sozialistischen Bureau Mitteilung machte. In den Entschließungen dieser Versammlungen nämlich ward überall, wie schon im Aufruf des Parteivorstandes selbst vom 25. Juli 1914 gefordert, daß die deutsche Regierung unter *keinen* Umständen sich mit Österreich-Ungarn so weit solidarisiere, um von diesem in den Krieg hineingezogen zu werden. Kurz, die von Heine gegen Haase und Kautsky erhobene Anklage steht im Widerspruch mit den Grundsätzen sozialdemokratischer Auslandspolitik, wie sie damals und zu allen Zeiten vorher von der deutschen Sozialdemokratie verfochten wurde und ihr den Ehrenplatz in der Internationale der Arbeiter verschafft hat, dessen sie sich bis zum 4. August 1914 erfreute.

2. Der Anklage zweiter Teil.

Die deutsche Sozialdemokratie hat in den Augen der Mehrheit der Sozialisten des Auslandes seit dem 4. August 1914 viel verloren, darüber können wir uns nicht täuschen. Aber ich wiederhole, es ist eine durch nichts gerechtfertigte Anschwärzung der Bruderparteien, wenn man diese unangenehme Tatsache damit bemäntelt, daß man jenen nachsagt, sie hätten von den deutschen Arbeitern verlangt, sich *nicht* als Deutsche zu fühlen und ihr Vaterland in der Stunde der Gefahr im Stiche zu lassen. *Niemand* hat dergleichen von den deutschen Arbeitern gefordert, niemand macht ihnen einen Vorwurf daraus, daß sie im Kriege ihrer Bürgerpflicht gegen

das eigene Land Genüge geleistet haben. Im Gegenteil, in den Äußerungen der Sozialdemokraten des Auslandes über die Haltung unserer Partei am 4. August 1914 begegnet man oft einem viel höheren Grad von Gerechtigkeit, als in den Äußerungen eines Teiles unserer eigenen Parteipresse über die Haltung von Sozialdemokraten der mit Deutschland im Kampf liegenden Länder. Wie pharisäerhaft wurden nicht einige der meist nicht einmal verbürgten rednerischen Entgleisungen Emile Vanderveldes in einem Teile unserer Blätter abgeurteilt! Selbst wenn sie noch zehnmal schlimmer gelautet hätten, als berichtet wurde, hätte uns, die wir zu ganz anderen Dingen schweigen, das natürliche Taktgefühl hier den Mund schließen müssen. Vandervelde als der bevollmächtigte Sprecher der Sozialdemokraten Belgiens hätte gewiß das Recht gehabt, hart gegen uns zu sein. Wie hat er indes über uns geurteilt? Ein von der Sozialdemokratischen Parteikorrespondenz vom 31. Dezember 1914 mitgeteilter Auszug aus einem von ihm in der amerikanischen Zeitschrift »The Independent« veröffentlichten Artikel gibt darauf die Antwort. Dort erkennt Vandervelde ausdrücklich an, daß auch die deutsche Partei ebenso wie die Franzosen und Belgier ihr Land als angegriffen betrachteten. »So sehen wir«, sagt Vandervelde, »die Sozialdemokraten im Reichstag gemeinsam mit den anderen Parteien ihre Stimmen zugunsten der Kriegsbewilligungen abgeben. Aber es sei fern von uns, sie darob zu schelten.« Und an einer späteren Stelle erklärt er abermals: »Ich wiederhole, daß ich sie dafür nicht tadeln kann.«

— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — Die große Mehrzahl der nichtdeutschen Sozialisten, auch die der neutralen Länder, unterscheidet zwischen der Verteidigung des Heimatlandes bei ausgebrochenem Kriege und der ausdrücklichen oder stillschweigenden Unterstützung von Kriegspolitik und Kriegsmaßnahmen durch parlamentarische Abstimmungen und sonstige politische Haltung. Nicht das erste, das zweite machen sie der deutschen Sozialdemokratie zum Vorwurf. Ob mit Recht oder Unrecht oder mit wie großem Recht oder Unrecht, sind Fragen, über die man verschiedener Ansicht sein kann. Keine Erörterung dieser Fragen kann aber in gedeihlicher Weise geführt werden, wenn man die Dinge so durcheinander wirft, daß Leute, die das zweite tadeln, durch dialektische Künste in den Verdacht gebracht werden, sie wollten der deutschen Sozialdemokratie ein Recht vorenthalten, das sie anderen Nationen zugestehen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

(Schluß folgt.)

Der Einfluß des Krieges auf die Entwicklung der Tarifverträge im Holzgewerbe.

Von A. Neumann.

Was seit langen Jahren im Holzgewerbe ein ebenso heiß ersehntes wie vergebliches Ziel — der Unternehmer nämlich — gewesen ist, scheint nun unter der Einwirkung des Krieges seiner Verwirklichung entgegenzusteuern: wenigstens hoffen die Unternehmer, daß nun auch hier der sogenannte »Reichstarif« bald zur Tatsache geworden sein wird.

So entwickelt sich unter der Herrschaft des Burgfriedens eine der bedeutendsten Streitfragen zwischen den gegenseitigen Vertragsparteien zur Reife, was natürlich deren bisherige wie zukünftige Stellung und Position in der Tarifvertragsfrage auf das einschneidendste berührt und verschiebt.

Wie es bei der natürlichen Gegensätzlichkeit der Interessen zwischen Unternehmer- und Arbeiterorganisation nicht anders sein kann, hat auch in diesem Falle der eine den Schaden, während sein Gegner triumphiert. Daß die letztere Rolle nicht den Arbeitern zufällt, ist wohl auch so ein Stück unabänderlicher Vorsehung! Diejenigen, welche es betrifft, die deutschen Holzarbeiter und deren Organisation, werden jedoch wie immer der zu erwartenden Konsequenzen wegen nicht etwa den Kopf hängen lassen, sondern den kommenden Dingen klaren Auges entgegenschauen.

Die Holzarbeiter waren nicht die letzten, welche nach Überwindung der ausnahmegesetzlichen Schranken ihre Organisation nach Form und Inhalt den gewerkschaftlichen Kampfzwecken bestmöglich anpaßten, mit deren Erstarken eine Zunahme der Lohnbewegungen und Streiks in den Betrieben naturgemäß Hand in Hand ging. Aber nicht bloß die Zahl und Häufigkeit dieser Streiks waren ein hervorstechendes Merkmal für das unermüdliche Wirken und Streben des aus den verschiedenen Berufsverbänden zusammengeschlossenen Deutschen Holzarbeiterverbandes zum Zwecke der Besserung und Hebung der wirtschaftlichen Lage der deutschen Holzarbeiter, es machte sich auch von Anfang an der durchaus notwendige Einfluß der zentralen übersichtlichen Leitung geltend, nach welcher es durchgesetzt wurde, daß Inszenierung und Führung der Lohnkämpfe auf der ganzen Linie einen einheitlichen wohlorganisierten Charakter trugen. Wer diese Kämpfe der letzten fünfundzwanzig Jahre persönlich mit durchgemacht und dabei wiederholt an führender verantwortlicher Stelle gestanden hat, der blickt heute mit großer Genugtuung mehr noch als auf die materiellen Erfolge auf den dabei zutage getretenen Geist musterhaftester Ordnung und Disziplin zurück, dem sich die Arbeiter in richtiger Erkenntnis der Kampfesnotwendigkeiten untergeordnet haben. Mag es auch hier und da einmal zu Differenzen zwischen lokalen und zentralen Ansprüchen und Kompetenzen gekommen sein, das hat bei der Masse der Mitglieder die Erkenntnis der Notwendigkeit des streng organisierten Kampfes im Gegensatz zu den früher üblichen, vom rein örtlichen oder betrieblichen Gesichtspunkt aus betrachteten meist wilden Streiks nicht ernstlich gestört. Das Losungswort der deutschen Gewerkschaften: »Erst eine starke, finanziell sichere und von geistiger Einheit durchdrungene Organisation der Arbeiter und dann der ebenso wohlüberlegte und organisierte gewerkschaftliche Kampf, bei dem gerade infolge seiner sicheren Vorbereitung das Mittel des Streiks durchaus nicht an erster Stelle zu stehen braucht,« haben sich die Holzarbeiter stets zur Richtschnur ihrer Aktionen dienen lassen, und sie sind dabei wahrlich nicht schlecht gefahren.

Dieser unter strengster Beobachtung der gewerkschaftlichen Disziplin organisierte Kampf war nur möglich, indem der einzelne Arbeiter bei den offenen oder weniger geräuschvollen Kämpfen um die Festsetzung seiner Arbeitsbedingungen in immer höherem Maße freiwillig in den Hintergrund trat und die Vertretung seiner Interessen einer für die Gesamtheit geschaffenen organisierten Vertretungskörperschaft übertrug.

Der Verband wurde zum legitimen Anwalt der gesamten Berufsangehörigen. Erst im einzelnen Betrieb, dann in mehreren Betrieben gemeinsam und bald für den ganzen Ort trat der Verband als Sachwalter der beteiligten Arbeiter dem oder den Unternehmern gegenüber. Er übernahm die Verantwortung für die richtige Vorbereitung, für die Durchführung, Unterstützung und den Ausgang der Kämpfe. Daß der Erfolg, besonders der dauernde Erfolg solcher Kämpfe niemals von den örtlichen Verhältnissen allein abhängig ist und daher hierfür weitere als rein örtliche Gesichtspunkte in Anrechnung gebracht werden müssen, das haben die Holzarbeiter schon vor dreißig und mehr Jahren erkannt und danach gehandelt.

Unter der einflußreichen und planmäßigen Führung und Unterstützung des Deutschen Holzarbeiterverbandes hatten dessen einzelne Zahlstellen in jahrelangen Bemühungen und mit bestem Erfolg danach gestrebt, die Lohn- und Arbeitsbedingungen ihres Ortes durch festumschriebene Vereinbarungen für eine bestimmte Zeitdauer zu regeln; auf dieser Grundlage entstanden die örtlichen Tarifverträge, welche sich, ohne daß eine Arbeitgeberorganisation das ernstlich zu verhindern suchen konnte, nach Zahl und Umfang gewaltig entwickelten. Dem Vertragsgedanken wurde der Boden geebnet, er setzte sich so weit durch, daß seine Existenz nicht mehr ignoriert noch angetastet werden konnte.

In Ermangelung einer gleich starken und entsprechend geleiteten Unternehmerorganisation beherrschte der Deutsche Holzarbeiterverband in dieser Weise länger als ein Jahrzehnt die Lohnbewegungen des Holzgewerbes. Er allein bestimmte, an welchem Ort und mit welchen Forderungen vorgegangen werden sollte, von seinen Entscheidungen war die zu befolgende Taktik – mehr oder minder friedliches Nachgeben auf Arbeiterseite, Verständigungsversuche auf dem Wege von Verhandlungen oder Erklärung des Kampfes — meistens abhängig. Erst später, im Verlauf dieser Kämpfe, schritten auch die Unternehmer dazu, sich in einer das ganze Reich umfassenden Kampforganisation zusammenzuschließen, die zunächst wohl in der Hauptsache zur Abwehr der unausgesetzten »unerfüllbaren« Forderungen der Arbeiter dienen sollte. Aber es währte nicht lange, und der neu gegründete Arbeitgeberschutzverband für das deutsche Holzgewerbe warf im Verein mit den übrigen Unternehmerverbänden das reine Abwehrprogramm beiseite, da ihn sowohl die eigenen organisatorischen Bedürfnisse als moderne Kampforganisation wie auch das Verlangen seiner Mitglieder nach einer kraftkräftigen Unterdrückungstaktik gegenüber der Arbeitergewerkschaft zur Offensive drängten. Er versuchte bald, von seinem Standpunkt aus eine selbständige Vertragspolitik ins Werk zu setzen, wobei er sich der Not gehorchend von vornherein als vertragsfreundlich gebärdete, da er eben den Vertrag doch nicht mehr beseitigen konnte. Dafür aber erklärte er mit um so größerer Kampfbereitschaft dem von den Arbeitern angestrebten und teilweise schon durchgesetzten materiellen Vertragsinhalt den Krieg. Alles, was nicht im Interesse der Unternehmer lag, wurde von ihm »grundsätzlich« angefochten, obwohl wirkliche Grundsätze dabei nur selten etwas galten; diese kamen erst wieder zu ihrem Recht, wenn die Organisation der Arbeiter das nötige Gegengewicht schaffte und deren grundsätzliche Interessen mit fester Hand verteidigte.

Eine der am meisten von dem Arbeitgeberschutzverband angefeindeten und für unsere heutige Besprechung in Betracht kommenden Seiten des bestehenden Vertragszustandes war die Zersplitterung der Verträge und Vertragskämpfe nach einzelnen Orten, da hierbei das Interesse der Allgemeinheit der Arbeitgeber sowie deren wirtschaftliche Übermacht nicht genügend konzentriert werden konnten. Um hierin Wandel zu schaffen und der Organisation der Arbeitgeber einen größeren Einfluß auf die Gestaltung der Verträge und den Austrag der Vertragskämpfe zu sichern, forderte er die Verschmelzung aller örtlichen Verträge zu einem Reichstarifvertrag mit einheitlichem Ablauftermin an einem Tage unter Ausschaltung jeder Möglichkeit, für die Arbeiter jemals wieder an einem einzelnen Ort mit Lohnforderungen oder Arbeitseinstellungen vorgehen zu können.

Den ersten praktischen Versuch dieser Art, der Arbeiterorganisation sein Programm aufzuzwingen, unternahm der Unternehmerverband zu Anfang des Jahres 1907, da er damals die Situation als besonders günstig für seine Zwecke ansah. Welche »bescheidenen« Ziele sich die damals in einem förmlichen Siegestaumel befindlichen Scharfmacher gesteckt hatten, verriet eine Notiz in der »Vossischen Zeitung«, welche lautete:

> Das Ziel (der Unternehmerorganisationen) ist die Vernichtung des Holzarbeiterverbandes, dem dann andere freie Gewerkschaften folgen sollen. Durch fortwährende Aussperrungen im ganzen Reiche will man die Verbandskassen erschöpfen, die Arbeitgeber dagegen sollen während der Kämpfe aus den reichen Mitteln der Schutzverbände verschiedener Berufe unterstützt werden. Die Arbeitgeber wollen jetzt einen Vertrag erzwingen, unter Ausschaltung des Holzarbeiterverbandes. Über die Mittel und Wege dazu wird noch strengstes Stillschweigen beobachtet.

Auf dem wirtschaftlichen Kampfplatz setzte die Machtprobe der Unternehmer am 14. Januar 1907 mit der Aussperrung in Berlin ein, und innerhalb weniger Wochen waren die Holzarbeiter in den Städten Burg b. M., Dresden, Görlitz, Guben, Halle, Kiel, Leipzig, Oldenburg, Spandau, Barmen, Bernau und anderen ebenfalls auf die Straße gesetzt, um den Holzarbeiterverband kampfunfähig und für die Unternehmerziele gefügig zu machen. Daß dabei auch einige offene Vertragsbrüche mit unterliefen, genierte die kampflustigen Unternehmer nicht weiter.

Dieser auf 17 Städte sich erstreckende Kampf dauerte bis in den Monat Mai hinein, ohne daß der Holzarbeiterverband dabei ernstlich ins Wanken geriet. Vielmehr zeigte sich bei den nachfolgenden gemeinsamen Friedensverhandlungen auf Unternehmerseite mindestens ein gleich starkes Friedensbedürfnis wie bei den Arbeitern. Von der Forderung der Unternehmer in bezug auf Schaffung des Reichstarifs wurde so viel verwirklicht, daß die zur Verhandlung stehenden Orte Verträge mit dem gleichen Ablauf am 12. Februar 1910 erhielten. Jedwede Bindung für andere Orte wehrte der Holzarbeiterverband glatt ab.

Der Kampf um den Ablauftermin der übrigen Verträge setzte darauf in den folgenden Jahren bei den Verhandlungen über deren Erneuerung regelmäßig wieder ein. Die Arbeitgeber bestanden auf der Zusammenlegung des Endtermins für alle Verträge, die Arbeiter verlangten und setzten es durch,

daß die neuen Verträge jedesmal einen um ein Jahr weiter liegenden Ablauftermin bekamen.

Das Resultat dieser hartnäckigen inneren Kämpfe, die in jedem Jahre auf beiden Seiten alle Kräfte in Anspruch nahmen, hatte sich bis zu den letzten großen Vertragsverhandlungen im Jahre 1913 so gestaltet, daß nunmehr vier feste Vertragsgruppen bei vierjähriger Vertragsdauer bestanden, von denen in jedem Jahre immer eine zum Ablauf gelangte. So wenig nun dieser Zustand auch die Unternehmer befriedigte und so sehr er immer aufs neue deren Widerspruch herausforderte, so hatten andererseits auch die Arbeiter noch einiges daran auszusetzen, weil die einzelnen Vertragsgruppen sehr ungleich in bezug auf die beteiligten Städe und Arbeiter waren. Es standen in den einzelnen Jahren Verträge zum Ablauf:

1913	. . . . .	für Orte mit		52000	Arbeitern
1914	. . . . .	-	- -	20000	-
1915	. . . . .	-	- -	8000	-
1916	. . . . .	-	- -	6000	-

Während die Arbeiter danach trachteten, die einzelnen Gruppen durch entsprechende Verschiebung von Orten möglichst miteinander auszugleichen, suchten die Unternehmer immer mehr Orte in die ohnehin schon größte Gruppe hineinzubringen, die sie als den Eckpfeiler ihres angestrebten Reichstarifs betrachteten. Einen besonderen Erfolg in diesem Punkte konnten jedoch beide Teile nicht vor sich bringen, da sie sich gegenseitig mit Argusaugen überwachten und jede dahinzielende Maßnahme von der Gegenseite sofort vereitelt wurde.

Bei den Verhandlungen im Jahre 1913 stießen die Gegensätze zwischen den Parteien wiederum so hart aufeinander, daß es zum offenen Bruch kam. Schon schien ein neuer Machtkampf abermals unvermeidlich, als in letzter Stunde sich in der Person des Freiherrn v. Berlepsch ein unparteiischer Vermittler fand, der schon einmal, im Jahre 1908, ein solches Amt mit bestem Erfolg ausgeübt hatte. Der Unparteiische führte die Parteivertreter nicht nur erneut zusammen, seinen Bemühungen gelang es auch, eine Vereinbarung zwischen ihnen zustande zu bringen, wie sie bezüglich des vorerwähnten Streitpunktes in dem Schiedsspruch vom 8. Februar 1913 folgenden Ausdruck fand:

Die Vertragsdauer der jetzt zur Verhandlung stehenden Städte läuft bis zum 15. Februar 1917.

Die Zusammenlegung der Gruppen von 1914, 1915 und 1916 auf 1915 erfolgt unter folgenden Bedingungen:

1. Die Verträge des Jahres 1914 werden beiderseits nicht gekündigt und laufen somit bis 15. Februar 1915 weiter.

2. Es wird allen Vertragsarbeitern dieser Orte am 15. Februar 1914 eine Lohnerhöhung von 2 Pfennig pro Stunde respektive eine dementsprechende Erhöhung der bestehenden Akkordpreise und Akkordtarife gewährt.

3. Die Verträge des Jahres 1916 werden im Jahre 1915 mit zur Verhandlung gestellt.

4. Im Jahre 1915 werden alsdann für alle diese Orte neue Verträge mit dem gemeinsamen Ablauftermin am 15. Februar 1919 abgeschlossen.

5. Die so geschaffene Zweiteilung der Vertragsgruppen mit je vierjähriger Vertragsdauer wird als rechtmäßiger Zustand beiderseits anerkannt.

Die Konzession liegt hier anscheinend auf der Arbeiterseite, die anstatt der bis dahin bestandenen vier Vertragsgruppen sich nun mit der Zwei-

teilung zufrieden geben mußten. Auch haben die Unternehmer diesen ihren Erfolg mit lauten Worten verkündet und sogar in materieller Beziehung dafür einige nicht unwesentliche Zugeständnisse gemacht. Inzwischen haben sie sich jedoch die Sache wieder anders überlegt. Und daran trägt der Krieg die Schuld.

Der Schiedsspruch bestimmte, daß zu Anfang des Jahres 1915 über die Erneuerung sämtlicher Verträge, die ursprünglich für die Jahre 1914, 1915 und 1916 abgeschlossen waren, verhandelt werden sollte, und daß alsdann für alle diese Verträge der Ablauftermin auf 1919 von vornherein festgelegt war. Doch da kam eine höhere Gewalt, der Krieg dazwischen und machte solche Verhandlungen unmöglich.

Und was in dieser Beziehung für 1915 galt, verdichtet sich für das Jahr 1916 in gleicher Weise zur Tatsache: es kann auch diesmal von der Vertragskündigung infolge des Krieges nicht die Rede sein. Daraus ergibt sich eine abermalige Verlängerung der Verträge um ein Jahr, so daß nun auch diese Gruppe im Jahre 1917 mit den im Jahre 1913 abgeschlossenen Verträgen gleichzeitig ihr Ende erreicht. Es wird also, wenn nicht besondere Umstände hinzutreten, damit das erreicht, was der Unternehmerverband seit seinem Bestehen aus eigener Kraft nicht erreichen konnte: der gleichzeitige Ablauf aller Verträge, womit der Rechnung der Unternehmer folgend alsdann der Reichstarif für das Holzgewerbe eine feststehende Tatsache ist.

Daß diese Entwicklung der Dinge auf Arbeiterseite mit der größten Aufmerksamkeit und nicht ohne Besorgnis verfolgt wird, liegt auf der Hand. Man gibt sich keiner Täuschung darüber hin, daß trotz des Schiedsspruchs, der die Zweiteilung der Vertragsgruppen als rechtmäßigen Zustand beiderseits anerkannt wissen will, die Unternehmer bei nächster bester Gelegenheit, wenn ihnen die Situation günstig dünkt, die alte Streitfrage des Ablauftermins der Verträge wieder aufnehmen werden. Was bedeutet »rechtmäßiger Zustand«, wenn es sich um die Wahrnehmung von Unternehmerinteressen handelt!

Wie richtig auch in diesem Falle wieder die Haltung der Unternehmer eingeschätzt worden ist, ergab sich aus den vom Vorstand des Deutschen Holzarbeiterverbandes beantragten Verhandlungen mit der Unternehmerorganisation, die am 12. Oktober 1915 stattfanden. Auf die klipp und klare Frage, wie sie sich zu den eigens getroffenen und unterschriebenen Vereinbarungen in Zukunft stellen, und ob der Inhalt des Schiedsspruchs vom 8. Februar 1913 auch fernerhin seinem Sinne nach als rechtsgültig anerkannt werde, haben die Unternehmer eine nicht mißzuverstehende ablehnende Antwort erteilt. Sie zeigten zwar Neigung, sich um die direkte Antwort zu drücken, und glaubten ihrer Pflicht genügt zu haben, wenn sie die Einhaltung der Verträge nicht in Zweifel zögen; darüber hinaus wollten sie, wie sie wörtlich sagten, »ihre künftige Taktik nicht verraten noch die besten Waffen vorzeitig aus der Hand geben, wie sie auch die jetzige Gestaltung der Verhältnisse und den ihnen durch den Krieg zufallenden Vorteil festhalten wollen«. Der von den Arbeitern vertretene Standpunkt, daß keine Partei die durch den Krieg verursachte Zwangslage der Gegenseite in illoyaler Weise und unter Beiseiteschiebung festgetroffener Vereinbarungen in einseitiger Weise für sich ausnutzen dürfe, hat auf die Arbeitgeber scheinbar nicht den geringsten Eindruck gemacht.

Für einen solchen »Burgfriedenssinn« haben die Holzarbeiter wie die Gewerkschaften überhaupt allerdings nicht das nötige Verständnis. Es liegt für sie nur ein Beweis mehr darin, daß die Unternehmer nicht daran denken, den Arbeitern im »neuen Deutschland« mehr Entgegenkommen und Gerechtigkeit als früher widerfahren zu lassen. Man rüstet auf der Gegenseite nicht nur unablässig, man sucht auch die Vorbedingungen für künftige Kämpfe selbst unter dem Kriegszustand so zu beeinflussen, wie sie den eigenen Kampfzwecken am dienlichsten sind. Die Arbeiter und deren Organisationen werden daraus ihre Lehren ziehen.

Zur Literatur über Polen.

Von Dr. Helene Gumplowicz.

Da die deutsch-russische Freundschaft der Ausgangspunkt und — durch lange Jahre hindurch — auch das wichtigste Motiv der preußischen Polenpolitik gewesen zu sein schien, legte der Krieg den regierenden Kreisen eine Revision des deutsch-polnischen Verhältnisses nahe. Zu Anfang des Krieges wurde meist die heute ziemlich belanglose Frage erörtert, ob nicht das Fallenlassen der Ausnahmegesetze gegen die Polen sogleich, als das französisch-russische Bündnis zur Tatsache wurde, auch unter dem Gesichtspunkt der reichsdeutschen Machtvermehrung zu begrüßen gewesen wäre, und ob dies nicht ein einheitlicheres Bekenntnis der Polen zur Politik der Zentralmächte zur naturnotwendigen Folge gehabt hätte.

Je weiter aber die deutschen Waffen nach dem Osten vordrangen und die Fragen nach den Vorteilen einer Zerstücklung des russischen Imperialismus für die Machtstellung des Deutschen Reiches sich den Machtpolitikern aufdrängten, desto ersichtlicher griff die Untersuchung der deutsch-polnischen Beziehungen aus der Vergangenheit in die Zukunft — von dem Bestehenden in das erst zu Gestaltende über.

In der Schrift »Bismarcks Erbe«[1] will H. Delbrück die preußische Polenpolitik einer kritischen Untersuchung unterziehen. Ihren Anfang sieht er nicht im Kulturkampf, sondern erst später in dem Kampfe Bismarcks gegen die polnische Nationalität in den Ostmarken, der im Jahre 1886 anfängt — zur Zeit also, als Bismarck alles daran setzte, das russisch-französische Bündnis hintanzuhalten. Und indem Delbrück — sicher mit Recht — die preußische Polenpolitik verantwortlich macht für die (anfangs) zögernde Haltung der russischen Polen im jetzigen Kriege, bemerkt er auch, »daß sie ein Beweis klugen politischen Vorausseh ens ebensowenig war wie die Bedrückung der Serben, Kroaten und Rumänen durch die Magyaren«.

Einer der eifrigsten Apostel des deutschen Imperialismus, P. Rohrbach, findet in der Sache nach dem, »was nach den Lehren dieses Krieges selbst zukünftig zu den direkten Voraussetzungen unserer nationalen Entwicklungsfreiheit gehört« und »was unter den heutigen Umständen zu sagen gut ist«, nicht nur den völligen Bruch mit der bisherigen Politik der Entnationalisierung und Enteignung der deutsch-polnischen Staatsbürger, sondern auch »ein in möglichst weiträumige Grenzen gespanntes Polen«.[2] Die Hergabe von preußisch-polnischem Gebiet für ein zukünftiges Polen darf für Rohrbach auf keine Weise in Frage kommen. Rohrbach zitiert Steins Ausspruch, die Teilung Polens sei ein politisches Verbrechen gewesen, aber er tut dies doch nur, um die Russen zu beschämen. Deutschlands Ruhe und Frieden in Zukunft erscheinen ihm aber so wesentlich bedingt durch eine dauernde Schwächung Rußlands, daß er den Polen eine Schadloshaltung an anderen Stellen für das, worauf sie im Westen ein für allemal verzichten sollen, leichten Herzens gönnt. Die Wiederherstellung Polens ist für Rohrbach eine unumgängliche Bedingung der Sicherheit

[1] H. Delbrück, Bismarcks Erbe. Berlin 1915, Ullstein & Co.

[2] Paul Rohrbach, Bismarck und wir. München 1915, Bruckmann.

Deutschlands nach dem Osten, und deswegen will er »den Schnitt« zwischen Polen und Rußland wagen, »ohne die Betrachtungen über diesen Gegenstand bei den Schwierigkeiten anzufangen«, wie er polemisierend bemerkt.

»Wie ist dieser Schnitt zu legen? Offenbar so, daß erstens ein Gemeinwesen entsteht, das nach Umfang, Lage, Begrenzung und Volkszahl Moskowien gegenüber lebens- und widerstandsfähig ist, und zweitens so, daß dabei nach Möglichkeit die Gesichtspunkte der physikalischen, ethnographischen und konfessionellen Geschlossenheit oder Verwandtschaft berücksichtigt werden. Damit ist gesagt, daß Litauen sowie ein Teil von Westrußland, bis an die Pripetsümpfe und den Landrücken, der von dort ostwärts zur oberen Düna zieht, mit Polen zusammengehören. Die angedeutete Linie ist zugleich die natürliche Ostgrenze des moskowitischen, von Natur zu Moskau gehörigen Rußland. Die heutigen russischen Gouvernements Kowno, Wilna und Grodno bleiben westlich des Striches. Kowno ist ganz litauisch und Wilna ist es zum Teil; ebenso ist auch die Bekenntniszugehörigkeit der Bevölkerung in Kowno durchweg und in Wilna größtenteils katholisch. Alle drei Gebiete haben unter dem Großgrundbesitz und den Städtern einen starken polnischen Prozentsatz.« (Rohrbach, a. a. O., S. 73.) »Man kann Litauen nicht als ein vollkommen unrussisches katholisches Grenzgebiet mit einer starken polnischen Bevölkerung und starken polnischen Sympathien in unmittelbarer Nachbarschaft des wiederhergestellten Polen bei Moskau lassen. Wenn man den Polen einen Staat gibt, so muß es auch einer sein, der sie befriedigen kann, und der ihnen ein gewisses nationales Schwergewicht gewährt.« (Rohrbach, S. 75.)

Interessant ist es, zu beobachten, wie die Ausführungen Rohrbachs in ihren wesentlichen Voraussetzungen mit den Gedanken des bekannten irredentistischen polnischen Schriftstellers Wladyslaw v. Gisbert-Studnicki übereinstimmen. Seine deutsch veröffentlichte Broschüre »Die Umgestaltung Mitteleuropas durch den gegenwärtigen Krieg«, mit dem Untertitel »Die Polenfrage in ihrer internationalen Bedeutung«,[3] will die Meinung verstärken, daß Deutschland in einem wiederhergestellten Polen einen Bundesgenossen und einen Schutzwall gegen Rußland finden könne — auch wenn es von ihm den Verzicht auf die Länder, die bei der Tragödie der Teilung Polens den preußischen Gewinn bildeten, verlangt. Der Deutsche ist für den polnischen Irredentisten Studnicki kein Erbfeind; die von Preußen annektierten polnischen Provinzen, in denen nun die deutsche Bevölkerung ein sehr bedeutendes wirtschaftliches Übergewicht besitzt, und die überdies bloß 8 Prozent des früheren polnischen Gesamtgebietes betragen, kommen seiner Meinung nach für den Aufbau des polnischen Staates gar nicht in Betracht. Den Inhalt der polnischen Frage bildet für Studnicki der russisch-polnische Streit um die ausgedehnten litauischen, weiß- und kleinrussischen Länder, wo es in den Grenzen des ehemaligen polnischen Reiches »außer dem polnischen kein Volkselement gibt, das wirtschaftlich kräftig, politisch reif und regierungsfähig wäre«. (S. 12.) Man muß sich nun vergegenwärtigen, daß sowohl die Städte wie der Großgrundbesitz in den litauisch-ruthenischen Ländern polnisch sind, und man versteht sogleich, daß die Möglichkeit einer freien Einwanderung aus den dichtbevölkerten, rein polnischen Ländern und die Möglichkeit einer freien Niederlassung der Polen in dem dünn bevölkerten Osten für G. v. Studnicki nie die Bedeutung einer friedlichen Eroberung haben kann.[4] Da das in Frage kommende Gebiet ein Territorium beinahe so groß wie Frankreich mit einer Bevölkerung von 27 Millionen umfaßt, glaubt Studnicki »daß die Kampffront Polens nicht von Verträgen, nicht von Versprechungen der heute lebenden Geschlechts abhängen wird, sondern von dem Maße, in dem die ehemaligen polnischen Besitzungen Rußland entzogen werden«. Kommen die litauisch-russischen Gebiete mit hinein, so wird: »die Energie des polnischen Volkes auf di

[3] Wien, Verlag Goldschmidt.

[4] Vergl. Wasilewski Leon, Die nationalen und kulturellen Verhältnisse im sogenannten Westrußland. Wien 1915. Preis 60 Heller.

Kolonisation dieser Gebiete gerichtet. Diese Provinzen also, nicht aber die polnischen Besitzungen Preußens, würden zu treibenden Kräften der polnischen Politik, die naturgemäß auf einem Rußland entgegengesetzten Standpunkt ihre Stütze suchen müßte«. (S. 19.)

Wir finden auch bei dem polnischen Schriftsteller W. Feldman in der Broschüre »Deutschland, Polen und die russische Gefahr«[5] die Annahme, daß die Schaffung eines polnischen Mittelstaates mit Hilfe Deutschlands die wichtigsten Voraussetzungen für eine politische Freundschaft zwischen Deutschen und Polen ins Leben rufen würde. Während für Deutschland, das doch im großen ganzen ein Nationalstaat bleiben will, die Expansion nach dem Osten ihre alte Bedeutung verloren hat, würde der polnisch-russische Streit um Litauen und Weißrußland das wiederhergestellte Polen zwingen, nach Bundesgenossen Umschau zu halten. Und das eben ist für Feldman »die beste Garantie für das zu erwartende polnisch-deutsche Zusammenwirken, in dem die unter Preußens Zepter lebenden Polen sicherlich kein Hindernis sein werden. Ohne Zweifel würde ein großer Teil von ihnen dem neuen Reiche zuwandern: die Intelligenz, um mehrere jetzt von den Russen bekleidete Ämter zu verwalten, die Bauern, um sich im Osten billigen Boden zu verschaffen. Die übriggebliebenen Polen könnten ja in ihrer Heimat zufrieden leben wie zum Beispiel die Deutschen in der Schweiz, welche bloß eine sprachlich-kulturelle Gemeinschaft mit ihren Stammesgenossen aufrechterhalten.« (S. 81.) W. v. Massow erklärt in einer Schrift: »Wie steht es mit Polen?«,[6] daß die Deutschen zwar gelassen und mit der größten Entschlußfreiheit den Fragen der polnischen Zukunft gegenüberstehen können. Doch läge es sicher im Interesse Deutschlands, die Polen, die »Söhne des Westens«, nicht zur moskowitischen Kultur hinzutreiben — noch sie an Moskau auszuliefern. Er findet es auch vom deutschen Standpunkt beachtenswert, daß sich das polnische Volk vom Panslawismus freigehalten hat, daß es jetzt noch in Rußland den Todfeind seiner Sprache, seiner Kultur, seines Glaubens sieht, »wenn auch die hochgehenden Wellen des Nationalitätenkampfes in unserer Ostmark manches Hindernis zwischen Russen und Polen weggespült haben«. (S. 21.) Den »geschickten Händen, die sich bemühen, die Kluft, die seit alters her zwischen Ostslawen und Westslawen bestehe, zuzuschütten und dafür an anderer Stelle einen tiefen Graben aufzuwerfen, der die Westslawen von Europa trennen soll,« möchte er gern entgegenwirken, doch da stößt er auf Schwierigkeiten wirtschaftlicher Natur. Der Verzicht auf Preußisch-Polen — eine unumgängliche Voraussetzung auch bei v. Massow — würde für die Polen einen Verzicht auf eigene Wege zum Meere bedeuten und der polnischen Industrie, die nun vom Osten abgeschnitten wäre, den Riegel auch im Westen fest vorschieben. Massow rechnet jedoch mit der Tatsache, daß Polen ein nicht unbedeutendes Industrieland geworden ist, ohne diesen Zugang zu besitzen. »Der Absatz wurde in künstlicher Weise so geregelt, daß die Verbindung mit dem inneren Rußland unlösbar schien.... Was auf diesem künstlichen Wege möglich war, wäre natürlich mit anderen Mitteln bei gutem Willen und bei geeigneter sonstiger Gestaltung der politischen Verhältnisse auch in anderer Richtung möglich.« (S. 21.)

Ähnliche Bedenken scheinen auch den Professor Sieveking zu beschäftigen, der in der Broschüre »Unsere Aufgaben«[7] betont, daß es bei der Schaffung eines polnischen Gemeinwesens sich heute nicht mehr nur um nationalpolitische, sondern zugleich um wirtschaftspolitische Fragen handeln würde. Er hält fest an dem Gedanken des deutschen Nationalstaates, ist also gegen eine »einfache« Einverleibung und »einfache« Eroberung, doch befürchtet er, daß ein unabhängiges Polen, das den freien Absatz für seine Industrieprodukte in das innere Rußland verlieren würde,

[5] Berlin 1915, Karl Curtius.

[6] Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Heft 49. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

[7] Berlin 1915, Karl Curtius.

eine feindliche Stellung gegen die Macht einnehmen müßte, die ihm den Weg zur Ostsee verlegt. Er gedenkt aber sogleich »der Blüte Danzigs unter polnischer Hoheit« und fragt, »ob nicht ein deutsches Danzig, ein deutsches Königsberg bei entsprechender Regelung des Durchgangsverkehrs wieder zu polnischen Ausfuhrhäfen werden könnten«. (S. 35.) Auf der Suche nach der Lösung der wirtschaftlichen Schwierigkeiten stellt Sieveking schließlich die Frage, ob nicht ein im Inneren freies Polen durch den Anschluß an das Deutsche Reich seinen besten Vorteil finden würde — womit er eine Möglichkeit in Erwägung zieht, für die sich in dem polnischen Volke noch nie eine Stimme erhoben hat.

Literarische Rundschau.

Ernst Drahn, **Friedrich Engels als Kriegswissenschaftler.** Gautzsch bei Leipzig, Felix Dietrich. Preis 25 Pfennig.

Drahn stellt in dem Broschürchen eine Reihe von Äußerungen Friedrich Engels' über Kriegsfragen zusammen. Die einfache Zusammenstellung läßt nicht die Verhältnisse erkennen, unter denen jede der Äußerungen getan wurde, zeigt auch nicht ihren inneren Zusammenhang und den Entwicklungsgang des zitierten Autors. Trotzdem könnte sie von Wert sein, wenn sie den wirklichen Standpunkt erkennen ließe, den Engels einnahm. Das tut sie aber nicht, denn die Zitate sind höchst einseitig und tendenziös zusammengestellt und geben ein ganz falsches Bild. Vollständig ließe sich die Unrichtigkeit der Darstellung erst nach dem Kriege erweisen, denn unter dem Burgfrieden geht es kaum an, die andere Seite der Medaille ausreichend zu beleuchten.

Indessen an einigen Beispielen läßt sich doch auch heute schon zeigen, wie Drahn verfährt.

Eine Äußerung von Engels aus dem Jahre 1868, in der dieser sich recht abfällig über die Miliz ausspricht, zitiert Drahn auf S. 18 als »die Stellung Engels' zur Milizfrage«. Der Leser erfährt kein Wort davon, daß Engels diese Auffassung später bedeutend revidiert hat. Auf S. 28 ff. behandelt Drahn die Engelssche Schrift »Kann Europa abrüsten?«, verschweigt aber sorgfältig, daß sie ein Plädoyer für die Miliz war. Nach seinen Zitaten verlangte sie bloß »die militärische Erziehung der Jugend«. Zu welchem Zwecke diese Forderung gestellt wird, erfahren wir nicht. Eine ganze Seite füllt das Zitat über die militärische Jugenderziehung, das Drahn vorbringt, relativ unwichtige Details daraus werden wiedergegeben, aber ein Satz ist fortgelassen:

»Bei dem heutigen komplizierten Stande des Kriegswesens ist ohne militärische Vorbildung der Jugend an einen Übergang zum Milizsystem nicht zu denken.« (»Kann Europa abrüsten?« S. 14. Nebenbei sei erwähnt, daß Drahn vorher einen Passus über militärische Jugenderziehung aus einer Schrift Engels' über »Militarismus, Miliz und Sozialdemokratie« bringt. Eine solche Schrift ist mir nicht bekannt. Das Zitat findet sich in der Broschüre über »Die preußische Militärfrage und die deutsche Arbeiterpartei«, 1865, S. 20.)

Jeder Erwähnung der Miliz in der Schrift geht Drahn aus dem Wege, so dem Satze in dem Vorwort, in dem Engels die Quintessenz seiner Ausführungen zusammenfaßt:

»Ich gehe von der Voraussetzung aus, die sich mehr und mehr allgemeine Anerkennung erobert: daß das System der stehenden Heere in ganz Europa auf die Spitze getrieben ist in einem Grade, wo es entweder die Völker durch die Militärlast ökonomisch ruinieren oder in einen allgemeinen Vernichtungskrieg ausarten muß, es sei denn, die stehenden Heere werden rechtzeitig umgewandelt in eine auf allgemeiner Volksbewaffnung beruhende Miliz.«

Es ist eine grobe Irreführung des deutschen Proletariats, wenn man ihm den Passus aus dem Jahre 1868 als »die Stellung Engels' zur Milizfrage« vorführt und die späteren, ganz anders lautenden Äußerungen verschweigt.

Gänzlich irreführend ist es auch, wenn Drahn bemerkt, Engels habe den »großen Krieg« infolge der Feindschaft Frankreichs und Rußlands gegen Deutschland erwartet:

»Es stand stets für unsere Altmeister fest, daß, durch die Ergebnisse des siebziger Krieges veranlaßt, Frankreich und Rußland die Gegner Deutschlands sein würden. So wohl zuerst (außer im Briefwechsel) im Vorwort zu Borkheims Schrift Zur Erinnerung für die deutschen Mordspatrioten.«

In Wirklichkeit steht in dem Vorwort keine Zeile, die sich gegen Frankreich und Rußland richten würde. Sein Inhalt entspricht vollkommen dem Titel der Schrift, die es einleitete, der durch das Wort »Mordspatrioten« gekennzeichnet wird. Es sind nicht Frankreich und Rußland, sondern ausschließlich deutsche Elemente, die dort kritisiert, ja gegeißelt werden, gerade Elemente von der Art, deren Beifall die Drahnsche Schrift finden wird. Ausdrücklich spricht dann Engels von dem Faktor, den er für den erwarteten Krieg verantwortlich macht. Es ist nicht die Feindschaft Frankreichs und Rußlands, sondern »das auf die Spitze getriebene System der gegenseitigen Überbietung in Kriegsrüstungen, das endlich seine unvermeidlichen Früchte trägt«.

Drahn zitiert einen Passus aus dem Vorwort, der aber gerade vor diesem Satz abbricht. Die ganze Stelle ist höchst bemerkenswert, wenn man bedenkt, daß sie vor fast drei Jahrzehnten niedergeschrieben wurde, 1887. Der bei Drahn wiedergegebene Absatz lautet nach einigen einleitenden Sätzen:

»Und endlich ist kein anderer Krieg für Preußen-Deutschland mehr möglich als ein Weltkrieg, und zwar ein Weltkrieg von einer bisher nie geahnten Ausdehnung und Heftigkeit. Acht bis zehn Millionen Soldaten werden sich untereinander abwürgen und dabei ganz Europa so kahl fressen, wie noch nie ein Heuschreckenschwarm. Die Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges zusammengedrängt in drei bis vier Jahre und über den ganzen Kontinent verbreitet; Hungersnot, Seuchen, allgemeine, durch akute Not hervorgerufene Verwilderung der Heere wie der Volksmassen; rettungslose Verwirrung unseres künstlichen Getriebes in Handel, Industrie und Kredit, endend in allgemeinem Bankrott... absolute Unmöglichkeit, vorherzusehen, wie das alles enden und wer als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen wird; nur ein Resultat absolut sicher: die allgemeine Erschöpfung und die Herstellung der Bedingungen des schließlichen Sieges der Arbeiterklasse.«

So weit das von Drahn mitgeteilte Zitat. Engels fuhr fort:

»Das ist die Aussicht, wenn das auf die Spitze getriebene System der gegenseitigen Überbietung in Kriegsrüstungen endlich seine unvermeidlichen Früchte trägt. Das ist es, meine Herren Fürsten und Staatsmänner, wohin Sie in Ihrer Weisheit das alte Europa gebracht haben. Und wenn Ihnen nichts anderes mehr übrigbleibt, als den letzten großen Kriegstanz zu beginnen, uns kann's recht sein. Der Krieg mag uns vielleicht momentan in den Hintergrund drängen, mag uns manche schon eroberte Position entreißen. Aber wenn Sie die Mächte entfesselt haben, die Sie dann nicht wieder werden bändigen können, so mag es gehen wie es will: am Schlusse der Tragödie sind Sie ruiniert und ist der Sieg des Proletariats entweder schon errungen oder unvermeidlich.«

So dachte Engels 1887 über den kommenden Weltkrieg. Man hat jetzt, als dieser wirklich ausbrach, über die marxistischen Prophezeiungen gespöttelt, weil der Beginn des Krieges nicht schon Zusammenbruch und Revolution brachte. Die Anschauungen, die hier Engels entwickelte, waren seither auch die der meisten Marxisten. Sie erwarteten eine Verschärfung der Klassengegensätze und der sozialen Kämpfe nicht bei Beginn, sondern nach dem Ausgang des Krieges als seine notwendige Konsequenz. Ob wir darin irrten, wird erst die Zukunft zu erweisen haben.

Für die Kriegszeit selbst haben wir uns stets darauf gefaßt gemacht, daß sie uns »momentan in den Hintergrund drängen mag«. Ein Grund zur Entmutigung liegt darin nicht.

K. K.

Notizen.

Die Volksanleihe. Der Reichsschatzsekretär Dr. Helfferich hat in der Augusttagung des Reichstags die deutsche Kriegsanleihe das populärste Papier in Deutschland genannt und seine Rede mit einem Appell an die Abgeordneten geschlossen, in ihren Kreisen warme Werber für die bevorstehende dritte Kriegsanleihe zu sein.

Der Erfolg einer Anleihe beruht auf dem Urteil der Zeichner über die politische und wirtschaftliche Lage des Staates, der zur Zeichnung einlädt. Viel hängt aber auch von ihrer Organisation und Placierung ab. Starke Trägheitsmomente müssen überwunden werden, um Bevölkerungskreise zur Zeichnung zu veranlassen, die dem Effektengeschäft trotz seiner so großen Ausdehnung noch fern stehen; die Anleihe muß möglichst in letzte Hände kommen, von Käufern erworben werden, die eine dauernde Kapitalanlage suchen. Das ist für Deutschland besonders wichtig, weil selbst bei einem sehr glücklichen Kriegsausgang der zu erwartende übermäßige Warenbedarf jene Kapitalisten, die die hochverzinsliche Kriegsanleihe als vorübergehende Anlage gezeichnet haben, zur Veräußerung und Belehnung ihrer Papiere veranlassen wird. Damit sind aber Schäden verknüpft: ein Verkauf drückt den Kurs, eine Belehnung macht nicht die ganze gezeichnete Summe frei und führt außerdem in der schwankenden Höhe des Lombardzinsfußes einen unsicheren Faktor in den Kalkul ein.

In der Organisation der Zeichnung wurde das Beispiel Frankreichs mit Glück nachgeahmt, das bekanntlich seine Rente mit großem Erfolg popularisiert hat. Der Kreis der Zeichnungsstellen ist ausgedehnt worden. Neben den Banken nahmen die Sparkassen, Lebensversicherungsgesellschaften, die Kreditgenossenschaften und Postämter Zahlungen entgegen. Im redaktionellen und Inseratenteil aller Zeitungen wurden die geschäftlichen Vorteile einer Kapitalanlage in Kriegsanleihe mit beredten Worten angepriesen, Flugschriften nach Art sozialdemokratischer Werbeblätter bis ins letzte Dorf verbreitet. In allen Amtsräumen der Behörden ermunternde Plakate und Aufrufe zu fleißiger Zeichnung. In den Posträumen trug sogar das Löschpapier die mahnende Aufschrift: Zeichnet Kriegsanleihe! Mit einem Wort: die suggestive Wirkung moderner Reklame wurde wirkungsvoll und erfolgreich in den Dienst der Kapitalmobilisation gestellt.

Unter der ländlichen Bevölkerung propagierten Geistliche und Lehrer die Zeichnung von Kriegsanleihe. So hat zum Beispiel das Erzbischöfliche Generalvikariat Köln die Kirchenvorstände ersucht, sich nach Kräften an der Anleihe zu beteiligen, und die Geistlichkeit aufgefordert, in ihren Kreisen für eifrige Zeichnung zu werben. Auch die Lehrer und die liebe Schuljugend wurden zur Propaganda herangezogen, wobei die Schulzeichnung nicht das einzige sein sollte, sondern auch an das Auftreten der Kinder als Werber daheim und bei Verwandten und Bekannten gedacht wurde. »Bittende Kinder sind eine Großmacht.« Die Schulzeichnungen sind derart erfolgt, daß die ganze Sammelsumme gezeichnet, bis zwei Jahre nach Friedensschluß gesperrt und dann erst Rückzahlung der gezeichneten Einzelsumme mit Zins und Zinseszins versprochen wurde. Um, soweit möglich, eine Betonung des für Kinder so empfindlichen Unterschiedes zwischen arm und reich zu vermeiden, wurde der Ausweg gefunden, daß jeder Schüler seinen Zeichnungsschein, ausgefüllt oder unausgefüllt, in verschlossenem Briefumschlag seinem Lehrer übergab, der mit der Verantwortung auch die Pflicht zur Verschwiegenheit übernahm. Beamten und Arbeitern sind besondere Begünstigungen gewährt worden. So hat das badische Finanzministerium angeordnet, daß Beamte, Lehrer und Arbeiter bei den Staatskassen zeichnen können, die für den gewünschten Betrag bis zum Oktober 1917 Abzüge machen. Angehörigen der Feldtruppen ist eine Zeichnungsfrist für Beträge unter 10 000 Mark bis 1. November 1915 bewilligt worden, das Ergebnis liegt zur Zeit der Niederschrift noch nicht vor. Der Preußische Beamtenverein zu Hannover, ein Lebensversicherungsverein auf Gegenseitigkeit, und die Filiale der Kommerz- und Diskontobank in Hannover haben eine Vereinbarung getroffen, wonach die Bank

den Versicherten ein fünfprozentiges Darlehen gegen einen Einschuß von 10 Prozent oder gegen Hinterlegung der Policen gewährt, wenn diese einen Zeitwert von mindestens einem Zehntel der gezeichneten Summe haben. Das Guthaben der Bank, mit dessen Tilgung schon früher begonnen werden konnte, wird bei Fälligkeit der Versicherung bezahlt. Die Transaktion läuft letzten Endes darauf hinaus, daß die Versicherungssummen in Kriegsanleihe bezahlt werden.

Bleibt die Frage nach dem Erfolg der Anleiheorganisation und der sie ergänzenden Werbearbeit sowie nach der Art der Placierung der deutschen Kriegsanleihe.

Der Erfolg der dritten Anleihe ist am besten dahin charakterisiert, daß sie um eine Kleinigkeit mehr erbrachte als die zweite englische Anleihe. Die Zeichnungen bei der Reichsbank und bei den anderen Banken und den Bankiers partizipieren an dem Gesamtresultat von 12 101 Millionen Mark mit 7960 Millionen Mark, machen also weit mehr als die Hälfte aus. Das mag sich auch daraus erklären, daß Banken und Bankiers nicht durchaus neues Geld aufbringen mußten, sondern Schatzscheine in Zahlung geben konnten, die das Reich bei ihnen begeben hatte. Bei den Sparkassen sind 2877, bei den Lebensversicherungsgesellschaften 417, bei den Kreditgenossenschaften 680 und bei den Postanstalten 167 Millionen Mark gezeichnet worden. Nimmt man auch an, daß ein Teil der Zeichnungen bei Sparkassen und Banken auf die landwirtschaftliche Bevölkerung entfällt, so bleibt doch die Tatsache nicht zu bestreiten, daß der Großteil der Kriegskosten von Handel und Gewerbe sowie den städtischen Rentnern aufgebracht wird.

In folgender Statistik ist der Anteil von vier Vermögensgruppen an den Kriegsanleihen in Verhältniszahlen ausgedrückt:

	Erste Anleihe	Zweite Anleihe	Dritte Anleihe
I. Bis 2000 Mk.	17 Proz.	18,4 Proz.	18 Proz.
II. 2100 bis 20000 Mk. . .	29,8 -	34,8 -	29,5 -
III. 20100 - 100000 - . .	16,2 -	17,3 -	17 -
IV. 100100 und darüber . .	37 -	29,5 -	35,5 -

Diese Zusammenstellung zeigt, daß die Beteiligung der verschiedenen Vermögensgruppen an den drei Anleihen nicht wesentlich verschieden war. Was vor allem die erste Gruppe betrifft, so machte sich bei der zweiten Anleihe die schon damals gesteigerte Propaganda in einer Zunahme der Zeichnungen bis 2000 Mark geltend. Bei der dritten Anleihe ging die Beteiligung dieser Gruppe, wenn sie auch im absoluten Betrag die bei der ersten oder zweiten Anleihe übernommene Summe weit übertraf, doch gegenüber der zweiten im Verhältnis zur Gesamtsumme der Anleihe etwas zurück. Die außerordentlich intensive Propaganda der »Volksanleihe«, die wohl fast ausschließlich auf diese Gruppe berechnet und von Einfluß war, hat also nur den Beweggründen die Wage gehalten, die für die größeren Zeichner zur Vermehrung ihrer Anleiheübernahme maßgebend waren. a. h.

Anzeigen.

Paul Umbreit, **Fünfundzwanzig Jahre deutscher Gewerkschaftsbewegung 1890 bis 1915.** Erinnerungsschrift zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum der Begründung der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands. Berlin 1915, Verlag der Generalkommission. 185 Seiten. Preis gebunden im Buchhandel 3 Mark.

Die Festschrift gibt eine gedrängte Darstellung der inneren Entwicklung der deutschen Gewerkschaften in den letzten fünfundzwanzig Jahren sowie ihres Verhältnisses zur sozialdemokratischen Partei, zur Genossenschaftsbewegung, zu den Gewerkschaftsorganisationen des Auslandes, gegenüber der Unternehmerschaft und der Regierung. Ein Kapitel behandelt die Stellung der Gewerkschaften zur Sozial-

politik. Schließlich werden die Probleme besprochen, vor die der Weltkrieg die deutschen Gewerkschaften gestellt hat.

Ein Anhang bringt die Berichte des »Berliner Volksblatts« und der Hamburger Gewerkschaftsblätter über die Verhandlungen der ersten Konferenz der Gewerkschaften Deutschlands am 16. und 17. November 1890 in Berlin, ferner statistische Tabellen und Diagramme über die Gewerkschaftsbewegung.

Helmut Lehmann, Geschäftsführer des Hauptverbandes deutscher Ortskrankenkassen, **Wochenhilfe — Familienhilfe — Erziehungshilfe.** Dresden, Paul Kluge. 16 Seiten.

Der Rückgang der Geburtenziffer, der vor dem Kriege in allen Kulturländern immer stärker wurde, wurde in Deutschland gemildert durch das Sinken der Sterblichkeit, so daß im Jahrzehnt 1901 bis 1910 noch ein Geburtenüberschuß von 14,3 auf 1000 Einwohner vorhanden war. Der Krieg wird noch mehr wie der von 1870/71 diese Ergebnisse beeinflussen. Deshalb ist mehr wie je Mutter- und Säuglingsschutz erforderlich. Die Kriegswochenhilfe hat die geplante Wochenhilfe, die durch die Reichsversicherungsordnung den Ortskrankenkassen nur gestattet war, ihnen zur Pflicht gemacht. Die wichtigste Forderung des Tages ist, die Kriegswochenhilfe in ihrem gegenwärtigen Umfang und mit ihrem Deckungsverfahren auch im Frieden beizubehalten. Nach dem Kriege wird schon das Steigen des Zinsfußes eine Verteuerung der Mieten und Nahrung bringen, was ein Sinken der Geburtenziffer zur Folge hat. Dazu die Mindergeburten infolge der Einziehung mehrerer Millionen verheirateter Männer! Lehmann wendet sich gegen den Vorschlag, den Dr. v. Behr-Pinnow machte, den Beamten Kinderzulagen zu geben und kinderreiche Familien auf dem Arbeitsmarkt zu bevorzugen. Da die lohnarbeitende Bevölkerung des Reiches zwei Drittel des Nachwuchses hervorbringt, ist vor allem für diese Bevölkerungsschicht zu sorgen: die Familienhilfe muß ebenso Regelleistung der Krankenversicherung werden, wie es die gesamte Wochenhilfe wurde, daneben muß eine Erziehungshilfe treten, die auf Versicherung beruhen und zunächst sich auf die Krankenversicherten beschränken müßte, und zwar nur für Frauen mit mindestens drei Kindern und außerdem für alle Unehelichen; nur Sachleistungen, nicht Barzahlungen kommen dabei in Betracht. Die Erziehungshilfe soll aber ebensowenig wie die jetzige Wochenhilfe eine Prämiierung bedeuten, sondern Mittel schaffen, um sozialer Not durch soziale Gemeinschaftsarbeit abzuhelfen. Lehmann berechnet, daß 4 209 000 Kinder zu versorgen wären, was bei 100 Mark Jahresaufwand auf das Kind rund 421 Millionen Mark jährlich ergibt. Davon müßte das Reich 221 Millionen Mark durch eine Ledigensteuer aufbringen, durchschnittlich von jedem Ledigen 10 Mark jährlich, und 221 Millionen Mark blieben durch Versicherungsbeiträge zu decken, was wöchentlich auf den Versicherten 18 Pfennig, auf den Arbeitgeber 9 Pfennig ausmachen würde. Neben einem Netz von Säuglingsfürsorgestellen sei auch ein solches von Jugendfürsorgestellen erforderlich. Hauptsächlich aber soll die Erziehungshilfe die Wohnungsnot für kinderreiche Minderbemittelte beseitigen, indem die Krankenkassen Kleinwohnungen bauen.

Österreichischer Arbeiter-Notizkalender für das Jahr 1916. Wien. Ignaz Brand & Co. Preis 80 Pfennig.

Der Kalender enthält eine chronologische Zusammenstellung der wichtigsten Daten des Weltkriegs bis Ende Juli dieses Jahres, eine mit viel statistischem Material versehene Abhandlung über den internationalen Handelsverkehr, eine Berechnung der bisherigen Kriegskosten der verschiedenen Länder, Angaben über die Arbeit der österreichischen Bruderpartei im Kriege und eine Tabelle über die Lebensmittelteuerung in Österreich vom Juni 1914 bis Juni 1915.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 9 Ausgegeben am 26. November 1915 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die „Überzeugung" als „Allerheiligstes"?

Von Hans Marckwald.

In Nr. 6 der Neuen Zeit vom 5. November nennt Genosse Kautsky »das Höchste und Heiligste«, das jeder kennt, »seine eigene Überzeugung« und meint, die Parteizugehörigkeit würde als ein unerträgliches Joch empfunden werden, wenn sie es verböte, für jenes summum bonum (»allerhöchste Gut«, bei den Scholastikern der Name für die Gottheit) Propaganda zu machen. Bei Kautsky wird hier ganz gegen seine sonst so strenge Vermeidung aller althergebrachten Ideologie ohne jede nähere Begründung »die Überzeugung« zum »höchsten Prinzip«, zu einer Art metaphysischem »Ding an sich«, dessen »Heiligkeit« uns eine innere Stimme, unabhängig von aller Erfahrung, verkündet und an dessen absolutem, nicht nur relativem Wert zu zweifeln Kautsky, wie es scheint, für so unmoralisch hält, daß dieses vernichtende Urteil keiner näheren Begründung bedarf.

Der Schreiber dieses wagt zu bezweifeln, daß es für den klassenbewußten Proletarier und für den marxistischen Sozialisten, der sich den klassenbewußten Proletariern angeschlossen hat, nichts »Heiligeres« gibt wie die eigene Überzeugung. Ja er bezweifelt, daß »die Überzeugung« an sich für uns überhaupt »heilig« und »hoch« ist. Wenn es so aussieht, als sei für uns und für »jeden« die eigene, höchst individuelle Überzeugung etwas besonders Hehres, so liegt das daran, daß die Überzeugungen der Menschen in Zusammenhang mit ihren Zielen stehen, daß die Äußerung der eigenen Überzeugungen meist der Durchsetzung ihrer Ziele dient und daß sie als um so »heiliger« gilt, als eben jene Ziele meist nicht nur dem einzelnen, sondern einer Gemeinschaft angehören. Wenn die Äußerung der eigenen Überzeugung die Zwecke des »Überzeugten« und der Gemeinschaft, mit der er sich solidarisch fühlt, durchkreuzt, wenn sie nicht heilsam für die Zwecke eben jenes denkenden Individuums ist, wenn der einzelne zu dem Resultat kommt, daß ein sacrificio dell' intelletto der Erreichung seiner Ideale dienlicher ist wie die Propaganda für bestimmte Überzeugungen, dann wird er den höheren Zwecken — je nach Charakteranlage mehr oder weniger schmerzerfüllt — sogar seine Überzeugung opfern und diesen Götzen vom Altar stürzen, weil er das Wichtigere dem Wichtigen preiszugeben hat. Ein patriotischer Oberst, dem der Gewinn eines Krieges durch sein Heer als die zurzeit wichtigste Aufgabe erscheint, wird die nach seiner Überzeugung vorhandenen Mängel in der Kriegführung seitens seines Generals seiner Mannschaft nicht schildern; ihm wird seine Überzeugung nicht — wie es nach Kautsky der Fall sein müßte — »das Höchste und Heiligste« sein, und er wird schweigen, auch wenn er sich ohne Furcht vor Strafe äußern dürfte, weil er die Disziplin nicht wird erschüttern wollen, ohne die der Sieg unmöglich ist, der ihm »heiliger« ist als die eigene Überzeugung.

Was jedem einzelnen Parteigenossen am heiligsten sein soll, kann ich ihm so wenig vorschreiben wie Kautsky. Wenn Kautsky meint, daß die Überzeugung jedem das Höchste zu sein hat, so kann ich die Falschheit dieser Maxime ebensowenig beweisen wie die irgendeines anderen erhabenen Moralprinzips, das ideologisch ersonnen ist. Aus den materiellen Bedingungen des Proletariats ergibt sich aber erfahrungsgemäß eine andere Maxime, von der »die Heiligkeit« der eigenen Überzeugung höchstens abgeleitet werden kann. Die Maxime des Sozialisten lautet: Handle so, daß du dem Proletariat soviel wie möglich nützest (oder, was inhaltlich auf dasselbe herauskommt, zur Hebung der Menschheit auf die höchstmögliche Kulturstufe möglichst beiträgst)! Wenn diesem Zwecke die Bekundung deiner Überzeugung dient, dann ist diese heilig, andernfalls nicht. Die Wahrheit ist wertvoller als Plato, aber wertvoller selbst als die Wahrheit ist das Wohl der Menschheit (deren Wohl von dem des Proletariats abhängt). Der Menschheit müßte selbst die Wahrheit geopfert werden, wenn es möglich wäre, daß sie jemals aus der Freundin zur Feindin der Menschheit werden könnte.

Die Äußerung der eigenen Überzeugung ist also für einen Sozialdemokraten nur heilig, soweit diese Kundgabe dem Proletariat nützt. Die Sache ist nicht damit abgetan, daß man die Überzeugung ein für allemal als »das Höchste« zur Gottheit stempelt, sondern es bedarf der Untersuchung, ob es Fälle gibt, in denen sie ihren relativen Wert einbüßt. Die Wahrheit ist ein zutreffendes Bild von der Wirklichkeit. Daß sie im Bunde mit dem Proletariat steht, daß die Wissenschaft seine beste Freundin ist, ist eine für uns längst banal gewordene Erkenntnis, die wir bereits Marx, Engels und Lassalle zu verdanken haben. Eine Partei, der die Erkenntnis der Wirklichkeit (das heißt des Inbegriffs dessen, was war, ist und sein wird) auf irgendeinem Punkte gefährlich werden könnte, wäre auf Illusionen gebaut und zum Tode verurteilt. Die wissenschaftliche Forschung, die nicht fragt, ob ihre Resultate ihr in den Kram passen, mag feigen Memmen einer herrschenden Klasse, der das Zepter entgleitet, gefährlich werden können, nie dem Proletariat. Hier ist uns in der Tat jede Überzeugung heilig. Die Wissenschaft, die nicht billigt und mißbilligt, nicht vorschreibt, was künftig geschehen soll, nicht nachträglich entscheidet, was in der Vergangenheit hätte geschehen sollen, die vielmehr den tatsächlichen Verlauf der Ereignisse und ihrer Bedingungen feststellt und aus Vergangenheit und Gegenwart die Richtungslinien auch der Zukunft erschließt, verträgt keine Schranken der Diskussion. Die theoretischen Debatten in unserer Partei haben seit anderthalb Jahrzehnten mehr und mehr an Schärfe verloren. Selbst die Irrtümer sind nützlich, weil sie durch Erweckung des Widerspruchs zur Erkenntnis der Wahrheit führen.

Die Partei ist aber keine Gemeinschaft von Personen mit übereinstimmenden theoretischen Ansichten, sondern mit gemeinsamen Absichten, mit gemeinsamen Zielen, die sie mit gemeinsamen Mitteln erreichen wollen. Je mehr die einzelnen Parteimitglieder in ihren Zielen voneinander abweichen oder je verschiedener die Mittel sind, die sie zur Erreichung dieser Ziele in Anwendung bringen wollen, um so größer ist die Gefahr der Spaltung.

Die Broschüre Kolbs »Die Sozialdemokratie am Scheidewege« empfiehlt Wege, die von den Gedankengängen der überwältigenden Mehrheit der

Partei weit entfernt sind und die der Schreiber dieser Zeilen kaum für ernsthaft diskutabel hält. Nicht aber kann zugegeben werden, daß Kolbs Ratschläge just für die besonders abstoßend sein müssen, denen, wie Genosse Friedrich Adler in der Neuen Zeit Nr. 23 vom 3. September 1915 ausführt, am »sozialistischen Überbau«, an den Idealen der Sozialdemokratie mehr als an der Wahrung der momentanen Klasseninteressen des Proletariats gelegen ist, denen die Bewegung nichts und das Endziel alles ist. An den sozialistischen Zielen unserer Partei hält Kolb fest und das Parteiprogramm will er nicht geändert wissen. Er will durch »staatsmännische« Freundlichkeit bei Liberalen und Großherzögen, durch Blockpolitik und gewandtes Verhandeln eine Abschlagszahlung nach der anderen erwischen, bis in einem langwierigen Prozeß, was lange dauert, gut geworden ist, und der Sozialismus allmählich den Kapitalismus verdrängt hat. Das Ziel Kolbs ist wirklich kein anderes wie das anderer Parteigenossen, etwa Liebknechts.

Aber in der Wahl der Mittel zum Ziele — hier befindet sich die Sozialdemokratie nicht nur jetzt, sondern befand sich stets und wird sich stets befinden: am Scheidewege. Jeder Tag bringt neue Probleme, und in dieser furchtbaren Zeit des Krieges, in diesen von Entsetzen und Leidenschaften geschwängerten langen Jahren sieht es so aus, als ob zwischen denen, die Kriegskredite bewilligen, und denen, die sie ablehnen wollten, eine unüberbrückbare Kluft besteht.

In Kriegszeiten kann unsere Parteiorganisation nicht normal fungieren; der Parteitag, der im allgemeinen seinem Willen auch gegenüber dem der Fraktionäre Geltung zu verschaffen die Macht hat, kann nicht zusammentreten. Die höchste Instanz für das einzelne Fraktionsmitglied ist daher gegenwärtig die Fraktion. Mit Recht sagt Friedrich Adler, daß »die Klarheit über das Ziel und den Weg der Partei nur im unaufhörlichen inneren Kampf gewonnen werden kann«. Und ähnlich sagt Kautsky: »Es liegt im Interesse der Partei, daß ihre Beschlüsse erst nach eingehendem Anhören aller Seiten gefaßt werden.« Jeder Parteigenosse, der es ernst mit der Partei meint, wird sich zu bemühen haben, die Partei auf den ihm recht erscheinenden Weg zu leiten. Wer die Parteiinstanzen, zum Beispiel die Fraktionen, den Parteitag usw., glaubt beeinflussen zu können, wird es tun und tun müssen. Wenn wir nicht ein geheimes Kardinalskollegium einsetzen wollen, das uns unsere Wege vorschreibt, oder einen Höchstkommandierenden, dem sich alles zu unterwerfen hat, kommen wir um die freieste Diskussion über den einzuschlagenden Weg nie herum. Warum aber hat nach der von Friedrich Adler am angeführten Ort ausgesprochenen Ansicht die Besorgnis darüber, »daß überhaupt Diskussionen stattfinden«, trotzdem »gute Gründe«? Einfach deshalb, weil die Diskussion sich nicht auf das beschränkt, was künftig geschehen soll, sondern auf das eingeht, was unabänderlich ist, weil es in der Vergangenheit liegt. Hier liegt die schwere, brennende Gefahr! Freunde und Gegner der letzten Fraktionsabstimmungen werden darüber einig sein, daß die abfällige Kritik an diesen Abstimmungen die Fraktion diskreditiert.

Wer die Zukunft beeinflussen will, wird die Vergangenheit nicht oder doch nicht immer unerwähnt lassen können. Es ist aber durchaus nicht notwendig, daß Fraktionsmitglieder, die bisher den Kriegskrediten zuzustimmen empfahlen, sich in Konsequenz ihrer Haltung im März für neue Kriegs-

kredite begeistern müssen. Wer etwa erreichen will, daß die Fraktion im März neue Kriegskredite verweigert, wird Aussicht auf Erfolg nur haben, wenn er nicht mit zorniger Entrüstung den Bruch mit der Politik vom 4. August 1914 als »das Gebot der Stunde« erklärt, sondern wenn er da nachzuweisen vermag, daß in Konsequenz der Fraktionserklärung vom 4. August 1914 nunmehr die Ablehnung der Kredite und des Reichshaushaltsetats sich empfiehlt. Theoretisch denkbar wäre, daß im Verlauf eines Krieges Ereignisse eintreten, die just die anfänglichen Gegner von Kreditbewilligungen in Konsequenz ihrer Haltung zu Anhängern der Kreditbewilligung machen, weil etwa der Krieg seinen Charakter geändert hätte. Wir erinnern an den Umschlag in der Stellung des französischen Proletariats zum Kriege von 1870 nach Sedan. Wer die früheren Abstimmungen der Mehrheit oder Minderheit in den Fraktionssitzungen kritisiert, hat, auch für den, der ihm recht gibt, noch nicht gezeigt, wie sich die Fraktion zu neuen Kriegskrediten zu stellen hat.

Genosse Kautsky hat leider beweisen können, daß ein einwandfreier Beschluß, wonach jedes Fraktionsmitglied mit der Fraktion zu stimmen hat, bisher nicht gefaßt worden ist. Das wird denen sehr willkommen sein, denen mit Kautsky die eigene Überzeugung »das Heiligste« ist, namentlich Liebknecht und Heine. Genosse Heine lehnte es ab, den Genossen Liebknecht, an dessen Politik er kein gutes Haar lassen wollte, wegen des Disziplinbruchs zu tadeln, sondern bekannte sich als Gegner des Fraktionszwanges. Was Liebknecht recht ist, wird Heine billig sein müssen. Entweder die Partei unterwirft alle dem Fraktionszwang oder keinen. Zieht sie aber das letztere vor, dann werden nach dem Kriege just die ihr blaues Wunder erleben, die jetzt Liebknechts Disziplinbruch billigen und mit weiteren Disziplinbrüchen drohen, namentlich wenn sie die eigene Überzeugung als »das für jeden Heiligste« preisen. Die Abgeordneten der Sozialdemokratie sitzen in den Parlamenten, nicht um dem Götzen ihrer eigenen Überzeugung zu dienen, sondern um die Aufgaben der Partei zu erfüllen. Jeder wird behaupten, daß er das am besten versteht. Gegen die Verletzung der Pflichten eines sozialdemokratischen Parlamentariers gibt es kein anderes Mittel als den Fraktionszwang. Die Parteigenossen haben die Macht, die Zusammensetzung der Fraktion so zu ändern; die Partei wird der Fraktion stets ihren Willen aufzwingen können, aber es gibt kein gefährlicheres Mittel der Korrektur wirklich oder angeblich versagender Fraktionen als die Freigabe der Abstimmung für das einzelne Fraktionsmitglied. Genosse Kautsky irrt, wenn er am angeführten Ort behauptet, die Stimmenthaltung im Plenum sei nach dem bisherigen Brauch das Recht der überstimmten Minorität gewesen. O nein — der Stimme durfte sich keiner enthalten, sondern er wurde nur nicht zur Anwesenheit im Saale gezwungen. Vom Standpunkt der Befürworter des Fraktionszwanges ist auch dieser Ausweg mindestens in den Fällen im Grunde unhaltbar, in denen die Stimmen der Fraktion ausschlaggebend sind, aber die Gegenwart der renitenden Fraktionsmitglieder wird sich nicht erzwingen lassen, schon weil animalische Gründe sie zum Verlassen des Saales nötigen könnten. Selbst wer seine Überzeugung für »das Heiligste« hält, müßte sich mit dem Fraktionszwang bei der Abstimmung abfinden können, wenn ihm die freieste öffentliche Kritik dieser Abstimmung freisteht. Die Abstimmung eines sozialdemokratischen

Parlamentariers ist eben die Erledigung eines Auftrags und nicht die Bekundung einer Überzeugung.

Wenn weitere Kriegskredite gefordert werden sollten — und leider sieht es ja neuerdings danach aus —, bleibt eben nichts übrig, als daß sich die Minderheit — die dann vielleicht, je nach der Situation, aus den Gegnern der Bewilligung besteht — der Fraktionsmehrheit wieder fügt. Die Uneinigkeit der deutschen Sozialdemokratie ist für das deutsche und für das internationale Proletariat ein viel größeres Unglück als der verfehlteste Beschluß einer sozialdemokratischen Fraktion. Auch können Minderheiten nur einzelne Fraktionsmitglieder, nie die Partei vor einem ihrer Ansicht nach tadelnswerten Beschluß schützen.

Dauert der Krieg noch sehr lange — und es sieht ganz danach aus —, so steigt die Wahrscheinlichkeit, daß die Fraktionselemente sich infolge der Entwicklung des Weltkriegs von selbst wieder zusammenfinden werden. Wenn der Krieg aber zu Ende geht, ist die Frage, ob und in welchen Fällen künftig Kriegskredite bewilligt werden sollen, keineswegs aktuell. Und wenn die Friedensbedingungen noch so törichte und gefahrenschwangere werden sollten, so werden neue Kriegskredite in der auf den Krieg folgenden Legislaturperiode kaum zu bewilligen sein. Ein Parteitagsbeschluß, der im Jahre 1916 oder 1917 die Bewilligung der Kriegskredite lobt oder tadelt, wird auf die Haltung der deutschen Sozialdemokratie zum nächsten Krieg kaum Einfluß haben. Allerdings hat Genosse Kautsky darin recht, daß »Anschauungen, die vor dem Kriege zum Ausschluß aus der Partei führten, jetzt offen vorgetragen werden«. So empfiehlt ein Parteigenosse in den »Sozialistischen Monatsheften« die Bewilligung von Heeres- und Flottenvorlagen, von Kolonialforderungen sowie von Schutzzöllen und an anderer Stelle die Aufhebung des Verbots der Nachtarbeit in den Bäckereien. Was da eigentlich überhaupt noch von sozialdemokratischen Bestrebungen übrigbleibt, wissen wir nicht. Hier werden uns Änderungen unseres Verhaltens für die Zukunft vorgeschlagen, und wir werden solchen Vorschlägen zu begegnen wissen. Mit der Bewilligung der Kriegskredite und selbst der einmaligen Bewilligung des Reichshaushaltsetats hat dies nichts zu tun, mindestens nichts mit den bisherigen Bewilligungen in den bisherigen Situationen.

Nützlich wirkt stets die Äußerung von Überzeugungen, wenn sie künftigen Aktionen gilt; hier kann man nur den einzelnen tadeln, der eine andere Haltung der Partei wünscht, als man selbst empfiehlt. Schädlich kann aber zum mindesten die tadelnde Meinungsäußerung über die vergangene Haltung einer sozialdemokratischen Fraktion wirken, weil sie dazu führen kann, den Parteigenossen alle Freude an der Partei zu nehmen und die werbende Kraft der Partei bei solchen Proletariern, die ihr noch fern stehen, zu lähmen.

Die Diskussionsfreiheit auch über die Vergangenheit kann nicht beschränkt werden. Ein Beschluß, sie zu beschränken, würde namentlich zum Austritt derer aus der Partei führen, die innerhalb der Partei zum Schweigen gezwungen werden sollen. Die Spaltung wäre fertig. Es bleibt nichts anderes übrig, als möglichst vielen Parteigenossen klarzumachen, daß die Diskussionsfreiheit in der Partei nicht dazu da ist, die Sucht des ein-

zelnen zum Reden und Schreiben zu befriedigen, jedem Gelegenheit zu geben, Geschehenes »zu sühnen« und die Genossen gegeneinander aufzuwiegeln. Nur insoweit bietet die Diskussionsfreiheit Nutzen, als sie sich allein auf den Zweck beschränkt, die Zukunft zu beeinflussen.

Genosse Kautsky meint, was die »Einheit der Partei« gefährde, sei nicht das Aussprechen, sondern das Bestehen des Gegensatzes. Die Einheit der Partei ist nicht ernstlich gefährdet, wohl aber die Einigkeit der Partei. Dadurch hört nicht die Einheit der Organisation auf, wohl aber ihre Anziehungskraft. Für die Spaltung der Partei fehlen die materiellen Bedingungen. Das gesellschaftliche Sein der Parteigenossen, das ihr Bewußtsein bestimmt, bedingt die Einheit der Partei. Die Interessengemeinschaft des Proletariats ist viel zu groß, als daß unsere Genossen eine Spaltung mitmachen würden, zumal eine Spaltung, die nicht aus einem Streit über das, was geschehen soll, sondern aus einem über das, was nun mal geschehen ist, resultiert. Wer sollte übrigens die beiden Parteien bilden, die aus dem Streit um die Kriegskredite entstehen? Sollten sich etwa die um Edmund Fischer mit denen um Liebknecht zusammenfinden, um eine gemeinsame Partei gegen Molkenbuhr und die Gesinnungsgenossen von Parvus zu bilden? Es gibt wunderliche Augenblickskonstellationen.

Nicht das Aussprechen des Gegensatzes gefährdet die Einigkeit der Partei, wohl aber die tadelnde Kritik an der vergangenen Haltung einer Fraktion, für deren Wiederwahl wir werben müssen, soweit nicht einzelne Abgeordnete von den Genossen ihrer Wahlkreise durch andere ersetzt werden sollten. Damit ist nun nicht gemeint, daß jede Kritik jeder Fraktion unbedingt unterbleiben soll, so daß die Fraktionen unabhängig von der Partei schalten und walten können, wie es ihnen und ihrer »heiligen« Überzeugung beliebt, sondern daß die Kritik nur so weit geübt werden soll, als sie zur Beeinflussung künftiger Handlungen unvermeidlich ist.

Genosse Kautsky sagt mit Recht, schrankenlos dürfe die Meinungsfreiheit in einer Partei nicht sein: eine Partei müsse stets bestimmte Grenzen ziehen. Kautsky gibt aber zu, daß es einzig von Erwägungen der Zweckmäßigkeit abhänge, wie weit oder eng diese Grenzen gezogen würden. Welche Grenzen unbedingt mindestens gezogen werden müssen, ist schwer zu entscheiden; wohl aber läßt sich sagen, wer unbedingt in der Partei geduldet werden muß. Die Aufgabe der Partei und insbesondere der Marxisten in der Partei ist, den Klassenkampf des Proletariats zu einem bewußten und einheitlichen zu gestalten. Nehmen wir unter den bekanntesten Parteigenossen die Gegenpole: Kolb und Liebknecht. Vielleicht werden beide glauben, daß zwischen ihnen keine Gemeinschaft mehr besteht. Solange aber beide Wortführer proletarischer Massen sind, besteht eben darin ihre für uns ausschlaggebende Gemeinschaft. Sollte sich herausstellen, daß dieser oder jener es nicht mehr ist, etwa Kolb oder Liebknecht, so mag man ihn aus Gutmütigkeit dulden oder ausschließen; das wäre dann eine untergeordnete Frage ohne große Bedeutung. Nicht die Einheit von Kolb und Liebknecht interessiert uns, sondern die der Proletarier, welche zurzeit die Wege Kolbs oder Liebknechts wandeln wollen. Wer sich für den »Überbau« interessiert, der muß sich in England der Labour Party

anschließen, um *in* ihr im Sinne des Sozialismus zu wirken, und in Deutschland der Sozialdemokratie, auch wenn er sie »*nur*« für eine »Arbeiterpartei« hält. Wer weiß, daß er nicht mit seiner Ideologie Geschichte machen kann, sondern daß der stolze »Überbau« des Ideals nur errichtet werden kann, wenn die Grundlage, auf der gebaut werden soll, *zusammenhält*, wird sich von der einzigen Arbeiterpartei eines Landes nie trennen und für die Verschmelzung aller Arbeiterparteien eintreten, wo mehrere vorhanden sind. Nur *dann* kann *dauernd* eine Arbeiterpartei Wege wandeln, die es den Marxisten unmöglich machen, in ihr und für sie zu arbeiten: wenn ihre Politik sich derartig umgestaltet, daß sie auf die Bourgeoisie oder das Kleinbürgertum eine solche Anziehungskraft ausübt, daß nicht mehr das Proletariat Subjekt dieser Partei bleibt. Und eine *solche* Politik werden die organisierten deutschen Sozialdemokraten niemals aufkommen lassen. Mögen die Ideen von Kolb und Liebknecht unüberbrückbar sein — in der Gemeinschaft der Interessen derer, die sie als ihre Führer betrachten, liegt ihre Einheit.

Wie Bebel 1882 irrte, als er die Einheit der Partei gefährdet glaubte, so besteht auch jetzt für die Einheit unserer Parteiorganisation keine Gefahr, aber die Gefahr einer Zwietracht besteht, welche die Macht der Partei vermindert und zum Schaden des Proletariats dessen Feinden nützt. Nach Jahren würde der Schaden geheilt sein, weil das Proletariat durch die geschichtlichen Ereignisse historische Dialektik lernt, aber vorläufig kann sehr wohl innere Zerrüttung die Stoßkraft des Proletariats nutzlos lähmen. Bebel hielt sicher seine Überzeugung ebenso hoch, wie nur ein tapferer, tüchtiger, wackerer Mann vermag, aber »das Höchste, das Heiligste« war sie ihm nicht. Auf dem Erfurter Parteitag 1891 trat er nicht nur für den unbedingten Fraktionszwang bei der *Abstimmung* ein, sondern verlangte auch, daß jedes Mitglied der Fraktion, selbst wenn es *überstimmt* worden ist, die Beschlüsse der Fraktion *vertrete*. Bebel führte aus:

> Ich habe nichts gegen das Kritisieren; es soll mir einer sagen, ob ein Mensch in der Fraktion ist, der sich sein Recht, seine Meinung frei zu äußern und anderen auch einmal den Kopf zu waschen, weniger streitig machen läßt als ich. Das Recht, auch einen oppositionellen Standpunkt zu vertreten bis aufs äußerste, lasse ich mir zuallerletzt nehmen, und nervös, wie wir alle sind, geraten wir denn auch manchmal so aneinander, wie es nur bei nervösen Menschen denkbar ist.... Wird der eine überstimmt, dann macht er kein trübes Gesicht, sondern tut sein möglichstes, um die Beschlüsse der Majorität im Reichstag zu vertreten. Das wäre eine schöne Partei, wo die Minorität der Majorität sich nicht fügen wollte, wo die Nichteinverstandenen das Recht hätten, fortgesetzt an den Beschlüssen und ihrer Ausführung zu nörgeln, die Partei zu erregen und Spaltung zu verursachen.

Nach dem Kriege haben wir nur eine kurze Spanne Zeit bis zur Reichstagswahl. Wohl wissen wir, daß die Wahlen nicht der Inbegriff des politischen Klassenkampfes sind. Aber die von innerer Zerrissenheit drohende Schwächung der Partei kann leicht die uns drohende bedenkliche »Neuorientierung der Politik« in sozialpolitischen, in finanzpolitischen, in staatsrechtlichen Fragen vollends reaktionär gestalten. Für eine *radikale* Taktik der Partei werden nach dem Kriege mehr wie jemals die materiellen Bedingungen gegeben sein, wenn die Diskussion den zukünftigen und nicht den vergangenen Aktionen dient. Viel leichter folgen Personen und Gruppen Ratschlägen für die Zukunft, als daß sie vergangene Fehler zugeben. Wer der

Partei eine radikale Richtung geben will, wird um so leichter seinen Zweck erreichen, je weniger er sich die Zustimmung der von ihm Beratenen durch Vorwürfe über vergangene Taten erschwert. Daß man aber mit den Massen, die hinter der Fraktionsmehrheit stehen, nicht mehr als mit einer gegebenen Größe zu rechnen haben wird, wird auch der nicht behaupten wollen, der glaubt, daß die Mehrheit der Parteigenossen hinter der Fraktionsminderheit steht oder doch nach Aufhebung des Belagerungszustandes stehen wird. Nach dem Kriege werden alle, die das Proletariat nicht von sich abstoßen wird, an der Einheit der Partei arbeiten, denn alle werden Berater der künftigen Aktionen sein, und alle werden die künftigen Beschlüsse auszuführen haben, wessen Ratschlägen das sozialdemokratische Proletariat auch immer folgen mag.

Die Theorie der Parteispaltung.

Von Otto Braun.

Der Krieg zeitigt eigenartige Erscheinungen. Wie im gesamten öffentlichen Leben, so vornehmlich auch in unserer Partei ist vieles anders gekommen, wie wir es uns vor dem Kriege ausgemalt haben. Hätte vor Ausbruch des Krieges jemand behauptet, in einem Weltkrieg werde die Partei sich innere Zwistigkeiten von dem Umfang und der Tiefe erlauben, wie sie zurzeit die Partei bewegen, dann würden wir zweifellos mit einem bedauernden Achselzucken über diesen Propheten zur Tagesordnung übergegangen sein.

Als das schreckliche Verhängnis über die Völker Europas hereinbrach, da erfüllte in der Partei wohl jeden nur ein Gedanke: Jetzt heißt es alle Kräfte der Partei zusammenhalten, um das Parteischiff durch diesen Sturm, den furchtbarsten, der es je umbrauste, intakt hindurchzusteuern und die Interessen der Arbeiterklasse auch in dieser schweren Zeit, die über sie hereinbrechen mußte, nach Möglichkeit zu wahren. Es erschien uns allen als glatte Selbstverständlichkeit, was wir in der Nr. 19 dieser Zeitschrift vom 21. August vorigen Jahres, S. 846 am Schluß eines Artikels lasen:

Wir begreifen es wohl, wenn manchem dieser oder jener Schritt unserer Partei falsch erscheint, aber noch weit falscher, geradezu verhängnisvoll wäre es, aus irgend einer Meinungsverschiedenheit jetzt einen inneren Zwiespalt zu entfesseln. Auch in dieser Beziehung hat die Waffe der Kritik jetzt zu schweigen. Disziplin ist im Kriege nicht nur für die Armeen, sondern auch für die Partei das erste Erfordernis. Hinter ihrer Praxis müssen wir alle einmütiger, geschlossener stehen als je. Nicht Kritik, sondern Vertrauen ist jetzt die wichtigste Bedingung unseres Erfolges.

Und vorher heißt es in dem gleichen Artikel noch ganz zutreffend:

Wir müssen die Organisationen und die Organe der Partei und der Gewerkschaften intakt halten, ihre Mitglieder bewahren ebenso vor Unvorsichtigkeiten wie vor feiger Fahnenflucht. Das ist ja selbstverständlich, und es gibt keinen Genossen, der nicht in diesem Sinne handelte....

Es sollte keinen Genossen geben, wird man heute richtiger sagen.

Immerhin, wer stimmte dem Genossen Kautsky, der diese verständigen Worte geschrieben hat, nicht voll und ganz zu. Gewiß, die kleine Gruppe jener Partei-Oberschulmeister, die sich bei jeder passenden wie auch unpassenden Gelegenheit auf Gegenseitigkeit bescheinigen, daß sie die »erste

Lehrkraft der Parteischule« und der »bedeutendste Historiker der Partei« sind, haben ihn dafür nach Strich und Faden heruntergemacht. Aber das beweist doch nur, daß er auf dem richtigen Wege war.

Um so größeres Befremden muß es erregen, wenn derselbe Genosse Kautsky nunmehr in dieser Zeitschrift die Berechtigung und Notwendigkeit einer Parteispaltung theoretisch zu begründen versucht.

Ist mir nicht eingefallen, wird Kautsky vielleicht dagegen einwenden, und doch ist dem leider so.

In zwei Artikeln: »Persönliche Überzeugung und Parteidisziplin« und »Freiheit der Meinungsäußerung und Parteidisziplin« in Nr. 5 und 6 des laufenden Jahrgangs stellt Kautsky eine Theorie der Parteispaltung auf, wie sie unzweideutiger und unverhüllter bisher wohl noch nicht dargelegt wurde. Um das nachzuweisen, kann ich es mir sparen, Kautsky auf den parteiphilosophischen und parteihistorischen Umwegen zu folgen, die er einschlägt, um zu dem von mir aufgezeigten Ziele zu gelangen. Das Ziel tritt klar zutage.

Kautsky kommt nämlich in seinen Artikeln zu dem Schluß, daß die Mitglieder der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, die die bisherige Stellung der Fraktionsmehrheit zu den Kriegskrediten nicht billigen, im Plenum des Reichstags sich von der Mehrheit trennen, dort vor den politischen Gegnern und vor aller Welt ihre Auffassung darlegen und im Sinne dieser Auffassung sich parlamentarisch betätigen sollen. Also eine Spaltung der Fraktion in aller Form.

Eine Spaltung der Fraktion muß aber unabwendbar eine Spaltung der Partei nach sich ziehen. Denn eine einheitliche geschlossene Partei mit zwei Fraktionen im Parlament ist ein Unding.

Geradezu paradox klingt es aber, wenn Kautsky diese parlamentarische Sonderaktion der Fraktionsminderheit empfiehlt als Mittel, »der auseinanderstrebenden Elemente in der Partei Herr zu werden«. Den Reiz der Neuheit kann dieses Einigungsmittel zweifellos für sich in Anspruch nehmen. Der Umstand, daß es Kautsky in gelehrten Ausführungen im wissenschaftlichen Organ der Partei als berechtigt und notwendig nachweist, scheint mir lediglich zu beweisen, daß man wohl ein großer Theoretiker, ein in allen Zweigen der Wissenschaft beschlagener Gelehrter sein kann und gleichwohl mit der Praxis des politischen Lebens und besonders des Organisationslebens nicht gerade übermäßig vertraut zu sein braucht.

Kautsky legt in seinem Artikel zutreffend dar, daß Meinungsverschiedenheiten über parteitaktische Fragen in der Partei nicht vor politischen Gegnern auszutragen sind, das heißt nicht in der bürgerlichen Presse und vor allem auch nicht in den Parlamenten. Das Parlament ist nun einmal mit ein Hauptkampfboden der Partei, auf dem sie erfolgreich für das Proletariat nur wirken kann, wenn sie geschlossen auftritt, ihren politischen Gegnern eine geschlossene Phalanx entgegenstellt. Und je kritischer und schwieriger die Situation ist, in der sich die Partei befindet, um so notwendiger ist ihre Geschlossenheit im parlamentarischen Kampfe.

Das läßt Kautsky für normale Zeiten auch gelten. Die derzeitigen Verhältnisse in der Partei sollen aber eine Abweichung von dieser erprobten Kampfnorm gerechtfertigt erscheinen lassen.

Und wie begründet er die Notwendigkeit dieser Abweichung? Hören wir ihn:

Wie in so mancher anderer Beziehung hat auch hier der Krieg die Bedingungen unserer Tätigkeit gänzlich umgewälzt. Er hat in unserer Partei tiefgehende Verschiedenheiten der Überzeugungen geschaffen, gleichzeitig aber die Möglichkeit genommen, sie in voller Freiheit zum Austrag zu bringen. Oder vielmehr, die heutige Fraktionsmehrheit ist infolge von Ausnahmeverhältnissen in der angenehmen Lage, ihren Standpunkt und ihre Auffassung und Kritik der Minderheit aufs ausgiebigste vor der Öffentlichkeit darzulegen. Die Minderheit dagegen sieht sich an Händen und Füßen gebunden....

Dann weiter:

Durch die Fraktionsdisziplin, die der Minderheit verbietet, im Reichstag zu reden, wird diese nun verhindert, überhaupt zu reden. Die Freiheit der Meinungsäußerung wird ihr dadurch auch von Partei wegen völlig unterbunden.

Diesen Mißstand hat die Partei nicht gewollt und kann kein verständiges Mitglied der Mehrheit aufrechterhalten wollen. Diese hat nicht weniger als die Minderheit alle Ursache, auf seine Abstellung hinzuwirken. Denn er kann nicht lange fortdauern, ohne die Partei in ihrem Funktionieren, ja in ihrem Zusammenhang aufs schwerste zu gefährden. Die Tätigkeit unserer Partei hat zur unumgänglichen Voraussetzung die Gleichberechtigung aller Mitglieder in ihren Meinungsäußerungen. Ihre Trennung in einen Teil, dem jegliche Möglichkeit freiester Meinungsäußerung gegeben, und einen anderen, dem jede derartige Möglichkeit abgeschnitten ist, muß auf die Dauer zu unerträglichen Zuständen führen.

Er legt dann dar, daß die Gegensätze in der Partei eine Tiefe und eine Schärfe angenommen haben, wie sie am 4. August vorigen Jahres noch niemand für möglich gehalten hätte, und schreibt weiter:

Diese Gegensätze zum Ausdruck zu bringen, wurde daher schließlich unvermeidlich. Und nicht immer unvermeidlich, daß sie dort zum Ausdruck kamen, wo heute allein noch das politische Leben die Möglichkeit freier Entfaltung hat, wo aber auch die folgenschwersten Entscheidungen fallen, im Reichstag.

Also, allein im Reichstag ist für das politische Leben noch die Möglichkeit freier Entfaltung gegeben, sonach muß die Partei auch dort ihre Differenzen austragen. Vorweg bemerkt: Selbst wenn die Behauptung Kautskys über die Verschiedenartigkeit in der Unterbindung der freien Meinungsäußerung in der Partei so richtig wäre, wie sie falsch ist, würde ich die von ihm begründete absonderliche Taktik für verderblich halten. Das näher zu begründen erübrigt sich indes, weil die Behauptung, die Anhänger der Fraktionsminderheit seien mundtot, könnten ihren Standpunkt in der Partei nicht vertreten, wohingegen der Fraktionsmehrheit jegliche Möglichkeit freiester Meinungsäußerung gegeben sei, einfach unrichtig ist, keineswegs den Tatsachen entspricht.

Und weil dem so ist, ist auch die ganze Begründung, auf die Kautsky seine neu konstruierte Theorie der Parteispaltung stützt, hinfällig und gegenstandslos.

Wie liegen die Dinge in Wirklichkeit?

Durch die Verhältnisse, die der Krieg gezeitigt hat, sind alle Teile in der Partei mehr oder weniger in der freien Meinungsäußerung beschränkt. Die Rücksicht auf die Situation, in der sich Deutschland infolge des Krieges befindet, wie die Zensur setzen den Vertretern der Fraktionsmehrheit ebenso wie der Opposition in der freien Vertretung und erschöpfenden Begründung

ihres Standpunktes gewisse Schranken. Freilich ist nicht zu bestreiten, daß die Opposition unter der Zensur stärker leidet, aber es geht nicht an, sie als völlig mundtot hinzustellen und den Anhängern der Fraktionsmehrheit die größte Freiheit der Meinungsäußerung anzudichten. Die angeblich mundtote Opposition hat doch in den verflossenen Kriegsmonaten mit ihrer Meinung wahrlich nicht hinter dem Berge gehalten. Man sehe sich daraufhin nur einmal die Neue Zeit an. Beim flüchtigen Durchlesen der letzten 21 Hefte zähle ich, Fortsetzungen einzeln gezählt, etwa 46 Artikel, die mehr oder weniger zum Kriege Stellung nehmen, von Anhängern der »mundtoten« Opposition und nur 14 Artikel von Anhängern der Fraktionsmehrheit, wobei ich die wirtschaftlichen Übersichten von Cunow in der letzteren Gruppe schon mitgezählt habe. Also so ganz mundtot ist doch die Opposition nicht. Vielmehr ist es Tatsache, und das muß auch Kautsky wissen, daß die Vertreter der Fraktionsminderheit in zahllosen Versammlungen und Sitzungen ihren Standpunkt erschöpfend dargelegt haben, oft sogar unter sehr unschönen und vergiftenden persönlichen Ausfällen gegen die Vertreter der Mehrheit. Auch haben sie in zahlreichen Schriften ihre Meinung rückhaltlos vertreten, Schriften, denen sie die weiteste Verbreitung in Parteikreisen zu geben wußten. Vor kurzem erst sind mir zwei solcher Schriftchen als »Manuskript zur Information« gedruckt zu Gesicht gekommen, die dem Genossen Kautsky sicher nicht unbekannt geblieben sein können.

Gewiß, Beschränkungen bestehen, und die Partei kämpft ja auch fortdauernd einmütig gegen die politische Zensur und die Unterbindung des Versammlungslebens an. Sicher wäre die volle Freiheit der Meinungsäußerung, die jetzt weder für die Minderheit noch für die Mehrheit besteht, allen Teilen in der Partei erwünscht. Sie würde eine Klärung der Anschauungen wesentlich erleichtern und dem parteizerrüttenden Treiben in kleinen Konventikeln und der Verbreitung verunglimpfender Pamphlete, die das Parteileben vergiften, den Boden entziehen.

Jedenfalls ist es aber eine irreführende Übertreibung, wenn behauptet wird, dadurch, daß die Fraktionsdisziplin der Minderheit verbietet, im Reichstag zu reden, werde diese nun verhindert, überhaupt zu reden. Und mit dieser den Tatsachen nicht entsprechenden Behauptung glaubt Kautsky ein separates Vorgehen der Minderheit im Reichstag im voraus rechtfertigen zu können. Ich muß schon gestehen: ein verfehlterer Rechtfertigungsversuch ist mir sobald nicht vorgekommen. Man muß eben schon den Tatsachen etwas Gewalt antun, wenn man eine so verfehlte und unheilvolle Taktik, wie sie Kautsky der Fraktionsminderheit empfiehlt, wissenschaftlich begründen und als im Parteiinteresse liegend nachweisen will.

Was will Kautsky nun aber mit dem Fraktionsseparatismus erreichen? Glaubt er wirklich, daß durch eine, die alte bewährte Kampfregel der Partei beiseite schiebende und den Zusammenhalt der Partei schwer gefährdende parlamentarische Sonderaktion, die von uns allen so schmerzlich vermißte Freiheit der Meinungsäußerung hergestellt wird? Ich glaube das nicht. Ganz richtig schreibt er in seinem zweiten Artikel:

> Und in strittigen Fragen hat jeder Parteigenosse nicht nur das Recht, seine Meinung frei zu äußern, sondern auch die Pflicht, alle anderen Meinungen zu hören und zu überlegen, ehe er seine Entscheidung trifft. Es liegt im Interesse der

Partei, daß ihre Beschlüsse erst nach eingehendem Anhören aller Seiten gefaßt werden....

Schon recht. Aber ich bezweifle, daß eine derartige erschöpfende Aussprache im Reichstag möglich sein wird. Innerhalb der Fraktionsminderheit bestehen doch auch noch verschiedene Auffassungen; die Beweggründe sind ganz verschiedenartig, von denen sich die einzelnen Abgeordneten bei ihrer Abstimmung gegen die Kriegskredite leiten ließen. Sollen alle diese verschiedenartigen Auffassungen auf der Tribüne des Reichstags zum Worte kommen? Kautsky wünscht das offenbar, er muß es wünschen, denn er schreibt:

Die Parteigenossen haben insgesamt das Recht, von der Minderheit... ohne Einschränkung zu erfahren, was sie will und warum sie es will.

Ohne Einschränkung sollen die Genossen von der Minderheit ihre verschiedenartigen Ansichten über die strittige Frage im Reichstag zum Ausdruck bringen, was natürlich wiederum entsprechende Entgegnungen aus den Reihen der Mehrheit auslösen würde. Also: eine kleine Parteitagsauseinandersetzung unter Fraktionsmitgliedern vor versammeltem bürgerlichen Kriegsvolk. Wahrlich, das hat der Partei in der jetzigen bitterernsten Zeit gerade noch gefehlt.

Und worüber soll mit diesem gefährlichen Experiment Klarheit geschaffen werden, vielleicht über die Stellung der Partei zur Landesverteidigung, über die Frage, ob noch ein Verteidigungskrieg vorliegt oder gar über einige der sonstigen zahlreichen Probleme, die der Krieg aufgeworfen hat?

Da muß ich doch wieder auf den Kautsky vom 4. August vorigen Jahres zurückgreifen, der in der Neuen Zeit, XXXII, 2, S. 881, schrieb:

Die Abstimmung unserer Genossen in Frankreich und Belgien erfolgte aber aus genau den gleichen Motiven wie in Deutschland: auch sie hielten das Vaterland, seine Freiheit und Integrität für gefährdet. Daß in einem solchen Falle die Sozialdemokraten mit aller Kraft für die eigene Nation eintreten, galt für uns stets als selbstverständlich.

Ob die Bedingungen für die Bewilligung der Kriegskredite tatsächlich gegeben und die Abstimmung objektiv richtig war, wird erst eine genaue historische Untersuchung nach dem Kriege zeigen können.

So der Kautsky von damals. Der Kautsky von heute pfeift auf die genaue historische Untersuchung nach dem Kriege, er glaubt offenbar, die Frage läßt sich auch durch eine Aussprache zwischen Mehrheit und Minderheit auf der Tribüne des Reichstags mit Leichtigkeit lösen. Ich kann so schnell nicht umlernen und halte die Ansicht des Kautsky vom vorigen Jahre auch heute noch für richtig. Vor allem liegt es im Interesse der Partei, nach ihr zu verfahren und nicht die neu empfohlene Methode anzuwenden.

Was soll überhaupt der Zweck der ganzen Übung sein?

Kautsky geht davon aus, daß es für die Genossen der Minderheit ein unerträglicher Zustand sei, wenn sie nicht für ihre Auffassung werben könnten, um die Mehrheit zu erlangen.

Für die Partei in ihrer Gesamtheit kommt das aber doch vorderhand gar nicht in Frage. Über die Hälfte der Genossen steht im Felde; ein Parteitag kann nicht stattfinden, also eine Stellungnahme der Gesamtpartei kann nicht erfolgen. Es kann also für die Genossen der Minderheit lediglich in Frage kommen, die Mehrheit in der Reichstagsfraktion zu erlangen. Das

wird doch aber zweckmäßiger durch eine erschöpfende Erörterung der Differenzen in der Fraktionssitzung betrieben. Das Plenum des Parlaments scheint mir dazu der allerungeeignetste Ort zu sein. Dort kämpfen wir die Kämpfe mit unseren politischen Gegnern und nicht die Meinungsverschiedenheiten unter uns aus.

Gewiß, es ist ein großes Übel, daß wir die letzteren jetzt nicht in voller Freiheit im Rahmen unserer Organisation auskämpfen können. Was aber Kautsky zur Beseitigung dieses unerfreulichen Zustandes vorschlägt, ist ein noch viel größeres Übel. Wollten Fraktionsmitglieder so handeln, wie er es als gerechtfertigt nachzuweisen sich bemüht, so würden sie nicht der Geschlossenheit und Einheit der Partei dienen, sondern die verhängnisvollste Parteizerrüttung fördern. Sie würden der Gruppe Liebknecht, Radek, Borchardt bei ihrem auf die Parteispaltung gerichteten Treiben geradezu Schrittmacherdienste leisten.

Kein Zweifel, die Partei ist ein starker widerstandsfähiger Organismus, aber die von Kautsky empfohlene Doktor-Eisenbart-Kur zur Behebung eines vorübergehenden Leidens scheint mir doch über ihre Kraft zu gehen. Durch Anwendung dieser Kur würde die Partei nicht die Freiheit der Meinungsäußerung erlangen und die auseinanderstrebenden Elemente zusammenführen, sondern einen Keil in ihre Organisation treiben, der den Riß, der unglückseligerweise jetzt durch sie geht, nur erweitern müßte. Die Parteispaltung wäre die unausbleibliche Folge.

Fraktion und Partei.

Von K. Kautsky.

Es muß mir natürlich daran liegen, die Auseinandersetzung mit den Genossen Braun und Marckwald zu erledigen, ehe der Reichstag wieder zusammentritt. Ich gestatte mir daher, meine Erwiderung in dem gleichen Heft folgen zu lassen.

Am kürzesten kann ich mich über Marckwalds Ausführungen gegen die »persönliche Überzeugung« fassen. Diese ist nichts anderes als der Inbegriff der Anschauungen, von deren Richtigkeit man sich überzeugt hat oder sich überzeugt zu haben glaubt. Marckwald scheint jedoch etwas anderes darunter zu verstehen. Er hält mir unter anderem entgegen:

> Wenn der einzelne zu dem Resultat kommt, daß ein sacrificio dell' intelletto (Opfer der Überzeugung) der Erreichung seiner Ideale dienlicher ist wie die Propaganda für bestimmte Überzeugungen, dann wird er den höheren Zwecken ... sogar seine Überzeugung opfern und diesen Götzen vom Altar stürzen.

Das »Resultat«, zu dem man kommt, und die »Ideale« und »höheren Zwecke«, denen man dient, sind doch auch nichts anderes als Überzeugungen! Der Satz ist unverständlich, wenn man nicht annimmt, daß der »Götze«, gegen den Marckwald sich hier wendet, nicht die Überzeugung ist, sondern das Aussprechen der Überzeugung. In der Tat stellt sich's später heraus, daß er nur meint, es gebe Situationen, in denen es klüger sei, das Maul zu halten, auch wenn man recht habe.

Ich habe durchaus nicht die Absicht, das zu bestreiten. Wenn aber Marckwald dann seine Überzeugung verficht, daß eine derartige Situation jetzt für

die Minderheit der Reichstagsfraktion gegeben sei, so fühle ich meine Überzeugung dadurch nicht erschüttert, sie habe gerade jetzt die Aufgabe, zu reden.

Marckwald beruft sich auf Bebels Auffassung der Fraktionsdisziplin, die er auf dem Erfurter Parteitag aussprach. Aber Bebel sprach dort nur von dem, was in normalen Zeiten in der Fraktion üblich sei. Daß es nicht immer in der Fraktion so glatt ablief, bemerkte er in der gleichen Rede kurz vorher:

Der Streit um die Dampfersubvention — ich will darauf nur hindeuten — war beispielsweise innerhalb der Fraktion so heftig, daß nur die Gesamtpartei ihn schlichten konnte. (Protokoll, S. 161.)

Bebel ebenso wie Liebknecht hielten sich zeitweise für befugt, anders zu stimmen als ihre Kollegen der Fraktion. Das geschah, als Schulze-Delitzsch und Genossen im Reichstag 1875 den Antrag auf Gewährung von Diäten an die Abgeordneten einbrachten. Obwohl diese Forderung von unserer Partei stets verfochten wurde, gaben bei namentlicher Abstimmung Bebel und Liebknecht keine Stimme ab im Gegensatz zu dem gleichfalls anwesenden Hasenclever, der dafür stimmte. Die übrigen fehlten. Auf dem Parteitag von 1876 deswegen zur Rede gestellt, erklärte Bebel:

Wenn der Reichstag die Diätenannahme beschließe, arbeite er für den Papierkorb des Bundesrats. Zu solchen Beschlüssen beizutragen, dazu gebe der Redner sich nicht her. (Protokoll, S. 27.)

Der Parteitag stimmte Bebel und Liebknecht zu.

Genossen aus Offensen hatten im Zusammenhang mit dieser Angelegenheit beantragt:

Die sozialistischen Abgeordneten aufzufordern, eine selbständige Fraktion zu bilden und bei jeder Frage ihre Stimme einheitlich nach dem Majoritätsbeschluß der Fraktion abzugeben....

Der Antrag ... wird von Molkenbuhr motiviert.

Hasselmann erklärt sich aus praktischen Gründen dagegen.

A. Kapell erklärt sich gegen den Antrag, weil durch die Fraktionsabstimmungen die persönliche Überzeugung der Abgeordneten verwischt werde und man die Haltung der einzelnen weniger kennen lerne.

Mehrere andere Redner erklären sich ebenfalls gegen den Antrag.

Der Antrag wird in seinem ersten Teil als erledigt angesehen, da eine Fraktion schon besteht, und in seinem zweiten Teil verworfen. (Protokoll, S. 32.)

Daß dann die Kongresse von Gotha 1877 und Wyden 1880 nichts daran änderten, habe ich bereits gezeigt.

Ich verweise darauf deswegen, weil Marckwald sich auf Bebel beruft, nicht aber, weil ich darin Präzedenzfälle sehe. Unter normalen Umständen, da gebe ich Marckwald vollkommen recht, haben wir nicht die geringste Ursache, am Fraktionszwang zu rütteln. Ich stimme Marckwald zu, wenn er sagt:

Selbst wer seine Überzeugung für »das Heiligste« hält, müßte sich mit dem Fraktionszwang bei der Abstimmung abfinden können, wenn ihm die freieste öffentliche Kritik dieser Abstimmung freisteht.

Aber das Fehlen dieser Bedingung ist es ja gerade, was die jetzige Lage kennzeichnet. Ich glaube das eindringlich genug dargetan zu haben. Trotzdem geht Marckwald auf diesen entscheidenden Punkt gar nicht ein. Und doch müßte er zeigen, daß die »freieste öffentliche Kritik« heute möglich ist. Gelingt ihm das, dann gebe ich mich geschlagen.

Freilich, wenn ich ihn recht verstanden habe, hält er die »freieste öffentliche Kritik« nicht jetzt schon für notwendig. Die Minderheit soll warten bis nach dem Krieg und sich damit trösten, daß dann ihr Weizen blühen werde.

Gerade in der Zeit bis dahin werden aber die wichtigsten Entscheidungen fallen, die das Gedeihen des deutschen Volkes, seine Stellung unter den Völkern der Welt, die Kraft des Proletariats für Jahrzehnte hinaus bestimmen werden. Eine Partei oder Richtung, die sich bei der Entscheidung solcher Fragen freiwillig ausschaltet, die darauf verzichtet, ihre Stimme dabei abzugeben, hört auf, etwas zu bedeuten.

Darum handelt es sich jetzt und nicht etwa um die Abhaltung eines Strafgerichts über diejenigen, die am 4. August für die Kriegskredite stimmten. Ich bin der letzte, der ein solches fordert oder gar zu diesem Zweck die Fraktionsdisziplin durchbrochen sehen möchte. Mit dieser Frage mag sich der Parteitag beschäftigen, wenn sie nicht bis zu seinem Zusammentritt durch andere, brennendere Streitfragen verdrängt sein sollte. Ich erwarte, daß nach dem Kriege für die Beurteilung der einzelnen Abgeordneten nicht ihre Haltung am 4. August 1914 maßgebend sein wird, sondern ihre spätere Haltung, vor allem diejenige, die sie von jetzt an bis zum Friedensschluß einnehmen.

Nach welchem Kompaß sollen sie sich aber dabei richten, wenn nicht nach ihrer Überzeugung?

Marckwald meint:

> Die Abstimmung eines sozialdemokratischen Parlamentariers ist die Erledigung eines Auftrags und nicht die Bekundung einer Überzeugung.

Mit anderen Worten, ein Abgeordneter hat ein Amt, aber keine Meinung. So steht die Sache aber doch nicht. Sondern der Abgeordnete bekommt seinen Auftrag wegen seiner Überzeugung. Er vertritt beides.

Wer ist es aber, der ihm den Auftrag gibt? Nicht seine Wähler, aber auch nicht die Fraktion, sondern in letzter Linie die Partei. Und diesem Auftrag, soweit er in Beschlüssen deutscher Parteitage und internationaler Kongresse formuliert ist, glaubt eben die Minderheit in Übereinstimmung mit ihrer Überzeugung zu entsprechen, während die Mehrheit überzeugt ist, daß diese Beschlüsse für die abnorme Situation des jetzigen Krieges keine Anwendung finden können. Es ist gerade die Mehrheit der Fraktion, die nicht ihrem Auftrag, sondern ausschließlich ihrer Überzeugung folgt.

Das soll keinen Vorwurf bedeuten. Wir dürfen uns nicht auf den rein bureaukratischen Standpunkt stellen, daß man sich stets streng an die Instruktion halten muß, mag das in einer unvorhergesehenen Situation auch noch so verkehrt sein. Wir sollen uns nicht an den Buchstaben halten, der tötet, sondern an den Geist, der lebendig macht. Wir bestreiten nur der jetzigen Mehrheit das Recht, sich darauf zu berufen, daß sie einen Parteiauftrag ausführt.

Auf welcher Seite die Mehrheit der Partei zurzeit steht, weiß niemand. Sicher ist, daß die Minderheit in der Fraktion stetig wächst. Wenn wir von der Mehrheit diejenigen abrechnen, die sich auf einen Boden gestellt haben, der vor dem Kriege ihren Ausschluß aus der Partei herbeigeführt hätte, wenn wir bloß diejenigen zählen, die auf dem überlieferten Boden der Partei verblieben sind, dann stellt vielleicht heute schon innerhalb der Fraktion die anscheinende Minderheit die Mehrheit dar.

Alles das sind ganz abnorme Verhältnisse. Da gibt es für die Minderheit wie für die Mehrheit nur einen Leitstern ihres Handelns: die Überzeugung von dem, was im Interesse der sozialen Entwicklung und des kämpfenden Proletariats liegt.

Diese Überzeugung und nicht irgendein Auftrag ließ die Minderheit bisher schweigen. Sie ertrug die Mundtotmachung, weil sie darin das kleinere Übel sah. Indes, je länger der Krieg dauert, desto mehr droht ihr Schweigen das größere Übel zu werden, und sobald sie einmal zu dieser Überzeugung gelangt, verleiht ihr diese das Recht, danach zu trachten, im Reichstag zum Wort zu kommen. Marckwald erwartet davon nicht die Spaltung der Partei. Darin sind wir einig, wenn auch nicht ganz aus den gleichen Gründen. Wohl aber fürchtet er, ein derartiges Vorgehen der Minderheit könne die Fraktion diskreditieren, »für deren Wiederwahl wir werben müssen«, es könne den Parteigenossen alle Freude an der Partei nehmen und die werbende Kraft der Partei lähmen.

Meiner Überzeugung nach wird gerade umgekehrt ein Schuh daraus.

Wenn die Minderheit fortfährt, zu schweigen, wenn der Parteiorganismus es ist, der sie im gegenwärtigen Moment aus der Politik völlig ausschaltet, dann droht das gar vielen Genossen die Freude an der Partei zu nehmen und deren werbende Kraft lahmzulegen.

Wie immer man das Verhältnis zwischen Mehrheit und Minderheit in den Arbeitermassen veranschlagen mag, daß die Opposition gegen die Mehrheit im Wachsen ist, kann nicht gut bestritten werden. Nach dem Kriege, das nimmt auch Marckwald an, werden die Klassengegensätze sich so verschärfen, daß der Radikalismus in den Massen die Oberhand gewinnt.

Solange er in jenen Elementen der Fraktion seine Vertretung sieht, die jetzt die Minderheit bilden, bedeutet das einen Umschwung innerhalb der Partei, eine Verschiebung ihres Schwerpunktes von rechts nach links. Verlieren dagegen die oppositionellen Massen das Vertrauen zur Minderheit, dann verlieren sie damit auch das Vertrauen zur Partei, dann droht uns nach dem Kriege die Flucht der radikalen Elemente aus der Partei und ihr Zustrom zu einer Richtung antiparlamentarischer Massenaktionen. Dies Vertrauen verliert aber die Minderheit, wenn sie in den entscheidenden Momenten nicht zu hören ist, wobei die Massen keine genaue Untersuchung darüber anstellen, ob das Schweigen aus Zaghaftigkeit oder aus Disziplin geschah.

Die Minderheit ist dann politisch fertig. Sie hat naturgemäß kein Vertrauen beim rechten Flügel, sie enttäuscht in diesem Falle auch den linken Flügel und kann sich damit trösten, daß sie starb, wie das Gesetz der Fraktionsdisziplin es befahl.

Fliehen aber die radikalen Elemente die Partei, so wird der rechte Flügel in ihr übermächtig. Er wird dann die Sozialdemokratie.

So zerfällt unsere Partei in zwei Extreme, die nichts Gemeinsames haben, und deren jedes befreit ist von den Hemmungen, die ihnen bisher im Wege standen bei ihrem Ausgehen auf Abenteuer, die die einen in den Straßen, die anderen an den Fürstenhöfen oder nur in den Vorzimmern der Minister suchen.

Weder die eine noch die andere Richtung könnte Ersprießliches schaffen, nach harten Enttäuschungen und schweren Zusammenbrüchen müßten sie

wieder auf die Basis der Taktik zurückkehren, die ihre klassischste Form durch August Bebel gefunden hat. Wie viel Kraft, wie viel Zeit wäre inzwischen unnütz vergeudet worden!

Das ist die Gefahr, die uns droht, wenn die Minderheit auch weiterhin mundtot bleibt. Sie ist weit größer als die Unbequemlichkeiten, die der Mehrheit daraus erwachsen mögen, wenn neben ihren Rednern noch andere der Minderheit im Reichstag zum Worte kommen.

Weiterblickende Mitglieder der Mehrheit selbst müßten wünschen, daß alles vermieden wird, was danach aussehen könnte, als wollte sie die Gunst des Moments zu rücksichtsloser Mundtotmachung der Minderheit ausnutzen. Sie würde dadurch bei den oppositionellen Elementen ihr eigenes Ansehen nicht minder wie das der Minderheit gründlich untergraben.

* * *

Nach dem gegen Marckwald Ausgeführten kann ich mich gegen Braun kurz fassen.

Es war zu erwarten, daß einer meiner Kritiker sich auf meinen Artikel stützen würde, den ich am 8. August 1914 über den Krieg schrieb. In diesem wie in folgenden Artikeln hielt ich es für meine Pflicht, in demselben Sinne zu wirken wie Liebknecht im Kriege von 1870, nämlich zunächst zur Toleranz bei eintretenden Meinungsverschiedenheiten während des Krieges zu mahnen. Braun übersieht nur, und das wird meist bei der Beurteilung jener Artikel übersehen, daß ich die Mahnung an alle Seiten in der Partei richtete. Wenn ich meinte, die Waffe der Kritik habe zunächst zu schweigen, so galt das der Kritik an Karl Liebknecht und den Kreditverweigerern nicht minder wie der Kritik an der Mehrheit.

Nun, es ist anders gekommen, und es mußte anders kommen bei der unerwarteten Dauer, die der Krieg annahm, und bei den unerwarteten Einwirkungen, die er auf eine Reihe Genossen zeitigte. Die Meinungsverschiedenheiten, der innere Zwiespalt sind da — die Mehrheit treibt ein lustiges Kesseltreiben gegen die Minderheit, ein Teil ihrer Mitglieder geniert sich nicht im geringsten, die Zeit des Krieges dazu auszunutzen, das Parteiprogramm zum alten Eisen zu werfen. In Stuttgart hat man sich nicht einmal vor einem brutalen Staatsstreich gescheut — kurz, alle Vorbedingungen sind geschwunden, die meinem Artikel vom 8. August vorigen Jahres zugrunde lagen.

Sollte Genosse Braun sich wirklich eingebildet haben, daß ich das Einstellen der Kritik bloß gegenüber der Mehrheit forderte, dagegen dieser unbeschränkteste Kritik nicht nur an der Minderheit, sondern auch an unseren Grundsätzen zugestehen und für die Minderheit die Pflicht absoluten Maulhaltens festsetzen wollte?

Wenn er nicht dieser sonderbaren Ansicht ist, was soll dann seine Berufung auf meinen Artikel?

Noch sonderbarer jedoch ist seine Behauptung, die Minderheit sei nicht in weit höherem Maße in ihren Meinungsäußerungen beschränkt als die Mehrheit. Hat er denn im Parteivorstand nichts von dem erfahren, was in der Welt vorgeht?

Gewiß, es gibt gewisse Themata, über die überhaupt nicht gesprochen werden darf, auch nicht von den Konservativen. Insofern ist die Mehrheit in ihren Äußerungen ebenso eingeschränkt wie die Minderheit. Außerhalb

der verbotenen Zone kann man nun zweierlei Anschauungen unterscheiden. Solche, in denen Mehrheit und Minderheit sich begegnen und sich gemeinsam von den bürgerlichen Parteien unterscheiden. Bei deren Verfechtung sind sicherlich beide in gleicher Weise beengt.

Daneben gibt es aber eine Reihe Anschauungen, die die Mehrheit oder doch eine Reihe Mitglieder der Mehrheit mit den bürgerlichen Parteien teilen, indes die Minderheit sie bekämpft. Für diese besonderen Anschauungen, gerade jene, die die Kritik der Minderheit herausfordern, gilt der Satz, daß diese mit gefesselten Armen zu kämpfen hat, indes der Mehrheit nicht nur freieste Bewegung, sondern oft auch der Schutz höherer Gewalten, wenn auch ungerufen, zu Gebote steht.

Braun beruft sich darauf, daß wir in den letzten 21 Heften der Neuen Zeit 46 Artikel der Opposition über den Krieg und nur 14 von Anhängern der Fraktionsmehrheit brachten. Aber entscheidend ist doch nicht, *daß* wir schreiben konnten, sondern *was* wir schreiben konnten. Will Braun behaupten, in den 46 Artikeln hätte die Opposition so frei reden können wie die Anhänger der Mehrheit in den 14? Unter dem Sozialistengesetz hat der »Vorwärts« seit seinem Erscheinen in jedem Jahr über 300 Leitartikel gebracht. War deswegen die Sozialdemokratie damals nicht geknebelt?

Braun beruft sich ferner darauf, daß die Vertreter der Minderheit in »zahllosen« Versammlungen und Sitzungen ihren Standpunkt »erschöpfend dargelegt haben«, wobei natürlich »unschöne und vergiftende persönliche Ausfälle« nur gegen die Vertreter der Mehrheit vorkamen. Ich bezweifle durchaus nicht, daß Genosse Braun an diesen Versammlungen genug hat. Es scheint mir jedoch keineswegs ebenso sicher, daß die Masse der Parteigenossen findet, die augenblickliche Handhabung des Versammlungsrechts reiche aus, die Öffentlichkeit über die Auffassungen der Minderheit ebenso zu unterrichten, wie sie durch die rechtsstehende Parteipresse über die der Mehrheit unterrichtet wird. Was soll man aber erst dazu sagen, wenn Braun fortfährt:

> Auch haben sie in zahlreichen Schriften ihre Meinung rückhaltlos vertreten, Schriften, denen sie die weiteste Verbreitung in Parteikreisen zu geben wußten.

Ob das der Fall, entzieht sich meiner Kenntnis. Braun hat hier offenbar geheim verbreitete Flugblätter im Auge. Solche erscheinen ihm für die Minderheit ein ausreichendes Mittel, die Öffentlichkeit über ihre Ansichten zu unterrichten!

Es beliebt bei dieser Gelegenheit dem Genossen Braun, auf zwei Schriften aufmerksam zu machen, die ich dem Vorstand zur Information sandte. In dem Zusammenhang, in dem er davon spricht, könnte man meinen, sie hätten »weiteste Verbreitung in Parteikreisen« gefunden. Und doch weiß er sehr gut, daß das nicht der Fall war.

Die »beiden Schriftchen« zeugen nur gegen ihn. Veranlaßt wurden sie durch die Leitsätze der Fraktion über die Kriegsziele, die mir eine scharfe Kritik zu erheischen scheinen. Da ihre öffentliche Kritik heute unmöglich ist, blieb mir nichts anderes übrig, als an die Fraktion und den Parteiausschuß eine Denkschrift darüber zu richten. Diese vertrauliche Eingabe beweist für Braun, daß die Minderheit imstande sei, ihrer Kritik der Mehrheit die »weiteste Verbreitung« zu geben! Genosse Braun ist in seinen Ansprüchen an die Freiheit der Meinungsäußerung — der anderen — sehr bescheiden geworden.

So rosig er hier sieht, so schwarz dort, wo es gilt, zu zeigen, daß es unbedingt zur Parteispaltung führen müsse, wenn die Minderheit im Reichstag zum Wort käme.

Daß es in Formen erfolgen kann, die leicht zur Parteispaltung führen, leugne ich durchaus nicht. Wenn ich fordern würde, daß die Minderheit im Reichstag ebenso rücksichtslos auf der Geschlossenheit der Partei herumtrampelt, wie es die Anhänger der Mehrheit in Stuttgart taten, dann würde ich vollauf jene schweren Vorwürfe verdienen, die der Stuttgarter Überfall von seiten der berufenen Instanzen — nicht gefunden hat. Aber die bisherige Erfahrung zeigt doch, daß die Minderheit aus anderem Holze geschnitzt ist und vor der Parteieinheit mehr Respekt hat.

Ich weiß zurzeit nicht, wie die Genossen der Minderheit über meine Auffassung denken. Ich vermag auch nicht vorauszusehen, wie die Situation in der kommenden Reichstagssitzung sein wird, ob da Fragen zur Sprache kommen und kommen müssen, die die Minderheit von der Mehrheit trennen und es notwendig machen, daß jene gesondert zum Wort kommt. So viel aber wage ich bereits jetzt mit Sicherheit zu sagen: Sollte es dazu kommen, dann wird die Minderheit, schon in ihrem eigenen Interesse, dabei Formen wählen, von denen sie erwarten kann, daß sie den Beifall der großen Mehrheit der Genossen finden, Formen, frei von jeder Provokation und jeder Polemik. Sie werden nicht Veranlassung wüsten Gezänkes geben — wenn nicht die Mehrheit es will. Auf deren Toleranz kommt es natürlich auch an.

Merkwürdig, daß Genosse Brauns Phantasie sich einen würdevollen Verlauf der Rede eines Mitglieds der Minderheit im Reichstag nicht vorzustellen vermag, wo er doch im preußischen Landtag es wiederholt erleben konnte, daß derartiges möglich ist.

Dort finden wir nämlich auch eine Minderheit und eine Mehrheit unserer Fraktion. Aber die Kraftverhältnisse sind anders als im Reichstag, und die Haltung der Mehrheit ist ebenfalls eine andere. Sie hat jene Toleranz akzeptiert, die ich für die Minderheit in der Kriegszeit in Anspruch nehme. Sie läßt die Minderheit ebenso zum Wort kommen wie die Mehrheit, und die Minderheit macht davon reichlichen Gebrauch. Mitunter, wie Genosse Hänisch, in einer für die Mehrheit recht provozierenden Weise. Trotzdem hat bei dieser Toleranz für die Minderheit die Geschlossenheit der Fraktion, geschweige die der Partei, in keiner Weise gelitten.

Daß bei einer intoleranten Mehrheit und einer taktlosen Minderheit in dem Auftreten eines Redners der letzteren eine gewisse Gefahr läge, verkenne ich natürlich nicht. Aber wer zwingt uns, das eine und das andere als unvermeidliche Notwendigkeit zu betrachten? Und dann kann ich Braun gegenüber nur wiederholen, was ich schon gegen Marckwald erklärte: Wir sind in einer Situation, wo jeder Schritt, den die Partei tut, mit Gefahren verknüpft ist, wo aber die größte, allerdings nicht nächstliegende Gefahr nicht nur der Minderheit, sondern der Gesamtpartei dann droht, wenn die Minderheit mundtot bleibt, wenn als Repräsentant der Partei vor den Massen nur noch die Mehrheit erscheint. Dann gibt es freilich zunächst keinen Riß in der Fraktion, dann gibt es aber nach dem Kriege den Zerfall der sozialistischen Massen in zwei Richtungen, die ein unüberbrückbarer Abgrund trennt.

Es handelt sich also um die Existenz der Partei. Um sie zu retten, darf die Minderheit sich nicht weiter mehr vor der Öffentlichkeit ausschalten lassen,

selbst auf die Gefahr hin, daß die Mehrheit sich dadurch nicht nur zu heftigen Protesten, was zu erwarten, sondern darüber hinaus zu Akten der Intoleranz hinreißen lassen sollte.

Gewiß, jede Unvorsichtigkeit wird sich an der Minderheit rächen. Noch mehr aber jede Schwäche. Sie darf nicht provozieren, sich aber auch nicht durch Drohungen einschüchtern lassen.

Indessen ist es nicht ausgeschlossen, daß wir vor diesem Dilemma bewahrt bleiben. Noch gibt es zahlreiche Genossen in der bisherigen Mehrheit, die nicht umgelernt haben, die in der Beurteilung der Situation oder einzelner Fragen von der Minderheit abwichen, aber grundsätzlich die alten geblieben sind. Die Situation hat sich jetzt geklärt, die taktischen Fragen haben sich vereinfacht.

Was nun, wenn unter diesen geänderten Umständen die Minderheit in der Fraktion zur Mehrheit würde? Wird Genosse Braun auch unter diesen veränderten Verhältnissen die Geschlossenheit der Partei bedroht glauben, wenn neben der Mehrheit die Minderheit verlangte, zum Wort zu kommen?

Wir dürfen dann wohl erwarten, daß die neue Mehrheit im Reichstag gleich der preußischen Landtagsfraktion die Zügel der Fraktionsdisziplin weniger straff anspannen wird, solange der Ausnahmezustand des Krieges dauert. Sie wird dabei in dem Genossen Braun einen sachkundigen Berater finden.

Brauchen wir eine andere Internationale?

Von **Ed. Bernstein.**

(Schluß.)

III.

Aber nicht nur in rückblickender Betrachtung wirft Heine die Dinge durcheinander. In seinen Betrachtungen darüber, was fortan sein soll, drückt er sich so verschwommen aus, daß es schwer hält, mit Sicherheit festzustellen, was er denn eigentlich will. So sagt er an der einen Stelle, wo er die Frage der Organisation der Internationale berührt, man werde nach dem Kriege nicht daran denken können, die alten Organisationsformen und Personen einfach zu übernehmen und die Arbeit da fortzusetzen, wo sie bei der Kriegserklärung abgebrochen wurde.

Wie soll das zu verstehen sein? Die Organisation der Internationale vor dem Kriege war streng föderalistisch, soll sie nach dem Kriege einen mehr zentralistischen Charakter erhalten? Aber ziemlich schnell auf den obigen Satz Heines folgt ein anderer, wo von der neu zu schaffenden Internationale gesagt wird, sie müsse »sich klar sein, daß sie nicht die Welt zu regieren und auch nicht die einzelnen sozialdemokratischen Parteien der verschiedenen Länder zu bevormunden hat«. Die wirklich schöpferische Arbeit in der Politik sei »viel zu sehr von den besonderen Verhältnissen der einzelnen Völker abhängig, um von solcher Zentralstelle gelenkt zu werden«. Wenn das mehr bedeuten soll als die Zurückweisung von Mißgriffen, wie sie bei jeder Organisation möglich sind, so ist es nur als die Forderung eines noch loseren Föderalismus aufzufassen, als es der alte war. In welcher Richtung soll also geändert werden? Die Organisation der Internationale war in der Gestalt, die sie bei Ausbruch des Krieges hatte, das Produkt einer langsamen, schrittweise den erkannten Bedürfnissen angepaßten Entwicklung. Was will Heine

an die Stelle dieser erprobten Methode setzen? Ihm passen etliche Personen nicht. Will er den anderen Ländern von der Zentralstelle Deutschlands aus verbieten, die alten Delegierten in das Internationale Bureau zu entsenden, wenn diese noch ihr Vertrauen haben?

Die Frage des Selbstbestimmungsrechts der Einzelglieder der Internationale dreht sich jedoch um mehr als um die Form der Organisation und die Wahl der Person. Sie ist auch eine Frage der Grenzbestimmung für die der Internationale innewohnende Tendenz der politischen Vereinheitlichung der Arbeiterbewegung. Diese Tendenz hat Heine ersichtlich im Auge, wenn er davon schreibt, daß die Internationale davon abstehen müsse, die schöpferische Arbeit der Politik der einzelnen Länder von einer bureaukratischen Zentralstelle aus zu lenken. Anders wäre nämlich dieser Einspruch vollständig sinnlos. Denn weder ist von irgendwem oder irgendwo eine Einmischung der letzteren Art versucht worden, noch ist auch nur irgendein Vorschlag solcher Art jemals ernsthaft in der Internationale diskutiert worden. Wir haben es hier mit einer Art Polemik zu tun, die Heine leider zur zweiten Natur geworden zu sein scheint, nämlich die Neigung, das, wogegen er ankämpft, bis zur Ungeheuerlichkeit zu entstellen. In Wirklichkeit sind in der Internationale Einschränkungen des Selbstbestimmungsrechts der einzelnen Glieder immer nur insofern beschlossen oder beantragt worden, als es sich um Festlegung von Grundsätzen und Regeln handelt, die für alle gleichmäßige Geltung haben sollen.

Es ist nun sicherlich möglich, hierin über das vernünftige Maß hinauszugehen, und ich habe selbst schon Anträge und Beschlüsse zu bekämpfen gehabt, bei denen mir dies der Fall zu sein schien. Diese Anträge und Beschlüsse bezogen sich aber auf Grundsätze der inneren Politik. Heute dagegen streiten wir um Fragen der auswärtigen Politik, also um Fragen, die dem ureigenen Gebiet der Internationale zugehören. Hier gerade ist es jedoch nicht nur unklar, was Heine positiv will, sondern auch, was er denn eigentlich nicht will. Wer zum Beispiel in seinem Aufsatz Auskunft über die Frage sucht, ob die Sozialdemokratie eine eigene internationale Politik haben soll oder nicht, wird auf sie weder eine bejahende noch eine verneinende Antwort finden. Er wird auf Ausführungen über die zukünftigen Beziehungen der Nationen stoßen, die sich ausgezeichnet lesen und die daher jeder Internationalist mit Vergnügen unterschreiben würde. Er wird aber auch, wofür schon einige der oben zitierten Sätze Zeugnis ablegen, Schlagworten begegnen, die direkt dem Arsenal der Anwälte des eroberungssüchtigen Imperialismus entnommen zu sein scheinen. Die einen jedoch so wenig wie die anderen verdichten sich zu einem bestimmten Programm, wie es die Arbeiterparteien brauchen, wenn sie nicht in dieser Zeit der Verwirrung der Geister Strömungen des Tages zum Opfer fallen sollen, anstatt, wozu sie berufen wären, die Überlegenheit der Politik der Arbeiterklasse gegenüber der Politik der Vertreter der alten Gewalten kundzutun.

So bezeichnet es Heine als »eine Lehre des Weltkriegs«, daß dieser in seinen Wirkungen »über das Begrenzte ins Weite, über das eng Nationale auf die Zusammenfassung der Völker in größeren Staatenkomplexen« hinleite, und knüpft daran den Satz: »Die Idee des reinen Nationalstaats ist jetzt ad absurdum geführt.« Nur »größere Staatsgebilde« hätten die Kraft, sich zu erhalten. Was soll das nun heißen? Sollen die Großstaaten alle die be-

stehenden kleineren Staaten aufschlucken, so daß sich nur noch bis an die Zähne bewaffnete Riesenimperien gegenüberstehen würden? Das Bild einer Zukunft, die der Internationale als politischer Kraft die größten Schwierigkeiten in den Weg legen würde.

Der reine Nationalstaat durch den Weltkrieg ad absurdum geführt! Wir haben bisher geglaubt, ein Staatswesen, ob aus einer oder aus mehreren Nationen zusammengesetzt, bewähre seine Daseinsberechtigung dadurch, daß es sich fähig erweise, mit der allgemeinen Kulturentwicklung Schritt zu halten, durch Förderung dieser letzteren mitzuwirken am Webstuhl der Zeit und so ein geistig und sittlich ebenbürtiges Glied zu sein im großen Organismus der Kulturmenschheit. Wir haben gemeint, durch seine Leistungen auf dem Gebiet der Steigerung der Lebensmöglichkeiten in Menge und Güte, in materieller und geistiger Hinsicht lege jedes Staatswesen den Beweis ab für seine Tauglichkeit. Und nun wird uns umgekehrt der Krieg als der Großrichter über das Lebensrecht von Staatsgebilden verkündet. Wenn wir aus dem, was wir in den hinter uns liegenden 15 Monaten erlebt haben, Folgerungen dieser Art ziehen sollen, was hätte dann der Weltkrieg nicht alles sonst noch „ad absurdum" geführt: Völkerrecht, Recht der Persönlichkeit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Menschheitsbegriff, Wahrheit und Wahrhaftigkeit — gibt es überhaupt noch ein Kulturgut, das er unbeschädigt gelassen hätte? Heine wird einwenden, so meine er ja die Sache nicht, er denke an freiwilligen Zusammenschluß, wie dem zitierten folgende Sätze bewiesen. Gewiß, solche Sätze folgen bei ihm. Aber das ist eben das Schlimme, daß sie zu jenem passen wie die Faust aufs Auge, daß fast in einem Atemzug zweien Herren gedient wird.

Der Hinweis auf den Weltkrieg kann hier nur die Begriffe verwirren. Die Arbeiterinternationale zeigt schon durch ihren Namen an, daß für sie der Entwicklungsgang des Kulturlebens und der Völkerbeziehungen über den Partikularismus der Einzelstaaten aller Art hinwegführt. Aber sie erblickte die große objektive Kraft, die ihrem Streben nach einer engeren Zusammenfassung der Völker die geschichtliche Unterstützung leihe, in der Produktions- und Wirtschaftsentwicklung, die der friedliche Verkehr mit Notwendigkeit zur Folge haben würde und auch tatsächlich in hohem Grade zur Folge gehabt hat. Haben doch die hinter uns liegenden Friedensjahre die Völker unter der Rückwirkung des mächtig gestiegenen Verkehrs und Austausches in wahrhaft großartigem Maßstab zusammengeführt, die Ausbildung und Stärkung des internationalen Rechtes zunehmend gefördert, die Erde mit einem ganzen, von Jahr zu Jahr dichter werdenden Netz über die nationalen und staatlichen Grenzen hinausreichender internationaler Verbindungen bedeckt.

Ein Vorzeichen dafür bildet die in beiden Lagern der sich bekämpfenden Mächtekoalitionen schon jetzt entfaltete Agitation für die Schaffung abgeschlossener Wirtschaftsgebiete. Sie nimmt in Deutschland die Gestalt der Propaganda für die Idee eines geschlossenen Wirtschaftsstaats an. Von dem Umsichgreifen dieser Propaganda zeigt sich Heine mit Recht wenig erbaut, er meint aber, schließlich werde wahrscheinlich doch diese Neigung dem stärkeren Bewußtsein weichen, »daß das erstrebenswerte Ziel weniger in dieser Richtung liegt als in der möglichsten Freiheit des Austausches der Güter«. Sehr schön. Aber wenn seine Hoffnung in Erfüllung geht, so würde das

Günstigste, was dabei herauskommen würde, eben doch nur sein, daß wir auf sehr weiten Umwegen vielleicht eines Tages dort wieder anlangen werden, wo wir am Vorabend des Krieges schon waren. Wie aber sollen wir es erreichen? Eine merkwürdige Antwort gibt uns Heine. »Und gerade darum«, fährt er fort, »hat die deutsche Arbeiterklasse die Freiheit der Meere auch als ihre eigene Lebensforderung begriffen.«

»Die Freiheit der Meere« eine Lebensforderung der deutschen Arbeiter! Gewiß, die Schaffung eines internationalen Rechts und internationaler Sicherungen, durch welche allen Völkern die freie Benutzung der Wasserwege in Krieg und Frieden gesichert würde, ist ein Ziel, für das die Arbeiterparteien mit der größten Energie zu wirken haben.

IV.

Ich bin einigermaßen scharf geworden. Aber Heine wird mir das nicht verübeln können, nachdem er über die Internationale noch viel schärfer abgeurteilt hat. Nur Redensarten habe sie auf ihren Kongressen zutage gefördert, haben wir von ihm gehört. Was ist daran wahr? Die Geschichte der Internationale zeigt, daß von Kongreß zu Kongreß ihre Beschlüsse immer mehr wohlvorbereitete Arbeit ihrer Kommissionen gewesen sind, bei deren Zusammensetzung die Parteien besondere Sorgfalt auf die Wahl von Sachkundigen gelegt haben, die ihnen in der Gestalt von Parlamentariern, Gewerkschaftsführern usw. zur Verfügung stehen. Man lese ihre Beschlüsse über die Einwanderungsfrage, die Kolonialfrage usw., und man wird finden, daß ihnen etwas mehr zugrunde liegt als »Redensarten«. Ihre Debatten über die großen Fragen der Politik waren oft selbst für verwöhnte Hörer geistige Genüsse.

Der letzte Kongreß der Internationale vor dem Krieg war die außerordentliche Zusammenkunft in Basel am 24. und 25. November 1912, einberufen aus Anlaß des ersten Balkankriegs in Erkenntnis der großen Gefahren, die dieser Krieg für die Völker Europas heraufbeschworen hatte. Die Behörden des Kantons Basel hatten nicht ganz die geringschätzige Meinung des Genossen Heine von der Internationale. Sie drückten dem Kongreß ihr freudiges Willkommen aus, und im ehrwürdigen Münster zu Basel durften die berufensten Vertreter der Sozialdemokratie Europas ihre warnende Stimme erheben gegen das verbrecherische Treiben der Ränkespinner in den Reihen der Herrschenden, die Europa dem Kriege zutrieben. Der Kongreß arbeitete ein Manifest aus, worin er diese Gefahren kennzeichnete und den Sozialisten der verschiedenen Länder darlegte, welche Pflichten ihnen im Angesicht der Bedrohung des Weltfriedens erwüchsen. Einige Stellen aus diesem denkwürdigen Manifest mögen Probe ablegen davon, welcher Geist es beseelte und wie es mit dem politischen Urteil der Internationale beschaffen war.

Nach einigen an die Arbeiter aller Länder gerichteten Sätzen, die den Ernst der Lage kennzeichneten, wendete sich das Manifest den Sozialisten der verschiedenen Länder und Ländergruppen direkt zu. Die unmittelbar in Mitleidenschaft gezogenen Sozialisten der Balkanstaaten sowie die Sozialisten Österreich-Ungarns und Italiens machen den Anfang. Ihnen ruft das Manifest zu:

Die sozialdemokratischen Parteien der Balkanhalbinsel haben eine schwierige Aufgabe. Die Großmächte Europas haben durch die systematische Hintertreibung

aller Reformen dazu beigetragen, in der Türkei unerträgliche ökonomische, nationale und politische Zustände herbeizuführen, die notwendig zur Empörung und zum Kriege führen mußten. Gegenüber der Ausbeutung dieser Zustände im Interesse der Dynastien und Bourgeoisien haben die sozialdemokratischen Parteien des Balkans mit heroischem Mute die Forderung nach einer demokratischen Föderation erhoben. Der Kongreß fordert sie auf, in ihrer bewunderungswürdigen Haltung zu verharren; er erwartet, daß die Sozialdemokratie des Balkans nach dem Kriege alles daran setzen wird, zu verhindern, daß die mit so furchtbaren Opfern erkauften Ergebnisse des Balkankriegs von den Dynastien, vom Militarismus, von der expansionslüsternen Bourgeoisie der Balkanstaaten für ihre Zwecke mißbraucht werden. Insbesondere aber fordert der Kongreß die Sozialisten am Balkan auf, sich nicht nur der Erneuerung der alten Feindschaften zwischen Serben, Bulgaren, Rumänen und Griechen, sondern auch jeder Vergewaltigung der gegenwärtig im anderen Kriegslager stehenden Balkanvölker, der Türken und der Albaner, zu widersetzen. Die Sozialisten des Balkans haben daher die Pflicht, jede Entrechtung dieser Völker zu bekämpfen und gegen den entfesselten nationalen Chauvinismus die Verbrüderung aller Balkanvölker, einschließlich der Albaner, der Türken und der Rumänen, zu proklamieren.

Die sozialdemokratischen Parteien Österreichs, Ungarns, Kroatiens und Slawoniens, Bosniens und der Herzegowina haben die Pflicht, ihre wirkungsvolle Aktion gegen einen Angriff der Donaumonarchie auf Serbien mit aller Kraft fortzusetzen. Es ist ihre Aufgabe, sich, wie bisher, auch fürderhin dem Plan zu widersetzen, Serbien mit Waffengewalt der Ergebnisse des Krieges zu berauben, es in eine Kolonie Österreichs zu verwandeln, und um dynastischer Interessen willen die Völker Österreich-Ungarns selbst und mit ihnen alle Nationen Europas in die größten Gefahren zu verstricken. Ebenso werden die sozialdemokratischen Parteien Österreich-Ungarns auch in Zukunft darum kämpfen, daß den vom Hause Habsburg beherrschten Teilen des südslawischen Volkes innerhalb der Grenzen der österreichisch-ungarischen Monarchie selbst das Recht auf demokratische Selbstregierung errungen werde.

Besondere Aufmerksamkeit haben die sozialdemokratischen Parteien Österreich-Ungarns ebenso wie die Sozialisten Italiens der albanischen Frage zuzuwenden. Der Kongreß erkennt das Recht des albanischen Volkes auf Autonomie an. Er verwahrt sich aber dagegen, daß unter dem Deckmantel der Autonomie Albanien zum Opfer österreichisch-ungarischer und italienischer Herrschaftsgelüste werde. Darin erblickt der Kongreß nicht nur eine Gefahr für Albanien selbst, sondern in nicht ferner Zeit auch eine Bedrohung des Friedens zwischen Österreich-Ungarn und Italien. Nur als autonomes Glied einer demokratischen Balkanföderation kann Albanien ein wirklich selbständiges Leben führen. Der Kongreß fordert daher die Sozialdemokraten Österreich-Ungarns und Italiens auf, jeden Versuch ihrer Regierungen, Albanien in ihre Einflußsphäre einzubeziehen, zu bekämpfen, und ihre Bemühungen um die Festigung der friedlichen Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Italien fortzusetzen.

Es folgt eine Kennzeichnung der Aufgaben der russischen Sozialdemokratie, wobei die Pflicht der Aufdeckung und Bekämpfung der Balkanpläne des Zarismus obenan steht, und dann bezeichnet das Manifest die Pflichten der Sozialdemokraten Deutschlands, Englands und Frankreichs wie folgt:

Die wichtigste Aufgabe innerhalb der Aktion der Internationale fällt aber der Arbeiterklasse Deutschlands, Frankreichs und Englands zu. Im Augenblick ist es die Aufgabe der Arbeiter dieser Länder, von ihren Regierungen zu verlangen, daß sie sowohl Österreich-Ungarn als auch Rußland jede Unterstützung verweigern, sich jeder Einmengung in die Balkanwirren enthalten und unbedingte Neutralität bewahren. Ein Krieg zwischen den drei großen führenden Kulturvölkern wegen des

serbisch-österreichischen Hafenstreites wäre verbrecherischer Wahnsinn. Die Arbeiter Deutschlands und Frankreichs können nicht anerkennen, daß irgendeine, durch geheime Verträge herbeigeführte Verpflichtung besteht, in den Balkankonflikt einzugreifen.

Sollte aber in weiterer Folge der militärische Zusammenbruch der Türkei zur Erschütterung der osmanischen Herrschaft in Vorderasien führen, dann ist es die Aufgabe der Sozialisten Englands, Frankreichs und Deutschlands, sich mit aller Kraft der Eroberungspolitik in Vorderasien zu widersetzen, die geradeswegs zum Weltkrieg führen müßte. Als die größte Gefahr für den Frieden Europas betrachtet der Kongreß die künstlich genährte Gegnerschaft zwischen Großbritannien und dem Deutschen Reich. Der Kongreß begrüßt daher die Bemühungen der Arbeiterklasse der beiden Länder, diesen Gegensatz zu überbrücken. Er betrachtet als das beste Mittel zu diesem Zwecke die Abschließung eines Übereinkommens zwischen Deutschland und England über die Einstellung der Flottenrüstungen und über die Abschaffung des Seebeuterechts. Der Kongreß fordert die Sozialisten Englands und Deutschlands auf, ihre Agitation für ein solches Übereinkommen fortzusetzen.

Die Überwindung des Gegensatzes zwischen Deutschland auf der einen, Frankreich und England auf der andern Seite würde die größte Gefahr für den Weltfrieden beseitigen, die Machtstellung des Zarismus, der diesen Gegensatz ausbeutet, erschüttern, einen Überfall Österreich-Ungarns auf Serbien unmöglich machen und der Welt den Frieden sichern. Auf dieses Ziel vor allem sind daher die Bemühungen der Internationale zu richten.

Der Kongreß stellt fest, daß die ganze sozialistische Internationale über diese Grundsätze der auswärtigen Politik einig ist.

So die letzte große Kundgebung der Internationale. Wie immer man über die berührten Fragen denken mag, so wird man jedenfalls gestehen müssen, daß hier aus einer bestimmten Auffassung der Völkerbeziehungen erwachsene Grundsätze in festen Richtlinien niedergelegt sind, die eine einheitliche Politik der Internationale darstellen. Sie sind auch überall von den sozialistischen Parteien in diesem Sinne eingehalten worden, von einigen sogar in wahrhaft überraschender Kraft noch in der Stunde der stärksten Bedrohung ihrer Existenz. Den Krieg selbst konnten die Sozialisten dadurch freilich nicht verhindern.

»Redensarten« wird Genosse Heine antworten. »Keinen Sinn für Realitäten«. Denn es seien in dem Manifest die Verschiedenheiten nicht in Rechnung gestellt, die im Kräfteverhältnis der gesellschaftlichen Mächte von Land zu Land bestehen, nicht die Verschiedenheiten im Bedürfnis nach territorialer Expansion, nicht die Verschiedenheiten in der Tendenz, die obwaltenden Rivalitäten durch die Anrufung der Waffen zum Austrag zu bringen, und noch verschiedene Realitäten mehr. Aber wenn die Arbeiterparteien die Richtschnur ihrer Politik von diesen Dingen abhängig machen wollten, die ihnen so durchaus bekannt sind, wäre eine internationale Politik der Sozialdemokratie überhaupt unmöglich und damit der Sozialdemokratie jedes Einzellandes für eine selbständige auswärtige Politik die Kraft entzogen. Die Aufgabe der sozialdemokratischen Parteien in der auswärtigen Politik ist die nachdrückliche Vertretung alles dessen, was die Völker verbindet, in erster Linie also die Sicherung des Friedens durch internationale Verträge und Einrichtungen, welche den freien Verkehr der Völker verbürgen, den Ausbau und die Stärkung des internationalen Rechts im weitesten Umfang und das demokratische Selbstbestimmungsrecht der Völker. Von dem Augenblick an, wo die sozialdemokratischen Parteien sich mit Parteien und Mächten soli-

darisieren, deren Strebungen mit jenen Grundsätzen und Zielen im Widerspruch stehen, hört für sie jede internationale Politik auf, die auf diesen Namen Anspruch hat, und wird ihre Internationalität selbst zur Lüge.

Weil Heine dies nicht anerkennt, erklärt er logischerweise eine »Umformung der Internationale« für notwendig. Wohlgemerkt, der sozialdemokratischen Internationale, die gewerkschaftliche Internationale ließe sich, meint er, unschwer wiederherstellen. Solange die Gewerkschaften sich auf gewerbliche Angelegenheiten im engsten Sinne des Wortes beschränken, wird das allerdings möglich sein. Doch soll man sich darüber nicht täuschen, daß jede weitergreifende Betätigung der gewerkschaftlichen Internationale auf Schritt und Tritt den größten Hemmungen begegnen wird, solange die Umstände nicht aus dem Wege geräumt sind, welche die sozialdemokratische Internationale verhindern, das wieder zu sein, was sie bis zum 4. August 1914 gewesen ist. Denn nicht eine neue, die alte Internationale brauchen wir.

Zu welchem Behuf soll die sozialdemokratische Internationale umgeformt werden müssen? Es sind nur zwei Zwecke denkbar: entweder eine Steigerung der Internationalität in der Richtung des Antipatriotismus oder eine Schwächung der Internationalität, im Interesse der Freiheit der Landesparteien mehr oder weniger nationalistische Politik zu treiben. Das erstere entspräche den Ansichten eines Teiles der im September dieses Jahres in Zimmerwald (Schweiz) versammelten Sozialdemokraten verschiedener Länder, das zweite ist der Grundgedanke der Heineschen Ausführungen.

Auf die Beschlüsse von Zimmerwald will ich hier nicht eingehen. Ich kann sie in wesentlichen Punkten nicht unterschreiben, aber ich glaube sie auch nicht mit ein paar Schlagworten nebenbei abfertigen zu sollen, sondern halte jene Konferenz und ihre Beschlüsse für wichtig genug, daß sie eine eingehendere Besprechung beanspruchen. Was das andere betrifft, die Umformung der Internationale behufs Freigabe nationalistischer Politik oder Taktik, so ist sie zwar der Zweck, auf den Heines Darlegungen hinauslaufen, den Beweis für ihre Notwendigkeit ist uns Heine jedoch schuldig geblieben. Weder bekommen wir einen bestimmten Begriff davon, worin die von ihm geforderte neue Internationale sich von der bisherigen Internationale organisatorisch unterscheiden soll, noch wird klipp und klar ausgesprochen, in welch anderer Weise, als es bisher geschehen, die neue Internationale die Realitäten der Politik in Betracht ziehen soll. Es ist indes keine andere Schlußfolgerung aus dem Ganzen des Heineschen Artikels möglich, als daß er für die sozialdemokratischen Landesparteien das Recht verlangt, auswärtige Politik und was damit zusammenhängt, also gegebenenfalls auch Rüstungspolitik, gemäß den Interessengegensätzen zu betreiben, die zwischen den regierenden Schichten ihres Landes und denen anderer Länder obwalten. W. Blos, W. Kolb und andere Parteigenossen, die mit Heine dem rechten Flügel der Partei zugehören, haben darüber keinen Zweifel gelassen.

Die Arbeiterklasse dagegen — nein, Europa braucht eine sozialdemokratische Internationale, welche die Solidarität der Völker mit allen ihren Konsequenzen zum Leitfaden ihrer Politik macht und mit unerschrockener Kühnheit verficht. Wir stehen heute nicht nur inmitten eines furchtbaren Krieges, wir stehen auch schon inmitten einer großen geistigen Reaktion, die immer weiter um sich zu fressen droht. So wenig wie die materiellen Wunden, die der Krieg dem Völkerleben geschlagen hat, wird diese

geistige Wunde nach dem Friedensschluß ohne weiteres verheilen. Um ihrem lähmenden Einfluß auf die Entwicklung des politisch-sozialen Lebens entgegenzuwirken, sind starke Gegenkräfte notwendig, in der Politik selbst wie in den Organen der öffentlichen Meinung. Von allen politischen Parteien aber kommt für diese Aufgabe wieder nur die Sozialdemokratie in Frage, und sie wird sie nur erfüllen können, wenn sie der vorentwickelten Anforderung entspricht. Was selbst aber, wie gezeigt, nur möglich ist, wenn sie sich als Glied weiß der großen Internationale, die nur diejenigen Interessen anerkennt, welche sich in den Rahmen der allen Völkern gemeinsamen großen Kulturinteressen einpassen, und jedes nationale Sonderinteresse diesem Kriterium unterwirft.

Das hat die Internationale getan, wie wir sie bisher kannten. Und aus dem Bewußtsein, daß diese Tendenz alle ihre Glieder erfüllte, hat jedes einzelne Glied, das heißt jede ihr zugehörige nationale Sozialdemokratie die Kraft gezogen, den ihr zufallenden Teil der Aufgabe mit der größten Energie in allen ihren Konsequenzen zu erfüllen. Man nehme ihnen dieses Bewußtsein, und ihre Energie wird geschwächt, die Sicherheit ihres Auftretens in ihren Kämpfen schwer beeinträchtigt werden. Statt die politischen »Realitäten«, auf die Heine anspielt, geistig zu beherrschen, würden sie von ihnen beherrscht werden. Die Internationale war gegen jene Realitäten nicht blind, ihre Einzelglieder haben viel zu viel mit ihnen zu schaffen gehabt, um ihre Existenz und Stärke zu verkennen. Aber sie haben sich von ihnen nicht beirren lassen, eben weil sie vom Bewußtsein der Internationalität erfüllt waren, durch dessen Allgemeinheit die Idee der Internationale selbst zu einer bedeutsamen Realität wurde.

Ideen sind politische Realitäten, sobald sie von Massen erfaßt sind und deren Tun durchdringen.

Mit seiner Unterschätzung der Idee kommt Heine dazu, in Übereinstimmung mit dem Troß der Sachwalter nationalistischer Reaktion die Internationale für »zusammengebrochen« zu erklären. Das ist jedoch zum Glück ein Irrtum. Die Internationale hat einen Schlag erhalten, der sie zurzeit lähmt, aber sie ist darum nicht erschlagen. Diese große weltgeschichtliche Macht kann dem Umstand nicht erliegen, daß eines oder einige ihrer Glieder sich in einem verhängnisvollen Augenblick ihrer Aufgabe nicht gewachsen gezeigt haben. Andere haben sich um so besser gehalten.

Weder in ihren Einzelheiten noch als Gesamtkörper war und hielt sich die Internationale für gegen Irrtümer gefeit. Sie war ein lebendiger, in beständiger Entwicklung begriffener Organismus, hat es zu allen Zeiten verstanden, zu lernen und das Gelernte in ihren Beschlüssen zu berücksichtigen. Sie wird auch die Lehren dieses Weltkriegs zu ziehen und zu beherzigen wissen, dessen dürfen ihre Gegner und ihre Kritiker aus den eigenen Reihen, ihre Feinde und ihre Freunde vergewissert sein.

Ein beständig an sich selbst geistig arbeitender Organismus, der auch in seiner Verfassung keine Unabänderlichkeit kannte, darf die Internationale von sich sagen, daß nicht der geringste Grund vorliegt, an ihrer Stelle Neues zu schaffen. Mit größerem Recht als von einer anderen internationalen Organisation gilt in diesem Sinne von ihr das Wort: Sie wird sein, die sie bisher war, oder sie wird nicht sein.

Literarische Rundschau.

F. Müller-Lyer, Soziologie der Leiden. München, Albert Langen. 226 Seiten. Preis 3 Mark.

Knapp vor dem Ausbruch des Weltkriegs ist ein neues Buch von Müller-Lyer erschienen; nicht eine Fortsetzung der Bänderreihe »Entwicklungsstufen der Menschheit«, die in der »Neuen Zeit« wiederholt ausführlich besprochen wurde[1] und die noch weitergeführt werden soll, sondern der erste Band einer neuen Reihe »Soziologie der Leiden«, deren »Allgemeiner Teil« hier vorliegt.

Die »äußeren Gründe«, die den Verfasser, wie er im Vorwort bemerkt, zu diesem Vorgehen veranlaßt haben, gibt er nicht genauer an. Jedenfalls aber ist sein neues Werk sehr zeitgemäß herausgekommen. Denn wann hätte man je bessere Gelegenheit gehabt, die verschiedensten und mannigfachsten Leiden zu studieren als jetzt, und selten ist wohl noch die Grundthese eines Buches so rasch und so schlagend durch die Tatsachen bestätigt worden wie hier. Denn was Müller-Lyer in seinem neuen Werk vor allem beweisen will, ist der Satz, daß »nahezu alle Leiden des Individuums, soweit sie nicht auf Naturkatastrophen beruhen, Ausflüsse sozialer Krankheiten sind« (S. 7). Dies gilt nicht nur für Mangel und Elend, für Übersättigung und Verkommenheit, für alle die physischen und psychischen Leiden, die sich aus dem sozialen Leben unmittelbar ergeben, sondern auch für die eigentlichen Krankheiten im engeren Sinne des Wortes. Denn diese sind fast durchwegs entweder verursacht durch die natürliche Anlage oder durch die Einwirkungen der Umgebung. In demselben Maße nun, wie der Mensch von den Launen der Natur unabhängig wurde, ist er von der Gesellschaft, in der er lebt, das heißt von seinen Mitmenschen, abhängiger geworden (S. 125). Doch auch die natürlichen Anlagen sind insofern durch gesellschaftliche Faktoren bedingt, als sie durch geeignete Zuchtwahl ausgemerzt werden können.

Müller-Lyer versucht eine Systematik der Leiden zu geben, er verhehlt sich aber dabei nicht, daß dieser erste Versuch notwendig noch unvollkommen sein muß. Trotzdem ist er sehr interessant. Die Untersuchungen des noch nicht erschienenen speziellen Teiles werden zu erweisen haben, wie weit diese Systematik fruchtbar gemacht werden kann. An Tatsachenmaterial wird es ja leider dem Autor jetzt nicht fehlen.

Sehr zeitgemäß wirkt besonders die eingehende Untersuchung der Frage, ob der so oft und in den verschiedensten Wendungen vorgebrachte Satz richtig ist, daß das Übel, das Leiden etwas Gutes, daß es zur Förderung der Menschheit, der Kultur notwendig sei. Müller-Lyer zeigt, wie sophistisch und irreführend diese Behauptung ist, und kommt zu dem Schlusse (S. 93), »daß das Leiden an sich nicht lebensteigernd, sondern lebensvermindernd ist; lebensfördernd dagegen ist alles, was die Energie in Tätigkeit setzt. Nämlich: starke Wünsche und große, aber nicht unüberwindliche Widerstände.«

In der Reaktion auf die Übel unterscheidet Müller-Lyer vier Entwicklungsstufen oder Phasen. Die erste ist das gedankenlose Erdulden. Der Mensch sucht sich der augenblicklichen Schmerzen zu erwehren und ergeht sich in zwecklosen Klagen. Die zweite Stufe ist die der Illusionen. Man sucht das Übel durch Opfer, Beschwörung, Gebet abzuwehren, sich durch den Hinweis auf ein besseres Jenseits über die gegenwärtigen Leiden hinwegzutäuschen. Man schließt die Augen vor dem vorhandenen oder drohenden Unheil und glaubt, es dadurch überwinden zu können. Die dritte Phase ist die der Resignation, des Quietismus. Der Leidende findet sich mit dem Übel ab, indem er es als unabwendbar hinnimmt, ja sich einzureden sucht, daß es zu gutem Ende führe, daß es zur Entwicklung der Kultur oder zur Besserung des Menschen usw. gut sei. Die vierte Phase endlich ist die der tätigen Abwehr, des Aktivismus. Daß diese Phasen nicht nur für die Entwicklung der Menschheit

[1] Vergl. Neue Zeit, XXVIII, 1, S. 150 ff., XXIX, 2, S. 428 ff., 939 ff., XXXIII, 1, S. 604, sowie Ergänzungsheft Nr. 14.

richtig gesehen, sondern auch in dem Verhalten der Menschen gegenüber einzelnen langanhaltenden großen Übeln zu beobachten sind, zeigt uns die Gegenwart sehr anschaulich.

Müller-Lyer wendet auch auf diesem neuen Gebiet seine »phaseologische Methode« an. Meine Bedenken gegen diese habe ich schon bei früherer Gelegenheit angedeutet.[2] Die noch ausstehenden Bände seines Hauptwerkes werden Gelegenheit geben, auf diese Frage näher und ausführlicher einzugehen und dabei auch nachzuweisen, daß die sehr verflachende Auffassung, die Müller-Lyer von der materialistischen Geschichtsauffassung hat, und die er auch im vorliegenden Werke zum Ausdruck bringt (S. 133 ff.), irrig ist. Doch wird der Autor sich vielleicht jetzt durch die eindringliche Sprache der Tatsachen rascher und gründlicher bekehren lassen, als es alle theoretischen Auseinandersetzungen zu tun vermöchten. Nach den von ihm aufgestellten »Richtlinien« müßte nämlich die Gesellschaft immer friedlicher und sanfter werden, und die Träger dieser Bewegung müßten vor allem die Intellektuellen sein. Diesen Glauben haben wohl die Ereignisse des letzten Jahres aufs gründlichste Lügen gestraft. Gewiß sind nicht alle Intellektuellen der Kriegspsychose verfallen, die besonders bei vielen Universitätsprofessoren und Dichtern ausgebrochen ist. Aber von dem sittigenden und sänftigenden Einfluß der Kulturentwicklung hat man gerade in diesen Kreisen jetzt sehr wenig bemerken können. Klingt es uns heute nicht fast wie Hohn, wenn Müller-Lyer auch in diesem Buche (S. 151) schreibt: »In unserer Zeit geht der ursprüngliche Kriegs- und Ausbeutungsstaat immer mehr über in den Arbeitsstaat; er ethisiert sich allmählich und wird zum Wohlfahrtsstaat.«

Was Müller-Lyer hier irregeführt hat, war offenbar, daß er den Einfluß der Herrschaft des friedliebenden Industriekapitals als etwas Bleibendes auffaßte, als eine Äußerung der steigenden Kultur. Er übersah, daß die Herrschaft des Finanzkapitals, die jene des Industriekapitals abgelöst hat, auch eine ganz andere auswärtige Politik, zugleich aber auch eine ganz andere Ideologie des Bürgertums mit sich bringt, jene Erscheinungen, die wir unter dem Namen des modernen Imperialismus zusammenfassen. In diesem mangelnden Verständnis Müller-Lyers für die Entwicklungsgesetze der kapitalistischen Wirtschaft liegt überhaupt die Schwäche, die sich in seinen Büchern stets bemerkbar macht, wenn er auf die sozialen Erscheinungen der Gegenwart zu sprechen kommt, und die ihn auch verhindert, das Wesen der materialistischen Geschichtsauffassung richtig zu erkennen.

Trotz dieses Mangels besitzt aber Müller-Lyer doch einen scharfen Blick für die Kennzeichen der gegenwärtigen Gesellschaft und auch für die Klassengegensätze, die ihr zugrunde liegen. So sagt er (S. 171): »Es ist offenbar, daß zum Beispiel die Interessengemeinschaft zwischen den deutschen, französischen und englischen Arbeitern größer ist als die zwischen einem deutschen Arbeiter und einem deutschen Agrarier; und der deutsche Agrarier wird selbstverständlich seine Tochter viel eher an einen englischen oder russischen Baron verheiraten als an einen deutschen Arbeiter usw.« Sofort zeigt sich aber auch hier wieder, daß dieser scharfe Blick für die Realitäten des Lebens noch nicht genügt, um die Rätsel der kapitalistischen Welt zu lösen. Denn Müller-Lyer scheidet die Klassen nicht nach der Rolle, die sie im Produktionsprozeß spielen und die im wesentlichen ihr ganzes Wesen, ihr soziales Sein und Denken entscheidend bestimmt, sondern lediglich nach der Höhe ihres Einkommens (S. 177), einem rein äußerlichen Maßstab, der es mit sich bringt, daß zum Beispiel der verarmende Kleinbauer, der verkrachte Spekulant, der Lohnarbeiter und der Lumpenproletarier in die eine, der Großgrundbesitzer, der Bankier, der Rentner, der Reeder und der Industrielle in die andere Klasse zusammengeworfen werden.

Trotz dieser Mängel, die allen bisherigen Veröffentlichungen Müller-Lyers anhaften, ist auch dieses neue Werk wieder eine reiche Fundgrube von fruchtbaren Gedanken und scharfen Beobachtungen. Gerade jetzt ist seine Lektüre besonders zu empfehlen, da es dem Leiden gegenüber weder Resignation predigt noch durch Illu-

[2] Vergl. Neue Zeit, XXIX, 2, S. 428 ff., 940 ff.

sionen über es hinwegzutäuschen oder es als notwendige Bedingung des Fortschritts hinzustellen sucht, sondern zeigt, daß das einzig richtige Verhalten gegenüber dem Leiden die tätige Abwehr ist. G. Eckstein.

Notizen.

Deutschlands und Englands Außenhandel im zwanzigsten Jahrhundert. In der Juli-August-Nummer der zu Lausanne herauskommenden »Revue Politique Internationale« behandelt Professor Bernadotte E. Schmitt von der Cleveland Universität (Vereinigte Staaten) in einem »Die anglo-deutsche Wirtschaftskonkurrenz« überschriebenen Artikel die weitverbreitete Ansicht, daß Furcht vor Deutschlands Wirtschaftskonkurrenz Englands Eintritt in den Weltkrieg verursacht habe. Der amerikanische Gelehrte kommt darin zu dem Ergebnis, daß die in Deutschland vorherrschenden Anschauungen über Englands Beweggründe in bezug auf den Krieg zum großen Teil irrig sind. Seine die Politik im allgemeinen betreffenden Ausführungen sollen uns jedoch hier nicht beschäftigen, so sehr manches davon eine Erörterung lohnen würde. Dagegen mögen einige der statistischen Zusammenstellungen Professor Schmitts hier Platz finden, die sich auf die Entwicklung von Deutschlands und Englands Außenhandel in den dem Krieg vorangegangenen Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts beziehen. Sie haben zur Grundlage die Mitteilungen des Statistischen Jahrbuchs für das Deutsche Reich, des Statistischen Handbuchs des Deutschen Reiches und von Statesmans Year Book und sollen den Beweis dafür liefern, daß Deutschlands Konkurrenz gerade in den Jahren vor dem Kriege an Schrecken für die Engländer verloren habe, was nach Professor Schmitt auch in der Sprache der maßgebenden Organe der politischen Welt Englands zum Ausdruck gekommen sei.

Der Außenhandel Deutschlands und Englands erfuhr in den Jahren von 1900 bis 1913 folgende Wertsteigerung (in Millionen Pfund Sterling):

Deutschland:

Jahr	Einfuhr	Ausfuhr	Gesamthandel
1900	302	239	541
1913	534	495	1029
Zunahme	232	256	488

England:

Jahr	Einfuhr	Wiederausfuhr	Reinausfuhr	Gesamtausfuhr	Gesamthandel
1900	524	63	291	354	878
1913	769	109	525	634	1403
Zunahme	245	46	234	280	525

Selbst bei der Reinausfuhr bleibt also der Wertmenge nach die Zunahme des englischen Außenhandels nur wenig hinter der des deutschen zurück. Allerdings ist relativ berechnet die Zunahme der Ausfuhr bei Deutschland stärker gewesen als bei Englands Reinausfuhr. Aber zwei Momente sind hierbei noch in Betracht zu ziehen.

1. Die ersten Jahre des neuen Jahrhunderts sind die Jahre des Burenkriegs und seiner Nachwirkungen. Für Englands Ausfuhr setzen sich diese letzteren in nahezu völligen Stillstand um: im Jahre 1904 ist der Wert der Reinausfuhr nur um 10 Millionen Pfund Sterling höher als 1900: 401 gegen 391. Erst von Mitte des Jahrhunderts ab setzt hier eine ins Gewicht fallende Steigerung ein, um nach kurzer Unterbrechung durch die Geschäftskrise von 1908 gerade in den fünf letzten Jahren vor dem Kriegsjahr ein ganz besonders schnelles Zeitmaß anzunehmen, wie folgende Ziffern zeigen. Englands Reinausfuhr stieg in Millionen Pfund Sterling:

Periode 1900 auf 1908, 8 Jahre, von 291 auf 378 = 87 Millionen
- 1908 - 1913, 5 - - 378 - 525 = 147 -

2. England hat eine geringere Bevölkerung als Deutschland und bleibt auch im Bevölkerungszuwachs hinter diesem zurück. Letzteres ein Umstand, an dem kein für England erfolgreicher Krieg etwas ändern könnte, den aber eine Mehrung des englischen auf Kosten des deutschen Kolonialbesitzes zuungunsten Englands verschärfen würde. Auf den Kopf der Bevölkerung berechnet ist jedoch die Wertsteigerung von Englands Ausfuhr um einen sehr viel höheren Betrag gestiegen als die Deutschlands. Es belief sich, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, der Wert der Ausfuhr:

Durchschnitt der Jahre	Englands: £ sh d	Deutschlands: £ sh d
1900 bis 1904	6 14 9	4 1 3
1907 - 1910	9 2 0	5 6 1
1912	10 3 6	6 10 0
Zunahme von 1900 bis 1904 auf 1912	3 18 10	2 18 9

»Es ist daher durchaus abgeschmackt,« bemerkt Professor Schmitt im Hinblick auf diese Zahlen, »zu behaupten, daß Großbritannien als Industrie- und Handelsnation im Verfall begriffen sei.«

Ganz besonders im Schiffbau und in der Schiffahrt habe England seine führende Position behalten. Es habe bis zuletzt jährlich mehr Schiffe gebaut als alle übrigen Nationen zusammen und nahezu die Hälfte des Tonnengehalts der Seehandelsflotte der Welt im Betrieb gehabt. Die großen Fortschritte Deutschlands auf diesem Gebiet haben in keiner Weise den Aufstieg Englands unterbrochen. Es belief sich der Tonnengehalt der Seehandelsflotte:

Jahr	Deutschlands: Insgesamt	Davon Dampfschiffe	Englands: Insgesamt	Davon Dampfschiffe
1900	1941645	1347875	9304108	7207610
1912	3023725	2513296	11894791	10992073
Zunahme	1082080	1165421	2590683	3784463

Im Neubau hatten Dampfschiffe von mehr als 100 Tonnen Brutto:

Jahr	Deutschland: Zahl	Registertonnen	England: Zahl	Registertonnen
1900	61	188791	610	1374153
1912	114	343516	587	1602709
Zunahme	53	154725	— 23	+ 228556

Die Zahl der in Neubau genommenen Schiffe ist bei England etwas gesunken, dagegen ist der Tonnengehalt um das Anderthalbfache der deutschen Zunahme gestiegen, das heißt England gab den Bau kleinerer Schiffe auf und baute dafür um so größere Schiffe.

Von Interesse ist der Vergleich der Bestimmungsländer der Ausfuhren Deutschlands und Englands. Es zeigt sich da, daß von der Zunahme der deutschen Ausfuhr der weitaus größte Teil auf die Ausfuhr nach europäischen Ländern entfiel. Die natürliche Folge der zentralen Lage Deutschlands in Europa, die ihm auch kein Mensch nehmen kann. Daß an der Spitze der Abnehmer Deutschlands England selbst stand und hinter dem ihm folgenden Österreich-Ungarn gleich Rußland und Frankreich kommen, sei nur einflechtend bemerkt. Den Hauptanteil an der Zunahme von Englands Ausfuhren hatte der Handel mit dessen Kolonien. Nach den übrigen außereuropäischen Ländern betrug die Ausfuhr (in Millionen Pfund Sterling):

Durchschnitt der Jahre	Deutschland	England
1899 bis 1903	43	75
1912	91	128
Zunahme	48	53

Auch hier ist bei England zwar das Zunahmeverhältnis niedriger als bei Deutschland, der Zunahmebetrag aber höher. Aus einer spezialisierten Tabelle des Handels

nach diesen Ländern, die Professor Schmitt noch erbringt, geht hervor, daß nach nicht einem davon ein Stagnieren von Englands Ausfuhren zu verzeichnen ist.

Wie sich in dieser Hinsicht die Dinge nach dem Kriege gestalten werden, läßt sich nur insofern voraussehen, daß schon als Rückwirkung der Verluste an menschlichen und technischen Produktionskräften die Ausfuhren beider Länder zunächst einen Rückgang erfahren dürften. Wie groß er sein und welches Land er stärker treffen wird, hängt von Umständen ab, die zum Teil selbst noch der Zukunft angehören. ebn.

Anzeigen.

Österreichischer Arbeiterkalender für das Jahr 1916. Herausgegeben im Auftrag der deutschen Sozialdemokratie in Österreich. Mit einer Kunstbeilage. Wien, Ign. Brand & Co. 108 Seiten. Preis 60 Heller.

Der Kalender enthält außer dem Kalendarium, Adressenverzeichnissen und kleineren Beiträgen auch mehrere Artikel über den Krieg und seine Folgen. Über die Kriegsereignisse berichtet zusammenfassend Karl Leuthner. Robert Danneberg versucht die Haltung der Arbeiterschaft und besonders der Sozialdemokratie im Kriege und zu ihm zu skizzieren. Julius Grünwald schreibt über die Gewerkschaften nach dem Kriege. In beiden Artikeln wird hauptsächlich von österreichischen Verhältnissen ausgegangen, es werden aber auch die Deutschlands berührt. Emmy Freundlich tritt auf Grund der während der Kriegszeit gemachten Erfahrungen für den Ausbau der Konsumvereine und ihrer Eigenproduktion ein. Unter dem Titel »Unsere Feinde« versucht Therese Schlesinger ein Bild von der Haltung unserer Bruderparteien im feindlichen Ausland zu geben. Doch sind ihre Ausführungen ebenso wie die von Danneberg und Grünwald durch die Tätigkeit des Zensors sehr stark beeinträchtigt.

Jahrbuch der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz und des Schweizerischen Grütlivereins 1914. Zusammengestellt und bearbeitet vom Partei- und Vereinssekretariat in Zürich. Zürich 1915, Verlag der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz. 178 und 59 Seiten.

Das Jahrbuch enthält außer den Tätigkeitsberichten der sozialdemokratischen Fraktion des Nationalrats und der Geschäftsleitung der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz über die inneren Parteiangelegenheiten einen Bericht über die Beziehungen der Schweizer Partei zur Internationale und über die Bemühungen der Geschäftsleitung zu ihrer Wiederaufrichtung. Es ist hier eine Reihe wichtiger Dokumente abgedruckt, so die Erklärung der Konferenz von Lugano vom 27. September 1914, die Korrespondenzen in Angelegenheit der beabsichtigten provisorischen Übernahme der Aufgaben und Geschäfte des Internationalen Sozialistischen Bureaus durch den Schweizer Parteivorstand (Geschäftsleitung) sowie der Wiederaufrichtung der Internationale überhaupt. Zum Schlusse wird der von der Geschäftsleitung der Schweizerischen Partei angenommene Entwurf zu einer Resolution mitgeteilt, die einer für den 30. Mai dieses Jahres geplanten Konferenz der Parteien der neutralen Länder in Zürich vorgelegt werden sollte. In diesem Resolutionsentwurf legt der Schweizer Parteivorstand seine Auffassung von den Aufgaben der sozialdemokratischen Parteien in den neutralen und in den kriegführenden Ländern nieder.

Als Anhang enthält das Jahrbuch das Protokoll über die Verhandlungen des Parteitags vom 31. Oktober und 1. November 1914 in Bern. Die wichtigsten Gegenstände dieses Parteitags waren: »Die ökonomischen Wirkungen des Krieges auf die Arbeiterschaft und die Maßnahmen gegen den Notstand« (Referenten Grimm und Graber) und »Unsere Partei, der Krieg und die Internationale« (Referenten Lang und Naine).

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 10 — Ausgegeben am 3. Dezember 1915 — 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die landwirtschaftlichen Produktionskosten und die Teuerung.

Von A. Hofer.

Wie von zuständiger Stelle versichert wird, hat die Landwirtschaft auch in diesem zweiten Kriegsjahr Lebensmittel in genügender Weise produziert, zwar manche knapp, andere dafür, wie zum Beispiel Kartoffeln, in Überfluß. Ein wirtschaftlicher Anlaß für die Teuerung würde also gar nicht vorhanden sein, wenn nicht, wie die Landwirte behaupten, die Produktionskosten in der Landwirtschaft während des Krieges ganz außerordentlich gestiegen wären.

Im folgenden will ich untersuchen, inwiefern und wie weit eine Steigerung der landwirtschaftlichen Produktionskosten durch den Krieg verursacht ist. Bei dieser Untersuchung müssen wir natürlich ausscheiden diejenigen Gebiete landwirtschaftlicher Produktion, die durch die feindliche Invasion oder durch monatelang andauernde Einquartierung unseres Militärs gelitten haben. Zunächst steht die Tatsache unbestreitbar fest, daß die Verzinsung der für Grund und Boden und Gebäude angelegten Preise während des Krieges keinerlei Erhöhung erfahren hat. Der Handel mit Gütern hat naturgemäß während des Krieges einen gewissen Stillstand gefunden. Wäre das nicht der Fall und wäre eine Erhöhung der landwirtschaftlichen Produktionskosten auch in bezug auf die Verzinsung höherer Bodenpreise eingetreten, dann wäre dadurch ja auch klipp und klar ein besseres Prosperieren der landwirtschaftlichen Betriebe während des Krieges bewiesen.

In der Tat veröffentlichte die »Frankfurter Zeitung« Anfang November dieses Jahres folgende Mitteilungen über die Pachtsteigerungen einiger mecklenburgischer Güter:

Hof Malow: bisherige Pachtsumme 9000 Mark, künftige 11 500 Mark, also mehr pro Jahr 2500 Mark; Gut Pankow: bisherige Pachtsumme 17 250 Mark, künftige 22 500 Mark, also mehr pro Jahr 5250 Mark; Hof Scharpow: bisherige Pachtsumme 18 000 Mark, künftige 27 000 Mark, also mehr 9000 Mark; Kamerpachthof Ganzow: bisherige Pachtsumme 22 800 Mark, künftige 28 500 Mark, also mehr pro Jahr 5700 Mark. Die erzielten Pachtsummen würden noch ganz andere sein, wenn die meisten Neuverpachtungen nicht unterderhand geschehen würden, so daß eine Preistreiberei also nicht stattfindet. Auch die obigen Verpachtungen haben unterderhand stattgefunden, und besonders bemerkenswert ist, daß in allen Fällen die Pächter, die seit Jahren auf dem Hofe sitzen, dieselben geblieben sind, sie also die Ertragsfähigkeit ihrer Pachtungen sehr wohl einzuschätzen wissen. Es wäre unverständlich, wollte man bei der Kriegsgewinnsteuer solche Steigerungen des landwirtschaftlichen Ertrages unberücksichtigt sein lassen.

Wenden wir uns nun dem landwirtschaftlichen Betriebskapital zu. Da unterscheiden wir das tote und das lebende Inventar. Verzinsungen

für totes landwirtschaftliches Inventar sind während des Krieges in keiner irgendwie ins Gewicht fallenden Weise gestiegen. Das tote Betriebsinventar war eben schon vor dem Kriege angeschafft, und jeder Landwirt wird sich während des Krieges vor Neuanschaffungen gehütet haben. Ausnahmefälle, wo dringendes Bedürfnis Neuanschaffungen zu jetzt vielleicht herrschenden Kriegspreisen nötig machte, fallen nicht ins Gewicht.

Es sind allerdings von einzelnen landwirtschaftlichen Großbetriebsbesitzern jetzt Motorpflüge gekauft worden, und es entzieht sich unserer Kenntnis, ob und inwieweit für dieselben jetzt höhere Preise als vor dem Kriege angelegt werden mußten. Sicherlich waren aber diese Anschaffungen für die betreffenden Betriebe ein Bedürfnis, das schon mehr oder weniger vor dem Kriege bestanden haben dürfte, und hat der Krieg diesem Bedürfnis nur zur schnelleren Befriedigung verholfen.

Was nun das lebende Inventar anbetrifft, wir haben dabei jetzt vor allem unser hochentwickeltes Zuchtvieh im Auge, so ist leider zu befürchten, daß dieser Krieg hier Wunden schlagen wird.

Um in der Tierzucht auf die stolze Höhe zu kommen, zu der es die deutsche Landwirtschaft gebracht hat, war abgesehen von der Begabung und Intelligenz der Züchter vor allem dreierlei notwendig: Zeit, Zuchtwahl und Futter. Durch die Absperrung der ausländischen Futtermittel fehlt ein gewichtiger Faktor, um auf die Dauer unsere Herden auf ihrer Höhe zu halten. Immerhin beweist die kürzlich in Königsberg i. Pr. abgehaltene Herbstauktion der Herdebuchgesellschaft durch die Kauflust, die dort geherrscht hat, und durch die horrenden Preise, die dort für Zuchtvieh erzielt sind, daß unsere Landwirte auch in der Erhaltung der Qualität der Herden die Flinte nicht ins Korn geworfen haben, so daß wir hoffen dürfen, daß der Krieg hier auf die Prosperität der Landwirtschaft auch nicht allzu schädigend einwirken wird. Zum mindesten würde eine Produktionsverteuerung, die durch verschlechterte Qualität unseres Viehbestandes eintreten würde, erst allmählich, nach Jahren sich bemerkbar machen. Zurzeit spielt sie jedenfalls noch keine Rolle.

Nun wollen wir uns dem eigentlichen landwirtschaftlichen Betrieb zuwenden und untersuchen, ob in der Tat die Wirtschaftserschwernisse in der Landwirtschaft während des Krieges so viel größer geworden sind, daß die exorbitante Preissteigerung der landwirtschaftlichen Produkte ihre Rechtfertigung findet.

Zunächst mal steht wieder unbestreitbar die Tatsache fest, daß die Produktionskosten und in der Hauptsache auch die Bergungskosten der Ernte für das erste Kriegsjahr unter ganz normalen Verhältnissen standen.

Wir hatten 1914 eine außerordentlich frühe Ernte, und der größte Teil derselben war geborgen, als das Verhängnis über Europa hereinbrach.

Als im Herbst 1914 die außerordentlich hohen Höchstpreise für einzelne landwirtschaftliche Produkte festgesetzt wurden, ist von der Regierung im preußischen Abgeordnetenhaus auf unseren Protest gegen diese zu hohe Preisfestlegung auch das sonderbare Wort gefallen: Die hohen Preise wären für diese Ernte ja noch nicht gerechtfertigt, aber im Hinblick auf die Erschwernisse, die der Landwirtschaft für das kommende Jahr erblühen würden, sollte die Landwirtschaft gewissermaßen schon vorentschädigt werden!

Wir wollen nun nach diesen vorausgesagten Erschwernissen suchen.

Im Herbst 1914 begannen die Vorarbeiten für die neue Ernte. Da waren zuerst die Winterfelder mit Brotgetreide zu bestellen. Daß diese Arbeit nicht nur rechtzeitig, sondern auch gut ausgeführt werden konnte, wird schon dadurch bewiesen, daß wir 1915/16 mindestens soviel Brotgetreide wie im ersten Kriegsjahr zu verbrauchen haben.

Das Umstürzen des Ackers für die diesjährige Frühjahrsbestellung konnte trotz knappen Angespanns vollständig ausgeführt werden, weil der Frost im vergangenen Winter erst sehr spät einsetzte. In Ostpreußen brachte zwar schon der November vorübergehend stärkeres Frostwetter; doch schützte eine genügend starke Schneedecke den Boden vor Festfrieren. Die Pflugarbeiten konnten auch dort bis nach Weihnachten vorgenommen werden. Dadurch ist mangelndes Angespann ausgeglichen worden.

Die Ernte des ersten Kriegsjahres war zwar keine Rekordernte, wie anfangs erwartet wurde, sie war aber doch eine recht gute und wurde in den Wintermonaten rechtzeitig verarbeitet. Die Landwirte haben bei der Ernte und den Preisen des vergangenen Jahres jedenfalls glänzende Geschäfte gemacht. Das wird wohl auch nicht bestritten werden.

Nun rückte das Frühjahr 1915 heran. Die Landwirte hatten in den Wintermonaten Zeit, sich in die Lage der Dinge zu finden, sich den Verhältnissen anzupassen, just wie unsere Industrie sich ihnen angepaßt hat. Und die Landwirte haben sich angepaßt, sie haben die Ereignisse gemeistert. Selbstverständlich hat dabei auch die Regierung pflichtgemäß ihr Teil mitgeholfen.

Die fehlenden Pferde wurden durch Ochsen oder Kühe ersetzt. Motor und Dampfpflug halfen mit, die Frühjahrsbestellung konnte überall rechtzeitig erfolgen. Allerdings K u n s t d ü n g e r stand nicht so reichlich zur Verfügung wie in normalen Jahren.

Die landwirtschaftlichen Kulturpflanzen brauchen Stickstoff, Phosphorsäure und Kalidünger. Von diesen drei Stoffen stand nur Kali in genügender Menge und zu alten Preisen zur Verfügung. Der Import von Chilisalpeter als Stickstoffdünger war abgeschnitten. Auf künstlichem Wege durch Bindung des freien Stickstoffs der Luft konnte trotzdem schon so viel Stickstoffdünger erzeugt werden, daß 50 Prozent des Bedarfs gedeckt wurden. An Phosphorsäure war ebenfalls Mangel.

Wir dürfen aber nicht außer acht lassen, daß im allgemeinen beim heutigen landwirtschaftlichen Betrieb die Kulturböden doch so angereichert sind, daß die Pflanzen nicht sozusagen von der Hand in den Mund zu leben brauchen. Hier und da dürften die Pflanzen wohl an Stickstoffdünger Mangel gelitten haben, weil dieser Dungstoff bodenflüchtig ist; doch konnte durch sachgemäße Behandlung des natürlichen Düngers und bessere Ausnutzung der Jauche gleichfalls viel ausgeglichen werden. Die Preise für Kunstdünger waren nicht sonderlich in die Höhe gegangen.[1]

[1] In einem Artikel im »Berliner Tageblatt« vom 20. November dieses Jahres behauptet Herr Dr. Wendorff-Tolß, M. d. R., daß die künstlichen Düngemittel im Preise gestiegen wären. Das entspricht aber nicht durchweg den Tatsachen, wie folgende Angaben beweisen:

Daß K a l i d ü n g e r nicht teurer geworden ist, wird wohl von keiner Seite bestritten werden.

Wie steht es mit der P h o s p h o r s ä u r e?

Vor uns liegen Prospekte einer in diesen Artikeln beinahe ausschlaggebenden Fabrik chemischer Produkte, der Union, Stettin. Es wird offeriert pro 200 Zentner

Wie stand es nun mit der Arbeiterfrage? Um die kolossalen Preise für ihre Produkte zu rechtfertigen, wurde von agrarischer Seite die Behauptung aufgestellt, daß die Löhne der Landarbeiter stark gestiegen seien.

Dieser Behauptung ist bereits durch den Landarbeiterverband die Spitze abgebrochen. Durch Stichproben, die der Landarbeiterverband aus verschiedenen Gegenden Deutschlands in betreff der Lohnverhältnisse der Landarbeiter genommen hat, ist festgestellt, daß die Löhne meistens gar nicht, hier und da nur ganz unwesentlich gestiegen sind.

Aus eigenen Ermittlungen können wir diese Feststellung voll und ganz bestätigen.[2]

Für Ostpreußen wurde durch Erlaß der militärischen Kommandogewalt sogar gewissermaßen die Freizügigkeit der Landarbeiter aufgehoben und dadurch die Arbeiterfrage für die landwirtschaftlichen Unternehmer sehr viel günstiger gestaltet.

Ein Mangel an Arbeitskräften ist in der Landwirtschaft in diesem Jahre ebenfalls nicht vorhanden gewesen, weil für die zum Militärdienst einberufenen heimischen Arbeiter reichlich Ersatz an Kriegsgefangenen zur Verfügung gestellt wurde. Und es dürfte sich kaum ein Landwirt finden, der diese Gefangenen als teure Arbeiter bezeichnen wollte. Die Gefangenen sollen von denen, die sie zur Arbeitsleistung bekamen, gut verpflegt werden, und die Mi-

---

für die Monate Januar bis Juni 1913 Thomasschlackmehl mit 20 Prozent Gesamtphosphorsäure für 550 Mark; für die Monate Juli bis Dezember 1913 ebensolches für 570 Mark; vom 1. Januar bis 15. Juli 1915 dasselbe für 485 Mark; vom 16. Juli bis 31. Dezember 1915 dasselbe für 520 Mark. Es wird offeriert Superphosphat, 18 Prozent Phosphorsäure enthaltend, pro Zentner vom 19. Januar 1914 ab mit 3,25 Mark; vom 1. Juni 1914 ab mit 3,25 Mark; für die Frühjahrssaison 1915 mit 3,20 Mark. Dann erfolgt gleich hinterher eine ganz unbedeutende Erhöhung des Preises für die Frühjahrssaison 1915 auf 3,30 Mark; für den Herbst 1915, also für die Wintergetreideernte des Jahres 1916 erfolgt dann die erste überhaupt in Betracht kommende Erhöhung des Preises dieses Düngemittels, aber auch nur auf 4,63½ Mark.

Wie steht es nun mit dem Stickstoffdünger?

Es wird offeriert Ammoniak-Superphosphat, enthaltend 4 Prozent Stickstoff und 14 Prozent Phosphorsäure, pro Zentner vom 19. Januar 1914 ab mit 5,80 Mark; vom 1. Juni 1914 ab mit 5,70 Mark; für die Frühjahrssaison 1915 mit 5,60 Mark. Dann erfolgt eine unbedeutende Erhöhung des Preises für die Frühjahrssaison 1915 auf 5,70 Mark. Erst für den Herbst 1915, also wieder für die Wintergetreideernte des Jahres 1916 erfolgt dann die erste Erhöhung des Preises auch dieses Düngemittels, und zwar auf 7,30 Mark.

Wir konstatieren also nochmals die Tatsache, daß sämtliche landwirtschaftliche Produkte dieses Jahres ohne in Betracht fallende Erhöhung der Ausgaben für Kunstdünger gebaut sind.

Die Erhöhung, die für 1916 vorgesehen ist und eigentlich auch nur Stickstoffdünger betrifft, ist ja auch noch so unbedeutend, daß ihr auf die Preisbildung der landwirtschaftlichen Produkte noch kaum eine Rolle zukommt.

Herr Dr. Wendorff-Toitz wird mir also zugeben müssen, daß die Steigerung der Preise für Kunstdünger so unbedeutend ist, daß sie bisher wenigstens noch nicht ins Gewicht fallen konnte.

[2] In dem schon oben erwähnten Artikel des Herrn Dr. Wendorff erkennt auch er eine bemerkenswerte Zunahme der Lohnausgaben nicht an.

litärverwaltung gibt sich in anerkennenswerter Weise Mühe, eine entsprechende Verpflegung und Unterbringung der Leute durchzusetzen. Sehr zu wünschen wäre es allerdings gewesen, wenn hier auch ein Verbot erlassen wäre, das verhindert hätte, daß die Gefangenen auch des Sonntags ausgenutzt wurden.

Abgesehen von der Verpflegung kosten aber die Gefangenen nicht nur nichts, sondern es wird für jeden Gefangenen vom Reiche noch pro Tag 60 Pfennig Verpflegungsgeld vergütet. Für die Wintermonate soll diese Vergütung sogar auf 1,20 Mark steigen. Mehr können unsere Landwirte wirklich nicht verlangen!

Die Behauptung, die hier und da aufgestellt wird, daß die Gefangenen als Arbeiter minderwertig seien, dürfte schon dadurch widerlegt werden, daß die ländlichen Behörden immer wieder die Besitzer öffentlich warnen müssen, daß sie *nicht die einheimischen Arbeiter entlassen dürfen*, wenn sie Gefangene bekommen; daß die Behörden *drohen* müssen, solchen Besitzern die Gefangenen zu entziehen.[3]

Mit Hilfe der Arbeitskraft dieser Kriegsgefangenen ist denn auch die Arbeit des Erntejahres 1915 glücklich unter Dach gebracht.

Hinter den letzten Erntewagen hat schon wieder die Pflugschar den Acker gestürzt, um das Saatbett für die nächste Frühjahrsbestellung vorzubereiten. Grünende Wintersaaten leuchten uns überall entgegen und eröffnen gute Aussichten für das landwirtschaftliche Erntejahr 1916.

---

[3] Während diese Zeilen in Druck gehen, kommt mir ein Aufsatz aus der »Täglichen Rundschau« vom 21. November 1915: »Unberechtigte Verdächtigungen der Landwirtschaft« zu Gesicht.

Im vorletzten Abschnitt dieses Aufsatzes wird versucht, die Hilfeleistung der Kriegsgefangenen als Arbeiter herabzusetzen.

Zu diesen Auslassungen bemerke ich, daß Großgrundbesitzer, die auf die mögliche Verwendung Kriegsgefangener als Arbeiter verzichten, seltene Ausnahmen sein dürften. Bekannt ist mir aber, daß Großgrundbesitzer, denen man aus Gründen der Verpflegung oder aus anderen Ursachen die Kriegsgefangenenhilfe gesperrt hatte, alles aufgeboten haben, um diese Arbeiter wieder zu erlangen.

Weiter beklagt sich der Schreiber jenes Aufsatzes, daß, wer eine größere Zahl Kriegsgefangener als Arbeiter hätte, auch eine entsprechende Anzahl von Wachmannschaften mit zu unterhalten hätte. Das stimmt; aber er hat diese Wachleute doch nur zu verpflegen und unterzubringen. Dafür ersetzen ihm diese Leute, die immer da stehen müssen, wo die Gefangenen arbeiten, die jetzt naturgemäß auch knapp gewordenen landwirtschaftlichen Aufsichtsbeamten.

Was die auch in diesem Artikel erhobene Klage betrifft, daß zur Verpflegung dieser kriegsgefangenen Arbeiter Hilfskräfte angenommen werden müssen, so ist doch der betreffende Arbeitgeber genau in der gleichen Lage, wenn er ausländische Zivilarbeiter beschäftigt, die er verpflegen und bezahlen und für die er auch den Aufsichtsbeamten voll unterhalten muß.

Im übrigen geben die landwirtschaftlichen Besitzer sehr häufig die Verpflegung dieser Kriegsgefangenen für ein bestimmtes Entgelt an Dritte ab.

Wenn ferner die Klage aus dem Artikel schallt, daß die Kriegsgefangenen als Arbeiter minderwertig, außerdem oft krank wären, so möge jener Herr diesen doch naturgemäß meistens jungen und von Haus aus gesunden Menschen nur gute, warme Unterkunft, reichliches und gutes Essen geben und ihnen ein klein wenig menschliches Wohlwollen entgegenbringen, dann dürften seine Klagen bald verstummen.

Wir aber fragen, wodurch sind denn eigentlich die hohen Preise für die landwirtschaftlichen Produkte gerechtfertigt?

Vor ein paar Wochen setzte die Preissteigerung der notwendigsten Lebensmittel bekanntlich mit erneuter Kraft ein. Sprunghaft gingen die Preise für Milch, Eier, Butter, Fleisch usw. in die Höhe. Erst in letzter Stunde setzte der Bundesrat Höchstpreise fest, aber viel zu hohe. Es hätte vollauf genügt, wenn der Durchschnitt der Preise für die einzelnen Lebensmittel aus den letzten fünf Jahren vor Ausbruch des Krieges als Höchstpreis festgelegt worden wäre. Das hat er aber leider nicht getan. Wir wissen auch absolut nicht, auf Grund welcher Unterlagen und Erwägungen die Feststellung der Höchstpreise erfolgt ist.

Neuerdings sind nun auch endlich die schon lange verlangten Höchstpreise für Schlachtschweine eingeführt worden. Die Schweine waren in der Tat im Preise derart gestiegen, daß sie ihrem Besitzer das Dreifache und mehr noch brachten wie vor dem Kriege. Auch jetzt, nach Festsetzung der Höchstpreise, bringen die Schweine den Produzenten immer noch sehr reichlich den doppelten Betrag ein, wie er vor dem Kriege erzielt wurde. Dabei war ein Sinken der Schweinepreise zu erwarten! Als der Krieg im August 1914 ausbrach, hatten wir gerade eine Zeit der billigeren Schweinepreise. Es war damals ein sehr starkes Angebot an Schweinen vorhanden; infolgedessen blieb Schweinefleisch noch längere Zeit nach Beginn des Krieges verhältnismäßig billig.

Wie immer folgte der Zeit des starken und infolgedessen verhältnismäßig billigen Angebots an Schweinen die Zeit der Schweineknappheit, die dann durch die bekannten Zwangsabschlachtungen noch verschärft wurde.

Als dann die Preise gewaltig in die Höhe zu gehen begannen und für Saugferkel 30 bis 40 Mark gezahlt wurden, war bei der bekannten Vermehrungsfähigkeit der Borstentiere bald ein Überangebot an Ferkeln da, so daß dieselben schließlich auf den normalen Preis heruntergingen, teilweise auf den Märkten schon schwer loszuwerden waren.

Diese Ferkel sind allmählich herangewachsen und kommen nächstens als Schlachtschweine auf den Markt.

Wir hätten also hier die nächste Zeit mit einem reichlichen Angebot und infolgedessen mit sinkenden Schweinepreisen zu rechnen, so daß die jetzt festgesetzten viel zu hohen Höchstpreise für Schweine die Landwirte vor niedrigen Schweinepreisen schützen!

Zurzeit hat es allerdings den Anschein, als ob gar keine Schlachtschweine angeboten würden. Das liegt natürlich daran, daß die Produzenten an die vor der Höchstpreisfestsetzung angelegten hohen Preise gewöhnt waren und jetzt nach der plötzlich erfolgten Reduzierung der Preise die Schweine zurückhalten, einesteils, weil sie sich von den Händlern übervorteilt glauben, andererseits aber auch, weil sie vielleicht höhere Preise zu ertrotzen hoffen.

Selbstverständlich kann das nur ein vorübergehender Zustand sein. Hier und da wird vielleicht jetzt ein Schwein mehr im eigenen Haushalt auf dem Lande verbraucht werden; dann werden dafür wieder andere Nahrungsmittel für die städtische Bevölkerung frei.

Ebenso ist bei den Kartoffeln der Höchstpreis mit 2,25 bis 3 Mark pro Zentner beim Produzenten ebenfalls viel zu hoch! Die Produktions-

kosten für einen Zentner Kartoffeln dürften unter normalen Verhältnissen 1 bis 1,20 Mark betragen.

Wollten wir aber selbst den Agrariern folgen und eine Erhöhung dieser Produktionskosten während des Krieges etwa um 30 Prozent annehmen, dann würden dieselben 1,30 bis 1,50 Mark pro Zentner betragen; aber selbst dann würde der festgesetzte Höchstpreis für die Agrarier immerhin einen Reingewinn von 100 Prozent bedeuten!

Aber es hat in diesem Jahre beim Kartoffelbau überhaupt keine Steigerung der Produktionskosten stattgefunden! Wir haben doch eine Rekordernte an Kartoffeln erzielt!

Nun, diese Rekordernte ist zustande gekommen — bei dem vorhandenen knappen Angespann — sicher nicht durch häufigere oder tiefgründigere Bodenbearbeitung.

Sie ist zustande gekommen — bei dem vorhandenen Mangel an Kunstdünger — sicher nicht durch Mehraufwendung von Kapital für künstlichen Dünger.

Und wie steht es mit den Erntekosten bei der diesjährigen Kartoffelgewinnung? Je besser die Kartoffeln geraten sind, das heißt also je mehr und je größere Knollen unter jeder Staude liegen, um so schneller haben die Arbeiter ihr Akkordmaß gefüllt. Sie verdienen also, je besser die Kartoffeln geraten sind, auch bei gleichbleibendem Lohn entsprechend mehr; infolgedessen pflegt der Akkordsatz bei einer guten Kartoffelernte herabgesetzt zu werden.

Wenn also überhaupt eine Änderung der Produktionskosten beim Kartoffelbau in diesem Jahre eingetreten ist, dann kann sie sich nur bemerkbar gemacht haben nach der anderen Seite hin, indem die Produktionskosten niedriger geworden sind! —

Nun ist es uns natürlich nicht unbekannt, daß infolge der langen Trockenperiode im Frühling dieses Jahres in vielen Gegenden Deutschlands die Ernte in mancherlei Beziehung vieles zu wünschen gelassen hat.

Wir sind aber der Meinung, daß der Landwirt mit ab und zu eintretendem Mißwachs auf diesem oder jenem Gebiet eben zu rechnen hat, daß er dies Ereignis einkalkulieren muß und gewissermaßen zu den vorkommenden Geschäftsunkosten zu schlagen hat.

Der Krieg an sich hat die Frühjahrsdürre und somit den Mißwachs nicht verschuldet. Es gab allerdings Landwirte, die in jener Trockenzeit schon die Behauptung aufstellten, daß der Kanonendonner im Osten und Westen Deutschlands den Regen nicht nach Deutschland hereinlasse, und die schon die Hände aufhielten, um für diesen Kriegsschaden wenigstens einen Goldregen zu empfangen.

Insofern allerdings wirkte die teilweise vorgekommene schlechte Futterernte in dieser Kriegszeit erschwerend, als wenig Ersatzfutterstoffe vom Ausland hereinkommen. Dies ist aber die einzige Tatsache, die eine Steigerung der Produktionskosten für einzelne landwirtschaftliche Artikel rechtfertigt. Dabei muß aber wieder in Betracht gezogen werden, daß die Landwirte sich selber gegenseitig diese Produktionsmittel verteuern.

Die Hälfte der von den Landwirten angebauten Gerste zum Beispiel ist bekanntlich nicht beschlagnahmt, hat keinen Höchstpreis und kann beliebig verkauft werden. Es ist bekannt, daß landwirtschaftliche Organisationen den

Landwirten anrieten, für diese Gerste 700 Mark pro Tonne zu verlangen! Die Höchstpreise hätten eben auf sämtliche Futtermittel ausgedehnt und bedeutend niedriger festgesetzt werden müssen.

Die ungeheuren Summen, die jetzt das Reich zum Beispiel allein für Pferdefutter zu viel zahlt, könnte zweckentsprechender verwendet werden, wenn dadurch erwirkt würde, daß die eingeführten ausländischen Futtermittel billiger abgegeben werden könnten.

Wir verlangen logischerweise nicht nur niedrige Höchstpreise für die Produkte, die die Agrarier verkaufen; sondern wir wollen ihnen ebenfalls niedrige Höchstpreise zubilligen für die Waren, deren sie zur Produktion ihres Fertigfabrikats benötigen. Höchstpreise für die einzelnen Artikel sollen festgesetzt werden nach dem Durchschnitt der Preise, die in den letzten fünf Jahren vor dem Kriege für dieselben gezahlt wurden.[4]

Der Krieg und der Sozialismus.

Von Gustav Eckstein. (Fortsetzung.)

3. Organisierung der Wirtschaft oder freie Konkurrenz nach dem Kriege?

Doch wenn man auch der Ansicht beipflichtet, daß die Eingriffe des Staates in das Wirtschaftsleben während des Krieges eine prinzipielle Umgestaltung unserer Wirtschaft mit sich bringen, so darf man dabei doch nicht außer acht lassen, daß es sich zunächst erst um Anfänge in dieser Richtung handelt, daß große Teile der Produktion und des Verkehrs von dieser Regelung noch wenig berührt sind, daß diese Eingriffe aber auch dort, wo sie sich heute stark fühlbar machen, das Wesen der kapitalistischen Unternehmungen noch nicht so gründlich verändert und umgeformt haben, daß eine Rückkehr zu früheren Formen ausgeschlossen wäre.[9] Es entsteht daher die Frage, ob nicht nach Beendigung des Krieges alle diese grundstürzenden Veränderungen unseres Wirtschaftslebens rückgängig gemacht werden würden.

Jaffé ist nicht dieser Ansicht. Er meint, das System der freien Konkurrenz habe sich schon vor dem Kriege überlebt gehabt und den Monopolen Platz gemacht.[10] Ein sich auf dieser Grundlage erhebender »Industriefeuda-

[4] Ich möchte hier nochmals auf den schon mehrfach erwähnten Aufsatz des Herrn Dr. Wendorff hinweisen, der seinerseits für seine landwirtschaftlichen Betriebe die folgende Tatsache feststellt: »Die gesamten Wirtschaftsausgaben des fast ganz in den Krieg fallenden Jahres 1. August 1914 bis 1915 haben sich zum Durchschnitt der drei Vorjahre wie 100 : 104 verhalten, sind also etwas niedriger gewesen.«

Wir wollen uns von gewissen Leuten nichts vormachen lassen und wissen, was es zu bedeuten hat, wenn derjenige schreit, der den anderen zu verprügeln im Begriff steht.

[9] Vor einer Überschätzung der Bedeutung dieser Eingriffe warnt auch Lederer. (Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, a. a. O., S. 144.) In dieser Abhandlung »Die Organisation der Wirtschaft im Kriege« weist der Verfasser auch nach, wie gerade im Kriege die kapitalistischen Privatinteressen mit den Interessen der Volkswirtschaft in Konflikt geraten.

[10] Auf die ökonomischen Ausführungen Jaffés, insbesondere auf seine Erklärung für das Sinken der Profitrate soll in diesem Zusammenhang nicht näher eingegangen werden.

lismus«, meint Jaffé,[11] sei »rein ökonomisch nicht nur möglich, sondern als Resultat der sich selbst überlassenen wirtschaftlichen Entwicklung sogar wahrscheinlich.« Diese Gefahr könne aber bereits als überwunden angesehen werden; denn »die Entfaltung des ganzen politischen und sozialen Lebens sei in der Alten wie in der Neuen Welt zu weit fortgeschritten, als daß die Beugung der modernen Völker unter einen Industrie- und Wirtschaftsfeudalismus noch möglich oder auch nur denkbar erschiene.... Deutschland sei das Land, das den neuen Weg zuerst betreten hat: Übernahme der Monopole in Besitz und Verwaltung der Allgemeinheit.«

Diese Entwicklung sei nun durch den Krieg sehr beschleunigt worden; die Maßnahmen der Regierung zur Beeinflussung und Lenkung unserer Wirtschaft lägen eben in dieser Richtung; aber darüber hinaus würden auch die Notwendigkeiten des bevorstehenden Friedens diese Tendenz der Entwicklung noch wesentlich verstärken. Die Erfahrungen dieses Krieges hätten uns gezeigt, daß die Sicherheit der deutschen Volkswirtschaft erfordere, von Futtermitteln wie Mais und Gerste, von Nahrungsmitteln wie Weizen, von Rohstoffen wie Kupfer, Petroleum, Benzin, Gummi, Baumwolle, Wolle, Jute usw., die wir im Inland nicht oder nicht in genügender Menge erzeugen, mindestens so viel aufzustapeln, wie der Verarbeitung und dem Konsum eines Jahres entspricht.[12] Dies erheische nicht nur die Errichtung und Füllung staatlicher Vorratslager, sondern im weiteren Verlauf auch eine weitgehende Regulierung der Preise dieser Materialien durch den Staat. Dazu komme, daß der Staat auch aus finanziellen Gründen zur Monopolpolitik genötigt sein wird, um die enormen Kriegskosten aufzubringen. Jaffé befürwortet in erster Linie Reichsmonopole für Tabak, Zigarren und Zigaretten, Branntwein, Petroleum, Zündhölzer und eventuell ein Elektrizitätsmonopol. Endlich werde der Staat auch auf dem Gebiet der auswärtigen Verkehrs- und Handelsbeziehungen zu energischerem Eingreifen gezwungen sein. Jaffé denkt hier an die Schaffung eines »geschlossenen Handelsgebiets«, das vor allem Österreich-Ungarn, die Balkanländer, die Türkei, vielleicht gewisse Teile Westrußlands und große Gebiete Zentralafrikas mit umfassen sollte.

Erheblich weiter als Jaffé geht Ballod in seinen Erwartungen der Kriegsfolgen. In seiner schon im Frühjahr dieses Jahres erschienenen Abhandlung meint er, daß selbst bei nur einjähriger Dauer des Krieges die Schäden für die beteiligten Länder so enorm sein würden, daß sie sich mit den Mitteln der kapitalistischen Wirtschaft überhaupt nicht wieder gut machen ließen.

»Der Weltkrieg,« sagt er,[13] »lehrt uns, wie gewaltige Massen, Millionenheere, nach einem einheitlichen Plane gelenkt werden können, auf ein Ziel hinarbeiten müssen. Da liegt denn der Gedanke doch zu nahe, ob die Millionenarmeen, die im Kriege zur Zerstörung der mühsam im Laufe von vielen Jahrzehnten gesammelten und aufgebauten Kulturwerke verwendet werden, nicht nachher, wenn es sich um den Wiederaufbau handeln wird, ebenfalls mit großem Vorteil nach einem einheitlichen Plane zu diesem Wiederaufbau organisiert werden sollen. Wie denkt man sich denn überhaupt sonst wieder den Wiederaufbau bei geschwächter Kapitalskraft, verringerter Arbeitskraft?...

An sich wäre es... denkbar, daß eine bestehende ‚bürgerliche' Staatsregierung, um die Schäden des Krieges schnell zu heilen, die gewaltigen, nach dem Kriege zu

[11] A. a. O., S. 25, 26. [12] A. a. O., S. 524. [13] A. a. O., S. 117.

entlassenden Armeen zunächst zum Wiederaufbau benützte, und, nachdem sie erst eingesehen hätte, daß die Zusammenfassung der Kräfte relativ größere Wirkungen hervorbringt, als die vor dem Kriege bestehende Zersplitterung, eine Reihe von Wirtschaftszweigen mit Hilfe der Heeresorganisation unter Verlängerung der Dienstzeit beziehungsweise Einstellung aller im militärpflichtigen Alter befindlichen Personen (gegenüber der bisherigen Einstellung von rund 54 Prozent in Deutschland, 75 Prozent in Frankreich, 30 Prozent in Rußland) in Betrieb nähme.«

Ballod rechnet also mit der wachsenden Wahrscheinlichkeit, daß nach dem Kriege die Staatsverwaltung die ihr zu Gebote stehenden politischen und militärischen Machtmittel zur Anwendung bringen wird, um die kapitalistische Wirtschaft in eine »Gemeinwirtschaft« zu verwandeln. Er betrachtet es deshalb als dringende Aufgabe der ökonomischen Wissenschaft, schon jetzt die Möglichkeiten in Erwägung zu ziehen, wie im heutigen Deutschland im Wege der Gemeinwirtschaft jedem Staatsbürger bei mäßiger Arbeitsleistung ein auskömmliches Dasein gewährt werden kann, und von diesem Standpunkt aus gewinnen für ihn die sozialistischen »Utopien«, die sich schon früher mit dieser Frage beschäftigt haben, aktuelle Bedeutung.[14]

Gegen Jaffé wendet nun Liefmann in der zitierten Schrift, deren Inhalt allerdings nur zum geringen Teil ihrem Titel entspricht, ein, die Verstaatlichungen, die aus militärischen Gründen vorgenommen wurden, könnten ohne Zeifel nicht als ein Schritt zum Sozialismus gedeutet werden, ebensowenig das Verbot des privaten Verkaufs zahlreicher Produkte, die zu militärischen Zwecken gebraucht werden: Leder, Metalle usw. Diese würden sicherlich sofort wieder dem freien Verkehr überlassen werden, sobald das militärische Interesse an der Versorgung damit aufhört. Aber auch wo es zu Staatsmonopolen käme, wäre das ebensowenig Sozialismus wie etwa die Verstaatlichung der Eisenbahnen oder das Tabakmonopol. Von allen Kriegsmaßregeln, mit denen der Staat das Wirtschaftsleben zu regeln versuchte, komme wohl der Festsetzung von Höchstpreisen auch für die Zukunft die größte Bedeutung zu. Diese Maßregel sei aber weder neuartig noch sozialistisch. Der Staat knüpfe vielmehr mit seinen Höchstpreisen an die Preisbildung des freien Verkehrs an, dieser sei nicht aufgehoben, das Privateigentum nicht eingeschränkt. Festsetzung von Höchstpreisen und Zwang zu Verkaufsabschlüssen für manche Produkte sollten nur die im Kriege gesteigerte Möglichkeit zur Bildung und Ausnutzung privater Monopole verhindern. Auch die Verstaatlichung der Getreideversorgung sei nichts Sozialistisches, denn sie verändere in keiner Weise die Wirtschaftsordnung, den Mechanismus der Produktion und des Absatzes.[15]

In der Frage der Wiederherstellung der Wirtschaft nach Friedensschluß stellt sich aber Liefmann nun vollends gerade auf den entgegengesetzten Standpunkt wie Ballod, dessen Ausführungen er übrigens bei Abfassung seiner Schrift offenbar noch nicht gekannt hat. Gerade weil die wirtschaftlichen Lasten des Krieges so enorm sind, werde Deutschland der individuellen Energie im Wirtschaftsleben mehr als je bedürfen. Wenn auch durch Reichsmonopole auf Tabak, Branntwein, Petroleum usw. neue Einnahmequellen

[14] Vergl. insbesondere Atlanticus, Produktion und Konsum im Sozialstaat, Stuttgart 1898; Kautsky, Am Tage nach der sozialen Revolution, Berlin 1907 und Popper-Lynkens, Die allgemeine Nährpflicht als Lösung der sozialen Frage, Dresden 1912.

[15] A. a. O., S. 14 ff.

für den Fiskus geschaffen werden, so flössen diese doch nur, wenn das Volk in der Lage ist, die Monopolprodukte zu kaufen. Die Ergiebigkeit der Monopole beruhe also auf dem Ertrag der privaten Erwerbsbestrebungen, und sie selbst müßten, wenn sie einen Zweck haben sollen, ganz privatwirtschaftlich betrieben werden.[16]

Nun ist klar, daß Liefmann bei seiner Argumentation von der primitivsten liberalen Ideologie ausgeht. Auf die ökonomische Frage der Vergeudung von Produkten und insbesondere Kräften im System der freien Konkurrenz geht er überhaupt nicht ein, sondern erledigt alles mit der alten Phrase von der großartigen und unentbehrlichen Wirkung der freien Initiative, der »individuellen Energie«.

Sachlicher sind seine Ausführungen gegen Jaffé. Aber sie beruhen auf einer Reihe von Verwechslungen, indem beide Autoren verschiedene Begriffe und Standpunkte durcheinanderwerfen.

Jaffé selbst spricht von Gemeinwirtschaft und verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß diese mit Sozialismus gleichbedeutend sei. Das hindert Liefmann nicht, ihm fortgesetzt Propaganda für den Sozialismus vorzuwerfen. Jaffé selbst aber hält seinen Begriff der Gemeinwirtschaft ebenfalls nicht frei von Unklarheiten, vor allem deshalb, weil er von jeder staatlichen Regulierung der Wirtschaft von vornherein annimmt, daß sie im Allgemeininteresse erfolge. In seiner »Gemeinwirtschaft« verschwimmen die Begriffe der Bedarfsdeckungswirtschaft und des Gemeinnutzens mit dem der staatlichen Regulierung des Wirtschaftslebens.

Die Frage, wie weit die Tendenzen zur Errichtung einer Bedarfsdeckungswirtschaft auch nach dem Kriege voraussichtlich vorhanden sein werden, scheint mir allerdings von Jaffé nicht gelöst. Was zunächst die Frage der Monopole zu Finanzzwecken betrifft, von denen auch Ballod als von Ansätzen zu einer künftigen Gemeinwirtschaft spricht, so ist der Einwand Liefmanns nicht von der Hand zu weisen, daß solche Monopole ihren Zweck nur erreichen, wenn sie nach den Grundsätzen privater Erwerbsunternehmungen betrieben werden. Sie sind dann von privaten Monopolen nur in ihrer politischen Bedeutung, von Konsum- oder Erwerbssteuern nur technisch verschieden. Ob zum Beispiel die Zigarettenindustrie durch den Staat monopolisiert wird oder durch einen Trust, macht wenig Unterschied für die beteiligten Arbeiter und für die Konsumenten, und wahrscheinlich wird auch betriebstechnisch keine wesentliche Differenz bestehen. Auch der Staat wird die Verkaufspreise und die Herstellungsmethoden sowie die Einkäufe nach den Prinzipien der höchsten Ertragsfähigkeit seiner Anlagen bemessen, ebenso wie ein Trust. Von dem Gewinn, den der Staat macht, wird der größte Teil den ehemaligen Zigarettenindustriellen als Abfindungen abzuzahlen sein; wenn darüber hinaus ein Rest bleibt, so wird die Wirkung dieser Monopolpolitik auf die Konsumenten dieselbe sein wie die einer Konsumsteuer auf Zigaretten, wie wir sie jetzt auch schon haben. Die Herstellung eines Zigarettenmonopols wäre also in keiner Weise eine Annäherung an das System der Bedarfsdeckungswirtschaft, und sie würde auch für die Zentralisierungsfähigkeit dieser Industrie nicht mehr beweisen oder bedeuten als ein privates Monopol. Das von Liefmann herangezogene Beispiel der Staatseisenbahnen ist allerdings recht schlecht gewählt; denn gerade die staatliche Ver-

[16] A. a. O., S. 33, 34.

waltung der Eisenbahnen hat, wie sich besonders jetzt gezeigt hat, für den Bedarf des Staates, für Truppenbewegungen usw. die höchste unmittelbare Bedeutung; doch auch sonst werden die Staatseisenbahnen ähnlich wie die Post nicht durchweg nach privatkapitalistischen, das heißt also hier fiskalischen Maximen verwaltet, sondern mit starker Rücksicht auf die Interessen der herrschenden Klassen überhaupt, respektive des Staates. Gewiß könnten auch Petroleum- oder Elektrizitätsmonopole in derselben Weise der Bedarfsdeckung der Gesellschaft in höherem Grade dienstbar gemacht werden als dem Gewinnstreben des Staates. Wenn sie aber in einer Situation errichtet werden, wie wir sie nach Beendigung dieses Krieges erwarten müssen, dann ist wohl wenig Aussicht vorhanden, daß andere Rücksichten als rein fiskalische für ihre Organisierung maßgebend sein werden.

Jene Vorratsbildungen wichtiger Roh- und Hilfsstoffe, die Jaffé als Folge des Krieges erwartet, liegen nun allerdings in der Richtung der Bedarfsdeckungswirtschaft. Aber abgesehen davon, daß es recht fraglich erscheint, ob einer der jetzt kriegführenden Staaten in absehbarer Zeit imstande sein wird, die Mittel zu solcher Vorratsbildung aufzubringen, wird auch viel von den Formen abhängen, in denen An- und Verkauf dieser Stoffe organisiert werden. Auch hier dürfen wir also keine wesentliche Annäherung an das System der Bedarfsdeckungswirtschaft voraussehen, besonders da hier bloß der Handel, nicht aber auch die Produktion dieser Stoffe in Frage kommt.

4. Das Projekt Ballods.

Ein ernstes Problem wird durch die Gedankengänge Ballods aufgerollt. Gewiß ist kaum abzusehen, wie die furchtbaren Schädigungen der Volkswirtschaft durch diesen Krieg in absehbarer Zeit mit Hilfe der bisherigen Wirtschaftsmethoden ausgeglichen werden sollen,[17] besonders wenn das Wettrüsten nach dem Friedensschluß weitergeführt werden sollte. Sicherlich wäre eine rationell eingerichtete und geleitete Bedarfsdeckungswirtschaft ungleich besser imstande, Abhilfe zu schaffen, als das System der kapitalistischen Konkurrenz mit seiner enormen Vergeudung an Gütern und Kräften. Die entscheidende Frage ist aber, wer diese Neuorganisation der Wirtschaft vorzunehmen den Willen und die Macht besitzt.

Ballod betrachtet als das Subjekt dieses Willens und dieser Macht die Staatsgewalt, die auch ihm als etwas über den Klassen, über der Gesellschaft Stehendes erscheint. Gerade die jetzige Kriegszeit ist ja sehr dazu angetan, diesen Glauben an die Selbständigkeit der Staatsgewalt zu bekräftigen. Dieser Krieg, der in seinen Folgen auch die Interessen der herrschenden Klassen aller beteiligten Staaten in weitem Umfang unmittelbar schädigen wird, der höchstens von einer dünnen Schichte von Rüstungsinteressenten, Militärs und Intellektuellen direkt gewollt war, und in dem sich die Staatsgewalt als die absolutistischeste und überragendste Macht gezeigt hat, die je

[17] In recht naiver Weise bemerkt Jaffé, daß »wir doch von diesem Kriege ... eine Stärkung unserer wirtschaftlichen und völkischen Kraft, weit über die Grenzen des bisher Geleisteten hinaus, erhoffen dürfen und müssen«. (A. a. O., S. 533.) Leider verrät er nicht, wie er sich diese Stärkung als Folge eines Weltkriegs vorstellt, der notwendigerweise alle an ihm beteiligten Länder verarmt, und der, wie es scheint, erst mit dem völligen, nicht bloß finanziellen, sondern ökonomischen Zusammenbruch mindestens einer der beiden Mächtegruppen enden wird.

noch über Menschen herrschte, dieser Krieg scheint doch den klaren Nachweis erbracht zu haben, daß die Staatsgewalt nicht die ausführende Dienerin der herrschenden Klassen ist, sondern eine selbständige und unabhängige Kraft, die nur ihren eigenen Gesetzen folgt.[18] Und doch ist dies nur ein Schein. Freilich ist das Volksheer der allgemeinen Wehrpflicht nicht ein Werkzeug, das den herrschenden Klassen ebenso zur Verfügung steht wie etwa die Söldnerheere des siebzehnten Jahrhunderts. Die Mittel haben stets die Tendenz, Selbstzweck zu werden, was sich zum Beispiel besonders deutlich an den modernen Organisationen, nicht bloß der Arbeiter, zeigt. Insbesondere aber läßt sich eine so machtvolle Organisation wie das moderne Heer während seiner Aktion nicht mehr von außenstehenden Mächten meistern, es entwickelt eine Eigengesetzlichkeit, die es in bestimmten Bahnen vorwärtstreibt. Trotzdem verliert es aber doch nicht seinen Charakter als Machtmittel zur Durchsetzung bestimmter Interessen. Die in allen kriegführenden Staaten mit Ausnahme Österreichs von Zeit zu Zeit angesuchten Militärkredite und die Abstimmungen der Parlamente über sie sind nicht bloß dekorativ, wie Lederer meint;[19] sie haben die sehr reale Bedeutung, immer aufs neue die Zustimmung der Volksvertreter zur weiteren Verwendung der Kriegsmaschine einzuholen. Sicherlich würde eine Verweigerung der Kredite diese Maschine nicht sofort zum Stillstand bringen. Das Beispiel Österreichs zeigt, daß es ohne diese Bewilligungen auch geht; aber doch nur, weil die Bevölkerung Österreichs mindestens zum großen Teil doch mit der Fortführung des Krieges einverstanden ist. Es kommt dabei nicht auf die Frage an, ob die Fortführung des Krieges den *Interessen* der verschiedenen Bevölkerungsklassen, sondern ob sie ihrem *Willen* entspricht, was ja durchaus nicht immer zusammenfällt. Im Widerspruch mit dem entschiedenen Willen der Berliner Großbanken und der rheinisch-westfälischen Großindustriellen wäre ein Krieg auch von der stärksten deutschen Militärgewalt nicht fortzuführen. Allerdings wird dadurch die Armee noch lange nicht zum einfachen Willensvollstrecker dieser finanzkapitalistischen Mächte; denn die Erhaltung dieses Machtmittels nach außen und innen ist für diese Kreise von solcher Wichtigkeit, daß sie lieber auf die Durchführung vieler Wünsche verzichten und selbst viele Opfer auf sich nehmen werden, ehe sie Gefahr laufen, es zerbrochen zu sehen. Das Bewußtsein dieser Unentbehrlichkeit verleiht den Vertretern der Militärgewalt erhöhte Autorität und verstärkt ihrerseits wieder den Schein, als ob die Staatsmacht unabhängig wäre von der Macht der herrschenden Klassen. Tatsächlich kann dieser Schein aber nur so lange bestehen, als sich die Staatsmacht nicht in direkten Gegensatz begibt zu den Interessen und dem Willen dieser Klassen. Versucht sie es, dann findet ihre Macht bald ihre Schranken, auch in einem Militärstaat wie Preußen. Man erinnere sich an die Fronde der »Kanalrebellen«.

Nun ist die Frage, ob der Vorschlag Ballods, das Heer nach dem Friedensschluß zu produktiver Arbeit, zur Wiederherstellung der geschädigten Volkswirtschaft zu verwenden, den Interessen der herrschenden Klassen ent-

[18] In einer Abhandlung »Zur Soziologie des Weltkrieges« hat Emil Lederer diese Auffassung verfochten. (Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 39. Band, S. 347 ff.) Leider gestatten es die Raumverhältnisse der Neuen Zeit jetzt nicht, auf diese interessanten Ausführungen im einzelnen kritisch einzugehen.

[19] Zur Soziologie des Weltkriegs, S. 380.

spricht, und ob diese voraussichtlich auch den Willen haben werden, sich der Durchführung dieses Planes zu fügen.

Um sich darüber zu orientieren, muß man vor allem versuchen, sich eine etwas klarere Vorstellung von dieser »Militarisierung« der Wirtschaft zu bilden. Es bieten sich ja auf diesem Gebiet ziemlich weite Möglichkeiten. Gewisse Anhaltspunkte sind vielleicht in den jetzigen Zuständen gegeben, wie sie in den Munitionsfabriken herrschen. Die Arbeits- und Lohnverhältnisse der Arbeiter unterstehen einer obrigkeitlichen Aufsicht. Den Arbeitern ist das Koalitionsrecht genommen, dafür wird ihnen vom Staat ein gewisser Schutz gewährt. Man kann sich wohl vorstellen, daß in solchen militarisierten Betrieben wissenschaftlich festgestellt werden wird, welche Nahrung, Kleidung, Behausung usw., sowie welche Arbeitszeit und welches Arbeitstempo die beste, zweckmäßigste Ausnützung der maschinellen Anlagen und der Arbeitskräfte gewährleisten, und daß dann der Staat diese Arbeitsbedingungen sowohl den Unternehmern wie den Arbeitern vorschreibt. Bedeutsame Ansätze zu solcher Rationalisierung des Arbeitsprozesses liegen ja im Taylorsystem bereits vor.

Dazu käme wahrscheinlich, ebenfalls als Fortbildung vorhandener Tendenzen, eine staatliche Beeinflussung der Unternehmungen in der Versorgung mit Roh- und Hilfsstoffen, ein Kontrollrecht über Ein- und Ausfuhr, eventuell Monopolisierung des Handels wichtiger Materialien sowie etwa der elektrischen Krafterzeugung und -leitung.

Natürlich kann man sich die verschiedensten Abstufungen dieses Systems verwirklicht denken. Man kann zum Beispiel annehmen, daß nur gewisse Kategorien von Unternehmungen, etwa die der Schwerindustrie und der landwirtschaftlichen Großbetriebe, dieser »Militarisierung« unterworfen werden, wogegen zum Beispiel die Kleinbetriebe ganz von ihr ausgenommen sein und in den größeren Unternehmungen der Fertigindustrie usw. ein abgeschwächtes System eingeführt werden könnte. Ebenso kann man der Militarisierung alle Arbeitskräfte unterworfen denken oder auch nur die männlichen in gewissen Altersschichten. Doch wie immer man sich die Verhältnisse im einzelnen vorstellen mag, die Grundzüge dürften im wesentlichen dem oben skizzierten Bild entsprechen.

Daß Bureaukratie und Offizierskorps mit solchen Maßregeln einverstanden wären, die ihr Verwendungsgebiet erweitern und damit ihre Macht und ihr Ansehen wesentlich erhöhen würden, ist wohl anzunehmen, und damit wäre auch ein wesentlicher Teil der auf die »öffentliche Meinung« so einflußreichen Schichte der Intellektuellen gewonnen. Auch die Großgrundbesitzer wären wahrscheinlich nicht schwer für solche Maßregeln zu gewinnen, wenn ihnen ihre durch den Krieg stark angeschwellte Grundrente dadurch nicht gefährdet wird, das heißt also, wenn etwa wie jetzt bei der Festsetzung der Höchstpreise für landwirtschaftliche Produkte die Preise des freien, aber durch hohe Zölle geschützten Marktes dem Verkehr in der neuen militarisierten Wirtschaft zugrunde gelegt werden. Sie werden um so eher dazu geneigt sein, als mindestens zeitweilig Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitskräften, vor allem aber an Arbeitsvieh und Maschinen herrschen und Kredit schwer zu haben sein wird.

Etwas anders steht die Sache allerdings bei der Industrie. Die Chefs der Riesenbetriebe, die Gewaltigen der Schwerindustrie, der Schiffahrtsunter-

nehmungen usw. werden vielleicht gegen die Militarisierung ihrer Betriebe nicht viel einzuwenden haben. Die Erfahrungen der Kriegszeit werden da wahrscheinlich noch manche im Wege stehende Vorurteile beseitigen oder schon beseitigt haben. Natürlich müßten auch hier die Riesengewinne dieser Unternehmungen gewahrt bleiben, wenn deren Besitzer mit der neuen Ordnung einverstanden sein sollen. Gerade diese Kreise waren ja auch bisher schon die stärkste Stütze des Militarismus und Imperialismus. Sie verlangten stets, daß die militärischen Machtmittel des Staates ihrem Ausdehnungsbedürfnis dienstbar gemacht werden. Ihnen wäre darum nicht nur jede Stärkung dieser Staatsgewalt willkommen, sie würden es freudig begrüßen, wenn mit der Militarisierung des Wirtschaftslebens eine Durchdringung des Militarismus mit Wirtschaftsgeist verbunden wäre, das heißt wenn dieser so gestärkte Militarismus restlos in der Besorgung ihrer Machtbestrebungen nach außen und innen aufginge. Schon jetzt erheben sich ja Stimmen in der Tagespresse, die erkennen lassen, man erwarte es in diesen Kreisen als eine Folge des Krieges, daß, um es bildlich auszudrücken, jeder deutsche Handlungsreisende im Ausland gleich ein Maschinengewehr im Musterkoffer bei sich führen werde, daß die militärische Gewalt fortan nicht nur die Einbringlichkeit der ausländischen Forderungen verbürge, sondern geradezu die Öffnung der fremden Märkte, ja selbst den Absatz der heimischen Waren erzwinge.

Doch neben den Gewaltigen der Großindustrie und der Finanz wimmelt noch ein riesiges Heer von mittleren Existenzen, von Kapitalisten, die glauben und hoffen, gerade im Konkurrenzkampf gegen ihresgleichen vorwärts zu kommen, die Vertreter jener »individuellen Energie«, von der Liefmann mit solcher Begeisterung spricht. Diese Schichte, die unter ihren Mitgliedern noch immer Männer mit sechsstelligen Zahlen aufweist, und die heute ihre Interessenvertretung etwa im Zentralverband deutscher Industrieller sieht, würde einer Militarisierung und Bureaukratisierung des Wirtschaftslebens wahrscheinlich starken Widerstand entgegensetzen wollen. Aber die Macht dieser Schicht ist nicht mehr so groß, und der Krieg wird ihre Position noch stark erschüttert haben. In dieser Schichte finden sich vor allem die Fabrikanten und Händler von Luxuswaren (Luxus in weitem Sinne genommen), die durch den Krieg am schwersten leiden.

In einem seither oft zitierten Schreiben an die Wiener »Neue Freie Presse« hat Walter Rathenau schon im Jahre 1909 erklärt:

> Auf dem unpersönlichsten, demokratischsten Arbeitsfeld, wo das souveräne Publikum einer Aktionärversammlung satzungsgemäß über Ernennung und Absetzung entscheidet, hat im Laufe eines Menschenalters sich eine Oligarchie gebildet, so geschlossen, wie die des alten Venedig. Dreihundert Männer, von denen jeder jeden kennt, leiten die wirtschaftlichen Geschicke des Kontinents und suchen sich Nachfolger aus ihrer Umgebung.

Man mag glauben, daß Herr Rathenau hier etwas übertrieben hat, um eine tatsächlich vorhandene Tendenz besonders anschaulich zu machen. Man braucht aber nur die kleine Zusammenstellung anzusehen, die Philippowich in dem schon erwähnten Heft des Grünbergschen »Archiv für die Geschichte des Sozialismus« nach der neuesten Literatur über die tatsächlich bestehenden Monopole gemacht hat, um zu sehen, wie weit diese Entwicklung bereits vorgeschritten ist, wie gering die Macht der nicht kartellierten, syndi-

zierten oder vertrusteten und nicht von den Banken abhängigen Kapitalisten noch sein kann.

Von diesen Schichten ist daher kaum mehr tatkräftiger Widerstand zu erwarten als von den noch immer ja ziemlich breiten Schichten des sogenannten »kleinen Mittelstandes«, zum Teil parasitären, fast durchweg aber vollständig abhängigen Existenzen, die durch die Folgen des Krieges noch wesentlich reduziert und hauptsächlich um jede letzte Sicherheit ihres Erwerbs gebracht sein werden. Für viele von diesen wird die Aussicht, im großen Arbeitsheer die Rolle und Funktion eines Unteroffiziers übernehmen zu dürfen, wahrscheinlich nicht wenig verlockend sein.

Trotz alledem ist es fraglich, ob die gewaltigen Reibungen, die eine so grundstürzende Umformung unserer Wirtschaft mit sich bringen müßte, und die zahlreichen Schwierigkeiten und Widersprüche, die die Überführung eines solchen Planes in die Wirklichkeit hervorrufen würde, nicht doch seine Durchführung verhindern oder mindestens verzögern würde. Doch hier tritt ein Moment hinzu, das meines Wissens bisher noch nicht genügend gewürdigt wurde, das aber leicht entscheidende Bedeutung erlangen kann. (Fortsetzung folgt.)

Reformistischer Neusozialismus.

Von H. Beyschwang, Handelshilfsarbeiter.

In Nr. 7 der Neuen Zeit versucht Genosse Edmund Fischer in einem Artikel: »Der Reformismus und die Krise in der Sozialdemokratie« den Nachweis zu erbringen, daß nicht im Revisionismus oder Reformismus die Ursache zu dem gegenwärtigen Konflikt in der Partei zu suchen sei, sondern in der Kriegspsychose, die sich in der Sozialdemokratie erkennbar gemacht hat. Um diese seine Ansicht zu erhärten, schreibt Genosse Fischer:

> Die Bewilligung der Kriegskredite durch die Reichstagsfraktion, die »Politik des 4. August« war kein Ausfluß reformistischer Denkweise, was schon daraus hervorgeht, daß Gegner der reformistischen Richtung am Zustandekommen des Beschlusses einen ebenso regen Anteil hatten wie die Reformisten. Vom revisionistischen Standpunkt aus konnte die Fraktion auch zu einer Ablehnung der Kredite kommen.

Zur Kennzeichnung einer offenen und ehrlichen Arbeiterpolitik ist aber nicht ausschlaggebend, was sein konnte, sondern was ist. Deshalb war es auch überflüssig, daß Genosse Fischer die Rede des Genossen David in der Reichstagssitzung vom 4. März 1907 als Beweis dafür wiedergab, daß die reformistische Denkweise unter Umständen — die bei den Reformisten nie eintreten werden — auch zur Verweigerung der Kriegskredite kommen kann. Die Anlehnung dieser Parteirichtung an die jeweils gegebene Situation im Staate ist in der Arbeiterschaft viel zu bekannt, als daß die Beschwichtigungsversuche des Genossen Fischer irgendwelchen Einfluß zugunsten des Reformismus auf die proletarische Denkweise ausüben könnten. Die Tatsache, daß sich nach Ausbruch des Krieges selbst radikale Parteigenossen und gute Marxisten zu der reformistischen Denkweise bekehrt haben, beweist, daß ihr früherer Radikalismus nur ein Scheindasein führte. Nichts wäre verkehrter, als daraus zu folgern, daß die Sozialdemokratie schlechtweg der Kriegspsychose verfallen sei. Nicht die Reformisten und ihre Bekehrten allein ver-

körpern die Sozialdemokratie, sondern die Massen mit proletarischem Empfinden in der Werkstatt und im Schacht geben den weit größeren Ausschlag. Der größte Teil der klassenbewußten Arbeiter steht aber zurzeit im Felde und ist damit vom politischen Leben ausgeschlossen, und den Daheimgebliebenen verbietet der Burgfrieden, ihre Denkweise öffentlich zum Ausdruck zu bringen.

Dagegen bietet der Burgfrieden gerade den Verfechtern des reformistischen Flügels in der Sozialdemokratie ein willkommenes Feld der Betätigung. Das Sprachrohr dieser Parteirichtung, die »Sozialistischen Monatshefte« bringen seit Ausbruch des Krieges Beiträge aus deren Federn, die mit den Anschauungen der großen Masse der Parteigenossen über das Verhältnis der inneren und äußeren Politik in Deutschland zur modernen Arbeiterbewegung in striktem Gegensatz stehen. Das Propagieren der rein persönlichen Anschauungen dieser Parteigenossen könnte zu der Annahme verführen, daß sie ein für sich eigens abgefaßtes Programm als Geheimdokument besitzen, zu dessen Durchführung ihnen die Kriegszeit doppelt geeignet erscheint. Durch einige Beispiele aus dem Jahrgang 1915 der »Sozialistischen Monatshefte« sei das Wirken dieser Genossen illustriert und gezeigt, wo hauptsächlich die Ursachen zu finden sind, die zu Konflikten innerhalb der Partei führen, und die geeignet sind, sich zu einer förmlichen Krise auszuwachsen.

Im fünften Heft entwickelt der zweite Vorsitzende des Deutschen Bauarbeiterverbandes, Genosse August Winnig, in einem Aufsatz: »Die Kolonien und die Arbeiter« das koloniale Kriegsprogramm des Neusozialismus innerhalb der Partei. Was in diesem Aufsatz von einem »Arbeiterführer« an imperialistischer Großmachtspolitik verzapft wird, kann es mit jedem Imperialismusverehrer und Kolonialmenschen aus konservativen Kreisen aufnehmen. Kommt doch Winnig bei der Entwicklung dieses Programms zu dem Schluß:

> Die Formel von der Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, ist sicher edel und hochherzig, aber die notwendige wirtschaftliche Erschließung primitiver Länder ist ohne Eingriffe in die »Rechte« und »Freiheiten« ihrer Bevölkerung ebensowenig möglich, wie die Erziehung des Kindes ohne Schulzwang und ohne Zucht.

Genosse Winnig hält es also für selbstverständlich und nicht verwerflich, wenn durch Zwangsmaßnahmen und gewaltsame Eingriffe wirtschaftlich zurückgebliebene Länder annektiert werden. Für einen solchen Arbeiterimperialisten mögen unsere Gegner alle Achtung haben, die große Masse der klassenbewußten modernen Arbeiter weist derartige Entgleisungen ihrer Führer mit aller Entschiedenheit zurück. Sie bekämpft nach wie vor dem Kriege jede Kolonialpolitik, die auf Unterdrückung fremder Völker hinausläuft. Durch eine friedliche Handelsvertragspolitik, die sich das Ziel setzt, die wechselseitigen Handelsbeschränkungen fortschreitend aufzuheben und den freien Weltverkehr zwischen den Völkern zu fördern, kann dem unvermeidlichen Ausdehnungsdrang des Kapitals industriell hochentwickelter Länder zu völkermordenden Katastrophen, wie sie dieser Weltkrieg darstellt, der Anlaß genommen werden. Auf diesem friedlichen Wege können wir dann auch Nährfrüchte und Rohstoffe gegen Fertigfabrikate mit überseeischen Ländern austauschen, ohne von dem Lande selbst Besitz ergreifen zu müssen.

Solange die kapitalistische Produktions- und Wirtschaftsweise nicht vom Sozialismus abgelöst ist, bleibt aber auch die vom Genossen Heine im

dritten Heft festgestellte »Einheit der Nation« durch den Krieg in Wirklichkeit nur eine Utopie. Die Einheit zwischen den Klassen kann nur der Sozialismus durch Aufhebung der bestehenden Klassengegensätze bewirken. Alle Voraussagungen in dem Artikel, bezüglich einer guten Existenz der Arbeiter nach dem Kriege, sind nichts weiter, als fromme persönliche Wünsche Heines, die auf eine Verschleierung der Klassengegensätze während der Kriegszeit hinauslaufen. Hieran vermag auch die Bewilligung der Kriegskredite durch die Mehrheit der Reichstagsfraktion nichts zu ändern.

Das siebente Heft enthält einen Artikel des Genossen Rechtsanwalt Dr. Hugo Heinemann mit der Überschrift: »Phrasen«. In diesem Artikel werden Forderungen der politischen und wirtschaftlichen Organisationen der Arbeiterklasse an die Regierung, die diesen vor Ausbruch des Krieges hoch und heilig waren, für die Kriegszeit als »Phrasen, die nur agitatorischen Zwecken dienen«, abgetan. So die Forderung der Einstellung des Polizeikampfes gegen die Gewerkschaften, die der Gleichberechtigung der Arbeiterklasse und die der Sicherstellung der Koalitionsfreiheit. Zu der Erfüllung dieser Forderungen schon während des Krieges konnte sich — nach Ansicht Heinemanns — »nur eine Regierung bereit finden, die gewissenlos genug wäre, ihrerseits den Burgfrieden durch Aufrollung von Fragen zu stören, die sofort unter den Parteien die schwersten Gegensätze und Interessenkollisionen hervorrufen würden«. — Mit einer Verbeugung vor der Regierung vertraut Genosse Heinemann dieser die Erfüllung der Forderungen nach Beendigung des Krieges an.

Im Doppelheft Nr. 19/20 behauptet der Vorsitzende des Deutschen Buchbinderverbandes, Genosse Emil Kloth, in einem Artikel: »Die Gewerkschaften als Vertreter der Arbeiterklasse im heutigen Staat«, gerade der Krieg habe dargetan, daß die Garantien des Sieges namentlich in dem Bewußtsein der kämpfenden Massen zu suchen sind, daß diese Kämpfe auch ihre Kämpfe sind. Dies Bewußtsein schon lange vor dem Kriege geweckt zu haben, wäre zweifellos ein Verdienst der Gewerkschaften. Deshalb dürfe auch das Zusammenwirken staatlicher und gewerkschaftlicher Organe mit dem Ende des Krieges nicht seinen Abschluß finden. So wäre bei der Vorbereitung neuer Handelsverträge die Mitwirkung von Arbeiterdelegierten äußerst zweckmäßig. Damit aber den Arbeitervertretern die Qualifikation hierzu nicht abgesprochen werden kann, müßten diese — nach Kloth — die traditionelle Intransigenz abstreifen, die die Sozialdemokratie bis jetzt bei ihrer Stellung zur Handelspolitik in Fragen des Produzentenschutzes zumeist bewiesen hat. Nachdem nun Kloth die vielen unbestreitbaren Leistungen der Gewerkschaften auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet für die Arbeiterklasse aufgezählt, spricht er die Erwartung aus, daß »im heutigen Staat« nicht noch einmal der Versuch gemacht werden wird, die Gewerkschaften in ihrem gemeinnützigen Wirken dadurch zu behindern, daß man sie für politische Vereine erklärt. Die Erfahrungen der Kriegszeit hätten die Erkenntnis der Notwendigkeit und der Allgemeinbedeutung der gewerkschaftlichen Organisationen auch in jenen Kreisen gefördert, die ihnen bisher ablehnend oder gar feindselig gegenüberstanden.

Aus den Ausführungen des Genossen Kloth spricht viel Phantasie; noch mehr klingt aber aus ihnen Zukunftsmusik mit heißeren Tönen. Wo hat sich ein solches Bewußtsein bei den Massen schon vor dem Kriege bemerkbar ge-

macht, und wann, wo und wie haben die Gewerkschaften vor dem Kriege dieses Bewußtsein in der modernen Arbeiterbewegung geweckt? — Der kapitalistische Staat stand und steht zur modernen Arbeiterbewegung wie das Wasser zum Feuer; die organisierte Arbeiterschaft hat aber bisher das in ihr lohende Feuer des »Klassenbewußtseins« nicht zum Erlöschen bringen lassen; sie träumt auch heute nicht von einem kapitalistischen Staat Schlaraffia mit ausgleichenden Interessen zwischen Kapital und Arbeit. Deshalb wird die Masse der vom Sozialismus erfüllten Gewerkschaftsmitglieder — trotz einiger Harmonieapostel unter ihren Führern — das kapitalistische Schutzzollsystem mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln weiter bekämpfen; sie wird sich hüten, den Hochschutzzöllnern freiwillig die Scheuern zu füllen. Dagegen wird die Arbeiterschaft auch im »heutigen Staat« ihren Führern im Kampfe um Besserung ihrer wirtschaftlichen und sozialen Lage tatkräftig zur Seite stehen. Ausbau der Sozialgesetzgebung: mehr Arbeiterschutz, staatliche und gemeindliche Arbeitslosenfürsorge, Reichskrüppelfürsorge, Arbeiterwohnungsreform und ähnliche Aufgaben, das ist es, was not tut. Die Erkenntnis der Notwendigkeit der gewerkschaftlichen Organisationen in den Kreisen einiger mehr oder weniger wohlwollender Professoren aus bürgerlichem Lager ist von ganz untergeordneter Bedeutung. Die Grundlage des heutigen Staates sind noch immer das Großkapital und das Agrariertum. Gerade die wenigen professoralen Kathedersozialisten wurden in der Friedenszeit von der Gruppe, die sich um die »Deutsche Arbeitgeberzeitung« schart, mit Schimpf und Schande bedacht, wenn sie auf Grund wissenschaftlicher Studien nachzuweisen suchten, daß der Fortführung der Sozialpolitik kein Halt, sondern ein schnelleres Tempo zu wünschen ist. Die Arbeiterklasse hat keinerlei Veranlassung, dem »heutigen Staat« Konzessionen zu machen; sie muß nach wie vor bestrebt sein, ihre eigene Kampforganisation weiter und fester auszubauen.

Aber nicht nur die »Sozialistischen Monatshefte«, das Organ der Ideologen und Imperialismusverehrer in der Sozialdemokratie, auch die bürgerliche Presse muß dazu herhalten, die reformistischen Parteiprinzipien dieser Richtung innerhalb der modernen Arbeiterbewegung in die breiteste Öffentlichkeit zu tragen. Die Einigkeit und Geschlossenheit der Partei, die ihnen angeblich so sehr am Herzen liegt, verstehen sie vorzüglich in Beiträgen für bürgerliche Zeitschriften und Tageszeitungen speziell deren Reklamebedürfnis anzupassen.

In einem vom »Schutzverband der deutschen Schriftsteller« herausgegebenen deutschen Soldatenbuch macht Genosse Heine Ausführungen, die zu der irrigen Auffassung verleiten können, daß die politischen und vor allem die wirtschaftlichen Organisationen der Arbeiterklasse als Vorschule ihrer Mitglieder zu diesem Völkerringen zu betrachten sind. Die wichtigste sittliche Forderung der sozialistischen Weltanschauung, »die Solidarität«, hat nach Heine — jetzt, da das Vaterland in Gefahr, erst die Feuerprobe zu bestehen. Dieses Soldatenbuch, das als vorjährige Weihnachtsgabe für unsere kämpfenden Brüder im Felde bestimmt war, wird unter den sozialistisch geschulten Arbeitern im Schützengraben nur Mißstimmung hervorrufen. Weitere ähnliche Entdeckungen und Prophezeiungen der Genossen Heine, Winnig und anderer zur Neuorientierung in der inneren und äußeren Politik finden sich in vielen anderen bürgerlichen Zeitschriften, so im

»März«, »Neuen Merkur«, den »Süddeutschen Monatsheften« und anderen mehr.

Der modernen Arbeiterbewegung wird durch diese Gefühlspolitiker kein guter Dienst erwiesen; sie werden zur gegebenen Zeit ihr blaues Wunder erleben, wenn ihre so eifrig betriebene rein persönliche Augenblickspolitik an dem gesunden Sinn der Arbeiter in Bluse und Kittel scheitert und in Schall und Rauch aufgeht.

Hemmungen und Hoffnungen.

Von H. Schneider (Hannover).

Vor einiger Zeit habe ich an dieser Stelle (Neue Zeit, Nr. 26, S. 831 ff.) versucht, die Auffassung zu begründen, daß die Widerstände, die der gewerkschaftlichen Entwicklung und Tätigkeit von den Unternehmern und der Regierung seither bereitet wurden, durch den Krieg voraussichtlich nicht beseitigt noch auch nur wesentlich vermindert werden. Dabei betonte ich, daß die Auffassung, die bisherigen Widerstände bestünden fort oder würden gar noch vermehrt oder erhöht, durchaus nicht zum gewerkschaftlichen Fatalismus führen muß, sondern sehr wohl zu einer stärkeren Anspannung aller »eigenen Kräfte« (um einen Fachausdruck der österreichischen Heeresleitung zu gebrauchen) führen kann. Damit wollte ich darauf verweisen, daß der Erfolg der gewerkschaftlichen Tätigkeit nicht allein abhängt von der Zahl und der Höhe der Widerstände, die ihr bewußt von ihren Gegnern bereitet werden, sondern vor allem auch von der Summe und der Qualität der Kräfte, die in der Bewegung gesammelt werden und tätig sind. Es bleibt demnach zu untersuchen, ob und wie der Krieg mit seinen Neben- und Folgeerscheinungen die Anspannung aller in den und für die Gewerkschaften tätigen Kräfte fördert oder hemmt. Selbstverständlich kann es sich dabei hier nur um das Herausheben einiger besonders wichtiger Gesichtspunkte handeln.

Von entscheidender Bedeutung für die Zukunft der Gewerkschaften ist es zunächst, ob es gelingt, die Lücken, die der Krieg direkt und indirekt in ihre Reihen gerissen hat, wieder auszufüllen und darüber hinaus die Mitgliederzahl dauernd und erheblich zu steigern. Daß diese Lücken schon sehr groß sind und immer noch größer werden, ist bekannt. Nach einer Erhebung der Generalkommission waren am 31. Juli dieses Jahres 1 061 404 Mitglieder der freien Gewerkschaften zum Kriegsdienst eingezogen. Wieviel davon schon gefallen sind und noch fallen werden, wieviel verstümmelt oder siech zurückkehren und damit für die gewerkschaftliche Organisation ausscheiden, wieviel endlich infolge irgendwelcher anderer Umstände den Weg in ihre Organisation nicht gleich wiederfinden — kurz, wie groß die Lücken sein werden, die der Krieg direkt reißt, läßt sich noch nicht feststellen oder auch nur abschätzen. Die angezogene Erhebung ergibt jedoch auch, daß der Mitgliederrückgang der Gewerkschaften die Zahl der zum Kriegsdienst eingezogenen um 268 642 übersteigt. Es sind also einige hunderttausend Mitglieder als Verlust schon jetzt zu buchen. Das ist durchaus kein erschreckendes Ergebnis. Im Gegenteil, die Tatsache, daß die Gewerkschaften nach einem Jahre Weltkrieg nur etwa 10 Prozent ihrer Mitglieder verloren haben, ist ein Beweis für die außerordentlich sichere Fundierung der Ge-

werkschaften. Aber nach dem Kriege müssen nicht nur die Verluste, die der Krieg den Gewerkschaften direkt zugefügt hat, wieder ausgeglichen, sondern auch diese Hunderttausende wieder gesammelt und eingegliedert werden, ehe die Werbearbeit einen Machtzuwachs bringen kann.

Die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte haben gelehrt, daß der Mitgliederzuwachs der Gewerkschaften in erster Linie abhängig ist von der Lage des Arbeitsmarktes. Zeiten der Hochkonjunktur brachten Zuwachs, Zeiten der Krise Stillstand oder Rückschritt. Das wird nach diesem Kriege kaum anders sein. Also kann der Krieg die Erfolge der gewerkschaftlichen Werbearbeit vorübergehend steigern, wenn er zu einer günstigen Wirtschaftskonjunktur führt. Darüber, ob und wann eine solche kommt, kann man jedoch heute nur unsichere Vermutungen hegen. Gewiß scheint nur, daß wir unmittelbar nach dem Kriege eine recht große Arbeitslosigkeit bekommen werden. Es wird geraume Zeit vergehen, bis die Industrie umgeordnet ist, Auslandsbeziehungen wieder aufgenommen, Rohstoffe wieder eingeführt sind. Diese Befürchtung läßt sich nicht zerstreuen mit dem Hinweis darauf, daß die Gestaltung des Arbeitsmarktes seit Kriegsausbruch ja auch alle Pessimisten angenehm enttäuscht habe. Allerdings ist die in den ersten Kriegswochen erschreckend hohe Arbeitslosigkeit schnell und dauernd zurückgegangen, so daß heute nicht mehr Arbeitslose vorhanden sind als in normalen Friedenszeiten; das ist jedoch weniger ein Beweis für eine günstige Wirtschaftslage als vielmehr die Folge der alle Erwartungen, richtiger alle Befürchtungen übersteigenden Einziehungen zum Kriegsdienst. Einige Zahlen mögen das näher dartun. Von den Mitgliedern der freien Gewerkschaften waren arbeitslos oder zum Kriegsdienst eingezogen:

	Zum Kriegsdienst eingezogen	Arbeitslos	Zusammen
Anfang September 1814 . .	589755	370126	959881
30. April 1915	958247	36081	994328
30. Juli 1915	1061404	30006	1091410

Es wurden demnach seit Anfang September 1914, also seit dem Zeitpunkt der stärksten Stockung des Wirtschaftslebens und damit der höchsten Arbeitslosenziffer, der Produktion mehr Gewerkschaftsmitglieder entzogen als neu zugeführt. Anfang September 1914 waren 959 881 im Kriegsdienst oder arbeitslos, Ende Juli dieses Jahres 1 091 410, also 131 529 mehr. Bei der Bewertung dieser Zahlen ist allerdings zu beachten, daß die Statistik für September 1914 lückenhafter war als die für Juli 1915, daß Ende Juli viel mehr Arbeitskräfte voll und übervoll beschäftigt waren als Anfang September, daß ferner viele von der gewerkschaftlichen Statistik nicht erfaßte Arbeitskräfte, vor allem Frauen, der gewerblichen Betätigung zugeführt wurden und daß endlich zahlreiche formell im Kriegsdienst stehende Arbeiter tatsächlich gewerbliche Arbeit leisten. Aber all diese Einflüsse berücksichtigt, bleibt immer noch die Tatsache, daß infolge der Einziehungen zum Kriegsdienst der Arbeitsmarkt sich in einem ganz anderen Tempo bessert als die Wirtschaftslage. Das ist an sich selbstverständlich; trotzdem aber in letzter Zeit bei Erörterungen über Deutschlands wirtschaftliche Lage nicht immer gebührend beachtet worden. Es wird auch nicht gebührend beachtet bei manchen Erörterungen über die Gestaltung des Wirtschaftslebens

nach Friedensschluß. Selbst wenn die Demobilisierung nur nach und nach erfolgt und die »Kriegsindustrie« noch eine Zeitlang fortdauert, wird der Zustrom von Millionen Arbeitskräften zunächst Stauungen herbeiführen. Ja selbst wenn, was nicht anzunehmen ist, sofort eine erhebliche Steigerung der Nachfrage nach Wirtschaftsgütern einsetzt, werden zunächst nicht alle Hände beschäftigt werden können. Erst wenn die Umordnung des Wirtschaftslebens vollzogen und die politischen Verhältnisse wieder einigermaßen geklärt sind, ist ein allgemeiner Konjunkturaufschwung und damit eine Aufsaugung der verfügbaren Arbeitskräfte zu erwarten.

Die Tätigkeit der Gewerkschaften wird, wie schon bemerkt, von diesem Aufschwung voraussichtlich in derselben Richtung beeinflußt wie von jeder Friedenshochkonjunktur. Ob sich graduelle Unterschiede ergeben, wird vor allem von der Intensität und der Dauer des Aufschwungs abhängen.

Außer und neben der Wirtschaftskonjunktur wirken noch viele andere Umstände auf die gewerkschaftliche Tätigkeit ein, von denen einige, die durch den Krieg erst herbeigeführt oder doch in ihrer Bedeutung und Wirkung gesteigert wurden, hier kurz angeführt werden sollen.

Ein nicht neues, aber durch den Krieg ungemein kompliziertes Problem für die Zukunft der Gewerkschaften ist die zunehmende Verwendung weiblicher Arbeitskräfte in der Industrie. Der Mangel an männlichen Arbeitskräften hat alle Schranken, die früher der Beschäftigung von Frauen gezogen waren, niedergerissen. Mag die Arbeit auch erhebliche Körperkräfte erfordern, dem Organismus schwere Schäden bringen, ein hohes Maß von Intelligenz und Gewissenhaftigkeit voraussetzen — die Arbeiterin leistet sie. Sie dreht und hobelt, bohrt und fräst in der Metallindustrie, sie hantiert mit giftigen Stoffen und an komplizierten Apparaten in der chemischen Industrie, sie formt Ziegel und fährt Kohlen, schleppt Lasten und schwingt die Schaufel. Sie ersetzt den Sattler und den Schmied, den Schaffner und den Kutscher.

Genaue Zahlen über den Umfang und die Art der Frauenarbeit lassen sich jetzt noch nicht geben, wohl aber einige Stichproben. Das »Reichsarbeitsblatt« berichtet allmonatlich über den Stand des Arbeitsmarktes nach den Angaben aus der Industrie. Nach diesen Berichten änderte sich die Zahl und die Zusammensetzung der Arbeiterschaft in einigen wichtigen Industriezweigen wie folgt:

Industriezweig	Arbeiter				Arbeiterinnen			
	Juli 1914	Juli 1915	Rückgang absolut	Rückgang in Proz.	Juli 1914	Juli 1915	Zunahme absolut	Zunahme in Proz.
Bergbau- u. Hüttenwesen	78371	58509	19862	25,3	1823	3657	1834	100,6
Eisen- u. Metallindustrie	66882	55105	11777	17,6	3510	9067	5557	158,3
Industrie der Maschinen .	79374	64082	15292	19,3	635	3513	2878	453,2
Chemische Industrie . .	39213	23756	15457	39,4	2890	3560	670	234,2
Insgesamt	263840	201452	62388	23,7	8858	19797	10939	123,5

Wie aus den absoluten Zahlen hervorgeht, handelt es sich nur um Bruchteile der betreffenden Industriezweige, die an das »Reichsarbeitsblatt« berichten. Jedoch dürfte sich das Gesamtbild in den angezogenen Gruppen und in vielen anderen kaum anders gestalten.

Wenn nach Beendigung dieses Krieges das Heer der Eingezogenen auf den Arbeitsmarkt zurückflutet, wird ein Teil der weiblichen Arbeitskräfte ohne weiteres wieder verdrängt werden. Aber nicht alle. Viele Frauen haben durch den Krieg den Ernährer verloren und sehen sich gezwungen, an der Lohnarbeit festzuhalten; andere haben sich so gut eingearbeitet und so sehr an die den Durchschnitt überragenden Löhne gewöhnt, daß sie sich sträuben werden, darauf wieder zu verzichten. So werden den Zurückkehrenden manche Arbeitsplätze versperrt bleiben.

Mehr noch: die für den Heeresbedarf tätigen und Männerarbeit leistenden Arbeiterinnen beziehen einen Lohn, der zwar den für Arbeiterinnen üblichen Durchschnitt überragt, aber doch hinter dem für Männer bei gleicher Arbeit üblichen zurückbleibt. Bringt der Krieg, wie anzunehmen ist, eine Verschärfung der Konkurrenz zwischen den gleichartigen Industriezweigen der verschiedenen Länder auf dem Weltmarkt, so werden die Versuche, unter vermehrter Verwendung weiblicher Arbeitskräfte billiger zu erzeugen, erneut und verstärkt einsetzen. Dabei werden die Unternehmer die Erfahrungen, die sie mit der weiblichen Arbeitskraft in der Kriegszeit gemacht haben, in weitestem Umfang ausnutzen.

Der Philosoph der »Arbeitgeberzeitung«, Felix Kuh, hat das kürzlich ganz ungeniert angekündigt. Er schrieb in einer seiner Zeitbetrachtungen (Nr. 40, 1915 der »Arbeitgeberzeitung«):

Wer mit einer billigen Arbeitskraft auskommen kann, dem soll man nicht zumuten, daß er aus Gründen, die immerhin höchst theoretischer Natur sind, seine Produktion verteuert. . . . Wir werden nach dem Kriege noch manchen heftigen Kampf auf dem Weltmarkt auszufechten haben, und es wird uns hierbei nichts schaden, wenn wir unsere Herstellungskosten in verständiger Weise einschränken. Das aber kann zweifellos durch eine rationelle Verwendung der Frauenarbeit sehr gut geschehen, denn für eine große Menge von Hilfs- und Nebenarbeiten würde der männliche Arbeiter einen zu hohen Preis verlangen. Die sozialistische Behauptung nämlich, daß die Frau, wenn sie für eine bestimmte Leistung nicht den gleichen Lohn bezieht wie der Mann, zu geringen Lohn erhält, wird in den allermeisten Fällen dahin umzudeuten sein, daß nicht die Frau zu wenig, sondern der Mann relativ zu viel erhält....

Wenn solche Anschauungen schon jetzt geäußert werden, so läßt das allerhand Schlüsse auf die Haltung der Unternehmer nach dem Kriege zu. In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, daß in den Reihen der Buchdruckereibesitzer ernstliche Bestrebungen vorhanden sind, weibliche Arbeitskräfte an den Setzmaschinen zu beschäftigen entgegen den Bestimmungen des geltenden Tarifvertrags. Das ist vorläufig durch das Eingreifen des Tarifamts verhindert. Immerhin zeigt dieser Vorgang, welche Schwierigkeiten die zunehmende Verwendung von Arbeiterinnen den Gewerkschaften bereiten kann und voraussichtlich auch bereiten wird. Der Widerstand der Gewerkschaften gegen solche Bestrebungen wird durch mancherlei Umstände erschwert. Zunächst wird es viele Mühe kosten, die Arbeiterinnen in die Organisationen einzugliedern, und dann wird es noch nicht leicht sein, Ziel und Richtung der Aktion gegen die Bestrebungen der Unternehmer zu bestimmen.

Mit der einfachen Formel: Gleichen Lohn für gleiche Arbeit! wird sich diese Frage in der Zukunft so wenig lösen lassen wie in der Vergangenheit.

Das sehr ernste Problem für die gewerkschaftliche Entwicklung der Zukunft, das die Frage umschließt: Wo und zu welchen Bedingungen

wird das Heer der Kriegsverletzten beschäftigt?, ist kürzlich an dieser Stelle eingehend erörtert worden.[1] Daß die Gewerkschaften sich der Bedeutung dieser Frage durchaus bewußt sind, zeigt der Eifer, mit dem sie schon während des Krieges nach einer Lösung suchen. In einigen Berufen, in denen die Vorbedingungen besonders günstig sind, ist es gelungen, eine zu finden, die alle Teile befriedigt — die überaus große Mehrheit der Gewerkschaften hat das Problem noch vor sich. Bezeichnend ist die, sagen wir einmal Vorsicht, mit der die maßgebenden Organisationen der Unternehmer an diese Frage herantreten.

Der »Deutsche Industrieschutzverband«, eine namentlich im Königreich Sachsen sehr einflußreiche Unternehmerorganisation, verwahrte sich kürzlich in der Presse recht entschieden gegen die an einen konkreten Fall von Rentenanrechnung geknüpfte Vermutung, er habe seine Mitglieder angewiesen, bei der Lohnbemessung die Rente ganz oder teilweise anzusetzen. Eine solche Anweisung mag nicht ergangen sein. Fest steht jedoch, daß diese Vereinigung zwar von der Heeresverwaltung die Zusicherung erbeten und erhalten hat, Kriegsinvaliden, die erwerbstätig sind, werde die Rente nicht gekürzt werden, daß sie aber in den an ihre Mitglieder gerichteten Zirkularen an keiner Stelle die Forderung erhebt, daß auch die Unternehmer die Rente bei der Bemessung des Lohnes unberücksichtigt lassen sollen. Der Verband will allerdings »bei gelegentlich an uns gerichteten Anfragen« eine solche Stellung eingenommen haben, aber das ist doch kaum mehr als eine schlechte Verlegenheitsausrede.

Die »Vereinigung deutscher Arbeitgeberverbände« sagt in ihren sonst recht ausführlichen Grundsätzen für die Beschäftigung von Kriegsbeschädigten über die Entlohnung nur: »Der Kriegsbeschädigte ist seinen Leistungen entsprechend zu entlohnen.« Daß den Entscheid darüber, was den Leistungen entspricht, der Unternehmer zu fällen hat, ist bei dieser Organisation selbstverständlich. In einer anderen Kundgebung der Vereinigung heißt es ausdrücklich, daß doch kein Anlaß vorliege, die Kriegsbeschädigten, »die zunächst in den Genuß der ihnen zustehenden Rente eintreten, relativ höher zu entlohnen als die vollwertigen, unbeschädigten Arbeiter«. Damit kann eigentlich nur gesagt sein, daß bei der Bemessung des Lohnes nach den Leistungen die Rente in Ansatz gebracht werden, der Lohn also eventuell unter den Leistungen bleiben soll. Gegen die Forderung, Kriegsbeschädigte einfach den bestehenden Tarifverträgen zu unterstellen, wird eingewendet, daß sich damit den Unternehmern die Frage aufdränge, »ob es für sie unter solchen Umständen nicht wirtschaftlicher ist, auf die Leistungen von Kriegsbeschädigten überhaupt zu verzichten und nur vollwertige Arbeiter einzustellen«. Es ist erfreulich, daß die maßgebende Unternehmervereinigung ehrlich genug ist, zu bekennen, daß die »wirtschaftlichen« Gesichtspunkte die letzten Regulatoren für die Haltung der Unternehmer sind. Weniger erfreulich ist die Tatsache, daß die Entlohnung der Kriegsbeschädigten nach rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten den allgemeinen Lohndruck verschärfen und den Widerstand der Gewerkschaften dagegen erschweren kann.

Ferner ist die Gefahr nicht von der Hand zu weisen, daß manche Unternehmer die größere Abhängigkeit der Kriegsbeschädigten ausnutzen werden,

[1] Siehe Ad. Braun, Arbeiter- und Kriegsinvalidenfragen, Neue Zeit, XXXIII, 2, S. 545 ff.

um die Organisationsbestrebungen der Arbeiter direkt zu hemmen. Es ist bekannt, daß ein erheblicher Teil der Mitglieder in den gelben Werkvereinen aus Arbeitern besteht, die nicht oder nicht mehr voll leistungsfähig sind, weil diese sich dem Zwange des Unternehmers weniger leicht entziehen können. Damit ist gesagt, daß das Rekrutierungsgebiet der Gelben größer wird. Natürlich ist es sehr billig, eine solche Befürchtung als eine »Beleidigung unserer tapferen Krieger« abzuweisen, aber mit Entrüstung beseitigt man keine Bedenken. Und bisher haben es die Unternehmer noch immer meisterlich verstanden, ihre Maßnahmen unter einen moralischen Mantel zu stecken. Also werden sie auch einen Druck auf die abhängigen Kriegsverletzten zu einer nationalen Großtat stempeln können.

Das sind so einige Kriegsfolgen, die hemmend auf die Gewerkschaftsarbeit nach dem Kriege einwirken. Erfreulicherweise wirken andere in entgegengesetzter Richtung. Zunächst setze ich sehr große Hoffnungen auf die Haltung der *aus dem Kriege zurückkehrenden Gewerkschaftsmitglieder*. Nach fast allen vorliegenden schriftlichen und mündlichen Äußerungen der Eingezogenen dürfen wir mit einer stark gestiegenen Wertschätzung der Gewerkschaften rechnen. Es ist oft geradezu erhebend, zu lesen, mit welchem Eifer die im Felde Stehenden die Tätigkeit ihres Verbandes verfolgen, wie sie sich über jeden Erfolg mitfreuen, über jeden Fehlschlag klagen und immer wieder versichern, daß sie nach Beendigung dieses Ringens mit vermehrtem Eifer für die Gewerkschaft wirken wollen. Gewiß sind gute Vorsätze leichter gefaßt und bekundet als ausgeführt, aber die Einhelligkeit solcher Versicherungen bürgt dafür, daß nicht alles verfliegt.

Auch *die Unorganisierten* werden nach diesem Kriege die Welt und die Gewerkschaften mit anderen Augen ansehen. Selbst geistig sehr schwerfällige Menschen sind durch die gewaltigen Ereignisse, die wir in den letzten fünfzehn Monaten durchlebt haben, zum Denken und Nachdenken angeregt worden. »Hundert Aufnahmen für den Verband könnte ich hier in drei Tagen machen,« schrieb mir kürzlich ein Gewerkschafter aus dem Felde. Auch von dieser Stimmungskonjunktur wird manches verebben. Aber nicht alles. Der Krieg hat den Wert des organisierten Zusammenarbeitens, des kameradschaftlichen Zusammenhaltens so unwiderleglich und so eindringlich dargetan, daß die Nachwirkung gar nicht ausbleiben kann.

Die *Frauen* waren bisher ein Hemmschuh für die Gewerkschaftsbewegung. Der Krieg hat auch bei ihnen manche mechanisch anerzogene Abneigung beseitigt, manches tief eingewurzelte Vorurteil berichtigt. Nicht wenige von ihnen hat die umfangreiche Unterstützungstätigkeit der Gewerkschaften nach Ausbruch des Krieges davon überzeugt, daß der Rückhalt einer starken Organisation in den Wechselfällen des Lebens sehr hoch zu veranschlagen ist.

Nicht unbedingt, aber doch unter gewissen Voraussetzungen wird die gewerkschaftliche Agitation günstig beeinflußt durch die Tatsache, daß während des Krieges die *Kaufkraft des Lohnes* erheblich gesunken ist. Gewiß erhalten einige Arbeitergruppen heute erheblich höhere Löhne als vor dem Kriege, andere haben wenigstens eine Teuerungszulage oder sonst einen Zuschuß erhalten. Aber von einem Ausgleich für die ganz ungeheuerlich gestiegenen Unterhaltskosten kann doch nur bei einem kleinen Bruchteil der

Arbeiterschaft die Rede sein. Wie nach Beendigung des Krieges das Mißverhältnis zwischen Arbeitslohn und Lebenskosten beseitigt werden kann und wird, ob durch Erhöhung der Löhne oder durch Ermäßigung der Preise oder durch beide Maßnahmen zugleich, ist eine heute noch unlösbare Frage. Jedoch scheint es ganz unwahrscheinlich, daß die Preise in absehbarer Zeit auf den alten Stand zurückgehen. *Solange nun die Konjunktur schlecht ist*, wird dieses Mißverhältnis die Arbeiter von der Organisation zurückhalten. Die äußerste Sparsamkeit, die allgemein geübt werden muß, wird manchen veranlassen, nun auch am allerverkehrtesten Ende, nämlich an den Beiträgen für den Verband zu sparen. Sobald aber die Konjunktur ansteigt, die Nachfrage nach Arbeitskräften reger und damit *die erfolgreiche Durchführung von Lohnbewegungen leichter wird*, führt das Mißverhältnis zwischen Lohn und Lebenskosten den Gewerkschaften neue Mitglieder zu. Wenn die nach dem Kriege zu erwartende günstige Konjunktur nicht allzu lange auf sich warten läßt und den auf sie gesetzten Hoffnungen nur einigermaßen entspricht, so werden die Gewerkschaften mit einem ganz außerordentlich starken Zustrom neuer Mitglieder rechnen können.

Auf die Frage, ob der voraussichtlich zunächst eintretende, durch Einengung des ausländischen Absatzmarktes und Verringerung des inländischen Konsums verursachte Rückgang der Nachfrage nach Industrieerzeugnissen ausgeglichen wird durch die Verminderung der Arbeitskräfte infolge der Kriegsverluste, gehe ich aus naheliegenden Gründen nicht näher ein. Eine wesentliche Erleichterung der gewerkschaftlichen Tätigkeit ist jedoch zu erwarten von der nicht unbeträchtlichen *Verringerung der ausländischen Arbeitskräfte*. Wir hatten bei Kriegsausbruch etwa 800 000 ausländische Arbeiter in Deutschland, von denen ungefähr die Hälfte aus Rußland und Italien stammte. Von diesen ist der größte Teil in die Heimat abgereist und wird in den nächsten Jahren nach dem Kriege kaum zurückkehren oder durch andere aus denselben Ländern ersetzt werden. Ob aus anderen Ländern Ersatz beschafft werden kann und wird, ist mindestens zweifelhaft; jedenfalls wird zunächst der Arbeitsmarkt um einige hunderttausend meist unorganisierte und lohndrückende Arbeiter entlastet. Das ist für die Gewerkschaften in einigen Berufen von erheblicher Bedeutung.

Eine bedauerliche Schwäche der deutschen Gewerkschaften war ihre *Zersplitterung*. Neben dem eigentlichen Aktionszentrum der freien Gewerkschaften gibt es noch die christlichen, die Hirsch-Dunckerschen, die polnischen Gewerkschaften usw. Jede dieser Richtungen verfolgt ihr Ziel auf eigene Faust. Nur selten gingen einmal alle Richtungen miteinander, ebenso oft verfolgten sie entgegengesetzte Ziele oder, was vielleicht richtiger ausgedrückt ist, strebten sie nach dem gleichen Ziele auf entgegengesetzten Wegen. Es war schon ein Vorteil, wenn sie nur nebeneinander gingen und nicht Zeit und Kräfte im Bruderkampf verbrauchten. Dieses Verhältnis *kann* der Krieg entscheidend ändern. Es sind Anzeichen dafür vorhanden, daß der Krieg in den Kreisen der organisierten Arbeiter die Erkenntnis geweckt und vertieft hat, daß die zwischen den Gewerkschaften aufgerichteten Trennungsschranken nicht unübersteigbar sind, daß die religiösen, politischen und nationalen Gegensätze die einheitliche Vertretung der wirtschaftlichen Interessen dann nicht mehr hindern, wenn die Arbeiter zunächst als Arbeiter

denken und handeln, das heißt ihre wirtschaftlichen Interessen ihren religiösen, politischen und nationalen Ansichten und Forderungen überordnen, wie das die Unternehmer schon immer getan haben. Damit ist schon viel, sehr viel gewonnen.

Neben den hier angeführten beeinflussen noch viele andere Faktoren die Entwicklung und die Tätigkeit der Gewerkschaften nach dem Kriege. Hier wollte ich nur zeigen, daß man die Auffassung, der Krieg würde die Haltung der Unternehmer und der Regierung den Gewerkschaften gegenüber dauernd und wesentlich beeinflussen und dadurch die Widerstände, die der gewerkschaftlichen Tätigkeit bereitet werden, vermindern, ablehnen und doch gewerkschaftlicher Optimist sein kann. Allerdings hat dieser Optimismus eine andere Grundlage. Er beruht auf dem Vertrauen, daß die Kraft unserer Bewegung so wachsen wird, daß sie nicht nur unverminderte, sondern auch vermehrte und erhöhte Widerstände überwindet.

Es ist nicht nebensächlich, auf diesen Unterschied in der Fundierung der optimistischen Auffassung hinzuweisen; denn er beeinflußt unsere Haltung und unser Handeln. Wer da meint, die Organisationsfeindschaft der Unternehmer sei ein »Märchen aus alter Zeit« und die politische Einschnürung der Arbeiterklasse gehöre für immer der Vergangenheit an, der wird seine Tätigkeit anders einstellen als derjenige, der seine Zukunftshoffnungen vor allem auf die wachsende Kraft der Arbeiterbewegung gründet.

Zur Theorie der Parteispaltung.

Von Otto Braun.

Persönliche Rücksichten hindern mich, auf den Artikel des Genossen Kautsky: »Fraktion und Partei« im vorigen Heft dieser Zeitschrift die Antwort zu geben, die er erheischt. Er ist ein Musterbeispiel dafür, wie bei Polemiken in der Partei durch Aneinandervorüberreden nicht Klärung, sondern Verwirrung erzeugt wird.

Ich habe in meinem Artikel: »Die Theorie der Parteispaltung«, gegen den Kautsky polemisiert, geschrieben:

»... Freilich ist nicht zu bestreiten, daß die Opposition unter der Zensur stärker leidet, aber es geht nicht an, sie als völlig mundtot hinzustellen und den Anhängern der Fraktionsmehrheit die größte Freiheit der Meinungsäußerung anzudichten....«

Darauf schreibt Kautsky:

»... Noch sonderbarer jedoch ist seine Behauptung, die Minderheit sei nicht in weit höherem Maße in ihren Meinungsäußerungen beschränkt als die Mehrheit....«

Etwas Sonderbares liegt hier zweifellos vor. Aber diese Bezeichnung trifft wohl weniger auf meine oben wiedergegebene, kaum mißzuverstehende Behauptung zu als vielmehr auf die Art, wie Kautsky sie, auf den Kopf gestellt, wiedergibt.

Aber er kann noch mehr.

Ich habe gegen die zur Begründung seiner Theorie der Parteispaltung von ihm aufgestellte Behauptung, die Opposition sei mundtot, während die Fraktionsmehrheit die volle Freiheit der Meinungsäußerung habe, polemisiert und versucht, sie als eine den Tatsachen nicht entsprechende, irreführende Übertreibung nachzuweisen. Dabei habe ich hervorgehoben, daß Beschränkungen in der freien Meinungsäußerung mehr oder weniger für die Minderheit wie für die Mehrheit be-

stehen, daß die Partei deshalb einmütig die politische Zensur und die Unterbindung des Versammlungslebens bekämpfe und die volle Freiheit der Meinungsäußerung allen Teilen in der Partei erwünscht wäre.

Was antwortet Kautsky darauf? Versucht er die Richtigkeit seiner Behauptung vor der mundtoten Minderheit zu beweisen? Mitnichten. Er zieht sich darauf zurück, daß die angeblich völlig mundtote Minderheit nicht ausreichend ihre Meinung äußern könne, und versucht, dieses von mir gar nicht angefochtene, sondern ausdrücklich zugestandene Faktum zu beweisen. In einer Rückzugskanonade versucht er noch, mir in verklausulierter Form zu unterstellen, ich scheine mit dem gegenwärtigen Zustand zufrieden zu sein und die Mittel, die der Minderheit zur Verfechtung ihres Standpunktes zur Verfügung stehen, als ausreichend zu erachten.

Ich muß zugestehen, diese Art oder richtiger Unart der Polemik kann zu nichts führen. Sie muß in eine dialektische Kunstreiterei ausarten, für die die gegenwärtige Zeit zu ernst und der Raum dieser Zeitschrift wie auch meine Zeit zu kostbar ist. Ich kann um so mehr darauf verzichten, sie fortzusetzen, als jeder aufmerksame Leser mit Leichtigkeit feststellen wird, wie Kautsky an meiner Beweisführung vorbeiredet.

Nur wenige Worte möchte ich noch gegen einige sachliche Darlegungen in seinem Artikel einwenden.

Kautsky irrt, wenn er annimmt, ich hätte übersehen, daß die in seinem Artikel vom August vorigen Jahres enthaltene Mahnung zur Zurückhaltung in der Kritik an alle Seiten in der Partei gerichtet war. Das habe ich nicht übersehen. Ich bin nur im Gegensatz zu ihm der Auffassung, daß seine Mahnung auch heute noch ihre Berechtigung hat und daß der Umstand, daß sie von allen Seiten in der Partei bisher nicht genügend beachtet wurde — und die Minderheit hat in der Nichtbeachtung zweifellos die Priorität —, sie nicht gegenstandslos macht. Im Hinblick auf die Verhältnisse, die sich in der Partei durch die Nichtbeachtung seiner Mahnung herausgebildet haben, wäre es geradezu Kautskys Aufgabe gewesen, seine Mahnung vom vorigen Jahre den Genossen erneut zur Beherzigung zu empfehlen, anstatt ihnen nunmehr das entgegengesetzte Vorgehen anzuraten.

Daß die von ihm empfohlene parlamentarische Sonderaktion der Fraktionsminderheit leicht zur Parteispaltung führen kann, leugnet Kautsky nicht. Es komme nur auf die Form an, in der sie durchgeführt werde. Und da hat er zu den Genossen der Minderheit das Vertrauen, daß sie Formen finden werden, die die von mir befürchteten, den Zusammenhalt der Partei gefährdenden Folgen ausschließen.

Ich habe zu allen Genossen der Minderheit nicht das Vertrauen und möchte, wenn es einmal zu Auseinandersetzungen im Plenum des Reichstags kommt, auch für alle Genossen der Mehrheit nicht einstehen.

Und weil dem so ist, glaube ich erneut vor dem von Kautsky empfohlenen Experiment dringend warnen zu müssen.

Die Berufung auf die Vorgänge in der sozialdemokratischen Fraktion des preußischen Landtags ist ganz verfehlt. Ganz abgesehen davon, daß das Verhalten der Landtagsfraktion in Preußen nicht entfernt die organisatorischen Rückwirkungen auf die Partei hat wie das Vorgehen unserer Genossen im Reichstag, kann ich in bezug auf die derzeitigen Verhältnisse in dieser Fraktion nur bitten: Rühret, rühret nicht daran!

Was Kautsky über den würdevollen Verlauf der Aktionen der preußischen Landtagsfraktion schreibt, beweist nur, daß er über die Vorgänge in diesem Parlament und insbesondere in der Fraktion sehr mangelhaft informiert ist. Wie es wohl auch nur seinen mangelhaften Kenntnissen von den tatsächlichen Vorgängen zugute gehalten werden muß, wenn er von einem »brutalen Staatsstreich« in Stuttgart und von einem »Stuttgarter Überfall«, für den die berufenen Instanzen nicht die verdienten schweren Vorwürfe gefunden hätten, redet. Wollten die berufenen Instanzen mit der gleichen Leichtfertigkeit schwere Vorwürfe gegen Teile unserer

Parteiorganisation erheben, wie sie Kautsky glaubt erheben zu können, dann würden sie sich vielleicht zur Leitung einer wissenschaftlichen Zeitschrift eignen, zur verantwortlichen Leitung der Partei wären sie jedoch höchst ungeeignet.

Zum Schlusse noch eins.

Kautsky meint, wenn nun, nachdem seiner Ansicht nach die Situation sich geklärt und die taktischen Fragen sich vereinfacht haben, die derzeitige Minderheit in der Fraktion zur Mehrheit würde,

»wird Genosse Braun auch unter diesen veränderten Verhältnissen die Geschlossenheit der Partei bedroht glauben, wenn neben der Mehrheit die Minderheit verlangte, zum Wort zu kommen?«

Freilich würde ich das. Darin unterscheide ich mich ja eben von Kautsky und jenen reformistisch-neuradikalen Genossen, die zurzeit in einer Kampffront mit ihm stehen und mit denen er das Plenum des Reichstags zum Tummelplatz innerer Parteiauseinandersetzungen machen will, selbst auf die Gefahr hin, daß darüber die Geschlossenheit der Partei in die Brüche geht.

Ich halte es auch heute noch mit dem Kautsky, der in einem Artikel über »Die Freiheit der Meinungsäußerung« in der Neuen Zeit, XXIV, 1, S. 154 geschrieben hat:

»Wohl aber kann eine Parlamentsfraktion von einem Abgeordneten verlangen, daß er im Parlament *schweigt*, wenn er die Anschauungen der Fraktionsmehrheit nicht teilt, daß er seine erhöhte Position nicht dazu benutzt, gegen seine eigene Partei zu sprechen....«

Für eine bestimmte Gruppe von Umlernern scheint dieser alte und in allen Kämpfen der Partei bewährte taktische Grundsatz von der geschlossenen Kampffront dem Gegner gegenüber allerdings etwas altmodisch geworden zu sein. Gleichwohl halte ich ihn nach wie vor für richtig. Seine Beachtung ist gerade in der jetzigen kritischen Zeit im Interesse der Partei mehr denn je geboten. Sollte sie dahin führen, daß, wie Kautsky fürchtet, einige radikale oder sagen wir richtiger überradikale Elemente die Flucht aus der Partei ergreifen und einer »Richtung antiparlamentarischer Massenaktionen« zuströmen, so kann auch das die Partei mit Würde und ohne Trauer ertragen. Sie kann dem Syndikalismus diesen sehr geringfügigen Zustrom neidlos gönnen; für das klassenbewußte Proletariat Deutschlands wird er einen Verlust nicht bedeuten.

Nochmals die Freiheit der Meinungsäußerung.

Von **K. Kautsky.**

Wie Genosse Braun bin auch ich der Meinung, daß wir mit Zeit und Raum zu sparen haben. Ich lasse daher seine Liebenswürdigkeiten über die »Unart meiner Polemik«, »dialektische Kunstreiterei«, »Leichtfertigkeit« usw. laufen und halte mich bloß an die Sache.

Einig sind wir und wohl fast die ganze Partei darin, daß wir in normalen Zeiten an der Fraktionsdisziplin festhalten. Darum kollidiert auch das Zitat aus dem Jahre 1905 nicht mit meiner jetzigen Auffassung. Diese begründe ich vielmehr mit dem Ausnahmezustand, der die Minderheit mundtot macht.

Daß das der Fall sei, leugnete Braun.

Aber wenn ich seine Entgegnung über diesen Punkt aus den erregten Zensuren herausschäle, in die sie eingewickelt ist, dann gibt er die Tatsache zu, daß die Minderheit ihre Meinung nicht *ausreichend* äußern kann, er verwahrt sich nur dagegen, daß man sie deshalb als mundtot bezeichne. Man muß schon sehr bescheiden in seinen Anforderungen an die Redefreiheit sein, um diesen feinen Unterschied zu machen. Als mildernd für den Genossen Braun fällt ins Gewicht, daß er keine Ahnung von den Schwierigkeiten zu haben scheint, mit denen die Oppo-

fikion kämpft. Sonst hätte er sich wohl den billigen Ausfall erspart, daß ich nicht einmal versuche, die Richtigkeit meiner Behauptung von der mundtoten Minderheit zu erweisen. Als Mitglied des Parteivorstandes könnte er schon wissen, daß die Parteipresse heute nicht der Ort ist, an dem dieser Beweis geführt werden kann.

Ebensowenig wie auf die Frage unserer Mundtotheit werfen Brauns Andeutungen auf die Stuttgarter Affäre oder auf die Tätigkeit der preußischen Landtagsfraktion neues Licht. Ich hatte nie behauptet, daß die Gegensätze, die unsere ganze Partei zerreißen, vor dieser Fraktion haltmachen. Ich wies bloß darauf hin, daß die Redefreiheit, die sie ihren Mitgliedern zugesteht, keinerlei Spaltung hervorgerufen habe. Und dagegen kann auch Braun nichts sagen.

Wenn dieser weiter meint, ich hätte die Mahnung zur Toleranz, die ich am 8. August vorigen Jahres aussprach, immer wieder zu erneuern, so muß ich die mir hier zugedachte Rolle des ewigen Beschwichtigungshofraks dankend ablehnen. Die Bedingungen, unter denen die Mahnung Sinn haben konnte, sind längst verschwunden, in unserer Partei haben sich Gegensätze aufgetan, wie sie so tiefgehend bisher noch nie bestanden. Ich bin auch heute noch der Meinung, man solle sie durch persönliche Insulten nicht noch unnötig vergiften, und ich habe das reiche Maß davon, mit dem ich von den verschiedensten Seiten überschüttet wurde, nicht in gleicher Weise erwidert. Aber zu entscheidenden sachlichen Differenzen nicht Stellung zu nehmen, heute, wo unsere Grundsätze selbst auf Schritt und Tritt als abgetanes Gerümpel erklärt werden, das wäre nicht Toleranz, sondern feige Pflichtvergessenheit.

Brauns Sorge um die Geschlossenheit der Fraktion begreife ich wohl. Aber ich vergesse darüber nicht die Sorge um den unversehrten Bestand unserer Partei und ihre Anziehungskraft auf die oppositionellen Elemente. Ich bin erstaunt, mit wie leichtem Herzen Braun die Gefahr wachsender Parteiverdrossenheit und schließlicher Parteiflucht weiter proletarischer Schichten von sich schiebt. Er meint, es könnten im schlimmsten Falle »einige überradikale Elemente« werden. Von wannen kommt ihm diese Wissenschaft? Er selbst bestreitet nicht, daß die Unzufriedenheit mit der Haltung der Mehrheit beständig wächst. Will er behaupten, die Partei könne welche Haltung immer einnehmen, das Vertrauen der Massen bleibe ihr auf jeden Fall erhalten?

Gewiß hat die deutsche Sozialdemokratie in dem halben Jahrhundert ihres Wirkens und Kämpfens ein reiches Erbe an Vertrauen der Massen angesammelt. Aber ein Teil der Mehrheit ist eben dabei, dies Erbe in Katzengold zu verwandeln, indem sie gerade die Taktik und die Grundsätze für wertlosen Plunder erklärt, die uns das Vertrauen des Proletariats eingetragen haben. Fahren wir so fort, und wir verschwenden in wenigen Monaten, was wir in Jahrzehnten mühsam erwarben.

Literarische Rundschau.

Professor Dr. P. H. Schmidt, **Die schweizerischen Industrien im internationalen Konkurrenzkampfe.** Zürich 1912. Preis 6 Franken. — **Die Schweiz und die europäische Handelspolitik.** Zürich 1914. Preis 5,60 Franken. Verlag beider Werke bei Orell Füßli in Zürich.

Die neueste Entdeckung der »Sozialimperialisten« ist bekanntlich, daß Kolonien und Kolonialpolitik die unerläßliche Bedingung für das wirtschaftliche Gedeihen eines Landes sind.[1] Es ist demgegenüber höchst beachtenswert, wie sich die wirtschaftliche Entwicklung der Schweiz gestaltet, dieses Landes ohne Kolonien und Überseepolitik. In den angeführten Werken des Sekretärs des Industrievereins

[1] Siehe insbesondere die Auslassungen Winnigs und Quessels in den »Sozialistischen Monatsheften«, 5. und 10. Heft von 1915.

von St. Gallen, des Professors Schmidt, wird ein recht anschauliches Bild des Konkurrenzkampfes der schweizerischen Industrie um den Weltmarkt entrollt. Es ist daher gerade jetzt die Lektüre dieser Werke dringend zu empfehlen.

Die schweizerische Industrie ist in dieser Hinsicht besonders ungünstig gestellt; ihr steht nur ein kleiner innerer Markt zur Verfügung, sie ist also durchaus auf den Weltmarkt angewiesen und besitzt dabei fast gar keine eigenen Rohstoffe, die sie sich mit hohen Transportkosten aus dem Ausland verschaffen muß. Man sollte daher annehmen, daß gerade die Schweiz besonders dringlich Kolonien bedürfe — oder aber, daß sie ohne Kolonien dem wachsenden Wettbewerb auf dem Weltmarkt nicht gewachsen sein kann. In Wirklichkeit zeigt umgekehrt die schweizerische Industrie einen stark ausgeprägten expansiven Charakter.

»Hierin steht die Schweiz wohl hinter Deutschland zurück, übertrifft aber sämtliche übrigen europäischen Staaten, besonders Frankreich, in geringerem Maße aber auch England.« Wie erklärt sich nun dieses »Wunder«? Dabei muß man beachten, daß der schweizerische Export zwar in der Hauptsache nach europäischen Ländern geht, aber auch in den überseeischen Ländern einen guten Absatzmarkt sich geschaffen hat. »Immer mehr scheinen,« schreibt Schmidt, »die überseeischen Gebiete als Absatzfelder für schweizerische Maschinen besonders in Frage zu kommen.« Und das fast ohne jegliche direkte Unterstützung des Exports durch den Staat! Auch der Kapitalexport blüht in der Schweiz, ohne daß die Diplomatie den Unternehmern in dieser Beziehung zu Hilfe käme, oder richtiger vielleicht gerade deshalb, weil die Schweiz keine politischen Aspirationen mit den Geldgeschäften verknüpft, konzentrieren sich hier bedeutende internationale Unternehmungen. So die Bank für orientalische Eisenbahnen! Vor allem interessieren uns aber die Folgen, welche der Mangel an »eigenen« Rohstoffquellen für die industrielle Entwicklung des Landes hat.

Zunächst muß nun konstatiert werden, daß der schweizerische Verbraucher von Walzdraht die Tonne um 20 bis 22 Mark billiger als der deutsche Konsument erhält. Denn der Stahlwerksverband zahlt den Exporteuren Ausfuhrprämien. Den deutschen Maschinenfabrikanten schreiben die Rohstoffverbände ferner die Lieferungs- und Zahlungsbedingungen vor, während sie für ihre Kohlen und Roheisen ihre festen und hohen Syndikatspreise erheben. »Die schweizerischen Maschinenfabriken kennen eine solche Abhängigkeit nicht, ihre Lage ist daher zum Teil günstiger als die ihrer deutschen Konkurrenten.« Da haben wir die Kehrseite dieses Problems. Die schweizerische und nicht etwa die deutsche Maschinenindustrie zieht Nutzen aus den deutschen Rohstoffquellen.

Ähnlich liegen die Verhältnisse für die schweizerischen milchverarbeitenden Industrien. Seitdem die Milchproduzenten sich kartelliert haben, steigen die Milchpreise rasch an, und die schweizerischen milchverarbeitenden Industrien klagen, daß sie den Wettbewerb auf dem Weltmarkt nicht mehr bestehen können. Und Milch ist der einzige »Rohstoff«, den die Schweiz selbst gewinnt! Solange keine Kartelle bestanden, konnten sich blühende Industrien auf dieser Grundlage entwickeln. Jetzt suchen die Milchproduzenten ihnen das Leben sauer zu machen, gehen allmählich selber zur Weiterverarbeitung über usw. Die eigenen Rohstoffquellen sichern also in der Kartellperiode weder niedrige Rohstoffpreise noch die Konkurrenzfähigkeit der verarbeitenden Industrie auf dem Weltmarkt.

Der ganze Charakter der schweizerischen Industrie kann ferner als Beispiel dafür dienen, wie wohltuend gerade der Mangel an gesicherten exotischen Märkten auf die Entwicklung des Landes wirkt. Die schweizerische Industrie verdankt ihre Weltstellung der Qualität ihrer Arbeit. »In Halbfabrikaten wie in Massenkonstruktionen, bei denen die Menge des Rohstoffs und des Feuerungsmaterials besonders in die Wagschale fällt, stehen die schweizerischen Fabriken in der Regel hinter den

ausländischen zurück, in Qualitätsartikeln, kleineren Objekten und komplizierten Konstruktionen tritt die Überlegenheit der schweizerischen Erzeugnisse leichter zutage.« Und doch gibt es auch ein sehr leistungsfähiges Gußstahlwerk in der Schweiz, die Eisen- und Stahlwerke von G. Fischer in Schaffhausen, die wiederholt Gußstahl selbst nach den Vereinigten Staaten geliefert haben! Die Weltfirma Gebrüder Sulzer in Winterthur zeigt, daß man auch in der Schweiz Maschinen riesiger Dimensionen herstellen kann. Ebenso zeugen die Maschinenfabriken Örlikon und Brown-Boveri von der hohen Konkurrenzfähigkeit der Schweiz auch in gewaltigen elektrischen Maschinen.

Daß die Schweiz sich günstige Handelsbedingungen erkämpfen kann, zeigt besonders das zweite von den angeführten Werken des Professor Schmidt, das die Handelspolitik der europäischen Staaten und speziell der Schweiz seit 1798 kurz erörtert. In demselben Werke wird auch das Problem einer mitteleuropäischen Zollunion gestreift und der schweizerische Standpunkt zu dieser Frage dargelegt. Der Autor, der die große Bedeutung einer solchen Union wohl einsieht, steht der Möglichkeit ihrer Verwirklichung recht skeptisch gegenüber. »Weit stärker als die Strömung zur zollpolitischen Vereinigung der Staaten macht sich in unseren Tagen immer noch das Streben nach weiterer Abschließung, nach stärkerer Differenzierung geltend.« Die Gründe dafür sieht er darin, daß die Interessenten sowohl als auch die Staaten auf die bestehenden Zölle nicht werden verzichten wollen. Der Begriff der wirtschaftlichen Unabhängigkeit eines Landes wird auf die zollpolitische Selbständigkeit und ihre Wirkung zurückgeführt. Dann ist die Handelspolitik mit der auswärtigen Politik aufs engste verbunden. Eine Zollunion hat daher eine gewaltige politische Bedeutung; wenn aber schon eine Annäherung auf dem Gebiet des Postwesens aus politischen Gründen vereitelt wurde, um wieviel schwieriger muß dann die Bildung einer Zollunion werden.

Der Schutzzoll, der die Ausdehnung des Wirtschaftsgebietes erst notwendig macht, steht dieser also selbst im Wege. Ebenso auch die heutige auswärtige Politik der Großstaaten. Schmidt meint, daß die Schweiz auf Abwehrzölle gegenüber den sich mit Zollmauern umgebenden Großstaaten noch nicht verzichten kann. Inwieweit dies zutrifft, läßt sich hier nicht prüfen. Es zeigt aber, daß die schutzzöllnerischen Strömungen der Schweiz eine solche Zollunion erschweren, obgleich diese in erster Linie für die Schweiz von Vorteil wäre. Sp.

Anzeigen.

(Besprechungen hier angezeigter Schriften behält sich die Redaktion vor.)

Charles Rappoport, Jean Jaurès. L'Homme — Le Penseur — Le Socialiste (Der Mensch — Der Denker — Der Sozialist). Avec une préface d'Anatole France. Paris 1915, L'Émancipatrice. 435 Seiten.

Der Verfasser gibt eine biographische Skizze von Jean Jaurès und behandelt dabei insbesondere sein Verhältnis zur Arbeiterklasse und seine Aktion für den Völkerfrieden. Er führt uns Jaurès als Philosophen und Historiker, vor allem aber auch als Politiker und Sozialisten vor. Er läßt dabei seinen Helden nach Möglichkeit selbst zu uns sprechen. Er feiert ihn als einen Vertreter des Idealismus des Handelns in dem Sinne, daß Jaurès sich zwar der Tatsachen und ihres Wertes stets bewußt war, dabei aber niemals die leitende Idee, das Endziel aus dem Auge verlor, die Erringung des Sozialismus, der für ihn den Sieg des Prinzips der Gerechtigkeit bedeutete. Jaurès war Idealist vor allem in dem Sinne, daß er sich bei den Tatsachen nicht deshalb beruhigte, weil sie Tatsachen waren, sondern daß er stets danach strebte, mit Hilfe der Tatsachen seine Ideale zu verwirklichen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 11 Ausgegeben am 10. Dezember 1915 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Bismarck und der Imperialismus.

Von K. Kautsky.

1. Bismarcks innere Politik.

Professor Hans Delbrück hat vor einigen Monaten ein Buch erscheinen lassen, das die Aufschrift trägt: »Bismarcks Erbe«.[1] Den Titel erklärt er folgendermaßen:

Das Erbe Bismarcks, das ist das Werk Bismarcks unter dem Gesichtspunkt seiner Fortführung. Man kann ein Werk nicht fortführen, ohne es zu kennen. Ich will Bismarcks Werk also untersuchen, beschreiben und darstellen, aber nicht wie es etwa die Aufgabe des Biographen ist oder die eines Historikers der unter Bismarcks Führung stehenden Geschichtsperiode, sondern unter dem Gesichtspunkt, inwiefern diese Periode die Vorstufe bildet für die nächstfolgende, die unsrige....

Bismarcks Werk ist die Erfüllung der deutschen Sehnsucht, die Herstellung des deutschen Nationalstaats vermöge der militärisch-politischen Kraft des preußischen Staates, die Verschmelzung des preußischen Gedankens mit dem deutschen. (S. 9, 10.)

Delbrück kommt zu dem Schlusse:

Bismarcks Erbe. Auf allen anderen Gebieten ist, wie wir uns überzeugt haben, sein Erbe verwaltet worden in seinem Sinne.... Hinausgegangen aber ist unsere Epoche über Bismarck vermöge unseres Überganges von der Kontinental- zur Weltpolitik. Sie hat sich damit von Bismarck entfernt, hat sie sich damit aber auch in Widerspruch zu ihm gesetzt? Das deutsche Volk wird heute einmütig antworten: es ist kein Widerspruch, es ist die Erfüllung. Ein Widerspruch wäre erst da, wenn man den nationalen Boden seiner Politik aufgeben, wenn man aus Deutschland einen Nationalitätenstaat machen oder in irgendeiner Form eine deutsche Weltbegemonie anstreben wollte. Das ist es, wovor er stets gewarnt, was er immer wieder abgelehnt hat. (S. 212, 213.)

Ähnliches ist vor Delbrück schon öfter gesagt worden, trotzdem ist sein Buch lesenswert wegen der Eigenart der Begründung seines Standpunktes und bemerkenswerter historischer Details, die er gibt. Er steht auch Bismarck nicht unkritisch gegenüber, hebt viele seiner schwachen Punkte sehr gut hervor. Der Gesamtauffassung Bismarcks und seines Werkes vermögen wir uns jedoch nicht anzuschließen. Es erscheint uns sehr anfechtbar, zu sagen:

Bismarcks Werk ist die Erfüllung der deutschen Sehnsucht, die Herstellung des deutschen Nationalstaats.

Kurz vor Delbrücks Schrift erschien ein biographischer Abriß Bismarcks von Valentin.[2] Dort heißt es richtiger vom Deutschen Reich:

[1] Hans Delbrück, Bismarcks Erbe. Berlin, Wien, Ullstein & Co. 220 Seiten.

[2] Veit Valentin, Bismarck und seine Zeit. (500. Bändchen der Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt«.) Leipzig, Berlin, B. G. Teubner. 133 Seiten. Preis 1 Mark.

Juristisch war dies Reich ungemein schwer zu fassen. Historisch-politisch ist das Werk Bismarcks schon leichter zu verstehen: es war Großpreußen, verbunden mit mehr oder weniger geschwächten, mit mehr oder weniger geschonten Mittelstaaten. (S. 79, 80.)

Das klingt sehr verschieden von der »Erfüllung der nationalen Sehnsucht«.

Valentins Schrift hat eine andere Aufgabe als die Delbrücks. Veröffentlicht zum 100. Geburtstag Bismarcks, dient sie mehr dem Kultus des nationalen Heros, doch ist auch sie nicht unkritisch. Valentin versucht, an allen Klippen vorbeizusteuern, seinen Helden zu verherrlichen und doch die großen Kämpfe, welche dieser ausfocht, in einer Weise zu schildern, die möglichst wenig eine der großen Parteien verletzt und es erlaubt, auch den neuen Kurs zu preisen, der an Stelle des alten getreten. So verschieden die Aufgabe, die sich Valentin setzte, von der der Delbrückschen Arbeit ist, er kommt schließlich auch zu dem Resultat, daß die neue Weltpolitik gleichzeitig Abwendung von Bismarck und Erfüllung seines Werkes ist:

Bismarck hatte gesagt, Deutschland ist saturiert. Wilhelm II. hat das Neue übernommen, dem Reiche einen Platz an der Sonne zu sichern, dessen Rang der deutschen Volkskraft, der deutschen Arbeit und der deutschen Kultur würdig wäre. ... Das Reich mußte sich, wenn es die Bismarckische Heroenzeit dem Geiste nach fortsetzen wollte, über seine europäische Sphäre hinaus behaupten, in allen Meeren, selbst auf die Gefahr des Kampfes und des Unterganges hin. (S. 128, 129.)

Welche Stellung man zu dieser Auffassung nimmt, hängt einmal davon ab, wie man Bismarcks Werk, und dann davon, wie man die heutige Weltpolitik betrachtet.

Bismarcks Werk zu erfassen, ist aber keine so einfache Sache.

»In Bismarck und Bismarcks Politik ist alles einheitlich,« sagt Delbrück. (S. 182.)

Das ist nur mit einem sehr erheblichen Körnchen Salz richtig.

Das Zeitalter Bismarcks ist eines gewaltiger ökonomischer und politischer Umwälzungen. Wer in einem solchen Zeitalter ein langes Menschenleben hindurch eine völlig einheitliche Politik treiben will, muß entweder auf dem Boden einer so wohlbegründeten Theorie stehen, daß auch die tiefsten Umwälzungen sie nicht erschüttern, oder er muß so bodenlos borniert sein, daß er über die anerzogenen Vorurteile der Jugend sein Leben lang nicht hinauszusehen vermag. Für Bismarck traf weder das eine noch das andere zu.

Allerdings, im tiefsten Grunde ist er stets der gleiche geblieben, Preuße, Edelmann (oder Junker, wie man gesagt hat) und Monarchist. Oder vielmehr spezifisch preußischer Edelmann und preußischer Monarchist. Es wäre schon zu theoretisch für ihn gewesen, sich im allgemeinen für die Monarchie zu erklären. Aber die Stärke und Macht des preußischen Königtums lag ihm stets am Herzen ebenso wie das Gedeihen des preußischen Adels. Darin war seine Politik einheitlich. Aber wäre sie darüber nicht hinausgegangen, man spräche heute nicht von Bismarcks Erbe. Seine großen Wirkungen gehen von dem aus, was nicht einheitlich an ihm ist.

Noch 1848 erscheint er als einer der fanatischsten und beschränktesten unter den Konservativen. Völlig verständnislos für die Forderungen der Zeit.

In dem Jahrzehnt darauf wird er ein völlig anderer. Es ist die Zeit, die ihn in engsten Verkehr mit dem Ausland bringt, ihn nach Paris und Petersburg führt. Was er dort sah, machte den größten Eindruck auf ihn und bildete ihn völlig um.

Das hat man zur Zeit der Anfänge des Bismarckschen Regimes deutlicher gesehen, als es heute geschieht. Man übertrieb, wenn man ihn einen bloßen Nachahmer des Bonapartismus nannte, aber eine Reihe der wichtigsten Anregungen hat er von diesem empfangen. Und daneben sind auch die russischen zu beachten.

Nicht nur das Regime Napoleons III. nach dem Zusammenbruch der Revolution, sondern auch das Alexanders II. nach dem Krimkrieg zeigte ihm, welche Kraft eine monarchische Gewalt in Zeiten der Umwälzung aus einer Politik schöpfen könne, die sich nicht auf bloße Unterdrückung beschränke, sondern die Gegensätze der Klassen dazu benutze, die eine durch die andere in Schach zu halten; und die ferner kühn genug sei, den aufstrebenden Klassen manche ihrer Mittel und Ziele zu entlehnen, freilich nur zu dem Zweck, die Gesamtheit dieser Ziele um so sicherer zu vereiteln und die Kraft der neuen Parteien zu lähmen, indem das monarchische Regime einen Teil ihrer Popularität auf sich ablenkt.

Wer Bismarck begreifen will, muß den Einfluß seiner französischen und russischen Lehrmeister in Betracht ziehen. Diese Einflüsse haben die Einheitlichkeit der Politik Bismarcks erheblich gestört.

So war zum Beispiel seine Polenpolitik nichts weniger als einheitlich. Delbrück bezeugt das selbst:

In der Revolutionszeit, wo die Polen voran auf allen Barrikaden kämpften, war er stark antipolnisch. (S. 153.)

Dann kam eine Zeit, in der er zwischen Verfolgungen und Konzessionen schwankte, »aber den eigentlichen Nationalitätenkampf nahm er doch erst gegen Ende seiner Laufbahn im Jahre 1886 auf«. Er tat dies, teils gedrängt von den Nationalliberalen, teils um »wieder ein leidliches Verhältnis zu Rußland zu gewinnen«.

Da konnte es kein besseres Mittel geben, als die Polen zu pressen. Eine deutsche Regierung, die einen Krieg mit Rußland erwartet oder sogar vorbereitet, wird vor allem suchen, sich die Polen freundlich zu stimmen, und man kann es als den stärksten Beweis, daß Deutschland den jetzigen Weltkrieg nicht gewollt hat, ansehen, daß es härtere und immer härtere Maßregeln bis zum Enteignungsgesetz gegen die Polen ergriffen hat. Ein Beweis klugen politischen Vorausseh ens war das gewiß ebensowenig wie die Bedrückung der Serben, Kroaten und Rumänen durch die Magyaren. (S. 153, 154.)

Wo sollen wir nun das Vorbildliche der Bismarckschen Polenpolitik suchen? Delbrück meint, Bismarck habe nur im polnischen A d e l, nicht aber in den polnischen B a u e r n und L a n d a r b e i t e r n eine Gefahr gesehen.

Bismarck war zwar äußerlich der Schöpfer, innerlich aber ein Gegner der deutschen bäuerlichen Kolonisation in den Ostmarken. Immer von neuem hat er öffentlich erklärt, daß er diese Politik nicht billige und daß sie dem, was er gewollt habe, nicht entspreche. (S. 146.)

Schon 1872 verlangte er in einem Erlaß an den Grafen Eulenburg nach Mitteln, »wie man jenen zahlreichen und an sich der Regierung zugeneigten Stand (den polnischen Bauernstand) von dem Einfluß des polnischen Adels möglichst emanzipieren könne«. (S. 149.)

Er wies da auf einen Weg hin, den vor ihm schon höchst energisch die russische Regierung gegangen war, die in dem polnischen Adel das Rückgrat der gegen den Zusammenhang Polens mit dem russischen Reiche ge-

richteten Bestrebungen erkannte. Nach dem Aufstand von 1863 beschloß die Regierung Alexanders II., sich die Zuneigung der polnischen Bauernschaft auf Kosten des Adels durch Mittel zu erwerben, die sehr revolutionär waren. Sie enteignete die rebellischen Adligen und überwies deren Boden der auf ihm ansässigen Bauernschaft.

Dieses Beispiel schwebte Bismarck offenbar vor, wenn er auf die Notwendigkeit hinwies, die polnische Bauernschaft auf Kosten des Adels freundlich zu stimmen. Daß seine wirkliche Polenpolitik ganz anders ausfiel, schreibt Delbrück dem Bedürfnis zu, die Stimmen der Nationalliberalen zu gewinnen, die um jeden Preis an Stelle des polnischen Adels nicht polnische, sondern deutsche Bauern zu setzen suchten. Bismarck äußerte sich einmal zu Kardorff in diesem Sinne. Es ist schon möglich, daß er diesem seine wirkliche Auffassung kundgab. Aber auch dadurch wird seine Polenpolitik weder einheitlicher noch vorbildlicher.

Noch auffallender als in der Polenpolitik der Einfluß russischer, tritt in der Wahlrechtspolitik Bismarcks der Einfluß bonapartistischer Politik zutage. Es kennzeichnete diese Politik, daß die erste Tat Napoleons nach dem Gelingen des Staatsstreichs vom 2. Dezember gleichzeitig die Verhängung des Belagerungszustandes über Paris und die Verleihung des allgemeinen Wahlrechts war.

Als Bismarck 1866 für den Deutschen Bund ein Parlament mit allgemeinem Wahlrecht forderte, wurde das sofort als eine Nachahmung des bonapartistischen Musters bezeichnet.

Engels schrieb darüber an Marx:

> Also der Suffrage universel coup (der Streich mit dem allgemeinen Stimmrecht) Bismarcks ist gemacht, wenn auch ohne Lassalle. Wie es den Anschein hat, wird der deutsche Bürger nach einigem Sträuben darauf eingehen, denn der Bonapartismus ist doch die wahre Religion der modernen Bourgeoisie. (Briefwechsel zwischen Engels und Marx, III, S. 312.)

Und über das Wahlrecht, das Bismarck später dem Norddeutschen Bund wirklich gab, äußerte sich Liebknecht 1869 in der vielbesprochenen Rede vom 31. Mai in Berlin:

> Als Bonaparte die Republik gemeuchelt hatte, proklamierte er das allgemeine Stimmrecht. Als Graf Bismarck dem preußischen Junkerparlamentarismus den Sieg verschafft, als er durch seine 1866er Erfolge das liberale Bürgertum in Preußen überwunden und Deutschland zerrissen hatte, tat er, was sein Vorbild fünfzehn Jahre vorher getan — er proklamierte das allgemeine Stimmrecht.
>
> Bei beiden Gelegenheiten besiegelte die Proklamierung, die Oktroyierung des allgemeinen Stimmrechts den Triumph des Despotismus. (Ausgabe 1889, S. 15.)

Daran ist so viel richtig, daß die Bismarcksche Politik ohne Hinblick auf ihr französisches Vorbild nicht begriffen werden kann. Bismarck selbst aber ebenso wie seine Kritiker übersahen, daß Gleiches nur unter gleichen Bedingungen gleiche Wirkungen erzeugt. Die Bedingungen hatten sich aber seit 1852 erheblich geändert.

Napoleon gab das allgemeine Stimmrecht nach der Junischlacht, nach dem Zusammenbruch der Revolution, in einer Zeit tiefster Depression der Arbeiterbewegung und ihres größten Mißtrauens gegen jede politische Tätigkeit. Es war die Zeit, in der der antipolitische Proudhonismus die Massen der denkenden Arbeiter Frankreichs gewann.

Bismarck gab das allgemeine Wahlrecht in einer Zeit, als die Wirkungen der Konterrevolution überwunden waren, die Arbeiter wieder Selbstbewußtsein gewonnen hatten und sich allenthalben mächtig regten.

Zunächst noch wichtiger aber wurde für die Wirkung des allgemeinen Stimmrechts in Deutschland, daß die politische Situation der Bauern im neuen Reich eine andere war als in Frankreich. Hier wie dort bildete die Landbevölkerung die große Mehrheit. In Frankreich zählte man 1864 in den Städten fast 11 Millionen Einwohner, auf dem Lande dagegen 27 Millionen. Im Deutschen Reich umfaßten zur Zeit seiner Begründung die Städte 13 Millionen Menschen, das flache Land 28 Millionen.

Auf dem Konservativismus der Bauern beruhte die Bedeutung des allgemeinen Stimmrechts für den Bonapartismus.

Wie die Bourbonen die Dynastie des großen Grundeigentums, wie die Orleans die Dynastie des Geldes, so sind die Bonapartes die Dynastie der Bauern, das ist der großen Volksmasse. (Marx, Der 18. Brumaire, 2. Auflage, S. 101.)

Ganz anders als in Frankreich wirkten die dynastischen, konservativen Tendenzen der Bauern im Deutschen Reiche. Es war kein Einheitsstaat, und die neue Zentralgewalt war nicht das Produkt einer Revolution wie der großen französischen, die den Bauern Freiheit und Boden gebracht hatte. Der konservative und dynastische Sinn der Bauern wurde hier zum Partikularismus, der dem Reiche mißtrauisch gegenüberstand und zum Teil in größter Abneigung gegenüber der neuen Zentralgewalt. Denn die Reichsverfassung schuf nicht eine Zentralgewalt, die über allen partikularen Gewalten stand, sondern sie machte — ein Unikum unter allen Staatsverfassungen — einen besonderen Partikularismus, den preußischen, zur Zentralgewalt über die anderen Partikularismen.

Dazu kam die religiöse Spaltung, die Deutschland von Frankreich unterschied. Für die übrigen Volksklassen war die Religion wohl so ziemlich Privatsache geworden. Das bäuerliche Geistesleben wurde indes noch von ihr beherrscht. Ist aber Frankreich ein einheitlich katholisches Land, so Deutschland halb katholisch, halb protestantisch. Und die katholischen Massen waren zur Zeit der Reichsgründung durch den Weg, auf dem diese erreicht wurde, aufs höchste erregt. Denn den Anfang dazu hatte die Ausschließung Österreichs gemacht. Im alten deutschen Bunde war die Vormacht das katholische Österreich gewesen, und die Katholiken hatten die Mehrheit gebildet. Das neue Reich setzte an Stelle der katholischen eine protestantische Vormacht und versetzte die Katholiken in die Minderheit. Im Deutschen Bunde hatten diese 28 Millionen gezählt. Von denen schied der Krieg von 1866 die 14 Millionen des österreichischen Bundesgebiets aus. Es standen im Reiche nur 15 Millionen Katholiken 25½ Millionen Protestanten gegenüber. Etwas über eine Million Katholiken waren in Elsaß-Lothringen neu hinzugekommen. Unter diesen Umständen wirkte die Bauernschaft in den nichtpreußischen und den katholischen Reichsteilen ganz anders als in Frankreich. Sie erhob sich in voller Widersetzlichkeit gegen das neue Regime.

War die entschlossene Opposition der Sozialdemokratie schon eine Überraschung, die das allgemeine Wahlrecht Bismarck wider Erwarten bescherte, so noch mehr der Widerstand des Zentrums. Bismarck fand bald, daß er sich gründlich verrechnet hatte, daß das neue Wahlrecht ihm äußerst unbequem wurde. Vergeblich suchte er durch wuchtige Axthiebe nach der Art

des Zauberlehrlings die Geister zu zerschmettern, die er gerufen. Er sollte sie nicht mehr loswerden und stand schließlich vor der Wahl, abzudanken oder durch einen Staatsstreich die Reichsverfassung umzustürzen. Er plante einen solchen. (Delbrück, S. 118, 119.)

Es bedarf heute keines Beweises mehr, daß die Bahn, die Bismarck einschlagen wollte, ins Verderben geführt haben würde. (Delbrück, S. 123.)

Durch seine erzwungene Abdankung wurde er daran verhindert.

Vergeblich fragt man sich, wo in allen diesen Wandlungen die Einheitlichkeit liegen soll und wo der Sinn, in dem Bismarcks Erben sein Erbe weiter zu verwalten hätten.

In der Tat finden wir, daß auch die Lobredner Bismarcks seine Größe weit mehr in seiner äußeren als in seiner inneren Politik sehen.

Der Biograph wird das persönlich Notwendige seiner Kirchen- und Arbeiterpolitik begreifen; im größeren geschichtlichen Zusammenhang gesehen ist das innere Leben des Reiches durch Bismarck nicht bloß bereichert, sondern auch verwirrt und erschwert worden. Das äußere Leben des Reiches hat er aber durch seine überlegene Leitung herrlich gesichert; hier in dem ursprünglichen Gebiet seines Wirkens blieb er der Größte. (Valentin, S. 109.)

Dem kann man mit einigen Vorbehalten zustimmen. Und doch soll wieder nach Bismarcks Verehrern seine äußere Politik dasjenige an seinem Werke sein, das am wenigsten fortzusetzen ist. Wie reimt sich das zusammen?

2. Bismarcks äußere Politik.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß Bismarcks Ziel in der äußeren Politik nicht die »Herstellung des deutschen Nationalstaats«, sondern die Schaffung eines »Großpreußen« war. Hat man sich damit abgefunden, dann erscheint Bismarcks äußere Politik in einem äußerst imponierenden Lichte. Weit mehr als von seiner inneren kann man von ihr sagen, sie sei einheitlich. Marx und Engels begannen früh nicht nur ihre Abhängigkeit vom Napoleonischen Vorbild, sondern auch ihre Überlegenheit über dieses zu erkennen.

So schrieb Engels am 9. Juli 1866 an Marx:

Die Geschichte, das heißt die Weltgeschichte wird immer ironischer. Gibt es etwas Feineres als diese praktische Verhöhnung Bonapartes durch seinen Schüler Bismarck, der, Krautjunker wie er ist, seinem Meister über den Kopf wächst und der ganzen Welt auf einmal handgreiflich macht, wie sehr on sufferance (bloß geduldet) dieser arbitre de l'Europe (Schiedsrichter Europas) existiert. (Briefwechsel, III, S. 332.)

Das Napoleonische Vorbild tritt auch in der Darstellung Valentins zutage, für die äußere Politik wie für die innere.

Bismarck galt den Vertrauten von früher jetzt schon (anfangs der sechziger Jahre) als Bonapartist; die Gewaltsamkeit, der Mangel an Ideologie, das nüchterne und berechnende Verhältnis zum Nationalproblem nähert in der Tat seine politische Art dem Napoleonischen Typus.

Man beargwöhnte ihn als den Schüler Napoleons III., der mit Staatsstreichrezepten aus Paris nach Preußen käme.... Es ist schwer, sich heute vorzustellen, wie die ganze Bismarcksche Reichsgründung die Zeitgenossen revolutionär und napoleonisch anmutete. (Valentin, S. 43, 46, 86.)

Trotzdem findet Valentin, das Kennzeichnende an dem Wirken Bismarcks sei sein deutscher Charakter gewesen:

Deutsch von Grund aus, einer von den großen Deutschen, der große Deutsche seiner Zeit, der Inbegriff ihres neuen, der Tat zugewendeten Deutschtums. (S. 4.)

Deutsch sein und bismarckisch sein ist dasselbe geworden. Er selbst ist ja so deutsch. (S. 133.)

Worin das Wesen eines echten Deutschtums besteht, wird sich schwer feststellen lassen, um so mehr, da der deutsche Volkscharakter schon nach Klassen und Landschaften äußerst mannigfaltig, auch wie der eines jeden Volkes, das eine Entwicklung durchmacht, in steter Wandlung begriffen ist.

Valentin selbst läßt erkennen, daß er unter dem Deutschtum Bismarcks nicht jenen Volkscharakter versteht, den dieser vorfand, sondern jenen, der sich im neuen Reiche entwickelte:

Bismarck hat die Deutschen erzogen, entschlossen, streng und wirklichkeitssicher zu sein. (S. 133.)

Danach könnte man also eher sagen, daß die Deutschen sich nach dem Vorbild Bismarcks bildeten, als daß dieser sich nach dem Vorbild eines idealen Deutschtums formte. Das Wort, daß »deutsch sein und bismarckisch sein dasselbe geworden« sei, würde dann nicht besagen, daß Bismarck »von Grund aus deutsch«, sondern daß der heutige Deutsche »von Grund aus« bismarckisch ist.

Bismarck sagte von sich selbst einmal (3. Juni 1866) zu dem italienischen Gesandten Govone in Berlin: »Ich bin viel weniger Deutscher als Preuße.« Dann wieder nannte er »sich selbst wiederholt einen Europäer«. (Delbrück, S. 152.)

Sicher ist, daß seine historischen Leistungen erst von der Zeit an beginnen, in der er seinen ursprünglichen eng preußischen Gesichtskreis zu einem europäischen erweitert hatte. Vieles von dem, was man später an ihm bewunderte, hat er mit anderen Staatsmännern seiner Zeit gemein. Neben den französischen und russischen, auf die wir hinwiesen, sind da noch die italienischen zu nennen. Soweit er größere Erfolge erzielte als diese, dankt er das vielfach nicht der eigenen Persönlichkeit, sondern der Kraft des Volkes, die hinter ihm stand. Doch wäre es unbillig, darob die Züge persönlicher Größe zu verkennen, die seine auswärtige Politik aufweist. Sie liegen jedoch weit weniger in seinen Erfolgen als in seinem Maßhalten bei seinen Erfolgen.

Er bewies es 1866 in den jetzt so oft erwähnten Kämpfen gegen den Generalstab und den König selbst um die Gewährung billiger Friedensbedingungen an Österreich. Weniger zurückhaltend zeigte er sich 1871, wo er die elsässische Amputation an Frankreich vornahm. Indessen ging er auch da nicht so weit wie der Generalstab:

Er hat im Versailler Frieden selbst Metz nur sehr ungern auf das Andringen Moltkes genommen. (Delbrück, S. 170.)

In dieser Mäßigung unterschied er sich sehr vorteilhaft zum Beispiel von Napoleon I. Dieser war freilich nicht bloß Staatsmann, sondern auch Feldherr. Und beider Aufgaben sind grundverschieden. Dieser hat den Feind zu vernichten, jener eine Basis des Zusammenlebens mit ihm zu finden. Und Napoleon I. verfügte über ein Reich, das jedem anderen an Kraft weit überlegen war. Dagegen war das Preußen, in dem Bismarcks Laufbahn begann und in dem er seine staatsmännische Kunst zuerst übte, der kleinste unter den Großstaaten seiner Zeit.

Im Jahre 1864 zählte Preußen nur 19 Millionen Einwohner, Frankreich dagegen 38 Millionen, Österreich über 34 Millionen, England 30 Millionen, Rußland etwa 70 Millionen.

Da erstand mit Notwendigkeit jene Politik, die für Bismarck kennzeichnend ist, stets danach zu trachten, nur mit einem Feind zu tun zu haben, ihn womöglich zu zweien anzugreifen und auf jeden Fall für ausgiebige Rückendeckung zu sorgen.

Diese Politik wurde nicht leicht nach dem großen Erfolg von 1870. Die Eroberung des Elsaß, die große militärische Kraft, die das neue Reich entfaltete, erweckten allgemeines Mißtrauen, wie es ehedem Ludwig XIV. und Napoleon I. hervorgerufen, die zu ihrer Zeit über die stärkste Landmacht Europas verfügten. Um dem Schicksal der beiden zu entgehen, die immer wieder mit starken Koalitionen zu kämpfen hatten, an denen sie sich schließlich verbluteten, trotz der glänzendsten Waffentaten, hielt er es für notwendig, sich mit der starken kontinentalen Stellung, die Deutschland errungen, zu begnügen. Ludwig XIV. und Napoleon I. waren daran gescheitert, daß sie auch zur See gewaltig sein wollten und dadurch Englands Feindschaft auf sich zogen, das die Seele der gegen sie gerichteten Koalitionen wurde.

Bismarck legte den größten Wert auf die Freundschaft mit England:

Im Reichstag selbst erklärte er (26. Januar 1889): »Ich betrachte England als den alten traditionellen Bundesgenossen, mit dem wir keine streitigen Interessen haben; — wenn ich sage: ‚Bundesgenossen', so ist das nicht in diplomatischem Sinne zu fassen; wir haben keine Verträge mit England — aber ich wünsche die Fühlung, die wir seit nun mindestens 150 Jahren mit England gehabt haben, festzuhalten, auch in kolonialen Fragen. Und wenn mir nachgewiesen würde, daß wir die verlieren, so würde ich vorsichtig werden und den Verlust zu verhüten suchen.« (Delbrück, S. 181.)

Er legte immer den höchsten Wert darauf, England nicht etwa auf die französische Seite hinüberzutreiben. (Delbrück, S. 185.)

Die letzten Jahre der Amtsführung Bismarcks fielen noch in die Anfänge der neuesten Kolonialära. Er stand ihr keineswegs verständnislos gegenüber. Der Kolonialhunger der neuen Ära erschien ihm aber vor allem wichtig als Mittel, feindlichen Koalitionen vorzubeugen, die Gegner zu spalten. Wenn die Furcht um Indien und Konstantinopel seit jeher England von Rußland getrennt hatte, so ermutigte er jetzt England, nach Ägypten zu gehen, wodurch er es mit Frankreich verfeindete, und Frankreich, die Hand auf Tunis zu legen, wodurch es Italien in die Arme Deutschlands trieb. Hätte Bismarck Miene gemacht, selbst energisch an dem kolonialen Wettrennen teilzunehmen und eine starke Flotte zu bauen, das Ergebnis wäre ein anderes gewesen. Er sah in der Kolonialpolitik der anderen das wirksamste Mittel, sie zu schwächen und zu spalten und dadurch Deutschlands Übermacht in Europa ohne die Katastrophe eines Weltkriegs aufrechtzuhalten.

Merkwürdigerweise sehen die Verehrer Bismarcks gerade hier die Achillesferse seiner Politik. Diese Politik sei unhaltbar geworden und habe Bankrott gemacht. Ein großes Kolonialreich sei auch für Deutschland notwendig geworden.

Mit diesem Schlusse sagt Delbrück nichts Neues. Bemerkenswert ist nur die Weise, wie er ihn begründet. (Schluß folgt.)

Der Parteitag der schweizerischen Sozialdemokratie.

Von Dionys Zinner.

Die schweizerische Sozialdemokratie hielt am 20. und 21. November in Aarau ihren zweiten Parteitag während der Kriegszeit ab. Während aber der vor Jahresfrist in Bern abgehaltene erste »Kriegsparteitag« ein solcher der Sammlung und Lebensäußerung, der Stellungnahme gegen den Krieg und für den Frieden, zugleich auch eine Kundgebung für die sozialdemokratische Internationale war, die gewissermaßen durch die Anwesenheit des gegenwärtig leider kranken Genossen Troelstra aus Amsterdam und seine hinreißende Rede für die Internationale personifiziert war, ging dem diesjährigen Parteitag ein »Krieg« in den eigenen Reihen, ein lebhafter Geisteskampf um wichtige Streitfragen voraus, die dann auf dem Parteitag selbst ihre Fortsetzung und vorläufigen Abschluß fanden. Die Internationale war offiziell vertreten durch die Genossin Balabanoff, die die Grüße und Glückwünsche der italienischen Partei überbrachte, und ferner durch Begrüßungstelegramme russischer und polnischer Genossen.

Die außerordentlich große Bedeutung des Aarauer Parteitags fand schon äußerlich ihren Ausdruck in der Anwesenheit von 460 stimmberechtigten Genossen, wovon 419 Delegierte waren. Mit zirka 30 weiblichen Delegierten erreichten auch die Genossinnen die bisherige stärkste Vertretung auf einem Parteitag.

Wichtige innere und äußere Fragen der Partei, des Frauenstimmrechts und des Arbeiterschutzes, des schweizerischen Militarismus, der Wirtschafts- und Finanzpolitik des Bundes beschäftigten den Parteitag, der aber zur Beratung und Beschlußfassung nur zwei Verhandlungstage zur Verfügung hatte, während ebensogut die Zeit von sechs Tagen hätte darauf verwendet werden können.

Erfreulicherweise hat sich die Organisation der schweizerischen sozialdemokratischen Partei bisher während der Kriegszeit gut behauptet, wenn sie auch nicht ganz ohne Schaden weggekommen ist. Die Zahl der Parteisektionen ist wohl in der Zeit vom 1. Juni 1914 bis 1. Juni 1915 um 37 von 609 auf 572 zurückgegangen, aber da es sich dabei mehrfach um die Verschmelzung mehrerer lokaler Parteiorganisationen zu einer einzigen einheitlichen Sektion handelt, bedeutet nicht der ganze Rückgang zugleich auch einen Verlust für die Partei. Die Mitgliederzahl aller Parteisektionen hat eine Verminderung um 3651 von 33 236 auf 29 585 erfahren, die gewiß an sich bedauerlich, aber angesichts der schlimmen Zeit für die Arbeiter noch erträglich ist. Viel schlimmer erging es der schweizerischen Gewerkschaftsbewegung, da der Gewerkschaftsbund Ende 1914 nur 57 390 Mitglieder zählte gegen 80 706 Ende 1913, also einen Verlust von 23 316 Mitgliedern erlitt, der zum großen Teil auf den Abgang ausländischer Mitglieder in ihre Heimat zum Militär- und Kriegsdienst zurückzuführen ist. In den Gewerkschaften sind eben die Ausländer absolut und relativ viel stärker vertreten als in der Partei.

Bei den inneren Fragen der Partei handelte es sich wieder einmal um Reorganisation, um die Änderung des Verhältnisses von Partei und Grütliverein. Damit hatte sich auch vor vier Jahren der Parteitag in Olten beschäftigt, und die völlige Unzulänglichkeit

seiner Reorganisationsarbeit verschuldete, daß nun neuerdings die Frage der Parteireorganisation auftauchte. In unserem damaligen Parteitagsartikel in der Neuen Zeit sagten wir das voraus mit den Schlußsätzen:

Es ist klar, daß damit das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Es ist das Schicksal des Grütlivereins, in der sozialdemokratischen Partei aufzugehen, da er so wenig wie diese nur Selbstzweck sein kann, sondern vielmehr bloß Mittel zum Zweck ist, der in der Befreiung der Arbeiterklasse besteht und der um so erfolgreicher gefördert werden kann, je einheitlicher, schlagfertiger und leistungsfähiger die gesamte Partei ist. (Neue Zeit, XXX, 1, S. 648.)

Diese unsere Kritik wurde von der damaligen Redaktion des Züricher »Volksrecht« zurückgewiesen, der Aarauer Parteitag von 1915 aber hat uns recht gegeben.

Um was es sich bei der diesmaligen Parteireorganisation handelte, zeigen die bezüglichen Beschlüsse des Parteitags. Nach den Anträgen der Berner Genossen wurde beschlossen, es sollen an den Orten mit mehreren Parteiorganisationen (sozialdemokratische Vereine, Arbeitervereine, Mitgliedschaften, Grütlivereine) auf dem Wege gegenseitiger freiwilliger Verständigung Verschmelzungen zu lokalen Einheitsorganisationen stattfinden, und zwar derart, daß die größere und lebenskräftigere Organisation am Orte die andere aufnimmt, aber ohne jeden Zwang von irgendeiner Seite. Weiter erfuhr das Parteistatut Abänderungen, nach denen die lokalen Sektionen des Schweizerischen Grütlivereins nun als solche der Partei direkt anzugehören haben wie andere Organisationen auch und nicht mehr durch den Grütliverein als Zentralverein, der vielmehr jetzt aus dem organisatorischen Rahmen der Partei ausgeschaltet ist. Ferner sind von nun an die Mitglieder der Geschäftsleitung der Partei vom Parteitag zu wählen, während bisher der Parteitag nur 6 und das Zentralkomitee des Grütlivereins 5 Mitglieder in die elfgliedrige Geschäftsleitung wählten. Damit hatte der Grütliverein fast die Hälfte der Mitglieder der Geschäftsleitung, während er mit seinen 10 000 Mitgliedern nur ein Drittel der rund 30 000 organisierten Parteigenossen ausmacht. Überdies wählten die Vertreter des Grütlivereins auf dem Parteitag auch noch die 6 anderen Mitglieder mit, so daß sie ein doppeltes Wahlrecht ausübten. Und dieser undemokratische Zustand mit seiner Privilegienwirtschaft, der mit der Sozialdemokratie unvereinbar ist, sollte nach der Meinung von Führern des Grütlivereins verewigt werden, das heißt so lange, bis die »natürliche Entwicklung« dem Grütliverein den Garaus macht, welcher Termin aber nie eintreten wird, da immer noch eine letzte Säule stehen wird, die von dem »natürlichen Ende« des Grütlivereins nichts wissen will.

Dabei handelt es sich in diesen Reorganisationskämpfen noch um etwas anderes, um einen »Richtungsstreit«. Es wurde auf dem Parteitag von Grütlivereinsseite offen zugegeben, daß der Grütliverein die Organisation der »gemäßigten« spezifisch schweizerischen Sozialdemokraten im Gegensatz zu den »Internationalen« sei. Eine solche organisatorische Scheidung der Richtungen muß aber zum Zusammenbruch einer Partei führen, während Gemeinschaftsarbeit Verständigung und Einheitlichkeit ergibt. Es war denn auch erfreulich, daß in der Abstimmung mit 393 gegen nur 37 Stimmen grundsätzlich die Parteireorganisation beschlossen wurde, wofür auch viele Grütlivereinsdelegierte stimmten. Ein anderes Re-

sultat ergab allerdings die zweite Abstimmung von unmittelbar praktischer Bedeutung, in der die Berner Anträge mit 273 gegen 127 Stimmen angenommen wurden, die auf die Anträge der Geschäftsleitung und der St. Gallener Genossen entfallen waren, nach denen sich der Parteitag grundsätzlich für die Reorganisation der Partei erklären und die Geschäftsleitung erst dem Parteitag von 1916 eine bezügliche Vorlage unterbreiten sollte.

Gesagt mag noch sein, daß gewiß die überwiegend große Mehrheit der proletarischen Mitglieder des Grütlivereins auf dem Boden des Klassenkampfes und der sozialistischen Internationale steht und wirkt.

Um den verschiedenen Richtungen in der Partei und den verschiedenen Landesteilen eine Vertretung zu ermöglichen, wurde die Mitgliederzahl der Geschäftsleitung von 11 auf 15 erhöht, die der Parteitag sofort wählte und wobei auch die Grütlianerrichtung 3 Vertreter erhielt.

Damit ist wieder ein Stück Reorganisationsarbeit zur Vereinheitlichung und Demokratisierung der schweizerischen Sozialdemokratie vollbracht, und indem der Zentralpräsident des Grütlivereins, Genosse Pflüger, die Wahl in die neue Geschäftsleitung annahm, ist auch die Annahme gegeben, daß sich der Grütliverein mit der neuen Ordnung in der Partei abfinden wird. Die Hoffnung der Gegner auf eine Spaltung der schweizerischen Sozialdemokratie, die freilich erst durch die leichtfertige Drohung von Führern des Grütlivereins mit dessen Lostrennung von der Partei geweckt wurde, wird nicht in Erfüllung gehen.

Auch bei der Beratung über die Internationale Sozialistische Konferenz von Zimmerwald (5. und 6. September 1915) platzten die Geister lebhaft aufeinander. Die Mehrheit der Geschäftsleitung (8 Mitglieder) hatte gegen die Zimmerwalder Konferenz in der Parteipresse eine Erklärung veröffentlicht und damit in weiten Parteikreisen viel böses Blut gemacht. Die Minderheit der Geschäftsleitung erklärte sich für die Zimmerwalder Konferenz, und entsprechende Anträge von ihnen lagen auch dem Parteitag vor. Anträge der Parteiversammlung der Genossen der Stadt Zürich und des Sozialdemokratischen Parteitags des Kantons Neuenburg lauteten auf Zustimmung zur Zimmerwalder Konferenz. Diese Anträge haben folgenden Wortlaut:

1. Züricher Antrag: Der Parteitag begrüßt den Zusammentritt der Konferenz von Zimmerwald, stimmt ihren Beschlüssen zu und beschließt, die von der Konferenz angestrebte Aktion soviel als möglich ideell und materiell zu unterstützen.

2. Neuenburger Antrag: In Erwägung, daß der wirtschaftliche Ruin, dem Europa entgegengeht, einen allgemeinen Niedergang verursacht, begrüßt die sozialdemokratische Partei des Kantons Neuenburg mit Freuden jeden Versuch zur Wiederherstellung der internationalen Beziehungen und besonders die Konferenz in Zimmerwald. Die Partei bedauert, daß sich die schweizerische Geschäftsleitung dort nicht offiziell vertreten ließ. Sie verlangt, daß der Aarauer Parteitag der Internationalen Sozialistischen Kommission seine moralische und finanzielle Unterstützung gewähre.

Die Partei entbietet allen Genossen in den kriegführenden Ländern, die den Grundsätzen der Internationale und des Klassenkampfes treu geblieben sind, die herzlichste Sympathie. Die Partei fordert einen Frieden auf der Grundlage der von der Zimmerwalder Konferenz ausgesprochenen Prinzipien und ist der Ansicht, daß dieser Frieden nicht erreicht werden kann durch die Fortsetzung des Krieges ——.

Die Stimmung auf dem Parteitag war derart, und die Debatte gestaltete sich so, daß sich Genosse Greulich veranlaßt sah, den Mehrheitsantrag der

Geschäftsleitung gegen die Zimmerwalder Konferenz zurückzuziehen. Dagegen bekämpften er und andere Genossen den Schlußsatz des Neuenburger Antrags, der aber in der Abstimmung mit 258 gegen 141 Stimmen angenommen wurde. Hierauf fanden beide Anträge von Zürich und Neuenburg mit 330 gegen 51 Stimmen Annahme. Um diesem Beschluß auch sofortige praktische Folge zu geben, wurden der Internationalen Sozialistischen Kommission in Bern aus der Parteikasse 300 Franken als erste Rate bewilligt.

Wichtige Militärreformen wurden diskutiert auf bezügliche Anträge verschiedener Sektionen hin. So beantragte die sozialdemokratische Partei der Stadt Zürich die Aufstellung eines Initiativbegehrens betreffend die Nichtanwendung des Militärstrafrechts und der Militärgerichtsbarkeit in Friedenszeiten. Den Antrag haben drakonische Urteile der Kriegsgerichte während der Mobilisationszeit wie auch eine wahre Verfolgungs- und Prozeßsucht der Heeresverwaltung zum Beispiel auch gegen die Presse hervorgerufen. Der vom Parteitag einstimmig gefaßte Beschluß lautet:

Der Parteivorstand wird beauftragt, dahin zu wirken, daß die Abschaffung oder gründliche Änderung des Militärstrafrechts und der Militärgerichtsbarkeit noch während der Mobilisation möglich wird. Der Parteitag bevollmächtigt den Parteivorstand, sowohl eine bezügliche Verfassungsinitiative einzuleiten, als auch die Schaffung der Gesetzgebungsinitiative anzustreben, um einer allfälligen Verschlechterung des Rechtes entgegentreten zu können.

Gegen die Ansprüche des Offizierkorps des schweizerischen Volksheeres und gegen den von der Heeresleitung zielbewußt gezüchteten »feudalen« Kastengeist der Offiziere und Unteroffiziere richtete sich ein Antrag der Luzerner Genossen, der einmal vom Staate die unentgeltliche Lieferung der gesamten Ausrüstung, Bekleidung und Bewaffnung aller Wehrmänner verlangt, wobei wie bisher die Waffe in den Händen des Wehrmannes (in seiner Privatwohnung) bleiben, und nach dem ferner Verpflegung und Besoldung für Offiziere und Mannschaften die gleichen sein sollen. Auch zur Verwirklichung dieser Forderungen soll von der Geschäftsleitung noch während der gegenwärtigen Mobilisation eine Initiativbewegung eingeleitet werden. Mit 211 gegen 128 Stimmen, die auf einen anderen, allgemeiner gehaltenen Antrag fielen, wurde vom Parteitag der Luzerner Antrag angenommen.

Ein Antrag von Zürich-Wiedikon wandte sich gegen die Ablehnung des Budgets durch die sozialdemokratische Nationalratsfraktion und erklärte diese Ablehnung als »undemokratisch, unsozialistisch und unschweizerisch«. Der Antrag mag hier nur als Kuriosum erwähnt sein, denn auf dem Parteitag wurde er noch rechtzeitig zurückgezogen, ehe ihn das sichere Schicksal eines heiteren Begräbnisses ereilen konnte.

Leider blieb auch dem Parteitag keine Zeit zur gründlichen Behandlung des sehr wichtigen und weitschichtigen Themas von der Wirtschaftspolitik und der Finanzreform des Bundes. Der Referent, National- und Regierungsrat Wullschleger-Basel hatte dazu dem Parteitag eine ganze Reihe orientierender Leitsätze vorgelegt, die er in der ihm zur Verfügung gestellten kurzen Zeit etwas näher beleuchtete. Er fordert vom Bund die Sicherstellung der Versorgung der Bevölkerung mit

den notwendigsten Nahrungsmitteln, Rohstoffen und Bedarfsgegenständen durch geeignete Maßnahmen und Einrichtungen in Verbindung mit den Kantonen, Gemeinden, Konsumvereinen usw., so in erster Linie durch ein staatliches Getreidemonopol unter Ausschluß aller fiskalischen und anderen brotverteuernden Tendenzen. Die Bundesverwaltung soll vereinfacht und verbilligt werden, um hier Ersparnisse machen zu können. Die Zölle als indirekte Konsumsteuern werden abgelehnt, ebenso die Finanzzölle. Bezüglich der Finanzreform werden auch fiskalische Monopole abgelehnt, dagegen zum Beispiel das Tabakmonopol auch für die Sozialdemokratie als annehmbar erklärt, wenn sein Ertrag zu sozialpolitischen Zwecken, so zur Finanzierung der Alters- und Invalidenversicherung, verwendet wird. Die durch die Mobilisationskosten erforderliche Vermehrung der Einnahmen des Bundes soll durch die Einführung einer direkten progressiven Bundessteuer auf Vermögen und Einkommen erreicht werden. Mit dieser Forderung deckte sich auch ein Antrag der Berner Genossen, der noch ein ausreichendes steuerfreies Existenzminimum und amtliche Ermittlung der Vermögen verlangt und für die Durchsetzung dieser Forderungen die Einleitung einer Initiativbewegung will, für die der Parteivorstand einen Entwurf ausarbeiten und dem nächsten Parteitag zur endgültigen Entscheidung vorlegen soll. Nach kurzer Debatte wurde den Thesen Wullschlegers wie dem Berner Antrag einstimmig zugestimmt und ferner auch einem Antrag Sigg-Zürich, der die einseitigen kapitalistisch-agrarischen Kriegsunternehmen des Bundesrats verurteilt und von nun an Berücksichtigung der Arbeiterinteressen fordert.

Der Antrag des sozialdemokratischen Frauenvereins Bern auf Einleitung einer Initiativbewegung für die Einführung des Frauenstimmrechts fand durch folgenden Beschluß seine vorläufige Erledigung:

> Der Parteitag vom 20./21. November 1915 erachtet den Zeitpunkt für eine energische Bewegung für das Frauenstimmrecht für gekommen und fordert die kantonalen sozialdemokratischen Parteien auf, die Initiative für das Frauenstimmrecht auf kantonalem und kommunalem Gebiet zu unterzeichnen.

Auf einen bezüglichen Antrag mehrerer Arbeiterinnenvereine beschloß der Parteitag, die sozialdemokratische Nationalratsfraktion zu beauftragen, im Nationalrat bald einen Antrag einzubringen auf Erlaß eines Gesetzes zum Schutze der Heimarbeiter mit Lohnämtern, die Minimallöhne aufstellen sollen.

Der sozialdemokratischen Jugendorganisation wurde der Jahresbeitrag aus der Parteikasse von 800 auf 1500 Franken erhöht. Sie ist die einzige Organisation der schweizerischen Arbeiterbewegung, die in der Kriegszeit einen erfreulichen Aufschwung erlebt.

Einstimmigen Protest erhob schließlich der Parteitag gegen die militärgerichtlichen Verfolgungen unserer Parteipresse, der alle Sympathie und Unterstützung zugesagt wurde.

So hat der Aarauer Parteitag der schweizerischen Sozialdemokratie reiche und gute Arbeit geleistet. Die Vereinheitlichung und Demokratisierung der Partei ist wieder um ein Stück gefördert und durch die neue Geschäftsleitung Gewähr für eine selbständige und kraftvolle Tätigkeit im Interesse der schweizerischen Arbeiterschaft und für die Neuerstarkung der Partei geboten. An der sozialistischen Internationale soll entschlossen festgehalten werden. Für Frauenstimmrecht und Arbeiterschutzgesetzgebung sind neue

Richtlinien gegeben, dem überwuchernden schweizerischen Militarismus der Kampf angesagt und gegen die kapitalistisch-agrarische Politik der indirekten Steuern der herrschenden Klassen der Weg der direkten Bundessteuer gewiesen, der mit der Kriegssteuer bereits erfolgreich betreten wurde. Nun gilt es, diese wichtigen politischen Beschlüsse auch baldmöglichst zum Wohle des gesamten lohnarbeitenden Volkes in die Tat umzusetzen!

Der Krieg und der Sozialismus.

Von Gustav Eckstein.

(Fortsetzung und Schluß.)

5. Die Wirtschaft nach dem Kriege.

Die wirtschaftliche Situation, in der sich Deutschland und Österreich heute befinden, bietet manche Ähnlichkeit mit der Lage Englands während des mehr als zwei Jahrzehnte dauernden Krieges gegen die französische Republik und dann gegen Napoleon. Das Studium der ökonomischen Wirkungen dieses Krieges auf England ist daher jetzt von besonderer Bedeutung und Aktualität.

Noch im Jahre 1815, unmittelbar vor dem endgültigen Friedensschluß, konnte der englische Statistiker Colquhoun voll Stolz feststellen:[20]

In der Geschichte des britischen Reiches ist eine Ära eingetreten, die Hilfsquellen offenbart, welche die Verwunderung, das Erstaunen und vielleicht den Neid der zivilisierten Welt erregt haben. Die unglaublich großartige Anhäufung von Eigentum, die während eines Krieges von noch nicht dagewesener Kostspieligkeit mit einer Raschheit vor sich ging, die die Erwartungen der sanguinischsten Beurteiler übertraf, macht sie zum interessanten Gegenstand der Forschung.

Nur wenige Jahre später aber schrieb ein anderer kompetenter und genauer Beobachter, Joseph Lowe, über die ökonomischen Wirkungen desselben Krieges:[21]

Der Krieg, der früher als eine Zeit der Not und Verarmung betrachtet wurde, gewann jetzt den Anschein einer Prosperitätsperiode. Er schloß allerdings mit einem großen Zuwachs zu unsern ständigen Lasten, aber auch mit einem Wachstum unseres nationalen Einkommens, das jenen völlig aufzuwiegen und unsern Verlust auf den unserer tapferen Landsleute zu beschränken schien, die im Kampfe gefallen waren. Der Friede, dachten wir, würde eine Befestigung der Vorteile bringen, die wir auf dem Schlachtfeld gewonnen und im Friedensvertrag festgelegt hatten; aber das Ergebnis war ein ganz anderes: jedes folgende Jahr hat neue finanzielle Verlegenheiten ans Licht gebracht, neue Verluste in unseren materiellen Hilfsquellen.

Tatsächlich hatte bei Ausbruch des Krieges im Jahre 1793 in England eine allerdings nicht sehr bedeutende Kreditkrise eingesetzt. Diese war aber, wie Tooke nachgewiesen hat,[22] nicht so sehr eine Folge der Kriegserklärung, als der Überspekulation und der übermäßigen Papiergeldausgabe in Europa und Amerika. Während des Krieges hat sich zum allgemeinen Staunen das Wirtschaftsleben Englands trotz verschiedener Schwankungen sehr wesentlich gehoben. Vom Friedensschluß erwartete daher jedermann ein gewaltiges Aufblühen besonders der englischen Industrie. Wie groß mußte daher das

[20] P. Colquhoun, Treatise on the Wealth. Power and Resources of the British Empire, 2. Auflage, London 1815, S. 49.

[21] Joseph Lowe, The present State of England, 2. Auflage, London 1823, S. 20.

[22] Thomas Tooke, A History of Prices, London 1838, 1. Band, S. 177.

Staunen sein, als genau das Gegenteil eintrat. England erlebte nach dem so lang ersehnten Friedensschluß seine erste große Krise, die ein Jahrzehnt lang, bis nach 1824, wie ein Alp auf dem Wirtschaftsleben lastete und trotz gelegentlicher Belebung des Handels in den Jahren 1817 und 1818 nicht weichen wollte.

Das Staunen über diese merkwürdige Erscheinung und ihre sozialen Folgen füllt die nationalökonomische Literatur jener Jahre. Am deutlichsten zeigen sich seine Spuren wohl in Robert Malthus' „Principles of Political Economy" (die erste Auflage erschien 1820). Die ganze Theorie dieses Autors von der Bedeutung des unproduktiven Konsums für die Volkswirtschaft stützt sich auf die Erfahrungen der Zeit unmittelbar nach 1815.

In der Tat übte er damit nur eine unzulässige Verallgemeinerung einer richtigen Beobachtung. Die Volkswirtschaft Englands hatte sich während der Kriegsjahre in hohem Maße auf die Bedürfnisse der Kriegswirtschaft eingerichtet. Plötzlich war sie nun durch den Friedensschluß vor die Aufgabe einer neuen »Umschaltung« gestellt. Diese ist aber viel schwieriger als die erste. Denn beim Kriegsausbruch wird die ungeregelte, schwer zu übersehende Nachfrage des freien Marktes zum großen Teil ersetzt durch die von vornherein geregelte und übersichtliche Nachfrage des Staates, der differenzierte nnd schwankende Bedarf der Privaten durch den Konsum der Armeeverwaltung an Massengütern möglichst gleichmäßiger Beschaffenheit. Beim Friedensschluß hingegen dreht sich das Verhältnis um. Die Industrie, die sich gewöhnt und darauf eingerichtet hat, auf Bestellung Massengüter zu produzieren, ist nun plötzlich wieder darauf angewiesen, den höchst mannigfaltigen Bedürfnissen ihrer privaten Kunden Rechnung zu tragen und sich die Abnehmer für ihre Waren erst zu suchen, im Konkurrenzkampf zu erjagen.

Wie schwer die Umschaltung von der Kriegs- zur Friedenswirtschaft ist, das mußten die englischen Industriellen und Kaufleute nach dem Friedensschluß von 1815 zu ihrer schmerzlichen Überraschung erfahren. Und doch lagen damals die Verhältnisse in mancher Beziehung viel besser als heute für Deutschland.

Zunächst spielte die kapitalistische Industrie im damaligen Wirtschaftsleben Englands erst eine verhältnismäßig geringe Rolle, die landwirtschaftliche und handwerksmäßige Produktion gaben der Volkswirtschaft noch stark ihr Gepräge. Weiter war die Zufuhr von Rohstoffen, die damals noch nicht entfernt die Rolle spielte wie heute, nie in dem Maße behindert wie jetzt in Deutschland. Mit seinen Kolonien und bis auf kurze Zeit mit Amerika hatte England stets freien Verkehr, und mit dem Kontinent blühte auch während der Kontinentalsperre ein schwunghafter Schmuggelhandel. Ein weiteres wichtiges Moment ist, daß die Länder, mit denen England damals Handel trieb, vorwiegend Agrarländer waren, deren Wirtschaft durch den Krieg zwar geschädigt, aber in ihrem Charakter nur wenig verändert wurde. Und endlich war der Markt für die englischen Industrieprodukte auch deshalb leichter übersehbar, weil es sich dabei hauptsächlich bloß um Textilfabrikate handelte.

Für das heutige Deutschland liegen die Dinge viel komplizierter. Seine Wirtschaft ist ganz kapitalistisch geworden, auch die Agrarproduktion. Der Handelsverkehr mit dem Ausland spielt in Friedenszeiten eine riesige Rolle, ist aber jetzt durch den Krieg sehr eingeschränkt, mit dem größten Teil der

Welt fast ganz unterbunden. Dabei sind die Länder, mit denen Deutschland hauptsächlich Handel treibt, kapitalistisch ebenfalls hoch entwickelt, der Krieg hat auch in ihr Wirtschaftsleben sehr tief und erschütternd eingegriffen, und bei diesem Handelsverkehr handelt es sich nicht um wenige große Kategorien von Fertigfabrikaten, sondern um eine außerordentliche Mannigfaltigkeit von Artikeln, zu denen in hervorragendem Maße Produktionsmittel gehören, Maschinen, Eisenbahnmaterial, Halbfabrikate der Metall- und Textilindustrie usw.[23]

In normalen Friedenszeiten wird die kapitalistische Produktion durch die Preise reguliert. Sie sind die Grundlage aller Rentabilitätsberechnungen. Erst wenn die Preise der Rohmaterialien und Hilfsstoffe, der Maschinen und Baulichkeiten und ihre faktische und moralische Abnützung bekannt sind, läßt sich ein Überschlag über die möglichen Festsetzungen der Preise des Fabrikats aufstellen, und dieser liefert erst wieder die Grundlage für die Kalkulationen über den möglichen Absatz und damit über den zu wählenden Umfang der Produktion. Je komplizierter das Wirtschaftsgetriebe, je größer insbesondere die Produktionsumwege, desto schwieriger werden diese Berechnungen. Wer heute einen Hochofen anlegt, kann noch nicht berechnen, wie groß der Bedarf nach den fertigen Eisenbahnschienen sein wird, für die das Roheisen hier gewonnen werden soll, und ebensowenig kann er überblicken, mit welcher Konkurrenz er dann wird zu rechnen haben. Dadurch kommt in all diese Kapitalinvestitionen ein rein spekulatives Moment, das heute nur dadurch eingeschränkt wird, daß die so gewaltig fortschreitende Organisierung unseres Wirtschaftslebens ein gewisses Gegengewicht bietet. Aber auch die Kartelle, Syndikate, Trusts usw. und die Banken sind bei ihren Kalkulationen stets darauf angewiesen, von der festen Grundlage der Preise auszugehen. Freilich müssen sie dabei immer die möglichen Veränderungen bis zum Lieferungstermin in Rechnung stellen; aber Erfahrung und Statistik geben auch dafür gewisse Anhaltspunkte.

Nach welchen Richtpunkten soll sich aber die Produktion richten, wenn dieser Krieg endet? Die Handelsbeziehungen mit dem Ausland sind abgerissen. In jedem Lande hat die Wirtschaft während der Kriegszeit ihre eigenen Wege eingeschlagen, die uns nur sehr unvollkommen zur Kenntnis gelangen. Die Kriegswirtschaft hat in ihnen allen, auch in den neutralen Ländern, ganz abnorme Verhältnisse geschaffen, die Preisbildung in vollständig neue Bahnen gelenkt. Wer kann heute sagen, was nach dem Kriege zum Beispiel amerikanisches Kupfer, australische Wolle, ägyptische Baumwolle, russisches Petroleum kosten, wie hoch die Frachtsätze sein, ja auch nur, welche Zollverhältnisse herrschen werden und welche Nachfrage nach diesen Gütern auftreten wird? Wer wird auch am Tage des Friedensschlusses berechnen können, wohin er mit Aussicht auf Erfolg Waren exportieren kann und zu welchen Preisen? Ganz abgesehen von möglichen Boykotten, Frachttarifschikanen usw. weiß niemand, wie rasch sich die Industrie des eigenen und des fremden Landes den neuen Verhältnissen wieder anpassen wird, wie rasch die Konkurrenten aus anderen Ländern ihre Waren werden auf diesen

[23] Auf die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich hieraus nach der Beendigung des Krieges ergeben werden, hat auch Genosse Hue in einem interessanten Artikel »Was kommt nach dem Kriege« in der Essener »Arbeiterzeitung« vom 4. Oktober hingewiesen.

Markt werfen können. Wird doch sogar in der Bewertung der Währungen und in den Wechselkursen die heilloseste Konfusion herrschen. Doch selbst wenn man von den Rohstofflieferungen, den Absatzschwierigkeiten, den Währungskalamitäten absieht; wer kann berechnen, wie die heute durch Beschlagnahmen, durch Höchstpreisnormen usw. behördlich stark beeinflußten Preise aussehen werden, wenn wieder der Verkehr freigegeben wird?

Hier werden an die Leistungsfähigkeit unserer ökonomischen Führer ungeheure Anforderungen gestellt werden. Für den theoretischen Nationalökonomen wird es sicherlich die interessanteste Zeit werden, die er überhaupt erleben kann. Den Praktiker, der für die Mißgriffe und Fehlschläge verantwortlich wird, beneide ich nicht. Man hat über die Anpassungs- und Organisationsfähigkeit besonders der deutschen Industrie viel gesprochen, und sie hat sich auch gewiß in hohem Maße bewährt und ausgezeichnet. Die wirklich großen und ernsten Probleme werden aber erst nach dem Friedensschluß an sie herantreten. Dann wird die berühmte deutsche Organisationsfähigkeit zu zeigen haben, was sie zu leisten vermag.

6. Organisierung der Wirtschaft und Bedarfsdeckungswirtschaft.

An Ansätzen und Versuchen zu einer zentralen Beherrschung unseres Wirtschaftslebens hat es ja auch schon früher nicht gefehlt. Ein stets wachsender Teil unserer Gesetzgebung verfolgt diesen Zweck. Neben der Handels- und Zollgesetzgebung und dem Gewerberecht kommt da vor allem die Sozialgesetzgebung in Betracht, die Bestimmungen über Währung, Bankwesen usw., weiter aber auch die gesetzlichen Regulierungen der Erwerbstätigkeit öffentlicher Körperschaften, zum Teil auch die Steuergesetzgebung. Damit kommen wir aber auch schon auf das Gebiet der Verwaltungstätigkeit des Staates, die sich ja ebenfalls immer mehr auch auf das wirtschaftliche Gebiet erstreckt. Neben die offizielle Gesetzgebung durch legislative Körperschaften und die Verordnungen der Behörden hat sich aber besonders in den letzten Jahren eine Erscheinung gedrängt, die Plenge mit Recht eine »private Gesetzgebung unterderhand« genannt hat.[24] Er meint damit die Vorschriften, die Kartellleitungen den Mitgliedern aber auch den Lieferanten und Abnehmern über Produktion, Preise, Zahlungsbedingungen usw. machen, oder die die Banken ihren Kunden vorschreiben, und die, wenn die Macht dieser Wirtschaftsfaktoren groß genug ist, ganz den Charakter allgemein verbindlicher Gesetze annehmen. Vor allem hat aber Plenge dabei die Politik der Großbanken und besonders der Reichsbank im Auge. Er meint, dieses Institut sei an einem Wendepunkt seiner Geschichte angelangt »von der Methode der sozusagen mechanischen Beeinflussung der inneren Marktbewegung und der Zahlungsbilanz unseres Wirtschaftslebens zu der Methode der Eingriffe in den ganzen Geschäftsbetrieb der großen Kunden und Konkurrenten, die sich zwar formal als eine Methode der freundlichen Ratschläge und Anregungen gibt, die aber material anderen neue Geschäftsgrundsätze zur Erleichterung und Begünstigung der eigenen Geschäftsführung aufzwingen will«.[25]

Neben diesem mächtigen Zentralnoteninstitut hat sich in der letzten Zeit vor dem Kriege, teils mit ihm konkurrierend, teils aber auch in Zusammen-

[24] Vergl. Dr. Johann Plenge, Von der Diskontpolitik zur Herrschaft über den Geldmarkt. Berlin 1913. S. 51.

[25] A. a. O., S. 1.

arbeit mit und in Abhängigkeit von ihm, das sogenannte Konditionenkartell der großen Kreditbanken etabliert, und diese Mächte zusammen konnten tatsächlich schon vor dem Kriege auf das gesamte Wirtschaftsleben einen mächtigen Druck ausüben, sie konnten ihm die Richtung weisen, wenn sie es vielleicht auch nicht gern sahen, daß man ihre Herrschaft an die große Glocke hängte.

Charakteristisch dafür sind zum Beispiel die Ausführungen, mit denen auf dem Münchener Bankiertag der jetzige Staatssekretär Helfferich, der damals noch an der Spitze eines der größten Bankinstitute stand, Herrn Bernhard antwortete, der davon gesprochen hatte, die Bankdirektoren seien zum großen Teil bereits mehr als bloß Leiter unserer Banken, sie seien vielfach bereits die Leiter der deutschen Volkswirtschaft.

»Da klingt mir ein Wort im Ohr,« antwortete bescheiden Herr Helfferich,[26] »das Herr Bernhard gesprochen hat und das mich frappiert hat. Ich kam mir selbst einen Augenblick viel größer und mächtiger vor, als ich es jemals geträumt habe. Herr Bernhard hat behauptet, wir Bankiers seien die Leiter der deutschen Volkswirtschaft. Meine Herren, an dem Größenwahn haben wir bisher nicht gelitten. (Heiterkeit und Sehr gut!) Leiter der deutschen Volkswirtschaft! Bedenken Sie, was das heißt! Ich behaupte, nicht einmal unsere hohe Staats- und Reichsregierung mit allen ihren Machtmitteln, mit dem ganzen Apparat der Wirtschaftspolitik in der Hand, kann die deutsche Volkswirtschaft leiten. Da sind Kräfte im Spiel, die über menschliches Vermögen hinausgehen. Was wir können, ist, daß wir beobachten, sorgfältig und gewissenhaft beobachten, was um uns vorgeht, etwa wie ein Astronom den Himmel; daß wir uns ein Bild zu machen suchen über das, was kommt und kommen muß; daß wir unsere Dispositionen danach einrichten; daß wir die Entwicklungen, die uns erfreulich erscheinen, zu fördern und zu unterstützen suchen und für uns den legitimen Vorteil daraus ziehen; daß wir die Entwicklungen, die uns unerfreulich scheinen und die leider auch kommen und leider immer wieder kommen, vorherzusehen suchen, abzumildern suchen. Aber die Volkswirtschaft leiten, das ist etwas anderes. Diese Vermessenheit besitzen wir nicht. (Sehr gut!)

Es handelt sich eben um das Maß, in dem die Banken und besonders das Zentralinstitut imstande sind, die ihnen erfreulich erscheinenden Entwicklungen zu fördern, die unerfreulichen abzumildern. In dieser Hinsicht dürfte aber der Krieg die Macht der Banken wesentlich erhöht haben. Vor allem fördert und beschleunigt er die Konzentration des Bankkapitals, aber auch die der industriellen Betriebe. Weiter bringt er aber das ganze Geschäftsleben in verstärkte Abhängigkeit von den Vermittlern des Kredits, den Banken. Diese Abhängigkeit wird nach dem Friedensschluß noch sehr wesentlich steigen.

Es ist ja nicht richtig, wie oft behauptet wird, daß die Kosten des Krieges aus den »Ersparnissen« der Nationen bestritten werden. Der Krieg wird tatsächlich zum großen Teil auf Kosten des konstanten, besonders auch des fixen Kapitals geführt.[27] Abgesehen von den Zerstörungen von Baulichkeiten, Maschinen, Bergwerken, Eisenbahnen usw. durch den Krieg findet die sonst normale Erneuerung des fixen Kapitals während der Kriegszeit nur in sehr geringem Maße statt, und zugleich wird ein Teil des vorhandenen fixen Kapitals teils umgestaltet für die Zwecke der Kriegslieferung, teils ruhen gelassen, was oft eine Schädigung bedeutet, teils wieder über-

[26] Zitiert bei Plenge, a. a. O., S. 407.

[27] Vergl. Mai, Kriegswirtschaft, Heft 3 bis 5 dieses Jahrgangs der Neuen Zeit.

mäßig in Anspruch genommen. Nach dem Friedensschluß wird eine möglichst rasche Erneuerung des fixen Kapitals unbedingt zur Wiederaufnahme des normalen Wirtschaftslebens erforderlich sein. Es wird aber nicht nur an den Maschinen usw. fehlen; das Kapital, das im normalen Verlauf des kapitalistischen Wirtschaftslebens aufgeschatzt und zur Ersetzung der verschlissenen Maschinen, Baulichkeiten usw. bestimmt wurde und das in der Zeit bis zu seiner endgültigen Festlegung nur zu kurzfristigen produktiven Anlagen Verwendung fand, ist unterdessen in Kriegsanleihen angelegt.[28] Der Zinsfuß wird schwindelnde Höhen erreichen, das Geschäft der Banken wird, nachdem sie schon an der Emission der Anleihen so schön verdient, abermals herrlich blühen, und die gesamte Industrie und der Handel werden ihnen demütig zu Füßen liegen.

Dazu kommt aber noch ein weiteres wichtiges Moment: während des Krieges haben alle Regierungen getrachtet, das Gold aus dem Verkehr zu ziehen und aufzuschatzen. Zugleich sind aber die internationalen Zahlungsverhältnisse vollständig aus ihren alten Bahnen geschleudert. Der Bestand an Wertpapieren in Händen der verschiedenen Staaten ist ein ganz anderer geworden. Die Wechselkurse haben längst aufgehört, der wahrhafte Ausdruck der Valutaverhältnisse zu sein und den Goldstrom zu regulieren. Niedrige Wechselkurse wirken wie Schutzzölle. Die ganz ungewöhnlich starken Unterschiede in der Bewertung der Valuten der verschiedenen Länder werden wie Schutzzölle, resp. Ausfuhrprämien wirken, deren Höhe von Augenblick zu Augenblick schwankt. Man darf dabei nicht vergessen, daß durch den Krieg nicht nur die Handelsverhältnisse umgestürzt wurden, sondern daß sich während seines Verlaufs auch die Verschuldungsverhältnisse von Grund aus geändert haben. Die Zahlungsbilanzen werden daher nach dem Kriege auch aus diesem Grunde ganz andere sein als bisher, die Bewegungen der Wechselkurse daher noch schwerer zu überblicken. Dazu kommt aber noch weiter, daß der Friedensschluß, der möglicherweise schließlich doch unerwartet plötzlich eintreten kann, eine wahre Revolution der Anlagenwerte unmittelbar nach sich ziehen wird. Die wahnsinnig überwerteten Papiere der Kriegsindustrie werden katastrophenhaft im Preise sinken, andere Werte, zum Beispiel von Verkehrsunternehmungen, fast ebenso rasch steigen.

Sicherlich werden die Banken bei Wiederherstellung des normalen Handelsverkehrs mit enormen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Aber nur sie werden imstande sein, sich überhaupt auch nur einigermaßen zu orientieren, während der einzelne Kaufmann den Dingen macht- und vielfach ratlos gegenüberstehen wird, was natürlich nicht hindern wird, daß eine zügellose Spekulation aus diesem Wirrsal wird ungeheuren Gewinn ziehen wollen. Vor allem wird für internationale Zahlungen ein riesiger und dringender Bedarf nach Gold entstehen, das aber nur den Zentralnoteninstituten zur Verfügung steht und das sie angesichts der in Umlauf gesetzten Riesenbeträge von Banknoten und sonstigem Papiergeld werden mit allen Kräften

[28] Schon jetzt scheint sich die Gewohnheit herausbilden zu wollen, die Kriegsanleihescheine als Zahlungsmittel zu benützen. Bei dem allgemeinen starken Bedarf nach Zahlungsmitteln, der sich nach dem Friedensschluß allenthalben einstellen wird, könnten viele Geschäftskreise in dieser Praxis ein Auskunftsmittel erblicken. Dies müßte aber vollends zu einer heillosen Verwirrung sowohl auf dem Geld- wie auf dem Kapitalmarkt führen.

zurückhalten wollen. Der internationale Zahlungsverkehr wird daher wahrscheinlich fast ganz auf die Goldanweisungen und damit auf die Vermittlung dieser Noteninstitute angewiesen sein und deren Macht noch wesentlich erhöhen.

Die Anwendung dieser Macht wird aber auch, wie wir gesehen haben, dringendst notwendig sein, wenn die Volkswirtschaft vor völligem Zusammenbruch behütet werden soll. Aber es ist fraglich, ob die Banken trotz all ihrer Stärke allein dazu imstande sein werden. Hier werden tatsächlich Kräfte im Spiele sein, die zwar nicht über menschliches, wohl aber über kapitalistisches Vermögen hinausgehen. Und angesichts dieser sich häufenden Schwierigkeiten, angesichts des bevorstehenden Unterganges mag es leicht geschehen, daß die auf ihre Selbständigkeit einst so stolzen und eifersüchtigen Kapitalisten sich in die rettenden Arme einer Regierung flüchten, die vor ihnen ein Programm der Militarisierung der wichtigsten Zweige der Volkswirtschaft aufrollt, etwa wie es Ballod in seiner erwähnten Abhandlung andeutet.

Vor zwei Jahren schrieb Plenge anknüpfend an den Übergang der Reichsbank von der Diskontpolitik zum Streben nach der Herrschaft über den Geldmarkt:[29]

An solchen überraschenden Entwicklungen, wenn eine alte Institution einen neuen Geist, neue Ziele und neue Aufgaben bekommt, läßt sich am besten erkennen, daß eine Geschichtsepoche abgelaufen ist: jene individualistische Volkswirtschaft der siebziger Jahre gehört der Vergangenheit an. Aber die wichtigste Bedeutung des Umschwungs liegt nicht darin, daß das Alte vergangen ist, sondern daß das Neue da ist, daß eine neue wichtige und bedeutsame Epoche unseres Wirtschaftslebens begonnen hat, eine Periode der großen Organisation und der Versuche, das Ganze des wirtschaftlichen Getriebes planvoll und bewußt zu beeinflussen und zu leiten. Man braucht diese Zeit nicht zu lieben, aber man muß sehen, daß sie da ist und fortschreitend weiter verwirklicht wird. Es ist üblich geworden, in Erinnerung an die straffe Regulierung des Wirtschaftslebens durch den alten Staat von ihr als von »Neomerkantilismus« zu sprechen. Andere ziehen die Bezeichnung »Sozialismus« vor, um das Kind beim rechten Namen zu nennen. Damit meint man folgenden Kontrast: Während die agitatorische Phrase in der Presse und in der Volksversammlung Wunderdinge von einem geträumten Sozialismus verheißt, rückt das harte Gebilde der ganz anders gearteten »sozialistischen« Wirklichkeit näher und näher, und die entscheidenden Fortschritte werden kaum bemerkt.

Plenge will damit in seiner etwas selbstgefälligen Art sagen, daß die Neuorganisierung der Gesellschaft, die er schon vor dem Kriege erwartete, nicht zum Vorteil der großen Masse ausfallen, sondern zur Gewaltherrschaft einer kleinen Minorität führen werde. Er verfällt aber dabei in denselben Fehler wie Jaffé, indem er staatliche Regelung der Produktion mit Bedarfsdeckungswirtschaft und beide mit Sozialismus zusammenwirft. Was Plenge hier als »Sozialismus« bezeichnet, ist etwas von diesem prinzipiell ganz Verschiedenes, es ist eine zentral, durch die kombinierte Gewalt des Staates und der Banken regulierte Gewinnwirtschaft. Der Zweck, den der Staat und die Großbanken bei dieser Regulierung der Wirtschaft verfolgen würden, wäre nicht der der Bedarfsdeckung, sondern der des möglichst hohen Gewinns. Auch in dieser

[29] A. a. O., S. 47.

Gesellschaft würde nicht der Gebrauchswert maßgebend sein für die Verteilung und Regelung der Produktion, sondern der Gewinn, der sich aus dem Unterschied zwischen Produktionskosten und Verkaufspreis ergibt. Diese Wirtschaft würde äußerlich der während des Krieges angebahnten ähnlich sehen, sie würde sich die organisatorischen Errungenschaften der Kriegszeit zunutze machen, aber sie wäre in ihrem Wesen von ihr verschieden.[30]

Was bisher die Diskussion über die Frage, ob uns der Krieg dem Sozialismus entgegenführe, so unfruchtbar gemacht hat, war, glaube ich, hauptsächlich der Umstand, daß weder die verschiedenen hier in Betracht kommenden Begriffe noch die Zeiten und Anwendungsgebiete streng auseinandergehalten wurden. *Während* des Krieges greift der Staat in die Produktion ein, nicht um den eigenen Profit oder den der Kapitalisten zu erhöhen, sondern um sich mit bestimmten Gebrauchsgütern zu versehen. Dadurch nähert er das Wirtschaftssystem dem der Bedarfsdeckung. *Nach* dem Kriege behält er die im Kriege gewonnenen Organisationsformen des Wirtschaftslebens zum Teil bei und baut sie im Verein mit den Banken weiter aus, aber nicht mehr zum Zwecke der Bedarfsdeckung, sondern zu dem der Erhöhung der Steuern, der Unternehmergewinne, der Grundrenten usw.

Der Krieg zeigt, daß die Möglichkeit zur Etablierung einer großen Bedarfsdeckungswirtschaft heute vorhanden ist. Nach dem Kriege wird es darauf ankommen, ob es gelingt, diese Möglichkeit in unserem Sinne auszunutzen, oder ob die finanzkapitalistischen Gewalten den Machtapparat des Staates zu ihren eigenen Zwecken werden gebrauchen können.

Es ist in der Tat eine sonderbare Erscheinung, wie zur selben Zeit, wo die wissenschaftliche Leistung von Karl Marx alle paar Jahre mindestens einmal totgeschlagen wurde, sich all das erfüllt hat, was er über die Konzentration der Betriebe, über die Zentralisation der Kapitalien, über das Sinken

[30] In einer soeben erschienenen, übrigens sonst ganz uninteressanten kleinen Schrift »Eine Kriegsvorlesung über die Volkswirtschaft. Das Zeitalter der Volksgenossenschaft« (Berlin 1915, Julius Springer) gibt Plenge allerdings eine etwas andere Erklärung dessen, was er unter Sozialismus versteht. Er sagt da (S. 25, 26), das Zeitalter nach dem Kriege werde das erste »sozialistische«, das erste »wirtschaftliche Zeitalter der Volksgenossenschaft« sein. Die Organe unseres Wirtschaftslebens würden äußerlich zunächst dieselben bleiben.

»Das Neue ist nur, daß alle großen Organe unseres Wirtschaftslebens, die sich im Hochkapitalismus gebildet haben, ein anderes Verhältnis zum Staat, zum Willen der Allgemeinheit bekommen haben, und daß so eine feste Gesamtverbindung aller Organisationen unseres Wirtschaftslebens mit allen Organen der staatlichen Willensbildung in bewußter Zusammenarbeit entstanden ist. Das ist das kommende Bild von außen. Und von innen wird eine bewußte Bereitschaft vorhanden sein, nicht nur aus reinem Selbstinteresse zu handeln, sondern als ein durch die eigenste Erkenntnis eingeordnetes Glied in der Lebenseinheit des ganzen Gesellschaftskörpers mitzuwirken. *Aber gerade dieses Außen und dieses Innen unserer deutschen Zukunft ist das äußere und innere Wesen des Sozialismus, genau wie es sein Begriff umgibt.*«

Es ist sehr lehrreich, diese Begriffsbestimmung des Sozialismus mit der zu vergleichen, die Plenge vor dem Krieg gegeben hat. Wir sehen hier an einem besonders schönen Beispiel, wie die Wünsche und Illusionen der Kriegszeit einen Mann, der sich über solche Dinge hoch erhaben dünkte, dazu verführen, sich in der Tat »agitatorischer Phrasen« zu bedienen und »Wunderdinge von einem geträumten Sozialismus« zu verheißen.

der Profitrate usw. sowie über die sozialen Folgen all dieser Erscheinungen vorausgesagt hat, und daß diese Erkenntnis gerade jetzt in den Kreisen der bürgerlichen Gelehrtenwelt siegreich durchbricht, wo in manchen Kreisen innerhalb der Sozialdemokratie starke Zweifel an der Richtigkeit ihrer bisherigen Grundsätze erwachen.[31]

Nur in einem wesentlichen Punkte könnte man heute beinahe glauben, daß Marx sich getäuscht habe: in seiner Erwartung von der revolutionären Bedeutung und insbesondere der revolutionären Haltung des Proletariats. Liest man heute zum Beispiel den Artikel, den Engels für den Almanach du Parti Ouvrier für das Jahr 1892 geschrieben hat, so sieht man sofort, daß Engels, der in diesem Punkte sicherlich ganz so dachte wie Marx, im Falle eines Krieges ein ganz anderes Verhalten, vor allem aber eine ganz andere Sinnesart des Proletariats erwartet hat, als jetzt Wirklichkeit geworden ist. Gewiß ist das Gefühl für die Bedeutung der Klassengegensätze auch heute in der Arbeiterschaft nicht erloschen, wenn auch oft übertäubt; sicherlich haben imperialistische Gedankengänge nur gewisse Teile des Proletariats in ihren Bann gezogen; aber es wäre doch ein vielleicht verhängnisvoller Selbstbetrug, wenn wir uns verhehlen wollten, daß sich besonders in der deutschen Arbeiterschaft ein viel stärkerer militärischer Geist gezeigt hat, als wohl die meisten Beurteiler früher annahmen. Gerade dieses militärische Denken und Fühlen wird durch den Krieg vielleicht trotz all seiner Leiden, Mühen und Opfer neue Kräftigung erfahren, besonders wenn sich der Heeresorganismus fortdauernd seinen Aufgaben gewachsen zeigt und sich infolgedessen der einzelne als Teil dieses Organismus in seiner Bedeutung mächtig gehoben sieht. Bedenkt man nun, daß die heimkehrenden Krieger in der Regel ohne Aussicht auf eine sichere Arbeitsstelle dastehen, daß das industrielle Leben den Charakter größter Unruhe zeigen wird, daß sehr viele Arbeitsstellen durch Frauen und Krüppel besetzt und die Organisationen außerstande sein werden, allen an sie heranstürmenden Anforderungen zugleich gerecht zu werden, dann sieht man, daß der Plan einer Militarisierung unseres Wirtschaftslebens nach dem Friedensschluß auch von dieser Seite her vielleicht keine allzu scharfe Opposition zu gewärtigen hätte, wenn er zugleich den Arbeitern ein auch nur einigermaßen auskömmliches Dasein verbürgte.

Hier aber scheint mir tatsächlich der wunde Punkt zu liegen. Sicherlich wäre eine einheitlich geleitete Bedarfsdeckungswirtschaft etwa in der Art, wie Atlanticus sie in seiner »Utopie« in Vorschlag gebracht hat, noch am ehesten imstande, nach diesem Kriege das Wirtschaftsleben wieder einigermaßen zu sanieren und auch den Arbeitern am ehesten ein auskömmliches Dasein zu gewähren; aber das ist nur möglich, wenn das Produkt der Arbeitsleistung der Gesamtheit nicht in zu hohem Maße von den herrschenden Klassen oder Schichten in Anspruch genommen wird.

In seiner schon mehrfach zitierten Abhandlung meint Ballod, daß die von ihm in Aussicht genommene Staatswirtschaft »sich von dem perhorreszierten Sozialismus nur dadurch unterschiede, als hier ein Kompromiß zwischen den bisher herrschenden Klassen und der Arbeiterschaft geschlossen

[31] Vergl. zum Beispiel auch den kurz vor Kriegsausbruch geschriebenen Artikel von M. Rubinoff »Marxens Prophezeiungen im Lichte der modernen Statistik« in dem schon mehrfach erwähnten Hefte des Grünbergschen Archivs.

werden müßte«. Doch auf welcher Grundlage würde ein solches Kompromiß zustande kommen? Das Ergebnis welcher sich messenden Kräfte würde es sein?

Ballod selbst sagt:

> Die Bevölkerung findet sich mit der Diktatur — und das ist ebenfalls eine neue Erkenntnis, die uns der Krieg gebracht hat — als mit einer harten, aber unumgänglichen Notwendigkeit ab. Sie wird die Diktatur auch noch eine Zeitlang nach dem Friedensschluß ohne Murren ertragen, insbesondere wenn die von der Regierung getroffenen Maßnahmen für den Wiederaufbau der Volkswirtschaft in einleuchtender Weise öffentlich dargelegt und gemeinverständlich auseinandergesetzt werden.

Eine Diktatur bedeutet aber kein Kompromiß, sondern das Gegenteil. Sie würde voraussetzen, daß sich die Bevölkerung dem Willen der Herrschenden restlos unterwirft. Ob eine solche Diktatur auch dann noch »ohne Murren« ertragen werden würde, wenn die Bedrohung durch äußere Feinde nicht mehr vorhanden ist, ist doch wohl zweifelhaft. Die Belehrungen, von denen Ballod spricht, werden nicht viel nützen, wenn sie der unmittelbaren Erfahrung widersprechen, das heißt wenn diese Diktatur verbunden ist mit einer Herabdrückung der Lebenshaltung der Massen. Das aber steht zu erwarten. Die jetzt von Woche zu Woche wachsende Teuerung wird auch nach dem Friedensschluß nicht sogleich beseitigt sein. Dazu kommt aber, daß dann die ganz ungeheuerlichen im Kriege gegenüber den Kapitalisten eingegangenen Verpflichtungen des Staates abzutragen sein werden, vor allem die Verzinsung der Anleihen. In einer Zeit, wo es in der empfindlichsten Weise an Kapital gebricht, wird es nicht leicht sein, durch direkte Besteuerung große Summen aufzubringen, ganz abgesehen davon, daß die herrschenden Klassen wenig Lust zeigen werden, sich selbst zu besteuern. Die Regierung wird vor allem auf die indirekten Steuern, Zölle und Monopole zurückgreifen, es werden also auch hier die schwersten Belastungen der breiten Massen erfolgen.

Sollte der Staat dieser Notwendigkeit durch die Annahme eines Projektes wie des Ballodschen entgehen wollen, dann müßte er, um die Ansprüche der Bezieher von Zinsen usw. und die der anwachsenden Bureaukratie und des Offizierkorps sowie des Militärs überhaupt befriedigen zu können, die Löhne der Arbeiter ganz außerordentlich herabsetzen. Die Verhältnisse würden dadurch wesentlich vereinfacht und übersichtlicher gemacht werden. Dann würde sich auch dem stumpfsten Auge aufs deutlichste zeigen, daß es nicht richtig ist, was Ballod behauptet,[32] es sei nur »ein Unterschied in der Terminologie«, ob die Zentralleitung der gesellschaftlichen Wirtschaft in den Händen einer »Staatsregierung« liegt oder in denen der »Diktatur des Proletariats«.

Wäre die Auffassung von Jaffé und Ballod richtig, daß die Staatsregierung eine von den Klassen unabhängige Macht darstellt, deren Interesse lediglich die Erhaltung des Gleichgewichts und des Friedens in der Gesellschaft ist, dann gingen wir tatsächlich mit aller Wahrscheinlichkeit nach dem Kriege einer Zeit der Militarisierung unseres gesamten wirtschaftlichen und damit des gesellschaftlichen Lebens entgegen, die Demokratie hätte für absehbare Zeit alle Aussicht auf die Durchsetzung, ja selbst auf die Geltendmachung ihrer

[32] A. a. O., S. 119.

Forderungen verloren, der Zukunftsstaat wäre tatsächlich ein Zuchthausstaat, in dem vielleicht allerdings die Zwänglinge oder doch eine Auslese von ihnen von den Vorgesetzten halbwegs gut gehalten würden. Bleibt aber die Regierung abhängig von den herrschenden Klassen und ist sie genötigt, deren politische Geschäfte zu besorgen, dann gehen wir zwar einer Periode der gewaltigsten Organisierungsbestrebungen unserer Wirtschaft, aber auch der gewaltigsten Kämpfe um die Beherrschung dieses Organismus entgegen.

Jaffé stellt sich allerdings diese Dinge wesentlich idyllischer vor. In seinem schon erwähnten Aufsatz in dem Sammelwerk »Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland« schreibt er (S. 110):

Die Arbeitsbedingungen können in Zukunft nicht mehr das Resultat der mechanischen Wirkung von Angebot und Nachfrage sein; sie werden vielmehr unter allen Umständen gewisse Mindestforderungen mit Bezug auf Lohnhöhe, Arbeitszeit, Stellung der Arbeiter im Betrieb erfüllen müssen.

Wie soll es aber bewirkt werden, daß die Arbeitsbedingungen nicht mehr durch Angebot und Nachfrage bestimmt werden?

Wenn wir in Zukunft die Schärfe der bisherigen Gegensätze vermeiden, die auf den Schlachtfeldern bewährte und durch Blut besiegelte Einhelligkeit der Nation auch in den Frieden hinübertragen wollen, so kann das nur geschehen, wenn wir dem Produktionsfaktor Arbeit den seiner Wichtigkeit entsprechenden Einfluß in jedem Betrieb einräumen.

Zu diesem Zwecke schlägt Jaffé vor,

innerhalb jedes Betriebs wäre eine Organisation der Arbeiterschaft zu schaffen, die aus ihrer Mitte Vertreter wählt, welche dann, im Einverständnis mit der Leitung, an der Festsetzung der Arbeits- und Lohnbedingungen teilnehmen würden; in größeren Betrieben wäre dem Arbeitervertreter eine derjenigen des technischen und des kaufmännischen Leiters gleichgeordnete Stellung einzuräumen. Die gleiche Einrichtung wäre sinngemäß auf die öffentlichen und halböffentlichen Betriebe auszudehnen.

Wer nicht vom Krieg eine vollständige Umwandlung der menschlichen Natur erwartet, wird derartigen hoffnungsfreudigen Erwartungen einigermaßen skeptisch begegnen. Die weit überwiegende Mehrheit unserer Gewerkschafter teilt solch himmelblaue Illusionen jedenfalls nicht. Sie werden sich mehr der Ansicht Legiens anschließen, der in seiner bekannten Berliner Rede vom 27. Januar dieses Jahres ausführte: [33]

Die Kämpfe, die wir nach Schluß des Krieges zu führen haben — denn die Phantasie wird wohl ein real denkender Arbeiter nicht haben, daß es nach dem Kriege so bleiben wird mit dem Burgfrieden usw. —, die Kämpfe werden viel schwieriger sein als vor dem Kriege. (Sehr wahr!)

7. Neue Aufgaben.

Diese Kämpfe würden sich aber von den bisherigen nicht nur dem Grade nach, sondern in ihrem ganzen Charakter unterscheiden, und damit wäre auch die Stellung der Sozialdemokratie in und zu ihnen eine wesentlich andere als bisher. In einem früheren Artikel habe ich unsere bisherige Taktik mit der des Stellungskriegs im Schützengraben verglichen.[34] Der Krieg, der die ganzen ökonomischen und sozialen Grundlagen erschüttert und aufwühlt, auf

[33] Legien, Warum müssen die Gewerkschaftsfunktionäre sich mehr am inneren Parteileben beteiligen? Berlin 1915. S. 38.

[34] Vergl. Zum 1. Mai, Neue Zeit, XXXIII, 2, S. 131.

denen wir bisher fußten, der alles in Fluß bringt, was so lange starr schien, wird wie ein Erdbeben, das alle Erdbefestigungen zerstört, auch die sozialen Klassen zwingen, den Stellungskrieg wenigstens zunächst aufzugeben und zum entschlossenen Angriff überzugehen.

Damit ist aber auch die Notwendigkeit für uns gekommen, unsere Taktik neu zu orientieren. Bisher waren wir genötigt, zuzuwarten, bis die wirtschaftliche und soziale Entwicklung so weit herangereift sein würde, daß unsere Ziele verwirklicht werden könnten. Dieses Stadium scheint, wie wir gesehen haben, nun erreicht zu sein. Zu derselben Zeit hat die eigene Fortentwicklung des Kapitalismus einen Punkt erreicht, wo er die Produktivkräfte der Gesellschaft in ihrer weiteren Entfaltung mehr zu hemmen als zu fördern beginnt. So sehr die Arbeiterschaft jedes Landes an dem Aufschwung der Industrie und daher zum Teil auch an dem Warenexport interessiert ist, so wenig kann sie sich für eine Politik einsetzen, die darauf ausgeht, den Export von Kapital zu fördern und zu schützen und dadurch das eigene Land zu verarmen.

Ihre bisherige abwartende Haltung veranlaßte die Sozialdemokratie, das Hauptgewicht auf die Eigenentwicklung der kapitalistischen Wirtschaft zu legen, die nach Möglichkeit zur Durchsetzung von Reformen, vor allem aber zur Festigung der politischen und gewerkschaftlichen Positionen und Organisationen ausgenutzt werden sollte. Die eigene politische Aktion nach großen Zielen mußte zunächst in den Hintergrund treten, einerseits weil die Zeit für ihre Durchsetzung noch nicht reif schien, andererseits aber auch, weil der Gegner in seinen Verschanzungen zu wohl verwahrt und zu sehr gefestigt war, um einem Generalangriff gute Aussichten zu eröffnen. Durch dieses Ausweichen gegenüber großen Entscheidungen ist mit der Zeit ein gewisser Fatalismus in der Bewegung großgezogen worden, ein Vertrauen in den mutmaßlichen Gang der Entwicklung, der unser eigenes mutiges Handeln überflüssig erscheinen ließ und schließlich zu dem Glauben geführt hat, daß jede große Aktion des Proletariats aussichtslos, utopisch sei, die nicht mit den Bestrebungen der Kapitalistenklasse übereinstimme oder doch wenigstens verträglich sei.

Der Ausgang des Krieges wird uns vor gewaltige Probleme stellen, er wird uns zwingen, weitreichende Entschlüsse zu fassen und sie mit aller Energie, mit Einsatz aller Kräfte durchzuführen. Es ist unsere Aufgabe, uns heute schon darauf vorzubereiten. Die Größe der unser harrenden Aufgaben muß unseren politischen Gesichtskreis erweitern. Um so gebieterischer tritt an uns die Forderung heran, unser Handeln nicht nach den augenblicklichen, vorübergehenden und auf irgendeine Schicht, einen Teil des Proletariats beschränkten Interessen und Zielen zu richten, sondern lediglich nach dem großen Richtpunkt des Interesses der proletarischen Gesamtbewegung, nach der Verwirklichung des Sozialismus.

Die ökonomischen Voraussetzungen zu ihr sind, wie ich gezeigt zu haben glaube, vorhanden, der Sozialismus selbst ist in erreichbare Nähe gerückt. Es handelt sich vor allem darum, das Proletariat geistig reif zu machen, dieses Ziel auch zu gewinnen. Dazu ist nicht nur notwendig, daß wir sein Bewußtsein als selbständige Klasse gegenüber den anderen stärken, daß wir sein Selbstvertrauen und seine Entschlossenheit heben, daß wir sein Solidaritätsgefühl mit all seinen Klassengenossen stärken und diesem Gefühl auch or-

ganisatorischen Ausdruck verleihen, dazu ist auch nötig, daß wir dem Zukunftsstaat der Imperialisten, der Militarisierung aller Wirtschaft, der gesamten Gesellschaft, das Bild unseres eigenen Zukunftsstaats entgegenhalten und zeigen, wie er unmittelbar verwirklicht werden kann und soll.

Der Versuch, den einst Atlanticus gemacht hat, ziffermäßig nachzuweisen, daß unsere Wirtschaft reif ist, in eine sozialistische umgewandelt zu werden, erscheint heute viel zeitgemäßer als jemals; und wenn Professor Ballod heute zu einer Wiederaufnahme solcher Untersuchungen auffordert, so scheint mir diese Mahnung sehr angebracht.

Die Sozialdemokratie ist die Partei der Zukunft. Der Ausgang des Krieges wird sie vor die Aufgabe stellen, mit neuen Mitteln, mit neuen Möglichkeiten, unter neuen Verhältnissen für die Verwirklichung ihrer alten Ziele, ihrer Ideale zu kämpfen. Da darf sie sich nicht von den Ereignissen bloß treiben lassen, sie wird selbst die Initiative ergreifen müssen. Dazu aber ist nötig, daß sie ihre Fahne voll entrollt, daß sie den Massen anschaulich zeigt, was ihrer harrt und wohin sie sie führen will.

Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

Die durchlöcherte Blockade.

Von Heinrich Cunow.

Berlin, 1. Dezember 1915.

Die Absperrung der verbündeten mitteleuropäischen Mächte vom Weltmarkt hat durch die Eroberung Serbiens eine in ihren Folgen höchst bedeutsame Durchbrechung erfahren. Wies schon bisher die Blockade trotz der strengen englischen Überwachung des Außenhandels der skandinavischen Länder und Hollands manche Lücke auf, so wird jetzt durch das Vordringen der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen auf der Balkanhalbinsel ein noch weit größeres Loch in den Absperrungsring gerissen. Vorerst ist freilich die Eisenbahnverbindung zwischen Belgrad-Nisch-Pirot-Sofia noch nicht wiederhergestellt, und wenn sie wieder in ihrer ganzen Länge benutzbar sein dürfte, wird voraussichtlich die Donaustraße für die Schiffahrt auf langen Strecken durch Eis gesperrt sein; auch verschafft selbst das Vordringen deutscher Truppen bis nach Konstantinopel dem deutschen Handel noch immer keine nutzbare Verbindung mit den östlichen und südlichen Randgebieten des Mittelmeeres, denn die englisch-französische Kriegsflotte vermag dort jeden Seeverkehr zu verhindern, der Transport über Land aber stellt sich, selbst wo Eisenbahnen zur Verfügung stehen, für manche Produkte zu hoch. In Betracht kommt auf asiatischer Seite für die Zufuhr von Lebensmitteln und Rohstoffen nach Deutschland in nächster Zeit nur das westliche und südliche Anatolien und in beschränktem Maße der nordöstliche Teil Syriens. Immerhin läßt sich bei einer energischen Organisation des Bezughandels, die den griechisch-armenischen spekulativen Geschäftsgeist zu dämpfen weiß, von dorther unser heutiger Bestand an Lebensmitteln und Rohmaterialien wirksam ergänzen.

Die Zufuhr von Weizen aus Bulgarien, auf die vielfach gerechnet wurde, wird freilich kaum den Erwartungen entsprechen. Nicht weil die bulgarische Ernte schlecht ausgefallen wäre; aber erstens ist der eigene Verbrauch für

das bulgarische Heer ein recht beträchtlicher, ferner ist es nötig, große Mengen nach Serbien und vornehmlich Mazedonien zu schaffen, da es dort infolge der eingeschränkten, mangelhaften Feldbestellung im letzten Jahre und des Niederbrennens großer Vorräte durch die fliehenden Serben vielerorts am notwendigsten Brotgetreide fehlt. Zudem hat Bulgarien bereits nicht unbeträchtliche Weizenmengen an die Europäische Türkei und Nordgriechenland abgegeben, und es hält überdies für das letztere Gebiet weitere Mengen in Reserve. Wie sich die Handels- und Schiffahrtsverhältnisse im östlichen Mittelmeer entwickelt haben, ist heute der nördliche Teil Griechenlands auf die Getreide-, besonders die Weizenzufuhr aus Bulgarien angewiesen, und die Macht der bulgarischen Regierung, diese Zufuhr verhindern oder knapper gestalten zu können, gibt ihr ein Mittel in die Hand, dem Druck und den Drohungen der Ententemächte einen starken Gegendruck entgegenzusetzen.

Wenn also Bulgarien die notleidenden, besonders die bulgarischen Distrikte des bisherigen Serbien mit Getreide versorgen hilft und außerdem vielleicht einen Teil des Verbrauchs der Invasionstruppen seiner Verbündeten deckt, wird für die Ausfuhr nach Mitteleuropa kaum viel Weizen übrigbleiben. Günstiger steht es um den Export von Mais, Gerste, Roggen sowie von Heu und Luzerne. Einige hunderttausend Tonnen Mais, Gerste und Roggen wird wohl Bulgarien abgeben können (die Haferernte ist nicht besonders günstig ausgefallen). Tatsächlich hat sich seit der Eröffnung der Donaufahrstraße bereits ein ansehnlicher Export nach Mitteleuropa entwickelt. Aber so dankenswert eine solche Ergänzung unserer Vorräte sein mag, ein starker Einfluß auf die deutsche Marktlage ist davon vorerst kaum zu erhoffen, da die in Betracht kommende Einfuhrmenge im Verhältnis zur Verbrauchsmenge Deutschlands zu gering ist. Mehr als 400 000 bis 500 000 Doppelzentner Mais und vielleicht 300 000 Doppelzentner Futtergerste dürften in den nächsten Monaten schwerlich aus Bulgarien nach Deutschland gelangen; im ganzen aber hat Deutschland 1913 9,2 Millionen Doppelzentner Mais und Dari sowie 30,9 Millionen Doppelzentner Futtergerste aus dem Ausland bezogen. Zudem haben die jetzigen hohen Frachtkosten die ohnehin durch die Kriegsverhältnisse hochgetriebenen Preise beträchtlich gesteigert.

Weit größere Mengen von Weizen, Mais, Gerste und Hülsenfrüchten, vornehmlich Bohnen und Erbsen, vermöchte Rumänien zu liefern, das selbst in früheren Jahren einer minder reichlichen Ernte auf direktem Wege beträchtliche Getreidemengen nach Deutschland geliefert hat, ganz abgesehen von der indirekten Zufuhr über Ungarn und über Antwerpen, so zum Beispiel im Jahre 1913 an ungefähr 95 000 Tonnen Weizen, 83 000 Tonnen Gerste, 68 000 Tonnen Mais. Aber wenn auch die Bratianusche Regierung, deren Ausfuhrerschwerungspolitik in Nr. 5 der Neuen Zeit ausführlich geschildert worden ist, seitdem dem Drucke des rumänischen Großgrundbesitzes weiter nachgegeben und die Ausfuhrbestimmungen etwas erleichtert hat, so ist doch mit einem beträchtlichen Export des aufgestauten großen rumänischen Getreideüberschusses erst dann zu rechnen, wenn die rumänische Regierung alle Hoffnung auf einen schließlichen Erfolg Englands und Frankreichs aufgibt und das Bedürfnis empfindet, sich mit den Mittelmächten günstiger zu stellen.

Etwas hat die Erleichterung der Futtermittelzufuhr aus dem Südosten Europas ja schon bewirkt. Das preußische Ministerium des Innern konnte vor einigen Tagen verkünden, daß es in der Lage sei, den preußischen Schweinezüchtern zur Mästung von zunächst 500 000 Schweinen die nötigen Futtermittel zu billigeren Preisen, als jetzt im Handel üblich, zu überlassen, falls die Züchter sich kontraktlich zur Lieferung dieser Schweine zu bestimmten Terminen an größere Kommunalverwaltungen verpflichteten, und zwar zu einem vorher festzusetzenden Preise, der etwas unter den für die einzelnen Landesteile durch Bundesratsverordnung normierten Höchstpreisen steht.

In manchen Zeitungen wurde in letzter Zeit die Ansicht ausgesprochen, auch die Türkei vermöge größere Mengen von Getreide nach Mitteleuropa zu liefern. Das ist eine recht trügerische Hoffnung. Zwar hat in den letzten Jahren die Türkei im ganzen für ungefähr 160 bis 190 Millionen Piaster (zirka 29 bis 34 Millionen Mark) Getreide ausgeführt; aber dafür hat sie große Mehlquanten (die Mühlenindustrie ist in der Asiatischen Türkei noch sehr wenig entwickelt) eingeführt, und überdies lauten die Nachrichten aus Anatolien über die dortigen Ernteverhältnisse keineswegs besonders günstig, wenigstens nicht aus den Gegenden, die für den kleinasiatischen Weizen- und Gerstenanbau besonders in Betracht kommen: die Deltas der pontischen Küstenflüsse und die Wilajets beziehungsweise Mutessarifats Angora, Jozgad, Siwas, Tokat, Erzerum. Zudem geht, da dort Eisenbahnen fehlen, der Export meistens über die Häfen der Südküste des Schwarzen Meeres, mit denen heute die Verbindung unterbrochen ist.

Noch weniger vermögen Bulgarien und die Türkei uns irgendwelche beträchtliche Mengen von Reis zu liefern. Die in Bulgarien mit Reis bebaute Fläche (vornehmlich wird in den Maritzatälern Reis gezogen) hat in den letzten Jahren zwischen 5000 bis 6000 Hektar geschwankt, der Ertrag zwischen 150 000 bis 180 000 Doppelzentnern. Das ist weniger, als Bulgarien selbst verbraucht. Auch in Anatolien gedeiht der Reis nur in bestimmten feuchtwarmen Flußtälern. Namentlich wird er im Gebiet des Irmak mit seinen kleinen Zuflüssen und des Dewrek Tschai angebaut. Wie hoch der Ertrag ist, läßt sich nicht feststellen; jedenfalls reicht der in Kleinasien gewonnene Reis für den eigenen Bedarf der dortigen Bevölkerung nicht aus, wie denn auch die Türkei große Mengen Reis einführt (in den letzten Jahren durchweg für mehr als 100 Millionen Piaster). Reisgerichte, vor allem das Nationalgericht Pilaf, dürfen auf keinem Tische fehlen.

Neben Mais und Gerste vermag Bulgarien den Mittelmächten noch Eier (in einem der letzten Jahre, 1912, haben wir bereits mal für 7,3 Millionen Mark Eier aus Bulgarien erhalten), Butter und Rindstalg zu liefern; auch Bohnen, deren Ernteertrag in diesem Jahre auf 650 000 Doppelzentner geschätzt wird, ferner Rindshäute, Lamm- und Ziegenfelle. Besonders aber Wolle. Bulgarien hat einen weit größeren Schafbestand als ganz Deutschland, zirka 9 Millionen Stück. Die Wolle wurde bisher meist in den bulgarischen Bauernhaushaltungen selbst verarbeitet; aber wenn des Landes kundige Aufkäufer die Rohwolle aufkaufen, lassen sich von dem großen Wollertrag für viele Millionen Mark nach Deutschland exportieren.

Auch Anatolien vermag uns große Mengen guter Wolle zu liefern. Die größte Bedeutung für Anatolien hat freilich die Ziegenzucht. Man schätzt

den Gesamtbestand Anatoliens an gemeinen Ziegen auf ungefähr 7 Millionen Stück; daneben wird, besonders in den mittleren und östlichen Gebirgsgegenden, vielfach die aus Turan eingeführte seidenhaarige Angoraziege gehalten. Nach sachverständiger Schätzung $2^1/_2$ bis $2^3/_4$ Millionen Stück. Aus der von ihnen gewonnenen Kämelwolle wird das sogenannte Angora-, Kämel- oder Mohairgarn hergestellt. Ein Teil wird im Lande selbst verarbeitet; der größere Teil wird — das Geschäft liegt fast gänzlich in den Händen armenischer Händler — ausgeführt, meist über Trapezunt nach Konstantinopel, von dem aus dann die Wolle per Schiff nach Westeuropa geht. Neben der Ziegenzucht spielt jedoch auch die Schafzucht eine bedeutende Rolle, besonders auf den mittleren Hochflächen und den östlichen an Kurdistan grenzenden Gebieten. Im ganzen schätzt man die Anzahl der anatolischen Schafe auf ungefähr 5 Millionen Stück. Meist werden jedoch nicht Wollschafe, sondern Fettschwanzschafe gehalten, denn die Hauptsache ist den Züchtern nicht ein reichlicher Wollertrag, sondern ein starker Fettansatz. Schaffleisch ist die hauptsächlichste, beliebteste Fleischnahrung des Osmanen. Gebackener Hammel mit Pilaf, ein dem italienischen Risotto ähnliches Reisgericht, bildet das Festessen eines jeden einigermaßen bemittelten Osmanli. Dennoch liefert das anatolische Fettschwanzschaf einen recht ansehnlichen Wollertrag. Man erhält von einem guten Schaf durchschnittlich $1^1/_4$ Kilogramm Rohwolle jährlich, freilich nicht bester Qualität. Die Wolle ist durchweg grob und etwas filzig, oft auch farbig gemischt. Märkte für den Wollhandel sind im Westen hauptsächlich Angora, im Osten Erzerum. Ausfuhrhafen ist ebenfalls in erster Linie Trapezunt, von wo aus manchmal ganze Schiffsladungen von Schafwolle und Schafhäuten nach Konstantinopel gehen. Viel von dieser Wolle wird im Lande selbst verbraucht; nach der türkischen Statistik hat sich in den letzten Jahren vor den Balkankriegen der Wollexport aus der Asiatischen Türkei nur auf 45 bis 55 Millionen Piaster (zirka 8 bis 11 Millionen Mark) belaufen. Das Geschäft auf den inneren Märkten liegt ebenfalls fast ganz in den Händen armenischer Händler, in den Hafenplätzen haben jedoch die Griechen zum Teil das eigentliche Ausfuhrgeschäft an sich gerissen.

Heute ist der alte Seeweg über die Haupthäfen der anatolischen Nordküste recht gefährlich geworden; immerhin kann, sobald der Eisenbahntransport von Konstantinopel über Belgrad möglich geworden ist, mit einer beträchtlichen Zufuhr asiatischer Wolle gerechnet werden. Gute Aussichten für die deutsche Textilindustrie.

Auch dem Baumwollmangel vermag die Herstellung einer Handelsstraße von Belgrad nach Konstantinopel-Ismid-Konia etwas abzuhelfen, wenn auch natürlich von einem Ersatz der früheren Zufuhren aus Amerika, Ägypten und Ostindien keine Rede sein kann. Wenn jüngst einige Blätter von zukünftigen großen Baumwollzufuhren aus Kleinasien fabelten, so heißt das unerfüllbare Hoffnungen wecken. Schon in Südbulgarien wird stellenweise Baumwolle gebaut, besonders in der Gegend von Chaskowo und Charmanli, doch kommt diese Produktion vorläufig kaum in Betracht. Bedeutender ist die Rohbaumwollerzeugung Kleinasiens, das in den letzten Jahren durchschnittlich für 9 bis 11 Millionen Mark Baumwolle ausgeführt hat. Um Überschätzungen der Einfuhrmöglichkeit vorzubeugen, sei nur erwähnt, daß Deutschland 1913, abgesehen von den Abfällen von roher und bearbeiteter

Baumwolle, für 607 Millionen Mark Rohbaumwolle ausgeführt hat, darunter nur für ungefähr 2 Millionen Mark aus der Türkei. Hauptanbaustätten sind in Kleinasien die warmen Flußtäler Südanatoliens, vornehmlich die Niederungen des Mäander, Hermos, Gedis und einiger anderer ins Ägäische Meer fließenden anatolischen Flüsse. Ferner wird in der Provinz Angora, besonders am Kisil-Irmak, an einigen Stellen des Geländes der anatolischen Eisenbahn und vor allem in der Adanaebene (am Golf von Iskendrun) Baumwolle gewonnen. Die Qualität dieser sogenannten levantinischen Baumwolle ist leider meist recht gering, nur die in der Adanaebene gewonnene Baumwolle gleicht ziemlich der ägyptischen. Hauptausfuhrhafen für die westanatolische Baumwolle ist Smyrna. Die Schiffahrt von dort nach Konstantinopel ist gestört, doch liegen die Hauptproduktionsgegenden fast alle in der Nähe der Eisenbahnen, so daß deren Benutzung für den Transport nach Konstantinopel möglich ist.

Etwas Hanf vermögen wir auf dieser Handelsstraße ebenfalls zu erhalten. Die Flachsproduktion Bulgariens hat nur mäßige Fortschritte gemacht, dagegen hat sich die Hanferzeugung recht gut entwickelt. In den letzten Jahren sind durchweg 45 000 bis 50 000 Doppelzentner Hanffaser erzeugt worden. Auch in Nordanatolien wird vielfach Hanf gewonnen, namentlich am Jeschil-Irmak und am Kisil-Irmak. Meist kommt er über Trapezunt als sogenannter pontischer Hanf in den Handel. Er ist von vorzüglicher Qualität. Der Produktionsertrag ist jedoch im ganzen unbedeutend. Meist wurde er bisher im Lande selbst verarbeitet und verbraucht, zur Ausfuhr nach außertürkischen Gebieten gelangte nur wenig.

Vielfach wird jetzt von einer Einfuhr serbischer Schweine und serbischen Schweinefettes nach Deutschland gesprochen, wohl weil Serbien als das »Land der Schweinezüchter« gilt. Der Schweinebestand ist jedoch durch den Krieg sehr zusammengeschmolzen und dürfte heute nach Schilderungen von Sachkennern nur noch die Hälfte oder gar nur ein Drittel der früheren Stückzahl betragen. Zudem ist von einer richtigen Schweinemästung seit langem keine Rede mehr gewesen. Auf eine Zufuhr von irgendwelcher Bedeutung ist also kaum zu rechnen. Und auch Bulgarien, wo die Schweinezucht nur eine ziemlich geringe Bedeutung hat und ganz hinter der Schaf-, Rinder-, Pferde- und Mauleselzucht zurücktritt, vermag uns keine Schweine zu liefern. Wohl aber kann uns Bulgarien mit Talg und Rapsöl, Westanatolien mit levantinischem Olivenöl aushelfen, das freilich in der Qualität die Konkurrenz mit gutem südfranzösischen Olivenöl nicht auszuhalten vermag.

Den deutschen Munitionsfabriken werden auch die in Serbien vorhandenen Kupfervorräte zustatten kommen. Zwar sind nach Zeitungsmeldungen die Kupfergruben von Majdanpek und von Bor von den flüchtenden Serben durch Zerstörung der Pumpwerke unter Wasser gesetzt worden und vorläufig nicht weiter abbaubar; doch haben sich fast überall im Lande beträchtliche Kupfervorräte vorgefunden, da der Absatz nach dem Ausland seit Kriegsbeginn stockte.

Weniger kommt unter den jetzigen Kriegsverhältnissen die bedeutende Produktion Bulgariens und Anatoliens an Obst, Tabak, Rohseide sowie an Fellen und Häuten in Betracht.

Die Niederwerfung Serbiens und Wiederherstellung der Handelsverbindung mit Kleinasien hat demnach nicht nur eine militärische, sondern zugleich

eine wirtschaftliche Bedeutung. Die neueröffnete Handelsstraße nach dem Orient kann sicherlich die durch die englische Seemacht zerrissene Verbindung mit dem amerikanischen Markt in keiner Weise ersetzen; wohl aber vermag eine gewandte Ausnutzung des neuen Handelsweges die in Deutschland vorhandenen Lebensmittel- und Rohstoffvorräte teilweise wirksam zu ergänzen und zu strecken. Die Blockade hat in Südosten ein Loch erhalten. Der englische Aushungerungsplan hat heute noch weniger Aussicht auf Erfolg als bisher.

Notizen.

Genosse Heilmann (Chemnitz) glaubt in der Besprechung der Broschüre von Erich Rother »Die Sozialdemokratie am Scheideweg« in Nr. 7 der Neuen Zeit eine Andeutung finden zu müssen, daß er der pseudonyme Autor dieser Schrift sei. Demgegenüber legt er Gewicht darauf, festzustellen, daß er die Broschüre nicht verfaßt habe und daß er weder sie noch ihren Verfasser kenne. Er bezeichnet es als Verleumdung, ihm ihre Verfasserschaft zuzumuten. Die Redaktion.

Anzeigen.

Johannes Kämpfer, **Kriegssozialismus in Theorie und Praxis.** Bern, Unionverlag. 63 Seiten.

Der Verfasser der im Mai dieses Jahres abgeschlossenen Schrift führt eine Reihe von Zitaten aus der deutschen Partei- und Gewerkschaftspresse an, in denen die wirtschaftlichen Maßnahmen der Regierung während der Kriegszeit als »Kriegssozialismus« verherrlicht werden, und stellt die Praxis in Gegensatz zu den in diesen Äußerungen kundgegebenen Illusionen. Er zeigt, daß auch während der Kriegszeit das Profitstreben nicht aufgehört hat, sondern vielmehr erst recht sich geltend macht. Er kritisiert die Maßnahmen zur Regelung des Geldwesens und der Finanzen, besonders eingehend und ausführlich die zur Regelung der Lebensmittelversorgung.

Zum Schluß bespricht er die Beziehungen zwischen Krieg und Klassenkampf und betont, daß man sich nicht dabei beruhigen dürfe, zu sagen, die sozialdemokratischen Führer hätten versagt, vielmehr habe sich gezeigt, daß die Organisationsformen unzureichend und reformbedürftig sind. Es sei unbestreitbar, daß innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsordnung die Arbeitermassen jenes Ausmaß von politischem Einfluß nicht besitzen, das ihnen kraft ihrer Zahl, ihrer Organisation, ihrer Bedeutung zukommt. Der Kriegssozialismus sei eine abgeschmackte Illusion. Aber der Krieg könne dazu beitragen, daß die Kräfte, die zum Sozialismus führen, gestärkt werden. Daran zu arbeiten sei unsere Pflicht.

Friedrich Stampfer, **Sozialdemokratie und Kriegskredite.** Berlin 1915, Buchhandlung Vorwärts. 16 Seiten. Preis 10 Pfennig.

Die Haltung der Parteiminderheit in der Frage der Kreditbewilligung sei nur verständlich, wenn man von der irrigen Voraussetzung ausgehe, daß die Abstimmung der Fraktion für den Kriegsausgang gleichgültig gewesen sei. Mit der Annahme der Kredite habe die sozialdemokratische Fraktion nicht die Verantwortung für den Krieg übernommen, sie habe nur nicht die Verantwortung für einen unglücklichen Ausgang des Krieges übernehmen wollen. Allerdings sei es nicht leicht, mit den anderen Klassen und Parteien in der Landesverteidigung gemeinsame Sache zu machen und dabei doch seinen eigenen Standpunkt zu behaupten. Die deutsche Sozialdemokratie wolle aber bleiben, was sie immer gewesen sei: deutsch und international.

Ein möglichst rascher Wiederaufbau der Internationale sei unbedingt notwendig; sie könne ja schon für die Vorbereitung des Friedensschlusses von hoher

Bedeutung werden. Dazu sei aber vor allem erforderlich, den Sozialisten des Auslandes begreiflich zu machen, warum die deutsche Sozialdemokratie so handeln mußte, wie sie gehandelt hat.

Die Sozialdemokratie könne den Eroberungskrieg, wie es ihre Pflicht sei, nur dann wirksam bekämpfen, wenn sie sich für den Verteidigungskrieg zur Verfügung stelle. »Wenn man begreift, daß nicht ein Tropfen Menschenblut vergossen werden darf, um gefährlichen und unausführbaren weltpolitischen Träumen nachzujagen, so sei das ein Verdienst der Sozialdemokratie.« Die deutsche Sozialdemokratie treibe auch im Kriege ihre eigene Politik, und es sei unwahr, wenn behauptet wird, sie sei ein ausführendes Organ der Regierung oder der herrschenden Klassen geworden.

Die Möglichkeit einer sozialistischen Wirtschaftspolitik könne nicht mehr bestritten werden. Wie weit sie zur praktischen Durchführung gelangt, werde einerseits von der Widerstandskraft des Kapitalismus abhängen, andererseits aber auch von dem sozialistischen Zielbewußtsein und der organisierten Macht der deutschen Arbeiterklasse.

Deutscher Transportarbeiterverband, Jahrbuch 1914. Herausgegeben vom Verbandsvorstand. Berlin 1915, Verlagsanstalt Courier, G. m. b. H. 248 Seiten und 50 Seiten tabellarische Übersichten.

In der Einleitung wird gegen die Kritiker der Mehrheitsauffassung — in der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion und außerhalb derselben — polemisiert, sowohl über die Ursachen des Krieges als über die Stellung der Partei zu demselben; die wirtschaftliche Konkurrenz Deutschlands veranlaßte die Einkreisungspolitik Englands, um mit Hilfe einer Koalition der Mächte Deutschland zu zertrümmern, es von seiner Weltmachtstellung zu einer Macht zweiten oder dritten Grades herabzudrücken, seine Industrie zu zerstören und seinen Welthandel zu vernichten. Ferner wird darauf hingewiesen, daß in der inneren Politik »Kriegsmaßnahmen getroffen wurden, die in gewissem Sinne eine — wenn auch vorübergehende — praktische Verwirklichung sozialistischer Ideen und Prinzipien darstellen. So die Festsetzung von Höchstpreisen für Groß- und Kleinhandel, die Beschlagnahme von Vorräten und Enteignung wichtiger Waren. Ferner die Arbeitslosenfürsorge und anderes mehr.« Das Wirken der Gewerkschaften während des Krieges habe »der Regierung die Überzeugung beigebracht, daß es im Interesse der inneren Festigung und Stärkung der Widerstandskraft Deutschlands notwendig sei, die in den Arbeiterorganisationen wirksamen Kräfte mit in den Dienst des Vaterlandes zu stellen.... Für diese ihre selbstverständliche, im eigensten Interesse der Arbeiterklasse liegende Pflichterfüllung fordern sie keinen Lohn. Wohl aber glauben sie berechtigt zu sein, zu verlangen, daß nach diesem Kriege die Drangsalierungs- und Schikanierungspolitik nicht wiederkehre und daß auch dem Arbeiter die volle Gleichberechtigung als Staatsbürger zukommt und garantiert werde.«

Das Jahrbuch gibt dann einen Überblick über die wirtschaftliche Lage während des Krieges, insbesondere Schiffahrt und Schiffbau, die sozialpolitische Situation im Jahre 1914, seemännische Sozialpolitik, staatliche und kommunale Arbeitslosenfürsorge während des Krieges und über die Agitation und Verwaltung des Verbandes, wobei der Bericht über die seit 1904 bestehende Internationale Transportarbeiterföderation die Angriffe und Beschuldigungen einiger ausländischer Organisationsleiter zurückweist und in dem Wunsch ausklingt, daß die alten Beziehungen auch über den Krieg hinaus lebendig bleiben mögen.

Berichtigung. In dem Artikel »Der Krieg und der Sozialismus« von Gustav Eckstein muß es auf S. 303, Zeile 28 von oben, statt »Zentralverband deutscher Industrieller« richtig heißen »Bund der Industriellen«.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 12 Ausgegeben am 17. Dezember 1915 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Ursachen der sozialistischen Krise.

Von Heinrich Ströbel.

Wie schon früher Bernstein, so behandelt jetzt (vergl. Nr. 7 der Neuen Zeit) Genosse Edmund Fischer die Frage, inwieweit ein Zusammenhang zwischen der gegenwärtigen Krise in der Sozialdemokratie und dem Reformismus oder Revisionismus besteht. Auch Edmund Fischer kommt zu der Antwort, daß der Reformismus oder Revisionismus an sich mit den nationalistischen Entgleisungen nichts zu tun habe. Für diese Abirrungen vom Geiste des Sozialismus macht Edmund Fischer vielmehr die »Kriegspsyche« oder »Kriegspsychose« verantwortlich. Aber diese Kriegspsychose wird, so glaubt er, mit dem Kriege, der sie erzeugt, verschwinden. Die gewaltige Kluft, die sich während des Krieges in der Partei aufgetan, wird sich wieder schließen. Kolbs Bäume werden nicht in den Himmel wachsen. Aber auch die Radikalen werden mit ihrer einschneidenden Kritik nichts an den Dingen ändern. Die Sozialdemokratie wird vielmehr zwar die sozialistischen Ideale, die im nationalistisch-imperialistischen Rausch der Lensch und Kolb arg ins Gedränge gekommen, wieder zu Ehren bringen, aber zugleich wird sie eine konsequent reformistische Taktik einzuhalten genötigt sein. Denn nachdem man einmal sogar im Reichstag das Budget bewilligt hat, obendrein das mit dem Zehnmilliardenkriegskredit beschwerte Monsterbudget, wird man sich unmöglich wieder zum Standpunkt der prinzipiellen und regelmäßigen Budgetverweigerung zurückzumausern vermögen. Man wird auch nicht mehr beim Kaiserhoch hinausgehen oder gar sitzen bleiben, sondern dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, nämlich den Höflichkeitsaktus, den man nun einmal dem sozusagen höchsten Reichsbeamten schuldig ist. Kurz, man wird auch im Reiche die Pfade wandeln müssen, die man in den süddeutschen Staaten trotz aller Reichstagsresolutionen, trotz des Theaterdonners von Dresden und Magdeburg auch bisher schon gewandelt ist. Man wird sich den gegebenen Verhältnissen immer mehr anpassen, ganz wie das die revisionistische Taktik verlangt, nur daß man hübsch sachte und sittsam ausschreitet und sich nicht so kompromittierlich gebärdet wie Kolb, der da meint, wenn man schon eine durch und durch verbürgerlichte Taktik anwende, könne man füglich auch auf die falsche Flagge des sozialistischen »Revolutionarismus« verzichten.

Ich muß schon sagen, daß mir da Kolbs Standpunkt viel einleuchtender und konsequenter erscheint. Er nennt die Dinge beim rechten Namen, sagt ungeniert, wohin die Reise gehen soll, und macht dem alten Versteckspiel mit schwammigen Redensarten resolut ein Ende. Und mich will bedünken, daß auch die Genossen der Linken sich in ihrer Weise ein Beispiel an Kolb nehmen sollten. Wohin man gerät, wenn man sich in der Politik gutgläubig

ein X für ein U vormacht, das hat ja die Krise bewiesen, die wir seit den Augusttagen vorigen Jahres miterlebt haben.

Genosse Edmund Fischer sagt uns allerdings: das ist eben die »Kriegspsychose«. Verwechselt doch nicht den Normalzustand mit dem des akutesten Kriegsfiebers! Aber das sind leider nur *Worte*. Denn wir wissen doch schon aus der Pathologie, daß ein Organismus nur dann für eine Krankheit anfällig wird, wenn er die Disposition dafür in sich trägt. Die nationalistische und imperialistische Anfälligkeit war nur vorhanden, *weil sich längst die Vorbedingungen dafür innerhalb des Parteiorganismus herausgebildet hatten. Der Krieg entfesselte eben nur plötzlich und schrankenlos die zersetzenden Kräfte, die sich in dem Zellenstaat des Parteikörpers angesammelt hatten.*

Ich würde arg übertreiben, wenn ich zu sagen wagte, daß ich einen Krankheitsanfall von solcher Schwere und Dauer, wie wir ihn erlebt, für wahrscheinlich, ja nur für möglich gehalten hätte. Auch ich habe mich über die Menge des vorhandenen Krankheitsstoffes leider einer Täuschung hingegeben. Aber wenn ich auch die Größe der Gefahr verkannte — der *Gefahr selbst* war ich mir schon längst bewußt. Jedenfalls aber bin ich nicht willens, mich gegen künftige Gefahren durch einen wundersüchtigen Optimismus verblenden zu lassen. Und ich glaube, das einzige Mittel zur Verhütung späterer Rückfälle besteht für die Partei darin, daß sie endlich den Dingen nüchtern ins Gesicht sieht. Nüchtern und entschlossen! Die Betrachtungsweise des Genossen Edmund Fischer halte ich für so verhängnisvoll wie nur möglich. Geradezu für das sicherste Mittel zur Vererbung und Verewigung der heutigen »Anomalie«!

Die gute Meinung des Genossen Fischer soll damit natürlich in keiner Weise angezweifelt werden. Nicht etwa nur in dem groben Sinne, daß er »das Beste der Partei« wolle. Von dieser Selbstverständlichkeit sollte man nachgerade anständigerweise überhaupt nicht mehr reden. Diesen guten Willen haben wir nicht nur dem Genossen Kolb zuzubilligen, der mit rücksichtsloser Offenheit eine Politik verficht, die schnurstracks ins Lager des Pastors Naumann hinüberführt, sondern sogar *den* Genossen, die unter den listigsten Masken mit Taubenunschuld und Schlangenklugheit die ihnen allzu plump-ehrlich auftretende Kolbsche Taktik dem Proletariat aufzuhökern suchen. Die krasseste Unehrlichkeit solcher propagandistischen *Methode* braucht noch keineswegs eine Unehrlichkeit des *Wollens* einzuschließen. Politiker dieses Schlages betrachten eben die Masse als den guten, dummen Michel, der zu täppisch ist, als daß ihm eine »kluge« Politik einginge, dem man deshalb wie einem kranken Kinde die heilsamen Tränklein unter allerhand Vorspiegelungen einflößen muß. Selbst diesen Genossen gegenüber verzichten wir auf jedwede sittliche Entrüstung. Es genügt, ihre Methoden aufzudecken, um sie unschädlich zu machen. Dem Genossen Edmund Fischer trauen wir die bona fides vollends zu, da wir ihn *nicht* zu diesen »listigen« Taktikern zählen. Er leugnet gar nicht seine reformistischen Auffassungen, er wirbt ja offen dafür und möchte sie zum Gemeingut der Parteianschauungen machen. Wenn er Kolb bekämpft, so sicherlich nicht nur deshalb, weil er die Kolbsche Ehrlichkeit für kompromittierend und deshalb minder werbekräftig hält, sondern weil ihm Kolb in

der Tat in mancher Beziehung viel zu weit geht. Weil, um es kurz zu sagen, dem Genossen Edmund Fischer zwar die reformistische Taktik, die auch Kolb vertritt, für die politische Tagesarbeit als die einzig richtige und praktikable erscheint, er aber gleichwohl diese Praxis noch für durchaus vereinbar hält mit jener sozialistischen Weltanschauung, wie sie Marx, Engels und Bebel vertreten haben, wie sie in der ganzen wissenschaftlichen Literatur und allen Kongreßbeschlüssen der Partei ihren Niederschlag gefunden hat.

Diese Ansicht des Genossen Fischer und, mit gewissen Modifikationen, des Genossen Bernstein in allen Ehren. Was auch später kommen mag: nie werden wir dem Genossen Bernstein vergessen, welche Verdienste er sich in dieser Zeit des Wankens aller politischen und ideellen Fundamente um die Verfechtung sozialistischer Gedanken erworben hat. Man preist so enthusiastisch die Kriegsgemeinschaft als verbindendes Element — vielleicht wird die geistige Kameradschaft in dieser schweren Zeit erst recht nicht ohne Früchte bleiben. Aber alles das entbindet diejenigen, die die Ursachen der Parteikrise anders ansehen als Genosse Edmund Fischer und Bernstein, durchaus nicht von der Verpflichtung, auch ihre Auffassung von den Verhältnissen deutlich auszusprechen.

* * *

Verschiedentlich ist die Ansicht vertreten worden, unmittelbar vor Ausbruch des Krieges hätten alle Anzeichen darauf gedeutet, daß die Politik der deutschen Sozialdemokratie sich im Rahmen des entschiedenen Klassenkampfes bewegen werde. Hilferding hat diese Meinung in seiner Besprechung des Buches der Zwanzig im »Vorwärts« geäußert, und Eckstein sagt in Nr. 7 der Neuen Zeit Ähnliches in seinem Jubiläumsartikel über die Gewerkschaften. Diese Erwartung wird nur verständlich aus einer aus der Vogelperspektive schauenden theoretischen Betrachtungsweise der Gesamtverhältnisse, keineswegs aber aus der Wertung der Symptome der Tagespolitik. Hilferding und Eckstein beurteilen die Wirkung der großen politischen und sozialen Triebkräfte nach dem Eindruck, den sie auf sie, die marxistischen Theoretiker, ausübte; nicht nach ihrem Reflex auf die ganz anders gearteten Elemente der proletarischen Kleinarbeit in Gewerkschaftsbureaus und Parteisekretariaten.

Die Tatsache solch stark kontrastierender Doppelspiegelung sollte den genannten Genossen durch die Wirkung des Krieges inzwischen eigentlich zum Bewußtsein gekommen sein. Denn das, was ihnen nur als die Bestätigung aller marxistischen Klassenkampftheorien und ökonomisch-historischen Voraussagen erscheint, wirkte auf die Führerkreise der Gewerkschaften und die Mehrheit der Funktionäre der Partei als Offenbarung des Gegenteils: als Bestätigung der so irrtümlicherweise von der Sozialdemokratie bekämpften und verkannten nationalistischen und imperialistischen Ideale, von deren Realisierung dann auch eine Erfüllung der sozialreformerischen Hoffnungen der Arbeiter zu erwarten sei. Während sich nach der Auffassung der Genossen Hilferding und Eckstein (auch der meinigen und meinem Urteil nach aller wirklichen Sozialisten) nur das tragische Verhängnis einer Wirtschafts- und Geschichtsepoche erfüllte, vor dem die Sozialdemokratie unaufhörlich gewarnt, erlitten nach der Ansicht der Gewerkschaftsführerkreise und Parteifunktionäre gerade die sozialistische Theorie und Geschichtsprognose den schmählichsten Bankrott, indem, nach dem

Zeugnis zahlreicher Partei- und Gewerkschaftspressestimmen, alles so ganz anders gekommen sei, als es die »Herren Theoretiker« vorausgesagt.

Daß im proletarischen Klassenkampf, soweit er in der politischen und speziell parlamentarischen Betätigung, auf die ja die deutsche Sozialdemokratie besonders zugeschnitten, seinen Ausdruck findet, in den letzten Jahren eine Tendenz zur Verschärfung und prinzipielleren Vertiefung bemerkbar gewesen sei, kann im Ernste unmöglich behauptet werden. Im Gegenteil: die parlamentarische Praxis paßte auf die Dresdener Resolution wie die Faust aufs Auge. Man stimmte für Kriegsausgaben, aus der opportunistischen Erwägung heraus, daß im anderen Falle die Gefahr einer ungünstigeren Lastenverteilung drohe. Man schloß mit dem Liberalismus einen regelrechten Wahlpakt und trieb Dämpfungspolitik — wiederum aus der völlig opportunistischen Erwägung heraus, daß man um jeden Preis den Zollwucherblock schwächen müsse. Man tat in all diesen Fällen gerade das Gegenteil von dem, was die Dresdener Resolution forderte.

Man hat gemeint, diese Handlungen seien doch nur unvermeidliche Konsequenzen der parlamentarischen Tätigkeit. Wolle man im Parlament etwas Positives erreichen, so müsse man eben die eigene Mandatsziffer nach Möglichkeit zu steigern suchen — sei es auch durch Wahlpakte und Dämpfung —, müsse man mit den bürgerlichen Parteien mindestens etappenweise Hand in Hand gehen, dürfe man sich, wenn es materielle Schädigungen für die Massen abzuwehren gelte, auch an eine Bewilligung militärischer Forderungen nicht stoßen und vor allen Dingen nicht über belanglose Formalitäten stolpern, wie die Teilnahme am Präsidium und daraus erwachsende Repräsentationspflichten. Nun hat ja schon Edmund Fischer gezeigt, daß es auf dieser Bahn kein Halten mehr gibt. »Budgetbewilligung und Kaiserhoch«, sagt er, »haben ihre Erledigung gefunden. Darüber sollte sich doch niemand im unklaren sein. Und auch die ‚Hofgängerei' wird keine Wellen mehr schlagen.« Was also jahrzehntelang auf so vielen Parteitagen die Geister erhitzt hat, um was so leidenschaftlich gestritten worden, das betrachtet Edmund Fischer als »erledigt«. Und die Blockpolitik? Wer in praktischer Reformarbeit, sagt Fischer wiederum, den Staat in demokratischer Richtung umgestalten will, dem bleibt nichts anderes übrig, als in den gesetzgebenden Körperschaften eine Mehrheit zustande zu bringen, die für Reformen eintritt. »Ob dann ein offener oder ein stiller Block gebildet wird, ist für die Sache von wenig Belang.«

Man wende mir nicht ein, das sei zwar Edmund Fischers Ansicht von den notwendigen Konsequenzen der parlamentarischen Taktik der Partei, aber keineswegs deren notwendiges Ergebnis. Im Gegenteil: Edmund Fischer ist noch lange nicht so konsequent wie viele andere Parteigenossen und Reichstagsabgeordnete. Lehnt er doch den Imperialismus ab, den die anderen auch akzeptieren wollen, weil er nun einmal zu den kapitalistischen Realitäten gehöre, die sich nicht ignorieren ließen. Und wenn Fischer sagt: »Wer einmal den Imperialismus will, muß auch den Nationalismus, muß die fortgesetzten Rüstungen, muß die blutigsten Weltkriege wollen,« so gibt es ja nicht wenige Genossen, die in der Tat diese Logik durchaus anerkennen. Daß Edmund Fischer diese Schlußfolgerungen gerade vom Standpunkt des »konsequenten Reformismus« ablehnen zu können glaubt, ist nichts als seine persönliche Überzeugung, die nur von wenigen Re-

formisten und Revisionisten geteilt wird. Die ungeheure Mehrheit dieser Revisionisten steht auf der Seite Kolbs! Ob sie deshalb *minder* »konsequente« Reformisten sind wie Edmund Fischer, kann diesem unbestreitbaren Faktum gegenüber gern dahingestellt bleiben.

Nun sind aber zu den Revisionisten, die seit jeher bewußt auf die Umwandlung der sozialdemokratischen Partei in eine verbürgerlichte Reformpartei hinarbeiteten, inzwischen noch zahlreiche Elemente gestoßen, die der alten Mitte oder gar der früheren Linken angehörten. Die seelische Erschütterung durch den Krieg mag diese Wandlung beschleunigt haben; aber *begonnen* haben sie mit dem Umlernen schon *längst*!

Manchen von ihnen hat der Parlamentarismus auf dem Gewissen. Je größer die Fraktion wurde, desto stärker das Bedürfnis nach »positiver« Mitarbeit, desto stärker der Anreiz zur Bündnis- und Blockpolitik, die sich eben *nur durch Abschleifen vorhandener Gegensätze* realisieren läßt. Desto ausgeprägter der »parlamentarische Kretinismus«, jene unhistorisch enge Betrachtungsweise, für die aller soziale und politische Fortschritt auf die Parlamentstätigkeit zurückzuführen ist. Eine solche Überschätzung der parlamentarischen *Arbeit* schließt auch die Überschätzung der *Mandatsziffer* ein. Der Fortschritt der Partei und der Sache des Sozialismus spiegelt sich in der Zahl der Mandate, die infolgedessen nicht mehr nur im rücksichtslosesten Kampfe erobert, sondern auch im Kuhhandel und Mandatsschacher durch Wahlbündnisse und Dämpfungstaktik ergattert werden müssen. Auch materielle Momente spielen mit hinein. Das Mandat verleiht nicht nur einen gewissen Nimbus, es stellt auch einen mehr oder minder großen Bestandteil der Existenz seiner Inhaber dar. Und seine Existenz setzt niemand gern aufs Spiel.

Aber nicht nur das Wachstum der Reichstagsfraktion führte mit unerbittlicher innerer Logik zu einer Abkehr von der alten prinzipiellen Taktik der Partei, sondern auch die immer mehr erstarkende *Bureaukratie der Partei* begünstigte die Verbreitung opportunistischer Tendenzen.

Während früher die Agitationsarbeit und die organisatorische Tätigkeit in der Partei von den Genossen im Nebenamt geleistet worden war, veranlaßte die Ausdehnung der Partei und die Häufung ihrer Verwaltungsgeschäfte die Schaffung zahlreicher Verwaltungsposten. Diese Ämter wurden, wie es ihrem Charakter entsprach, vorwiegend mit Personen besetzt, die sich in der organisatorischen Kleinarbeit bewährt hatten. Das Interesse dieser Parteibeamten war so von vornherein mehr auf die nüchterne, praktische Tagesarbeit, die Fragen der Kleinagitation, gerichtet, als auf die Theorie und den Weltanschauungsgehalt des Sozialismus. Und diese Geistesrichtung wurde nur genährt durch die Tätigkeit, die den Partei- und Arbeitersekretariaten zufiel. So war es nur natürlich, daß jener Geist konservativer Nüchternheit, der aller Bureaukratie eigen ist, auch die Parteibureaukratie bis in ihre höchsten Spitzen hinauf beherrschte. Allzuleicht vergaß man über der Form den Inhalt. Mehr und mehr machte man den Parteiapparat mit seinem Drum und Dran, die Organisationen und Instanzen, zum Inbegriff der Partei, während er nur deren Rahmen sein sollte. Die Theorie begegnete mehr und mehr Mißtrauen und Nichtachtung. Hinter den wichtigsten Parteidiskussionen witterte man gewöhnlich nur »Literatengezänk«. Solcher Streit beeinträchtigte scheinbar die Werbearbeit für die Organisationen, war also

vom Übel. Mehr und mehr proklamierte man den Burgfrieden. Die scharfe Scheidung zwischen rechts und links schwand immer mehr. Zwischen den »Extremen« bildete sich eine starke Mitte, die über die »Heißsporne« spöttelte, im sicheren Gleichschritt den richtigen Weg zu gehen vermeinte und eines schönen Tages ihr nationalistisch-reformistisches Herz entdeckte. Man hat jetzt endgültig das »Utopische« der bisherigen Parteitaktik erkannt, erklärt der »pseudorevolutionären Phrase« den Krieg und macht »Gegenwartspolitik« nach den Leitsätzen, die die Nationalsozialen schon vor zwanzig Jahren prophetisch entwickelt.

Diese Parteibureaukratie dirigiert das ganze Parteileben. Form und Inhalt der Agitation werden von ihr bestimmt, bestimmte Anschauungen je nachdem verbreitet oder geächtet. Das Parteibeamtentum beherrscht die Provinzial- und Landesversammlungen, selbst den Parteitag, auf dem es ja gemeinsam mit der Fraktion die Mehrheit bildet. Mit Fraktion und Parteivorstand vertritt es während des Krieges die Partei.

Man ist sich der Gefahren dieses Bureaukratismus auch nicht ganz unbewußt gewesen, hat auch versucht, sie durch Ausdehnung des Bildungswesens zu bannen. Aber man hat den Wert der Parteischule und der Bildungskurse überschätzt. Die Theorie blieb vielfach leider ein Fremdkörper, und der Respekt vor den Theoretikern ging vollends bei vielen zum Teufel, als sogar die »Rechtgläubigen« sich spalteten und die nationalistischen Schismatiker sich als die eigentlichen und konsequenten Marxisten aufspielten.

Ein besseres Gegengewicht gegen das Dominieren des bureaukratischen Geistes hätte die Presse darstellen können. Aber der fehlte selbst zum größten Teil das theoretische Verständnis, die Höhe der historischen Betrachtung. Die Kleinarbeit und die Tagespolitik hatten auch die Redaktionen mehr und mehr in ihr Joch gespannt. Statt für Weltanschauungsfragen und die großen politischen Probleme interessierte man sich für das Formale des Handwerks, für journalistische Aufmachung, »Aktualität«, Stilfragen. (Unter solchen Gesichtspunkten wäre August Bebel ein schlechter Redakteur gewesen, denn er schrieb all seine Lebtage einen keineswegs musterhaften Stil, und wenn zehnmal sein Buch »Die Frau« sein leidenschaftliches Eindringen in alle großen Schicksalsfragen der Menschheit verriet!) Die Urteile über die wichtigen Fragen der Politik bezog man als Leitartikel und Entrefilets druckreif von den Korrespondenzen. So kam es, daß man sich das selbständige Prüfen und Denken in einem Maße abgewöhnte, daß man jetzt die ältesten imperialistischen und kapitalistischen Argumente als neue Offenbarungen begrüßt.

Dem aus dem Parlamentarismus und Bureaukratismus geborenen Opportunismus gesellt sich der alte Geist der Nichtsalsgewerkschaftlerei, der ja in der Neuen Zeit schon des öfteren analysiert worden ist. Ich selbst habe die Gefahren einer gewerkschaftlichen Praxis, die sich nicht mehr durch die Ideen des Sozialismus befruchten läßt, bereits vor fünfzehn Jahren in der Neuen Zeit eingehend dargelegt. Daß mich dabei keinerlei Verkennung und Unterschätzung der Gewerkschaften irreführte, geht wohl schon aus der Tatsache hervor, daß ich bereits im Jahre 1893 auf dem Kölner Parteitag mit Wort und Stimme für die von Eckstein in Nr. 7 der Neuen Zeit gewürdigte Resolution Arons eintrat, die damals von der übergroßen Parteimehrheit abgelehnt wurde. Das Ehepaar Webb kann sicherlich

nicht der antigewerkschaftlichen Quertreiberei bezichtigt werden, und doch schrieb es in seinem bekannten Buche von den Gewerkschaftsführern:

Der energische Arbeiter, der um sein dreißigstes Lebensjahr die Fabrik, die Schmiede oder das Bergwerk verläßt, um fortan seinen Witz an dem von schlauen Unternehmern und scharfsinnigen Anwälten zu messen, muß notwendig seine ganze Willenskraft auf den begrenzten Kreis seiner neuen Aufgaben konzentrieren. Als Sekretär einer Vereinsfiliale hat er vielleicht lebhaften Anteil an den Beschwerden und Forderungen auch von anderen Gewerben als das seinige genommen. Allein jetzt findet er bald, daß eine solche Weite des Blickes mit seinen Pflichten unvereinbar ist. Das Gefühl der Klassensolidarität, das beim Lohnarbeiter, der mit der Hand schafft, so lebendig ist, weicht allmählich einem engherzigen Fachinteresse.... Läßt ihm sein angestrengtes Tageswerk einen Rest von Muße, so brütet ein solcher Gewerkbeamter über neue Probleme, die immer noch seiner speziellen Industrie eigen sind.... Es kann daher nicht überraschen, daß die Gewerkschaftsbeamten ein starker und etwas engherziger Partikularismus kennzeichnet. Eben die genaue Kenntnis der technischen Einzelheiten eines besonderen Gewerbes und die Vertiefung in dieselben, die sie zu so sachverständigen Spezialisten macht, hemmt bei ihnen die Entwicklung der höheren Eigenschaften, welche die politische Führerschaft der Gewerkschaftswelt erfordert.

Diese Charakteristik gilt meiner Überzeugung nach auch heute noch für einen sehr erheblichen Teil der gewerkschaftlichen Bureaukratie. Sie erklärt hinlänglich die betrübende Tatsache, daß weitaus das Gros der Gewerkschaftsbeamten und Gewerkschaftsorgane nach Kriegsausbruch mit fliegenden Fahnen in das Lager der Imperialisten und Nationalisten übergegangen ist, und daß die Gewerkschaftsleitungen und ihr Anhang die eigentliche Kerntruppe der Fraktions- und Parteivorstandsmehrheit bilden.

Nach all diesen Feststellungen könnte man wohl die Frage aufwerfen: Ja, wenn alles das richtig ist und der Revisionismus derartig feste Stützpunkte in den breitesten Schichten der verschiedensten Partei- und Gewerkschaftsführer gewonnen hat — wie kannst du dir dann noch einbilden, daß der Triumph des Revisionismus und damit der »Neuorientierung« im Sinne der Umlerner nicht endgültig besiegelt sei?

Diese Frage hat sicher ihren guten Grund, und ich würde es in der Tat für nutzlose Zeitvergeudung halten, mich einer in den Verhältnissen so fest begründeten Parteiströmung entgegenzustemmen, wenn nicht zweierlei in Betracht käme. Erstens: die Reaktion der wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Kriege und ihre Einwirkung auf die Massenpsyche. Zweitens: daß die Stimmung der Massen überhaupt keineswegs identisch ist mit der Stimmung der Partei- und Gewerkschaftsfunktionäre, und daß es sehr wohl möglich ist und möglich sein *muß*, durch die Schale der Parteibureaukratie hindurch bis zum Kern der Massen vorzudringen und wieder jene innige Verbindung von Wissenschaft und Arbeitern herzustellen, die seit geraumer Zeit leider durch Einschaltung einer Zwischenschicht, eben der allzu selbständig schaltenden Parteibureaukratie, verloren gegangen ist.

Über die mutmaßlichen sozialen Folgen des Krieges und ihre Rückwirkung auf den Geist der Arbeiterschaft will ich nichts prophezeien. Eine nahe Zukunft wird ja zeigen, ob meine Erwartungen trügen. Gedulden wir uns also ein wenig und lassen wir die Tatsachen sprechen.

Aber auch wenn die Ereignisse mir, wie ich zuversichtlich hoffe, recht geben, so wäre damit der Sieg der alten sozialdemokratischen Anschauungen

noch keineswegs für die Dauer gesichert. Wirtschaftliche Krisen, so schwer sie immer sein mögen, gehen vorüber und mit ihnen die Stimmungen, die sie ausgelöst. Die Wunden auch dieses entsetzlichen Krieges können verheilen und neuer wirtschaftlicher Aufstieg kann wiederkehren mit all den gewerkschaftlichen und parteipolitischen Begleiterscheinungen, die wir in der Zeit vor dem Kriege erlebt. Und dann würden Parlamentarismus und Bureaukratismus uns allmählich wieder in das alte Phlegma der agitatorischen Routine und die satte Selbstzufriedenheit der kurzsichtigen Tagespolitik zurückfallen lassen. Die Lehren eines kolossalsten Stückes Weltgeschichte wären in den Wind geschlagen, Prinzipien und Theorie verstaubten wieder im Silberschrank und die Mühlen der Mittelmäßigkeit klapperten so geschwätzig selbstgefällig wie je.

Deshalb gilt es aus den Erfolgen dieser Zeit die praktischen Nutzanwendungen zu ziehen. Sicherlich vermag nur der starke Strom der geschichtlichen Entwicklung das Schiff des Sozialismus glückhaft der Zukunft entgegenzutragen. Die raffiniertesten Künste der Demagogie wie das lohendste Feuer lautester Begeisterung müßten versagen, wenn nicht der ökonomische Gang der Ereignisse selbst das Vehikel unserer Bestrebungen bildete. Aber auch die historisch und ökonomisch noch so schicksalswuchtig vorwärtsdrängende Entwicklung könnte zeitlich — und wir menschlichen Eintagsfliegen haben doch wahrhaftig mit unserer Zeit zu kargen! — den bedenklichsten Reibungen und Hemmungen begegnen, wenn wir nicht alles täten, um der Entwicklung von morgen schon heute die Wege zu glätten. Gerade der Herausgeber der Neuen Zeit, Karl Kautsky, hat oft genug das Wesen des historischen Materialismus dahin definiert, daß zwar die Summe der ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnisse den geschichtlichen Verlauf bestimme, daß aber die historische Entwicklung sich durch das Medium der zeitgenössischen Menschheit, durch ihre Einsicht, ihre Strebungen und Ideale vollziehe und daß deshalb der Grad der geistigen und seelischen Anteilnahme an den Zeitvorgängen für den Verlauf der geschichtlichen Ereignisse und das Tempo der Entwicklung keineswegs ohne größte Bedeutung sei.

Es wird deshalb unsere Aufgabe sein, die Forderungen der Demokratie zunächst einmal innerhalb des sozialistischen Proletariats selbst zur Verwirklichung zu bringen und das derzeitige mit schwersten Mängeln behaftete Repräsentativsystem zu korrigieren. Über das Wie dieser organisatorischen Reformen wird zu geeigneter Zeit noch sehr viel gesprochen werden müssen. Nicht minder notwendig ist der Partei eine namentlich durch die Presse zu übende schonungslose Selbstkritik. Der Revisionismus ist dem Radikalismus in publizistischer Autopsie mit gutem Beispiel vorangegangen — mag nunmehr die Parteikritik von der Linken mit derselben Strenge und Rücksichtslosigkeit geübt werden. Nur wenn wir die mannigfaltigen Ursachen der »Kriegspsyche« klar erkennen und systematisch ausjäten, dürfen wir auf eine Regeneration der Partei hoffen. Geschieht das nicht, so wird — nach einer Periode der Gärung — in der Tat der Reformismus den Sieg davontragen. Und nicht die Form des Reformismus, die Edmund Fischer für die »konsequente« hält, sondern die Spielart, in der Kolb und seine Gesinnungsfreunde der politischen Weisheit letzten Schluß sehen.

Es geht diesmal wirklich »ums Ganze«, und wer nicht seiner geistigen Veranlagung nach der kalmierenden Mittel frommer Selbsttäuschungen bedarf, sollte sich bereit halten, den Kampf um Sein oder Nichtsein der Sozialdemokratie mit aller Entschiedenheit aufzunehmen.

Bismarck und der Imperialismus.

Von K. Kautsky.

(Schluß.)

3. Der Imperialismus und die Intellektuellen.

Zur Kolonialpolitik sagt Delbrück in seinem Buche über Bismarck, sie sei bisher fehlerhaft betrieben worden, in verschiedener Hinsicht:

Der eigentliche Fehler aber war, daß man das Kolonisieren unternommen hatte nicht als einen großen politischen Akt, sondern teils aus einem unklaren nationalen Tätigkeitsdrang, teils in der Vorstellung, es handle sich um einen rein wirtschaftlichen Akt, um ein Geschäft.

Es hat in der Tat zuweilen Kolonien gegeben, die, als rein wirtschaftliche Unternehmungen in Szene gesetzt, sich rentiert haben. Aber das ist nur geschehen, wo besonders günstige Umstände vorlagen und zusammentrafen. Gerade indem in Deutschland die ersten Gedanken auftauchten, daß auch unser Volk an der transozeanischen Kolonisation beteiligt werden müsse, hatte man in England die Rechnung aufgemacht, daß Kolonisation keineswegs ein besonders rentables, sondern sogar ein verlustbringendes Geschäft sei, und darüber das tiefere theoretische Verständnis für das eigene Tun, selbst hier im Mutterlande der modernen großen Kolonisationen, so gut wie verloren.

Das neunzehnte Jahrhundert, so reich es an idealistischen Gedanken und Taten gewesen ist, ist doch in hohem Maße erfüllt mit materialistischen Vorstellungen. Auf diesem Boden des materiellen Interesses, das das Leben der Völker bestimmt, ist die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung erwachsen, die wiederum ein wesentliches Element der sozialdemokratischen Bewegung geworden ist. Kolonien, lehrte man in den fünfziger und sechziger Jahren in England, seien wirtschaftliche Unternehmungen und danach zu beurteilen, ob sie als solche ein gutes Geschäft darstellten oder nicht. Der große Freihändler Cobden war zu dem Ergebnis gekommen, daß schließlich die Bilanz ein schlechtes Ergebnis aufweise, und in vollem Ernst hatte man in England die Frage erörtert, ob es nicht am besten sei, sich der Kolonien auf gute Manier zu entledigen. Selbst der leitende Minister Gladstone stand diesen Auffassungen nicht fern, und bis auf diesen Tag ist ja auch in Deutschland noch die Meinung vorherrschend, daß unsere Kolonialpolitik um wirtschaftlichen Gewinnes willen inszeniert worden sei und betrieben werden müsse. Man wollte die Rohstoffe aus eigenen Kolonien beziehen und Waren dahin absetzen. Leicht war da die Antwort gegeben, daß doch auch die fremden, namentlich die englischen Kolonien dem deutschen Handel durchaus nicht verschlossen seien, und daß es wirtschaftlich sogar viel vorteilhafter sei, den fremden Nationen die Last der Kolonialverwaltung zu überlassen, selber aber an den wirtschaftlichen Vorteilen vermöge kaufmännischer Tatkraft und industrieller Leistungsfähigkeit soviel zu gewinnen wie möglich. Wandte man dagegen ein, daß ein solches Arbeiten und Ernten auf fremdem Gebiet doch immer von dem guten Willen der Fremden abhängig sei und eines Tages abgeschnitten werden könne, so schlug auch das nicht eigentlich durch, denn im Verhältnis zum überseeischen deutschen Gesamthandel konnte der Handel der eigenen deutschen Kolonien immer nur einen sehr geringfügigen Satz ausmachen. (S. 187 bis 190.)

Lehrt denn aber wirklich die Kolonialgeschichte der Welt, daß das Ökonomische ihr Wesen ausmacht? Wie klägliche Gebilde wären die Staaten und Völker, wenn dem so wäre. Wer so rechnet, der hat selbst jenen Krämergeist, den wir so oft den

Engländern zum Vorwurf machen. . . . Das Wirtschaftliche ist zwar immer die Grundlage des Daseins, aber nicht sein Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck. So ist auch der letzte Zweck der Kolonialpolitik nicht im Wirtschaftlichen, sondern im Nationalen und Politischen zu suchen. (S. 191.)

Deutschland ist kein Auswanderungs- sondern Einwanderungsland. Die Bauern und landwirtschaftlichen Arbeiter, die sich ansiedeln lassen möchten, brauchten wir aufs dringendste in der Heimat und haben wenig oder nichts über See abzugeben. *Was unsere Kolonien füllen und ihnen das Gepräge geben muß, ist die Oberschicht*, die Tausende mittleren und höheren Bildungsstandes, die unser reiches Schulwesen unausgesetzt produziert und für die wir im Vaterlande keine genügende Verwendung haben. Die Männer um die Dreißig, die in der Blüte ihrer Kraft stehen und sich alle Kenntnisse und Fertigkeiten angeeignet haben zur Erfüllung eines größeren Wirkungskreises, sitzen ja bei uns häufig müßig oder halbmüßig herum und *warten auf eine Anstellung mit kärglichem Gehalt*. Diese müssen wir als Techniker, Kaufleute, Pflanzer, Ärzte, Aufseher, Offiziere und Beamte ausschicken, damit sie die großen Massen der niederen Rassen regieren, wie die Engländer Indien. (S. 193, 194.)

Ein sehr großer Teil der höheren und mittleren Intelligenzen, die im Vaterlande kein ihren Fähigkeiten entsprechendes Arbeitsfeld fanden, suchten bisher ihr Brot in der Fremde. Während in Deutschland außer einigen Jockeis, Tanzlehrern und Köchen wesentlich nur Sprachlehrer und Bonnen fremder Zunge ihre Bildung verwerten, haben wir Rußland Ärzte, Apotheker, Lehrer, Ingenieure, Chemiker, Techniker, Brauer, theoretisch gebildete Landwirte, Kaufleute, Vorarbeiter, höhere Handwerker usw. geliefert, die nun ins Elend geraten, ihres Berufes verlustig, nach dem Kriege in die Heimat zurückströmen werden, soweit sie nicht gar von den Russen nach Sibirien transportiert, in Hunger und Frost umgekommen sind. Auch in England waren ganze Kolonien von Deutschen des höheren und kleineren Mittelstandes und nicht viel weniger in Frankreich. Wo soll ihnen allen eine neue Stätte an Stelle der zerstörten errichtet werden? (S. 195.)

Wie, wenn wir diese Kulturschicht *über einer niederen Rasse als Erzieher- und Herrenstand ansiedeln*, ein überseeisches Deutschland schaffen und die jetzt vergeudete Volkskraft für uns zusammenhalten und dem nationalen Tätigkeitsdrang ein unabsehbares neues Arbeitsfeld bieten? Dazu aber gehört Weltpolitik, Seepolitik und Flotte. (S. 196.)

Indem ein solches Kolonialdeutschland uns zur Weltmacht erhebt, bringt es uns zugleich die Lösung der schwersten aller sozialen Fragen, die Schaffung einer befriedigenden Tätigkeit für die aufsteigenden Söhne des Volkes, den *Überschuß der Intelligenz*, der zu Hause keinen Arbeitsplatz findet. Haben wir nicht jetzt schon zu viel Abiturienten? (S. 203.)

Ist aber Zentralafrika, das man dafür zunächst ins Auge fassen möchte, auch wenn man es noch so sehr ausdehnt, imstande, solche Last zu tragen? . . . Ist etwa statt dessen oder daneben Hinterindien, Cochinchina in Aussicht zu nehmen? Darüber haben wir hier nicht zu handeln. Ich schreibe nicht über Kriegsziele, sondern will feststellen, was unsere nationale Aufgabe ist. . . .

Genügt Afrika, oder welches exotisches Gebiet es sei, dafür nicht, so gibt es zu unserem Heil noch eine andere Art der Kolonisation und ein anderes Kolonialfeld, das uns gleichzeitig dieser Krieg öffnet und schon jetzt mit Sicherheit zur Verfügung hält. Die Türkei, die noch immer in Europa, in Kleinasien, in Syrien, in Mesopotamien die ältesten und ergiebigsten Kulturgebiete der Menschheit besitzt, sucht den Anschluß an die europäische Kultur und kann, wenn sie diesen Krieg siegreich übersteht, von dieser Bahn nicht mehr zurück. Sie bedarf dazu der europäischen Lehrmeister und kann sie nirgendwo anders mehr suchen als bei den Deutschen. Man hat früher von der Ansiedlung deutscher Bauern in Kleinasien und Mesopotamien gesprochen: es kann keinen verkehrteren Gedanken geben. Die Türken selbst würden es sich verbitten. Deutsche Lehrmeister aber und deutsches Kapital, um ein neu-

türkisches Staatswesen zu gründen und das älteste Kulturland vom wirtschaftlichen Tode zu erwecken, das ergäbe eine Gemeinsamkeit des Wirkens und der Interessen, die durch keine politischen Intrigen wieder zerrissen werden könnte. (S. 205 bis 207.)

Dies Delbrücks Kolonialtheorie. Auf seine philosophischen Ausführungen über den Zweck des Daseins und das »Wirtschaftliche« und den Ausfall gegen die materialistische Geschichtsauffassung brauchen wir uns wohl nicht einzulassen. Darin, daß die Kolonien in der Regel ein schlechtes Geschäft sind und ihre Erwerbung für die industrielle Entwicklung überflüssig ist, stimmen wir ihm vollkommen zu. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Kolonialpolitik nicht ökonomischen Interessen entstammt. Auch eine ökonomisch für die Gesamtheit schädliche Politik kann von starken ökonomischen Interessen getragen sein. Dahin gehört zum Beispiel die Aufrechterhaltung der feudalen Privilegien oder die der Monopole von Kaufmannsgesellschaften im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert.

Es ist nicht bloß der Überschuß an Intelligenz, der nach kolonialen Erwerbungen drängt, sondern kapitalistische Interessen verschiedener Art, und zwar die Interessen gerade der stärksten, im Staate einflußreichsten Kapitalistenkreise.

Damit soll jedoch die Triebkraft der Kolonialpolitik, die aus der Überproduktion an Intelligenz hervorgeht, nicht unterschätzt werden. Ich habe um so weniger Ursache dazu, als ich schon früher auf diese Erscheinung hinwies. So in einem Artikel des »Vorwärts« vom 25. Februar 1912 über den »neuen Liberalismus und den neuen Mittelstand«. Ich wies dort darauf hin, daß die Intellektuellen rasch zunehmen. Sie nehmen eine Zwischenstellung ein zwischen dem Proletariat und dem Kapitalismus. »Durch die Art ihres ökonomischen Verhältnisses stehen sie dem Proletariat nahe. In der Lebenshaltung und im gesellschaftlichen Verkehr gehören sie zur Bourgeoisie.«

Auch durch ihre Taktik stehen die Intellektuellen dem Proletariat »meist verständnislos, mit Abneigung oder doch mit Mißtrauen gegenüber. Sie halten es für die erfolgreichste Methode ‚praktischer', ‚positiver' Politik einer Partei, daß diese sich bei der Regierung durch ihre guten Dienste unentbehrlich macht.«

Schon das hält sie von der Sozialdemokratie fern. Der Gegensatz zu ihr wird noch verschärft durch die verschiedene Haltung zum Imperialismus.

In gleichem Sinne äußerte ich mich im »Weg zur Macht«:

Auch jene Mittelschichten, die nicht im Interessenkreis des Handwerks, des Zwischenhandels, der Lebensmittelproduktion stehen, die Intellektuellen, werden, soweit sie sich nicht zum Sozialismus durchzuringen vermögen, vom Proletariat und dessen weiterblickenden Vertretern abgestoßen durch seine Verwerfung des Imperialismus und des Militarismus. Alle die Heren Brentano, Naumann und so weiter, die der gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Organisation des Proletariats und auch seinen demokratischen Bestrebungen so freundschaftlich gegenüberstehen, sie sind begeisterte Flottenschwärmer und Weltpolitiker und nur so lange Freunde der Sozialdemokratie, solange der Imperialismus und dessen Hilfsmittel nicht in Frage kommen. (S. 95, 96.)

Der Gegensatz dieser Schichten zur Sozialdemokratie hat jetzt während des Krieges abgenommen. Nicht dadurch, daß sie der früheren Politik der Sozialdemokratie näher kamen, sondern dadurch, daß in unserer Partei die Tendenzen der Intellektuellen an Einfluß gewannen. So hat der Krieg im

Sinne der Kolbschen Politik gewirkt, die stets dahin ging, wir sollten die Methoden und Ziele der Intellektuellen für den proletarischen Klassenkampf akzeptieren, weil dieser nur dadurch zum Siege gelangen könne.

Von der Kampfesmethode der Intellektuellen, an Macht dadurch gewinnen zu wollen, daß man sich der Regierung durch treue Dienste unentbehrlich macht, wollen wir in diesem Zusammenhang nicht handeln. Nur von ihrem Imperialismus. Daß die Kolonien für das Proletariat ökonomisch nichts bedeuten, gibt Delbrück selbst zu. Erklärlicher ist es, daß die Intellektuellen für sie schwärmen. In dem oben zitierten Artikel erklärte ich das ebenso wie jetzt Delbrück, bemerkte aber dann, daß sie dadurch in Gegensatz geraten zum Proletariat:

Wenn deutsches Kapital in Afrika, in der Türkei, in China Eisenbahnen und Spinnereien baut, so erwartet man, daß die leitenden Stellen mit deutschen Angestellten besetzt werden; die Masse der Arbeiter wird an Ort und Stelle genommen werden. Für das deutsche Proletariat ersteht damit keine vermehrte Nachfrage nach Arbeitskräften. Im Gegenteil. Die Arbeiter in den Spinnereien Chinas und der Türkei werden denen Deutschlands Konkurrenz machen, und eine der wichtigsten Folgen der Eisenbahnbauten in Gegenden mit zahlreicher Bauernschaft ist deren Expropriierung und Mobilisierung. Sie führt den alten Industrieländern massenhaft neue Arbeitskräfte zu. Das Proletariat der »Handarbeiter« steht daher anders dem Imperialismus gegenüber als die »Kopfarbeiter«.

Von dieser Seite des Imperialismus schweigt Delbrück. Seine Begründung der imperialistischen Tendenzen der Intellektuellen stimmt mit der meinen wohl überein. Mit dieser Begründung glaubte ich jedoch ganz in den Bahnen des historischen Materialismus zu bleiben. Ich hätte nie gedacht, die Arbeitslosigkeit und »das Warten auf eine Anstellung mit einem kärglichen Gehalt« seien keine ökonomischen Motive.

Ein solches ist jedoch keineswegs gleichbedeutend mit einer ökonomischen Notwendigkeit. Der Überschuß an Intelligenz ist sicher in die Notwendigkeit versetzt, nach neuen Beschäftigungsmöglichkeiten zu suchen und eine Politik zu unterstützen, die ihm solche schafft. Bildet aber der Imperialismus die einzige und bildet er die zweckmäßigste und auf die Dauer, nicht bloß vorübergehend wirksamste Methode, den Überschuß an Intellektuellen in einer Weise zu verwenden, die ebenso ihren besonderen Bedürfnissen wie den allgemeinen der Gesellschaft entspricht?

Diese Frage hat sich Delbrück nicht vorgelegt. Und doch ist ihre Beantwortung von entscheidender Bedeutung.

Er spricht von einem »deutschen Indien«, das in Zentralafrika zu schaffen wäre. Aber es scheint ihm selbst zweifelhaft, daß dieses Gebiet die Schätze und sonstigen Annehmlichkeiten zu produzieren vermöchte, die erforderlich wären, die deutschen Intellektuellen als »Herrenstand« über eine »niedere Rasse« anzuziehen. Und so weist er uns auf »ein anderes Kolonialfeld« hin, das uns »dieser Krieg öffnet«, die Türkei.

Das bietet allerdings für Intellektuelle weit bessere Aussichten als Zentralafrika. Aber allzu groß darf man auch hier die Hoffnungen nicht spannen.

Die Zahl der erwerbstätigen Intellektuellen ist nicht mit voller Sicherheit festzustellen. Bei der Zählung von 1907 belief sich die Zahl der Mitglieder der freien Berufe, der Lehrer, Offiziere und höheren Beamten im Deutschen Reiche auf 628 799 Personen. Die Zahl der mittleren Beamten in öffentlichen Diensten betrug 507 172 (die Unteroffiziere im Heere sind

dabei nicht mitgerechnet), endlich die Zahl der Angestellten in Privatbetrieben der Landwirtschaft, Industrie, des Handels (ohne Handlungsgehilfen) auf 1 063 382. Zusammen 2 199 353.

Einige der Angestellten mögen nicht in das Bereich der Intellektuellen fallen, andererseits werden manche Intellektuelle in keiner der hier verzeichneten Rubriken verzeichnet sein. So jene, die ihr Freiwilligenjahr abdienen, studieren, als Rentner leben, sowie jene, die ein selbständiges Unternehmen besitzen, eine Buchhandlung, eine Kunstwerkstatt usw. Im ganzen und großen wird aber die Zahl stimmen, werden wir sagen dürfen, daß es über 2 Millionen Intellektuelle im Deutschen Reiche gibt.

Wie klein sind dieser Zahl gegenüber die Ziffern der Intellektuellen in den Kolonien! Eine genaue Berufsstatistik für diese haben wir nicht. Britisch-Indien, dies ungeheure reiche Land mit seinem zahlreichen Stab an englischen Beamten, zählte bei einer Bevölkerung von über 300 Millionen Einwohnern 1911 123 000 Engländer, davon 76 000 Soldaten. »Statesmans Yearbook«, dem die Zahlen entnommen sind, gibt nicht an, wie viele von den Engländern weiblichen Geschlechts. Der Report des Zensus von 1911 ist mir nicht zur Hand. Der von 1901 gibt die Gesamtzahl der Briten in Indien auf 97 000 an, darunter 15 000 Frauen. Für 1911 dürfen wir deren Zahl also auf 17 000 veranschlagen. So bleibt eine männliche Zivilbevölkerung von 30 000 Köpfen übrig. Höher werden wir die Zahl der Intellektuellen, denen der Besitz Indiens Posten einbringt, auf keinen Fall annehmen dürfen. Das macht auf 10 000 Inder einen Intellektuellen. Nehmen wir an, die Türkei fände nach dem gleichen Maßstab eine Verwendung für deutsche Intellektuelle, so würde das bei ihren 20 Millionen Einwohnern ganzen 2000 Intellektuellen Aussichten auf Unterkommen eröffnen.

Die Deutschen werden dabei nicht die einzigen Anwärter auf die Posten sein, die sich da auftun mögen. Geht alles so, wie Delbrück erwartet und wie es wohl kommen mag, dann kommt nicht bloß das Deutsche Reich, sondern auch die Monarchie der Habsburger in engere Beziehung zur Türkei. Und diese steht ihr geographisch und auch in anderer Beziehung noch näher als Deutschland. Ihre Deutschen erzeugen dabei nicht minder einen Überschuß an Intelligenz als die im Reiche. Andere Nationen tun desgleichen, namentlich die Tschechen. Für beide werden der Staatsstellen zu wenige, wird der Staat zu eng — dies eine der Ursachen des wütenden Kampfes zwischen beiden Nationen bis zum Kriege. Dies aber auch eine der Ursachen der panslawistischen und russischen Sympathien, die vor dem Kriege bei den Tschechen äußerst stark waren. Rußland war ein Gebiet, das einen großen Teil der tschechischen Überproduktion an Intelligenz aufnahm. Nimmt der Krieg das Ende, das Delbrück erwartet, dann wird diese ganze österreichische Überproduktion an Intelligenz neben der deutschen der Türkei zuströmen.

Dabei ist aber die Türkei kein Indien. Man darf einigermaßen staunen, daß Delbrück sie als »Kolonialfeld« bezeichnet. Sie ist doch der Verbündete des Deutschen Reiches, und Delbrück erwartet, sie werde aus dem Kriege stärker und selbständiger hervorgehen, als sie gewesen. Trifft das zu, dann wird sie für Deutschland nicht das werden, was Indien für England. Dort werden alle hohen Stellungen in der Staatsverwaltung und der Armee den Briten, also den Ausländern reserviert. Kein starker, selbständiger Staat wird sich zu derartigem verstehen.

Die deutschen Intellektuellen werden daher gut daran tun, sich ihren imperialistischen Zukunftsstaat nicht allzu rosenfarbig auszumalen. Delbrück weist darauf hin, wie stark die Auswanderung der deutschen Intellektuellen vor dem Kriege nach den verschiedensten Staaten war, daß sich in Rußland, England, Frankreich »ganze Kolonien von Deutschen des höheren und niederen Mittelstandes« gebildet hatten. Unsere Intellektuellen haben alle Ursache, sich durch ihre Erwartungen auf die Türkei nicht dazu hinreißen zu lassen, die anderen Abzugskanäle für ihren Überschuß allzu dicht zu verstopfen.

Freilich, die Deutschen im Ausland sind von dem Wechsel der äußeren Politik abhängig. Aber eine absolute Sicherung gegen die Wechselfälle des Lebens gibt's nirgends. Die Deutschen in den Kolonien wurden nicht minder durch den Gang der äußeren Politik getroffen als die in Rußland, England, Frankreich. Und die Türkei? Wird sie nicht an Stärke und Selbständigkeit gewinnen? Je mehr sie das tut, desto mehr nähert sich die Situation der deutschen »Kolonien des höheren und niederen Mittelstandes« in ihrer Mitte der der Deutschen in anderen Staaten des Auslandes. Ein Historiker wie Delbrück, der die Geschichte der Staatenbünde kennt, wird am allerwenigsten irgendeine Garantie für die Zukunft übernehmen wollen.

Unmittelbar nach dem Krieg ist ein erheblicher Export von Intelligenz wohl nicht zu erwarten. Man darf nicht annehmen, daß die Verhältnisse, die vor dem Kriege bestanden und jene Spannung erzeugten, die sich schließlich in dem Weltungewitter entlud, nach ihm ohne weiteres weiterbestehen werden.

Die Grundursache des Krieges waren die imperialistischen Tendenzen der verschiedenen Staaten, erzeugt durch ihren Überschuß an Kapital und Intelligenz oder an einem der beiden Faktoren. Der italienische Imperialismus zum Beispiel entspringt sicher vornehmlich seinem Überschuß an Intellektuellen, die keine Beschäftigung im Staate fanden, nicht seinem Überfluß an Kapital.

Die eine der Quellen des Imperialismus begann vor dem Kriege schon spärlicher zu fließen, der Überschuß an Kapital. Die Folge des Imperialismus, das Wettrüsten, verzehrte immer größere Massen akkumulierten Geldkapitals im Inland, so daß die nach Export drängende Menge anfing kleiner zu werden. Der Krieg macht dem Kapitalexport aus Europa für lange hinaus ein Ende — vielleicht für immer, wenn dem Krieg eine neue Ära des Wettrüstens folgen sollte. Damit bekäme die Frage der Kolonien ein neues Gesicht für Europa. Die wichtigste Quelle des Imperialismus, die der Bedürfnisse des Finanzkapitals nach Kapitalexport, wäre für Europa für lange hinaus verstopft.

Nicht so steht es mit den Intellektuellen, aber die sind zu machtlos, die Staatspolitik zu beherrschen. Sie allein hätten nicht vermocht, den Imperialismus herbeizuführen, wenn nicht noch andere Mächte seiner bedurften. Aber ihnen vor allem ist es zuzuschreiben, daß er so populär werden und sogar Teile der Arbeiterklasse ergreifen konnte, die zu geistiger Selbständigkeit noch nicht vorgedrungen sind und in dem Wohlwollen von Professoren und Journalisten eine Quelle ungeheurer Kraft für ihre eigene Sache sehen. Der Überschuß in den Reihen der Intellektuellen war vor dem Kriege keineswegs im Rückgang begriffen.

Die Verluste des Krieges könnten für einige Jahre hinaus eher einen Mangel als eine Überproduktion an Intelligenz verursachen. Doch muß ein solcher nicht notwendigerweise eintreten. Gerade je größer der Kapitalverlust, je größer die Stagnation nach dem Kriege, desto schlechter die Aussichten für die Intellektuellen im eigenen Lande. Das Exportbedürfnis der Intelligenz kann wachsen, während das Bedürfnis nach Export von Kapital (der nicht zu verwechseln ist mit dem Export von Waren) gleichzeitig abnimmt. Aber die Intellektuellen vermögen weder ökonomisch noch politisch etwas allein durch eigene Kraft, trotz des großen Vertrauens, das gerade die »Realpolitiker« in unseren Reihen zu ihnen bekunden. Wie groß auch das Exportbedürfnis der Intellektuellen sein mag, ihr wirklicher Export hängt von der Energie ab, mit der die herrschenden Kreise die Politik des Kapitalexports betreiben. Diese Energie wird nach dem Kriege auf Jahre hinaus eine geringe sein.

Gleichzeitig ersteht aber für die Intellektuellen der alten kapitalistischen Staaten rasch eine neue gefährliche Konkurrenz in den Intellektuellen der Gebiete, nach denen die Kapitalausfuhr sich richtet.

Am wichtigsten unter diesen Gebieten sind nicht die von einer gänzlich unkultivierten Bevölkerung bewohnten, wie in Zentralafrika. Dort ist die Produktivität der Arbeit, also auch das Mehrprodukt des einzelnen so gering und die Bevölkerung so dünn, daß ihre Ausbeutung nur einen geringen Ertrag liefert. Die größten Profite wirft das exportierte Kapital vielmehr in den Gebieten ab, die Ziele bäuerlicher Auswanderung sind, sowie in den Ländern alter Kultur, die bis an die Schwelle der kapitalistischen Produktionsweise vordrangen, also einerseits in Amerika, Südafrika, Australien, andererseits in Ostasien, Indien, den Ländern des Islam. Diese letzteren Gebiete erzeugen schon seit langem einen starken Überschuß an Intellektuellen, aber freilich nur solchen vorkapitalistischer Art. Ihre Bildung war theologisch oder schöngeistig oder juristisch, keineswegs aber naturwissenschaftlich. Die letztere kennzeichnet das kapitalistische Zeitalter. In ihr liegt seine siegreiche Kraft.

Weit leichter und schneller als die Akkumulierung eigenen Kapitals geht in jenen Gebieten, sobald die moderne Produktionsweise ihren Einzug in sie hält, die Zuführung des Nachwuchses an Intellektuellen zu moderner Bildung. Massenhaft strömen von dort die jungen Studenten nach den europäischen Bildungsstätten, und gleichzeitig bemühen sich ihre Heimatländer, selbst solche Stätten zu errichten. Der auswandernden Intelligenz der alten kapitalistischen Staaten begegnet so eine rasch anwachsende Konkurrenz inländischer Intelligenz gerade in den wichtigsten Objekten der imperialistischen Politik.

Diese Tendenz bestand schon vor dem Kriege. Er wird sie mächtig beschleunigen. Er hat die Bewohner der Gebiete, in denen europäisches Kapital und europäische Intellektuelle sich ausbreiten wollen, nicht bloß zu Zusehern, sondern vielfach auch zu Mitkämpfern in dem ungeheuren Ringen der Weltmächte gemacht. Namentlich die Völker des Islam sind in gewaltiger Weise erweckt und in den Kreis der europäischen Konflikte hineingezogen worden. Waffenbrüderschaften der verschiedensten Art haben sich entwickelt, die das Selbstbewußtsein der bisherigen Objekte der imperialistischen Politik erheblich steigern, aber auch ihr Interesse für europäische Bildung und Technik

erhöhen. Wie immer der Krieg Europas enden mag, die Hauptgewinner werden Amerika und Asien sein.

Das wird unter anderem in raschem Wachstum europäischer Schulung in der Intelligenz des Orients zutage treten, damit aber auch in zusehender Verminderung der Aussichten der europäischen Intelligenz, ihre Stellenlosigkeit und ihre Posten mit »kärglichem Gehalt« durch fette Pöstchen in den Gebieten imperialistischer Ausdehnung loszuwerden.

Der Konkurrenzkampf zwischen europäischer, einwandernder, und eingeborener Intelligenz in jenen Ländern wird wachsen, damit aber auch die nationale Empörung gegen den Imperialismus erstarken. Werden in den alten kapitalistischen Staaten die Intellektuellen zu Trägern des Imperialismus, so sind sie in Staaten des aufstrebenden Kapitalismus die Träger der nationalen Idee und damit demokratischer Ideale, die jene anderen Intellektuellen mit Füßen treten, sobald sie sich den Expansionsbestrebungen ergeben.

Das Erstarken des außereuropäischen Nationalismus muß die Aussichten der europäischen Intellektuellen auf Fortkommen außerhalb Europas noch mehr verringern. Während die Folgen des Krieges die Energie des europäischen Imperialismus infolge der Abnahme des Kapitalexports aus Europa wenigstens vorübergehend lähmen werden, müssen sie die Energie der Abwehr des Imperialismus in den von ihm bedrohten oder beherrschten Gebieten bedeutend steigern.

Bei der Betrachtung des Imperialismus begeht man oft den Fehler, unter den Kämpfen und Gegensätzen, die er entfesselt, nur die der imperialistischen Staaten untereinander zu sehen im Kampf um die Beute. Tut man das, dann ist die Stellungnahme der Sozialdemokratie sehr einfach: diese Gegensätze sind nicht unsere Gegensätze. Aber ein Staat kann sich nicht imperialistisch ausdehnen, ohne in das Selbstbestimmungsrecht der Nationen einzugreifen, ohne die eine oder andere Nation ihrer Selbständigkeit zu berauben. Der Imperialismus eines alten kapitalistischen Staates stößt daher auf Widerstand nicht nur des Imperialismus eines anderen, sondern auch der nationalen und demokratischen Schichten der jungen Nationen, die er zu unterdrücken sucht. Dem letzteren Gegensatz kann aber die Sozialdemokratie keineswegs gleichgültig gegenüberstehen.

Die Komplikation dieser beiden Arten von Gegensätzen macht die Stellungnahme der Sozialdemokratie im heutigen Kriege so schwierig und trägt viel Schuld daran, daß in der Internationale, die bis zu seinem Ausbruch so einig gewesen, nachher so große Verwirrung entstand. Wir hatten bis dahin nur mit dem Kriege eines imperialistischen Staates gegen einen anderen um eines kolonialen Objekts willen, das keinen Widerstand leistete, gerechnet, wie in der Marokkoaffäre, oder mit dem Kriege eines imperialistischen Staates gegen ein Gemeinwesen, das seine Selbständigkeit verteidigte, wie im Burenkrieg. In dem einen wie in dem anderen Falle wurde es leicht, die Haltung zu finden, die einzunehmen war, und sie wurde in der gesamten Internationale die gleiche.

Heute aber mengen sich imperialistische Bestrebungen mit solchen nach nationaler Selbstbehauptung, werden die imperialistischen Bestrebungen schwerer erkennbar, weil sie in dieser Situation es vermögen, sich als Bedürfnis nationaler Selbstbehauptung zu drapieren. Das erschwert eine klare Stellungnahme, erleichtert die Irreführung der Massen selbst in Fällen, in

denen eine klare Stellungnahme möglich wäre, ja fördert schließlich auf dem Umweg über das Bedürfnis nationaler Selbstbehauptung das Einschmuggeln imperialistischer Gedanken.

So scheint dieser Krieg, welches immer sein Abschluß sein mag, zu einer Verstärkung des imperialistischen Denkens in den Volksmassen führen zu sollen. Das geschähe gerade in dem Zeitpunkt, wo die materielle Basis dieses Denkens aufs ernstlichste erschüttert würde.

Ein solches Auseinanderklaffen zwischen den Ideen und der materiellen Basis ihrer Verwirklichung ist nicht selten in der Geschichte. Ideen unter solchen Umständen entpuppen sich als Illusionen dann, wenn sie keine Zukunft haben, wenn die materielle Basis für ihre Verwirklichung sich nicht nähert oder gar entfernt, wenn also die Kluft zwischen Idee und Wirklichkeit immer größer wird oder sich doch nicht mindert. Der Kampf um die Verwirklichung solcher Ideen ist ein großer Verlust von Zeit und Kraft, auch wenn die Bedürfnisse, denen sie entspringen, noch so real und dringend sind.

Ganz anders wirkt die Idee, wenn sie nicht bloß aus einem starken realen Bedürfnis hervorgeht, sondern wenn auch die materielle Grundlage für ihre Verwirklichung durch die historische Entwicklung immer näher gerückt wird. Dann zählt sie in der Geschichte nicht zu den Illusionen, sondern zu den Idealen, und groß und kühn erscheinen jene Denker, die es zuerst gewagt, sie zu denken, trotz der Kluft, die zu ihrer Zeit noch zwischen Idee und Wirklichkeit klaffte.

Die Idee, den Intellektuellen Europas durch den Imperialismus gesicherten Wohlstand zu bringen, mag ihnen noch als schönes Ideal erscheinen. Sie werden bald entdecken müssen, daß eine, nicht einmal sehr schöne Illusion sie genarrt hat, sie und diejenigen Sozialisten, die sich gerade jetzt entschließen, ihnen Gefolgschaft zu leisten.

4. Kolonialpolitik und Kulturpolitik.

Die Aussichten für unsere Überproduktion an Intellektuellen gestalteten sich sehr trübe, wenn der Imperialismus eine Notwendigkeit für sie wäre in dem Sinne, daß kein anderer Weg offen stünde, den Überschuß an Intelligenz zu verwenden, wenn ihr Zuwachs in Deutschland keinen Platz mehr fände und ihm nur die Wahl zwischen der Auswanderung in deutsches Kolonialgebiet oder der in fremde Staaten übrigbliebe.

Aber so liegt die Sache doch nicht. Auch hier kann man sagen: Wozu in die Ferne schweifen, sieh, das Gute liegt so nah.

Sind wir in Deutschland — oder überhaupt in Europa, denn das hier Gesagte gilt für jedes andere Land in gleicher Weise — schon so mit Kultur gesättigt, daß wir für einen Zuwachs an Intellektuellen keine Verwendung mehr finden könnten? Wie viele brauchten wir noch, wenn wir die Volksschule zu einer wirklichen Bildungsanstalt ausbauen wollten mit einem ausgedehnten Lehrplan, zahlreichen, gut bezahlten Lehrern, zweckmäßigen Schulgebäuden auch in den entlegensten Gemeinden! Wie viele, um eine ausreichende Gesundheitspflege der Massen zu sichern, etwa durch Vermehrung der Krankenhäuser, Vermehrung und Entlastung ihrer Ärzte, staatliche Unterstützung der Krankenkassen, die dem unwürdigen Zustand des Kampfes zwischen den ungenügend besoldeten Ärzten und den unzureichenden Geld-

mitteln der Kassen ein Ende machte! Wie viele könnte man brauchen, wenn bei Eisenbahn und Post die Arbeitslast des einzelnen Beamten durch Vermehrung ihrer Zahl vermindert würde. Wie viele Techniker wären nötig, wenn der Staat für die Landwirtschaft ein gewaltiges System von Meliorationen durchführte, für sie und nicht zu fiskalischen Zwecken das ganze Land mit elektrischen Kraftquellen überfäte usw.!

Wollte man den Zuwachs an Intelligenz in solcher Weise anwenden, würde dabei nicht ganz Deutschland besser fahren, als wenn man diesen Zuwachs drängte, etwa in Zentralafrika Herrenmensch zu spielen?

Freilich, eine solche Politik würde Geld kosten. Aber kostet die von Delbrück befürwortete keines? Ich habe vor einigen Jahren in meiner Schrift über Handelspolitik berechnet, daß die Getreidezölle dem deutschen Volke eine Last von über einer halben Milliarde auferlegen. Ich schlug vor, diesen Betrag durch eine progressive Einkommensteuer aufzubringen und den Ertrag zu einer Kulturpolitik, wie ich sie eben angedeutet, zu verwenden; das werde der deutschen Landwirtschaft mehr helfen als die Zölle und ganz Deutschland gewaltig heben.

Damals haben einige Kritiker sich über die Ungeheuerlichkeit dieser Summe aufgehalten. Seitdem haben wir uns an ganz andere Summen gewöhnt und werden wir uns noch an ganz andere Summen gewöhnen müssen, wenn wir die von Delbrück empfohlene Politik betreiben. Die Kulturpolitik, weit entfernt, der Volksmasse Opfer aufzuerlegen, muß sie in jeder Beziehung heben. Sie bietet den Intellektuellen weit bessere und sicherere Aussichten als die Kolonialpolitik und ist für den Staat und seine Steuerträger weit billiger obendrein. Sie gestattet es, in der äußeren Politik auf jene Seiten in Bismarcks Erbe zurückzugehen, die wir oben hervorgehoben haben und die in der Ära des Imperialismus verlassen wurden.

Ist dieses Zurückgehen aber nicht reaktionär, ein Rückfall in das Pfahlbürgertum der vorkapitalistischen Zeit, der in vollem Widerspruch steht zu den internationalen Tendenzen des modernen Weltverkehrs?

Das meint in der Tat Delbrück. Er zitiert zustimmend folgende Worte Rohrbachs:

> Das Sprichwort: »Bleibe im Lande und nähre dich redlich« ist ebenso philisterhaft, wie es brav ist. Der Blick weitet sich auf der See und der Wille stählt sich. Der Überseedeutsche ist ein anderer Mensch als der Heimdeutsche, und beide zusammen werden das größere und höhere Deutschtum des zwanzigsten Jahrhunderts hervorbringen, die Vermehrung seiner ideellen und materiellen Kraftfülle und Lebensbetätigung. (S. 204.)

Delbrück führt dann aus, daß eine »derartige Ergänzung des heimdeutschen Volkstums dringend nötig sei«, schon deshalb, weil die Sozialisierung des Wirtschaftslebens die Zahl der selbständigen Persönlichkeiten verringere. Dem müsse entgegengewirkt werden durch die Betätigung im Ausland. Sie schaffe »unternehmende, wagemutige« Leute.

> Die Kolonien, die See und das Arbeiten im Ausland überhaupt, wo der Mann allein auf sich gestellt ist, sollen uns wiedergeben, was wir zu Hause vielleicht um eines höheren Zweckes willen teilweise opfern müssen. (S. 205.)

Daran ist vieles wahr. Das Daheimhockenbleiben verengert sicher den Sinn. Das Hinausziehen in die Fremde für einige Jahre ist jedem jungen Menschen anzuraten, nicht bloß den Intellektuellen. Allerdings weniger mit

Bezug auf den Charakter, den kann man zu Hause ebensogut oder womöglich besser entwickeln. Viel wichtiger wirkt der Aufenthalt im Ausland, und zwar als Arbeiter, nicht als Tourist, durch Erweiterung des geistigen Horizonts. Er ist das beste Mittel, vor allem jenem Dünkel des Philisteriums entgegenzuwirken, das selbstgefällig nur seine Eigenart gelten läßt. Diese Überhebung beruht im wesentlichen auf Unwissenheit.

Es gehörte ehedem zu den Vorzügen der deutschen Arbeiterschaft, daß sie so viel ins Ausland wanderte, in ihren Reihen ein großer Prozentsatz von Leuten zu finden war, die im Ausland gearbeitet hatten, mit seinen Verhältnissen vertraut waren. Sie wurden darin den Arbeitern Frankreichs und Englands sehr überlegen, die leicht nationalem Dünkel verfielen. Die ökonomische Entwicklung, die an Stelle des Handwerks die Großindustrie setzte, an Stelle der Abwanderung ins Ausland die Zuwanderung aus dem Ausland, hat diese Quelle der Überlegenheit des deutschen Proletariats stark zum Versiegen gebracht. Die gelegentlichen Zusammenkünfte auf internationalen Kongressen bieten keinen Ersatz dafür. Aber noch weniger die Erwerbung von Kolonien.

Günstig auf den Charakter und auch auf die Erweiterung des geistigen Horizonts, auf das Verständnis fremder Eigenart wirkt das Ausland bloß dann, wenn man als Forscher hinkommt oder noch besser als Arbeiter, der als Gleicher unter Gleichen tätig ist. Ganz anders ist das Ergebnis dort, wo man als Mitglied eines »Herrenstandes« auftritt, um eine »niedere Rasse zu regieren«. In einer Betätigung der letzteren Art können wir nicht eine für das deutsche Proletariat »dringend nötige Ergänzung des heimdeutschen Volkstums«, eine »Vermehrung seiner ideellen Kraftfülle und Lebensbetätigung« erblicken.

Auf keinen Fall könnte die Beschränkung der Intellektuellen auf den Kolonialbesitz als »Ausland« ihnen genügen. Zur Entwicklung ihrer geistigen Fähigkeiten muß ihnen die ganze Welt offen stehen, nicht mit den niedrigsten, sondern mit den höchststehenden Rassen müssen sie ihre geistigen Kräfte messen; in freiem Wettbewerb, nicht als Beherrscher willenloser Sklaven. Dazu bedürfen sie nicht des Imperialismus, sondern seines Gegensatzes, des Prinzips der offenen Tür bei sich wie bei den anderen. Es wäre verhängnisvoll für unsere Intelligenz, wollten wir ihr Zentralafrika und die Türkei durch Methoden erschließen, die ihr die übrige Welt verschlössen. Den besten Weg, den deutschen Intellektuellen in der ganzen Welt willkommen zu machen, bietet die hier angedeutete Kulturpolitik mit der ihr entsprechenden äußeren Politik.

Natürlich, eine endgültige Lösung des Problems der Überproduktion an Intelligenz wird auch durch diese Politik nicht gegeben. Wie reichlich man immer das Betätigungsgebiet für Lehrer, Ärzte, Ingenieure, Verwaltungsbeamte usw. erweitern mag, schließlich muß ein Sättigungsgrad erreicht werden. Die Zunahme an Intellektuellen wird dagegen gerade durch die Kulturpolitik gefördert werden. So wird schließlich wieder von neuem eine Überproduktion an Intelligenz auftauchen. Eine endgültige Lösung des Problems wird nur durch die sozialistische Organisation der Gesellschaft möglich. Je rascher diese kommt, desto besser auch für die Intellektuellen.

Nichts ist absolut in dieser Welt. Alles relativ. Im Vergleich zu unseren sozialistischen Zielen ist die hier angedeutete Kulturpolitik sicher unzulänglich,

ebenso wie die Sozialpolitik oder die Demokratie. Sie bedeutet aber ebenso wie diese einen ungeheuren und unerläßlichen Fortschritt gegenüber dem Imperialismus. Und so wie die Sozialpolitik und die Demokratie hilft sie kräftig, den Weg zu bahnen für den Sozialismus, seine subjektiven und objektiven Vorbedingungen zu entwickeln.

Hier und nicht in dem zu ihr gegensätzlichen Imperialismus liegen die Aufgaben wahrhafter Realpolitik nicht bloß des Proletariats, sondern auch der Intellektuellen.

Sozialdemokratie und Staat.

Von Edmund Fischer.

Die Gegensätze in der Partei werden augenblicklich markiert durch Schlagworte wie »Stellung zum Staate« oder »Stellung zum Staatsganzen«, und die Auseinandersetzungen scheinen sich immer mehr auf die Frage zu konzentrieren: Wie stellt sich die Sozialdemokratie zum Staate? In Zeitschriften und Tageszeitungen wird diese Frage diskutiert. Aber alle diese Erörterungen müssen ein unfruchtbares Wortspiel bleiben, solange nicht erst einmal festgestellt wird, *was* wir eigentlich unter dem »Staat« oder dem »Staatsganzen« oder auch dem »heutigen Staat« verstehen? Aus den Aufsätzen, die mir bisher zu Gesicht gekommen sind, ersehe ich, daß ein jeder Autor sich nicht nur seinen eigenen Staatsbegriff zurechtmacht, sondern auch in einem und demselben Artikel nicht immer dasselbe meint, wenn er vom »Staat« spricht, mit dem Wort »Staat« also ganz verschiedene Begriffe zum Ausdruck bringt.

In einem Aufsatz zum Beispiel wird gesagt:

Radikalismus und Reformismus scheiden sich am augenscheinlichsten in ihrer Auffassung über die Stellung der Arbeiterklasse *im* Staat.[1]

Die Arbeiterklasse wäre danach *ein Teil des Staates*, und der Streit würde sich nur darum drehen, *wie* sie sich innerhalb des Staates benehmen soll. Dagegen heißt es in einem anderen Artikel:

Der Weltkrieg, dieser unbarmherzige Richter und Nachrichter alles Bestehenden, hat auch ein Gericht über die in *staatlichen Kreisen* weitverbreiteten antigewerkschaftlichen Ansichten gehalten und diese vom Leben zum Tode befördert. Die Vertreter des *heutigen Staates* anerkannten in diesem Weltkrieg in den freien Gewerkschaften nationale wirtschaftliche Wehrkräfte. Usw.[2]

Hier erscheint der Staat als ein besonderer Organismus, in dem bisher »antigewerkschaftliche Ansichten« herrschten. Die Reichs-, Landes- und Gemeindeparlamente zählen aber wohl nicht zu diesem Staatsorganismus, denn in einem dritten Artikel ist zu lesen:

In diesem Kriege hat nun die deutsche Arbeiterklasse *zum ersten Male* sich mit Bewußtsein als Mitträgerin der Staatsidee gefühlt und auch *staatliche Funktionen* mit übernommen. Damit tritt sie in eine *neue Phase ihrer politischen Arbeit*.[3]

[1] Dr. August Müller, Kriegserfahrungen und Parteigrundsätze. Sozialistische Monatshefte, 22. Heft, 1915, 3. Band des 21. Jahrgangs, S. 1099.

[2] Paul Kampffmeyer, Staat und Gewerkschaft. Sozialistische Monatshefte, 20. Heft, 1914, 2. Band des 20. Jahrgangs, S. 1263.

[3] Otto Thomas, Staat und Arbeiter. Sozialistische Monatshefte, 21. Heft, 1915, 2. Band des 21. Jahrgangs, S. 1057.

Was das für »staatliche Funktionen« sind, die die Arbeiterklasse »zum erstenmal« übernommen haben soll, wird leider nicht gesagt, obwohl es doch sehr interessant wäre, das zu erfahren. Seit Jahrzehnten schon sind die Vertreter der Arbeiterklasse im Reichstag, in den Landtagen, den Gemeindevertretungen und auch in anderen Körperschaften öffentlich-rechtlichen Charakters in praktischer Mitarbeit tätig. Das also kann mit den »staatlichen Funktionen« nicht gemeint sein. Als Minister, Geheimräte, Regierungspräsidenten, Landräte, Kreisräte usw. waren Vertreter der Arbeiterklasse auch während des Krieges nicht tätig. Was hier unter »Staat« und »staatlichen Funktionen« verstanden werden soll, ist nicht zu erkennen. August Winnig schreibt einmal:

Der Staat ist kein Eigenwesen, das die Gesetze seines Handelns aus sich selbst oder aus irgendeiner übersinnlichen Sphäre bezieht. Er ist der politische Ausdruck, das gesetzgebende und ausführende Organ der Gesellschaft und wird in seinem Wesen und seinen Methoden von den in der Gesellschaft wirkenden Kräften bestimmt.[4]

Danach wäre der Staat also nur das Organ der Gesellschaft, das die Gesetze macht und ausführt. Aber in einem andern Artikel sagt Winnig:

Der Staat — wohl, das ist das Beamtentum, das ist das höfische Gepränge, das ist die Justiz, das ist die Militärmacht, aber das ist auch das Schulwesen, das ist die Arbeit in den Gewerben, in den Bergwerken, in den Häfen, in den Fabriken, auf dem Felde, das ist das große wunderbare Räderwerk des wirtschaftlichen Lebens, dessen Gang und richtiger Gang auch bestimmt wird durch die Zusammenhänge mit dem ganzen System der Weltwirtschaft. Und zu diesem Räderwerk gehört auch der Arbeiter.[5]

Der Staat wäre hiernach doch nicht nur das gesetzgebende und ausführende Organ der Gesellschaft, sondern die Gesellschaft selbst. Damit ist aber wieder nicht in Einklang zu bringen, was das »Hamburger Echo« schreibt:

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den Staat »abzuschaffen«, denn jede Gemeinschaft hat ihren politischen und rechtlichen Ausdruck zur Voraussetzung, sondern unsere Aufgabe ist es, ihn wohnlicher zu gestalten, ihm seinen Charakter als eines einseitigen und ausschließlichen Instruments der besitzenden Klassen zu nehmen. Ohne Zweifel wird das immer nur in dem Grade möglich sein, wie die Arbeiterklasse tatsächliche Macht erringt, wie sie wirtschaftlich, politisch und kulturell wächst und an Bedeutung gewinnt. Der Kampf außerhalb des Staates und gegen den Staat wird abgelöst durch den Kampf in dem Staat und um den Staat.[6]

Ein »Instrument« kann nicht die Gesellschaft selbst sein. Und die Arbeiterklasse hätte niemals außerhalb des Staates und gegen den Staat kämpfen können und könnte jetzt nicht um den Staat kämpfen, wenn sie selbst ein Teil des Staates wäre.

Was ist nun eigentlich der »Staat«? Lassalle nennt in seinem »Arbeiterprogramm« den Staat die Einheit der Individuen in einem sittlichen Ganzen,

[4] August Winnig, Arbeiterklasse und Staatsgewalt. Sozialistische Monatshefte, 17. und 18. Heft, 1915, 2. Band des 21. Jahrgangs, S. 865.

[5] August Winnig, Die deutsche Arbeiterbewegung und der Krieg. Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung, 4. Band, 1. und 2. Heft, 1915, S. 141.

[6] Arbeiterklasse und Staatsgewalt. »Hamburger Echo«, Nr. 246 vom 20. Oktober 1915, 2. Beilage.

eine Einheit, die »die Kräfte aller einzelnen, die in diese Vereinigung eingeschlossen sind, millionenfach vermehrt, die Kräfte, die ihnen allen als einzelnen zu Gebote stehen würden, millionenfach vervielfältigt«. Nach Treitschke ist der Staat das als unabhängige Macht rechtlich geeinigte Volk, ein Organismus, der sich unter der Wechselwirkung von tausend Kräften gebildet habe. Nach Hegel offenbart sich in dem Staat die absolute Vernunft, in ihm realisiert sich der objektive Geist; er ist der zu einer organisierten Wirklichkeit entwickelte sittliche Geist, die Wirklichkeit und sittliche Idee als der offenbare, sich selbst deutliche substantielle Wille. Nach Jellinek ist der Staat die mit ursprünglicher Herrschergewalt ausgerüstete Verbandseinheit seßhafter Menschen. Dagegen nennt der englische Rechtsphilosoph John Austin, der von 1790 bis 1859 gelebt hat, den Staat »ein Verhältnis des oder der Inhaber der Staatsgewalt zu einer Volksmasse, in dem der Gewaltinhaber, der selbst niemanden gehorcht, in der Gewohnheit ist, zu befehlen, und die Volksmassen in der Gewohnheit sind, seinen Befehlen zu gehorchen«. Eine ähnliche Auffassung hat der deutsche Staatsrechtslehrer Max Seydel vertreten.

Mit solchen Abstraktionen kann man in der Praxis absolut nichts anfangen. Rein abstrakt läßt sich vom Staat überhaupt kein fester Begriff aufstellen. Aber selbst über den Begriff »Staat« als konkrete Erscheinung gehen die Anschauungen sehr weit auseinander. Es gibt Staatstheoretiker, die in der Verwaltungsorganisation des Mittelalters keinen »Staat« erblicken[7] und deshalb auch die Auffassung vertreten, Mecklenburg sei heute noch kein Staat, während in England der Staat bereits durch die Selbstverwaltung des Volkes überwunden sei. Ist das Deutsche Reich ein Staat? Die Staatsrechtslehrer sind sich über diese Frage noch nicht einig. Laband behauptet, staatsrechtlich bestehe das Reich aus 26 Personen. Nicht einmal darüber herrscht Übereinstimmung, was eine staatliche Behörde sei, welche Körperschaften zu den Organen des Staates zu zählen seien. Laband zeigt in großer Ausführlichkeit, wodurch »der begriffliche Gegensatz zwischen einer Staatsbehörde und einem Selbstverwaltungskörper ... gegeben« sei.[8] In einer längeren Abhandlung in dem von Laband und anderen Staatsrechtslehrern herausgegebenen »Archiv des öffentlichen Rechts« (4. Heft, Jahrgang 1911) nennt Dr. Ernst Eckstein die parlamentarischen Korporationen (Reichstag, Zweite Kammer des Landtags, Stadtverordnetenversammlung) »Organe der Staats- oder kommunalen Bürgerschaft« im Gegensatz zu den Organen der Staatsgewalt. Reichstag, Landtag, Stadtverordnetenkollegium sind nach diesem Staatstheoretiker keine Organe des Staates. Das Reichsgericht hat dagegen längere Zeit hindurch in seinen Entscheidungen den Standpunkt vertreten, daß alle Korporationen öffentlich-rechtlichen Charakters zu den Staatsbehörden zu rechnen seien, also auch der Vorstand einer Ortskrankenkasse, einer Innung, einer Handelskammer usw., während die Oberlandesgerichte im entgegengesetzten Sinne entschieden haben.

---

[7] Dr. Franz Oppenheimer nennt in seiner Monographie »Der Staat« (Frankfurt a. M., Rütten & Loening) den mittelalterlichen Zustand einen »Freistaat«, der vom zehnten bis zum vierzehnten Jahrhundert bestanden habe.

[8] Das Staatsrecht des Deutschen Reiches. 4. Auflage, 1. Band, S. 339.

An diesen Streitfragen kann man nicht achtlos vorübergehen, wenn man Klarheit verschaffen will über die Stellung der Sozialdemokratie zum Staat. Denn sie sind aus der Tatsache entstanden, daß Staat und Staat verschiedene Dinge sind, das heißt daß auch der Staat der Entwicklung unterworfen ist, er sich im Laufe der Zeit ständig verändert hat. Die Selbstverwaltungskorporationen in ihrer modernen Wesensart haben sich erst in der Neuzeit herausgebildet, sie vermehren sich fortgesetzt, denn zu ihnen gehören auch die Verwaltungen der Sozialversicherung, verschiedener Fürsorgeeinrichtungen, Handelskammern usw., sie nehmen an Macht und Bedeutung zu und schieben sich als ein neuer »Staat« in den alten hinein, die alten bureaukratischen Behörden verdrängend.

Aus diesen inneren Veränderungen des Staates, die mehr bedeuten als nur formale Änderungen, erklären sich auch zu einem nicht geringen Teil die Unklarheiten und Widersprüche in den derzeitigen Diskussionen über die Stellung der Sozialdemokratie zum Staat und vielleicht auch im wesentlichsten die scharfen Gegensätze! Denn es gibt doch selbstverständlich keinen Sozialdemokraten, der den »Staat abschaffen« oder den Staat vernichten will, oder auch, der nicht etwa teilnehmen will an dem Kampfe »um den Staat«. Wenn Friedrich Engels im Anti-Dühring davon spricht, daß der Staat einmal absterbe, so geht er dabei von der Auffassung aus, daß der Verwaltungsapparat in einer demokratischen und sozialistischen Gesellschaft kein Staat sei. Aber eine Gesetzgebung und eine Verwaltungseinrichtung, ein »rechtlich geeinigtes Volk« will doch jeder Sozialdemokrat, nur ein Anarchist kann das nicht wollen. Daß sich die Entwicklung noch auf eine lange Zeit hinaus im nationalen Rahmen vollziehen muß oder jedenfalls wird, erkennt auch das Kommunistische Manifest an, wo es unter anderem heißt: »Indem das Proletariat zunächst sich die politische Herrschaft erobern, sich zur nationalen Klasse erheben, *sich selbst als Nation konstituieren* muß, ist es selbst noch national, wenn auch keineswegs im Sinne der Bourgeoisie.« Wie man nun die rechtlich organisierte Gemeinschaft nennt, bleibt sich für die Sache gleichgültig. Konfusionen entstehen aber dadurch, wenn man einmal die Gesellschaft selbst und dann wieder nur die gesetzgebenden und ausführenden Organe der Gesellschaft als »Staat« bezeichnet.

In der politischen Praxis und besonders in der Gesetzgebung wird in der Regel der Regierungs- und Verwaltungsapparat gemeint, wenn vom Staate gesprochen wird. »Den Landgemeinden steht das Recht der juristischen Persönlichkeit und *unter Oberaufsicht des Staates* die selbständige Verwaltung ihrer Gemeindeangelegenheiten zu,« lautet § 3 der sächsischen Rev. Landgemeindeordnung. Der Staat, der die Oberaufsicht ausübt, sind: die Amtshauptmannschaft, die Kreishauptmannschaft und das Ministerium, also die staatlichen Behörden, auf die das Volk keinerlei Einfluß hat und die nicht einmal der Volksvertretung verantwortlich sind. Diesen Regierungs- und Verwaltungsapparat, zu dem natürlich auch die Polizei, die Justiz, das Heer usw. gehören, hat jedenfalls auch das Flugblatt der Minderheit gemeint, indem es davon spricht, »daß der Staat das Werkzeug der besitzenden Klassen ist« und daß die Proletarier »deshalb den Kampf *gegen* den Staat führen« müssen. Und nur wenn man lediglich diesen Staatsbegriff im Auge behält, kann eine Diskussion über die Stel-

lung der Sozialdemokratie zum Staate zu einer Klärung und Verständigung führen. Wie liegen aber dann die Verhältnisse?

Die Stellung der Sozialdemokratie zum Staate ist in diesem Falle keine prinzipielle, sondern eine taktische Frage. Die Taktik aber ergibt sich aus den jeweiligen Situationen und richtet sich nach den politischen Einrichtungen und Freiheiten. Nach Schluß des Krieges und des Burgfriedens wird es ganz von selbst eintreten, daß die Sozialdemokratie wieder im Kampfe steht *gegen* die Regierung und die staatlichen Behörden, also *gegen* »den Staat«. Aber trotzdem wird die Sozialdemokratie auch in einem gewissen Sinne und bis zu einem bestimmten Grade nicht nur »im Staat« und »um den Staat« kämpfen, sondern auch durch ihre Vertreter »staatliche Funktionen ausüben« *müssen* — wie sie es bisher schon getan hat! Viele Tausende von Sozialdemokraten sind bisher schon in dem »gesetzgebenden und ausführenden Organ«, das Winnig den Staat nennt, tätig gewesen und haben hier »staatliche Funktionen« ausgeübt. Die Bewilligung von Gesetzen in den Parlamenten ist ein Arbeiten *für* den Staat. In den Gemeindeverwaltungen nehmen aber auch die sozialdemokratischen Vertreter der Arbeiterklasse teil an der Verwaltung. Der Gemeinderat in Sachsen und in Preußen ist nach den Entscheidungen der Oberlandesgerichte und nach Ansicht der meisten Staatsrechtslehrer eine Staatsbehörde (*nicht* aber das Stadtverordnetenkollegium!), und die Gemeinderatsmitglieder sind (ehrenamtliche) Staatsbeamte. Sie üben staatliche Funktionen aus! Auch als Bürgermeister und als Magistratsmitglieder wirken Vertreter der Sozialdemokratie. Daß der Magistrat in Sachsen und in Preußen eine Staatsbehörde ist, kann gar nicht bestritten werden. Er untersteht nicht nur der Aufsicht, sondern auch den Befehlen der vorgesetzten höheren Behörde, in Sachsen der Kreishauptmannschaft und dem Ministerium. Vertreter der Arbeiterklasse sprechen in den Gewerbegerichten Recht, was ohne jeden Zweifel ein »Akt der Staatsgewalt« ist. Dem demokratischen Gedanken entspricht es auch, daß auch der Vorstand einer staatlichen Versicherungseinrichtung zu den Staatsbehörden gerechnet wird, wie überhaupt alle Selbstverwaltungskörper, die freilich dann auch mit größeren Rechten auszustatten sind und nicht einer bureaukratischen Behörde unterstehen dürfen, sondern immer nur einem anderen Selbstverwaltungskörper, in höchster Instanz dem Landes- oder Reichsparlament.

Daß die Sozialdemokratie nicht in noch höherem Maße in dem »gesetzgebenden und ausführenden Organ« der Gesellschaft, das heißt an der »Staatsgewalt« teilnimmt, liegt nicht an ihr, sondern daran, daß dieses Organ noch nicht demokratisch ausgebaut ist. Das aber, die Demokratisierung der Gesellschaft, sucht ja gerade die Sozialdemokratie zu erreichen, um dann umfangreicher und stärker sich an der Mitarbeit »im Staate« beteiligen zu können! Die Streitfrage, ob diese Mitarbeit zur Umgestaltung der Gesellschaft und des Staates in demokratischer und sozialistischer Richtung führen könne oder ob das nur durch eine noch kommende Revolution zu erwarten sei, von der noch keine Anzeichen wahrzunehmen sind, spielt bei der Festlegung einer Taktik für die gegebene Zeit gar keine Rolle. Auch die radikale Richtung verlangt nicht, daß die Sozialdemokratie sich der Mitarbeit in den Parlamenten und Selbstverwaltungskörperschaften enthalten soll.

Was bleibt dann aber übrig von der ganzen Streitfrage über die Stellung der Sozialdemokratie zum Staat? Nachtwächter, Amtsrichter, Staatsanwalt, Landrat oder Regierungspräsident kann in Deutschland ein Sozialdemokrat *als Vertreter der Partei* oder der Arbeiterklasse nicht werden. Daß ein Sozialdemokrat auf den perversen Gedanken kommen könnte, die Sozialdemokratie soll in Deutschland, falls sich ihr die Möglichkeit dazu bietet, dazu bereit sein, an der Regierung teilzunehmen, solange die Regierung eine von der Volksvertretung unabhängige bureaukratische, also absolutistische Einrichtung ist, muß man doch wohl für ausgeschlossen halten. Sieht man von der Budgetfrage ab, die meiner Ansicht nach die Sache gar nicht berührt und auch erledigt ist, dann bleibt nichts übrig als die Frage: Soll die Sozialdemokratie nach dem Kriege den Militäretat (natürlich unter bestimmten Voraussetzungen) bewilligen? Das aber ist ein Teil der Frage, wie sich die praktische Politik mit dem politischen Ideal in Übereinstimmung bringen läßt. Und diese erfordert eine besondere Untersuchung, die jetzt allerdings nur in sehr engen Grenzen geführt werden kann.

Feuilleton

Die Physik im Krieg.

Von H. H. (N.)

Wir haben es gewiß nicht mehr nötig, die Beispiele persönlichen Heldentums vorzüglich bei den alten Griechen und Römern zu suchen. Die Tausende unserer Volksgenossen (und auch unserer Feinde), welche als Helden der Arbeit in Friedenszeiten oft genug ihr Leben aufs Spiel setzten, sie haben in dem gegenwärtigen gewaltigen Völkerkrieg vollauf bewiesen, daß die Zahl derer, welche unter Hintansetzung des eigenen Wohles außerordentliche Leistungen zugunsten der Gesamtheit vollbringen, heute nicht geringer ist als zu Urväters Zeiten. Aber der Krieg wird nicht mit unbewaffneter Faust geführt; jede Generation führt den Krieg mit den *technischen* Hilfsmitteln, über die sie verfügt, und die Partei, die den technischen Vorsprung hat, ist gegenüber der anderen von vornherein im Vorteil. In welchem Maße die Technik als Kriegsmittel auftritt, das war vor dem Kriege wohl nur von wenigen richtig erkannt, und daher bilden auch Mörser und Maschinengewehre, Luftschiffe und Flugzeuge, Unterseeboote und Minen, Feldtelephon und drahtlose Telegraphie, Periskop und Scherenfernrohr den Hauptgegenstand der Erörterungen über den Krieg, soweit sie sich nicht mit dem Einzelschicksal unserer Angehörigen und Freunde befassen. Alle jetzt in die Erscheinung tretenden technischen Kriegsmittel ruhen wie die gesamte Technik auf der *Physik* im weiteren Sinne, der Lehre von den Energieumwandlungen, und es mag sich lohnen, gerade die physikalischen und damit die allgemeineren Beziehungen kurz zu behandeln, welche in der Kriegstechnik zur Anwendung kommen und fortwährend umgestaltend auf sie einwirken.

Weittragende Geschütze, Maschinengewehre, die 500 Schuß in der Minute zu geben vermögen, rauchloses Pulver, das die Auffindung der Schützen

für den Angegriffenen sehr erschwert, haben das Kampffeld im gegenwärtigen Kriege ganz anders gestaltet, als es im letzten großen Kriege aussah. Auf große Entfernungen liegen sich die Gegner gegenüber, jeder bestrebt, vom anderen nicht bemerkt zu werden, diesen aber bei allen seinen Bewegungen möglichst gut zu verfolgen. Daher die feldgraue oder kakifarbene Uniform, welche bis auf verhältnismäßig kleine Abstände den Mann nicht von seiner Umgebung zu unterscheiden gestattet; daher auch die weißen Mäntel, welche unsere Schneeschuhabteilungen auf den Vogesen- und Karpathenschneefeldern fast unsichtbar machten. Daher aber auch die Verschiebung der Kampfzeiten gegen die Nacht- und die frühen Morgenstunden und andererseits die reichliche Verwendung von Scheinwerfern, Leuchtraketen und ähnlichen Hilfsmitteln, welche zur zeitweiligen Erhellung und Absuchung des Kampfraums gebraucht werden, sowie die Ausrüstung von Offizieren und vielfach auch von Unteroffizieren mit guten Fernrohren, die ihnen erlauben, aus gedeckter Stellung Auslug zu halten nach dem Feinde.

Die Schußwaffen sind die am meisten gebrauchten Angriffs- und Verteidigungsmittel. Mit ihrer Hilfe werden Geschosse durch die Luft (und auch durch das Wasser) gegen den Feind geschleudert, und es sind natürlich die Erfahrungen über die Wurfbewegung im widerstehenden Mittel der Luft (oder des Wassers im Falle des Torpedos) sowie die Kenntnis der Vorgänge im Geschütz, welche für die Schießtechnik von besonderer Bedeutung sind. Die Kraft, welche die Geschosse in Bewegung setzt, ist die Explosionskraft des Pulvers oder anderer Explosivstoffe. Sie gehören in die Gruppe der Salpeter(Nitro-)verbindungen, und auf dem Massenverbrauch, den sie gegenwärtig finden, beruht die Notwendigkeit, die zu ihrer Herstellung nötigen Ausgangsprodukte in hinreichender Menge zu beschaffen — eine Aufgabe, welche von unserer chemischen Industrie kurz vor dem Kriege in glänzender Weise gelöst wurde, so daß nach dieser Seite die Unabhängigkeit vom Ausland gegeben ist. Diese Explosivstoffe werden durch Entzündung eines kleinen Bruchteils davon rasch aus dem festen in den gasförmigen Zustand übergeführt; die entstandenen Gase üben einen gewaltigen Druck aus (bis 2000 Atmosphären), durch den das Geschoß im Geschützrohr vorwärtsgetrieben wird und allmählich (aber doch in sehr kurzer Zeit) wachsende Geschwindigkeit erhält. Mit etwa 400 Meter pro Sekunde verläßt das Infanteriegeschoß den Gewehrlauf; bis zu 1000 Meter pro Sekunde beträgt die Anfangsgeschwindigkeit der Geschosse, welche die großkalibrigen Schiffs- und Belagerungsgeschütze schleudern. Im luftfreien Raume könnten damit Schußweiten von 8 bezw. 50 Kilometer erzielt werden. Der Luftwiderstand reduziert aber diese Schußweiten auf weniger als zwei Drittel für die großen, auf etwa die Hälfte für das Infanteriegeschoß — wenn sie so abgeschossen werden, daß ihre Flugbahn anfänglich einen Winkel von 45 Grad mit dem Horizont bildet. Für größere wie für kleinere (Elevations-) Winkel wird die Schußweite geringer; für das Infanteriegeschoß, das meist nur flach ansteigende Flugbahnen erhält, fällt sie unter 2500 Meter — trotzdem die Form des am vorderen Ende zugespitzten Langgeschosses die zur Überwindung des Luftwiderstandes günstigste ist. Damit das Langgeschoß möglichst lange Zeit mit der Spitze voraus fliegt, also nicht in Drehungen um die Breitenachse kommt, wird es in Drehung um die Längsachse versetzt, so daß es wie ein rasch rotierender Kreisel mit fast gleichbleibender Achsenrichtung

längs seiner Bahn fliegt. Man erreicht dies durch den Drall, eine schraubenförmige Anordnung der Züge des Gewehr- oder Geschützlaufs, in welche das Geschoß durch die Explosivgase gepreßt wird. Dieses verläßt das Geschützrohr in der Gestalt eines schraubenförmig gezahnten Rades, und wegen der raschen Umdrehungen, die es macht, erzeugen die Zähne einen Ton, so daß es pfeifend die Nähe der Mannschaften erreicht. Zähnezahl und Umdrehungsgeschwindigkeit bestimmen die Tonhöhe. Die Zahl der Umdrehungen ändert sich aber mit der Fortschreitungsgeschwindigkeit, sie wird mit dieser kleiner, nimmt also auch mit der Entfernung vom Geschütz rasch ab. Diese Abnahme der Geschoßgeschwindigkeit bringt Besonderheiten in bezug auf die Schätzung der Entfernung mit sich, in welcher etwa ein Geschoß abgelassen wird. Wenn die Anfangsgeschwindigkeit mehr als 333 Meter pro Sekunde ausmacht, so wird man das vorbeipfeifende Geschoß eher wahrnehmen als den Knall, der beim Abfeuern entstand; erst in größerer Entfernung, wenn die Geschoßgeschwindigkeit stark unter die Schallgeschwindigkeit gesunken ist, kann der Schall nacheilen und unter Umständen dem Geschoß wieder vorkommen. Noch eine andere Erscheinung ist mit den großen Geschoßgeschwindigkeiten verbunden. Vor das Geschoß lagert sich, wenn seine Schnelligkeit mehr als 333 Meter pro Sekunde beträgt, eine Schichte verdichteter Luft, die wie ein fester Körper mit dem Geschoß vereinigt bewegt wird. Schlägt bei so großen Geschwindigkeiten, also noch ziemlich nahe am Gewehr (etwa bis zu 300 Meter Entfernung), das Geschoß in den Körper ein, so muß diese vorausgedrängte Luftschichte bei der im Körper eintretenden Geschwindigkeitsabnahme sich rasch ausdehnen; das bewirkt Zerreißungen der Muskelpartien und damit große Schußwunden, ähnlich wie sie absichtlich durch die Dumdumgeschosse hervorgerufen werden. In größeren Entfernungen, wenn die Geschoßgeschwindigkeit unter 333 Meter sank, fehlt die verdichtete Luft, das Geschoß dringt glatt in den Körper ein und hinterläßt, wenn nicht ein Knochen getroffen wird, einen glatten engen Schußkanal, der rasch verheilt. Ist das Geschoß fast am Ende seiner Flugbahn, so kommt es wegen der abnehmenden Kreiselwirkung in Drehung um die Breitenachse, und wenn es nun in den Körper mit Breitschlag eindringt, so wird es auch wieder schwere Verwundungen hervorbringen. So ergeben sich aus rein physikalischen Gründen drei verschiedene Gefahrenzonen für die Verwundungen durch Infanteriegeschosse.

Die Feldartillerie wirft ihre Geschosse meist unter Elevationswinkeln hinaus, welche kleiner als 20 Grad sind; sie benutzt den Flachschuß, da es ihr meistens darauf ankommt, durch die Streukegel der in der Luft explodierenden Geschosse ziemlich ausgedehnte Flächenstücke mit Schrapnellen oder Granatsplittern zu überschütten. Die Steilfeuergeschütze (Haubitzen und Mörser) werden mit Elevationswinkeln von 50 Grad und darüber benutzt. Sie befinden sich meist in gut gedeckter Stellung, in welcher sie durch feindliche Flachschüsse nicht getroffen werden können, müssen über nahe gelegene Hügel, Häuser usw. wegfeuern und schleudern häufig gegen flache, ausgedehnte Ziele große Geschosse, die erst beim Aufschlag (oder sogar einige Sekunden später) krepieren und an der Treffstelle durch ihre Explosion gewaltige Zerstörungen hervorrufen.

Sowohl der Mantel der Geschosse als deren Füllung müssen dem Zweck entsprechend so gewählt sein, daß das momentan wirkende Sprengmittel

den Mantel in möglichst viele Teile zersplittern kann. Die Explosivstoffe dagegen, welche die Geschosse im Geschützrohr vorwärtstreiben, müssen mehr allmählich wirken, und das Rohr selbst muß so fest und aus derart elastischem Material hergestellt sein, daß es den Druck der Explosivgase aushält und nach deren Wirkung genau in die ursprüngliche Form zurückkehrt. Die Erfüllung dieser Bedingungen war erst möglich, als man die Explosionsvorgänge bei den verschiedenen Stoffen und die Festigkeitsverhältnisse der einzelnen zur Geschützrohrherstellung geeigneten Materialien nach sicheren physikalischen Methoden untersuchen konnte.

Auch der Konstruktion der Rückstoßbremsen liegen einfache physikalische Gesetze zugrunde. Nach dem Prinzip der Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung wird derselbe Impuls, welcher das Geschoß aus dem Geschützrohr befördert, auch auf das letztere und damit auf das Geschütz übertragen. Die Geschwindigkeit, mit welcher dieses zurückläuft, und die Geschoßgeschwindigkeit stehen genau im umgekehrten Verhältnis der Gewichte von Geschütz und Geschoß. Um das zeitraubende Richten des Geschützes nicht nach jedem Schuß neu vornehmen zu müssen, hat man das Geschützrohr beweglich gegen die Lafetten gebaut; durch den Rückstoß wird dann nur das Rohr auf der Lafette verschoben und der Rücklauf zum Spannen einer Feder ausgenutzt, welche bei ihrer Entspannung das Rohr wieder in die richtige Lage bringt. Wo weder eine Bewegung des ganzen Geschützes noch ein Rohrrücklauf angewendet werden können, wie bei einzelnen festmontierten Mörsern, müssen die Geschützteile derart fest konstruiert sein, daß sie die durch den Rückstoß veranlaßten inneren Erschütterungen ohne Schaden ertragen können. Dabei kommen die Stahlsorten größter Festigkeit, vor allem der wegen seiner Härte schwer zu bearbeitende Nickelstahl zur Konstruktion der Rohre in Anwendung. Deshalb erfordert die Herstellung der langen Rohre für Marinegeschütze viel Zeit und Arbeit, und wegen der durch die inneren Erschütterungen veranlaßten molekularen Störungen bleibt die Schußzahl, die ein solches Rohr aushalten kann, doch eine ziemlich beschränkte.

Außer den auf Deck der Kriegsschiffe befindlichen Kanonen verfügt die Marine noch über eine Waffengattung, deren Geschoß, der Torpedo, mit der Sprenggranate verwandt ist. Wie diese hat der Torpedo die dem Widerstand des Mittels, in dem er sich bewegt, am besten entsprechende Gestalt, die Fischform. Der Kopf des Torpedos ist weniger spitz als der einer Granate; sein hinteres Ende, an dem die zu seiner Fortbewegung nötigen Propeller sitzen, ist, um die Bewegung dieser Schraube durch die Kielwasserwirbel möglichst wenig zu stören, lang zugespitzt. Im Innern führt der 5 bis 6 Meter lange Torpedo, dessen äußerer Durchmesser 55 und mehr Zentimeter beträgt, eine Sprengladung von beträchtlicher Menge, dann eine Schwimmkammer, in der sich ein den gradlinigen Lauf sichernder Kreiselapparat und eine den Tiefgang regelnde Vorrichtung befinden; daran schließt sich eine Preßluftkammer, in welcher die für den Betrieb einer Schiffsmaschine nötige Preßluft sich befindet, deren Energie durch die Drehung der Propeller für die Bewegung des Torpedos auf Entfernungen bis zu 10 Kilometer verbraucht wird. Beim Auftreffen auf ein Hindernis (feindliches Schiff) wird durch die am vorderen Ende sitzende Pistole die Sprengladung entzündet, deren Explosivwirkung um so verheerender ist, je weiter der Torpedo durch die

Panzerung in das getroffene Schiff eindringen konnte. Um dieses Eindringen möglichst tief zu machen, baut man auch an den Kopf des Torpedos eine kleine, selbsttätig zu vorbestimmter Zeit sich entladende Kanone ein, deren Geschoß die Panzerung durchschlägt, so daß der Torpedo leicht nachrücken kann.

Torpedoboote mit großer Fahrgeschwindigkeit bringen die Torpedos rasch in die Nähe der feindlichen Schiffe und stoßen sie dann in der Richtung auf diese aus. In neuester Zeit werden besonders auf deutscher Seite durch Unterseeboote die Torpedos viel näher an ihr Ziel herangebracht, als es den der feindlichen Beschießung stark ausgesetzten Torpedobooten möglich ist. Die U-Boote, eigentliche Tauchboote, die gewöhnlich, durch Dieselmotoren angetrieben, auf der Meeresoberfläche fahren und nur im Falle der Gefahr oder des Angriffs untertauchen, sind, auch in ihrem größeren Typ, schlanke Fahrzeuge, in denen auf engem Raum eine Menge komplizierter Maschinen und Apparate untergebracht werden müssen. Zur Fortbewegung unter Wasser, die bei den neuen Booten mit einer Geschwindigkeit bis zu 30 Kilometer pro Stunde erfolgen soll, dienen Akkumulatoren, da die Motorauspuffgase nicht abgeleitet werden können. Neben den Bewegungsmechanismen und den Vorratsbehältern für das Trieböl sind die Einrichtungen zur Erneuerung der für die Mannschaft nötigen Atmungsluft und die Regulierungsvorrichtungen für den Tiefgang der Boote von besonderer Wichtigkeit. Auf die Einzelheiten kann hier nicht näher eingegangen werden; doch sei bemerkt, daß gerade in dem Ausbau dieser besonderen Apparate und der Verwendung vorzüglicher Dieselmotoren der Vorsprung der deutschen U-Boote begründet ist, deren Aktionsradius von der Nordsee bis zu den Dardanellen, das heißt über 3000 Kilometer reicht. Das Unheimliche der U-Boote liegt in deren Unsichtbarkeit für den Feind, da sich selbst bei ruhigem Wasserspiegel auch deren Fortbewegung kaum wahrnehmbar macht; dazu kommt, daß die von ihnen ausgehenden Torpedos wegen ihrer großen Ladung stark wirkender Sprengstoffe furchtbare Zerstörungen verursachen. Eine dritte Möglichkeit, den Torpedo an den Feind heranzubringen, ist die der Lenkung eines Torpedos im Wasser mit Hilfe von elektrischen Wellen, welche von einer Station auf dem Torpedoboot, an Land oder in der Luft ausgehen. Die Versuche in dieser Richtung haben bisher noch keinen greifbaren Erfolg gehabt. Die Schwierigkeit, den zu lenkenden Torpedo von der Funkenstation aus zu beobachten, ist wohl sehr beträchtlich, und darin scheint auch die Nichtanwendung des Verfahrens begründet zu sein. Aber auch wenn diese Schwierigkeit beseitigt ist, dürfte es noch kein leichtes sein, von einem bewegten Schiff oder einem Luftfahrzeug aus, deren Eigengeschwindigkeiten und Bewegungsrichtungen raschen Änderungen unterworfen werden müssen, den Torpedo sicher zu lenken.

Die Sicherheit, mit welcher die augenblickliche Lage eines Luftfahrzeugs — Flugapparat oder Luftschiff — gegenüber festen Zielen auf der Land- oder Meeresoberfläche bestimmt werden kann, ist nicht besonders groß und kann bei wenig durchsichtiger Luft sehr gering werden. Selbst sehr erfahrene und mit den Gesetzen der Wurfbewegungen recht gut vertraute Luftfahrer können die relative Höhe, die Geschwindigkeit und Fahrtrichtung ihres Fahrzeugs nur angenähert ermitteln; daher kommt es auch, daß die von ihnen ausgeschleuderten Granaten und Bomben nicht immer das angezielte

Objekt von militärischer Bedeutung, sondern benachbarte Zivilgebäude und harmlose Personen treffen. Aber auch hier macht Übung den Meister, und mit wachsender Sorge werden die Flieger im Kampfgelände sowohl als in dem nicht unmittelbaren Kriegsgebiet begrüßt. Hat doch während der Kriegszeit eine derartige Vervollkommnung im Bau der Flugmaschinen stattgefunden, daß unsere Kampfflugzeuge mit einer Sicherheit sich in der Luft bewegen, wie es zu Beginn des Krieges keineswegs der Fall war, und dabei zeigen sie eine fast völlige Unabhängigkeit vom Zustand der Luft, so daß man ohne Übertreibung sagen kann, der Mensch beherrscht heute das Luftmeer besser als der Vogel, der bei unruhiger Luft seine Flugkunst meist nicht übt. Dieser großartige Aufschwung der Flugtechnik geht in erster Linie auf die Fortschritte des Motorenbaues zurück, dem es gelang, das Gewicht der Explosionsmotoren von anfänglich 20 auf 2, ja 1 Kilogramm pro Pferdestärke zu reduzieren und bei gesteigerter Betriebssicherheit immer höhere Leistungen der Motoren zu erzielen. Aber auch die Konstruktion der Flugzeuge ist eine wesentlich bessere geworden, seitdem die technische Physik in intensiver Versuchsarbeit die Gesetze des Luftwiderstandes für alle in Betracht kommenden Fälle so weit ermittelt hat, als sie praktisch wichtig sind. Nun konnte, da auch kräftige Motoren verfügbar sind, das System der Tragflächen sowohl als der Rumpf des Fahrzeugs sogar aus Stahlblech hergestellt werden, und an Stelle der noch vor wenigen Jahren das Bild leichtzerbrechlicher Versuchsmodelle für selbstmörderische Übungen bietenden leichten Ware traten solide, zuverlässige Produkte wirklicher Ingenieurkunst. Auch das Luftschiff ist zum Teil noch während des Krieges aus dem physikalischen Versuchsinstrument, das es in vieler Hinsicht noch vorstellte, zu einem betriebssicheren Verkehrs- und Kriegsmittel von riesigen Dimensionen ausgebaut worden, das als rasch bewegter, starrer Schwimmkörper aus der Luft herab großen Schaden anrichten kann, während es selbst meist ohne ernstliche Beschädigungen aus dem Kampfe zurückkehrt.

Das im Krieg angewandte System der Signalgebung und der Nachrichtendienst sind natürlich auch Kinder physikalischen Forschens und physikalischer Technik. Neben den akustischen Signalen, wie sie durch Ruf, durch Pfeifen, Trompeten, Hörner, Kanonenschüsse, durch Trommelwirbel und Massengesang gegeben werden, stehen die optischen Signale obenan. Flaggenwinken und die Zeichengebung mit farbigen Scheiben und Laternen gehen auf kurze Entfernungen. Lichtblitze unter Benützung des Sonnenlichtes (Heliograph) oder künstlicher Lichtquellen (elektrische und Kalklichtscheinwerfer) können nach längerer oder kürzerer Dauer und Häufigkeit des Wechsels zu einem verabredeten Alphabet geordnet werden, wie die Striche und Punkte beim Morsetelegraphen, und ermöglichen so die Zeichengebung bis zu 100 Kilometer Entfernung. Für die Herstellung der richtig wirkenden Apparate ist die Fabrikation von Spiegeln, welche das von einer Bogenlampe ausgehende Licht mit möglichst geringer Streuung in einer Richtung konzentrieren, eine Grundbedingung. Man verwendet parabolisch gekrümmte Spiegel, die zu schleifen und zu polieren eine erst in den letzten zwanzig Jahren in Deutschland mit großem Erfolg geübte Kunst ist. Mit kleinen, für den Handgebrauch gerichteten Scheinwerfern gaben die Flieger ihre Mitteilungen aus der Luft an die Kommandostellen herab, nachdem die in Strichen und Punkten unterbrochenen Rauchfahnen der Motore nur

wenig zuverlässig zu gebrauchen waren — bis man in letzter Zeit gelernt hat, auch in Flugzeuge und Luftschiffe die Apparate für drahtlose elektrische Telegraphie einzubauen. Die Verständigung auf dem letztgenannten Wege spielt im Krieg die wichtigste Rolle. Von einigen, mit sehr großen Apparaten ausgestatteten Stellen gehen elektrische Wellen gradlinig durch Luft, Wasser und Fels und bringen auf Tausende von Kilometern die wichtigen Mitteilungen, welche von geeignet gebauten Aufnahmeapparaten aufgefangen werden. Diese, aus den berühmten Hertzschen Versuchen hervorgegangene, in verhältnismäßig kurzer Zeit ausgebaute Fernmeldemethode ist zurzeit fast das einzige Mittel, mit dessen Hilfe deutsche Nachrichten ins ferne Ausland gelangen. Durch Funkenspruch wurden die deutschen Auslandskreuzer in Verbindung mit der Heimat gehalten, während sie selbst drahtlos verbreitete feindliche Nachrichten auffingen und zur Grundlage ihrer großen Erfolge machen konnten. Aber auch im Kampf auf dem Festland hat die Tätigkeit unserer Funkerabteilungen eine fortwährend wachsende Bedeutung gewonnen. Die Raschheit der Bewegungen großer Heeresmassen, das rechtzeitige und sichere Funktionieren des vielverzweigten Eisenbahnnetzes, die Versorgung der Truppen mit Lebensmitteln und die Auskünfte über Bewegungen des Feindes finden eine ganz wesentliche Förderung durch die Arbeit der bis nahe an die Kampflinien vorgeschobenen Funkerposten, welche überall leistungsfähig sind, da sie von der Anlage von Leitungen unabhängig und stets arbeitsbereit sind. — Für die Nachrichtenvermittlung innerhalb eines Truppenkörpers, von der Front zur Kommandostelle, vom Geschütz zum Beobachtungsposten, vom Stab zu den einzelnen Truppenteilen, von der Festung zu den Außenwerken usw. dient das Telephon. Die Feldtelephonie arbeitet zwar mit ganz den gleichen Hilfsmitteln, wie sie sonst bei der Telephonie in Anwendung sind; aber Anlage und Abbau des Netzes müssen rasch geschehen können, die Zentrale muß transportabel sein, die Hörapparate müssen sich durch besondere Empfindlichkeit auszeichnen usw., so daß doch eine ganze Fülle eigenartiger Bedingungen für die Feldtelephonie gestellt und befriedigt werden mußten. Daß auch der gewöhnliche Telegraph mit Leitung nicht entbehrt werden kann, ist klar; muß doch unser vielverzweigtes Telegraphennetz neben dem inneren Verkehr, wie er zur Aufrechterhaltung des Wirtschaftsgetriebes nötig ist, die Tausende und aber Tausende von Verständigungen vermitteln, welche zu einem einheitlichen Zusammenarbeiten in Ost und West, zwischen Österreich und Deutschland, zwischen beiden Ländern, Bulgarien und der Türkei nötig sind, und die auf diesem Wege sicherer als auf andere Weise und auch gut kontrollierbar weitergegeben werden können. Die Leistungsfähigkeit des Telegraphennetzes ist bis aufs höchste gesteigert worden durch die Vielfachtelegraphie, welche es durch besondere Schaltungen und Abstimmungen ermöglicht, daß durch einen Draht gleichzeitig mehrere Depeschen laufen können.

Die als Entfernungsmesser, als Scherenfernrohre, photographische Apparate, als Periskope und Zielvorrichtungen viel gebrauchten Erzeugnisse der hochentwickelten optischen Industrie sind durchweg Anwendungen der Gesetze über Brechung und Spiegelung der Lichtstrahlen, physikalische Instrumente für den Massengebrauch. Die Herstellung der Generalstabskarten aller Länder, die Vergrößerung und Verbesserung derselben für den Kriegsgebrauch, vor allem für den Stellungskrieg, sind ohne vorzügliche optische

Hilfsmittel und mathematisch-physikalische Arbeitsmethoden nicht durchführbar.

Erwähnen wir noch die Verwendung der Röntgenstrahlen im Lazarett beim Aufsuchen von Geschossen im menschlichen Körper, bei Knochenbrüchen und Verletzungen anderer Art, die eigentlich physikalischen Heilmethoden der Diathermie mit hochgespannten Strömen, die mechanische Behandlung beschädigter Gelenke und Muskeln usw., dann die Dienste, welche die Wetterkunde im Kriege zu leisten hat, so soll damit die Reihe der Beziehungen zwischen Krieg und Physik abgeschlossen werden, wenn sie auch noch keineswegs vollständig ist. Jedenfalls zeigt sich, in welch hohem Maße die gesamte Kriegführung und alles, was mit ihr zusammenhängt, von der wissenschaftlichen Arbeit abhängig ist, welche in den letzten Jahrzehnten geleistet wurde. Die Errungenschaften wissenschaftlicher und technischer Arbeit erfahren eine ins Breite gehende Anwendung und zeigen sich auch dem, der ihnen sonst fremd gegenübersteht, in ihrer überwältigenden Bedeutung. Fragen wir nun umgekehrt: welche Förderung hat die Physik bisher durch den Krieg erfahren?, so kommen außer der Vergrößerung des Anwendungsbereiches bereits bekannter physikalischer Erfahrungen nur ganz wenig Erscheinungen in Betracht. Sie treffen ausschließlich die Physik der Atmosphäre, und was die eine Gruppe von neuen Erfahrungen physikalischer Art anlangt, das Auftreten der kleinen Böen, die den Flugzeugen anfänglich sehr gefährlich wurden, die Art, wie sich der Flieger ihnen entzieht, so können darüber, wohl wegen des militärischen Interesses, noch keine näheren Mitteilungen für die Allgemeinheit gemacht werden. Über die Hörbarkeit des Geschützdonners, der bei großen Explosionen auftretenden Knalle bis zu Entfernungen von über 300 Kilometer wurden mehrfach zuverlässige Beobachtungen gemacht; es konnte besonders auch die Existenz der »Schweigzone« sichergestellt werden, das ist eine Region, die um 100 bis 160 Kilometer von der Schallquelle entfernt liegt, in der aber der Schall nicht wahrgenommen wird, während er in größerer Entfernung wieder gehört werden kann. Man kannte diese Zone schon aus älteren Mitteilungen, war aber doch nicht sicher, ob hier Tatsächliches oder nur ein zufälliger Mangel an Beobachtungen vorliegt.

Nun ist die Tatsache sicher und damit wohl auch die Erklärung, welche man für das Auftreten der Schweigzone gab, nämlich die totale Reflexion an der oberen Grenze der Troposphäre, des bis zu 9 bis 10 Kilometer reichenden unteren Teiles der Atmosphäre, innerhalb dessen sich die Wasserdampfzirkulation und die fast gleichmäßig mit der Höhe stattfindende Temperaturabnahme vollziehen. Bei genügend scharfer Abgrenzung der Schweigzone kann mit Hilfe der Angaben über den Zustand der Luft die Höhenlage der unteren Grenze der »isothermen« Schicht, an welcher die Zurückwerfung der Schallwellen erfolgt, angenähert bestimmt werden. — Da die Zahl der physikalisch geschulten Soldaten, die unter allen erdenklichen Verhältnissen mit der Natur in engere Fühlung treten, als in ihren Friedensberufen, eine recht große ist, so darf wohl erwartet werden, daß nach dem Kriege noch reichliche Daten gesammelt werden können, die uns als physikalische Ernte bei dem großen Kampfe zufallen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 13 Ausgegeben am 24. Dezember 1915 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Rußland als Nationalitätenstaat.

Von S. Semkowsky.

Zwei Vorstellungen sind über Rußland als Nationalitätenstaat verbreitet, die direkt entgegengesetzt, aber gleich falsch sind. Nach der einen Ansicht wäre Rußland einfach ein nationaler Staat der Großrussen: auf der ganzen unermeßlichen Strecke vom Weißen bis zum Schwarzen Meer und von Kamtschatka bis zur westlichen Grenze (laut dem Programm der Nationalisten bis zu den Karpathen) lebt ein einziges Herrschervolk der Russen — die Fremdlinge sind nur hier und da eingestreut, ohnmächtig, das Grundbild zu ändern und zur Russifikation verurteilt. Nach der anderen Vorstellung stellt Rußland im Gegenteil ein Konglomerat von über hundert Nationen dar, das rein mechanisch durch den Druck der äußeren Gewalt zusammengehalten wird und einem »Kerker der Völker« gleicht; es gilt nur, den gemeinsamen Gefängniswärter — den Zarismus — loszuwerden, und dieses jeder inneren Zusammengehörigkeit bare Gemisch zerfällt, jede Nation trennt sich vom Staate los und beginnt ein selbständiges Leben für sich.

Diese beiden Vorstellungen, von denen die eine zur Grundlage des offiziellen Kurses der inneren Politik des Zarismus in der nationalen Frage und die andere zur Quelle der naiv-revolutionären Losungen der Periode vor 1905 sowie mancher nationalen Befreiungslegenden im gegenwärtigen Kriege wurde, sind gleich leere Illusionen, mit denen man sich trösten mag oder die man für gewisse Zwecke brauchen kann, die aber nicht imstande sind, die Prüfung durch das Leben zu bestehen.

In den letzten dreihundert Jahren nahm das Zarenreich territorial durchschnittlich um 52 000 Quadratkilometer jährlich zu, das heißt um ein Gebiet, das die Dimensionen der heutigen Schweiz übertrifft. Und parallel zu diesem ungeheuerlichen Verschlucken immer neuer Gebiete und Völker geht das immer mehr erstarkende Bestreben des Zarismus, diese Völker gewaltsam zu assimilieren, sie zu russifizieren. Diesem Programm der nationalen Unterdrückungspolitik des Zarismus hatte schon Katharina II. die vollkommene Form eines einheitlichen, zielbewußten Systems verliehen. In einem Geheimzirkular an den Generalprokurator schrieb sie:

Kleinrußland, Livland und Finnland sind Provinzen, die nach den ihnen konfirmierten Privilegien verwaltet werden, und diese durch deren plötzliche Zurückziehung zu verletzen, wäre unpassend; jedoch sie fremdländisch zu nennen und sie demgemäß zu behandeln, wäre nicht nur ein Fehler, sondern — man kann es mit Gewißheit sagen — eine Dummheit. Die obigen Provinzen wie auch die Provinz Smolensk müssen auf die leichteste Weise dahin gebracht werden, daß sie russisch werden.[1]

[1] In bezug auf die Ukraine schreibt das Zirkular vor: »Ist in Kleinrußland kein Hetman mehr da, so muß man sich bemühen, daß nicht nur keine Person zum Hetman ernannt werde, sondern der Titel selbst verschwinde.«

Was die »leichtesten« Zwangsmittel der schonungslosen Entnationalisierung bedeuteten, ist zur Genüge bekannt. Gerade in der letzten Periode des konterrevolutionären Nationalismus erreichte diese jahrhundertealte Politik vor unseren Augen ihren Höhepunkt. Die Losung »Rußland für die Russen!« wurde als Glaubensbekenntnis des ganzen reaktionären Systems verkündet und in allen Sphären des gesellschaftlichen Lebens durch die Konterrevolution Ausrottungs- und Strafexpeditionen gegen alle Fremdstämmigen und Andersgläubigen organisiert. Und auch jetzt wird, ungeachtet des Krieges, die nationale Politik in Rußland immer noch von der Ideologie inspiriert, die ein nationalistischer Professor, N. D. Sergejewskij, mit zeitgemäßer Entschiedenheit formulierte: »Die fremdstämmigen Gebiete sind noch nicht vollständig erobert...«, »... alle Protestversuche der der Russifizierung unterliegenden Fremdstämmigen müssen unterdrückt werden«.[2]

Wird aber die Frage gestellt, ob diese ganze Politik ihr Ziel erreichte, so muß man mit einem entschiedenen Nein antworten. Trotz aller Verfolgungen und Repressionen gelang es nicht nur nicht, die Polen zu »entpolonisieren«, was die slawophilen Russifikatoren erhofften, sondern nicht einmal die halbnomadischen Kirgisen zu »entkirgisieren«, indem man ihnen zum Beispiel das russische Alphabet anstatt des arabischen aufzwang. Es gelang nicht nur nicht Nationen, die eine entwickelte oder in Entwicklung begriffene europäische Kultur besitzen, wie die Litauer, Letten, Esten, Juden, Armenier, Georgier, zu russifizieren, sondern man vermochte nicht einmal den Prozeß der nationalen Konsolidierung der muselmännischen Völkerschaften, der Stämmesplitter der buddhistischen Kulturspähre und solcher sibirischer Völkergruppen zu verhindern, die man sich gewöhnlich als Wilde denkt, die auch tatsächlich als Objekte rein kolonialer Ausbeutung dienen.

Die Revolution des Jahres 1905 hatte in Rußland der Erweckung der »geschichtlosen« Nationen einen mächtigen Ansporn gegeben. Der Mechanismus dieses Prozesses ist ja bekannt: solange an dem gesellschaftlich-kulturellen Leben nur die Spitzen der Nation, ihre privilegierten Schichten, teilnehmen, erscheint für sie die Assimilierung mit dem herrschenden Volke als die Linie des kleineren Widerstandes; kommen aber die Massen in Bewegung, so erweist sich für sie dieser Weg (der Erlernung der fremden Sprache und der Aneignung der fremden Kultur) als die Linie des größeren Widerstandes, und das Leben drängt unaufhaltsam zur Entwicklung der Muttersprache und der eigenen Kultur auf ihrer Basis. Im »tollen Jahre«, das das ganze Leben Rußlands bis in seine tiefsten Tiefen aufrüttelte, konnten wir beobachten, wie der Kampf gegen die nationale Unterdrückung, für die nationalen Rechte ein untrennbarer Teil des allgemeinen Kampfes für die Befreiung des Landes wird, und wie die in der Kultur zurückgebliebensten, sozial und politisch entrechtetsten Völkerschaften in diesen allgemeinen Strom hineingerissen werden. Auf den Steppenmeetings der Kirgisen werden Agitationsreden in der Muttersprache gehalten und politische Programme in Gedichte umgereimt, das Volk der Mordwinen, das bis dahin keine Schrift-

[2] In bezug auf die Juden wurde diese Assimilierungsmaxime in der Praxis nach dem bewährten Rezept weiland Pobjedonoszews modifiziert, der die Lösung der Judenfrage in Rußland in dem Sinne auffaßte, daß ein Drittel der Juden auswandert, ein Drittel Hungers stirbt und nur ein Drittel sich retten kann, indem es seine Nationalität aufgibt.

sprache besaß, ließ nun zum ersten Male Aufrufe in seiner Sprache erscheinen; die Tschuwaschen begannen ein radikales politisches Blatt herauszugeben, die Wotjäken übersetzten die Marseillaise, die Burjäten arbeiteten ein nationales Programm für die Verteidigung der burjätischen Minorität in der Landschaftsverwaltung von Irkutsk aus, und in den Reihen ihrer an dem Buddhismus heranerzogenen nationalen Intelligenz werden eigenartige ideologische Diskussionen zwischen den »Marxisten« und den »Narodniki« (Volkstümlern) geführt....[3]

Das Jahr 1905 hatte die ganze Hoffnungslosigkeit der Versuche gezeigt, Rußland in einen national-homogenen Staat zu verwandeln. Und die erste, wenn auch auf der Basis eines nichts weniger als demokratischen Wahlgesetzes gewählte Volksvertretung konnte nicht umhin, die Tatsache anzuerkennen, daß Rußland ein Nationalitätenstaat ist.

Die Reichsduma — so lautete die Antwortadresse auf die Thronrede — hält es für notwendig, auch die Lösung der Frage, wie die längst gereiften Bedürfnisse einzelner Nationalitäten Rußlands befriedigt werden sollen, als eine ihrer unaufschiebbaren Aufgaben zu betrachten. Rußland ist ein von zahlreichen Stämmen und Völkern bewohnter Staat.

Als anschauliche Illustration konnte die Reichsduma selbst dienen, deren Bestand eine ganze Reihe »nationaler Fraktionen« angehörten, die ziemlich groß waren, wie das Beispiel der »ukrainischen Gromada« zeigte, die in der ersten Duma 30 Deputierte, in der zweiten 40 zählte.

Der Staatsstreich der Konterrevolution schmälerte nicht nur das Wahlrecht der Arbeiterklasse und der demokratischen Schichten der Bevölkerung überhaupt, sondern auch das der nichtrussischen Völker (indem z. B. die Vertretung Polens auf ein Drittel beschränkt wurde, die $4^1/_2$ Millionen der Kirgisen des Wahlrechts ganz beraubt wurden usw.). Aber kein Staatsstreich vermag das Rad der Geschichte aufzuhalten, und die ganze Stolypinsche Ära der nationalen Verfolgungen konnte nur die äußeren Formen des Prozesses, der mit der Revolution einsetzte, verändern. Der Kampf gegen die nationale Unterdrückung verschwindet nicht und wird in Rußland von der Tagesordnung nicht mehr verschwinden, und er wird immer mehr den Charakter Rußlands als eines Nationalitätenstaates aufdecken.

Aber vielleicht führen die inneren Entwicklungstendenzen noch weiter zu einem Zerfall dieses Völkerimperiums in eine Reihe von Nationalstaaten?

Im Westen ist die nationalstaatliche Epoche überschritten und das Wirtschaftsleben drängt zu neuen größeren Internationalen, im Osten bestehen solche große internationale Reiche, die junge kapitalistische Entwicklung aber erregt und beschleunigt die nationale Sonderung und drängt auf Sprengung des überlieferten Staatenverbandes.

So schreibt einer der besten Kenner der nationalen Frage, Genosse Karl Renner, und indem er speziell Rußland Österreich-Ungarn gegenüberstellt, meint er, daß »die Nationen Rußlands aber lange nicht so bunt durcheinandergewürfelt leben wie jene Österreich-Ungarns, die räumlich zu scheiden beinahe undenkbar ist. Sie sind voneinander lösbar....«[4]

[3] Interessante Tatsachen über das Erwachen der geschichtlosen Völker Rußlands sind in dem 1910 in russischer Sprache erschienenen materialreichen Sammelbuch »Formen der nationalen Bewegung« (Petersburg) zu finden.

[4] »Das Erwachen des Ostens«, in der Aprilnummer des »Kampf«.

Den Schlüssel zu einem richtigen Verständnis der nationalen Frage in Rußland kann tatsächlich am leichtesten die Parallele zwischen diesem Staate und Österreich, als Nationalitätenstaat, liefern.

In Österreich nahm der nationale Kampf die Form »des Kampfes der Nationen um den Staat«, das heißt um die Herrschaft nicht nur in den lokalen Verwaltungsorganen, sondern auch um die Beherrschung des zentralen Machtapparates, des Staates an, und dieser Kampf der Nationen durchdrang das gesamte gesellschaftliche Leben, indem er nicht selten den gesamten Staatsmechanismus geradezu lähmte. Das wurde, wie bekannt, vor allem durch die annähernd gleiche zahlenmäßige Stärke der sich gegenüberstehenden Nationen (oder nationalen Koalitionen) ermöglicht, sowie infolge der Tatsache, daß die Grenzen der nationalen Gebiete sich bis ins Innere des Reiches hin erstrecken, und daß die Nationen (es ist hier natürlich von den besitzenden Klassen die Rede) in den geschichtlich emporgewachsenen Landtagen Stützpunkte in ihrem Kampfe um die Macht fanden. In Rußland aber — von Finnland abgesehen — gibt es solche Landtage und vorläufig auch deren Surrogate nicht, die nationale Frage erscheint hauptsächlich als die Frage der Grenzgebiete und, was besonders wichtig ist, zeichnet sich die herrschende Nation durch ein sehr bedeutendes zahlenmäßiges Übergewicht über alle anderen aus.[5]

Freilich könnte man hervorheben, daß die Großrussen allein weniger als die Hälfte der Bevölkerung Rußlands (43,30 Prozent) ausmachen, und daß dieses Verhältnis die Tendenz besitzt — sich noch mehr zum Nachteil der Großrussen zu ändern. Nach den Untersuchungen Mendelejews (»Zur Erforschung Rußlands«) liegt der Mittelpunkt der ganzen Oberfläche des Reiches in Sibirien, zwischen Obj und Jenissei, ein wenig südlich von der Stadt Turuchansk, in der Nähe des Nordpolarkreises (so groß ist das Übergewicht der unermeßlichen Nordwüsten!); der Mittelpunkt der Gesamtbevölkerung aber befindet sich im Gouvernement Tambow, das heißt allerdings auf großrussischem Gebiet, so doch auf seiner Grenze, in der Nähe des ukrainischen Territoriums. Beschränken wir uns aber auf das Europäische Rußland, so finden wir den Mittelpunkt seiner Bevölkerung schon außerhalb des großrussischen Territoriums. Zieht man in Betracht, daß der jährliche Zuwachs der Bevölkerung im Süden (das heißt auf ukrainischem Gebiet) 2 Prozent und im Norden und im Zentrum (das heißt auf großrussischem Territorium) nur 1 bis $1^1/_2$ Prozent ausmacht, so darf man vielleicht voraussagen, daß in der Zukunft auch in Rußland das nationale Problem aufgerollt wird in einer Form, die sich dem österreichischen »Kampf der Nationen um den Staat« nähern würde. Doch müßte der nüchterne Forscher hier gleich einen ernsten Vorbehalt machen: die nationale Konsolidierung des ukrainischen Volkes und besonders die Re-Ukrainisierung der völlig russifizierten Städte des Südens ist erst im Beginnen, und dieser Prozeß wird — infolge einer Reihe geschichtlicher Bedingungen und der nahen Verwandtschaft der ukrainischen Sprache mit der russischen — von mächtigen Gegentendenzen gehemmt, so daß das künftige Bild der nationalen Kämpfe in Rußland, was

[5] Für den 1. Januar 1908 wurde (in Millionen) annähernd geschätzt: Großrussen 66, Kleinrussen (Ukrainer) 27, Polen 9, Weißrussen 7, Juden 6, Deutsche 2, Litauer zirka 2, Letten $1^1/_2$, Esten $1^1/_4$, Georgier $1^1/_2$, Armenier $1^1/_4$ usw. (auf Grund der Volkszählung des Jahres 1897 und des durchschnittlichen Zuwachses geschätzt).

das zahlenmäßige Kräfteverhältnis anbelangt, eher an Ungarn als an Österreich erinnert, wo die Magyaren ebenfalls weniger als die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, aber doch gegenüber jeder einzelnen anderen Nation so überwiegen, daß alle anderen Nationen nicht um die Herrschaft im Staate, sondern bloß gegen die nationale Unterdrückung kämpfen.

Es wäre aber überhaupt höchst oberflächlich, sich mit der Vergleichung nur der rein ziffermäßigen, äußeren Seite der Beziehungen zu begnügen. In Rußland ist die nationale Frage auf einer ganz anderen Stufe der wirtschaftlich-staatlichen Entwicklung als in Österreich aufgetreten. Der Unterschied ist ungefähr der gleiche wie zwischen der österreichischen Revolution von 1848 und der russischen von 1905, die dieselben objektiv-geschichtlichen Aufgaben wie die erstere vor sich hatte, dabei aber einen höheren Typus darstellte.

In Österreich ist das nationale Problem auf der Basis kleinbürgerlicher Verhältnisse mit ihrem Kirchturmlokalismus und der schwachen Verbindung unter den einzelnen Gebieten zum ersten Male aufgerollt worden. Unter diesen zurückgebliebenen Lebensbedingungen waren ganze Jahrzehnte des nationalen Kampfes vergangen, bevor auf dem geschichtlichen Schauplatz die Partei des modernen Proletariats erschien, was den Übergang des Landes auf eine höhere Stufe der Entwicklung bedeutete. In Rußland dagegen beginnt der nationale Kampf sich von Anfang an auf dieser höheren Stufe zu entfalten, auf der Grundlage des verhältnismäßig weit fortgeschrittenen Prozesses der staatlich-wirtschaftlichen Zentralisation des Lebens des Landes, wo die nationalen kapitalistischen Bourgeoisien sich bereits in geschlossene Kampfesorganisationen innerhalb des allnationalen gesamtrussischen Kapitals vereinigt haben und wo der Kampf mit der zentralisierten Macht des Staates und der konzentrierten Kraft des Kapitals auch das Proletariat aller Nationen Rußlands zum Zusammenschluß und zu gemeinsamen Aktionen in dem Rahmen des Staates zwang.

Dieser Unterschied der Bedingungen und der durch diese geschaffenen ideologischen Traditionen hatte unter anderem seinen Ausdruck gefunden in den verschiedenen Grundsätzen, auf denen die sozialdemokratische Parteiorganisation aufgebaut wurde: in Österreich nach dem Prinzip des nationalen Föderalismus, in Rußland nach dem des internationalen Zentralismus. Derselbe Unterschied trat noch greller zutage in dem Tempo der Fortentwicklung der »radikalen« nationalen Programme. Auch in Österreich waren die Bestrebungen zur staatlichen Lostrennung der Nationen (zum Beispiel das Programm des »böhmischen Staatsrechts«) ziemlich schnell überwunden: die zentralisierende Kraft des wirtschaftlich-staatlichen Lebens unterordnet sich auch die nationalen Bestrebungen.[6] In Rußland aber hat sich die Entwicklung der nationalen Programme vom Separatismus über den Föderalismus zum Autonomismus, das heißt von

[6] Der eigenartige Charakter des in dem gegenwärtigen Kriege hervorgetretenen Patriotismus zeugt von demselben Siege des Staates über die Nation: die Polen Österreichs, Preußens, Rußlands sind beim Ausbruch des Krieges nicht von einem gemeinsamen nationalen Patriotismus vereinigt, sondern in der Tat durch drei Staatspatriotismen geteilt worden. Das gilt auch für die Juden und im allgemeinen für alle anderen Nationen, die in die entsprechenden Nationalitätenstaaten kapitalistisch hineingewachsen sind.

dem Gedanken des Zerfalls des Nationalitätenstaats zum Programm der Lösung der nationalen Frage im Rahmen des demokratisierten Nationalitätenstaats selbst, mit einer wirklich überraschenden Schnelligkeit und Allgemeingültigkeit vollzogen.

Die alte P. P. S. (Polnische Sozialistische Partei) hatte, wie bekannt, an die Spitze ihres Programms die Losung des unabhängigen Polens gestellt. Aber im Gange der Revolution wird diese Losung in Russisch-Polen selbst (von den galizischen Stimmungen sehen wir hier ab: auf die Arbeiterbewegung Russisch-Polens übten sie nicht den geringsten Einfluß aus) zur Parole unbedeutender Grüppchen der »Revolutionären Fraktion«, die sich von der P. P. S. abgesplittert hatte, welch letztere bereits auf dem Parteitag des Jahres 1907 die Losung der »Lostrennung« durch die Forderung der Autonomie ersetzte, indem sie sie dadurch begründete, daß »die kapitalistische Entwicklung jeden der drei Teile des ehemaligen Polen mit den Ländern und Völkern, mit denen sie sich zusammen in die moderne kapitalistische Gesellschaft umgestaltet hatten, zusammengeschmiedet hat«.

Ebenso hatte auch die vorrevolutionäre litauische Sozialdemokratie die Ansicht geteilt, daß »die freie Entwicklung aller Länder und Völker Rußlands die Aufteilung dieses Staates erheische«. Nach diesem Grundsatz wurde das Programm der Schaffung eines »selbständigen demokratischen Staates, bestehend aus Litauen, Polen, der Ukraine und anderen föderativ miteinander verbundenen Ländern« aufgebaut. Jedoch schon bald darauf verändert sich im Gange der Revolution der Gedanke der vollen Lostrennung von Rußland in der Richtung zur Bewahrung einer föderativen Verbindung mit Rußland, und als Tagesparole wird die gleichzeitige Einberufung zweier konstituierenden Versammlungen — in Petersburg und Wilna — aufgestellt. Aber damit nicht genug: bereits die Konferenz des Jahres 1906 sieht sich gezwungen, festzustellen, daß auch diese Losung in Litauen unpopulär ist. Es wird die Forderung einer gemeinsamen allgemein-russischen konstituierenden Versammlung aufgestellt, und im folgenden Jahre 1907 nimmt die Partei ein neues Programm an — das der Autonomie Litauens im Bestand Rußlands, wobei man sich des vollen Widerspruchs mit dem früheren Programm der Unabhängigkeit völlig bewußt war.

Denselben Prozeß kann man genau so in allen nationalen Gruppen beobachten. In dem kleinen Lettland trat seinerzeit der sogenannte »Lettische sozialdemokratische Verband« auf mit dem Programm einer unabhängigen lettischen Republik oder — sollte sich die volle Unabhängigkeit als unmöglich erweisen — für die nächste Zeit einer föderativen Verbindung mit Rußland; dieses Programm gewinnt aber nicht den geringsten Einfluß auf die revolutionäre Bewegung Lettlands: der »Verband« bleibt ein kleines Grüppchen, und an der Spitze der Masse schreitet die Sozialdemokratische Partei Lettlands, eine entschiedene Gegnerin jeglicher separatistisch-föderalistischen Programme. In der Ukraine stand die alte R. U. P. (Revolutionäre Ukrainische Partei) auf dem Standpunkt der ukrainischen »Samostijnostj«, das heißt staatlichen Unabhängigkeit, die Entwicklung brachte aber die ungeteilte Herrschaft des Programms der Autonomie bei den aus der Mitte der R. U. P. hervorgegangenen Parteien mit sich. (Wir sprechen hier wiederum von der russischen Ukraine und den dort praktisch wirkenden Parteien, nicht von den galizischen Gruppen.)

Im Kaukasus tritt der armenische Daschnakzutjun zuerst mit der Forderung der Losreißung des russischen Armeniens von Rußland und seiner Vereinigung mit dem türkischen und persischen Armenien in einen unabhängigen Staat auf, dann mit der Forderung der Umgestaltung Rußlands in einen föderativen Staat, mit dem das transkaukasische Gebiet gemeinsame Staatsverteidigung, gemeinsame äußere Politik und Münze besitzen sollte, und im weiteren äußerte dieses Programm die Tendenz, sich immer mehr in ein autonomistisches umzuwandeln, sowie auch das der georgischen »föderalistischen Sozialisten«; die kaukasische Sozialdemokratie aber, die unbestrittene Führerin der Volksmassen im Kaukasus, führt einen unaufhörlichen Kampf mit allen separatistisch-föderalistischen Tendenzen und befindet sich in einem unzertrennlichen organischen Bunde mit der gesamten russischen Sozialdemokratie.[7]

Diese ganze Entwicklung ist nicht zufällig. Kein Zufall ist es, daß es gerade die russischen Marxisten waren, die von Anfang an den Standpunkt des den separatistischen Utopien feindlichen »Zentralismus« einnahmen: darin äußerte sich die Überlegenheit ihrer revolutionär-realistischen Methode, die zum Ausgangspunkt ihres Denkens die kapitalistische Entwicklung Rußlands nahm. Und es ist auch nicht zufällig, daß gerade das Jahr 1905, in dem das durch diese Entwicklung gezeugte Proletariat die Hauptrolle spielte, die Losungen der »Lostrennung« und der »staatlichen Unabhängigkeit« wegfegte.

Eine große Rolle spielte neben den oben erwähnten Faktoren — im Gegensatz zur Ansicht Renners — gerade die Schwierigkeit der territorialen Lostrennung der Grenzvölker Rußlands, die in weiten Teilen des Reiches schon infolge der geschichtlichen Bedingungen der Siedlungen und Umsiedlungen in vielen Orten ein noch größeres Mosaik als in Österreich darstellen, und die, namentlich in den Städten[8] und den Industriezentren, durch die kapitalistische Anziehungskraft so durcheinandergewürfelt werden, daß die Linien des territorialen Schnittes unvermeidlich durch den lebendigen Körper jeder Nation gehen würden. Wenn wir sogar die Polen nehmen, die sich in Rußland noch in den günstigeren Bedingungen befinden, so bilden auch sie in Russisch-Polen nur 70 Prozent der ganzen Bevölkerung, wobei sie in den meisten Städten in der Minderheit sind, andererseits aber über eine Million der Polen in Rußland außerhalb des eigentlich polnischen Territoriums lebt. Aber noch weit schlimmer ist es um die »nationalen Territorien« anderer Völker bestellt: der Litauer, Letten, Weißrussen, Ukrainer, Georgier, Tataren, Armenier und anderer. Wir wollen hier nicht die allgemein bekannten Ziffern anführen; es genügt, auf charakteristische Tatsachen hinzuweisen,

[7] Auch im Zionismus mit seinen sozialnationalistischen Formationen des »sozialistischen Zionismus« aller Art Schattierungen könnte man wohl ein eigenartiges Zutagetreten derselben »Unabhängigkeits«tendenzen sehen. Auch hier hat sich faktisch dieselbe Entwicklung vollzogen in Form einer immer größeren Vorwärtsschiebung des Gegenwartsprogramms — des Kampfes um die nationalen Rechte in Rußland selbst. Die verhältnismäßig größere Lebensfähigkeit der utopischen Losungen wird hier ausschließlich von den anormalen Bedingungen des Lebens der jüdischen Masse im »Siedlungsgebiet« genährt.

[8] Über die wachsende Bedeutung, die die Städte in Rußland besitzen, kann man danach urteilen, daß seit 1897 bis 1911 die Stadtbevölkerung sich verdoppelt hat.

daß zum Beispiel auf Wilna die Weißrussen und Litauer gleichen Anspruch als auf ihre Hauptstadt erheben, faktisch aber in dieser Stadt die Juden überwiegen; daß Kiew, das wichtigste Zentrum der Ukrainer, eine fast rein russische Stadt ist; daß in der Hauptstadt Georgiens, Tiflis, die Mehrheit der Bevölkerung aus Armeniern besteht; daß in Riga, gemäß den im Februar 1915 in der russischen Presse veröffentlichten Angaben (nach der Volkszählung des vergangenen Jahres) auf eine Bevölkerung von 517 000 Seelen kamen: 99 000 Russen, 60 000 Deutsche, 218 000 Letten, 47 000 Polen, 35 000 Litauer, 33 000 Juden, 9000 Esten.

Die Nationalitätenfrage wird im politischen und sozialen Leben Ost- und Südosteuropas nach dem Kriege erst recht eine beherrschende Stellung einnehmen. Ihre Lösung, das heißt die Beseitigung oder doch wenigstens die möglichste Minderung der nationalen Reibungsflächen, wird eine der wichtigsten, aber auch der schwierigsten Aufgaben bleiben. Wie weit aber auch die Anschauungen über die Ziele und Methoden der Nationalitätenpolitik auseinandergehen mögen, das eine ist sicher und von allen urteilsfähigen Beobachtern anerkannt, daß Demokratie und Autonomie die unerläßlichen Voraussetzungen sind, ohne deren Vorhandensein eine Beruhigung und Versöhnung der nationalen Gegensätze überhaupt ausgeschlossen ist. Davon, wie weit der Krieg diese Voraussetzungen schaffen oder zerstören wird, wird es auch wesentlich abhängen, ob er uns der Lösung der nationalen Probleme nähert oder uns von ihr entfernt.

Der rote Faden der preußischen Geschichte.

Von Fr. Mehring.

Otto Hintze, **Die Hohenzollern und ihr Werk.** Fünfhundert Jahre vaterländischer Geschichte. Fünfte Auflage. (Fünftes Zehntausend.) Berlin 1915, Verlag von Paul Parey. 704 Seiten. Preis gebunden 5 Mark.

Am 30. April dieses Jahres war ein halbes Jahrtausend verflossen, seitdem der Burggraf Friedrich von Nürnberg, aus dem schwäbischen Geschlecht der Hohenzollern, vom König Sigismund die Markgrafschaft Brandenburg samt der Kurwürde übertragen erhielt. Am 21. Oktober 1415 empfing der neue Markgraf in Berlin die feierliche Erbhuldigung der märkischen Landstände, und am gleichen Tage dieses Jahres ist das offizielle Jubiläum gefeiert worden, in Anbetracht der Zeitumstände wesentlich nur durch den Austausch huldigender und dankender Telegramme sowie durch Feiern in Kirche und Schule.

Nicht an den Tag gebunden ist dagegen ein Buch, das Herr Otto Hintze, Professor an der Berliner Universität, als Jubiläumsschrift herausgegeben hat. Der Verfasser will »das Werk der Hohenzollern, so wie es ist, der Welt vor Augen stellen« und fügt hinzu: »Das geschieht hier in einer schlichten, leidenschaftslosen Darstellung. Es ist auch kein Panegyrikus, trotz des festlichen Anlasses, sondern ein Buch, das vor allem nach wissenschaftlicher Wahrhaftigkeit strebt.« Das ist nun freilich nur mit dem bekannten Körnlein Salzes zu verstehen.

Schon der Titel des Buches erweckt einige Zweifel. Der gegenwärtige Krieg beweist schlagend genug, daß die »vaterländische Geschichte« doch etwas anderes ist als ein »Werk der Hohenzollern«. Auch rein äußer-

lich deuten der — namentlich bei seiner höchst splendiden Ausstattung — auffallend niedrige Preis des Buches sowie die mehr als vierzigtausend Exemplare, die trotz seiner keineswegs leicht lesbaren Darstellung binnen weniger Monate abgesetzt worden sind, darauf hin, daß dies Schifflein doch nicht ganz auf eigene Rechnung und Gefahr das augenblicklich so windstille Meer des Buchhandels befährt.[1]

Indessen darf das Werk des Herrn Hintze deshalb doch nicht mit den landläufigen Jubiläumsschriften in einen Topf geworfen werden. Der Verfasser hat sich jahrzehntelang mit der brandenburgisch-preußischen Geschichte beschäftigt, und wenn anders sich jedermann seines Fleißes rühmen darf, so kann er wohl beanspruchen, gehört zu werden, wenn er darstellen will, »wie unsere inneren Zustände geworden sind und warum sie so und nicht anders werden mußten«. Versteht sich, unter den gebotenen Einschränkungen, über die zunächst einige aufklärende Bemerkungen gestattet sein mögen.

I.

Von den zwölf Kapiteln des Buches fallen die drei letzten, die die Zeit von 1840 bis 1889 umfassen, ganz aus dem Rahmen einer wissenschaftlichen Darstellung heraus und verdienen keine ernsthafte Beachtung. Hier ist Herr Hintze durchaus der loyale Staatsdiener, der im allgemeinen den Standpunkt vertritt, den er in einem einzelnen Falle mit den Worten umschreibt, möge auch die Rechtsfrage zweifelhaft gewesen sein, so habe tatsächlich die Regierung des Königs das Vernünftige und Heilsame vertreten. Wenn Johann Jacoby seine »Vier Fragen« in einem »heftigen, rechthaberischen Ton« geschrieben oder die Deputation, die die preußische Versammlung am 9. November 1848 an den König sandte, »eine drohende, unehrerbietige Sprache« geführt haben soll, so muß man zugunsten des Herrn Hintze annehmen, daß er weder die »Vier Fragen« noch die Adresse, die jene Deputation überreichte, jemals gelesen hat. Seine Darstellung der Revolutionsjahre widerspricht nahezu in jedem Satze den urkundlichen Tatsachen. Ebenso verzerrt wie die Dinge erscheinen die Personen. Der altpreußische Patriot Waldeck wird zum »starren Doktrinär«, der »von den Ideen des Vernunftrechts und der Volkssouveränität durchdrungen« gewesen sei. Aber immerhin — wenn der König im Jahre 1848 den Verfassungsentwurf der Berliner Versammlung die »Charte Waldeck« genannt habe, so sei das nicht richtig; wenn dieser Entwurf »sehr stark im radikalen Sinne« ausgefallen sei, so habe der »ultramontan-demokratische Abgeordnete Peter Reichensperger« den Haupteinfluß dabei geübt. Tatsächlich war Reichensperger in der Berliner Versammlung der Führer der Rechten und in der Verfassungskommission, deren Arbeiten Waldeck als Vorsitzender leitete, nur stellvertretender Schriftführer. Allerdings lobt Reichensperger in seinen Denkwürdigkeiten den Verfassungsentwurf in der Fassung der Kommission, aber nicht in irgendwelchem »demokratischen« oder »radikalen« Sinne, sondern gerade umgekehrt wegen seiner »Mäßigung«, die es dem Ministerium Brandenburg-Manteuffel nach der Sprengung der Versammlung ermöglicht habe, den Entwurf nahezu wörtlich in die oktroyierte Verfassung vom 5. De-

[1] Die im Text geäußerte Vermutung ist inzwischen durch die Veröffentlichung eines landrätlichen Erlasses bestätigt worden, wonach das Buch von den Landratsämtern zum Preise von 4 Mark vertrieben wird.

zember 1848 aufzunehmen. Virchow wieder wird nicht mit seinem geflügelten Worte vom »Kulturkampf« verewigt, sondern mit dem geflügelten Worte vom »Großmachtkitzel«, der dem preußischen Staat ausgetrieben werden müsse, das bekanntlich Schulze-Delitzsch zum Urheber hat.

Viel schlimmer noch ergeht es der deutschen Arbeiterbewegung. »Zwei Agitatoren von jüdischer Herkunft« haben sie ins Leben gerufen: Lassalles Anhang habe eine »mehr nationale Richtung« verfolgt und sei im Zuge gewesen, sich zu einer »monarchisch-demokratischen Arbeiterpartei mit einem sozialistischen, aber auch deutsch-nationalen Programm« zu entwickeln, als Marx, »der verbitterte Flüchtling von 1848«, mit seiner »internationalen Richtung« und seiner »absolut giftigen Staatsfeindschaft« dazwischengekommen sei und das Feld behauptet habe. Es ist wirklich etwas hart, diese uralten Scherze heute noch in einem angeblich wissenschaftlichen Werke lesen zu müssen. Aber Herr Hintze steht nun einmal der Arbeiterbewegung so weltfremd gegenüber, daß er ihr sogar nicht in den äußerlichsten Kleinigkeiten gerecht zu werden weiß. So erzählt er, das Sozialistengesetz sei »1879 zunächst auf vier Jahre erlassen und auf Grund zweimaliger Erneuerung bis 1890 in Wirksamkeit gewesen«. Das sind gleich drei chronologische Schnitzer in einer einzigen Zeile. Das Sozialistengesetz ist nicht 1879, sondern 1878 erlassen worden, und zwar zunächst nicht auf vier, sondern auf zweieinhalb Jahre, und es ist nicht zwei-, sondern viermal erneuert worden.

Danach braucht wohl nicht mehr ausführlich begründet zu werden, weshalb ein längeres Verweilen bei den drei letzten Kapiteln des Herrn Hintze keinen lohnenden Ertrag geben würde.

II.

Anders steht es mit seinen neun ersten Kapiteln, die manches Anregende und Lehrreiche enthalten. Sie sind viel unbefangener geschrieben als die drei letzten. Ihr Inhalt widerlegt auch hinlänglich den Titel des Buches; wer sie mit Verstand liest, wird sehr bald die Überzeugung gewinnen, daß der preußische Staat keineswegs ein Werk der Hohenzollern ist, sondern daß dieser besondere Fall nur die immer gültige Wahrheit bestätigt, wonach nicht die Fürsten die Geschichte machen, sondern umgekehrt die Geschichte die Fürsten macht. Aber freilich mit Verstand wollen auch diese Kapitel gelesen sein.

Die wirkliche Geschichte des preußischen Staates läßt sich heute nur noch aus den Archiven schöpfen. Dieser Staat hat niemals einen Thukydides besessen, der die Geschichte dessen, was er miterlebt hat, auch nur mit der geringsten Treue und Wahrhaftigkeit zu erzählen wußte. Was von derartigen gleichzeitigen Nachrichten vorhanden ist, hat entweder gar keinen Wert oder ist so kritiklos zusammengeschrieben, daß es ohne andere Hilfsmittel gar nicht möglich ist, die etwaigen paar Körner Weizen aus der massenhaften Spreu zu sondern. Erst seitdem sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Archive zu öffnen begannen, kann man von einer preußischen Geschichtschreibung sprechen. Aber auch sie hatte von vornherein ihre bestimmten Grenzen.

Einmal wird sie durch die Staatsräson eingeengt, die keineswegs eine rücksichtslose Durchstöberung der Archive gestattet und je nachdem ihren Schlagbaum auf hundert und mehr Jahre zurückerstreckt. Dann aber erhält

nicht jeder Forscher, der über das notwendige wissenschaftliche Rüstzeug gebietet, den Zutritt zu den Archiven, sondern wer diesen Vorzug genießen will, muß gewisse Bürgschaften seiner politischen Überzeugung bieten; Marx und Lassalle würden zum Beispiel niemals den Zutritt in preußische Archive erlangt haben. Nun kann die beanspruchte politische Überzeugung auf durchaus ehrliche Weise erworben worden sein, und der Fall mag sogar immer so liegen, aber von einer »voraussetzungslosen« Forschung — um das in bürgerlichen Kreisen so beliebte Schlagwort zu gebrauchen — kann doch nicht mehr gesprochen werden, wenn nur solche Forscher zugelassen werden, die die Urkunden nicht mit bloßen Augen, sondern durch eine bestimmte Brille lesen, mag ihnen diese Brille auch sozusagen angewachsen sein. Und damit nicht genug, so hängt der archivalischen Arbeit noch ein anderer Klotz am Bein. Sie ist nicht nur von einer bestimmten Voraussetzung abhängig, sondern auch von bestimmten Ergebnissen, die nicht nach wissenschaftlichen, sondern nach politischen Maßstäben gemessen werden. Mit anderen Worten: Wer auf Grund seiner archivalischen Arbeiten historische Darstellungen veröffentlicht, die der jeweiligen Regierung politisch unzuträglich erscheinen, der muß darauf gefaßt sein, daß sich ihm die Archive noch schneller schließen, als sie sich ihm geöffnet haben. Um nur ein paar allbekannte Fälle anzuführen, so mußte der Historiker Martin Philippson auf Verfügung des Generaldirektors v. Sybel die Archive räumen, weil sein Werk über die Regierungszeit des Königs Friedrich Wilhelm II. in leitenden Kreisen irgendwelchen Anstoß erregt hatte, aber dem Historiker v. Sybel — heute mir, morgen dir — wurden dann nach dem Sturze Bismarcks die Archive des Auswärtigen Amtes gesperrt, weil den nunmehr leitenden Kreisen die Ergebnisse nicht zusagten, die Sybel zur Zeit Bismarcks aus denselben Archiven geschöpft hatte.

Man darf nun aber doch auch nicht die Mißstände übertreiben, die sich aus diesem Konflikt zwischen Staatsräson und Wissenschaft ergeben. Bis zu einem gewissen Grade werden sie dadurch aufgehoben, daß die Arbeiter in den Archiven zwar an eine bestimmte Voraussetzung gebunden sind und bis zu einem gewissen Grade unter einem Damoklesschwert forschen, aber deshalb doch keineswegs alle über einen Kamm geschoren sind. Der eine sieht dies schärfer, der andere jenes, der eine will diesen Zeitabschnitt genauer untersuchen, der andere jenen, der eine ist geschickter, der andere unvorsichtiger: genug, sie lassen sich gegenseitig kontrollieren, wodurch die Unzulänglichkeit des einzelnen freilich nicht aufgehoben, aber bis zu einem gewissen und unter Umständen weitreichenden Grade ausgeglichen wird. Man muß jeden dieser preußischen Historiker lesen, wie Lessing seine Dramen schrieb: indem man seine ganze Belesenheit gegenwärtig hat und bei jedem Punkt alles, was man bei den anderen preußischen Historikern über denselben Punkt gelesen, ruhig durchläuft. Eben dies meinen wir, wenn wir sagten, Herr Hintze wolle mit Verstand gelesen sein. Man muß seine Darstellung unter steter Kontrolle der Ranke, Droysen, Sybel, Treitschke, Koser, Schmoller usw. halten, und man wird dann mit einiger Genauigkeit erkennen können, wie sich die fünf Jahrhunderte vaterländischer Geschichte wirklich abgespielt haben.

Es sei noch gestattet, die hier empfohlene Methode an einem oder dem anderen beliebig herausgegriffenen Beispiel zu erläutern. Herr Hintze er-

zählt uns, der hohenzollernsche Kurfürst Friedrich II., der von 1440 bis 1470 regierte, habe bedeutende Erfolge der landesfürstlichen Politik auf dem Gebiet des Kirchenregiments errungen. Er habe durch ein Konkordat mit der römischen Kurie sich die Ernennung der Landesbischöfe von Brandenburg, Havelberg und Lebus gesichert, er habe die geistliche Gerichtsbarkeit und einiges andere mehr erreicht. Dann heißt es wörtlich: »Im Zusammenhang mit der spezifisch märkischen Färbung der Kirchenpolitik stand auch, daß Friedrich das sogenannte ‚Wunderblut' von Wilsnack, dessen Pfarrkirche mit ihren blutschwitzenden Hostien zu einer berühmten Wallfahrtstätte geworden war, gegen die Einmischung des Erzbischofs von Magdeburg in Schutz nahm und zugunsten der Wallfahrer sogar einen päpstlichen Ablaß auswirkte. Faßt man das alles zusammen, so kann man sagen: der Kurfürst erwarb durch diese Privilegien die wesentlichsten Befugnisse der bisher vom Papste ausgeübten oder beanspruchten Kirchenhoheit in seinem Lande.... Es würde zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, daß damit bereits die Anfänge einer brandenburgischen Landeskirche in katholischer Zeit vorhanden gewesen wären; aber eine Grundlage war allerdings geschaffen, auf der später eine solche Landeskirche erbaut werden konnte.« So Herr Hintze.

Sieht man zunächst von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Darstellung ab, so hängt sie wenigstens in sich zusammen — bis auf den Punkt mit dem »Wunderblut« in Wilsnack. Die blutschwitzenden Hostien gehörten im ausgehenden Mittelalter zu jenem großen Auspumpungssystem, womit die römische Kurie die Völker aussog, und jeder Versuch, eine Landeskirche zu gründen, begann damit, sich aus diesem weitmaschigen Netze zu befreien. Nach Herrn Hintze ließ der Kurfürst Friedrich dies Netz selbst dann, wenn ein Erzbischof es zu zerreißen drohte, durch den Papst noch fester knüpfen, was die Grundlage einer besonderen Landeskirche geschaffen haben soll. Man kann in diese Darstellung höchstens einen Zusammenhang bringen, wenn man annimmt, daß der Erzbischof von Magdeburg bei seinem geistlichen Einschreiten gegen einen geistlichen Unfug die Rechte des Landesherrn verletzt habe, aber wie das möglich gewesen sein soll, ist vollends rätselhaft.

Gelöst wird dies Rätsel durch Herrn Heidemann, der ebenfalls Professor ist oder war, wenn auch nicht an der Berliner Universität, so doch an einem Berliner Gymnasium, und der — im Jahre 1889 — ebenfalls eine Festschrift aus den Archiven geschöpft hat, zwar nicht zu einem Hohenzollern-, sondern zu einem Reformationsjubiläum. In dieser Schrift (Die Reformation in der Mark Brandenburg) erzählt Herr Heidemann ausführlich die Geschichte des »Wunderbluts« von Wilsnack, die hier aus räumlichen Rücksichten nur kurz wiedergegeben werden kann.

Im Sommer 1383 äscherte ein Ritter Bülow Dorf und Kirche Wilsnack ein. Als man den Schutt der Kirche wegräumte, trat plötzlich der Wilsnacker Priester Johannes Calbutz, der schon früher in Entdeckung von »Wunderblut« gemacht hatte, mit der Behauptung hervor, daß er drei vor dem Brande geweihte Hostien, die in der Kirche aufbewahrt worden waren, unversehrt aufgefunden habe, mit einem Blutstropfen in der Mitte jeder Hostie. Der Bischof von Havelberg, zu dessen Diözese Wilsnack gehörte, bestätigte sofort dies Wunder, und alsbald begannen die Pilgerfahrten nach Wilsnack. Zwar erklärte Calbutz, dessen Habsucht nach den Opfergeldern

von dem Bischof nicht genügend befriedigt wurde, schon im Jahre 1386, er habe das Wunderblut gefälscht, allein der Bischof wußte dies Geständnis unwirksam zu machen, indem er die unlauteren Beweggründe, aus denen es abgelegt wurde, gegen den geständigen Sünder kehrte.

Gefährlicher war ein Vorstoß, den im Jahre 1405 Johannes Hus im Auftrag des Erzbischofs von Prag gegen den Schwindel unternahm. An der Spitze eines für diesen Zweck eingesetzten Ausschusses untersuchte Hus die angeblichen Heilwirkungen des Wunderbluts und kam zu dem Ergebnis, daß sie durchweg auf Betrug oder Täuschung beruhten. Allein alsbald begann Hus seine ketzerische Laufbahn und wurde in Konstanz verbrannt, wodurch das Wunderblut nur um so größeres Ansehen gewann.

Von Jahr zu Jahr, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt strömten immer dichtere Pilgerfahrten nach Wilsnack, nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus Böhmen und Ungarn, aus Dänemark und Schweden. Die Sache wurde zum europäischen Skandal. Erst im Jahre 1442 fand sich ein neuer Streiter gegen den greulichen Unfug in der Person des Magdeburger Domherrn Tocke. Er untersuchte die Hostien und fand sie vom Alter aufgezehrt, dünn wie Spinnweben und ohne jede Spur von Blut oder auch nur von Röte. Er suchte nun die geistliche wie die weltliche Macht zum Einschreiten zu bewegen: den Erzbischof von Magdeburg, dem die Havelberger Diözese unterstand, wie den Kurfürsten Friedrich, in dessen Lande Wilsnack lag.

Geneigtes Gehör fand er nur bei jenem, aber nicht bei diesem. Vielmehr als der Erzbischof von Magdeburg gegen seinen kirchlichen Untergebenen in Havelberg einschritt, wurde dieser von der weltlichen Macht unterstützt; unter anderem veranlaßte der Kurfürst Friedrich einen gelehrten und damals sehr angesehenen Theologen, seinen »würdigen und andächtigen Rat und lieben Getreuen«, einen Traktat für die Echtheit des Wunderbluts zu schreiben; »religiöse Überzeugung und finanzpolitische Rücksichten«, schreibt Heidemann, »machten den Kurfürsten zu einem Beschützer des Wunderbluts.« Der Streit schwebte noch, als der seinerzeit berühmte Kardinal Nikolaus von Cusa als Legat des Papstes in kirchlichen Angelegenheiten nach Deutschland kam. Als er in Magdeburg von dem Wilsnacker Skandal hörte, ordnete er die Schließung der Wilsnacker Kirche an, und als der Bischof von Havelberg sich dagegen sträubte, belegte er diesen mit dem Bann und Wilsnack mit dem Interdikt. »Aber«, so schreibt wieder Heidemann, »selbst die schwersten Kirchenstrafen vermochten nicht, die Anhänger des Wunderbluts zu schrecken. Ohne dieselben zu beachten, setzten sie eine überaus rührige Agitation gegen die Entscheidung des Kardinallegaten bei der römischen Kurie ins Werk. Am 6. März 1453 erließ der Papst Nikolaus V. eine Bulle zugunsten des Wunderbluts, und Aberglauben und Fanatismus feierten einen glänzenden Triumph über Glauben und Wahrheit.« Und dieser Triumph hat dem Wilsnacker Wunder noch jahrzehntelang unabsehbare Scharen von opfernden Betern zugeführt.

Kontrolliert man nun Hintze durch Heidemann und Heidemann durch Hintze, so ergibt sich, daß Heidemann schamhaft verschweigt, was Hintze offen zugibt, daß der Kurfürst Friedrich die Bulle des Papstes Nikolaus durchgesetzt hat. Dagegen erledigt Heidemann sehr gründlich die Behauptung Hintzes, daß der Kurfürst durch sein Verhalten in dem Wilsnacker Spektakel die Grundlage geschaffen habe, auf der sich die spätere evange-

lische Landeskirche erheben konnte. Diese Behauptung ist jedenfalls viel anfechtbarer als die Behauptung Heidemanns, daß der Erfolg des Kurfürsten bei der römischen Kurie ein glänzender Triumph des Aberglaubens und Fanatismus über Glauben und Wahrheit gewesen sei, obgleich auch damit keineswegs der Nagel auf den Kopf getroffen worden ist.

Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß jede tendenziöse Geschichtschreibung mit dem gerechten Fluche belastet ist, diejenigen am härtesten zu strafen, denen sie am eifrigsten nützen will. Bildet man sich ein, daß Fürsten die Geschichte machen, so wird man allerdings zugeben müssen, daß der Kurfürst sich in dem Wilsnacker Handel äußerst unerbaulich benommen habe. Bekennt man sich dagegen zu der Wahrheit, daß die Geschichte die Fürsten macht, so wird man billigerweise anerkennen müssen, daß kein Fürst seinerzeit anders gehandelt haben würde als der Kurfürst Friedrich, so wie diese Zeit nun einmal landesväterliche Fürsorge verstand. Man kann sogar zweifeln, ob die zeitliche Einschränkung berechtigt ist: der Klassenstaat hat niemals heikel über den Ursprung des Geldes gedacht, das ihm Geld in seine Kassen brachte, von dem non olet jenes römischen Kaisers, der den Kloaken eine Steuer auferlegte, bis zu dem nicht minder geflügelten Worte von den Dummen, die man nicht hindern könne, ihr Geld aus dem Fenster zu werfen, womit Herr Delbrück im Jahre 1874 den Deutschen Reichstag erleuchtete, um die Untätigkeit der Staatsanwälte gegenüber den Betrügereien der Gründerjahre zu rechtfertigen. Aber jedenfalls in dem ebenso geldarmen wie geldhungrigen fünfzehnten Jahrhundert hätte jeder deutsche Fürst seiner Pflicht zu fehlen geglaubt, wenn er eine Quelle verschüttet hätte oder auch nur hätte verschütten lassen, die einen Geldstrom in sein Land leitete.

Seine Frömmigkeit kam dabei keineswegs ins Gedränge, und am wenigsten in diesem Falle. Es ist zwar einseitig ausgedrückt, braucht aber nicht unrichtig zu sein, wenn ein dritter preußischer Historiker, der Berliner Universitätsprofessor Droysen, aus den Archiven zu melden weiß (Geschichte der preußischen Politik), der Kurfürst Friedrich habe dem Domherrn Tocke auf dessen Mahnungen erwidert, man wisse wohl, wo man mit Zweifeln anfange, aber nicht, wo man mit Zweifeln aufhöre, oder wörtlich: Tocke werde ein Feuer schüren, das er nicht wieder zu löschen vermöge; wie Droysen erzählt, habe der Kurfürst die päpstliche Bulle veranlaßt, weil ihm »die heilige Stätte in Wilsnack am Herzen gelegen« habe. Der Kurfürst wäre dann immerhin in besserem Einklang mit seinem religiösen Gewissen gewesen als einige Jahre später sein sächsischer Namensvetter, der mindestens ebenso fromm war und sogar noch viel mehr Heiligenknochen sammelte, aber gleichwohl Luthers Kampf gegen den päpstlichen Ablaß förderte und schützte. »Religiöse Schwärmerei« her und »religiöse Schwärmerei« hin, entscheidend war immer die »finanzpolitische Rücksicht«: der Kurfürst Friedrich von Brandenburg förderte den Wilsnacker Taumel, weil er viel Geld in sein Land brachte, und der Kurfürst Friedrich von Sachsen bekämpfte den päpstlichen Ablaß, weil er viel Geld aus seinem Lande zog. Beide aber handelten gemäß den Anschauungen, die ihrer Zeit als durchaus erlaubt und sogar geboten galten.

Noch ein anderes Beispiel! Herr Otto Hintze sagt mit Recht, daß die Not des Dreißigjährigen Krieges am ärgsten auf Brandenburg gelastet

habe, und sagt weiter: »Daß es (Brandenburg) trotz der kläglichen Rolle, die es im Dreißigjährigen Kriege gespielt hatte, doch noch mit einem vergrößerten Landbesitz aus dem Westfälischen Friedensschluß hervorging, verdankte es mehr der Erschöpfung Österreichs und den Gleichgewichtsbestrebungen der französischen Politik als seiner eigenen Bedeutung und der Geschicklichkeit seiner Diplomaten bei den Friedensverhandlungen.« Nun klingt es ja sehr schön: »Gleichgewichtsbestrebungen der französischen Politik«, aber doch etwas allgemein, und wenn man, um sich näher zu unterrichten, Koser (Geschichte der brandenburgisch-preußischen Politik) nachliest, so findet man, »daß hinter den hochtrabenden, so uneigennützig klingenden Beteuerungen der französischen Staatsmänner egoistische Nebenabsichten verborgen waren« und ihre wohlwollende Förderung des Kurfürsten von Brandenburg »im Grunde nur ein Hebel der französischen Eroberungspolitik« war. Sie hielten das Kurfürstentum Brandenburg für den wirksamsten Spaltpilz in dem schon sehr lockeren Gefüge des Deutschen Reiches und wollten es im Westfälischen Frieden sogar noch reichlicher ausstatten, nämlich durch ganz Schlesien, was ihnen bekanntlich erst ein Jahrhundert später gelungen ist.

An solchen Beispielen einer schillernden Darstellung ist das Werk des Herrn Hintze nur allzu reich, und deshalb muß man es unter das beständige Kreuzfeuer der anderen preußischen Historiker rücken, um was Ordentliches daraus zu lernen.

III.

Unter dieser Bedingung aber ist es nicht übel zu lesen. Wenigstens kennen wir kein anderes Werk über preußische Geschichte, das ihren roten Faden so ständig und stark wenn auch nicht bloßlegt, so doch durchschimmern läßt wie dieses, wobei nur immer die drei letzten Kapitel auszunehmen sind.

Mit diesem Vorzug hängt ein anderer innerlich zusammen. Herr Hintze stellt keine übermäßigen Ansprüche an die Geduld der Leser; er selbst beklagt in der Vorrede, daß er sich auf *einen* Band habe beschränken müssen, während es für ihn »befriedigender« gewesen sein würde, seinen Gegenstand in drei bis vier Bänden zu behandeln. Er muß sich wesentlich auf das Tatsächliche beschränken, auf das sich der Leser weit eher selbst seinen Vers machen kann, als wenn er durch die preußischen Historiker an dem Leitseil allgemeiner Betrachtungen geführt wird.

Jenen roten Faden nun in der Darstellung des Herrn Hintze zu verfolgen, soll die Aufgabe der nachfolgenden Ausführungen sein. Selbstverständlich kann es sich dabei nicht um eine noch so gedrängte Skizze des tatsächlichen Verlaufs handeln, den die preußische Geschichte genommen hat. Das würde sich schon aus räumlichen Rücksichten verbieten. Aber ihre entscheidenden Gesichtspunkte lassen sich ohne Zwang auch im Rahmen einer Zeitschrift zusammenfassen. Es sind ihrer weder mannigfache, noch viele, wenigstens nicht bis zum Jahre 1840, bis wohin wir Herrn Hintze nur begleiten wollen, sowohl weil er danach ganz versagt als auch aus anderen bewegenden Ursachen.

Über die Nützlichkeit eines solchen Versuchs brauchen wir uns hoffentlich nicht lange zu rechtfertigen. Bebel hat einmal auf einem Parteitag gesagt, Preußen sei ein ganz besonderer Staat, was vollkommen richtig ist, wenngleich nicht in dem — von Bebel selbstverständlich auch nicht gemein-

ten — Sinne, als ob es nicht denselben Gesetzen geschichtlicher Entwicklung unterstünde wie andere Staaten. Der preußische Staat hat sich nur aus ganz besonderen Zuständen entwickelt, die genau zu kennen nicht nur von historischem Interesse, sondern auch von politischem Wert ist. (Fortsetzung folgt.)

Das politische Ideal und die praktische Politik.

Von Edmund Fischer.

Die Differenzen in der Sozialdemokratie haben sich stets im wesentlichen darum gedreht, wie die Taktik mit den Grundsätzen, dem Ziele der Partei in Einklang zu bringen sei. Um das Ziel an sich können Gegensätze von Bedeutung nicht entstehen. Wer nicht Demokrat und nicht Sozialist ist, hat in der Sozialdemokratie nichts zu suchen. Das Ziel der Sozialdemokratie ist auch unabänderlich. Mit der Preisgabe der Demokratie und des Sozialismus würde die Sozialdemokratie sich selbst aufgeben. Aber eben deshalb kann auch die Sozialdemokratie nicht die Aufgabe haben, die Doktrin eines Meisters in die Praxis umzusetzen. Auch die Wissenschaft ist Wandlungen unterworfen. Was gestern Wahrheit war, kann heute Irrtum sein. Man kann aus diesem Grunde auch nicht verlangen, daß der Sozialdemokratie nur angehören dürfe, wer die Marxsche Lehre anerkenne. Vor fünfzehn Jahren bereits schrieb Genosse Kautsky sehr richtig:

> Einheitlichkeit der Taktik ... schließt Verschiedenheit im Denken, Verschiedenheiten der theoretischen Auffassung nicht aus. Völlige Einheitlichkeit des Denkens ist höchstens in einer religiösen Sekte erreichbar, und sie ist unvereinbar mit selbständigem Denken.[1]

Kann oder muß die theoretische Auffassung aber nicht eine einheitliche sein, so kann eine Doktrin auch nicht das geistige Band bilden, das alle Mitglieder der Partei umschlingt und einigt. Das demokratische und sozialistische Ziel, das alle Sozialdemokraten gemeinsam haben, und das sie deshalb einigt, ist eben nicht ein Ergebnis wissenschaftlicher Forschungen, sondern ein politisches und soziales Ideal, das Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen geworden ist und dem Karl Marx eine bestimmte wissenschaftliche Form gegeben, das er auf eine reale Grundlage gestellt hat. Von dieser Auffassung ausgehend kann man das Ziel der Sozialdemokratie ein Ideal nennen, auch wenn man mit Marx und Engels der Meinung ist, der Sozialismus sei weiter nichts als der Gedankenreflex des Konfliktes zwischen Produktivkräften und Produktionsweise, seine ideelle Rückspiegelung in den Köpfen zunächst der Klasse, die direkt unter ihm leidet, der Arbeiterklasse (Anti-Dühring), die »keine Ideale zu verwirklichen«, sondern nur »die Elemente der neuen Gesellschaft in Freiheit zu setzen« habe, »die sich bereits im Schoße der zusammenbrechenden Bourgeoisgesellschaft entwickelt habe« (Bürgerkrieg in Frankreich).

Das Programm der sozialdemokratischen Partei bringt das demokratische und sozialistische Ideal in festumgrenzten Forderungen zum Ausdruck: Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an den Produktionsmitteln in gesellschaftliches Eigentum, was »bedeutet die Befreiung nicht bloß des

[1] Bernstein und das sozialdemokratische Programm. Eine Antikritik von Karl Kautsky, Stuttgart 1899, Verlag von J. H. W. Dietz, S. 3.

Proletariats, sondern des gesamten Menschengeschlechts«; Abschaffung der Klassenherrschaft und der Klassen selbst, gleiche Rechte und Pflichten aller ohne Unterschied des Geschlechts und der Abstammung, also Bekämpfung nicht bloß der Ausbeutung und Unterdrückung der Lohnarbeiter, sondern jeder Art der Ausbeutung und Unterdrückung, richte sie sich gegen eine Klasse, eine Partei, ein Geschlecht oder eine Rasse (also auch gegen ein Volk, eine Nation).

Diese wenigen Sätze des Programms enthalten alle Ideale, von denen ein jeder Sozialdemokrat beseelt ist oder beseelt sein muß, und die die Seele der Sozialdemokratie bilden, ohne die die Sozialdemokratie nicht denkbar ist. Ob man diese Ziele historisch-ökonomisch oder ethisch-ästhetisch begründet, ist eine Sache unterschiedlichen wissenschaftlichen Denkens, das ein einheitliches praktisches Wollen und Handeln nicht ausschließt. »Marxisten« und »Kantianer«, Revolutionäre und Reformisten müssen in der Sozialdemokratie selbstverständlich einem und demselben Ziele zustreben. Nur über die Mittel, die zu diesem Ziele führen, kann es überhaupt eine Meinungsverschiedenheit geben. Aber auch darüber muß Übereinstimmung herrschen, daß alles, was die Sozialdemokratie tut, alle Reformen, die sie erstrebt, jede praktische Arbeit, die sie leistet, sich auf der Richtlinie zur Demokratie und zum Sozialismus bewegen, demokratischen und sozialistischen Geistes sein muß. Mit anderen Worten: Die praktische Politik muß mit dem politischen Ideal übereinstimmen.

Eine andere Politik kann für die Sozialdemokratie gar nicht in Frage kommen. Die Tätigkeit der Sozialdemokraten in den Organisationen, Parlamenten und Selbstverwaltungskörperschaften, ganz gleich, ob diese als Organe des Staates oder des Volkes zu betrachten sind, ist auch nie und von keiner Seite von einem anderen Standpunkt aus beurteilt worden. Es sind darüber freilich öfters Meinungsverschiedenheiten entstanden, ob in dem einen oder anderen Falle gegen die sozialdemokratischen Grundsätze verstoßen worden sei oder nicht. Aber in dieser Hinsicht haben sich die Anschauungen allgemein in der Partei im Laufe der Zeit wesentlich geändert. Niemand verlangt mehr, daß die sozialdemokratischen Vertreter in den Parlamenten nur »zum Fenster hinaus« reden, also nur eine agitatorische Tätigkeit entfalten sollen oder daß die Sozialdemokratie sich von der praktischen Mitarbeit in der kommunalen Verwaltung überhaupt fernzuhalten habe. Heute dürfte man vielmehr allgemein der Auffassung sein, daß, wie nach Karl Marx (in der Inauguraladresse der »Internationale«) die englische Zehnstundenbill »nicht bloß ein großer praktischer Erfolg«, sondern auch »der Sieg eines Prinzips« war, auch in den sozialen Versicherungseinrichtungen, in anderen sozialpolitischen Gesetzen, die die Sozialdemokratie als Erfolge ihrer praktischen Politik betrachten darf, in der staatlichen und kommunalen Produktion, in der großen Entwicklung der Arbeitergenossenschaften usw. der Sieg eines Prinzips zum Ausdruck kommt — des sozialistischen Prinzips!

Wer auch nicht der Meinung ist, daß sich so, durch Reformen, die Gesellschaft langsam umgestalten lasse im demokratischen und sozialistischen Sinne, daß also bereits heute, in der kapitalistischen Gesellschaft, mit der Entwicklung der Demokratie und des Sozialismus begonnen und durch fort-

gesetztes reformistisches Wirken die demokratische und sozialistische Entwicklung zum Durchbruch gebracht werden könne, daß dies erst später einmal durch eine Revolution zu erreichen sei, wird bei seiner Mitarbeit an Reformen und in seiner ganzen praktischen Wirksamkeit in den Parlamenten, in der kommunalen Politik und in den lebendigen Organisationen des Volkes stets darauf bedacht sein müssen, in dem zu schaffenden Neuen eine weitere Annäherung an die Ziele der Demokratie und des Sozialismus ins Leben zu rufen und die Hindernisse einer demokratischen und sozialistischen Entwicklung zu beseitigen. Aus einer höheren Bewertung der praktischen Arbeit in der gegenwärtigen Gesellschaft, aus seiner ganzen Wesensart heraus muß aber gerade der Reformismus und kann er nur in diesem Sinne wirken. Denn er kennt keinen anderen Weg, der zur Demokratie und zum Sozialismus führt.

Reformen in demokratischer und sozialistischer Richtung lassen sich heute, solange die Sozialdemokratie nur eine Minderheit bildet und nicht im Besitz der politischen Macht, des »Staates« ist, nur erreichen, wenn demokratisches und sozialistisches Denken und Wollen wenigstens in einem gewissen Grade auch außerhalb der Sozialdemokratie vorhanden ist. Die Durchtränkung der Gesellschaft mit demokratischem und sozialistischem Geist ist deshalb die erste Voraussetzung reformistischer Erfolge. Das ist kein utopistisches Wirken. Es gibt große Schichten in der Gesellschaft, die weder Lohnarbeiter noch Kapitalisten sind, die kein Interesse an der Erhaltung der kapitalistischen Gesellschaft haben, aber auch nie zur Sozialdemokratie kommen werden. Was heute die Ausbreitung des sozialen Empfindens oder Denkens genannt wird, ist im Grunde genommen eine Ausbreitung sozialistischen Geistes, jedenfalls aber eines sozialen Denkens und Wollens, das Reformen in demokratischer und sozialistischer Richtung zugänglich ist. Den demokratischen und sozialistischen Geist kann man aber nur ausbreiten und entwickeln, wenn man lediglich in seinem Sinne wirkt, das demokratische und sozialistische Ideal zum Ausgangs- und Endpunkt seines gesamten Wirkens macht. So muß der Reformismus stets eine praktische Politik verfolgen, die mit dem demokratischen und sozialistischen Ideal in Einklang steht. Er wird daher auch in Fragen, deren Erörterung jetzt nicht möglich ist, die Partei nicht in Gegensatz zu ihrer Vergangenheit und zu ihren Grundlagen bringen dürfen.

Zur Technik in der Landwirtschaft.

Von Karl Marchionini.

Im Jahrgang 1908/09 der Neuen Zeit entwarf Genosse Hofer in seiner Artikelserie »Der Bauer als Erzieher« am Schlusse ein knapp skiziertes Bild vom landwirtschaftlichen Großbetrieb der Zukunft. Er meinte, man könnte sich den landwirtschaftlichen Großbetrieb sehr schön unter den höchsten technischen Formen betrieben vorstellen, und er schrieb, elektrische Zentralen würden durch ein Netz von Drähten die Kraft zu den landwirtschaftlichen Großbetrieben leiten. Der Gutshof würde dem elektrischen Betrieb angepaßt werden, und Kraftmaschinen würden den Pflug hin und her ziehen.

Was damals als Zukunftsbild entworfen wurde, wird jetzt mehr und mehr Wirklichkeit! Die technische Entwicklung in der Landwirt-

schaft hat in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht, der Krieg beschleunigt noch das Tempo der Entwicklung, und kommt das Ende des Feldzugs, so wird die Technik erst recht in den Dienst der Landwirtschaft gestellt werden müssen, weil dann der Mangel an Arbeitskräften sehr groß sein wird.

In den ländlichen Betrieben wird in immer umfangreicherem Maße die menschliche Arbeitskraft durch Maschinenkraft ersetzt. An Maschinen stehen der Landwirtschaft zum Beispiel zur Verfügung: Düngerstreumaschinen, Sämaschinen, Grasmähmaschinen, Heuwender, Getreidemäher, Getreidebinder, Dampfdreschmaschinen mit mechanischen Sackhebern und Selbsteinlegern, Strohpressen mit selbsttätiger Strohzuführung (der Bindestoff wird noch zugeleitet durch zwangläufig geführte Nadeln), Hackmaschinen, Futter- und Rübenschneidemaschinen, Jaucheverteiler, Kartoffelpflanzlochmaschinen, Kartoffelaushebemaschinen, Kartoffelauf- und abladesiebharfen, Wasch- und Quetschmaschinen für Kartoffeln, Kraftpflüge und Melkmaschinen. Wenn eine Reihe dieser Maschinen noch nicht in genügender Zahl zur Verwendung gekommen sind, so liegt das vor allem daran, daß die Arbeitskräfte bisher noch billiger als die Maschinen waren.

Besonders interessant ist die Entwicklung des Kraftpflugs. Lange Zeit stand man dem Dampfpflug mißtrauisch gegenüber, und die ersten Versuche der Industrie auf diesem Gebiet waren auch, wie das durchaus nicht verwunderlich sein konnte, unvollkommen. Im Jahre 1904 wurden in ganz Preußen erst 394 Dampfpflüge gezählt; 1909 hatte sich die Zahl auf 533 erhöht, und im Jahre 1914 war sie auf 746 gestiegen. Innerhalb dieser Zeit machte der Dampfpflug noch eine Entwicklung zum Riesenhaften durch, und nur die ganz großen Betriebe waren imstande, ihn zu erwerben. Der Preis eines modernen Dampfpflugs stellt sich bis auf 80 000 Mark. Die meisten dieser Pflüge waren daher auch im Osten in Betrieb, wo die großen Güter vorhanden sind. Nach den Angaben des Königlichen Statistischen Amtes in der Statistischen Korrespondenz wurden am 1. April 1914 Dampfpflüge gezählt in: Ostpreußen 27, Westpreußen 75, Brandenburg 55, Pommern 35, Posen 198, Schlesien 196, Sachsen 113. In diesen Provinzen ist der landwirtschaftliche Großbetrieb vorherrschend. In den Gegenden, wo hauptsächlich Mittel- und Kleinbetriebe sind, wurden bedeutend weniger Dampfpflüge gezählt, so in Schleswig-Holstein 2, Hannover 15, Westfalen 7 und im Rheinland 2.

Die Industrie war aber bestrebt, auch den mittleren Betrieben Kraftpflüge zu liefern, und daher tauchten die Motorpflüge auf, die erheblich billiger als die Dampfpflüge waren. Für 16 000 Mark wurde bereits ein Motorpflug abgegeben, und das Ausland stellte Motorpflüge her, die sogar nur 4000 Mark kosteten. Als Vorzug des Motorpflugs gegenüber dem Dampfpflug wird gerühmt, daß er weniger Bedienungspersonal, keine Kohlen- und Wasserzufuhren braucht und sofort betriebsfertig ist. In Ostpreußen sind in diesem Jahre weit über 100 Dampf- und Motorpflüge gekauft worden, wozu der Staat verzinsliche Darlehen gegeben hat.

In welcher Weise solch ein Motorpflug arbeitet und bedient wird, darüber schreibt ein Fachmann in Nummer 193 der agrarischen »Ermländischen Zeitung« folgendes:

Ein Mann leitete die Bewegungen des Motorpflugs nach rechts und links, vorwärts und rückwärts, hob und senkte die drei Pflugschare, alles ganz nach Belieben. Dem verhältnismäßig kleinen Motorpflug sieht man gar nicht an, welche Kraft in ihm wohnt. Um so mehr war man erstaunt, als der Motorpflug mit seinen drei Scharen, deren jede 35 Zentimeter breit ist, 9 Zoll tief durch den lehmigen Boden seine Furchen zog. Die eisernen Vorderräder mit Autosteuerung, vom Führersitz aus lenkbar, tragen mit den größeren, mit eigenartig geformten Greifern versehenen Transporträdern ein eisernes Gestell, auf dem das Wassergefäß zur Motorkühlung, der Motor selbst, das Zwischengetriebe, der Führersitz und die Scharenhängung montiert ist. Zum Schutze gegen Sonne und Regen ist der Führersitz überdacht. Der Motor, einfachster Bauart, ohne Schieber und ohne Ventile, wird mit dem billigsten Brennstoff, den es gibt, dem Rohöl gespeist, eine Zentralschmierung sorgt für gleichmäßiges Schmieren der schnell bewegten Teile, der Führer hat also nur den Pflug zu lenken und, wenn nötig, die Pflugschare durch den Motor heben oder fallen zu lassen, eine Arbeit, die jeder Laie schnell begreift. Es wurde auf Wunsch in Tiefe von 3 bis 9 Zoll gepflügt. Auch die Einstellung der Pflugtiefe ist die denkbar einfachste. Das Probierfeld war etwas klein, der Pflug konnte deshalb nicht auf seine volle Leistung gesteigert werden. Er arbeitet normal bei 9 Zoll Tiefe mit drei Scharen, also 105 Zentimeter Pflugbreite in mittelschwerem Boden bei einer Geschwindigkeit von 43 Meter in der Minute. Selbst durch den bereits gepflügten und durch den von strömendem Regen durchweichten Boden zog der Pflug unbeirrt und ohne zu gleiten seine Bahn, und man sah es ihm an, daß er auch hügeligeres Gelände und schwereren Boden, als ihm hier zur Verfügung stand, mit Leichtigkeit bewältigt. Alle Anwesenden erkannten die Vorteile dieses Motorpflugs an und erblickten in ihm den Ackerbereiter, der der Landwirtschaft schon lange gefehlt hat und der gerade jetzt in der menschen- und pferdelosen Zeit helfend eingreift; denn nicht nur zum Pflügen ist diese Maschine bestimmt, sie soll dem Landwirt auch die Dreschmaschine und alle anderen Maschinen treiben, die er jetzt durch die Zugtiere in Bewegung setzt.

Trotz dieser Vorzüge des Motorpflugs drängt die Entwicklung zum elektrischen Pflug. Die Elektrizität findet mehr und mehr Eingang in der Landwirtschaft. Es sind bereits in landwirtschaftlichen Gegenden, wie in Pommern und anderen Bezirken Überlandzentralen geschaffen worden, die den Betrieben Licht und Kraft liefern. Die Zentralanlagen lassen sich besonders dort leicht einführen, wo neben den landwirtschaftlichen Betrieben auch Industrie und Gewerbe stark vertreten sind. Je größer der Kreis der Abnehmer ist, je dichter diese beieinander sind, desto geringer sind für den einzelnen Verbraucher von Kraft und Licht die laufenden Kosten. Doch selbst in Gegenden, die wenig Industrie und Gewerbe aufweisen und in denen die einzelnen landwirtschaftlichen Betriebe zerstreut und weit voneinander entfernt sind, werden Überlandzentralen entstehen. So soll die ganze Provinz Ostpreußen elektrisiert werden. Es darf nicht etwa angenommen werden, daß dies lediglich auf den Krieg zurückzuführen ist. Bereits vor dem Feldzug wurde in Ostpreußen der Bau von Überlandzentralen ernstlich erwogen, und die Interessenten waren bereit, bedeutende Summen für elektrisches Licht und elektrische Kraft auszugeben. Sie waren eben davon überzeugt, daß die Landwirtschaft beide Dinge notwendig braucht. Vom Zweckverband Königsberg, der eine Überlandzentrale schaffen wollte, war bestimmt worden, daß diejenigen Güter, die von der Hauptleitung abseits liegen, einen jährlichen Stromverbrauch zu garan-

tieren hätten, dessen Vergütung 18 Prozent der Unkosten für die Abzweigleitung betragen sollte. Die Kosten der Leitungsanlage sollten pro Kilometer 3000 bis 4000 Mark betragen, und für die Transformatorenstation eines jeden Gutes sollten noch 3000 Mark aufgebracht werden. Das hat die Interessenten nicht abgehalten, den Plan zur Erbauung einer Überlandzentrale zu fördern. Jetzt soll der Staat helfend eingreifen, und die Kosten der Elektrisierung Ostpreußens werden auf 130 Millionen Mark berechnet. Für den südlichen Teil der Provinz soll bereits im nächsten Jahre die Überlandzentrale erbaut werden. Ist Ostpreußen elektrisiert, so wird es mit Riesenschritten auch in anderen Bezirken auf diesem Gebiet vorwärts gehen. Im Kreise Schwetz (Westpreußen) wird zum Beispiel jetzt im Kriege eine Überlandzentrale erbaut. Güter, die sehr weit von der Hauptleitung entfernt liegen, werden sich eigene kleine elektrische Anlagen errichten. Kommt diese Entwicklung erst einmal richtig in Fluß, so muß jeder mit ihr mit, der seinen Betrieb auf der Höhe erhalten will. Und die Vorzüge liegen ja auch klar auf der Hand. Der Landwirt, der sein Besitztum an eine elektrische Zentrale anschließt, erhält damit für die Wohn-, Stall- und Wirtschaftsgebäude sowie für den Hof und die Zufuhrstraßen zu seinem Grundstück eine gute und nicht zu teure Beleuchtung. Jetzt sind die Zustände auf diesem Gebiet vielfach trostlos. Vor allem aber braucht der Landwirt die elektrische Kraft, die er auf dem Felde, auf dem Hofe, in den einzelnen Wirtschaftsgebäuden, auf dem Speicher und in den Werkstätten seiner Handwerker zweckmäßig verwenden kann. Mit Elektrizität kann nicht nur gepflügt und gedroschen werden, es kann auch mit ihr gemolken werden. Selbst das Wasser kann aus dem Brunnen mit elektrischer Kraft geholt und durch eine Selbsttränkvorrichtung Vieh und Pferden zugeführt werden. Und wie vorteilhaft wird es für den landwirtschaftlichen Betrieb werden, wenn dem Gutsstellmacher, Gutsschmied oder -schlosser die elektrische Kraft zur Verfügung steht. Die Elektrizität kann zu den meisten landwirtschaftlichen Arbeiten verwendet werden, was die Produktion ungemein steigert. Der Elektromotor überragt technisch bei weitem die Dampflokomobile. Bei dieser ist der Kohlenverbrauch weit stärker; auch braucht sie mehr Bedienungspersonal, und dann arbeitet sie nicht so regelmäßig wie der Elektromotor.

Sehen wir uns näher einige Folgen der technischen Fortentwicklung der landwirtschaftlichen Betriebe an. Je mehr in der Landwirtschaft die menschliche Arbeitskraft durch Maschinenkraft ersetzt wird, desto teurer wird der Grund und Boden. Ihm wird durch die Elektrisierung, durch die Anschaffung von Maschinen, durch die vermehrte Anwendung wissenschaftlicher Errungenschaften mehr Wert zugesetzt. In Zukunft gehört zur Erwerbung eines solchen Grundstücks, das modern eingerichtet ist, weit mehr Kapital als heute! Die Lage kapitalschwacher Existenzen wird damit schwieriger, dem Kleinbauer wird es immer schwerer gemacht, Großbauer zu werden, und maßgebend werden auch in der Landwirtschaft kapitalkräftige Unternehmer werden. Die Folge wird eine weit überragende Stellung der Großbetriebe sein. Gewiß können auch viele Mittelbetriebe mit der modernen Entwicklung mitgehen, und sie werden dazu gezwungen werden, um sich zu behaupten. Auch die Kleinbetriebe werden einige Vorteile von der verbesserten Technik haben. Früher herrschte die Ansicht, für den Kleinbauer würden die Maschinen zu teuer

und zu schwerfällig sein, und er würde sie daher niemals anwenden, und Genosse Hofer schrieb in seiner Artikelserie »Der Bauer als Erzieher« (Neue Zeit, Jahrgang 1908/09, 2, S. 723), als er erörterte, ob der Kleinbauer die Mähmaschine erwerben und benutzen könnte, von »den unerschwinglichen Anschaffungskosten«. Die Industrie liefert aber heute auch dem Kleinbauer die Maschine, die er brauchen und bezahlen kann. Besitzer von zwölf Hektar Land, die ihr Grundstück mit Frau und Kindern bearbeiten und früher nur zum Mähen des Getreides einige fremde Arbeitskräfte annahmen, sind jetzt Eigentümer einer Mähmaschine, für die sie 450 bis 500 Mark entrichtet haben. Gewiß — den meisten kleinen Besitzern fehlt noch die Mähmaschine, aber sie wird sich bei ihnen ebenso einbürgern wie seinerzeit die Dreschmaschine, die heute schon auf kleineren Anwesen steht. Die Grasmähmaschine ist ebenfalls in das Bauerndorf eingekehrt, wo sie in der Zeit der Heu- und Grummeternte zum Nachbar wandert, der nicht in der Lage ist, die Maschine anzuschaffen. Doch das sind alles nur geringe Erleichterungen für den Kleinbauer, und niemals kann er dadurch seine Wirtschaft technisch so vollkommen ausgestalten wie der Großbetrieb. Daher wird der Kleinbetrieb in der Landwirtschaft rückständig bleiben und immer rückständiger werden.

Und wie steht der Kleinbauer zur Elektrisierung der Landwirtschaft? In der Tagespresse schrieb in diesem Jahre Ingenieur Ernst v. Klauß er, Berlin, in einem Artikel über Ostpreußen:

> Der kleine Landwirt, der vielfach auf überschuldetem Grund und Boden »Herr« ist, wird kaum in der Lage sein, die zukünftigen Lasten der gänzlichen oder teilweisen Mitbenutzung der projektierten Überlandzentralen allein auf seine Schultern zu nehmen, denn er würde logischerweise unter dieser Bürde zusammenbrechen. Hier müssen nun vorläufig in edler Selbstlosigkeit die Gemeinden, Kommunen und in letzter Linie Kreis, Provinzialbehörde eingreifen und dem finanziell schwachen Landmann durch Stundung, Amortisation und Gewährung billiger Bezugsbedingungen helfen.

Ob die genannten Körperschaften diese Aufgaben werden erfüllen können, dürfte sehr fraglich sein, da sie nach dem Kriege wichtigere Dinge auszuführen haben werden, als den Kleinbauer finanziell derart zu stärken, daß er elektrisches Licht und elektrische Kraft beziehen und bezahlen kann. Eher könnte hier ein stark ausgebautes Genossenschaftswesen helfen; auf diesen Weg hat ja die Sozialdemokratie die Kleinbauern stets gewiesen. Man muß sich aber darüber klar sein, daß auch dann die Kleinbetriebe im Vergleich zu den technisch auf der Höhe stehenden Großbetrieben immer zurückbleiben müssen.

Ganz und gar keinen Nutzen aber von der modernen Entwicklung haben die Besitzer von Zwergwirtschaften. Während in den Großbetrieben die schwere Arbeit mehr und mehr von den Maschinen geleistet wird, bleibt sie in den »Familienwirtschaften« hauptsächlich auf Frauen und Kindern lasten, da es auf den winzigen Schollen kaum einen technischen Fortschritt gibt. Und doch soll die Zahl der Zwergbetriebe durch die innere Kolonisation gewaltig vermehrt werden! Man beachte, daß in Deutschland schon jetzt Millionen dieser Wirtschaften existieren! So betrug die Zahl der ländlichen Kleinbetriebe nach den Angaben der Statistik im Jahre 1907:

			Bis 0,5	Hektar	. . . . .	2084060	=	36	Prozent
0,5	bis	unter	2	-	. . . . .	1294449	=	22,6	-
2	-	-	5	-	. . . . .	1006277	=	17,5	-
5	-	-	20	-	. . . . .	1065539	=	18,6	-
20	-	-	100	-	. . . . .	262191	=	4,6	-
100	-	-	500	-	. . . . .	20068	=	0,3	-
500	Hektar	und	darüber		. . . . .	3498	=	0,1	-
					Zusammen	5736082	=	100	Prozent

Mindestens drei Millionen der kleinen Betriebe bleiben technisch vollkommen rückständig, während in den Groß- und Mittelbetrieben gewaltige Veränderungen vor sich gehen. Das allein sollte Veranlassung geben, von der weiteren Schaffung kleiner und kleinster Betriebe Abstand zu nehmen.

Welche Wirkung wird die technische Ausgestaltung der Landwirtschaft auf die Landarbeiter ausüben? Die Maschinen sparen natürlich menschliche Arbeitskräfte. Das zeigte sich schon in einer Zeit, als die maschinelle Entwicklung in der Landwirtschaft noch halb in den Kinderschuhen steckte. Nach einer Abhandlung »Die soziale Bedeutung der Maschinen in der Landwirtschaft« von Karl Fischer (Schmollers staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, 20. Band, 5. Heft, Leipzig 1902) wurden zum Beispiel bei der Anwendung der Grasmähmaschine an einem Tage 3,2 Hektar bearbeitet. Dazu war nur ein Mann nötig. Zu gleicher Leistung bei Handarbeit waren aber acht Arbeitstage erforderlich, so daß sieben Männertage durch die Benutzung der Maschine erspart wurden. Fast dasselbe Resultat lieferte die Anwendung der Getreidemähmaschine. Ein Heuwender bearbeitete an einem Tage sieben Hektar; ein Mann bediente die Maschine. Zu der gleichen Leistung bei Handarbeit waren aber vierzehn Jungen- oder Frauentage nötig! Bei dem Gebrauch der Hackmaschine, des Rübenhebers, der Breitsämaschine und des Gespannrechens wurden gleichfalls Männer-, Jungen- und Frauentage erspart. Inzwischen sind die Maschinen technisch vollkommener geworden; neue Maschinen, die damals noch nicht in den Wirtschaften verwendet wurden, sind heute in Betrieb und haben immer mehr Handarbeit unnötig gemacht.

Die stärkere Anwendung der Maschinen macht den landwirtschaftlichen Arbeiter immer mehr zum Saisonarbeiter. Wenn das der deutsche Landwirt bisher nicht sehr gemerkt hat, so ist das vor allem auf die Beschäftigung Hunderttausender ausländischer Arbeiter in der Landwirtschaft zurückzuführen. Das waren aber Saisonarbeiter, die im Spätherbst über die Grenze gingen und im Frühjahr wiederkamen. Wie sich diese Zustände nach dem Kriege gestalten werden, läßt sich noch nicht mit Sicherheit voraussagen. Der Oberpräsident von Ostpreußen ist bereits sehr besorgt um die Landwirtschaft. Im »Tag« hat er im September dieses Jahres geschrieben, daß die Sicherung der nötigen Zufuhr ausländischer Wanderarbeiter eine wichtige Frage der zukünftigen deutschen Wirtschaftsentwicklung sei. Er wünscht freilich, daß die Ausländer nur zum kleinsten Teil in der Landwirtschaft beschäftigt werden; den größten Teil sollen Industrie und Gewerbe aufnehmen, damit auf diese Weise die deutschen Arbeiter den Gutshöfen erhalten bleiben. Selbstverständlich wird das nur eintreten, wenn günstige Lohn- und Arbeitsbedingungen für den Landarbeiter geschaffen werden.

Die technische Ausgestaltung der ländlichen Betriebe ermöglicht ohne weiteres eine Regelung der Arbeitsverhältnisse, die den Wünschen der Landarbeiter näher kommt. Es ist noch gar nicht lange her, als in der deutschen Sozialdemokratie darüber diskutiert wurde, ob ein Normalarbeitstag in der Landwirtschaft möglich sei. Genosse Kautsky hielt ihn für möglich. Nur bei außergewöhnlichen Anlässen wollte er Überstunden zulassen. Bei dieser Diskussion — sie ist im Jahrgang 1906/07 der Neuen Zeit, 2. Band nachzulesen — wurde dem Genossen David vorgehalten, daß er von einem Normalarbeitstag in der Landwirtschaft nichts wissen wolle. In jenen Jahren suchten in Italien die Landarbeiter durch Streiks den Normalarbeitstag zu erringen. In Schweden war ein Landarbeiterverband im Jahre 1904 gegründet worden, und der forderte in seinen Statuten: Abschaffung des Akkordsystems, Festsetzung eines Minimallohns und Einführung des Achtstundentags!! In einem kollektiven Arbeitsvertrag, wie er zwischen dem Arbeitgeber- und dem Landarbeiterverband für den Bezirk Kristianstad geschlossen wurde, waren über die Arbeitsdauer folgende Bestimmungen enthalten:

Während der acht Monate März bis Oktober dauert die Arbeit zehn Stunden täglich, und zwar von 7 bis 12 Uhr vormittags und von 2 bis 7 Uhr nachmittags. Während der Monate Februar und November dauert die Arbeitszeit neun Stunden, von 7 bis 12 Uhr vormittags und von 1 bis 5 Uhr nachmittags. Während der Monate Januar und Dezember wird achteinhalb Stunden gearbeitet, von 7 bis 12 Uhr vormittags und von 1 bis 4½ Uhr nachmittags.

Während der Monate März und Oktober, wenn es vor 7 Uhr dunkel wird, wird vorher am Nachmittag geschlossen. Es soll in diesem Falle entsprechend an der Mittagspause gekürzt werden. Über andere Einteilung der Arbeitszeit, besonders während der Ernte, müssen besondere Verabredungen getroffen werden. Wo solche Arbeiten und Gespannarbeiten vorkommen, daß nicht alle zugleich beginnen und schließen können, wird in der Art verfahren, daß bei zeitigem Aufhören vor Mittag entsprechend zeitiger am Nachmittag begonnen wird.

Alle Arbeiter, die Gespanne bedienen, sollen vor der obengenannten Zeit am Morgen reinmachen und ihre Pferde pflegen ohne besondere Vergütung.

Sollte Überstundenarbeit, besonders bei schlechtem Erntewetter und anderen Zufällen, nötig werden, so sind die Arbeiter hierzu gegen einen Stundenlohn von 31 Öre verpflichtet.

Arbeiter, zum Beispiel Auflader, haben ihre Mittagspause nach denen, die fahren, zu berechnen, selbst wenn die Pause das eine oder das andere Mal um ein paar Minuten verkürzt werden sollte.

Sensen und andere Gerätschaften sollen geschärft und in Ordnung sein vor Beginn der Arbeitszeit; Fuhrknechte und Taglöhner sind auf Verlangen verpflichtet, Stall- und Hofdienst gegen Taglohn zu verrichten, auch an Sonn- und Feiertagen, ohne Lohnerhöhung.

Fuhrknechte und andere Einlieger außer Viehwärter und Stallknechte erhalten im Jahre sechs freie Tage ohne Lohnabzug, darunter den 1. Mai. (!!)

Viehwärter und Stallknechte erhalten ohne Lohnabzug sechzehn freie Tage, aber darüber hinaus keine freien Sonntage.

Die Landwirtschaft in Schweden ist am Zehnstundentag im Sommer nicht zugrunde gegangen, sondern hat sich gedeihlich entwickelt, und allgemein rühmt man ihre Betriebsweise als intensiv. Sogar die

Freigabe des 1. Mai an gewisse Arbeiterschichten ist durchgesetzt worden! Dieses Beispiel beweist, daß eine weitgehende gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit für Landarbeiter erfolgen kann. In England ist man sich in Arbeiterkreisen darüber einig. Im Jahre 1913 setzte die Arbeiterpartei ein Komitee ein, das Forderungen zur Verbesserung der Lage der Landarbeiter aufstellen sollte; das Komitee machte den Vorschlag, einen Mindestlohn für Landarbeiter festzusetzen und die Arbeitszeit auf nicht mehr als 50 Stunden in der Woche zu begrenzen. An fünf Tagen soll neun Stunden, an einem Tage fünf Stunden gearbeitet werden, damit auch die Landarbeiter einen halben freien Tag in der Woche erhalten.

Der preußische Parteitag 1913 beschränkte sich darauf, für die Landarbeiter eine gesetzliche Beschränkung der täglichen Arbeitszeit zu fordern, ohne bestimmte Vorschläge für die Dauer der Arbeitszeit zu machen.

Sollen geordnete Arbeitsverhältnisse für die Landwirtschaft geschaffen werden, so ist in erster Linie ein Normalarbeitstag festzulegen. Die fortschreitende Technik in der Landwirtschaft bereitet den Boden vor. Als in der Industrie die Maschine zur massenhaften Anwendung kam, wurden viele Arbeiter brotlos und die Frauen- und Kinderarbeit vermehrte sich gewaltig. In der Landwirtschaft besteht ein großer Mangel an Arbeitern, deshalb wird die Maschine hier nicht die Wirkung ausüben wie in der Industrie. Und sie wird hoffentlich zu einer Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit führen, wenn der Gesetzgeber die Initiative ergreift. Vergrößert sich die Zahl der Landarbeiter, so können die Großbetriebe sich Aufgaben zuwenden, auf denen sie heute nur Mangelhaftes leisten.

Die Entwicklung, in der sich die Landwirtschaft befindet, führt zu einer gewaltigen Steigerung der Produktivität der Arbeit. Hier gibt es kein Zurück. Wer nicht mitmacht, kommt in die Gefahr, aus dem Produktionskreis ausgeschaltet zu werden. Dem Landarbeiter muß diese Entwicklung günstigere Arbeitsbedingungen bringen, besonders dann, wenn die Gesetzgebung ihn nicht im Stiche läßt und wenn er selbst tatkräftig für die Verbesserung seines Geschicks eintritt. Die ganze Arbeiterklasse aber kann die technischen Fortschritte der Landwirtschaft nur begrüßen, weiß sie doch, daß das Vorarbeiten für die sozialistische Produktionsweise sind.

Literarische Rundschau.

Dr. L. Löwenfeld, **Über den Nationalcharakter der Franzosen und dessen krankhafte Auswüchse (Psychopathia gallica) in ihren Beziehungen zum Weltkrieg.** Heft 100 der Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Wiesbaden 1914, J. F. Bergmann. 42 Seiten. 1 Mark.

Löwenfeld ist eine anerkannte Autorität auf dem Gebiet der Psychiatrie; die von ihm herausgegebene Sammlung »Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens« hat weit über die eigentlichen Fachkreise hinaus starkes Interesse gefunden und klärend und befruchtend gewirkt. Um so größer ist die Enttäuschung, mit der man das vorliegende, obendrein ein Jubiläumsheft, nach der Lektüre aus der Hand legt. Wehe, wenn Psychiater von der Kriegspsychose befallen werden; sie wirkt doppelt verheerend bei ihnen! Löwenfeld zieht in seiner Arbeit die bekannten, hypernationalen Tobsuchtsanfälle des französischen Irrenarztes Toulouse als charakteristisch für den derzeitigen Geisteszustand des französischen Volkes heran. Unser deutscher

Toulouse ist Hofrat Löwenfeld; vielleicht blüht ihm noch das Geschick, daß er in einer Arbeit eines französischen Kollegen über Psychopathia teutonica als Kronzeuge zitiert wird. Selbstverständlich will er seine ganze Arbeit ohne jede Voreingenommenheit verfaßt haben. Am guten Willen sei nicht gezweifelt, aber die Kriegspsychose hat ihm einen Streich gespielt, und unter dem Zwange der Massensuggestion ficht er mit Waffen, die ihm selbst Wunden schlagen.

Schon die anthropologische Einleitung läßt erkennen, auf welch unsicherer Grundlage die ganzen Schlüsse des Verfassers aufgebaut sind. Die Untersuchungen, ob die heutigen Franzosen ihren Volkscharakter von den alten Galliern ererbt haben, sind teilweise so konfus und gehen von so schiefen und längst überholten Voraussetzungen aus, daß der Kulturhistoriker, der Anthropologe und der Ethnologe nur mehr den Kopf schütteln können. Ganz abgesehen davon, daß wir über den Volkscharakter der Gallier zur Römerzeit nur aus zweiter Quelle und naturgemäß nicht aus einer unparteiischen und sehr mangelhaft unterrichtet sind, so hat uns doch nachgerade die historische Betrachtung gelehrt, daß der Volkscharakter weder immanent noch konstant ist, sondern jeweils durch die wirtschaftliche und soziale Zeitlage bestimmt und gewandelt wird. Es scheint aber ganz, als ob Löwenfelds Ansicht jedes historische Geschehen nicht auf materielle, sondern auf ausschließlich psychische Ursachen zurückzuführen ist. Und die Psyche eines Volkes wird offenbar gedacht in der Art wie: »Gott hauchte ihm eine unsterbliche Seele ein.« Überhaupt scheint in unserem Zeitalter der Entwicklung bei unseren Rassenfexen die Linnésche und vorlinnésche Zeit wieder aufgelebt zu sein; so muten einen die Rassensysteme und die Rassenwertung in dieser Theorie an: jede Rasse für sich geschaffen, jede mit ganz besonderer Eigenart, jede mit ganz besonderer Aufgabe im Weltenplan des Schöpfers. Auch Löwenfeld ist offenbar bei derartigen wissenschaftlichen Reaktionären, die mit Scheuklappen vor den Augen und Wattepfropfen in den Ohren an den modernen Forschungsresultaten vorübergehen, in die Schule gegangen. Man vergleiche, was er über das geistige Übergewicht der aristokratischen Langschädel, gestützt auf Woltmann und Lapouge, sagt, und wie er die Brachykephalen als kulturelle Sündenböcke hinstellt. Unter anderem zitiert er zustimmend Ausführungen Lapouges aus dessen »Rassengeschichte der französischen Nation«: »Der Franzose der Geschichte ist nicht mehr; an seiner Stelle befindet sich ein Volk mit ganz anderen Neigungen. Es ist das erstemal, daß ein rundköpfiges Volk zur Herrschaft gelangt ist. Die Zukunft allein kann lehren, wie dieser merkwürdige Versuch ausfallen wird, mit dem endgültigen Untergang Frankreichs oder, wie die Demokraten meinen, mit dem Zukunftsstaat.«

Noch viel widerspruchsvoller und kritikloser ist der zweite Teil der Arbeit, der den französischen Nationalcharakter analysieren und eine Psychopathia gallica beweisen soll. Wer außer unseren Alldeutschen und politischen Kannegießern hätte je gedacht, daß die armen Franzosen derartig verkommene Subjekte seien; daß die heutigen Franzosen etwa wie die Gallier sich durch besondere Schlauheit auszeichneten, kann nicht zugegeben werden, »dagegen sind Eitelkeit und Prahlsucht Eigenschaften, die auf Selbstüberschätzung und Mangel an Wahrheitsliebe beruhen, dem heutigen Franzosen nicht weniger eigen als den alten Galliern«. ... Als widerwärtigsten Zug des französischen Nationalcharakters sieht Löwenfeld den Hang zur Grausamkeit an. So habe eine Menge von einzelnen Fehlern die heutigen psychopathischen Zustände im französischen Volke heraufgezüchtet. Als Beweis, als erdrückendes Beweismaterial muß nun dem Verfasser die französische Geschichte herhalten: Albigenser Kriege, Bartholomäusnacht, Pfalzverwüstung, Revolutions- und Kommunegreuel, Jungfrau von Orleans, Dreyfusaffäre und dann die Unmenschlichkeiten und Brutalitäten, die den Franzosen im gegenwärtigen Kriege ins Schuldbuch geschrieben worden sind. Wir wollen die geschichtlichen Tatsachen durchaus nicht antasten. Aber eine psychopathische Vermessenheit ist es, in dieser Art gewissermaßen den historischen Sittenrichter gegen andere Völker spielen zu wollen und geflissentlich den Blick von der eigenen Geschichte abzuwenden. Seien wir ehr-

lich! Gab es bei uns niemals Massensuggestionen, die pathologisch zu werten sind? Keine Wahnepidemien, keine Spekulationsepidemien? Keine mit Blut und Tränen geschriebenen Blätter der Geschichte? Hat Herr Löwenfeld noch nie etwas vom Dreißigjährigen Krieg gehört? Die bis ins neunzehnte Jahrhundert fortgesetzten Hexenverbrennungen waren wohl ein harmloser Sport, und die »eiserne Jungfrau« im Nürnberger Folterturm ist ein harmloses Kinderspielzeug. Spukt nicht bei uns auch »die Suggestion der Gloire, daß das — deutsche — Volk alle anderen Nationen übertrifft«, »das Dogma, daß — Deutschland — eine Art von Hegemonie unter den europäischen Großmächten zukomme?« Beteiligte sich nicht auch bei uns zu Beginn dieses Krieges alle Welt an der Spionenjagd? Und wenn es anders gekommen wäre, als es tatsächlich kam, und die feindlichen Heere Deutschland überschwemmt hätten, hätte die Verzweiflung der Ohnmacht nicht auch bei uns zu Ausbrüchen der Grausamkeit geführt? Warum so selbstgerecht, Herr Hofrat?

Immerhin wirkt die Schlußdiagnose des Buches etwas tröstlich; die Doktor-Eisenbart-Kur des gegenwärtigen Krieges dürfte nach Löwenfeld die Psychopathia gallica heilend beeinflussen und nach erfolgter Verständigung mit Deutschland und energischer Abkehr von England und Rußland den gesunden Sinn bei den Franzosen wieder zum Durchbruch gelangen zu lassen. Gg. Engelbert Graf.

Das englische Gesicht. England in Kultur, Wirtschaft und Geschichte von M. Frischeisen-Köhler, J. Jastrow, Ed. Freiherr v. d. Goltz, Gustav Roloff, Veit Valentin, Franz v. Liszt. Berlin, Wien 1915, Ullstein & Co. 251 Seiten. Preis 1 Mark.

»Trotz des Wunsches, den Gegner zu verstehen, können wir natürlich, wenn wir das Eigentümliche seines Wesens uns verdeutlichen wollen, aus unserer Haut nicht heraus; wir können schließlich nur sagen, worin wir das Abweichende seiner Art finden. Zu entscheiden, welche Art die höhere sei, wer mehr ‚Kultur' oder mehr ‚Zivilisation' besitze: das mag einer ruhigeren Zukunft überlassen bleiben.«

Diese so ruhigen und vernünftigen Worte schickt Frischeisen-Köhler seiner Studie über »Das englische Volk und die Kultur« voraus. Sie sollen offenbar zugleich das Leitmotiv der ganzen Sammlung von Abhandlungen ausdrücken, die hier in einem schmucken Bändchen zu sehr wohlfeilem Preise vereinigt sind, und man kann auch sagen, daß es das offensichtliche Streben der Mitarbeiter war, sich an diesen Grundsatz möglichst ruhiger Objektivität zu halten und die Tatsachen ohne Voreingenommenheit vorzutragen, ein Streben, das allerdings nicht bei allen in gleicher Weise von Erfolg gekrönt war. Am wenigsten bei v. Liszt in seinem Artikel über »England und das Völkerrecht«; so wenig, daß man bei ihm kaum den guten Willen anzunehmen geneigt wäre, wenn uns nicht die Kriegszeit daran gewöhnt hätte, Dichtern und Professoren von vornherein mildernde Umstände zuzubilligen.

Auch Valentin findet scharfe Töne zur Verurteilung der Heuchelei, die darin liegt, daß sich heute »England als Beschützer kleiner Nationen« aufspielt. In der Tat hat England wie jede andere Großmacht die Kleinstaaten stets nur dann beschützt, wenn es glaubte, dadurch seinen eigenen Interessen zu dienen. Und wenn heute englische Staatsmänner und Journalisten es so hinstellen, als hätte England aus reinem Gerechtigkeitsgefühl und aus Sympathie für das überfallene Belgien das Schwert gezogen, so liegt darin ein Pharisäertum, das nicht weniger widerlich anmutet, als wenn zum Beispiel ein Lehrer an einer Handelsschule den Feinden seines Staates nichts Schlimmeres glaubt nachsagen zu können, als daß sie Kaufleute seien.

Sehr ruhig behandelt Roloff die Frage, warum England sich am Kriege beteiligt hat, in seiner auch sonst sehr lesenswerten Abhandlung »Der englische Weltherrschaftsanspruch in Geschichte und Gegenwart«. Er hebt nicht nur in seiner historischen Skizze wiederholt mit Nachdruck hervor, welch ungeheure Bedeutung es stets für England gehabt hat, daß die Rhein- und Scheldemündungen nicht im Besitz einer militärischen Großmacht seien; er zeigt auch, daß es einen völligen Umschwung der englischen Politik bedeutet hätte, wenn Grey in jenen Juli- und

Augusttagen 1914 in Paris kategorisch erklärt hätte, daß Frankreich keine Unterstützung von England zu erwarten hätte. England hätte damit, meint Roloff, zwar den Krieg verhindert, sich aber Rußland dauernd verfeindet und, »um dem feindseligen Zarenreich nicht allein gegenüberzustehen, eine Annäherung an Deutschland vollziehen müssen. Diese wiederum hatte zur Voraussetzung, daß man Deutschlands Seemacht anerkannte: gerade das, was bisher als größte Gefahr für England gegolten hatte.«

In der deutschen Seerüstung erkennt Roloff überhaupt den Kernpunkt des Konfliktes zwischen England und Deutschland. (Vergl. zum Beispiel auch S. 188, 194.) Der wirtschaftlichen, besonders der Handelskonkurrenz zwischen den beiden Staaten mißt er nur geringere Bedeutung bei. Wie berechtigt dieser Standpunkt ist, zeigt auch Jastrow in seiner Studie »Der englische Reichtum und seine Quellen«. Er weist hier darauf hin, daß »der englische Reichtum seine Quellen in solchen Wirtschaftszweigen hat, die in keiner Statistik des Warenhandels erscheinen. Die hauptsächlichsten sind das Geschäft in den Kolonien, die Schiffahrt und der Bankverkehr.«

Nicht der deutsche Handel oder die deutsche Industrie waren es also, die England in erster Linie fürchtete, zu deren Bekämpfung ein Krieg auch ein völlig ungeeignetes Mittel wäre, sondern die deutsche Flotte, die gerade die spezifischen Lebensquellen des englischen Reichtums bedrohte. Um Irrtümern vorzubeugen, sei hier übrigens noch betont, daß Jastrow mit Recht nicht die Kolonien als Reichtumsquelle für England ansieht, sondern »das Geschäft in den Kolonien«, das heißt die dort investierten Kapitalien. Inwiefern durch diese Kapitalexporte wirklich der Reichtum Englands vermehrt wird und nicht nur das Einkommen seiner Kapitalisten, auf diese Frage geht Jastrow nicht ein.

Überhaupt vermißt man an einigen Stellen des Büchleins ein tieferes Eindringen in den Stoff; doch darf man nicht vergessen, daß die Aufgabe nicht leicht war, auf so beschränktem Raume eine solche Fülle von verschiedenartigen Gegenständen in durchaus populärer und doch zumeist gründlicher Weise zu erörtern. Trotzdem wird man die Behandlung von zwei Themen schmerzlich vermissen, die zur Charakterisierung des heutigen England unbedingt nötig gewesen wären: einen Abriß der englischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, die erst die auswärtige Politik, das heutige Wirtschaftsleben und die heutige Kulturstellung Englands verstehen läßt, und eine Skizze der englischen Demokratie hauptsächlich in der Verwaltung, ein Punkt, der auf dem Kontinent in der Regel noch viel zu wenig gewürdigt wird.

Trotz dieser Mängel kann das Büchlein auch Arbeitern zur Anschaffung empfohlen werden. Gewiß kann man sich nicht mit allem einverstanden erklären, so wenn Roloff (S. 179) die Notwendigkeit der Kolonialpolitik nach ganz vulgärimperialistischer Manier erklärt, oder wenn v. d. Goltz (»Das englische Volk in Religion und Sitte«) als wichtigsten Grund für die englische Reformation angibt, daß Heinrich VIII. »seinen unsauberen Ehehandel besser durchführen wollte«, und ähnliches mehr. Aber im ganzen kann man heute über ein Buch nur seine Befriedigung ausdrücken, das, abgesehen von den Entgleisungen Liszts, das ehrliche Streben zeigt, auch dem Gegner wirklich gerecht zu werden, ihn aus seinen eigenen Lebensbedingungen heraus zu begreifen. Man kann den Verfassern sicherlich nicht besondere Vorliebe für England oder die Engländer vorwerfen. Aber sie sind Männer, die auch während des allgemeinen sinnbetörenden Kriegsgeheuls noch bestrebt sind, Männer der Wissenschaft zu bleiben. G. Eckstein.

Notizen.

Rußland und wir. Auf S. 219, XXXIV, 1 der Neuen Zeit findet sich eine mit Sp. gezeichnete Besprechung der Schrift »Rußland und wir« von P. Rohrbach. Sie schließt mit den Worten: »Das allgemeine Urteil über diese neue Schrift Rohr-

bachs kann man also so zusammenfassen, daß sie die schwächste unter all seinen Arbeiten ist und daß die Zeit wohl nicht lange auf sich warten lassen wird, wenn Rohrbach selbst wünschen wird, dieses Machwerk nicht geschrieben zu haben.« Dieses Urteil scheint mir durchaus ungerechtfertigt zu sein, und ich weiß, daß ich damit nicht allein unter den Parteigenossen stehe. Ich glaube, es ist notwendig, einer Auffassung der russischen Dinge, wenn auch in aller Kürze, zu widersprechen, die zwar in Parteikreisen nicht selten gehört wird, die aber zu allen unseren Parteiüberlieferungen im Gegensatz steht. Man hat öfter gesagt, der russische Koloß stehe auf tönernen Füßen, und meinte wohl damit, er bilde kein organisches Ganze, sondern sei ein Konglomerat, das nur durch brutale Gewalt zusammengehalten sei und zusammengehalten werden könne. Daran können auch, so war die allgemeine Meinung, konstitutionelle Einrichtungen nichts ändern, da sie das großrussische Bürger- und Bauerntum zu einer gewissen Macht bringen werden, dieses aber sich im höchsten Maße nationalistisch erweisen werde. Die Geschichte der Duma hat die Richtigkeit dieser Meinung gezeigt. Es gehört viel Glaubensstärke dazu, anzunehmen, daß die revolutionären antizarischen Kräfte in Rußland stark genug seien, um in bezug auf die Nationalitätenfrage einen Wandel herbeizuführen. Auch wenn, wozu vorerst nicht die geringste Aussicht vorhanden ist, eine Revolution in Rußland die absolute Macht des Zarentums brechen könnte, so würde sie doch nicht die Sozialdemokratie zur Herrschaft bringen. In Rußland haben wir Sozialdemokraten doch immer das Land der politischen und nationalen Unterdrückung gesehen. Wir haben zwar in der letzten Zeit von unseren Gegnern es öfters aussprechen hören, daß die russische Autokratie ihre festeste Stütze im preußischen Absolutismus habe. Es gelte nur, Preußen-Deutschland zu zertrümmern, und es werde dann in Rußland gleichsam automatisch die Freiheit kommen. Kann es wirklich in Deutschland einen Sozialdemokraten geben, der auf diese Lächerlichkeit hereinfällt? Bei uns in Österreich ist das ausgeschlossen. Wir haben viele Schmerzen in Österreich, aber was zumal die Nationalitätenfrage anlangt, so könnten die »Fremdstämmigen« in Rußland sehr zufrieden sein, wenn sie wenigstens die Freiheit wie in Ungarn hätten, wo sie wirklich nicht gut behandelt werden, nicht so gut wie in Westösterreich. Und was Sicherheit des Rechtes, Ehrlichkeit der Verwaltung und allgemeine bürgerliche Freiheit betrifft, so haben wir Sozialdemokraten, und wir nicht allein, gewiß viel Ursache zur Klage, aber eine Vergleichung mit Rußland müssen wir uns doch verbitten. Wir wünschen weder russisch zu werden noch die Russen in allzu großer Nähe zu haben. Umgekehrt, je größer die Entfernung der russischen Grenzen von uns ist, desto zufriedener sind wir.

Die Kritik des Genossen Sp. ist nur zu verstehen, wenn es seine Meinung ist, daß alles bisher von den Mittelmächten eroberte russische Landgebiet an Rußland beim Friedensschluß zurückgegeben werde. Wie ein Sozialdemokrat so etwas wollen kann, ist mir unverständlich. Welches Schicksal würde wohl die Bewohner des bis jetzt besetzten Gebietes, lauter »Fremdstämmige«, erwarten! Er meint, die maßgebenden Politiker gingen gar nicht darauf aus, zum Beispiel ein selbständiges Polen zu schaffen, und beruft sich auf Andrassy. Aber Andrassy ist nur gegen ein »ganz selbständiges Polen« und weist damit den Gedanken, den ihm Sp. unterstellt, ab.

Ob Rohrbach recht mit der Behauptung hat, »Rußland habe den Krieg begonnen, um den unvermeidlichen Bankrott zu legitimieren«, sei dahingestellt. Dieser Gedanke kann mitgewirkt haben. Ausschlaggebend war wohl der Blick nach Konstantinopel. Und von Einfluß war wohl auch die Furcht vor Ostgalizien, diesem ukrainischen Piemont. Sp. will seinem ganzen Gedankengang nach auch von einer ukrainischen Selbständigkeit nichts wissen. Ich fürchte, sie ist jetzt nicht zu machen. Aber als Sozialdemokrat habe ich nicht den geringsten Grund, den Ukrainern die Selbständigkeit nicht zu wünschen. Ihre nationale Bedrückung durch das Zarentum ist eine seiner scheußlichsten Taten. Aber so weit ich sehen kann, ist die Masse des ukrainischen Bauerntums (das den Hauptteil des 30 bis 35 Millionen zählenden Volkes

bildet) national noch nicht völlig erwacht. Nur die an Zahl nicht eben starke Intelligenz rührt sich. Ich kann mich im Augenblick nicht erinnern, ob die Neue Zeit das kleine Büchlein »Die ukrainische Staatsidee und der Krieg gegen Rußland« von D. Donzoff (Berlin, Kroll) seinerzeit besprochen hat. Es weist überzeugend das innere und äußere Recht der Ukrainer auf Selbständigkeit nach. Eben jetzt ist eine kleine Broschüre erschienen »Ukraina und ihre internationale politische Bedeutung« von Professor Dr. J. Puluj (Prag, Calve), der, wie alle Verfasser der vielen kleinen Schriften über die Ukraine, mit Leidenschaft für die Selbständigkeit des Landes eintritt. Er sagt: »Nur durch Angliederung der Ukraina ist aus Moskowien das übermächtige Rußland geworden, und nur durch Befreiung des ganzen ukrainischen Volkes aus der russischen Knechtschaft kann Rußland wieder Moskowien, ein asiatisches Reich werden.« Und in allen den Artikeln und Broschüren, die die Ukrainer jetzt schreiben, wird mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß das ukrainische Volk geistig nach Westen schaue. Das tun auch die Polen, die baltischen Deutschen, die Juden, die Finnen, ja selbst die Litauer und Letten. Schon aus diesem Grunde gehören sie nicht ins russische Reich. Wenn alle diese Völker ihr nationales Selbstbestimmungsrecht bekommen wollen, so müssen sie »los von Rußland« gehen. Verbleiben sie in Rußland, so sind sie dazu verurteilt, früher oder später im russischen Meere rettungslos zu ersaufen. Das mag denjenigen gleichgültig sein, die die Frage der Nationalität als etwas Nebensächliches ansehen. Wer aber wie ich Nation und Staat als die Zellen des Gemeinschaftslebens für heute und für alle Zukunft, soweit wir in sie blicken können, ansieht, der hat vom Wesen und Wert der Nation eine so hohe Meinung, daß für ihn der Bestand und das Schicksal der Nationen eine ausschlaggebende Bedeutung erhält.

Ob Rohrbach sich in einzelnen Punkten widersprochen hat, will ich nicht näher untersuchen. Ich will nun annehmen, Genosse Sp. habe darin recht. Doch das ist für die Hauptfrage, um die es sich hier handelt, nicht von Wichtigkeit. Ob die russische Bauernmasse die Ausdehnungspolitik der Machthaber »bereitwillig« unterstützt oder widerwillig, ist ohne großen Belang. Sie ist auf lange hinaus geistig zu dumpf, um mitbestimmen zu können. Das ist jedenfalls sicher, daß man in dem jetzigen Kriege den Bauern Land versprochen hat. Und nicht nur versprochen — in dem eroberten Teile Galiziens hatte man bereits angefangen, russische Bauern anzusetzen.

Rußlands Abdrängung von Europa ist für mich eine Frage der Sicherheit des Friedens und der freien Entwicklung der europäischen Kultur, und sie ist für mich eine Frage der Selbständigkeit (sei es in der Form der Souveränität oder der Autonomie) der »fremdstämmigen« Völker West- und Südrußlands.

Daher wünsche ich als Sozialdemokrat die völlige Besiegung Rußlands.

E. Pernerstorfer.

Internationalismus oder »Volokudismus«? Genosse E. Pernerstorfer ist mit meiner Besprechung der Schrift von Paul Rohrbach: »Rußland und wir« unzufrieden. Er geht auf meine Kritik nicht ein, sondern behandelt nur die Frage, wie sich die Sozialdemokratie zu Rußland stellen müsse. Er meint, seine Ansichten werden noch von vielen Genossen geteilt. Was soll das beweisen? Pernerstorfer kennt anscheinend den Gegenstand, über den Rohrbach schreibt, gar nicht. Wie wäre sonst zu erklären, daß er die »Abdrängung Rußlands von Europa« wünscht, wenn doch, selbst dann, wenn alle Pläne Rohrbachs in Erfüllung gegangen wären, noch ein Volk von mehr als hundert Millionen in Europa verbleiben würde, das sich nicht von allen Lebensquellen abschneiden lassen könnte. Haben wir nicht gerade jetzt erlebt, wie gefährlich es ist, selbst einem kleinen Volke seine Entwicklungswege zu versperren? Und dadurch, daß man ein gesundes, kräftiges Hundertmillionenvolk vom Zugang zum Meere und von den Eisen- und Kohlenlagern absperrt, sollen der Friede und die europäische Kultur gesichert werden?!

Der Genosse Pernerstorfer glaubt nicht mehr an eine russische Revolution, die übrigens, wie er meint, nichts ändern könnte, weil einerseits die russischen Bauern »auf lange hinaus geistig zu dumpf« (wie das nur im Munde eines »Demokraten« klingt!), andererseits nationalistisch sind. Für Rohrbach bedeutet der Hinweis auf die imperialistischen Neigungen der russischen Bauern das einzige Argument gegen Rußland. Pernerstorfer ist einmal bereit, leichten Herzens dieses Argument aufzugeben, tritt aber doch gegen Rußland auf, und zwar nicht allein gegen das jetzige zarisch-feudal-bureaukratische Rußland, sondern auch gegen ein konstitutionelles Rußland, weil — sich das Bauerntum nationalistisch erweisen werde. Also doch Rohrbach!

Eine Revolution würde, meint Pernerstorfer, nicht die Sozialdemokratie zur Herrschaft bringen. Wird aber der Krieg etwa die österreichische Sozialdemokratie zur Herrschaft bringen? Hat Pernerstorfer nicht das gleiche Argument vom Westen her gehört, das den Kampf gegen den »preußischen Militarismus« rechtfertigen soll? Wir werden Pernerstorfer nicht auf die Bahn folgen, das eigene Land zu loben und die Schattenseiten nur in anderen zu sehen. Pernerstorfer wendet sich aber an die falsche Adresse, wenn er mir vorwirft, ich sei gegen die Selbständigkeit der kleinen Völker. Durchaus nicht. Ich bin ganz und gar für das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Pernerstorfer ist es, der, wie es scheint, dagegen ist, daß die Völker befragt werden, wie sie ihre Zukunft gestaltet sehen wollen; wenigstens spricht er davon kein Wort. Pernerstorfer wundert sich sogar, wie ein Sozialdemokrat gegen Annexionen sein könnte. Daß sich die Partei wiederholt in diesem Sinne öffentlich erklärt hat, scheint ihm keinen Eindruck zu machen. Vielleicht erklärt mir Pernerstorfer den Unterschied zwischen einem »selbständigen« und einem »ganz selbständigen« Staate, wenn im ersteren Falle nicht Annexionen gemeint sein sollen.

Was mich in dieser Hinsicht vom Genossen Pernerstorfer wesentlich unterscheidet, das ist, daß ich meine, dieses Recht der Selbständigkeit müsse durch Revolutionen, nicht durch Kriege erkämpft werden. Die Sozialdemokratie darf sich unter keinen Umständen gegen dieses Recht wenden, wenn sie nicht eine unüberbrückbare Kluft zwischen dem Proletariat der herrschenden und dem der unterdrückten Nation schaffen will. Nun behauptet allerdings Pernerstorfer, daß die »Fremdstämmigen« sich von Rußland losreißen wollen, allerdings nicht das ukrainische Bauerntum, aber die Polen, Juden, Litauer und selbst die Letten. Woher mag er nur diese seine Kenntnisse der Stimmung der Völker Rußlands schöpfen?

Nach dem, was ich aus guter Quelle darüber erfahren habe, ist heute selbst die jüdische Presse durchaus »russisch-patriotisch«. Und wer wird mehr in Rußland verfolgt als die Juden? Gerade die jüdischen Nationalisten (mit Ausnahme etwa der Zionisten) sind aber plötzlich russische »Patrioten« geworden. Wie kommt Pernerstorfer nun gar dazu, von den Litauern und Letten zu behaupten, daß sie sich von Rußland trennen wollen? Hat er den »Offenen Brief« der lettischen Sozialdemokratie an die deutsche Bruderpartei nicht gelesen? Die Sozialdemokratie aller Nationalitäten Rußlands hat sich gegen Annexionen und gegen die Los-von-Rußland-Bewegung ausgesprochen, und ich glaube, die Meinung der Parteigenossen dürfte für den Sozialdemokraten Pernerstorfer maßgebender sein als die der baltischen Flüchtlinge.

Pernerstorfer erklärt die Nation und den Staat als die Zellen des zukünftigen Gemeinschaftslebens. Wir erblicken im »vierten Stande« »die Kirche der Zukunft«. Aber auch von seinem nationalen Standpunkt aus müßte auch Pernerstorfer für die anderen Nationen und Staaten eintreten, wenn er nicht wie ein »Botokude« handeln will, der es als gut und moralisch bezeichnet, wenn er die Frau des anderen frißt, während er es umgekehrt als höchst unmoralisch bezeichnet, wenn der andere seine Frau fressen will. So steht das Problem: Internationalismus oder »Botokudismus«, ein Drittes gibt es nicht.

Zum Streit über Rohrbach zurückkehrend, will ich Pernerstorfer noch auf einen Artikel von Hoetzsch in den »Süddeutschen Monatsheften« (Februar 1915) über Rußland verweisen, wo dieser zweifelsohne gute Kenner Rußlands die Pläne zur Teilung Rußlands nachdrücklich zurückweist. Er sagt dort: Solche Pläne, »besonders wenn sie mit nachdrücklicher Beredsamkeit und nationaler Leidenschaft vertreten werden, können unsere öffentliche Meinung nur verwirren, weil diese weder mit den nötigen politisch-geographischen Vorstellungen noch historischen Urteilen über die Lebensidee unseres Gegners ausgerüstet sind.... Ich sehe nicht, daß solche luftigen, mit Tatsachen nicht beschwerten Konstruktionen, die sogar gelegentlich bereits mit einem nächsten oder übernächsten Kriege rechnen müssen, für unseren Standpunkt zu Wesen und Zielen dieses Ringens einen Wert haben.« (S. 619.) Im Gegensatz zu Pernerstorfer haben wir die Hoffnung auf eine russische Revolution nicht aufgegeben und sehen in ihr auch die Lösung des »russischen Problems«, soweit Probleme der Staatenbildung und -abgrenzung in der kapitalistischen Gesellschaft überhaupt gelöst werden können. Sp.

Anzeigen.

(Besprechungen hier angezeigter Schriften behält sich die Redaktion vor.)

Hermann Schlüter, **Die Chartistenbewegung.** Ein Beitrag zur sozialpolitischen Geschichte Englands. New York 1916, Socialist Literature Company. 368 Seiten.

Im Vorwort seines neuen Werkes weist der Verfasser darauf hin, daß die Chartistenbewegung von jeher sein besonderes Interesse erregt habe. Im Jahre 1887 habe er ohne Angabe seines Namens die kleine Broschüre »Die Chartistenbewegung in England« herausgegeben, bei der Friedrich Engels Gevatter stand. Seither habe er seine Studien bei gelegentlichem Aufenthalt in England, besonders aber in der alten Astor-Library in New York eifrig fortgesetzt. Im Jahre 1910 erfuhr der Autor von der Absicht des Genossen M. Beer, eine Geschichte des englischen Sozialismus zu schreiben, er unterließ deshalb zunächst die Fertigstellung seiner Arbeit, nahm sie aber später wieder auf, da er sah, daß Beers Auffassung von der Chartistenbewegung in wesentlichen Dingen von der seinen abwich.

Arbeiterinteressen und Kriegsergebnisse. Ein gewerkschaftliches Kriegsbuch. Herausgegeben von Wilhelm Janssen. Berlin 1915, Verlag der Internationalen Korrespondenz A. Baumeister, Berlin-Karlshorst. 167 Seiten. Preis 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Das Buch stellt, wie das Vorwort sagt, einen Versuch dar, vom Boden der Tatsachen aus die Interessen der deutschen Arbeiter am Kriegsergebnis zu untersuchen. Es enthält folgende Abhandlungen: Robert Schmidt, Kapitalismus und Sozialpolitik; Rud. Wissell, Die Arbeiterversicherung; August Winnig, Baugewerbe; Otto Hue, Bergwerks- und Hüttenindustrie; Heinr. Schneider, Chemische Industrie; Emil Kloth, Graphische Gewerbe; M. Kayser, Holzindustrie; Emil Girbig, Keramindustrie; Peter Blum, Leder- und Lederverarbeitungsindustrie; Joh. Scherm, Metallindustrie; A. Weidler, Nahrungsmittelindustrie; Heinr. Stühmer, Schneiderei, Konfektion und Wäscheindustrie; Aloys Staudinger, Steinindustrie; H. Kräßig, Textilindustrie; Paul Müller, Transportgewerbe; Wilhelm Janssen, Gewerkschaftliche Randbemerkungen zum kommenden Frieden.

Die dem Buche zugrunde liegende Frage ist die, ob die Gewerkschaften gegenüber einer Zertrümmerung des Deutschen Reiches und der Vernichtung seiner Industrie und seines Außenhandels durch die Feinde des Reichs gleichgültig bleiben dürfen. Diese Frage wird von sämtlichen Mitarbeitern auf Grund eines reichen Tatsachenmaterials verneint.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 14 Ausgegeben am 31. Dezember 1915 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Edouard Vaillant.

Am 23. August 1914 sollte der zehnte Kongreß der Internationale zusammentreten. Die Festschrift, die bestimmt war, ihn zu begrüßen, schloß mit einem Artikel Vaillants, betitelt: »Die Internationale und der Friede«, in dem er dem Kongreß die Aufgabe zuwies, zu »vollenden, was die Kongresse von Stuttgart und Kopenhagen nur beginnen konnten: die Organisierung der sozialistischen Aktion gegen den Krieg«.

Er selbst hatte den Weg bezeichnet, auf dem nach seiner Anschauung dies Ziel am besten zu erreichen wäre. Er und Keir Hardie waren sich dabei begegnet und hatten ihre Anschauungen in einem gemeinsamen Antrag formuliert, den sie 1910 dem Kopenhagener Kongreß vorlegten und dessen Beratung dieser dem nächsten internationalen Kongreß zuwies.

Nun sind die beiden Vorkämpfer im Kriege gegen den Krieg von uns gegangen, Vaillant ist schnell Keir Hardie gefolgt. Sie sollten nicht mehr den Frieden schauen, an dem sie mit allen Fasern ihres Herzens gehangen.

Indes, so innig sie übereinstimmten in ihrem Abscheu gegen den Krieg und in ihren Anschauungen über die beste Methode, ihn zu verhindern, so sehr gingen sie auseinander, nachdem der Krieg ausgebrochen. Keir Hardie sah die Schuld am Kriege im System, nicht in einzelnen Regierungen der Nationen; er hielt es für die Pflicht der Sozialisten jedes Landes, nicht fremden Regierungen, sondern der eigenen den Prozeß zu machen, und er ging mit gutem Beispiel dabei voran, mit allem Aufgebot seiner letzten, rasch schwindenden Kräfte.

Vaillant dagegen sah den Störenfried bloß in den Zentralmächten, sah in dem Siege des Kaiserreichs über die Republik die größte Gefahr für die Freiheit Europas. Und so predigte er ebenso energisch den Krieg, wie Keir Hardie den Frieden forderte.

Dabei trieb ihn jedoch keinerlei feindseliges Vorurteil gegen das deutsche Volk. Im Gegenteil, schon als jungen Menschen, im Jahre 1864, hatte es ihn nach Absolvierung seiner Ingenieurstudien nach Deutschland gezogen, wo er in Heidelberg, Tübingen, Wien mehrere Jahre lang philosophisches und medizinisches sowie soziales Wissen zu gewinnen suchte. Er trat mit Feuerbach in brieflichen Verkehr. In Wien, wo seit 1868 eine sozialistische Bewegung voll jugendlichen Feuers aufgeloht war, schloß er sich unseren Genossen an.

Es waren nur schöne Eindrücke, die er aus Deutschland mit sich nahm, als ihn der Krieg im August 1870 heimberief.

In Frankreich hatte ihn, noch ehe er nach Deutschland gegangen war, Proudhon gefesselt. Aber seiner Kampfnatur konnte in der damaligen Situation der Proudhonismus nicht mehr genügen, der der politischen Tätigkeit und der Revolution ablehnend gegenüberstand. Diese Philosophie vermochte die sozialistischen Massen zu gewinnen in der Zeit der Enttäuschung und der Entmutigung nach der Niederschlagung der Revolution von 1848. Sie wurde immer mehr teils zurückgedrängt, teils in ihrem Charakter geändert, je mehr neue Kampfeslust die Pariser Arbeiter wieder beseelte, und die letzten Tage des Kaiserreichs nahten. Nun gewann der Blanquismus rasch wieder an Bedeutung, der die Auffassungen des Höhepunktes der großen Revolution, des Jahres 1793, den Kultus der von einer straff organisierten Minderheit hervorgerufenen und gelenkten Masseninsurrektionen zum Kampf um die politische Macht, auf die modernen Verhältnisse übertrug.

Mit Feuereifer schloß sich Vaillant den Blanquisten an, die in Paris mächtig zum Sturze des französischen Kaiserreichs beitrugen, dann den Kampf bis aufs Messer gegen die Invasion und gegen die der Republik durch die preußische Monarchie drohende Zerstücklung predigten.

Nur zähneknirschend fügten sie sich, als das aus tausend Wunden blutende Frankreich schließlich doch die Bevölkerung des Elsaß dem Sieger überantworten mußte. Doch sofort wurde Vaillant zu neuen, noch größeren Kämpfen berufen, als nach geschlossenem Frieden der Versuch der französischen Regierung, die Pariser Arbeiter zu entwaffnen, diese in den Aufstand trieb. Dieser war wegen mangelhafter Organisation der Kämpfenden von vornherein zum Scheitern verurteilt. Aber in dem ungleichen Kampfe haben die Verteidiger der Kommune sich heroisch geschlagen und in den Herzen der Proletarier aller Länder die hellste Begeisterung entfacht. Damals verdiente sich der junge Vaillant seine Sporen und durchlebte die stolzesten Tage seines Lebens. Am 26. März zum Mitglied der Kommune gewählt, wurde er in das Exekutivkomitee entsendet. In den letzten Wochen der Kommune war er in der Unterrichtsabteilung tätig. Dort suchte er den Religionsunterricht abzuschaffen und den Schulen einen weltlichen Charakter zu geben, sowie außer den Volksschulen Gewerbeschulen zu gründen. Daß er in der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit nichts Bedeutendes schaffen konnte, ist klar. Es galt damals vor allem zu kämpfen, und als Kämpfer tat Vaillant seine Pflicht bis zum äußersten.

Als alles verloren war, gelang es ihm, nach England zu entfliehen. Ein Jahrzehnt des Exils begann für ihn. Als ein unbekannter Neuling in der Politik war er nach Frankreich bei Kriegsbeginn zurückgekehrt. Er verließ es jetzt als einer der anerkannten Führer seiner Partei.

In London wurde er von Marx herzlich aufgenommen, und mit anderen Blanquisten beteiligte er sich lebhaft an den Arbeiten der Internationale. Auf dem Haager Kongreß stand er Bakunin gegenüber auf der Marxschen Seite. Er brachte dort die entscheidende Resolution über die politische Aktion ein, die mit 29 gegen 5 Stimmen angenommen wurde. Jedoch in anderen Fragen, namentlich der der Verlegung des Generalrats, trat er bereits Marx heftig entgegen, und unmittelbar nach dem Kongreß sagte er sich mit den übrigen Blanquisten von der Internationale los, weil diese ihnen zu furchtsam und zu sehr parlamentarisch verseucht erschien.

In der Tat hatte der Blanquismus wohl manches mit dem Marxismus gegenüber dem Proudhonismus und Bakunismus gemein, war aber doch auf die Dauer mit ihm unvereinbar. Beide erkannten die Notwendigkeit der Eroberung der politischen Gewalt durch das Proletariat. Aber was Marx als der Abschluß eines langen, mühsamen Klassenkampfes erschien, war für die Blanquisten das nächste Ziel des Kampfes. Beide betonten die Notwendigkeit einer starken, geschlossenen Organisation. Jedoch Marx trachtete nach der Organisierung der Massen in Partei und Gewerkschaft, die Blanquisten sahen das Heil in einer kleinen, aber straff disziplinierten Organisation, die die unorganisierten Massen bewegte und lenkte. Beide erblickten eine ihrer wichtigsten Aufgaben in der Aufklärung des Proletariats. Aber Marx betrachtete den proletarischen Klassenkampf und seine Ziele als Produkte der kapitalistischen Produktionsweise. Sie zu erkennen und diese Erkenntnis zu verbreiten, lag ihm vor allem am Herzen. Für die Blanquisten waren das Ziel und die Methoden des proletarischen Klassenkampfes schon 1793 gegeben worden, als eine eigenartige Verquickung der bürgerlichen Revolution mit den Anforderungen des Krieges den unteren Klassen von Paris vorübergehend eine diktatorische Macht verliehen hatte. An dem Muster der Pariser Kommune von 1793 maßen sie die Klassenkämpfe des ganzen modernen Proletariats aller Länder. Nicht nach ökonomischer Einsicht verlangten sie, sondern bloß nach der Abschüttlung der alten Autoritäten, die den Geist des Volkes noch gefangen hielten. Das Ziel der Aufklärung konzentrierte sich für sie im Antiklerikalismus.

Angesichts dieser Gegensätze konnten die Blanquisten nicht in der Internationale bleiben, und als in Frankreich wieder die Bedingungen einer Organisierung und politischen Betätigung der Arbeiter erstanden, bildeten sie dort neben der von Jules Guesde begründeten Arbeiterpartei eine eigene Organisation.

Im Jahre 1880 erfolgte die Amnestie der Kommunekämpfer, und mit anderen Blanquisten kehrte auch Vaillant aus London nach Paris zurück, wo er sich seinem alten Führer Blanqui wieder zur Verfügung stellte, der 1879 aus der Haft entlassen worden war, in der ihn die Republik seit dem Ausbruch der Kommune gehalten hatte. Doch Blanqui sollte die Neubildung einer Partei nicht mehr erleben. Ein halbes Jahr nach seinem Tode, der am 1. Januar 1881 erfolgte, organisierten sich die Blanquisten im »Revolutionären Zentralkomitee«, das anfangs, solange Eudes als Nachfolger Blanquis in der Führerschaft fungierte, ganz in den alten blanquistischen Geleisen verblieb.

Indes hatten sich die Bedingungen des politischen Kampfes zu sehr geändert, als daß die blanquistische Taktik nicht auf Schritt und Tritt in Widerspruch zu ihnen geraten wäre. Es bildete sich eine Opposition in der blanquistischen Organisation, die sich der marxistischen Taktik immer mehr näherte und auch die marxistische Betonung der Notwendigkeit ökonomischen Wissens immer mehr akzeptierte. Diese Opposition erstarkte rasch und gelangte nach dem Tode von Eudes (1888) zu so entscheidendem Siege, daß die alte Richtung in der blanquistischen Organisation bald völlig verschwand. Im Jahre 1898 gab sie schließlich sogar ihren alten Namen auf, der noch an den kleinen, die Massen dirigierenden Zirkel erinnerte. Statt »Revolutionäres Zentralkomitee« nannte sie sich hinfort »Sozialrevolutionäre Partei«.

Der Führer dieser Opposition und nach ihrem Siege der unbestrittene Führer der Partei war Vaillant. Er hatte nicht umsonst in Deutschland deutschen Sozialismus, in England marxistische Theorie und großkapitalistische Praxis kennen gelernt. Langsam aber sicher hatte er sich zu der neuen Erkenntnis durchgerungen. Seine Arbeiten in dieser Richtung hat Engels schon sehr früh anerkannt. In einem Artikel des »Volksstaat« 1874 über das »Programm der blanquistischen Kommuneflüchtlinge«, das diese damals veröffentlicht hatten, gab er bei aller scharfen Kritik zu, es sei

in diesem Programm ein wesentlicher Fortschritt nicht zu verkennen. Es ist das erste Manifest, worin französische Arbeiter sich zum jetzigen deutschen Kommunismus bekennen. Und noch dazu Arbeiter von derjenigen Richtung, die die Franzosen für das auserwählte Volk der Revolution, Paris für das revolutionäre Jerusalem hält. Sie dahin gebracht zu haben, ist das unbestrittene Verdienst Vaillants, der mit unterzeichnet hat, und der bekanntlich die deutsche Sprache und die deutsche sozialistische Literatur gründlich kennt.

Was Vaillant in Deutschland und England gelernt, wurde jetzt noch erweitert durch seine Erfahrungen und Arbeiten als Mitglied des Stadtrats von Paris, dem er seit 1884 angehörte, und als Parlamentsmitglied (seit 1893). Sie brachten ihm bei seinem Fleiß und seinem praktischen Sinn eine Fülle von Kenntnissen, die seinen neuen Standpunkt befestigten. Als Kommunalpolitiker hat er Hervorragendes geleistet. Er wußte in wunderbarer Weise glühenden revolutionären Enthusiasmus mit kühler Berechnung und praktischer Kleinarbeit zu vereinigen.

Von den Marxisten unterschied ihn kaum noch etwas, außer der stärkeren Betonung des Antiklerikalismus und der Erinnerungen von 1793 und 1871. Gerade das näherte ihn aber mehr als die Marxisten den anderen Gruppen des französischen Sozialismus, und so war er der gegebene Vermittler zwischen ihnen, der erste, der die Forderung der Verschmelzung der verschiedenen sozialistischen Gruppen zu einem einheitlichen Organismus aufstellte und sein möglichstes zur Vereinigung tat.

Im Jahre 1898 schien sie endlich gelungen, ein Verständigungskomitee der vier verschiedenen Gruppen eingesetzt, die sozialistischen Abgeordneten in einer gemeinsamen Fraktion vereinigt: da kam der Sturm der Dreyfusaffäre und blies das neue Werk über den Haufen, und Vaillant, der so eifrig für die Vereinigung geworben, war der erste, der die Spaltung in der Kammer bewirkte, als Millerand mit dem Kommuneschlächter Galliset zusammen in die Regierung eintrat.

Indes war die Vereinigungsbewegung so stark geworden, daß sich der Zusammenschluß der Gruppen trotzdem vollzog, auf dem Kongreß vom Dezember 1899. Wir erlebten damals das sonderbare Schauspiel, daß die Abgeordneten sich früher geeinigt hatten als ihre Parteien, daß dann die Fraktion der Abgeordneten sich spaltete und gleich darauf die Parteien sich vereinigten!

Aber freilich, lange dauerte die Einigkeit nicht. Im September 1900 traten schon die Guesdisten aus der geeinigten Partei aus. Vaillant mit seinen Genossen blieb noch einige Monate, bis zum Mai 1901, dann schloß er sich den Guesdisten an.

Der alte Zustand der Zersplitterung der französischen Arbeiterbewegung schien wiedergekehrt, aber trotzdem war ein Fortschritt vorhanden. Die

Blanquisten, die sich so lange mit den Marxisten herumgeschlagen, waren nun mit ihnen fest vereinigt. Und was beide von dem Rest der Sozialisten trennte, war nicht eine Frage des Ziels, noch der taktischen Grundsätze; darin waren alle einig geworden. Was sie auseinanderdrängte, war eine besondere taktische Frage, die einer bestimmten, abnormen Situation entsprang. Keine untergeordnete, sondern eine Lebensfrage für das Proletariat. Nur eine solche konnte die Spaltung entschuldigen. Aber doch eine Frage, die mit der besonderen Situation verschwinden mußte, der sie entsprungen. Sobald das geschehen, stand der Einigung nichts mehr im Wege. Sie vollzog sich nach dem Kongreß von Amsterdam (1904), auf dem die Gegensätze noch einmal heftig aufeinander geprallt waren, aber mehr zur Rechtfertigung der Vergangenheit als zur Bestimmung der Gegenwart. Auch für die Genossen um Jaurès hatte der Ministerialismus aufgehört, eine praktische Frage zu sein.

So vollzog sich die Vereinigung überraschend schnell und schmerzlos, dank der Loyalität, die von allen Seiten bekundet wurde. In der neuen, geeinigten Partei konnte nun Vaillant seine Rolle als Vermittler zwischen rechts und links aufs beste zur Geltung bringen. Er gehörte zu den zusammenhaltenden Kräften der Partei.

Natürlich entgeht auch der Vermittler nicht Konflikten bei dem Bestreben, solche zu verhindern. Am wenigsten konnte das bei Vaillant der Fall sein, dessen vermittelnde Haltung seiner Mittelstellung, nicht einem Mangel an Entschlossenheit und Kampffähigkeit entsprang.

Wie seine Versuche, zwischen den sozialistischen Parteien zu vermitteln, haben ihm auch seine Versuche, der Mittler zwischen Partei und Gewerkschaft zu sein, manchen Konflikt eingetragen, namentlich mit den Marxisten.

Als im Jahre 1876 der erste Gewerkschaftskongreß in Paris abgehalten wurde, veranlaßte dessen schwächliche Haltung Vaillant zu einer scharfen Kritik in der Broschüre: „Les Syndicaux et leur congrès“. Guesde dagegen begrüßte denselben Kongreß freudig; er gab zu, daß seine Beschlüsse völlig unzureichend seien. Aber daß nach der Niederlage der Kommune Arbeiter überhaupt einmal in einem selbständigen Kongreß auftraten und Interesse für ihre Klasseninteressen zeigten, erschien ihm ein ermutigender Anfang.

Der Gegensatz zwischen den beiden in der Haltung gegenüber den Gewerkschaften blieb bis in die jüngste Zeit bestehen. Beide erkannten frühzeitig die Bedeutung der Gewerkschaften. Aber Guesde suchte die Gewerkschaftsbewegung zu fördern und sie gleichzeitig in ein freundschaftliches Verhältnis zu seiner Partei zu bringen. Ein großer Teil der Gewerkschafter wollte jedoch von den Guesdistischen Gewerkschaften nichts wissen. Die Anarchisten, die aus historischen und ökonomischen Gründen unter den Arbeitern Frankreichs noch stark waren, machten viele Gewerkschaften zu ihrem Tummelplatz. Vaillant suchte in den Gewerkschaften, in denen die Anarchisten dominierten, Einfluß zu gewinnen.

Dieser Gegensatz trat eigenartig zutage auf dem Internationalen Kongreß zu London, zu dem die französischen Gewerkschaften zahlreiche Anarchisten geschickt hatten, die die französische Delegation majorisierten, obwohl die Anarchisten vom Kongreß ausgeschlossen waren.

Dagegen erhob sich die Minderheit der französischen Delegation, darunter Guesde und Jaurès. Für sie sprach Millerand. Die Mehrheit der Delegation wurde dagegen vertreten durch Vaillant!

Eine eigenartige Konstellation.

Auf dem Stuttgarter Kongreß von 1907 fungierte wieder Vaillant im Interesse der Syndikalisten. Ihm zur Seite stand aber diesmal Jaurès. Auf der Gegenseite abermals Guesde.

In diese Konflikte geriet Vaillant nur durch seine vermittelnde Haltung. Er stand den anarchistischen und syndikalistischen Bestrebungen nicht minder theoretisch ablehnend gegenüber wie Guesde. Aber der Gedanke eines Gegensatzes zwischen Partei und Gewerkschaft war ihm unerträglich.

Wie in der Arbeiterbewegung Frankreichs, so war er auch in der Internationale gern in vermittelndem Sinne tätig, wie jeder bezeugen wird, der Gelegenheit hatte, sein Wirken im Internationalen Bureau zu verfolgen. Vaillant gehörte nicht zu den glänzenden Rednern. Sein großes Wissen und sein praktischer Scharfsinn kamen am meisten in der unscheinbaren Arbeit von Kommissionen zur Geltung.

Als Vermittler vermochte er in der zweiten Internationale schon deshalb hervorragend zu wirken, weil er zu den wenigen ihrer Mitglieder gehörte, die wirklich international waren, das heißt, die nicht bloß die internationale Solidarität theoretisch anerkannten, sondern auch in den führenden Ländern der bisherigen Internationale lange genug gelebt hatten, um mit ihrer Eigenart vertraut zu sein.

Als der erste Kongreß der zweiten Internationale im Jahre 1889 in Paris eröffnet wurde, schlug bei der Präsidentenwahl Lafargue vor, Liebknecht und Vaillant zu wählen und die erste Sitzung unter ihrem gemeinsamen Vorsitz abzuhalten:

»Das wird ein Zeichen des Bruderbundes sein, der die Sozialisten Deutschlands und Frankreichs vereinigt.«

Ist Vaillant diesem Bruderbunde jetzt nicht untreu geworden, als er den unerbittlichen Krieg bis zur Niederwerfung Deutschlands predigte? Mitnichten.

Er wollte die deutschen Armeen niederwerfen, nicht das deutsche Volk. Diesem glaubte er vielmehr dadurch größere Freiheit, erhöhten Wohlstand zu bringen.

Daß wir den Glauben an diese Methode der Befreiung Deutschlands für höchst illusionär halten, weil sie das Gegenteil dessen erzielt, was sie erreichen will, bedarf hier keiner weiteren Darlegung. Aber das Motiv, von dem Vaillant getrieben wurde, war kein nationalistisches, sondern ein internationales. Er ist den Idealen nicht untreu geworden, denen er sein ganzes Leben geweiht.

Vielmehr könnte man sagen, daß gerade die Ideale seiner Jugend, die in ihm immer noch fortlebten, dahin wirkten, daß er die kriegerische Note weit stärker betonte als eine ganze Anzahl jüngerer Genossen.

Er sah nicht nur, wie diese, in Deutschland den Störenfried, vor ihm wurden wieder lebendig die Tage der Belagerung von Paris im Winter 1870/71, die Tage der Zerstückelung der Republik durch das Kaiserreich, die Tage, in denen er mit Blanqui noch die Entfesselung aller Kräfte gegen die Invasion stürmisch gefordert hatte, als die Mehrheit Frankreichs bereits hoffnungslos geworden war.

Und wieder wurden die Traditionen von 1793 in ihm wach, die den Blanquismus beseelt hatten; die Erinnerungen an die Zeit, in der die unteren

Klassen von Paris Europa im Kriege trotzten, um Europa die Freiheit zu bringen, um Europa zur befreienden Erhebung aufzurufen.

Diese Gedankengänge sind sicher nicht die unseren. Aber es sind Gedankengänge einer großen Zeit, in der die Beglückung und Befreiung aller Völker, nicht bloß des eigenen, vielleicht heißer ersehnt wurde als heutzutage.

Es schmerzt uns, daß unser Freund von uns geschieden ist, ehe es uns vergönnt war, ihm wieder die Hand in neuer Kampfgemeinschaft zu reichen, denn unser zeitweiliges Auseinandergehen darf uns nicht vergessen lassen, was er uns gewesen, was er in einem langen Leben, das reich war an Opfern und Mühen und schmerzlichen Niederlagen, aber auch an Erfolgen und stolzen Siegen, für die Sache geleistet hat, die die seine war wie die unsere: den Befreiungskampf der Proletarier aller Länder.

Einer der Besten von uns ist in ihm dahingegangen. K. K.

Mitteleuropa.

Von K. Kautsky.

1. Naumanns Ziel.

Schon vor dem Ausbruch des Krieges hatte man die Forderung vernehmen können, gegenüber den beiden Riesenreichen im Osten und Westen, Rußland und dem größeren Britannien müßten sich die Staaten des dazwischen liegenden Europa zu einem Gemeinwesen zusammenschließen. Der Krieg hat diese Forderung in weiten Kreisen Deutschlands wie Österreichs populär gemacht. Der Zusammenschluß wenigstens dieser beiden Reiche als Kern eines künftigen Mitteleuropa wird eifrig diskutiert.

Vielleicht ihren beredtesten Anwalt hat die Idee in dem bekannten ehemaligen Nationalsozialen Friedrich Naumann gefunden, der ihr eine recht umfangreiche Schrift gewidmet hat: »Mitteleuropa.«[1]

Naumann meint, es sei nachgerade Zeit, daß man sich klar darüber werde, zu welchem Zweck eigentlich der Krieg geführt werde.

> Der Krieg wurde nicht begonnen, um dieses oder jenes zu erreichen. Deshalb fehlte ihm die innere Einheitsidee, und den zum Kriege aufrufenden monarchischen und ministeriellen Kundgebungen fehlte etwas Programmatisches, es fehlte eine Parole für alle Streiter von Apenrade bis Fiume. (S. 9.)

Der Krieg erschwert es sehr, dies fehlende Programm hinterdrein zu bilden:

> Im Kriege werden die verantwortlichen Leiter der kämpfenden Staaten von Tagesaufgaben so umdrängt, daß sie vor lauter Arbeit kaum zum geschichtlichen Nachdenken kommen können. (S. 8.)

So scheint denn auch Naumann den jetzigen ungeheuren Krieg nicht zu jenen Katastrophen der Weltgeschichte zu rechnen, durch die alle großen Probleme gelöst werden, die sie vorfinden, so daß sie eine Basis neuen, ungestörten, fruchtbareren Schaffens herstellen. Im Gegenteil, er äußert sich in einer Weise, als werde der Krieg den Erfolg haben, die Probleme, die er vorfand, zu vermehren und zu komplizieren:

---

[1] Friedrich Naumann, Mitteleuropa. Berlin, Georg Reimer. 299 Seiten. Preis 3 Mark.

Der Krieg wird eine unglaubliche Anzahl ungelöster neu entstandener und alter Probleme hinterlassen, wird Enttäuschungen und Hoffnungen geweckt haben, die sich in weiteren Rüstungen äußern. (S. 7.)

Unter diesen Umständen erscheint es ihm zum mindesten notwendig, daß der Weltkrieg mit einem engeren Verband zwischen Deutschland und Österreich abschließt, das den Kern abgäbe für ein neues Mitteleuropa, dem sich die uns umgebenden Kleinstaaten später anzuschließen hätten:

Unter allen Umständen bleibt die Frage bestehen, ob die Gesandten aus Berlin, Wien und Budapest den Saal des Weltfriedenskongresses als klare, treue Freunde verlassen oder als heimliche Gegner. Wir wünschen, daß sie zu ihren Völkern heimkehren mit der Losung: Auf ewig ungeteilt. Dann bringen sie nämlich für alle etwas Wirkliches mit, eine neue, schöpferische Arbeit, eine große Hoffnung, den Anfang einer neuen Periode. Nur in diesem Falle erscheint es den mitteleuropäischen Völkern nachträglich berechtigt, daß wir einer für den anderen unser Blut vergossen haben. Was ging uns Reichsdeutsche Serajewo an? Was suchten wir auf den Karpathenpässen? Was kümmern sich Ungarn oder Südslawen um Zeebrügge? Was haben Deutschböhmen oder Tschechen am Vogesenkamm zu verteidigen? Die ganze Kriegsgeschichte mit allen ihren Leiden und Heldentaten wird zwecklos, sinnlos, wenn der Krieg mit einem Mißverständnis der in ihm Verbundenen schließt. Dieses Mißverständnis liegt aber nicht so ferne, als mancher glaubt, denn noch ist der Geist des einheitlichen Mitteleuropas nicht eine einfache Selbstverständlichkeit, und die bevorstehenden Friedensverhandlungen werden kleine und große Gelegenheiten zu Reibungen und Trübungen in Fülle bieten. (S. 5.)

Den »Geist des einheitlichen Mitteleuropas« zu erwecken, erscheint daher Naumann als das dringendste Gebot der Stunde, und zu diesem Zwecke bietet er in dem vorliegenden Buche nicht nur sein ganzes Wissen, seinen ganzen Scharfsinn auf, sondern läßt auch seine ganze pastorale Beredsamkeit in breitestem Strome fließen. Verzückt ruft er aus:

In Poesie und Prosa, steige herauf, komme in die Höhe, Mitteleuropa! (S. 231.)

Die Poeten fleht er an, sie sollen ihm helfen in der Propaganda für Mitteleuropa; aber auch die Geschichtsprofessoren:

Geschichte der Vergangenheit, du wunderbares Chaos, du Menge der Gestalten, wir bitten dich, uns freundlich zu helfen! Wenn du willst, so kannst du alles erleichtern! Tretet hinzu, ihr kundigen Sachwalter der Historie, ihr Deuter der werdenden Geschicke der Völker, öffnet eure Sinne dem oft verborgenen Suchen nach dem Werden Mitteleuropas! (S. 58.)

Indes vermag Naumann auch nüchterne Prosa zu sprechen, und man muß ihm zugestehen, daß er nicht nur alle Argumente entwickelt, die von seinem Standpunkt aus für Mitteleuropa sprechen, sondern auch recht zutreffend alle die großen Schwierigkeiten bloßzulegen weiß, die sich der Verwirklichung seines Sehnens entgegenstellen.

Er scheut nicht vor der »letzten, schwersten Frage« zurück, »ob das Donaureich überhaupt mit oder ohne Bündnis am Leben erhalten werden kann?«

Diese Frage wird in und außerhalb der schwarzgelben Grenzen tatsächlich erörtert, und wir dürfen nicht an ihr vorbeigehen, weil es ernsthafte deutsche Politiker gibt, die nur deshalb vom mitteleuropäischen Bunde nichts hören wollen, weil sie den Zerfall des bisher bundesgenössischen Doppelstaats für eine geschichtliche Unvermeidlichkeit halten, und weil es ernsthafte Deutschösterreicher und sonstige Angehörige anderer Nationen in Österreich-Ungarn gab oder gibt, die ebenso denken. (S. 23, 24.)

Naumann ist natürlich anderer Ansicht, er meint, »oft leben die Totgesagten am längsten«. Freilich erwartet er nicht, daß es in Österreich nach dem Kriege gleich ganz glatt hergehen wird:

Diese tatsächliche Einheit hätte beim Kriegsbeginn noch ganz anders zum Heile der Monarchie in die Erscheinung treten können, wenn die österreichische Regierung genügend Zuversicht gehabt hätte, um in den ersten Tagen des August 1914 das Abgeordnetenhaus nach Wien zu berufen, wie es in Berlin und Budapest geschehen ist. Die Unterlassung der Berufung des Parlaments beleuchtet mehr als alles andere die Lage im Völkerstaat. Das Parlament der streitenden Nationen ist selbst bei Kriegsbeginn kein einfach notwendiger selbstverständlicher Ausdruck des Staatswillens. So sehr hat es durch seine Vergangenheit gelitten, so schwer war es, dort Mehrheitsgeist zu pflegen! Aber was am Kriegsanfang aus einem wohl unnötigen Gefühl der Sorge unterblieben ist, das muß am Kriegsschluß nachgeholt werden, denn irgendwann müssen die Staatsfinanzen von der Volksvertretung doch auf ihre Schultern genommen werden. Es wird dann zwar viel schwieriger sein, als es im August gewesen wäre, aber am Tage des Zusammentritts des österreichischen Abgeordnetenhauses wird es sich zeigen, ob und wie der große gemeinsame Krieg mit seinen zahllosen blutigen Opfern den Staatssinn der streitenden Nationen so gefestigt hat, daß alle nun doch wieder nur Österreicher sein wollen, weil es nichts anderes mehr für sie gibt und geben kann. Es wird nach dem Kriege, wie wir hoffen, der panslawistische Traum zerronnen sein, die italienischen Grenzfragen irgendwie geregelt, die alldeutschen Sonderbestrebungen übergegangen in treue Bundesgesinnung der zwei mitteleuropäischen Mächte. Wohl wird es nötig sein, nachträgliche Abrechnung mit Treulosigkeiten zu halten, und einige sehr schwere nationale Auseinandersetzungen werden sofort ausbrechen, wenn die Kanonen schweigen, aber das vergeht, die Völker selbst und der Staat bleiben. (S. 97.)

Von den nationalen Differenzen erwartet Naumann nicht den Zerfall Österreichs, immerhin jedoch eine Erschwerung der Herstellung Mitteleuropas:

Der österreichische und auch der ungarische Slawe (Tscheche, Pole, Ruthene, Slowake, Slowene, Dalmatiner) ebenso wie der ungarische Rumäne versprechen sich von vornherein von einer Verbrüderung mit den Reichsdeutschen nicht allzuviel Gutes, weil sie in ihren kommunalen und provinziellen Umgebungen meist einen unaufhörlichen Streit mit den dortigen Deutschen haben. (S. 19.)

Anders steht es mit den Ungarn und den Deutschen. Sie haben für eine politische engere Verbindung mit dem Deutschen Reiche sehr gute Gründe. Aber ihre ökonomischen Interessen sind keineswegs die gleichen, weder auf dem inneren noch auf dem äußeren Markt. Ungarn als agrarisches Land tritt in Deutschland als Konkurrent der deutschen Agrarier auf. Und in der äußeren Politik, zum Beispiel Rumänien gegenüber, hat es andere Interessen als Deutschland. Österreich andererseits ist ein Industriestaat geworden, die deutsche Industrie sein Konkurrent.

Der deutsche Unternehmer wünscht im allgemeinen als Mensch und Deutscher den möglichst engen Anschluß an das große liebe Heimatland, aber als Geschäftsmann spricht er zuweilen: Gott behüte mich vor meinen Freunden.... Oft ist die reichsdeutsche Konkurrenz die stärkste Gefahr für den österreichisch-deutschen Betrieb oder wird wenigstens so angesehen.... Auch nichtdeutsche Unternehmer können von derselben Sorge erfüllt sein. (S. 21.)

Dieser Gegensatz macht sich nicht nur auf dem inneren Markte geltend:

Die österreichischen Fabrikanten ... glauben in den Balkanstaaten eine Art von ungeschriebenem Vorrecht zu besitzen und nehmen es den Reichsdeutschen übel,

daß sie mit sichtbar steigendem Erfolg in den letzten Jahren vor dem Kriege ihre Waren in Rumänien, Bulgarien und auch in Serbien angeboten haben.... Ohne Kolonien und fast ohne eigene wirtschaftliche Interessensphären ist Österreich doch gezwungen, Waren zu exportieren, um seine Bevölkerung nicht noch zu größerer Abwanderung zu drängen. Diese eingeschlossene, abgeschlossene Lage müssen wir Reichsdeutschen erst einmal wirklich begriffen haben, ehe wir uns über das Mißtrauen aufhalten, mit dem vielfach der Österreicher und Ungar unsere erfolgreiche Wirtschaftspolitik begleitet. Um es offen zu sagen: der Österreicher hat uns gegenüber in manchen Augenblicken dieselben Gefühle, die wir der englischen Weltwirtschaft gegenüber haben, eine Mischung von Hochachtung, Neid und Trotz. Von solchen Imponderabilien zu reden, ist ungewöhnlich; die Zollgemeinschaftsliteratur umgeht diese mehr unfaßbaren Dinge, aber ich bin fest überzeugt, daß ohne ganz freies Aufdecken aller Tiefen der mitteleuropäische Lebensbund nicht zustande kommt. Wir brauchen dabei nicht nur einen Händlergeist, sondern eine mitfühlende schöpferische Gesinnung. Das heißt aber ins Praktische übersetzt: der Zoll- und Handelsvertrag zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn hat nur einen aufbauenden Sinn, wenn er sich über das beiderseitige Austauschen von Nachteilen und Vorteilen hinaus erstreckt *zur gemeinsamen Regulierung der zu erhaltenden oder zu gewinnenden Außenmärkte*. Tritt das nicht hinzu, so wird der Vertrag voraussichtlich ein Entfremdungsvertrag. (S. 218, 219.)

Aber noch mehr ist notwendig, soll Mitteleuropa Wurzel fassen, eine übereinstimmende Gestaltung der Steuern, der Währung, der Eisenbahnpolitik, ja sogar der Verwaltung:

Man kann die Grenzwächter nur wegnehmen, wenn man vorher oder gleichzeitig oder wenigstens bald nachher auch die übrigen Produktionsverhältnisse nach Möglichkeit ausgleicht.... Ein gewisses Maß von Ebenmäßigkeit ist unter allen Umständen die Voraussetzung der Aufhebung der Grenzsperre. Wenn beispielsweise die Herbeischaffung der Baumwolle für einen nordböhmischen Industriellen teurer ist als für einen sächsischen Unternehmer gleicher Art, so gewinnt bei aufgehobenem Zoll letzterer ohne weiters einen Vorzug. Es muß also die Fracht- und Eisenbahnpolitik mit der Zollgemeinschaft Hand in Hand gehen. Oder wenn eine Aktiengesellschaft in Österreich sehr viel mehr Steuern zahlen muß als in Preußen, so verlegen sich bei aufgehobener Grenze die österreichischen Gesellschaften, wenn es geht, nach Schlesien. Oder wenn ein österreichischer Fabrikant bei gesunkenem österreichischem Geldwert mehr in Kronen für seine von Deutschland bezogenen Halbfabrikate zahlen muß als der reichsdeutsche Konkurrent in Mark, so wird es ihm schwer fallen, mit ihm zu gleichem Preise zu verkaufen. Wenn der Österreicher wegen einer gewissen Umständlichkeit der Verwaltung erst zwei Jahre später als der Reichsdeutsche ein neues Maschinenhaus bauen darf, so genügt diese Zeit, um dem anderen einen Vorteil zu bringen. Auf diese Weise kann noch eine ganze Weile weitergeredet werden, und das Ergebnis ist: für die Österreicher paßt die Zollgemeinschaft nur, wenn sie zugleich weit mehr ist als Zollgemeinschaft. (S. 200.)

Die Zollgemeinschaft setzt also ein inniges Verhältnis der verbündeten Staaten voraus, das die Souveränität eines jeden von ihnen einengt. Dabei sind aber die verbündeten Staaten selbst wieder jeder ein Staatenbund, und Österreich-Ungarn überdies ein recht loser Bund.

Ungarns Verkehr nach Deutschland ist »vom guten Willen der österreichischen Verkehrsverwaltung abhängig«.

Mit der bloßen Handelsgemeinschaft ohne weitere Zusatzparagraphen ist demnach dem Ungarn nicht gedient. Er wird ebenso wie der Österreicher die Annäherung in Recht und Verwaltung verlangen müssen, aber außerdem eine Garantie dafür, daß nicht Rohstoffe, Halbfabrikate oder Waren, die er aus Deutschland be-

zieht, unterwegs aufgehalten oder über das Notwendige hinaus verteuert werden, und ebenso dafür, daß seine Viehsendungen, Obstwagen, Trauben, Gemüsepakete, Butterfässer so schnell als möglich in Berlin sind.

Da die Ungarn auf diesem Gebiet mißtrauisch sind, so gehen sie gern einen Schritt weiter und fordern im Anschluß an frühere Zustände eigene Zwischenzollgrenzen zwischen sich und den Österreichern. ... Die Idee eines eigenen ungarischen Wirtschaftsstaats ist vorhanden, und es ist möglich, daß sie gerade durch die notwendige und unvermeidliche Erörterung der mitteleuropäischen Handelsgemeinschaft neu geweckt wird. (S. 201.)

Von dieser Idee des ungarischen Wirtschaftsstaats spricht Naumann schon vorher bei einer anderen Gelegenheit. Er sagt da:

Ohne durch Zollgrenzen von Österreich getrennt zu sein, hat und übt Ungarn mitten im Kriege seine eigene Getreidepolitik, eigene Höchstpreise, eigene Eisenbahnpraxis, und zwar fast so, als ob zwei fremde Staaten miteinander verhandeln. Verschärft wird dieser Zustand dadurch, daß auch etwaige rumänische Zufuhren nur über Ungarn nach Wien gelangen können. Österreich wird im gemeinsamen Kriege in fühlbarer Abhängigkeit von Ungarn gehalten. Darüber moralische Reden zu halten, hat gar keinen Zweck; die Ungarn sind zweifellos im Recht, sie bestehen auf ihrem Schein. Sie haben immer und in allen Zweifelsfragen den Standpunkt des besonderen ungarischen Wirtschaftsstaats vertreten und setzen im Kriege nur fort, was sonst ihre Ansicht und Gewohnheit war.... Man vergießt sein Blut zusammen, setzt aber die Getreidepreise im verkaufenden Budapest absichtlich höher als im kaufenden Wien. (S. 157, 158.)

Alle diese Schwierigkeiten setzt Naumann nicht zu dem Zweck auseinander, um von der Idee der Begründung Mitteleuropas abzuschrecken. Wir haben ja gesehen, daß er alle Kräfte der Poesie und Prosa anruft, für diese Idee Propaganda zu machen, deren Durchsetzung ihm unerläßlich scheint. Nicht abschrecken sollen die Schwierigkeiten, die er darlegt, sondern nur mahnen, behutsam vorzugehen, ohne Geräusch. Die vielen entgegenstehenden Interessen sollen nicht zurückgedrängt werden durch eine unwiderstehliche Bewegung, sondern eingeschläfert dadurch, daß man in unmerklichen kleinen Schritten vorwärts geht. Es ist dieselbe Politik der »Aushöhlung«, die von einigen unserer Genossen vertreten wird, die daran verzweifeln, daß das Proletariat jemals die politische Macht erobert, und als einzig sicheren Weg seiner Befreiung den ansehen, den Kapitalisten die kapitalistische Ausbeutung unmerklich abzugewöhnen.

Es ist höchst komisch, bei Naumann zu verfolgen, wie er zuerst alles entwickelt, was Mitteleuropa bedeuten und leisten kann und soll, um dann ein Stück Mitteleuropa nach dem anderen preiszugeben, so daß wir schließlich wieder bei einem Zustand anlangen, der sich von dem bisherigen Bundesverhältnis nicht wesentlich unterscheidet.

Was Naumann zunächst herstellen will, ist nur der Wille, Mitteleuropa zu schaffen. Aus diesem Willen soll es nach und nach schrittweise erstehen in der Weise, daß man zusammenarbeitet, sich verständigt, aneinander gewöhnt, den Kreis der Materien allmählich erweitert, die man durch Verträge gemeinsam regelt.

Schon heute ist allerlei Angst vor Mitteleuropa vorhanden, und diese Angst kann zur Grube aller unserer Hoffnungen werden, wenn wir mit ihr nicht menschlich umzugehen verstehen. Es soll das Neue nicht wie ein Bergsturz kommen, es soll erscheinen wie gutes, lindes Wachstum, als Zuwachs, nicht als Zerstörung. (S. 238.)

Schon am Eingang seines Buches wendet sich Naumann dagegen, ein bestimmtes Programm für Mitteleuropa zu entwerfen, die Punkte zu bestimmen, die es zu regeln hätte:

Nichts ist für den sachkundigen Menschen leichter als die Aufzählung von zehn oder zwölf Programmpunkten. Etwa so: Gleiches Rekrutierungsgesetz; Wechselseitige Militärinspektionen; Gemeinsamer Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten; Gemeinsamer Eisenbahnbeirat, Stromverwaltung usw.; Gleichheit der Münzen und Maße; Gleiches Bank- und Handelsrecht; Gleiche Veranlagung der Militärausgaben; Gegenseitige Haftbarkeit für Staatsschulden; Gleichheit des Zolltarifs; Gemeinsamkeit der Zollerhebung; Gleicher Arbeiterschutz; Gleiches Vereinsrecht, Syndikatsrecht usw.

So kann man noch eine ganze Weile fortfahren, aber es hat keinen Sinn, denn im wirklichen Leben treten die Fragen nacheinander auf, und niemand kann ihre Reihenfolge und Auswahl vorher wissen. *Schon bei politischen Parteien ist der programmatische Katalog von Forderungen oft mehr eine Schwäche als eine Stärke*, weil durch die Kataloge einerseits Menschen abgeschreckt werden, die gerade einen der aufgezählten Punkte nicht vertragen, dafür aber einen anderen lebhaft vermissen, und andererseits, weil die Parteiführer sich selbst unnötig die Hände binden und oft gar nicht leisten können, was sie unterschrieben haben. Sie wollen und sollen *von Fall zu Fall* nach ihren Taten beurteilt werden und sollen Schritt für Schritt nach bestem Wissen die der Partei gemeinsamen Ideale und Lebensziele verwirklichen. Diese praktische, aus der Erfahrung stammende Auffassung der Partei gilt in noch höherem Maße vom Staate. (S. 29, 30.)

Wenn Naumann hier vom Staate spricht, so meint er wohl die Regierung. Ein Staat hat natürlich kein Programm. Naumanns Gedanke ist der: Einer Regierung kann ein festes Programm noch unbequemer werden als einem Oppositionsmann, da man von ihr noch weit eher verlangen wird, daß sie hält, was sie verspricht. Unzweifelhaft ist es »praktischer«, sich nicht »die Hände zu binden«, es fragt sich bloß, für wen, für den einzelnen Politiker oder für seine Partei und sein Gemeinwesen. Eines zeigen Naumanns Ausführungen deutlich: Mitteleuropa soll nicht aus dem Kriege als fertiges Gebilde hervorgehen, wie das Deutsche Reich aus dem Kriege von 1870. Es soll nicht jetzt geschaffen werden, solange der Krieg noch alle überkommenen Verhältnisse im Fluß erhält, sondern zuerst sollen sie wieder die relative Starrheit des Friedenszustandes erlangt haben, ehe wir daran gehen, »von Fall zu Fall« ein Schrittchen nach dem anderen in der Richtung auf Mitteleuropa zu machen.

Naumann hat sicher darin recht, daß die Schwierigkeiten augenblicklich zu groß sind, um überwunden werden zu können. Aber glaubt er, sie würden sich mindern, wenn er ihre Überwindung hinausschiebt? Das wäre doch nur dann der Fall, wenn die soziale Entwicklung daran arbeitete, die Widerstände und Gegensätze der Interessen zu mindern, an denen die sofortige Herstellung Mitteleuropas scheitert. Diese Annahme kommt ihm aber gar nicht in den Sinn. Sie fände auch nirgends eine Stütze. Seine Zuversicht beruht einzig auf der Erwartung, daß dieselben Interessen, die einander entgegenstehen, wenn Mitteleuropa sofort verwirklicht werden soll, einträchtig zusammenarbeiten und sich allmählich einander annähern, wenn man nur langsam vorwärts geht. Wie aber, wenn sich die Interessen »von Fall zu Fall« ebensowenig verständigen können wie »programmatisch«?

Die Schwierigkeiten, die Naumann dargelegt hat, sind alles Schwierigkeiten »von Fall zu Fall«.

Vermag er nicht in der Masse der Bevölkerung für Mitteleuropa eine hochgehende Begeisterung zu erwecken, die stark genug ist, der einzelnen Sonderinteressen Herr zu werden, dann sind die Aussichten auf Verwirklichung dieses Gebildes sehr trübe. Begeisterung kann aber stets nur durch ein weitgehendes, bestimmtes Programm, nicht durch eine vage Aussicht auf Verständigungen von Fall zu Fall erregt werden.

Ein Politiker verzichtet auf ein Programm nur dann, wenn er der offenen Darlegung seines wirklichen Strebens keine Zugkraft zutraut. Auch das ist eine »praktische, aus der Erfahrung stammende Auffassung«.

(Fortsetzung folgt.)

Die Arbeiter und der Staat.

Von Emil Kloth.

Wie doch Gedanken und Widersprüche, Wahrheit und Dichtung manchmal so leicht beieinander wohnen! Diese Empfindung hatte ich, als ich den in Nr. 10 dieser Zeitschrift erschienenen Artikel »Reformistischer Neusozialismus« des wohl den weitesten Kreisen völlig unbekannten Genossen Beyschwang las. Es ist gewiß keine Schande, wenn man für einen reformistischen Neusozialismus eintritt. Denn Reformen wird jeder fortschrittfreundliche Mensch begrüßen, und sie bedingen auch insgemein Neuschöpfungen. Ebensowenig ist es ein Makel, wenn man ein unbekannter Genosse ist, bedenklicher aber schon, wenn einem offenkundige Tatsachen unbekannt sind und deswegen andere Leute für gefährliche Neuerer hält. Für solche Ketzer scheint aber der Mann in Bluse und Kittel, Genosse Beyschwang, diejenigen zu halten, die für die »Sozialistischen Monatshefte« zu schreiben wagen. Schließlich ist das sein gutes Recht und ebenso, wenn er jener Genossen Ketzereien als »rein persönliche Augenblickspolitik an dem gesunden Sinn der Arbeiter in Bluse und Kittel scheitern und in Schall und Rauch aufgehen« läßt oder solches wenigstens voraussagt. Immerhin kann man aber verlangen, daß er nicht Wahrheit und Dichtung durcheinanderschüttelt und daß er mindestens »Irrlehren« so darstellt, wie sie wirklich vorgetragen worden sind, zumal wenn er in dem wissenschaftlichen Organ unserer Partei sich zu solch löblichem Tun anschickt. Die »ganze Richtung« der »Sozialistischen Monatshefte« paßt aber offenbar dem Genossen Beyschwang nicht, und so werde auch ich neben anderen Genossen als abschreckendes Beispiel des reformistischen Neusozialismus an den Pranger gestellt. Unser Wirken soll »zu Konflikten innerhalb der Partei führen, das geeignet ist, sich zu einer förmlichen Krise auszuwachsen«. Mir besonders wirft Beyschwang vor, das Verhältnis der Arbeiterklasse zum Staate völlig falsch aufgefaßt zu haben. Als »Beweis« dafür bringt er ein Zitat aus meinem Artikel in den »Sozialistischen Monatsheften« über »die Gewerkschaften als Vertreter der Arbeiterklasse im heutigen Staate«, dessen entscheidenden Schluß er einfach in der Versenkung verschwinden läßt. Ich sage dort:

Gerade der Krieg hat dargetan, daß die Garantien des Sieges in einem Kampfe auf Leben und Tod nicht nur in der Feuerkraft der Maschinengewehre zu suchen sind, sondern namentlich auch in dem Bewußtsein der kämpfenden Massen, daß diese Kämpfe auch ihre Kämpfe sind, daß mit der Vernichtung oder Erschüt-

terung des Staates auch ihre eigene Existenz schwer bedroht sein würde.

Den letzten gesperrten Satz läßt Beyschwang verschwinden, auf den kommt es aber an. Denn in einem zerrütteten Staatswesen, das etwa wie die Türkei bis vor dem Kriege sich unausgesetzt Eingriffe in seine ganze Wirtschafts-, Handels- und Zollpolitik gefallen lassen mußte, oder wie Persien, welches von seinen beiden »Schutzmächten« England und Rußland in zwei Interessengebiete geteilt wurde, läßt sich natürlich weder gesunde Wirtschaftspolitik noch Sozialpolitik treiben. Oder steigen wir etwas in die deutsche Vergangenheit zurück, so wird wohl niemand zu behaupten wagen, daß unter der unseligen früheren Kleinstaaterei die deutsche Arbeiterbewegung sich so kraftvoll hätte entfalten können, wie es in dem jetzigen politischen und wirtschaftlichen Einheitsgebiet möglich war. Das hatte auch wohl Franz Mehring im Auge, als er bezüglich des Krieges 1870/71 in seiner »Geschichte der deutschen Sozialdemokratie« schrieb:

Kein Zweifel, daß wie in den deutschen Volksmassen überhaupt, so auch in der Masse des deutschen Proletariats das Verlangen vorwog, mit bewaffneter Hand den bonapartistischen Angriff zurückzuweisen. Und es wäre schwerlich viel anders gewesen, wenn Bismarcks diplomatische Machenschaften damals schon so bekannt gewesen wären, wie sie es heute sind. Mochte Bismarck was immer gesündigt haben und der Norddeutsche Bund wie wenig mit einem nationalen Ideenstaat gemein haben, so galt es, dem Ausland einmal zu zeigen, daß Deutschland entschlossen und fähig sei, einen eigenen Willen zu haben. Durch alle diplomatischen Lügen hindurch sah das Volk nur die eine Tatsache, daß der Krieg geführt werden müsse, um die nationale Existenz sicherzustellen.

Im gleichen Sinne waren auch meine Ausführungen in den »Sozialistischen Monatsheften« gehalten; ich kann mich daher nicht rühmen, Schöpfer eines besonderen »Neusozialismus« zu sein, sondern ich bewege mich in alten Bahnen. Insofern mag sogar die naive Frage des Genossen Beyschwang berechtigt sein: »Wo und wie haben die Gewerkschaften vor dem Kriege dieses Bewußtsein (von der Notwendigkeit der nationalen Existenz. E. K.) in der modernen Arbeiterbewegung geweckt?«, weil sie, richtiger ausgedrückt, durch ihre aufklärende Arbeit und ihr gesamtes Wirken eigentlich nur kräftig zur Förderung dieses Bewußtseins beigetragen haben. Ich selbst habe auch nicht erst nach Ausbruch des Krieges hierin umzulernen brauchen. Schon in meinem Bericht über den Internationalen Kongreß zu Stuttgart, wozu ich von meiner Gewerkschaft delegiert war, hob ich in der »Buchbinder-Zeitung« vom 31. August 1907 hervor, »daß beiden Resolutionen gegen Militarismus und Imperialismus gemeinsam war, daß sie die Nation als Erscheinungsform menschlicher Kultur anerkannten«, und fügte hinzu:

Sagte doch Jaurès: »Hervés Rezept ist eine atavistische Brutalität. Das Vaterland will Hervé zerstören, wie einst der kaum geweckte Proletarierzorn die Maschine entzweischlug. Wir wollen das Vaterland wie die Produktionsmittel sozialisieren zum Nutzen für das Proletariat. Denn die Nation ist das Schatzhaus des menschlichen Genies und Fortschritts, und es stände dem Proletariat schlecht an, diese kostbaren Gefäße menschlicher Kultur zu zertrümmern.«

So dachte ein Mann, den wohl keiner auf den Kehrichthaufen der »Neusozialisten« werfen wird, der vielmehr mit allen Fasern seines Wesens an

der internationalen Verständigung der Völker mitarbeitete, ohne deswegen die Nationen zu einem unterschiedslosen Menschenbrei zusammenzuwerfen. Freilich sollen wir uns freimachen von der verdammten Autoritätsduselei, wie ein anderer Kritiker der »Neusozialisten«, Paul Selke, in Nr. 6 der Neuen Zeit schreibt, und wir sollen selbst prüfen, was not tut und richtig ist, sintemal unsere »Kirchenväter« die letzten waren, die da verlangten, unbesehen auf ihre Glaubenssätze zu schwören. Nichtsdestoweniger sind ihre Ansichten lehrreich auch noch für uns heutige Zeitgenossen. Unsere Kritiker sollten sich aber nicht bloß darauf beschränken, mit strafenden Gebärden auf »jene altmodischen Leute« hinzuweisen, sondern sich befleißigen, auch ihre Briefe und Schriften richtig zu lesen und ihre Reden zu beachten, dann würden sie wohl andere Früchte der Erkenntnis daraus schöpfen, als sie uns bisher dargeboten haben.

Aus den von Mehring herausgegebenen Briefen Lassalles an Marx und Engels geht doch zweifelsohne aufs deutlichste hervor, daß alle drei nichts weniger als antinational dachten. Ebenso auch aus den von Bernstein herausgegebenen Werken Lassalles. Lassalle predigte frank und frei den Krieg gegen Dänemark zur Befreiung Schleswig-Holsteins: [1]

Revidiert Napoleon die europäische Karte nach dem Prinzip der Nationalitäten im Süden, so tun wir dasselbe im Norden. Befreit Napoleon Italien, gut, so nehmen wir Schleswig-Holstein. Und mit dieser Proklamation unsere Heere gegen Dänemark gesendet....[2] Und möge die Regierung dessen gewiß sein: In diesem Kriege, der ebensosehr ein Lebensinteresse des deutschen Volkes als Preußens ist, würde die deutsche Demokratie selbst Preußens Banner tragen und alle Hindernisse vor ihm zu Boden werfen mit einer Expansionskraft, wie ihrer nur der berauschende Ausbruch einer nationalen Leidenschaft fähig ist, welche seit fünfzig Jahren komprimiert in den Herzen eines großen Volkes zuckt und zittert.

Friedrich Engels kennzeichnete nach Mehring unsere Stellung wie folgt: [3]

Sollen wir uns noch länger gefallen lassen, daß das Spiel mit uns getrieben wird? Sollen wir 45 Millionen es noch länger dulden, daß eine unserer schönsten, reichsten und industriellsten Provinzen fortwährend zum Köder dient, den Rußland der Prätorianerherrschaft in Frankreich vorhält? Hat das Rheinland keinen anderen Beruf, als vom Krieg überzogen zu werden, damit Rußland freie Hand an der Donau und Weichsel bekommt? Das ist die Frage. Wir hoffen, daß sie Deutschland bald mit dem Schwerte beantwortet. Halten wir zusammen, dann werden wir den französischen Prätorianern und den russischen Krapuschkschiks schon heimleuchten.

Ähnlich sprach sich Engels noch anfangs der neunziger Jahre warnend in einem französischen Parteikalender und in der Neuen Zeit aus:

Sollte die französische Republik sich in den Dienst seiner Majestät des Zaren stellen, so würden die deutschen Sozialisten sie mit Leidwesen bekämpfen, aber bekämpfen würden sie sie.

Auch Lassalle schrieb 1860 in einem Briefe an Marx:

Der Krieg gegen Rußland wäre das populärste, alles hinreißende Feldgeschrei, das jemals in Deutschland erhoben worden. Haben wir einst eine wirkliche Revolution, so werden wir sofort den Krieg gegen Rußland haben.

---

[1] Lassalle, Der Italienische Krieg, in Bernsteins Ausgabe, 1. Band, S. 360, Berlin 1892.

[2] Ebenda, S. 363.

[3] Mehring, Lassalles Briefe (Anmerkungen).

Wie aber Marx selbst sich der russischen Eroberpolitik gegenüber stellte, gibt Mehring mit folgenden Worten wieder: [4]

So wenig er etwas übrig hatte für den ängstlichen, konservativen, ebenso unbeholfenen wie brutalen Despotismus des Wiener Kabinetts, so war ihm doch der einzige Umstand, der die staatliche Existenz Österreichs seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts rechtfertigte, dessen hilfloser, inkonsequenter, feiger, aber zäher Widerstand gegen die Fortschritte Rußlands im Osten Europas; diesen Widerstand aufheben, ehe die Revolution so weit war, aus eigener Kraft mit dem Zaren fertig zu werden, hieß die Geschäfte ihres gefährlichsten Gegners besorgen.

Bekannt ist ja Bebels Äußerung, daß er bei einem Kriege gegen Rußland als Siebzigjähriger noch die Flinte auf den Buckel nehmen würde. Im Reichstag rief er einmal den Gegnern zu:

An der Erhaltung der Unabhängigkeit Deutschlands sind die arbeitenden Klassen mindestens ebenso interessiert wie diejenigen, die sich als die berufenen Leiter und Herrscher der Völker betrachten, und das arbeitende Volk ist nicht gewillt, seinen Nacken unter irgendeine Fremdherrschaft zu beugen. Gälte es einmal, sich seiner Haut zu wehren, die arbeitenden Klassen Deutschlands würden ihren Mann stellen.

Am 7. März 1904 sagte Bebel im Reichstag:

Meine Herren! Sie können künftig keinen siegreichen Kampf ohne uns schlagen. Wenn Sie siegen, siegen Sie mit uns und nicht gegen uns; ohne unsere Hilfe können Sie nicht mehr auskommen. Ich sage noch mehr: wir haben sogar das allergrößte Interesse, wenn wir in einen Krieg gezerrt werden sollten, ... einen Krieg, in dem es sich dann um die Existenz Deutschlands handelte, dann — ich gebe Ihnen mein Wort — sind wir bis zum letzten Mann und selbst die ältesten unter uns bereit, die Flinte auf die Schulter zu nehmen und unsern deutschen Boden zu verteidigen, nicht Ihnen, sondern uns zuliebe, selbst meinetwegen Ihnen zum Trotz. Wir leben und kämpfen auf diesem Boden, unser Heimatland, das so gut unser Vaterland, vielleicht noch mehr als Ihr Vaterland ist, so zu gestalten, daß es eine Freude ist, in demselben zu leben, auch für den letzten unter uns. Das ist unser Bestreben, das suchen wir zu erreichen, und deshalb werden wir jeden Versuch, von diesem Vaterland ein Stück Boden wegzureißen, mit allen uns zu Gebote stehenden Kräften bis zum letzten Atemzug zurückweisen.

Und wie verhielt sich Wilhelm Liebknecht, der andere der großen dahingeschiedenen Führer der deutschen Sozialdemokratie, in dieser Frage? Am 28. November 1888 erklärte er im Deutschen Reichstag:

Was die Feinde der deutschen Einigung drüben in Frankreich und in Rußland fürchten, das ist ein zur Verteidigung des Landes einiges deutsches Volk. Und nach dieser Richtung hin — das kann ich Ihnen versichern — ist von unserer Seite bei einflußreichen französischen Politikern auch persönlich durch mich jeder Zweifel, falls einer vorhanden war, beseitigt worden: Greift Frankreich an, dann ist keine Partei in Deutschland, auf die es rechnen kann, und dann ist der letzte Sozialdemokrat in Deutschland verpflichtet und bereit, gegen den Angreifer zu marschieren.

In Rücksicht auf den Raum der Neuen Zeit muß ich mich auf diese wenigen Zitate beschränken. Sie beweisen auch schon zur Genüge, in welch guter Gesellschaft sich die »Umlerner« befinden. Doch abgesehen hiervon läßt sich nun einmal die Tatsache nicht aus der Welt wegdisputieren, daß die Arbeiter aller Länder ein lebendiges Interesse an dem ungeschmälerten Bestand ihres jeweiligen Vaterlandes haben; daher die gar nicht so erstaunliche Erscheinung, daß sie überall für die Verteidigung ihres Vaterlandes eintreten.

[4] Mehring, Lassalles Briefe, S. 92.

Bilden dabei Teile der russischen Sozialdemokratie, meinetwegen auch deren Mehrheit, eine Ausnahme, so erklärt sich das aus den russischen despotischen Verhältnissen, die eine Vaterlandsliebe geradezu unterdrücken. Die Ausnahme Italien, wo das Proletariat gespalten ist, erklärt sich vielleicht aus dem Umstand, den Adolf Braun in der »Fränkischen Tagespost« vom 3. Dezember 1915 mit folgenden Worten kennzeichnet:

Niemals lagen die Verhältnisse so einfach, niemals war ein Krieg so frivol, so unnötig, als der Krieg, den Italien nun gegen Österreich-Ungarn und die Türkei und damit auch gegen deren Verbündete führt.

Niemals ist es mir aber eingefallen, »von einem kapitalistischen Staat Schlaraffia mit ausgleichenden Interessen zwischen Kapital und Arbeit zu träumen«, wie Beyschwang annimmt, um nicht zu sagen träumt. Vergeblich wird er und andere Gleichgesinnte solche »Harmonieapostel« unter den Gewerkschaftsführern suchen. Ihre unklare Phantasie malt ihnen da Bilder an die Wand, die mit der Wirklichkeit nichts gemein haben. Das hat übrigens jüngst die »Bremer Bürgerzeitung«, also ein hyperradikales Organ, mit erfrischender Deutlichkeit in einem sehr lesenswerten Artikel: »Gibt es illusionstrunkene Gewerkschaften?« glatt bestätigt, indem sie im Gegensatz zur »Leipziger Volkszeitung«, die den Vorsitzenden des Holzarbeiterverbandes Leipart wegen seiner in den »Sozialistischen Monatsheften« angeblich verfochtenen gefährlichen »Neuen Ideen« angegriffen hatte, Leipart und den freien Gewerkschaften Gerechtigkeit widerfahren ließ. Anknüpfend an einen Artikel der »Holzarbeiterzeitung« warf sie die Frage auf:

Wo steckt hier irgendwelche Illusion? Im Gegenteil, ganz nüchtern wird die Situation beleuchtet und die Holzarbeiter sogar vor Illusionen gewarnt. Und wie hier, ist auch in den übrigen Organisationen der freien Gewerkschaftsbewegung von übertriebenen Hoffnungsschürereien durchaus nichts zu verspüren. Ist es Illusionsschwärmerei, wenn überall mit Kraft der Mahnruf erhoben wird: »Proletarier, vereinigt euch!«?

Ja, die »Bremer Bürgerzeitung« hält sogar den Vorschlag Leiparts im »Korrespondenzblatt der Generalkommission« für beachtlich und wünscht, daß die Generalkommission ihm näher tritt, wonach alljährlich nach Art des Buches der Zwanzig von Thimme-Legien durch literarische Arbeitsgemeinschaft bürgerlicher und sozialistischer Vertreter ein Jahrbuch herausgegeben werden möchte. Und bündig erklärt sie zuletzt: »Die Gewerkschaftsführer sind keine Illusionsschwärmer, sie verweisen vielmehr die Arbeiter auf ihre eigene Kraft, das heißt die Kraft der Organisation.«

Um das Zusammenarbeiten mit staatlichen Organen kommen wir aber gar nicht herum, wenn wir den zweiten Teil unseres sozialdemokratischen Programms verwirklichen wollen. Auch das Zusammenwirken mit Angehörigen anderer Parteien wird unumgänglich notwendig sein, wenn wir das Arbeitsprogramm ausfüllen wollen, welches unser August Bebel den Gewerkschaften sehr weit gesteckt hat:[5] Kranken-, Unfall-, Invaliden- und Altersversicherung, Vereins- und Versammlungsrecht, Arbeiterschutzgesetzgebung, Gesetzgebung über die Hausindustrie, das Gewerbegerichtswesen,

[5] Bebel, Gewerkschaftsbewegung und politische Parteien, Stuttgart 1900, Verlag Dietz, S. 19.

Gewerbeinspektion, die Organisation von Arbeitskammern und eines Reichsarbeitsamts, die Berggesetzgebung, die Lebensmittelzölle, die Handels- und Zollgesetzgebung, die Lage der Arbeiter in den Staatsbetrieben, »kurz alle sozialen und wirtschaftlichen Angelegenheiten, bei denen die Interessen einer größeren Arbeitermasse oder der Gesamtheit der Arbeiter in Frage kommen«.

Neuerdings treten die wichtigen Gebiete des paritätischen Arbeitsnachweises, der Arbeitslosenversicherung und der Kriegsbeschädigtenfürsorge in den Vordergrund. Ohne die Mitwirkung der Gewerkschaften und ohne das Zusammenarbeiten mit staatlichen und städtischen Organen, mit anderen Parteien, mit den Unternehmerorganisationen, mit anderen Gewerkschaftsrichtungen ist die Fülle dieser Aufgaben nicht zu bewältigen, darüber sind sich alle Praktiker klar. Das empfahl auch der große Umlerner Bebel in obiger Schrift, nachdem er sich von dem Irrtum freigemacht hatte, daß den Gewerkschaften durch ganz natürliche Ursachen ein Lebensfaden nach dem anderen durchgeschnitten würde, in dem er noch auf dem Parteitag zu Köln 1893 befangen war. Dementsprechend handeln auch die Führer der Gewerkschaften. Überall, wo Arbeiter- und Gewerkschaftsinteressen zu vertreten sind, stellen sie ihren Mann: in den parlamentarischen Körperschaften, bei den Gewerbegerichten, in den Krankenkassen, in den Institutionen der staatlichen Arbeiterversicherung, auf den sozialpolitischen Kongressen zur Regelung des Heimarbeiterschutzes, des Arbeitsnachweises, der Arbeitslosenunterstützung usw. Sie sind rechte Arbeiter »im Weinberg des Herrn«, wie sie der Genosse Selke wünscht. Sie sind keine Gefühlspolitiker oder Eingänger, die beim milden Schein der Studierlampe ihre Erfahrungen gesammelt haben, sondern in Bluse und Kittel, in der Praxis des Lebens. Ihretwegen braucht man keine Befürchtungen zu hegen, daß sie beim notwendigen Verkehr mit anderen Parteien, mit anderen Gesellschaftsklassen straucheln könnten. Wer sich allerdings nicht sicher genug in seiner Überzeugung fühlt, der soll solchen Verkehr unterlassen. Diese Freiheit der Vorsicht besitzen natürlich auch unsere Kritiker.

Im Grunde genommen ist eine solche Befürchtung gegenüber den sozialdemokratischen Gewerkschaftsvertretern ein Rückfall in eine Angst, die vor zwanzig Jahren gewisse Parteikreise befiel, als die Gewerkschaften sich eingehender mit der Sozialpolitik beschäftigen wollten. Da wurde das Wort von den »dunklen Plänen der Generalkommission« geprägt. Wenn einzelne aus grundsätzlicher Abneigung vor dem Umlernen und in echt konservativer Weise sich nicht von jenem im allgemeinen längst überwundenen Angstgefühl befreien können, so ist das ein Beweis für die Langlebigkeit eingewurzelter Irrtümer.

Der Aufgabenkreis der Arbeiterbewegung im heutigen Staate erweitert sich immer mehr. Das bedingt den weitesten Blick über alle einschlägigen Verhältnisse. Wir brauchen neben den Männern der schwieligen Faust auch wirkliche Staatsmänner, die diesen Überblick besitzen. Wenn beispielsweise die jüngst tagende Konferenz der Vertreter der Gewerkschaftsvorstände den letzteren dringend empfahl, sich mit der Gestaltung der zukünftigen Handelsverträge zu beschäftigen, »damit die Gewerkschaften bei der Neugestaltung der wirtschaftspolitischen Beziehungen auch ihren Einfluß in die Wagschale der Entscheidung werfen können«, so bedeutet das nichts anderes als die

Beschäftigung mit Problemen, die mit der Weltpolitik im innigen Zusammenhang stehen. Darin liegt aber auch zugleich der Ruf nach Gleichberechtigung auf einem bisher verschlossenen Gebiet. Diesen Ruf nach Gleichberechtigung auf allen Gebieten immer lauter erschallen zu lassen, ist eine Pflicht, der wir uns gar nicht entziehen können; es sei denn, wir wollten den bürgerlichen Politikern das Feld überlassen. Früher hat auch Kautsky diese Pflicht anerkannt und den Schwarmgeistern gezeigt, wie »diejenigen Aufgaben, welche innerhalb der jetzigen Gesellschaft von uns zunächst zu lösen sind«, erledigt werden müssen. In »Grundsätze und Forderungen der Sozialdemokratie, Erläuterungen zum Erfurter Programm von Karl Kautsky und Bruno Schönlank« heißt es nämlich auf S. 28: [6]

Auf dem Grund und Boden einer bestimmten politischen sozialen Ordnung muß die Arbeiterklasse für ihre Befreiung fechten. Ein unvermittelter Schritt aus der alten in die neue Gesellschaft, der mit einem Male in das Land unserer Hoffnungen führt, ist unmöglich, weil er ein Widersinn ist. Wir haben mit den harten Tatsachen zu rechnen, die deshalb nicht verschwinden, weil die Schwarmgeisterei sie nicht sehen will. Die gegebenen Verhältnisse, die nüchterne Wirklichkeit haben allein in unserer Rechnung Platz, gerade weil wir diese gegebenen Verhältnisse von Grund aus umgestalten wollen.

So sind die heutigen Zustände die natürliche Grundlage der Arbeiterbewegung, so vollzieht sich im Widerstreit gegen die Schlechtigkeit und Unhaltbarkeit dieser Zustände der Klassenkampf. Sie liefern die Punkte des Angriffs, sie liefern die Gegner, sie nötigen uns, die Reihen von Forderungen, welche den zweiten Teil des Programms bilden, aufzustellen und zu vertreten. Nicht mit Schattenwesen, sondern mit derb-handgreiflichen Erscheinungen, nicht mit Geschöpfen einer grübelnden Einbildungskraft, sondern mit den natürlichen Wirkungen der herrschenden Wirtschaftsweise haben wir zu tun. Gegen uns die bürgerliche Klasse, der bürgerliche Staat, gegen uns die gewaltigen Machtmittel des Kapitalismus....

Damit wir unser Endziel erreichen, muß die Arbeiterklasse in den Besitz der staatsbürgerlichen Rechte gelangen, welche eine ungehemmte Wirksamkeit im öffentlichen Leben gewährleisten.

Das ist mit etwas anderen Worten so ziemlich dasselbe, wie wir »Neuerer« unsere Aufgaben im heutigen Staat auffassen.

Arbeitslosenversicherung und Kriegserwerbslosenfürsorge.

Von H. Malkulat.

Die von dem Gewerkschaftskongreß in Stuttgart im Jahre 1902 aufgestellte Forderung nach Einführung einer reichsgesetzlichen Arbeitslosenversicherung fand bis vor Ausbruch des Krieges auf fast allen Seiten hartnäckigen Widerstand. Zum nicht geringen Teil hatte letzterer in der ablehnenden Haltung des großindustriellen Scharfmachertums seine Ursache und Stütze. Aber auch in den übrigen Kreisen hatte die Arbeitslosenversicherung wenig Freunde. Um Ausreden, und zwar mitunter recht fadenscheiniger Art, war man nicht verlegen. Nicht anders stand es bei der Reichsregierung, den Bundesstaaten und den Gemeinden.

Die Reichsregierung erklärte sich außerstande, die Arbeitslosenversicherungsfrage reichsrechtlich zu regeln, und wies diese Aufgabe den Bundesstaaten zu. Hier war jedoch ebenfalls keine Neigung vorhanden, sich damit zu befassen, und wo man sich, wie in Bayern, Baden und Württemberg, näher mit der Arbeitslosenver-

[6] Berlin 1907, Buchhandlung Vorwärts, 4. Auflage.

sicherung beschäftigte, kam man über Denkschriften und theoretische Erörterungen nicht hinaus. Im allgemeinen stellten sich die bundesstaatlichen Regierungen auf den Standpunkt, die Arbeitslosenfürsorge als eine die Gemeinden berührende Angelegenheit zu betrachten. Die Gemeinden verwiesen wieder auf das Reich und die Bundesstaaten. Unter diesen Umständen blieben alle Bemühungen, die Arbeitslosenversicherung, wenn auch nur auf kommunaler Grundlage, zu fördern, ohne nennenswerten Erfolg. Bei Ausbruch des Krieges zählte man im ganzen Deutschen Reiche nur 14 Gemeinden, die eine organisierte Arbeitslosenfürsorge aufzuweisen vermochten. Alle übrigen Gemeindeverwaltungen wollten davon nichts wissen. Soziale Rückständigkeit und Verständnislosigkeit in Verbindung mit der Furcht vor den finanziellen Anforderungen einer durchgreifenden Arbeitslosenfürsorge traten allen hierauf abzielenden Bestrebungen entgegen und erwiesen sich als schier unüberwindliche Hindernisse. Solche zeigten sich selbst dort, wo man den sozialen Bedürfnissen ein größeres Verständnis entgegenbrachte und sich der Arbeitslosenfürsorge gegenüber nicht prinzipiell ablehnend verhielt. Nicht mit Unrecht konnte geltend gemacht werden, daß die Gemeinden aus eigener Initiative und lediglich auf sich angewiesen zur Durchführung einer den Anforderungen der Arbeiter genügenden Arbeitslosenfürsorge nicht in der Lage sind. Solange sie nicht gesetzlich zur Schaffung von Fürsorgeeinrichtungen verpflichtet werden und eine ihre Leistungen zusammenfassende gesetzliche Grundlage fehlt, müssen alle von ihnen getroffenen Unterstützungsmaßnahmen Stückwerk bleiben und für die Masse der Arbeiter ohne merkbaren Nutzen sein.

So war es nur zu erklärlich, daß es mit der öffentlichen Arbeitslosenfürsorge auf der Grundlage einer Arbeitslosenversicherung außerordentlich langsam vorwärts ging und die Kosten der Arbeitslosigkeit im wesentlichen von den Arbeitern selbst beziehungsweise ihren Organisationen getragen werden mußten. Im Jahre 1913 wurden allein von den freien Gewerkschaften 13 039 177 Mark für Arbeitslosen- und Reiseunterstützung verausgabt, und im Kriegsjahr 1914 ist dieser Aufwand nahezu auf das Doppelte, auf 24 721 796 Mark gestiegen. Von den christlichen Gewerkschaften wurden in dem gleichen Jahre 875 628 Mark und von den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen 510 588 Mark für denselben Zweck aufgebracht. Insgesamt wendeten also in diesem einen Jahre die deutschen organisierten Arbeiter für die Opfer der Arbeitslosigkeit 26 108 012 Mark auf; eine achtunggebietende Leistung, die insbesondere die frei organisierten Arbeiter mit berechtigtem Stolz erfüllen muß. Demgegenüber nimmt sich das, was vor dem Kriege an öffentlicher Arbeitslosenfürsorge geleistet wurde, recht dürftig aus. Abgesehen von den wenigen Gemeinden mit einer organisierten Arbeitslosenunterstützung beschränkte man sich darauf, den Arbeitslosen die üblichen Notstandsarbeiten, wie Steinklopfen, Grabarbeiten, Straßenkehren, Schneeschaufeln usw., anzubieten oder sie auf die öffentliche Armenunterstützung zu verweisen. Für das Demütigende in dieser Behandlung hatte man in den wenigsten Fällen Verständnis. Es handelte sich ja nur um Arbeiter, die ein besonderes Zartgefühl nicht zu beanspruchen hatten; lag es doch, wie man nur zu oft hören konnte, nur an den Arbeitern selbst, wenn sie keine Beschäftigung fanden.

Diese Verhältnisse haben durch den Krieg eine nicht unerhebliche Änderung erfahren, und damit ist die Lösung der Arbeitslosenversicherungsfrage ein gutes Stück näher gerückt. Sowohl die Reichsregierung wie die bundesstaatlichen Regierungen haben unter dem Druck der wirtschaftlichen wie der politischen Verhältnisse ihren Widerstand gegen die von den Gewerkschaften und der sozialdemokratischen Arbeitervertretung geforderte gesetzliche Arbeitslosenfürsorge aufgegeben und die Notwendigkeit von Maßnahmen zur Steuerung der Arbeitslosigkeit und Unterstützung der Beschäftigungslosen anerkennen müssen. Hierzu hat vor allem die mit Ausbruch des Krieges eintretende allgemeine Geschäftsstockung und daraus hervorgehende Arbeitslosigkeit beigetragen, die große Massen der nicht von der Einberufung betroffenen Arbeiter in einen schweren Notstand versetzte. Dieser Situa-

tion gegenüber war ein längeres Zuwarten nicht möglich, und so mußte endlich dem Drängen der Partei und der Gewerkschaften nachgegeben, eingegriffen und geholfen werden, wenn nicht die schwersten Gefahren nach innen wie nach außen heraufbeschworen werden sollten.

Die zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und des damit verbundenen Notstandes eingeleiteten Maßnahmen hatten Erfolg. Es gelang, die stockende Produktion wieder in Fluß zu bringen, den Rohstoffmangel zu beseitigen und eine Reihe sonstiger durch den Krieg geschaffener Hemmungen zu beheben. Erleichtert wurde dieses Vorgehen durch den starken Heeresbedarf, der in einzelnen Industrien eine völlige Neugruppierung ermöglichte und für die Unterbringung zahlreicher Arbeiter Gelegenheit bot. Infolgedessen ging die Zahl der Arbeitslosen immer mehr zurück, so weit, daß heute unter der Einwirkung der Einberufungen und des Heeresbedarfs an Ausrüstung und Bewaffnung in verschiedenen Berufen sogar ein erheblicher Mangel an gelernten Arbeitern besteht. Nicht so günstig ist die Lage der weiblichen Arbeiter. Zwar hat der Krieg auch ihnen ungeahnte Betätigungsgebiete eröffnet. Die Stellen vieler zum Heere einberufener Arbeiter, Angestellten und Beamten sind durch weibliche Arbeitskräfte ersetzt worden. Im Post- und Eisenbahndienst, bei den Straßenbahnen, in den behördlichen und privaten Bureaus begegnet man heute Frauen in Stellungen, in die sie in normalen Zeiten wohl niemals hineingelangt wären. Ebenso in der Industrie. Zahlreiche Betriebe arbeiten heute mit Frauen, die vor dem Kriege ausschließlich männliche Arbeiter beschäftigten. Nicht nur bei leichten mechanischen Arbeiten werden weibliche Arbeitskräfte verwendet, sondern auch an der Drehbank und anderen komplizierten Maschinen. Trotzdem ist nach wie vor ein starkes Überangebot von Frauen vorhanden und bei ihnen keine nennenswerte Abnahme der Arbeitslosigkeit zu bemerken.

Ganz beträchtlich hat sich auch infolge der bundesrätlichen Baumwollverordnung die Arbeitslosigkeit in der Textilindustrie gesteigert. Die Zahl der männlichen Arbeitsangebote ist pro 100 offene Stellen von Februar 1915, wo die Arbeitslosigkeit in der Textilindustrie ihren tiefsten Stand hatte, bis Oktober von 135 auf 183 und bei den weiblichen von 218 auf 315 angewachsen. Dabei hat man in Voraussicht dieser Arbeitslosigkeit die Arbeitswoche in der Textilindustrie auf fünf Tage beschränkt; eine große Zahl kleinerer Betriebe arbeiten sogar noch kürzere Zeit. Sehr wahrscheinlich werden sich diese Verhältnisse noch verschlechtern. Die Reichsregierung war deshalb genötigt, dem dahin gehenden sozialdemokratischen Antrag zu folgen und eine Unterstützung der arbeitslosen Textilarbeiter zuzugestehen. Die Mittel hierfür sind in den vom Reichstag für Kriegswohlfahrtszwecke bewilligten Millionen vorhanden.

Nach einer Bundesratsbekanntmachung vom 17. Dezember 1914 soll die Unterstützung der arbeitslosen Textilarbeiter durch die Gemeinden erfolgen, sich zugleich aber auch auf andere arbeitsfähige und arbeitswillige, durch den Krieg beschäftigungslose Ortseinwohner erstrecken. Den Gemeinden werden hierzu Beiträge gewährt, sofern sie die Arbeitslosenfürsorge organisieren. Die Einrichtung wird als Kriegserwerbslosenfürsorge bezeichnet und darf die gewährte Unterstützung keinen armenrechtlichen Charakter tragen. Diese allgemeinen Bestimmungen haben in den einzelnen Bundesstaaten eine weitere Ausbildung erfahren. So hat zum Beispiel die württembergische Regierung für die Kriegserwerbslosenfürsorge bestimmte Grundsätze und Regelleistungen aufgestellt, die den Gemeinden als Muster für die von ihnen zu schaffenden Einrichtungen dienen sollen. Desgleichen sind wenigstens in einigen Staaten besondere eigene Mittel für diesen Zweck bereitgestellt worden.

Nach den württembergischen Grundsätzen ist die Kriegserwerbslosenfürsorge bestimmt für alle bisher erwerbstüchtigen Personen, die infolge des Krieges erwerbslos und unterstützungsbedürftig geworden sind. Unterstützungsberechtigt sind: männliche und weibliche Arbeiter, Angestellte, Dienstboten sowie minderbemittelte Gewerbetreibende aller Art. Ein Rechtsanspruch auf Unterstützung besteht nicht. Die Unter-

stützungsbedürftigkeit ist nach den gesamten Verhältnissen des Nachsuchenden zu beurteilen. Kleinerer Grund- und Kapitalbesitz schließen die Bedürftigkeit nicht aus. Zu prüfen ist, ob der Erwerbslose infolge des Krieges nach seinen Erwerbs- und Vermögensverhältnissen den Unterhalt für sich und seine Familie trotz vorhandener Arbeitsfähigkeit und Arbeitswilligkeit aus eigener Kraft nicht zu gewinnen vermag. Ausgeschlossen von der Fürsorge sind Personen, die für sich oder mit ihren Familien schon vor Ausbruch des Krieges ganz oder überwiegend auf Kosten der öffentlichen Armenunterstützung oder aus öffentlichen Stiftungsmitteln unterhalten werden mußten. Unterstützungen erhalten nur solche Personen, die seit mindestens drei Monaten am Orte wohnen. Kurze Unterbrechungen werden aber nicht gerechnet. Die Erwerbslosen sind verpflichtet, Arbeit auch außerhalb ihres Berufs und des Ortes sowie zu gekürzter Arbeitszeit anzunehmen, sofern ihnen ein angemessener Lohn angeboten wird und sie dem Erwerbslosen nach Vorbildung, Beruf und Körperbeschaffenheit als auch mit Rücksicht auf das Familienleben zugemutet werden kann. Als Regelsätze für die Unterstützung der Arbeitslosen werden empfohlen: für eine einzelstehende weibliche Person wöchentlich 9 Mark, für eine einzelstehende männliche Person 10 Mark. Für Familien aus 2 Köpfen 14 Mark, 3 Köpfen 16 Mark, 4 Köpfen 18 Mark, 5 Köpfen 20 Mark, 6 Köpfen 22 Mark, 7 Köpfen 24 Mark, 8 Köpfen 26 Mark, 9 Köpfen 28 Mark, 10 und mehr Köpfen 30 Mark. Einkünfte, die dem Erwerbslosen oder seinen Familienangehörigen aus sonstigen Quellen zufließen, sowie der etwaige Arbeitsverdienst einzelner dem Haushalt zugehöriger Familienmitglieder kommen zu drei Viertel ihres Betrages in Anrechnung. Jedoch werden Zinsen aus Sparguthaben und Rentenbezüge nur zur Hälfte und Unterstützungen eigener oder fremder Vorsorge nicht angerechnet. Hierzu zählen die Unterstützungen von Arbeitgebern und gewerkschaftlichen Organisationen. Unterstützungsberechtigt sind auch solche Arbeiter, die nur einen Teil der Woche arbeiten. Den Gemeinden wird es überlassen, inwieweit sie sich diesen Grundsätzen anpassen wollen. Letzteres liegt aber in ihrem Interesse, da hiervon die Höhe der ihnen zufließenden Zuschüsse bedingt ist.

Wirken schon diese Grundsätze auf eine Einheitlichkeit der Erwerbslosenfürsorge bei den Gemeinden hin, so wird diese noch weiter durch den Beschluß des Reichsversicherungsamtes begünstigt, der die Versicherungsanstalten des Reiches berechtigt, 5 Prozent ihres über zwei Milliarden betragenden Vermögens für Zwecke der Kriegswohlfahrtspflege, darunter auch der Erwerbslosenfürsorge, zu verwenden. Das ist in weitem Umfang geschehen. Insbesondere ist die Versicherungsanstalt Württemberg hierbei in anerkennenswerter und vorbildlicher Weise vorgegangen. Bereits im Oktober 1914 stellte sie den Gemeinden für die Vornahme von Notstandsarbeiten und die Einführung einer organisierten Arbeitslosenunterstützung Darlehen und Beihilfen zur Verfügung. Der Erfolg blieb leider infolge der Indolenz der Gemeindeverwaltungen hinter den gehegten Erwartungen zurück. Von den vorgesehenen Mitteln in Höhe von einer Million wurde nur ein verhältnismäßig geringer Betrag verbraucht. Vor kurzem hat nun die Versicherungsanstalt die für ihre Beihilfe aufgestellten Grundsätze einer Revision unterzogen und sie mit den von der Regierung herausgegebenen in Übereinstimmung gebracht. Sie gewährt danach den Gemeinden für Notstandsarbeiten $3^1/_2$ bis 5prozentige Darlehen sowie Beihilfen von 10 bis 15 Prozent der gezahlten Arbeitslöhne, ferner für Arbeitslosenunterstützung 40 Prozent des Unterstützungsaufwands, wenn für Notstandslöhne und Arbeitslosenunterstützung mindestens die festgesetzten Regelsätze eingehalten werden. Da die Gemeinden für Arbeitslosenunterstützung vom Staat beziehungsweise vom Reich für den Rest ihres Aufwands eine weitere Beihilfe von 40 bis 50 Prozent, soweit Textilarbeiter in Betracht kommen, sogar bis 75 Prozent ersetzt erhalten, bleibt für sie eine übermäßige Last nicht zu tragen übrig. Ausreden über zu starke finanzielle Überbürdung können daher nicht gelten! Entsprechend den angeführten Bedingungen hat denn auch die Stadt Stuttgart ab 1. November 1915 ihre Unterstützungssätze erhöht und gewährt folgende Leistungen:

Alleinstehende ledige Personen . . .	täglich	1,60 Mk.
Verheiratete ohne Kinder	-	3,— -
- mit 1 bis 2 Kindern . . .	-	3,60 -
- - 3 - 4 - . . .	-	4,20 -
- - 5 - 6 - . . .	-	4,80 -
- - 7 und mehr Kindern .	-	5,40 -

Unter der Einwirkung der angeführten Umstände wie auch der Beihilfen von Staat und Versicherungsanstalten machte die kommunale Arbeitslosenfürsorge auf der Grundlage bestimmter Unterstützungen während des Krieges erhebliche Fortschritte. Nach einer Erhebung der Generalkommission der Gewerkschaften vom Januar 1915, die sich auf 846 Gemeinden erstreckte, war in 527 die Arbeitslosenunterstützung eingeführt. Befriedigen kann dieses Resultat freilich noch lange nicht und muß hier entschieden auf eine weitere Ausdehnung der Arbeitslosenunterstützung hingewirkt werden. In je weiterem Umfang dies geschieht, um so leichter wird sich die reichsgesetzliche Regelung der Arbeitslosenversicherung gestalten, die sich auf der kommunalen Regelung aufbauen muß. Hierbei kann und darf der Umstand nicht schrecken, daß es sich zurzeit nur um eine Kriegserwerbslosenfürsorge handelt und lediglich unter dieser Voraussetzung die Mittel dazu zur Verfügung stehen. Die einmal geschaffenen Einrichtungen wird man nicht mit dem Ende des Krieges sofort wieder aufheben können. Dem steht schon entgegen, daß wir mit großer Wahrscheinlichkeit auch nach dem Friedensschluß auf längere Zeit mit starker Arbeitslosigkeit zu rechnen haben werden. Selbst wenn die Demobilisierung des Heeres sehr allmählich erfolgt, ist es ausgeschlossen, daß das durch den Krieg so schwer gestörte Wirtschaftsleben sofort wieder in Ordnung kommt und die zurückflutenden Krieger im Handel, Verkehr und in der Industrie alsbald restlos Aufnahme finden. Wie bei jedem größeren Streik oder einer Aussperrung werden Wochen vergehen, unter Umständen sogar Monate, ehe wieder das wirtschaftliche Getriebe in normaler Weise ineinandergreift. Und bis dahin bedarf man der Einrichtungen, die eine Unterstützung der Arbeitslosen gewährleisten, ohne sie auf die Armenfürsorge der Gemeinden anzuweisen. Es wäre eine Schmach ohnegleichen, wenn die heimkehrenden Krieger diese Unterstützung nicht fänden.

Selbst wenn aber über alles Erwarten hinaus die Erwerbsverhältnisse mit dem Eintritt des Friedens sich günstig gestalten sollten, kann von einer Aufhebung der Arbeitslosenunterstützung keine Rede sein, sondern nur deren weitere Ausgestaltung zur Arbeitslosenversicherung in Frage kommen. Die Grundlage dafür ist gegeben. Auch die Arbeitsvermittlung bildet kein Hindernis mehr. Die Art, wie die Zentralisation der Arbeitsnachweise herbeigeführt wurde, entspricht zwar nicht den berechtigten Wünschen der Arbeiter; Besseres wäre möglich gewesen! Man hätte vor allem die Beseitigung der Unternehmernachweise erwarten können. Das ist nicht geschehen. Damit haben die Gewerkschaften auf die Erfüllung dieser Forderung nicht verzichtet. Sie wird kommen, mögen sich die Scharfmacher auch noch so sehr dagegen sperren.

Literarische Rundschau.

Durch Belgien. Wanderungen eines Ingenieurs vor dem Kriege. Nach J. Izart, La Belgique au travail und anderen Quellen bearbeitet von Hanns Günther. Stuttgart 1915, Franckhsche Verlagsbuchhandlung. Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Von der Industrie Belgiens handelt ein Buch, das jetzt im Franckhschen Verlag Stuttgart erschienen ist. Es sind Reisebriefe eines belgischen Ingenieurs, der sein Land kennt. Er wandert, ausgerüstet mit tüchtigen fachlichen Kenntnissen. Man spürt das an seiner Darstellungsweise, technische Dinge aus der Beherrschung des Gegenstandes nicht nur mit wenigen Worten klar und beinahe für jeden Leser ver-

ständlich herauszuarbeiten, sondern zwischen den Zeilen, gelegentlich nur angedeutet, findet auch der Fachmann Themen angeschlagen, die als zukünftige Entwicklungstendenzen bei uns in Deutschland ebenfalls zur Debatte stehen. Daneben werden Städte und Bauwerke, Fabriken und Landschaften auch mit künstlerisch geschulten Augen (beim zünftigen Ingenieur immerhin eine Seltenheit) betrachtet. Der Übersetzer, Hanns Günther, hat statistisches Material aus der neueren Literatur über Belgien eingestreut, so daß aus aktuellen Interessen heraus das Buch auch an Tatsachenmaterial bereichert worden ist.

Die Wanderung beginnt mit einer Schilderung der belgischen Bergwerke. »Die Mine von heute und die von morgen«. Auch in Belgien mechanisiert sich der Bergbaubetrieb, die senkrechte und wagrechte Förderung, der Abbau vor Ort steht unter dem Zeichen der technischen Verfeinerung, die Fördermaschine ist das Herz des modernen Bergwerks, die Keilhaue wird durch Drucklufthämmer ersetzt. Pro Kopf der Belegschaft steigt auch dort die Förderziffer, in der Weltproduktion sucht das kleine Land Belgien gegenüber den Großstaaten sich zu behaupten.

Der Betrieb einer belgischen Glasfabrik wird geschildert und beiläufig erwähnt, daß auch dort die Einführung der Tafelglasmaschine nur eine Frage der Zeit ist.

Ein besonderes Kapitel ist überschrieben: Zur Naturgeschichte des belgischen Arbeiters. Was Izart von der Kulturlosigkeit des belgischen Industrieproletariers mitteilt, stimmt ungefähr mit den Schilderungen überein, die mir belgische Gewerkschaftsführer gaben, wenn sie mir von ihrer Kleinarbeit erzählten. Nur daß allerdings, auch von Izart erwähnt, politische Momente und politische Sünden dabei eine Rolle mitspielen; erst jetzt ist dort der Schulzwang eingeführt, die belgischen Klerikalen lassen ebenfalls nicht von ihrer Art, unter ihrer Herrschaft ist weder kulturell noch sozial, sondern nur politisch an der Masse gearbeitet worden. (Deshalb macht es auf einen deutschen Parteigenossen großen Eindruck, an vielerlei Einzelzügen zu sehen und zu lernen, mit welcher Hingabe die belgischen Parteigenossen, die im Dienst der Bildungsarbeit stehen, gerade die Kulturbedürfnisse der Arbeiter zu wecken versuchen.)

Lüttich, die Eisen- und Feuerstadt. — Im Umkreis von nur wenigen Meilen Durchmesser brennen 18 Hochöfen, die Tag für Tag mehr als 2000 Tonnen Eisen liefern, 64 Bessemer- und 30 Siemens-Martinöfen produzieren jährlich 1 200 000 Tonnen Stahl. Die ganze belgische Stahl- und Eisenindustrie beschäftigt rund 100 000 Arbeiter, von denen etwa 37 000 auf Lüttich und seine Umgebung entfallen. 5000 sind in den Hochöfen beschäftigt, 12 000 in den Schmieden und gegen 2000 in den Gießereien. Lesen wir die Schilderung der Cockerillschen Betriebe, so erinnern diese Werke an Krupp. Zwischen beiden Unternehmungen bestanden ja auch vor dem Kriege tatsächlich Beziehungen; sind doch von den Cockerillschen Geschützgießereien kleinere und mittlere Geschütze nach Kruppschen Plänen seinerzeit für die Forts nach Antwerpen geliefert worden.

Auch die Textilindustrie und die Heimarbeit der Spitzenklöpplerei ist gebührend erwähnt. Aus den Streifzügen durch Brabant erfahren wir, daß dort ebenfalls eine alteingesessene Heimarbeit zur Kunstfertigkeit sich entwickelt hat, daß dort die moderne Technik den Versuch macht, im Fabrikbetrieb auch dieses Gebiet sich zu erobern. Ebenso pulsiert in den belgischen Leinewebereien und Spinnereien das modern industrielle Leben.

Um noch ein Kapitel herauszugreifen: Antwerpen. Ein moderner Hafen ist, technisch gesprochen, ein Umladeplatz, dessen Leistungsfähigkeit die Hebezeuge demonstrieren. Steht man an der Ostseite vor der Grande Bigue, einem Elevator von 120 Tonnen Tragkraft, oder sieht man der Arbeit eines »Kohlentyps« zu, eines Riesenkranes, der mit seinen stählernen Armen ganze Eisenbahnwagen packt, um sie 12 Meter hoch zu heben und ihre 25 Tonnen Ladung mit einem einzigen Ruck in die Kohlenschiffe zu kippen, dann drängt sich unwillkürlich der Vergleich zwischen Antwerpen und Hamburg auf.

Hier eine zahlenmäßige Gegenüberstellung ihrer Leistungsfähigkeit.

	Mengen der gelöschten Güter in Gewichtstonnen zu 1000 Kilogramm	Menge der verladenen Güter in Gewichtstonnen zu 1000 Kilogramm
Hamburg	16648000	8109000
Antwerpen	12762000	10159000

	Wert der eingeführten Güter	Wert der ausgeführten Güter
Hamburg	4607 Mill. Mark	3631 Mill. Mark
Antwerpen	2626 - -	2471 - -

Deutsche Schwärmer berauschen sich daher an der Perspektive, Antwerpen, das Ausfalltor Belgiens, müsse deutsch bleiben....

Verhältnismäßig ausführlich ist von Izart das Thema des technischen Schulwesens in Belgien behandelt worden. Es ist, als wenn auf den Wanderungen durch das Industriegebiet die Aufmerksamkeit des Autors immer wieder auf diese Dinge gelenkt worden wäre. Und mit Recht. Wie der Arbeiter technisch-industriell erzogen und weiter gebildet wird, welche Sorgfalt die interessierten Kreise auf die Einrichtung technischer Schulen legen, ist bestimmend für die Entwicklung der technischen Kultur eines Landes.

Nicht der einzelne Erfolgmann (und sei es selbst ein Krupp oder Cockerill) eröffnet für sein Land die Bahn der kapitalistisch-industriellen Wirtschaft, diese Unternehmerpioniere sind doch nur die Repräsentanten der neuen Zeit, denen die Aufgabe zufällt, zu verwirklichen, was die Entwicklung zur Reife gebracht hat. Erst auf dem breiten Fundament der geschulten Arbeiter und Techniker wird ein Land industriell leistungsfähig. Deshalb die Politik kapitalistisch noch zurückgebliebener Länder, die vorwärts wollen (zum Beispiel Rußland und Japan), ihre Jünger zum Lernen in deutsche technische Hochschulen zu schicken, sofern es nicht dazu reicht, im eigenen Land den ganzen Organismus technisch-wissenschaftlicher Zusammenarbeit zwischen Theorie und Praxis ins Leben zu rufen.

Aktuell auch für uns in Deutschland nach dem Kriege wird die Frage der Erziehung zum hochwertigen Industriearbeiter, und das Problem spielt für die deutsche Industriewirtschaft ebenfalls eine Rolle, das der Leiter der »Université du Travail« in Charleroi in die Sätze faßt: »Denkende Arbeiter braucht die moderne Industrie, und deshalb bauen wir unsern Unterricht ganz auf praktischer Arbeit auf.« ...»Die Zeiten sind vorüber, wo die Rolle des Arbeiters nur darin bestand, gegebene Vorschriften auszuführen und eingedrillte Griffe zu tun. Der Arbeiter von gestern und heute wird immer mehr von einem Arbeitertyp verdrängt werden, der nichts als Lenker einer Maschine ist, nichts als der Geist, der das arbeitende Werkzeug beseelt. In dem Maße aber, wie die körperliche Arbeit verschwindet, wird die Intelligenz zum wesentlichen Faktor werden.« Es ist die Frage, wie der hochwertige Industriearbeiter, der Maschinist, Einrichter, am besten ausgebildet wird, um den Maschinenbetrieb bedienen und überwachen zu können. Nicht die Unterschicht, sondern die Oberschicht der Industriearbeiter ist auf das Gestalten der Kraftverhältnisse in den Machtfaktoren zwischen Unternehmen und Gewerkschaft von großer Bedeutung.

Izarts Schilderungen verdienen gelesen zu werden. Richard Woldt.

Paul Umbreit, **Fünfundzwanzig Jahre deutscher Gewerkschaftsbewegung.** Erinnerungsschrift zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum der Begründung der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands. Verlag der Generalkommission. Preis 3 Mark, für Gewerkschaftsmitglieder bei Bezug durch die Organisation 1,60 Mark.

Eine Geschichte der Entwicklung und der Kämpfe der deutschen Gewerkschaften in den fünfundzwanzig Jahren seit dem Fall des Sozialistengesetzes würde selbst bei knappster Formulierung und sorgfältigster Auswahl des Stoffes mehrere Bände füllen. Was Umbreit gibt, ist aber nur ein Bändchen von weniger als 200 Seiten.

Schon daraus geht hervor, daß es die große Lücke in unserer sozialgeschichtlichen Literatur nicht ausfüllt, die lange ersehnte und oft entbehrte Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung nicht bringt. Im Vorwort zu seiner Schrift sagt Umbreit überdies ausdrücklich, daß er nicht eine Gewerkschaftsgeschichte, sondern nur eine Denkschrift zur Erinnerung an das Vierteljahrhundert gewerkschaftlicher Kämpfe seit der Begründung der Generalkommission geben will. Damit zieht er seiner Darstellung sachliche und räumliche Grenzen, die für eine Geschichte der Gewerkschaften zu eng sind. Was Umbreit gibt, ist auch nicht etwa der Umriß, das Skelett einer solchen Geschichte. Es ist weniger, weil das eigentliche historische Fundament der Gewerkschaften — die Gestaltung und Umformung des Wirtschaftslebens in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts — kaum erwähnt wird, und es ist zugleich mehr, weil bei wichtigen Punkten der Darstellung nicht nur die Umrißlinien, sondern auch die Einzelheiten gegeben werden. Nicht erschöpfend, nicht immer belegt mit Zahlen und Dokumenten, aber dafür so scharf gesehen und so klar formuliert, daß man sofort das Gefühl hat: hier schöpft jemand aus eigenen Erinnerungen und Erfahrungen, hier schreibt jemand Geschichte, die er nicht nur selbst mit erlebt, sondern auch selbst mit »gemacht« hat.

Die Gliederung der Schrift ist ihrem Zweck angepaßt, die Geschehnisse sind nicht der geschichtlichen Entwicklung folgend aneinandergereiht, sondern nach ihrer inneren Zusammengehörigkeit geordnet. Das erleichtert dem Verfasser die Zusammenfassung und Zusammendrängung, dem Leser die Aufnahme und das Festhalten des Stoffes. Da das Buch überdies recht lebendig — »mit dem warmen Herzen des Werbenden für eine große Sache«, wie der Verfasser im Vorwort sagt — geschrieben ist, wird es voraussichtlich nicht nur viel, sondern auch mit viel Nutzen gelesen werden.

Im ersten Kapitel wird in ganz großen Umrissen die Zeit von 1848 bis zum Fall des Sozialistengesetzes behandelt; dann folgt eine Schilderung der Einheitsbestrebungen der Gewerkschaften, die mit der Gründung der Generalkommission eingeleitet wurden. Vielleicht wäre es zweckmäßiger gewesen, die Auseinandersetzungen über die Organisationsform — Branchen- oder Industrieverbände — vor, auf und nach dem Halberstädter Gewerkschaftskongreß etwas ausführlicher und mit dem späteren Kapitel über die gewerkschaftliche Konzentration zusammen zu behandeln. In Verbindung damit hätte sich die auf dem Münchener Kongreß angeschnittene Frage, ob die Industrieverbände nach Berufen oder nach Betrieben gegliedert werden sollen, wenn nicht beantworten, so doch registrieren lassen. Diese Frage ist für die Zukunft der Gewerkschaften so wichtig, daß sie eine Erwähnung durchaus verdient hätte.

Sehr wertvoll sind die Ausführungen über den Auf- und Ausbau der Gewerkschaften. Selbst für den, der es mit erlebt hat, muß es eine Freude sein, zu lesen, wie nach und nach, immer in zielbewußter Fortarbeit, der Aufgaben- und Wirkungskreis der Organisationen erweitert wurde. Für die später Gekommenen aber ist es ein unübertrefflicher Anschauungsunterricht, wenn sie erfahren, zu welcher Zeit und unter welch schwierigen Umständen die Gewerkschaften ihre Beiträge erhöhten, ihr Unterstützungswesen ausbauten, die Streiks unter gewisse Regeln brachten, das Verwaltungswesen den gestiegenen Forderungen anpaßten, sich durch Gründung der Kartelle und der Arbeitersekretariate Einfluß auf die Durchführung der Sozialgesetze sicherten usw. Von eigenartigem Reiz, besonders jetzt in der Zeit der großen Hoffnungen, ist die Darstellung der Kämpfe und Verfolgungen der Gewerkschaften. Von der Zuchthausvorlage bis zum Entwurf eines neuen Strafgesetzes ist der Weg der Gewerkschaften mit gesetzlichen Schikanen gepflastert. Allerdings ist die Entwicklung dadurch nicht aufgehalten, vielleicht nicht einmal gehemmt worden. Auch den Kampf mit der Unternehmermacht, der in einem besonderen Kapitel geschildert wird, haben die Gewerkschaften noch immer gut überstanden.

Das Verhältnis zwischen den Gewerkschaften und der Partei behandelt Umbreit nicht grundsätzlich, sondern nur geschichtlich. Nur in einigen Schluß-

sätzen sagt er, daß Partei und Gewerkschaften »der gleichen Wurzel entsprossen, Organisationen derselben Arbeiterklasse, nur in ihren Aufgaben und Zielen nach Gründen der Zweckmäßigkeit unterschieden, in ihrem Wirken dagegen ständig aufeinander angewiesen« sind. Daß bei der geschichtlichen Darstellung des Verhältnisses der Gewerkschaften zur Partei manche alte Wunde aufgerissen wird, ließ sich kaum vermeiden. Weitere Kapitel behandeln das Verhältnis der Gewerkschaften zu den Genossenschaften und zur staatlichen Sozialpolitik. Dabei meint Umbreit an einer Stelle, der Umschwung in den Auffassungen unserer Staatslenker von dem Wert der Gewerkschaften erkläre sich »nicht so sehr durch den Weltkrieg und die daraus entstandene soziale Notlage, als vielmehr durch die während des Krieges gewonnene Erkenntnis, daß man die Gewerkschaften seither falsch beurteilt habe und daß ihre Tätigkeit nicht als eine gemeinschädliche, sondern im Gegenteil als eine gemeinnützige und notwendige zu bewerten sei«. Diese Auffassung geht einmal von der für unsere Staatslenker recht schmeichelhaften Voraussetzung aus, daß sie immer das wollen, was im gemeinen Nutzen notwendig ist, also der Gesamtheit aller Volksgenossen dient, und dann von der für sie weniger schmeichelhaften, daß ihr Witz und Verstand nicht ausgereicht hat, über die Ziele und die Bedeutung einer so großen Bewegung ins reine zu kommen. Daß diese beiden Voraussetzungen nicht unanfechtbar sind, liegt auf der Hand, jedoch ist jetzt nicht die Zeit, sie auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen.

In dem Kapitel »Der Weltkrieg und die Gewerkschaften« folgt einem Hinweis auf die Friedensbestrebungen der Gewerkschaften eine kurz zusammenfassende Aufzeichnung der Vorgänge in den ersten Tagen des August 1914. Umbreit beschränkt sich darauf, die durch den Krieg geschaffene Situation, die Maßnahmen der Regierung und die Leistungen der Gewerkschaften zu schildern. In einem letzten Kapitel gibt er den Forderungen, Hoffnungen und Erwartungen für die Zeit nach dem Kriege Ausdruck. Es klingt aus in dem freudig-zuversichtlichen Gelöbnis: »Es soll ein neues Deutschland werden, in dem auch der Arbeiter als gleichberechtigter Bürger angesehen ist, und es wird ein neues Deutschland werden! Die Zuversicht lassen wir uns nicht rauben, und dafür werden wir allezeit unsere besten Kräfte einsetzen — heute wie vor fünfundwanzig Jahren.«

Zusammenfassend sei gesagt, daß die Schrift Umbreits allen, die sich über die Entwicklung und die Tätigkeit der deutschen Gewerkschaften schnell und zuverlässig unterrichten wollen, nur warm empfohlen werden kann. Da sie, besonders beim Bezug durch die Gewerkschaften, zu einem im Verhältnis zum Inhalt, zum Umfang und zur Ausstattung ganz außerordentlich niedrigen Preise abgegeben wird, darf man hoffen, daß sich besonders die organisierten Arbeiter den Bezug und das Studium dieser wertvollen Jubiläumsgabe der Generalkommission angelegen sein lassen. S.

Hugo Münsterberg, **Grundzüge der Psychotechnik.** Leipzig 1914, Verlag von Johann Ambrosius Barth. 767 Seiten. Preis 16 Mark.

Sehr häufig begegnet man dem Vorurteil, daß die Ergebnisse der experimentalen Seelenkunde, wie sie sich aus der Fechnerschen Psychophysik entwickelt hat, für das »praktische Leben« keinerlei Bedeutung, das heißt wohl Verwertungsmöglichkeiten besäßen. Es wird daher den Laien einigermaßen überraschen, daß der deutsch-amerikanische Psychologe Münsterberg es bereits an der Zeit gehalten hat, ein ganzes System über die praktische Anwendung der Psychologie im Dienste der Kulturaufgaben in einem dicken Wälzer von fast 800 Seiten zu entwickeln. Zwar nehmen rein theoretische Erörterungen in dem Buch einen großen Raum ein, und auf vielen Gebieten vermag Münsterberg nur Anregungen, aber noch keine praktischen Erfolge der Anwendung psychologischer Forschungsresultate anzugeben; dennoch bleibt eine erstaunliche Fülle von Beispielen, wie bereits heute die Psychologie die Lösung wichtiger Kulturaufgaben zu fördern geeignet ist. Am bekanntesten ist wohl die Verwertung der experimentalen Seelenkunde für die Pädagogik.

Die moderne Erziehungslehre wird geradezu durch diese enge Anlehnung an die Psychologie charakterisiert. Die Medizin, und zwar vornehmlich, wenn auch keineswegs ausschließlich, die Psychiatrie, benutzt Methoden und Resultate der Psychologie, um Krankheiten zu erkennen, zu verhüten und zu heilen. Aus der Anwendung der Psychologie für die Rechtswissenschaften sind die Experimente für (Zeugen-) Aussagen allgemeiner bekannt, obgleich damit die Beziehungen beider Gebiete keineswegs erschöpft sind. Sehr viel Erfolg verspricht die Verwertung psychologischer Forschungsergebnisse im Wirtschaftsleben. Das Taylorsystem, das als arbeitsparende Methode sich immer mehr Eingang verschafft, könnte direkt als angewandte Psychophysik der industriellen Arbeit bezeichnet werden. Schließlich kann aber jede soziale Betätigung und jede soziale Beziehung unter Benutzung der Psychologie organisiert werden. Zwar gibt es hier vorläufig nur ganz geringe Ansätze, aber nirgends stehen prinzipielle Schwierigkeiten der weiteren Ausdehnung der »Psychotechnik« entgegen. Selbst das Gebiet der Kunst, die jeder Beeinflussung durch andere Wissensresultate zu spotten scheint, kann durch die Psychologie gefördert werden. Über die dürftigen experimentellen Untersuchungen Fechners über ästhetische Werke (in seiner »Vorschule der Ästhetik«) ist die Psychologie des künstlerischen Schaffens und Genießens bereits nicht unerheblich hinausgekommen, wenn auch von den vielfachen neueren experimentellen Arbeiten auf diesem Gebiet noch wenig bekannt geworden ist.

Die praktische Verwendbarkeit der Psychologie steht außer Zweifel. Das Münsterbergsche Buch bietet dafür eine auch den Skeptiker überzeugende Reichhaltigkeit der Beweise. Die Fortschritte werden um so rascher geschehen, je mehr man die von der »Psychotechnik« gestellten Fragen durch eigene, für den besonderen Zweck eingerichtete experimentale Untersuchungen zu lösen sucht. Ein Beispiel dafür: Die Untersuchungen Kraepelins und anderer über Übermüdung, die der theoretischen Psychologie angehören, geben wertvolle Hinweise dafür, mit welchen Methoden man das Problem anzugreifen hat; aber für die Erforschung der Ermüdungsbedingungen bei der Schularbeit eines Kindes oder der Schaufelarbeit eines Erdarbeiters bedarf es besonderer Untersuchungsreihen, deren Bedingungen denen des praktischen Lebens so weit als möglich angepaßt sind. Die bloße Übertragung von Ergebnissen der (theoretischen) Psychologie auf Einzelfälle des praktischen Lebens findet sehr bald ihre Grenze; erst wenn die Psychotechnik für jede Einzelfrage eigene Methoden (die prinzipiell der Psychologie angehören) ausbildet, werden die Resultate den Bedürfnissen des praktischen Lebens qualitativ und quantitativ mehr Rechnung tragen können. Ernst Meyer.

Dr. Käthe Asch, **Die Lehre Charles Fouriers.** Jena 1914, Gustav Fischer. 179 Seiten. Preis 4 Mark.

Charles Fourier ist sicherlich eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte des menschlichen Denkens. Kaum jemals haben sich bei einem Manne in solchem Maße wie bei ihm schärfste Beobachtung der Wirklichkeit mit Träumerei, schwelgerische Phantasie mit rechnerischem Denken, philosophisches Grübeln mit ätzendem Spott, Naivität mit Welterfahrung, Genie mit Irrsinn zu einem Gebilde von höchster Originalität vereinigt. Es ist deshalb auch kein Wunder, daß die Beurteilungen gerade dieses Denkers besonders weit auseinandergehen. Hat doch erst vor wenigen Jahren Ernest Seillière die Hälfte des vierten Bandes seiner »Philosophie des Imperialismus« dem eingehenden und umständlichen Nachweis gewidmet, daß Fourier überhaupt nur ein degenerierter Trottel war. Allerdings begreift man, wenn man diesen gelehrten Spießbürger kennen lernt, für den der Pariser Börsianer der Normal-, zugleich aber auch der Idealmensch ist, daß er bei der Lektüre der Werke Fouriers in die höchste Wut geraten mußte; denn gerade über diese Art von »Sophisten« hat der große Utopist die volle Schale seines blutigsten Hohnes ausgeleert.

Ganz anders als Seillière tritt Dr. Asch an die Aufgabe heran, die Lehre Charles Fouriers darzustellen und zu erläutern. Ihr ist es wirklich darum zu tun, in die oft recht verschlungenen und krausen Gedankengänge dieses Denkers einzudringen, sie zu verstehen und uns verständlich zu machen. Sie leugnet dabei keineswegs das Schrullenhafte, ja Verrückte, das oft in Fouriers Ausführungen sogar einen recht breiten Raum einnimmt. Sie enthält uns seine kosmologischen Absurditäten nicht vor und gibt auch krasse Proben von den verrückten Einfällen ihres Helden, ja sie versucht die medizinische Diagnose zu stellen, an welchen Arten von Verrücktheit er gelitten hat; aber sie betont dabei mit vollem Recht, daß es keine große Heldentat der Forschung und des Scharfsinns ist, diese geistigen Anomalien Fouriers aufzustöbern und breitzutreten. Viel schwieriger, aber auch lohnender ist es, aus der oft so wunderlichen Einkleidung die großen Gedanken von bleibendem Wert herauszuschälen, ihren Zusammenhängen untereinander und mit der Umwelt nachzugehen. Das sind die Aufgaben, die sich Dr. Asch gestellt und auf die sie ein großes Maß von Fleiß, Gewissenhaftigkeit, Scharfsinn, aber auch Liebe verwendet hat. Man vermißt allerdings in ihrer Darstellung die Schilderung der ökonomischen und sozialen Umwelt, in der Fourier lebte, die seine Gedanken herausbildete und dauernd beeinflußte. Doch sind diese Dinge ja schon von anderer Seite eingehend behandelt worden, und zur Einführung in das Studium Fouriers eignet sich das Werk von Dr. Asch überhaupt wenig, es setzt vielmehr eine gewisse Vertrautheit mit den Lehren Fouriers schon voraus. Deshalb entbehrt man es auch hier nicht, daß die beißende Kritik, die Fourier an den Zuständen seiner Zeit geübt hat und die zum Beispiel in Bebels bekannter Schrift im Vordergrund steht, verhältnismäßig kurz behandelt wird. Das Schwergewicht der Darstellung und auch ihr wesentlichstes Verdienst liegt in der Herausarbeitung von Fouriers Philosophie und Psychologie.

Sehr glücklich hat Dr. Asch zusammenfassend die Aufgabe dargestellt, die Fourier sich gesetzt hatte und die er mit seinem ganzen System zu lösen versuchte (S. 177):

»Dem Assoziationsgedanken hat Fourier auf die mannigfachste Weise ein Fundament zu geben gesucht. Er zeigte seine Notwendigkeit zunächst rein negativ an den Verwirrungen des auf individualistischem Prinzip aufgebauten Kapitalismus. Er sucht das Recht der Assoziation dann historisch-genetisch aus dem Ablauf der Geschichte zu beweisen, welche in einer Stufenfolge menschlichen Fortschritts dieser Form als ihrem definitiven Ziele zustrebe. Er begründet sie endlich prinzipiell und normativ durch ein weit angelegtes naturphilosophisches und ein mit diesem korrespondierendes sozialpsychologisches System.«

Für das Verständnis der Philosophie Fouriers, insbesondere des Zusammenhanges zwischen seinen psychologischen, sozialen und kosmologischen Auffassungen hat Dr. Asch den Schlüssel in der Vereinigung zweier Denkrichtungen bei ihm gefunden (S. 80):

»Auf der einen Seite steht die mikrokosmisch-mechanistische Auffassung vom Menschen, auf der anderen Seite die teleologische, welcher die Welt als Makroanthropos erscheint.«[1]

Dr. Asch zeigt, welche Wurzeln diese Denkart in den Gedankensystemen der Zeit findet, insbesondere auch ihre Verwandtschaft mit dem Mystizismus Schellings, und sie verfolgt im einzelnen, wie die oft so bizarren und wunderlichen Anschauungen Fouriers sich aus den Voraussetzungen seines Systems ergeben, hauptsächlich aber, wie auch in ihnen noch die genialen Gedanken des Meisters fort-

[1] Unter der mikrokosmisch-mechanistischen Auffassung vom Menschen versteht man die Anschauung, daß der Mensch eine Welt im kleinen ist, die ausschließlich von den Gesetzen der Mechanik beherrscht wird. Die Betrachtung der Welt als Makroanthropos sieht in der Welt ein Wesen, das von ähnlichem Leben beherrscht und bewegt wird wie der Mensch.

wirken. Es ist freilich nicht immer ganz leicht, der Verfasserin auf diesen Wegen zu folgen, zum Teil, weil es sich in der Tat um schwierige Materien handelt und um Gedankengänge, die unseren gewohnten manchmal ziemlich fern liegen, zum Teil aber auch, weil Dr. Asch oft in jenen Philosophenjargon verfällt, der das Verständnis nur erschwert und der heute ja glücklicherweise auch in der deutschen Gelehrtenwelt schon vielfach überwunden und außer Gebrauch gekommen ist.

Neben der hohen Wertschätzung Fouriers läßt es Dr. Asch aber auch an Kritik nicht fehlen, nicht in dem albernen Sinne, daß sie umständlich nachwiese, das Fouriersche Phalanstère sei praktisch nicht durchführbar, sondern indem sie die Grenzen und Schranken aufzeigt, die den Geltungsbereich von Fouriers Gedanken und Anschauungen bestimmen. Es ist zum Beispiel sehr treffend, wenn Dr. Asch als charakteristisch für die Fouriersche Psychologie hervorhebt, daß diese im Gegensatz zu ihren Vorgängerinnen nicht eine Psychologie des Erkennens, sondern eine der Arbeit sein wollte und war. Mit Recht bemerkt sie aber auch, daß Fourier die Arbeit doch nur unter dem Gesichtswinkel des Spiels betrachtet hat, daß an diesem Mangel seine ganze Arbeitspsychologie scheitert.

Auch sonst enthält das Buch eine Fülle anregender und treffender Beobachtungen und Bemerkungen, besonders über die Bedeutung Fouriers für den Genossenschaftsgedanken, für die Sozialpsychologie usw.

Die Autorin hat ihrer Darstellung von Fouriers Gedanken auch eine kurze, aber anschauliche Schilderung des „Familistère de Guise" angefügt, jenes interessanten Versuchs, die Grundgedanken des Meisters in die Wirklichkeit eines großen industriellen Betriebs zu übertragen. Sie ist sich aber voll dessen bewußt geblieben, daß »eine Lehre von solchen Dimensionen ihre Bestimmung nicht erfüllt hat, wenn sie an irgendeinem Punkt der ungeheuren sozialen Welt eine Sphäre von Ausnahmeglück und Besonderheiten geschaffen hat, an der doch stets ein Rest des Experimentellen, gleichsam der künstlichen Bedingungen des Laboratoriums haften bleibt«.

Die wahre Bedeutung Fouriers erkennt sie vielmehr in seiner Problemstellung.

> »Als Problemstellung enthalten seine Betrachtungen eine bis heute noch nicht ausgeschöpfte Bedeutung: die Frage, wie in dem System der menschlichen Arbeit die einzelnen Kräfte dorthin zu stellen sind, wo sie das Optimum (das Höchstmaß) gesellschaftlicher Leistungsfähigkeit und individueller Arbeitsfreude erreichen.«

In dieser Formulierung zeigt sich, daß die Forschungen und Phantasien Fouriers eine überraschende Fortsetzung gefunden haben in den Untersuchungen amerikanischer Ingenieure, besonders Taylors, über »wissenschaftliche Betriebführung«, ein Zusammenhang, den auch Dr. Asch (S. 109) hervorhebt.

G. Eckstein.

Kapitänleutnant Helmut v. Mücke, **Ayesha.** Berlin, Verlag von August Scherl G. m. b. H. 132 Seiten. Preis 1 Mark.

Emil Ludwig, **Die Fahrten der »Emden« und der »Ayesha«.** Nach Erzählungen des Kapitänleutnants v. Mücke, seiner Offiziere und Mannschaften. Mit 20 Abbildungen. Berlin, Verlag von S. Fischer. 116 Seiten. Preis 1 Mark.

Mit Recht ist Kapitänleutnant v. Mücke zu Ruhm und Ehren gelangt: am 9. November 1914 landete er mit ein paar Dutzend Mannschaften der nicht minder berühmten »Emden« auf der Insel Direktion Island im Inidischen Ozean, um die englische Telegraphenstation zu zerstören, sah, wie die »Emden«, von überlegener feindlicher Streitmacht angegriffen, am Horizont verschwand, und drang nun in abenteuerlicher Fahrt durch die britischen und japanischen Kreuzer hindurch bis nach Hodeida und weiter, um schließlich seine Mannschaft in nicht minder abenteuerlichem Marsch durch die Sandwüste bis an den Schienenstrang der Hedschasbahn zu führen. Das ganze kühne Unternehmen atmete so viel Umsicht und Entschlossenheit, so viel Frische und Tatkraft, daß auch der dem jungen deutschen Seeoffizier seine bewun-

bernde Neigung nicht vorenthalten kann, der Umsicht, Entschlossenheit, Frische und Tatkraft auf anderem Felde als auf dem des Völkerwürgens angewandt sehen möchte. Diesem Gefühl wird auch durch die Art kein Abbruch getan, in der Mücke von seiner Odyssee erzählt, militärisch knapp und schlicht und doch nicht unkünstlerisch, das Wesentliche scharf herausarbeitend und darum anziehend, hier und da mit Humor und ohne jede Ruhmredigkeit — schrieben doch alle Berufsschriftsteller so wie dieser Berufsoffizier! Aber leider schreiben alle Berufsschriftsteller nicht so, wie das zweite vom Schicksal der »Ayesha« handelnde Buch ausweist. Denn als Mücke glücklich den spähenden Kreuzern und den aufgewiegelten Arabern entgangen war, fiel er, kurz vor dem Ziel der Fahrt, einem ihm entgegengeschickten Ausfrager des »Berliner Tageblatts« in die Hände. Der, Herr Emil Ludwig, horchte Offiziere und Mannschaften nach allen Himmelsrichtungen hin aus, fuhr mit ihnen gen Konstantinopel und machte schließlich aus viel Gehörtem und wenig Gesehenem ein Buch. Nun ist Emil Ludwig gewiß kein geschmackloser Schmock, er hat sogar Geschmack, aber zwischen seinem Werkchen und dem Bericht Mückes klafft doch der dunkle Abgrund zwischen Wort und Tat. Mücke bildet, Ludwig redet; jener packt, dieser ist im besten Falle »interessant«. Ein Unterschied ist zwischen den beiden Schriften wie zwischen einem straffen, sehnigen Körper und seinem unklaren, verfließenden Schatten.

Rein sachlich bietet Mücke auch manches Nachdenkliche. Von der »Ayesha« wechselte er mit seinen Leuten auf einen Lloyddampfer »Choising«, den er, ebenso wie vordem den Schoner, zum deutschen Kriegsschiff erklärte. Aber er hielt es für gescheiter, eine Deckfarbe zu wählen, und ließ darum ans Heck die Aufschrift »Shenir — Genova« malen. »Zum ‚Shenir' aus Genova«, fährt Mücke fort, »gehörte natürlich auch eine italienische Flagge, die wir leider nicht an Bord hatten. Auch an grünem Flaggentuch fehlte es uns. So nahmen wir also einen grünen Fenstervorhang, setzten ein Stück weißes und rotes Flaggentuch daran. Ein Komitee von Leuten mit künstlerischem Verständnis bildete sich und ging an die Arbeit, das stolze italienische Wappen auf das weiße Feld aufzumalen. Die grüne Farbe des Fenstervorhangs schien uns nicht ganz vorschriftsmäßig zu sein. Da wir an Bord einen Pott mit gelber und einen mit blauer Farbe besaßen, mischten wir uns den richtigen Farbton und hingen die Flagge, soweit es nötig war, hinein.«

Hermann Wendel.

Das Abc der Mutter. Herausgegeben von der Gesellschaft für Gemeinwohl in Kassel. Würzburg, Verlag von Kurt Kabitzsch. 20 Seiten. Preis 30 Pfennig.

Ein kleines Heftchen, das es verdient, möglichst vielen Müttern zugänglich gemacht zu werden. Es bringt in Form eines nach Schlagworten geordneten Registers, leicht verständlich, und was sicher sehr wichtig ist, leicht auffindbar, eine im Verhältnis zum Umfang des Büchleins große Summe von Ratschlägen, Ernährung, Pflege und auch Erziehung des Neugeborenen betreffend. Gerade dieser letzte Punkt, unter die Rubrik »Geistige Pflege« geordnet, verdient sorgfältigste Beachtung und wird auch von klugen Menschen noch vielfach ganz mit Unrecht vernachlässigt.

Das Abc der Mutter kann und will den Arzt und die Säuglingsfürsorge- und Beratungsstelle nicht überflüssig machen und verdrängen. Es stellt aber eine vorzügliche und auch notwendige Ergänzung beider dar. Abgesehen davon, daß es immer zur Hand ist, gibt es der jungen und noch unerfahrenen Mutter in Dingen Aufschluß, die für den Arzt vielfach selbstverständliche äußere Kleinigkeiten sind, die er zu besprechen für überflüssig hält, zu deren Besprechung es in der Säuglingsberatungsstelle andererseits an Zeit mangelt oder nach denen zu fragen die Mutter vergißt. Es ist kurz und außerordentlich leicht faßlich geschrieben, hält sich sehr glücklich von allem Theoretischen und Lehrbuchhaften fern und stellt dadurch auch für den ungeübten Leser eine mühelose und angenehme Lektüre dar. Was die einzelnen Vor-

schriften und Ratschläge selbst anlangt, so sind sie, mit Ausnahme vielleicht von der Nahrungsmenge bei künstlicher Ernährung, restlos gutzuheißen.

Wenn das Buch in einer Massenauflage gedruckt und in einen einfacheren Einband gebunden würde, könnte man den an sich ja schon sehr geringen Preis sicherlich noch etwas herabsetzen und das Büchlein dadurch großen Organisationen zur Abgabe an ihre Mitglieder zugänglich machen, sicher nicht zum Schaden der die Kosten tragenden Organisationen. Dr. M. Traugott, Frankfurt a. M.

Dr. Friedrich Hertz, **Rasse und Kultur.** Zweite, neu bearbeitete und vermehrte Auflage von »Moderne Rassentheorien«. Leipzig, A. Kröner. VIII, 421 Seiten. Preis 5 Mark.

Die erste Auflage der vorliegenden Schrift wurde bei uns von Otto Bauer besprochen (Neue Zeit, XXIII, 1, S. 630). Ihn hält Kriegsgefangenschaft zurzeit in Rußland fest, so übernehme ich die Anzeige der neuen Ausgabe, wobei ich die Empfehlung nur wiederholen kann, die dem Buche vor einem Jahrzehnt von Bauer auf den Weg gegeben wurde. Ich möchte nicht jeden Satz unterschreiben, den Hertz äußert. Er ist nicht Marxist und betont meines Erachtens nicht immer genügend den Einfluß, den die Produktionsweise als »Milieu« ausübt, sieht zu sehr in diesem vornehmlich die natürlichen Bedingungen. Aber in seiner Auffassung und Kritik der Rassentheorien stimme ich ihm vollständig zu, mehr sogar, als es in seiner Besprechung Otto Bauer tat. Ich möchte nicht, wie dieser, behaupten, daß Hertz »in seiner Kritik des Rassenaberglaubens viel zu weit geht«. Alles, was Hertz gegen diesen vorbringt, erscheint mir vielmehr wohlberechtigt und sehr glücklich gefaßt. Gerade heute, wo die Phrase des Rassenkampfes wieder einmal so viele Köpfe benebelt, ist uns das Hertzsche Buch eine willkommene Hilfe. K. Kautsky.

Anzeigen.

(Besprechungen hier angezeigter Schriften behält sich die Redaktion vor.)

Jungvolk-Almanach 1916. Herausgegeben von der Zentralstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands. Berlin, Verlag Buchhandlung Vorwärts. 160 Seiten. Preis 50 Pfennig; für Jugendliche, durch die Jugendausschüsse bezogen, 25 Pfennig.

Der Almanach enthält außer dem Kalendarium und einer Reihe von Bildern, Gedichten und belehrenden und unterhaltenden Beiträgen auch einige an die Kriegsereignisse anknüpfende Artikel. Heinrich Schulz gibt einen Überblick über den Verlauf des Krieges. Er bemerkt dazu, die Völker wünschten sehnlichst den Frieden, gerade in Deutschland sei es immer wieder erneut ausgesprochen worden, besonders von den Vertretern der Sozialdemokratie bei verschiedenen Tagungen des Deutschen Reichstags. Leider habe unsere Friedensstimme noch kein Echo auf der Gegenseite gefunden. Deshalb müßten die deutschen Arbeiter bis auf weiteres ihre Hoffnung auf einen baldigen Frieden nur auf den Erfolg der deutschen Heere stützen. »Je stärkere Waffenerfolge sie über ihre Gegner erzielen, um so eher werden die Gegner zum Frieden geneigt sein.«

E. Hörnle schreibt über Englands Aufstieg zur Weltmacht. Ernst Däumig berichtet über die farbigen Hilfsvölker der Franzosen und weist auf die großen Gefahren hin, die ihre Verwendung für die französische Kolonialpolitik mit sich bringt. Karl Korn gibt einen Überblick über die eigenartigen Wirkungen der Kriegszeit auf die Jugendbewegung. Er hebt hervor, welche erhöhte Bedeutung diese Bewegung für die Arbeiterjugend, besonders auch für die Mädchen, jetzt erlangt hat, und bespricht die Stellung der Arbeiterjugend gegenüber den militärisch-patriotischen Bestrebungen des Jungdeutschlandbundes und zu den staatlichen Jugendwehrkompagnien. August Winnig berichtet über die Gewerkschaften in der Kriegszeit.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 15 | Ausgegeben am 7. Januar 1916 | 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zum Zusammentritt des preußischen Landtags.

Von Paul Hirsch.

Zum 13. Januar ist der preußische Landtag zu seiner vierten Kriegstagung einberufen. Dreimal war er seit Beginn des Krieges versammelt, aber jedesmal nur auf kurze Zeit und nur, um die wichtigsten laufenden Geschäfte zu erledigen. Von größeren gesetzgeberischen Aktionen hat die Regierung im Einverständnis mit den Mehrheitsparteien Abstand genommen, obwohl unmittelbar vor Kriegsausbruch eine Reihe bedeutender Vorlagen bereits zur Plenarberatung reif oder doch wenigstens Kommissionen überwiesen waren. Hierher gehört unter anderem der Entwurf eines Wohnungsgesetzes, der Entwurf eines Fischereigesetzes, der Entwurf eines Fideikommißgesetzes und die Novelle zum Kommunalabgabengesetz. Man hat auf die Fortführung der Arbeiten verzichtet, einmal mit Rücksicht auf die noch nicht zu übersehenden Umwälzungen, die der Krieg im Gefolge hat, und zweitens, um die Gegensätze zwischen den Parteien nicht in Erscheinung treten zu lassen.

In dem ersten Sessionsabschnitt, der nur einen Tag (den 22. Oktober 1914) währte, begnügte sich der Landtag mit der Verabschiedung des Nachtragsetats von $1^1/_2$ Milliarden Mark, die in der Hauptsache zur Bekämpfung der durch den Krieg hervorgerufenen wirtschaftlichen Notstände bestimmt waren. Der zweite Sessionsabschnitt vom 9. Februar bis 9. März 1915 war der Erledigung des Etats, des Gesetzes über Beihilfen zu Kriegswohlfahrtsausgaben der Gemeinden und Gemeindeverbände und einiger kleinerer Gesetze gewidmet. Der dritte Sessionsabschnitt vom 1. bis 24. Juni 1915 wurde im wesentlichen mit einer Kritik der von der Reichsregierung und der preußischen Regierung getroffenen wirtschaftlichen Kriegsmaßnahmen ausgefüllt. Dann wurde der Landtag entgegen dem einmütigen Wunsche aller Parteien nicht vertagt, sondern geschlossen, die Regierung schaltete das Parlament des größten deutschen Bundesstaats aus, und auch die dem Ministerpräsidenten persönlich von den Parteiführern vorgetragene Bitte, den Landtag im Herbst 1915 wieder einzuberufen, fand kein Gehör, angeblich weil eine gleichzeitige Tagung des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses die Zeit der verantwortlichen Stellen so sehr in Anspruch nimmt, daß ihnen nicht die nötige Muße übrigbleibt, um die ihnen durch den Kriegszustand übertragenen Aufgaben zu lösen, in Wirklichkeit aber wohl, weil die Regierung es vermeiden wollte, daß vom preußischen Landtag aus ihre Maßnahmen, besonders die auf dem Gebiet der Sicherstellung der Ernährung ergriffenen, einer Kritik unterzogen würden, wobei der Gegensatz zwischen dem Staatssekretär im Reichsamt des Innern und dem preußischen Landwirtschaftsminister leicht allzu deutlich in Erscheinung hätte treten können. So sehr man vom Standpunkt des reinen Parlamentarismus aus diese Kaltstellung des Landtags verurteilen kann, so braucht

man sich als Sozialdemokrat darüber doch nicht sonderlich aufzuregen, denn das haben die vorausgegangenen Tagungen zur Genüge gelehrt, daß an gesetzgeberische Reformen im Interesse des Volkes während des Krieges doch nicht zu denken ist. Das einzige Resultat wäre wahrscheinlich ein agrarischer Vorstoß gegen gewisse bundesrätliche Verordnungen auf dem Gebiet der Lebensmittelversorgung gewesen.

Auch die neue Session wird aller Voraussicht nach nur von kurzer Dauer sein. Anscheinend wird dem Landtag außer dem Etat nur noch eine Vorlage auf Einführung neuer Zuschläge zur Einkommen- und Ergänzungssteuer zugehen. Über die Höhe dieser Zuschläge hüllt sich die Regierung vorläufig genau so in Schweigen wie darüber, von welcher Höhe des Einkommens beziehungsweise Vermögens an sie zur Hebung gelangen sollen. Die Bedeutung beider Punkte verschwindet allerdings hinter der weit wichtigeren Frage der Abgrenzung der Steuern zwischen Reich und Staat. Der Reichsschatzsekretär hat eine Reihe neuer indirekter Steuern angekündigt, deren Tragweite sich zwar heute noch nicht völlig übersehen läßt, die aber ganz zweifellos eine nicht unerhebliche Belastung der minderbemittelten Schichten mit sich bringen werden. Von einer direkten Reichseinkommensteuer wollen die verbündeten Regierungen nach wie vor nichts wissen, und sie werden in dieser ihrer Abneigung gegen eine gerechte Belastung der Steuerzahler bestärkt durch einige Bundesregierungen und die Parlamente einiger Einzelstaaten, vor allem durch den preußischen Landtag, der seit Jahren gegen jeden Versuch, die Lasten auf die Besitzenden abzuwälzen, Sturm läuft. Sind doch noch bei seinem letzten Zusammensein im Abgeordnetenhaus Anträge auf Besteuerung der Kriegsgewinne durch die Landesregierung gestellt worden, nicht etwa, weil man diese Art der Besteuerung als eine besonders gerechte betrachtete, sondern vielmehr in der ausgesprochenen Absicht, zu verhindern, daß das Reich darauf Beschlag legt. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, gewinnt die Erhebung neuer Steuerzuschläge, gegen die an sich — vorausgesetzt, daß sie sozialpolitisch vernünftig gestaltet werden — nichts einzuwenden wäre, ein ganz anderes Antlitz, man will schleunigst die direkten Steuern in Preußen erhöhen, damit das Reich auf diese Steuerquelle nicht zurückgreifen kann. Es handelt sich nicht um ein rein finanztechnisches Manöver, sondern um eine Aktion von hoher politischer Bedeutung. Preußen soll, wie so oft, auch jetzt wieder das Signal geben, um eine wirkliche, den Interessen der Gesamtheit Rechnung tragende Finanzreform im Reiche zu verhindern.

Daß die ihrer Natur nach rohen Steuerzuschläge nur als eine vorübergehende Maßnahme gedacht sind, an die sich unmittelbar nach Friedensschluß eine durchgreifende Reform des Einkommen- und Ergänzungssteuergesetzes anschließen wird, dürfte als feststehend anzusehen sein. Nun wissen wir aber, daß in einem Staate mit einem plutokratischen Wahlsystem eine Änderung der Steuergesetze niemals ohne Rückwirkung auf das Wahlrecht sein kann, und wenn sich auch Vorkehrungen dagegen treffen lassen, daß die Steuerzuschläge das Wahlrecht beeinflussen, so muß doch durch eine organische Steuerreform das Wahlrecht mehr oder minder berührt werden. Daß das Proletariat hieran ganz besonders interessiert ist, versteht sich von selbst. Für die sozialdemokratische Vertretung im Dreiklassenparlament erwächst daraus die unabweisbare Pflicht, sofort bei Einbringung der neuen

Steuervorlage oder bei Ankündigung der Steuerreform aufs neue einen Vorstoß gegen das Dreiklassenwahlsystem und für das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht zu unternehmen. Man hat es den sozialdemokratischen Vertretern verargt, daß sie den Burgfrieden durch Propagierung unserer alten Forderung gestört haben; nicht nur politische Gegner haben ihr daraus einen Vorwurf gemacht, sondern auch in den Reihen der Partei selbst sind Stimmen laut geworden, die das Vorgehen der Fraktion als taktisch unklug und politisch falsch bezeichneten. Diese Vorwürfe entbehren jeder Berechtigung. Bis zum Ausbruch des Krieges hat niemand in unseren Reihen bestritten, daß die preußische Wahlrechtsfrage die wichtigste innerpolitische Frage nicht nur für Preußen, sondern für ganz Deutschland ist. Die sozialdemokratische Fraktion des Abgeordnetenhauses hat auch während des Krieges an dieser Überzeugung festgehalten, und deshalb hat sie nicht nur am 22. Oktober 1914 die Beseitigung des unerträglichen Dreiklassenwahlsystems verlangt und am 9. Februar 1915 aufs neue auf die Notwendigkeit der Einbringung eines Wahlrechtsreformentwurfes hingewiesen, sondern auch bei der zweiten Lesung des Etats des Ministeriums des Innern am 2. März 1915 eingehend ihre Forderung auf Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts begründet, sie hat weiter bei der dritten Lesung des Etats ihre ablehnende Haltung nicht zuletzt mit der völligen Nichtbeachtung aller ihrer Wünsche durch die Regierung motiviert, und endlich hat sie kurz, bevor die Session geschlossen wurde, noch einen letzten, leider auch wieder vergeblichen Versuch gemacht, die Beratung der Wahlrechtsanträge zu erzwingen. In dieser Stellung muß die Fraktion beharren, um so mehr, als gegnerische Blätter trotz des Burgfriedens ganz offen das Dreiklassenwahlsystem verherrlichen dürfen und als Anhänger der wahlrechtsfeindlichen Parteien ganz unverhüllt ihrer Meinung dahin Ausdruck verleihen, daß es mit der Reform nicht eilt, sondern daß nach dem Kriege zunächst weit wichtigere Aufgaben ihrer Lösung durch den Landtag harren. Unter diesen Umständen würde die sozialdemokratische Fraktion ihre Pflicht verletzen und die sozialdemokratischen Grundsätze preisgeben, wenn sie nicht auch in der neuen Session wieder die Frage der Wahlreform in den Vordergrund rücken würde.

Das gleiche wie für das Wahlrecht gilt für das Koalitionsrecht. Nichts wäre verhängnisvoller, als wollte man sich damit trösten, daß die Verwaltungspraxis jetzt eine andere ist als vor dem Kriege. Die Tatsache selbst läßt sich nicht bestreiten, aber wir dürfen uns nicht auf das mehr oder minder große Wohlwollen irgendwelcher Behörden verlassen, sondern wir müssen gesetzliche Grundlagen schaffen, wir wollen keine Gnade, sondern wir fordern unser Recht, und deshalb würden wir eine Unterlassungssünde begehen und eine schwere Verantwortung auf uns laden, wenn wir nicht auch diese unsere alte Forderung bei jeder Gelegenheit propagieren wollten. Ebenso selbstverständlich ist, daß wir nach wie vor in alter Schärfe den Kampf gegen alle Ausnahmegesetze führen müssen, wie sie in Preußen immer noch gegen die Polen und gegen die Dänen bestehen.

Daneben erwachsen der Fraktion eine Reihe von Aufgaben, die unmittelbar aus dem Kriegszustand heraus geboren sind. Sei es unmittelbar durch den Staat, sei es mittelbar auf dem Umweg über die Gemeinden, muß dafür gesorgt werden, daß die Familien unserer

Kriegsteilnehmer vor Not bewahrt bleiben und daß ferner alles geschieht, um die wirtschaftlichen Kriegsschäden zu mildern. Gewiß ist es in erster Linie Sache des Reiches, für die Kriegerfamilien zu sorgen. Aber die Zuwendungen, die ihnen auf Grund des Reichsgesetzes zuteil werden, sind so bescheiden, daß sie selbst in den entlegensten Dörfern nicht ausreichen, um auch nur den Hunger zu stillen. Hier muß die Gemeinde nach der Absicht des Gesetzgebers eingreifen, aber wo nichts ist, da hat bekanntlich auch der Kaiser sein Recht verloren, und nur wenige Gemeinden sind so gestellt, daß sie die Angehörigen der Kriegerfamilien ausreichend unterstützen können. Es ist anzuerkennen, daß die preußische Regierung den Gemeinden und Gemeindeverbänden 110 Millionen Mark für Zwecke der Kriegswohlfahrtspflege zur Verfügung gestellt hat, aber was bedeuten die 110 Millionen angesichts der vielen Millionen Familienväter, die zu den Fahnen einberufen sind, und angesichts der gewaltigen Steigerung der Preise für alle Lebensbedürfnisse? Ja es besteht sogar die große Gefahr, daß manche Gemeinde, um nicht allzu hohe Steuerzuschläge zu erheben, Sparsamkeit am unrechten Ort zu üben und in erster Linie an den Unterstützungen für Kriegerfamilien Abstriche vorzunehmen versuchen wird. Mit Ministerialerlassen, mögen sie noch so gut gemeint sein, ist es nicht getan, den Gemeinden müssen Zuwendungen in weit höherem Maße als bisher zuteil werden, es muß ihnen durch die Gewährung ausreichender Mittel auch der letzte Vorwand genommen werden, unter dem sie sich ihrer Pflicht entziehen könnten. Hierzu kommen weiter die nicht unbeträchtlichen Mittel, die notwendig sind, um die durch den Krieg geschädigten oder gar um ihre Existenz gebrachten kleinen Geschäftsleute und Handwerker zu unterstützen und um sofort nach Beendigung des Krieges das Wirtschaftsleben wieder in geregelte Bahnen zu lenken. Auf alle diese Fragen im einzelnen einzugehen, würde zu weit führen, jedenfalls erwachsen dem Landtag eine Fülle von Aufgaben, deren Lösung er sich nicht entziehen kann. Vor allem ist es Pflicht der sozialdemokratischen Fraktion, sich der unglücklichen Opfer des Krieges anzunehmen und ihre Schmerzen zu lindern.

Schwer wird der Kampf sein, den die sozialdemokratische Fraktion auf dem Gebiet der Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln zu führen hat. Wo die Vertreter einseitiger Produzenteninteressen so das Übergewicht haben wie im preußischen Landtag, wo sie sich so mächtiger und einflußreicher Gönner erfreuen wie in der preußischen Regierung, da wird es der größten Anstrengungen bedürfen, um zu verhindern, daß sie ihren Einfluß aufbieten, um gewisse Maßnahmen, zu denen sich die Reichsregierung erst nach langem Zögern und unter dem Druck der Verhältnisse entschlossen hat, wieder illusorisch zu machen. Der Kampf gegen die Lebensmittelteuerung muß mit noch größerer Schärfe als bisher geführt werden, und wir sind überzeugt, die Fraktion wird auch auf diesem Gebiet ihre Pflicht erfüllen, obwohl ihr ihr Vorgehen dadurch nicht gerade erleichtert wird, daß aus den Reihen der Sozialdemokratie selbst den Agrariern willkommene Helfer entstanden sind. Wie schon früher, so werden sich auch jetzt wieder die Vertreter der Produzenten auf gewisse von sozialdemokratischer Seite veröffentlichte Artikel stürzen und sie gegen uns und unsere Forderungen ausnutzen. Zwar handelt es sich nur um Äußerungen einzelner Außenseiter, aber das wird die Interessenten nicht hindern, sich

ihrer zu bedienen und sie gegen die sozialdemokratischen Anschauungen auszuschlachten.

Daß die Behandlung aller politischen und wirtschaftlichen Fragen unter dem Kriegszustand eine andere sein wird und muß als in normalen Zeiten, ist selbstverständlich. Anders als sonst, aber nicht etwa in dem Sinne, daß des Kriegszustandes wegen die Interessen des Proletariats weniger energisch vertreten werden. In dieser Hinsicht darf die Fraktion sich nichts vergeben, wohl aber muß jeder Redner seine Worte so abwägen, daß dadurch dem Ausland keine Waffe gegen Deutschland geliefert und der entsetzliche Krieg verlängert wird.

Erinnern wir ferner daran, daß auch die Frage der Zensur einer eingehenden Besprechung unterzogen werden muß, und daß es weiter unbedingt notwendig ist, über die Pläne Klarheit zu erlangen, die bezüglich Elsaß-Lothringens schweben — eine Frage, die nicht nur vom Reichstag, sondern auch von den Parlamenten einer Reihe von Bundesstaaten, wenn auch nicht öffentlich, behandelt ist —, so ergibt sich schon aus dieser kurzen Andeutung, wie wichtig die bevorstehende Session des preußischen Landtags ist. In dieser schweren Zeit kann die sozialdemokratische Fraktion des Abgeordnetenhauses, so klein sie auch ist, der Partei einen großen Dienst leisten, wenn sie es versteht, in Einmütigkeit und Geschlossenheit dem Willen des Proletariats Ausdruck zu verleihen und so, wie die Situation es gebietet, die sozialdemokratischen Grundsätze und Forderungen zu vertreten.

Mitteleuropa.

Von K. Kautsky.

(Fortsetzung.)

2. Großdeutschland.

Welche Stellung hat nun die Sozialdemokratie zu den mitteleuropäischen Plänen zu nehmen? Damit, daß keine Aussicht besteht, jenes neue Staatsgebilde in absehbarer Zeit zu schaffen, ist die Frage noch nicht erledigt. Unsere Partei fordert auch manches, dessen Verwirklichung sie nicht unmittelbar zu erwarten hat. Und wenn schon nicht gleich der mitteleuropäische Staatenbund uns winkt, so haben wir doch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß »von Fall zu Fall« Vorschläge auftauchen, die in seiner Richtung liegen. Wie haben wir uns zu solchen zu verhalten?

Unser Charakter als internationale und demokratische Partei weist uns bereits unseren Weg. Wir müssen jede Niederlegung von Schranken zwischen Völkern und Staaten freudig begrüßen und unterstützen, wenn sie ohne Verletzung der Demokratie und nicht zu dem Zwecke vor sich geht, den Aufbau anderer Schranken zwischen Völkern und Staaten herbeizuführen.

Die Herstellung Mitteleuropas wäre ein sehr zweifelhafter Fortschritt, wenn sie zu dem Zwecke geschähe, den Gegensatz der Zentralmächte zu ihren Nachbarn nach dem Kriege aufrechtzuhalten oder gar zu verschärfen. Wenn, um das bekannte Clausewitzsche Wort umzudrehen, Mitteleuropa die Aufgabe hätte, die Kriegspolitik im Frieden mit anderen Mitteln fortzusetzen.[1]

[1] Dieser Passus war bereits gesetzt, da sehe ich, daß Hilferding in seiner Besprechung des Naumannschen Buches im »Kampf« (Heft 11, 12, 1915), betitelt »Europäer und Mitteleuropäer«, schon die gleiche Wendung gebraucht und sagt, die

Daraufhin muß man sich die Herren Mitteleuropäer sehr genau ansehen.

Naumann hält die Bildung Mitteleuropas für notwendig, weil heutzutage nur noch Staatskolosse eine selbständige Politik treiben können.

Wer unverbündet ist, ist isoliert; wer isoliert ist, ist gefährdet. In dieser heraufziehenden Geschichtsperiode der Staatenverbände und Massenstaaten ist Preußen zu klein und Deutschland zu klein und Österreich zu klein und Ungarn zu klein. (S. 4.)

Später erörtert Naumann die Frage, ob Deutschland nicht Rußland näher treten könnte.

Nehmen wir den dauernden Vertrag mit Rußland. Er ist wirtschaftlich vollglänzender Aussichten, denn er eröffnet unserer Industrie einen Absatzmarkt ersten Ranges, nachdem in den vergangenen zwei Jahrzehnten die dann verlorenen französischen Milliarden die erste Überwindung russischen Wirtschaftslebens besorgt haben. So wie die Dinge heute liegen, ergänzen sich die russische und die deutsche Wirtschaft fabelhaft gut.

Aber »wir verkaufen dann unsere selbständige politische Zukunft ... wir werden westliches Anhangsvolk der östlichen Macht, sicher kein unbeachtliches, aber auch kein führendes. Wir decken mit unserem guten Namen die russische üble Wirtschaft.... Unsere Kulturgefühle sträuben sich dagegen.... Nie! Lieber klein und allein als russisch!« (S. 175.)

Will Naumann damit bloß sagen, daß er jede Solidarität mit der »üblen Wirtschaft« des zarischen Absolutismus ablehnt? Aber wie, wenn der Krieg ein neues Rußland schüfe? Er hat den Absolutismus sicher aufs tiefste erschüttert. Dessen Prestige ist dahin. Endet der Krieg, wie zu erwarten, ohne Vorteile für Rußland, dann bringt das ungeheure Elend, das er nach sich zieht, einen revolutionären Sturm, der, wie immer er enden möge, sicher nicht folgenlos bleibt. Sehen wir nun von weitergehenden Erwartungen ab. Nehmen wir nur an, Rußland werde nach dem Kriege ein liberaler Staat. Welcher Grund besteht dann für Naumann, sich einem herzlichen Verhältnis zwischen Rußland und Deutschland zu widersetzen?

Auf der anderen Seite England.

Gefühlsmäßig ist es für uns trotz aller Haßgesänge des Krieges leichter, sich den Dauerverband mit der englischen Weltmacht zu denken. Wir werden dann, wie es einer meiner Freunde ausdrückt, junior partners des englischen Welthauses, liefern ihm Prokuristen und Clerks, bauen Schiffe und schicken Lehrer in die Kolonien, versorgen englisch-internationale Stapelplätze mit fleißig gearbeiteten und wohlbezahlten deutschen Waren, sprechen außerhalb unserer vier Pfähle Englisch, freuen uns des englischen Internationalismus und schlagen künftig englische Schlachten gegen Rußland. Unsere Kriegsflotte und Unterseeboote haben dann keinen eigenen deutschen Zweck mehr, denn wer sollte die englische Seemacht noch angreifen wollen, wenn wir uns vor ihr gebeugt haben? Es würde das alles nach englischer Art in durchaus anständigen und angenehmen Formen geregelt werden, aber unsere reichsdeutsche Geschichte ist dann zur Territorialgeschichte geworden, wie heute die Geschichte von Sachsen oder Württemberg. Auch so etwas tut ein großes Volk nur, wenn ihm nichts anderes übrig bleibt. Wir wissen, daß die allermeisten Nationen

---

Herstellung Mitteleuropas wäre das beste Mittel, »einen Frieden zu schaffen, der nur die Fortsetzung des Krieges mit wirtschaftlichen Mitteln wäre«. Indessen begegnen wir uns nicht bloß in dieser Wendung. In allen wesentlichen Punkten kommen wir zu den gleichen Ergebnissen. Seine Darlegungen, die mehr die ökonomische Seite behandeln, bilden eine willkommene und glückliche Bestätigung und Ergänzung der meinigen. K. K.

der Erdkugel gar nichts anderes tun können, als einen solchen Anschluß nach der einen oder andern Seite zu suchen, aber uns lockt auf Grund unserer Kraft und Erlebnisse ein größeres Ziel: selber Mittelpunkt zu werden. (S. 176.)

Also Naumann fürchtet von einem Abkommen mit England durchaus keine Gefährdung der Industrie Deutschlands. Im Gegenteil, er gibt zu, daß es »handelspolitisch manches für sich haben mag«. (S. 56.)

Er ist trotzdem dagegen. Einmal deswegen, weil die deutsche Kriegsflotte dann keinen deutschen Zweck mehr hätte. Indes könnte das doch nur deshalb eintreten, weil Deutschland zur See in keiner Weise mehr bedroht wäre, weil der »deutsche Zweck«, dem die deutsche Kriegsflotte zu dienen hat, friedlich, ohne jegliches Opfer, mit Vorteil für die ökonomische Entwicklung des Landes erreicht wäre. Man sollte meinen, daß das in eindringlichster Weise für und nicht gegen das Abkommen spräche.

Aber werden wir dann nicht »englische Schlachten gegen Rußland schlagen« müssen? Merkwürdig, daß Naumann sich die Annäherung zweier Völker aneinander nur als Mittel zu dem Zwecke vorstellen kann, ein drittes niederzuschlagen. Und dann — warum würde ein Bündnis nur Deutschland verpflichten, englische Schlachten, und nicht England, deutsche Schlachten zu schlagen? Bei einem Bündnis werden beide Teile gleich unfrei, aber zu einem bestimmten, gemeinsamen Zwecke. Allerdings, wenn von zwei verbündeten Regierungen die eine der anderen intellektuell überlegen ist, vermag jene diese zu übertölpeln und ihren Sonderzwecken dienstbar zu machen. Aber vor dieser Gefahr ist kein Bündnis frei; dies spräche nicht gegen ein Bündnis mit England, sondern gegen jedes Bündnis überhaupt. Oder schätzt Naumann gerade die Intelligenz der englischen Regierungen so überragend hoch ein? Doch sicher nicht.

Nein, es ist etwas anderes, was ihn gegen eine Annäherung an England oder Rußland einnimmt: Deutschland fände in jedem der beiden Staaten einen gleich starken Partner, mit dem es sich auf dem Fuße der Gleichheit zu verständigen hätte. Ihn lockt aber »auf Grund unserer Kraft und unserer Erlebnisse ein größeres Ziel: selber Mittelpunkt zu werden«.

Das wird an einer anderen Stelle in folgender Weise illustriert:

> Ein eigener Weg ist (für das Deutsche Reich) nur mit Österreich zusammen möglich. Und wie steht es auf österreichisch-ungarischer Seite?
>
> Wer es ernstlich versucht, sich in die Geschichtsgefühle der Doppelmonarchie hineinzudenken, der wird ohne weiteres verstehen, daß dort die feste Bindung an das preußisch-deutsche Reich als ein sehr ernster Schritt betrachtet wird, denn er enthält bei aller notwendigen Rücksicht auf eigene Selbstbestimung doch ohne Zweifel eine Bindung, die unter Umständen schwer zu tragen sein mag. Um es ganz rückhaltlos zu sagen: Österreich-Ungarn unterschreibt endgültig die im Jahre 1866 erfolgte Verlegung des Schwergewichts. Es verzichtet darauf, nochmals wieder wie in alten glänzenden Tagen die erste herrschende mitteleuropäische Macht zu sein. Es ist das keine formelle Abhängigkeit, keine Schmälerung der Souveränität, kein Aufgeben der ererbten Macht, aber doch eine tatsächliche Anerkennung des vorhandenen Kräfteverhältnisses.... Hier muß als Ergebnis der bisherigen Geschichte formuliert werden, daß durch die Bismarcksche Reichsgründung und ihre Bewährung im Weltkrieg eine Lage geschaffen ist, bei der in Mitteleuropa das Deutsche Reich an Volkszahl, Militärkraft und Einheitlichkeit zum ersten der zwei führenden Staaten geworden ist. Diese Lage ist da, sie ist nichts Neues mehr, aber allerdings ist es für Österreich-Ungarn ein Entschluß, zu dieser Wirklichkeit auch staatsrechtlich sich zu bekennen.

Es ist selbstverständlich, daß man auch auf österreichisch-ungarischer Seite alle andern Möglichkeiten prüft, ehe man sich für den Dauerverband Mitteleuropa entscheidet. Darüber ist schon einiges gesagt worden, aber es scheint nötig, hier beim Überblick über die vergangene Geschichte nochmals festzustellen, daß Österreich-Ungarn für sich allein nicht in der Welt bestehen kann, weil es einem gleichzeitigen Ansturm gegen seine verschiedenen Grenzen nicht gewachsen ist, und daß es keinen andern natürlichen Bundesgenossen hat als das Deutsche Reich.... Noch sicherer als der Satz, daß das Deutsche Reich den Bund mit Österreich-Ungarn braucht, ist der umgekehrte Satz, daß Österreich-Ungarn auf Gedeih und Verderb mit dem Deutschen Reich zusammengekoppelt ist. Es ist! Man löse dieses Band, und der Balkan rollt (sic!) nach Norden! Man löse es, und die Deutsch-Österreicher verlieren ihren Halt in der Doppelmonarchie! Österreich-Ungarn kann im Verband sich alle Klauseln und Sicherheiten ausmachen und soll es tun, aber den Verband selber wird es nicht hindern können, auch wenn es wollte. Das ist die Sprache der vergangenen Geschichte, denn Mitteleuropa entstand in erster Linie durch preußische Siege, besonders im Jahre 1870. (S. 57, 58.)

Vom Standpunkt des deutschen Imperialismus ist die Auffassung Naumanns sehr wohl verständlich. Dagegen bietet sie keine Gründe, die einen Sozialdemokraten zu veranlassen hätten, nach dem Kriege die Herstellung eines engeren freundschaftlichen Verhältnisses mit England oder einem eventuellen liberalen Rußland weniger eifrig zu betreiben als die Herstellung Mitteleuropas.

Dabei soll jedoch nicht geleugnet werden, daß zwischen einem großen Teil der Bevölkerung Deutschlands und Österreichs engere Beziehungen bestehen wie zu irgendeinem der Nachbarländer, Beziehungen, die auch für die Sozialdemokratie Bedeutung haben, da sie nicht den Bedürfnissen der Machtpolitik entspringen, sondern ein Ergebnis lebhaften Verkehrs sind, den vor allem die Sprachgemeinschaft begünstigt.

Die Idee, daß etwaige Rassengemeinschaft ein verbindendes Band bilde, ist eine absurde Erfindung von Schulmeistern und Belletristen. Nicht einmal das enge Verhältnis zwischen Vater und Kind wird durch Blutbande bestimmt, sondern ist das Ergebnis sozialer Verhältnisse, ihres Zusammenlebens in der Familie. Wo dieses fehlt, wie bei unehelichen Kindern, da verstummt die »Stimme der Natur«.

Ganz anders wirkt die Gemeinschaft der Sprache, dieses feinsten und wirksamsten aller Verständigungsmittel, das erst gesellschaftliches Zusammenarbeiten ermöglicht. Sicher reicht die Gemeinschaft der Interessen und der daraus folgenden historischen Ziele einer Klasse, die sich aus verschiedenen Sprachgruppen rekrutiert, tiefer als die Sprachgemeinschaft. Aber diese wird unmittelbar ohne jedes Nachdenken empfunden, jene kann nur erkannt werden durch das Studium von Verhältnissen, die nicht immer ganz klar zutage liegen. Natürlich darf die höhere Erkenntnis sich nicht dem primitiven Empfinden beugen, aber sie muß es bei dem Abwägen von Machtverhältnissen in Rechnung ziehen.

Muß die Sozialdemokratie trachten, die Hindernisse zu überwinden, die die Verschiedenheit der Sprachen der Verständigung und dem gegenseitigen Verständnis der Völker und der Proletarier insbesondere entgegensetzt, so hat sie ebensosehr alle Ursache, zu trachten, daß die engen Beziehungen, die eine Sprachgemeinschaft schafft, nicht durch Zollgrenzen oder andere politische Trennungslinien erschwert oder gar zerrissen werden.

Darin liegt das Interesse begründet, das auch ein Sozialdemokrat für die Idee eines Mitteleuropa haben kann.

Die Sprache bildet ein Verbindungsmittel der Bevölkerung des Deutschen Reiches nicht nur mit den 12 Millionen Deutschen in Österreich-Ungarn. Des Deutschen ist fast jeder Gebildete in Österreich mächtig. Es ist dort das Mittel der Verständigung der verschiedenen Sprachstämme untereinander. Der Tscheche lernt natürlich lieber die deutsche Weltsprache als das madjarische Lokalidiom, und ebenso zieht der Ungar das Erlernen des Deutschen dem des Tschechischen vor. Tschechen und Ungarn verständigen sich daher auch in der Regel deutsch. In der Regel. Denn mitunter zogen sie es vor, um nicht das Deutschtum zu üppig werden zu lassen, ihre für weitere Kreise außerhalb der Heimat bestimmten Publikationen französisch herauszugeben. Aber das blieben vereinzelte Experimente und Demonstrationen ohne praktische Bedeutung.

Deutsch ist aber in hohem Grade das Verständigungsmittel nicht bloß der Gebildeten, sondern auch der Händler in Österreich und war es früher mehr noch als heute. Hand in Hand damit geht ein ungemein starker Warenaustausch Österreichs mit dem Deutschen Reiche, bei dem sich allerdings, ebenso wie beim Gedankenaustausch, Österreich als der abhängige Teil zeigt.

Österreich-Ungarn führte nach Deutschland 1909 für 750, 1913 für 830 Millionen Mark Waren aus, Deutschland nach Österreich 1909 für 770, 1913 für 1100 Millionen. Aber Österreichs Ausfuhr nach Deutschland machte fast die Hälfte (40,8 Prozent) seiner Gesamtausfuhr aus, die Deutschlands nach Österreich bloß ein Zehntel (10,9 Prozent).

An Büchern führte Deutschland 1911 (ich habe keine spätere Zahl zur Hand) aus Österreich für 8 Millionen Mark ein, dahin für 20 Millionen aus. Dabei entziehen sich die per Kreuzband versendeten Schriften der Zollstatistik. Sie würden das Übergewicht Deutschlands noch stärker erkennen lassen.

Im Jahre 1899, für das mir zufälligerweise Detailzahlen zur Hand sind, hatte Österreichs Gesamtausfuhr von Büchern einen Wert von 12,7 Millionen Kronen, davon gingen 9,6 Millionen nach Deutschland. Es bezog aus dem Ausland für 36,5 Millionen Bücher, darunter für 33,6 Millionen aus dem Deutschen Reiche.

Bei so engem ökonomischem und geistigem Zusammenhang liegt der Gedanke eines stärkeren Zusammenschlusses von Deutschland und Österreich nahe. Und in der Tat: er war schon einmal da.

Der von 1815 bis 1866 bestehende Deutsche Bund umfaßte außer den Gebieten des heutigen Reiches (abgesehen von Elsaß-Lothringen und einigen Teilen Preußens) noch die österreichischen Bundesländer, nämlich die Alpenländer Österreichs sowie Böhmen, Mähren und Schlesien. Er zählte 1865 über 46 Millionen Einwohner, darunter über 13 Millionen Österreicher. Die übrigen Gebiete Österreichs, Galizien, Ungarn, die südslawischen Länder, die Lombardei und Venetien mit zusammen über 20 Millionen Menschen, gehörten nicht zum Deutschen Bund, standen aber doch mit ihm durch die Zugehörigkeit zur habsburgischen Monarchie in engerem Verband.

Auch der preußische Staat gehörte nicht in seiner gesamten Ausdehnung zum Deutschen Bund. Die Provinzen Posen und Preußen waren von diesem ausgeschlossen.

Wollte man Deutschland mit den nichtdeutschen Gebieten Österreichs und Preußens als Mitteleuropa betrachten, dann wäre es am ausgedehntesten nach der dritten Teilung Polens (1795) gewesen, wo sich Preußen bis über Warschau hinaus und Österreich bis nahe daran erstreckte. Sie umfaßten damals an polnischem Gebiet zusammen über 100 000 Quadratkilometer mehr, als ihnen davon nach den Beschlüssen des Wiener Kongresses blieben.

Die Schaffung Mitteleuropas würde also nicht eine Neuschöpfung bedeuten, sondern nur die Rückkehr zu einer bereits vorhanden gewesenen Form. Wieso kam es, daß sie jemals verloren gehen konnte, trotz der starken sprachlichen und ökonomischen Bande? Und bestehen die Umstände noch, die Deutschland und Österreich trennten? Von der Beantwortung dieser Frage hängen die Aussichten auf Verwirklichung Mitteleuropas in erster Linie ab.

Wenn wir die Staatenbünde der Geschichte nach ihrer Entstehung und ihrer Dauerhaftigkeit mustern, können wir zwei Gruppen unter ihnen unterscheiden: die Bünde von Republiken und die von Monarchien.

Die ersten wie die zweiten finden mannigfache Schwierigkeiten und Hemmnisse dort, wo zwischen den einzelnen Staaten bedeutende ökonomische Gegensätze bestehen. Wo solche nicht vorhanden sind, wo starke gemeinsame Interessen überwiegen, vermochten sich Republiken ohne äußeren Zwang zu dauernder Vereinigung zusammenzufinden. Die Aufhebung der Souveränität des einzelnen Staates bietet an sich keine erheblichen Schwierigkeiten, wenn der Bürger der Zentralregierung gegenüber dieselben Rechte hat, die er im Einzelstaat besaß. Die Vereinigung mit anderen Staaten nimmt ihm dann nichts an Rechten und auch nicht an Macht — wie gesagt, wenn nicht stärkere ökonomische Gegensätze zwischen den Einzelstaaten bestehen.

Anders gestaltet sich die Verbindung von Monarchien zu einem gemeinsamen Staatswesen. Mögen ihre ökonomischen Interessen noch so gleichartig sein, dadurch wird die Tatsache nicht aus der Welt geschafft, daß der Monarch des Einzelstaats durch seine Verbindung mit anderen Staaten einen Teil seiner Souveränitätsrechte aufgibt. Dazu wird er sich anderen, gleich starken Monarchen gegenüber nie entschließen. Und noch weniger wird er sich bereit finden, aus freien Stücken eine neue Zentralgewalt zu schaffen, die über ihm selbst steht.

Ein Bund monarchischer Staaten hat daher bisher stets nur dort Dauer gehabt, wo der eine der Bundesstaaten die anderen so weit an Macht überragte, daß seine Führung zu einer Selbstverständlichkeit wurde. Ein Bund gleich mächtiger Monarchien, der über eine Allianz hinausgeht und die Souveränitätsrechte der einzelnen Monarchen einschränkt, wird nur in Ausnahmefällen erreichbar und nie von Dauer sein.

Die Vereinigten Staaten von Amerika waren nur als Bund von Republiken möglich, ebenso der Bund der bäuerlichen und städtischen Gemeinwesen, aus dem die Eidgenossenschaft der Schweiz herauswuchs.

Aus diesem Grunde haben auch die Sozialisten der Balkanstaaten stets anerkannt, daß eine Balkanföderation, die die Balkanstaaten in einem festen größeren Bund freiwillig und dauernd zusammenhielte, nur auf republikanischer Basis möglich sei.

Das Deutsche Reich ist aus der feudalen Zeit in die des modernen Staates infolge eigenartiger Verhältnisse nicht in derselben Weise übergegangen wie die westlichen Staaten. Während in diesen eine starke zen-

trale Staatsgewalt die Kraft bekam, den hohen und den niederen Adel sich völlig unterthan zu machen, erstarkten im Deutschen Reich eine Reihe adliger Geschlechter selbst zu absoluten Herrschern in ihren Gebieten, die dem Kaiser nur eine geringe Oberhoheit ließen. Er verdankte diese nur dem Umstand, daß er weitaus der mächtigste der deutschen Fürsten war, freilich mächtig nicht zum wenigsten durch seine außerhalb des Reiches gelegenen Besitzungen, die auch den besten Teil seiner Kraft für sich in Anspruch nahmen und dem Reich entzogen.

Die Reichsherrlichkeit wurde zu völliger Nichtigkeit reduziert, als neben dem Kaisergeschlecht der Habsburger eine Dynastie emporkam, die sich kräftig genug erwies, ihm mit Erfolg gegenüberzutreten, die Hohenzollern. Wohl blieb Österreich an Ausdehnung und Volkszahl die weitaus überwiegende Macht im Reiche, selbst wenn man bloß seine Reichsgebiete in Betracht zog. Sie umfaßten 1786 3976 Quadratmeilen mit etwa 11 Millionen Einwohnern, dagegen die Reichsgebiete Preußens nur 2180 Quadratmeilen mit 4 Millionen Einwohnern. Danach der mächtigste Staat im Reiche war Bayern mit 1064 Quadratmeilen und 2 Millionen Einwohnern. Aber das kleine Preußen hatte sich bereits nicht nur Österreich allein, sondern sogar einer Koalition gewachsen gezeigt.

Je mehr Preußen erstarkte, desto schwächer wurde im Reiche der Kaiser, desto schwächer das Reich.

In der nationalen Bewegung, die im neunzehnten Jahrhundert aufkam und ein starkes, einiges Deutschland zu schaffen suchte, bildeten sich unter diesen Umständen drei Richtungen, von denen jede in anderer Weise das Problem zu lösen suchte. Am radikalsten gingen jene Demokraten zu Werke, die Deutschland in seinem ganzen Umfang zu erhalten und die Schwierigkeiten seiner Zusammenfassung dadurch zu lösen suchten, daß sie es in eine Republik verwandelten. Das strebten auch Marx, Engels und Lassalle ebenso an wie Bebel und Liebknecht.

Die bürgerlichen Elemente, die von der Republik nichts wissen wollten, aber doch den bestehenden Zustand unerträglich fanden, suchten die Lösung darin, daß sie an Stelle zweier rivalisierender Großmächte bloß eine, über jede Rivalität erhabene Großmacht im Reiche haben, die andere daraus verdrängen wollten. Sie verkleinerten freilich dabei das Reich, daher hießen sie die Kleindeutschen. Aber sie ersparten eine Revolution und konnten die Unterstützung der einen von ihnen auserwählten Großmacht, Preußens, gewinnen, sobald diese einen Lenker bekam, der legitimistische Bedenken zu überwinden wußte. Dieser erstand in Bismarck.

Die dritte Richtung endlich, die der monarchistischen Großdeutschen, die im wesentlichen alles beim alten lassen wollten und glaubten, durch einige Reförmchen die unüberwindlichen Gegensätze zusammenleimen zu können, waren teils verbohrte Konservative, teils beschränkte Illusionäre.

Da die Kräfte für die Gewinnung der Republik fehlten, setzte sich die kleindeutsche Lösung naturgemäß durch.

Was hat sich nun seitdem geändert, was es ermöglichen würde, den 1866 getanen Schritt wieder zurückzumachen? Wodurch unterscheidet sich Naumanns und seiner Freunde Mitteleuropa von dem Ziele der monarchistischen Großdeutschen vor einem halben Jahrhundert? Höchstens darin, daß es vager ist und die Bedingungen seiner Durchführung noch ungünstiger sind.

Denn Österreich ist heute weit weniger ein deutscher Staat, als es noch 1866 war.

Durch die Politik der unmerklichen Aushöhlung, das heißt des Schiebens auf die lange Bank, mildern sich nicht Ansprüche und Gegensätze, die in der Natur der Dinge begründet sind.

Naumann selbst ahnt, daß er hier sehr unsicheren Boden betritt, und so ruft er seinen Freunden zu: »sachte, sachte, kein Geräusch gemacht,« als ob eine Schwierigkeit dadurch aufhörte, zu bestehen, wenn man von ihr nicht spricht! Er sagt einmal:

Über die Stellung der Krone und der obersten Heeresleitung zur mitteleuropäischen Idee reden wir hier absichtlich nicht, weil das über den Bereich unserer Kenntnis hinausgehen und vielleicht mehr schädlich als nützlich sein würde. (S. 21.)

Merkwürdig klingen folgende Andeutungen:

Mitteleuropa wird sicherlich kein Fürstengeschenk sein, sondern ein Völkerwille. Die Fürsten werden, wie fast stets, das Notwendige mit mehr oder weniger Freude und innerer Anteilnahme mitmachen, aber sie von sich aus überspringen nicht leicht die mühsam festgesetzten Grenzen monarchischer Körper, wenn nicht von den Völkern aus das Herüber- und Hinüberfließen bereits mächtig zu fluten begonnen hat. (S. 230.)

Wäre Mitteleuropa Republik, so könnte vielleicht manches anders sein; aber es genügt, diesen Satz auszusprechen, um ihn als ungeschichtlich zu empfinden. (S. 260.)

Nun, so »ungeschichtlich«, um mit Naumann zu sprechen, wie die mitteleuropäische Republik ist auch Mitteleuropa, das heißt, es ist auf den zurzeit geschichtlich gegebenen Grundlagen nicht zu begründen. Jeder Versuch, über das schon bestehende Bündnis hinaus, das ja augenblicklich nicht in Frage steht, zu einer engeren Bindung der beiden großen Zentralmächte zu gelangen, muß auf wachsende Widerstände stoßen, nicht bei uns, sondern gerade bei jenen Faktoren, auf die Naumann baut.

Die Aussichten Mitteleuropas bessern sich nicht, wenn man die theoretische Grundlegung untersucht, auf die seine Notwendigkeit begründet wird.

3. Der übernationale Großstaat in der Theorie.

Es ist sehr erfreulich für einen Marxisten, zu sehen, wie heute jeder Politiker seine Ziele als ein Produkt ökonomischer Notwendigkeit zu begründen sucht. Weniger erfreulich freilich die Art, in der dies zumeist geschieht.

Nach Marx ist jede Idee, die ein Zeitalter bewegt und es besonders kennzeichnet, in letzter Linie auf seine besonderen ökonomischen Verhältnisse zurückzuführen. Heute wird nur zu oft dies »in letzter Linie« vergessen, wird jede Idee, also auch jedes politische Ziel direkt, ohne alle Zwischenglieder, aus ökonomischen Verhältnissen abgeleitet, und überdies werden noch als »ökonomische Verhältnisse« nur die Erscheinungen der Oberfläche betrachtet, nicht ihre tiefsten Wurzeln.

Es wäre ein Wunder, wenn es bei Naumann anders wäre.

Die Ausdehnung Deutschlands dadurch, daß es der Mittelpunkt eines Riesenstaats: Mitteleuropa wird, erscheint ihm als ökonomische Notwendigkeit, weil doch der Großbetrieb einmal zur Herrschaft gekommen ist:

Der Geist des Großbetriebs und der überstaatlichen Politik hat die Politik erfaßt. (S. 4.)

Überall begegnet uns dann der Abschließungstrieb der verbündeten wachsenden Großkörper. Je geregelter die Weltwirtschaft wird, desto weniger kann ein Volk von nur 70 Millionen Menschen seinen eigenen Gang allein gehen, denn es wird in seiner Isoliertheit umtost von den Rufen: England den Engländern, Amerika den Amerikanern, Rußland den Russen! Alle Großkörper bemühen sich, innerhalb der Weltwirtschaft für sich zu sorgen. (S. 177.)

Darum sei die Zeit des Nationalstaats überwunden und die des übernationalen Staates beginne.

Mit dieser Auffassung steht Naumann nicht allein. In unserer Partei selbst hat sie starken Anhang gefunden, und zwar auf dem rechten wie auf dem linken Flügel. In meiner Schrift über den »Nationalstaat usw.« wies ich schon auf einige Proben davon hin. Seitdem hat namentlich K. Renner die Idee sehr eingehend verfochten.

Bemerkenswert ist da auch ein Artikel der Wiener »Arbeiterzeitung« vom 21. November, betitelt: »Staaten sterben, Völker sind unsterblich«, in dem Serbiens Untergang vor allem aus seiner »Verkennung des Nationalitätsprinzips und seiner geschichtlichen Rolle« erklärt wurde.

Der Nationalstaat sei überholt durch die ökonomische Entwicklung.

Die Maße und Mittel der Staatlichkeit sind heute unendlich gewachsen. . . . Eine Sensenfabrik war damals (1809) schon bedeutend, wenn sie die Bauern eines halben Kronlandes zu Käufern hatte, ein modernes Eisenwerk benötigt, damit es sich angemessen spezialisieren kann, das Wirtschaftsgebiet eines Großstaats. Die Industrie hat sozusagen alles amerikanisiert, und das ganze außerrussische Europa mitsamt seinen »Großstaaten« geht bequem in den Rahmen der Vereinigten Staaten. Maße und Mittel moderner Staaten gehen weit über die Siedlungssphäre kleiner Nationen hinaus, da doch den allergrößten ihre Grenzen zu eng werden. Kleinstaatliche Souveränitäten haben die Zeit gegen sich!

Diese Erkenntnis springt aus den Erfahrungen des Krieges schmerzlich hervor. In letzter Linie ist dieser Wandel der wahre Grund des furchtbaren Schicksals dreier Völker, des Schicksals Belgiens, Serbiens und der Polen, wie verschieden es sich im einzelnen gestalten möge.... Es ist ein arges Los, heute Kleinvolk oder Kleinstaat zu sein, ein arges Los, selbst wenn man vom Kriege verschont bleibt, wofür die Leiden der Schweiz ein Beispiel sind.

Das Neue an diesen Ausführungen ist natürlich nicht die Beobachtung, daß der Kleinere übel daran ist, wo er mit einem Größeren in Konflikt kommt. In diesem Sinne ist es nicht erst »heute ein arges Los, Kleinstaat zu sein«. Ebensogut, wie auf das Geschick Serbiens gegenüber Österreich, konnte man etwa auf das Geschick Israels gegenüber Assyrien im achten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hinweisen. In diesem Sinne lieferte die Geschichte schon vor zwei- bis dreitausend Jahren Argumente gegen das Nationalitätsprinzip.

Neu ist dagegen der Hinweis auf die ökonomische Entwicklung, die das stete Wachsen des Staatsumfangs fordere, weil sie das Wirtschaftsgebiet stetig erweitere.

Nun ist Wesen und Umfang eines Staates sicher von ökonomischen Bedingungen abhängig, aber so direkt und einfach ist die Beziehung nicht, daß das Wachsen des Verkehrs und der technischen Hilfsmittel auch eine stete Ausdehnung des Staatsumfangs bedingte, weil »Maße und Mittel der Staatlichkeit« wachsen.

Wirtschaftsgebiet und Staatsgebiet fallen keineswegs zusammen. Was können wir unter Wirtschaftsgebiet verstehen? Ein Gebiet, das sich wirt-

schaftlich selbst genügt, das seinen eigenen Produktionsprozeß hat. In diesem Sinne kann man einen mittelalterlichen Fronhof oder eine Markgenossenschaft als Wirtschaftsgebiete bezeichnen. Nirgends aber beschränkt sich ein Staat auf ein einziges derartiges Gebiet. Er baut sich auf der Zusammenfassung vieler auf.

Das Wirtschaftsgebiet wird ausgedehnt durch Warenaustausch. Verschiedene, einander bisher selbst genügende Gebiete gehen dazu über, ihre Überschüsse miteinander auszutauschen. Das wird dort nicht eintreten, wo alle das gleiche, sondern nur dort, wo sie verschiedenes produzieren. Das findet bei primitiven Verhältnissen nur dort statt, wo unter verschiedenen Verhältnissen der Natur, des Bodens, des Klimas und dergleichen produziert wird. Der Austausch findet also zunächst nicht zwischen Nachbarn, sondern zwischen den Bewohnern von Gebieten, die weit auseinanderliegen, zwischen verschiedenen Gemeinwesen statt. Faßt man alle Gebiete, die füreinander auf dem Wege des Warenaustauschs arbeiten, als ein Wirtschaftsgebiet auf, dann begreift dies schon in den Anfängen des Verkehrs mehrere Gemeinwesen in sich.

So fällt das Gebiet des Staates nie mit dem Wirtschaftsgebiet zusammen. Es ist entweder größer oder kleiner als dieses. Nichts irriger als die Auffassung, der Warenaustausch gehe zunächst innerhalb des Staates vor sich und überschreite erst auf einer höheren Stufe in der Form des auswärtigen Handels dessen Grenzen; als sei der innere Markt früher da als der äußere. Der Handel ist von vornherein Welthandel, wenn man als Welt nicht den gesamten Erdball, sondern das gesamte, den Handelnden bekannte und zugängliche Stück der Erdkugel betrachtet. Im wörtlichsten Sinne des Wortes haben wir ja auch heute noch nicht völligen Welthandel, da es immer noch im Innern Brasiliens, Afrikas, Chinas Landstriche gibt, die ihm nicht erschlossen sind.

Mit dem Wachsen der Verkehrsmittel erweitert sich der Umfang der bekannten Welt, ändert aber auch der Handel seinen Charakter, indem er immer mehr Massengüter austauscht. Dient er in seinen Anfängen vornehmlich dem Luxus, der Bereicherung und Verschönerung des Lebens, so wird er durch die Transportmittel, die dem kapitalistischen Zeitalter zu Gebote stehen, zu einer unentbehrlichen Bedingung des Produktionsprozesses und damit des Lebens selbst. Das wirkt sicher auf den Staat zurück, bewirkt aber noch nicht, daß der Kleinstaat ökonomisch seine Lebensfähigkeit verliert oder daß der Großstaat ihm darin von vornherein überlegen ist. Belgien und die Schweiz haben trotz ihrer Kleinheit eine gewaltige Industrie entwickelt, und niemand wird behaupten wollen, daß das ungeheure Rußland ihnen darin über ist.

Damit ist freilich nicht gesagt, daß die Ausdehnung eines Staates nicht auf sein Wirtschaftsleben zurückwirkt. Die Handelspolitik eines kleinen Staates muß behutsamer sein als die eines großen. Ein Riesenstaat wie Rußland oder die Vereinigten Staaten kann sich eine Politik des Hochschutzzolls ohne schwere ökonomische Schädigung erlauben, die einen Kleinstaat wie Belgien ruinieren würde. Andererseits bietet ein ausgedehnter innerer Markt für eine kapitalistische Großindustrie sicher unter sonst gleichen Umständen eine viel günstigere Basis als ein beschränkter. Das kann in einem schon bestehenden Nationalitätenstaat für die Kapitalistenklasse einer der

kleineren Nationen, deren Industrie schon dem weiten inneren Markt angepaßt ist, ein starkes Motiv werden, dem Drang nach staatlicher Selbständigkeit der eigenen Nation entgegenzuwirken. Es erzeugt aber nicht das gleiche Streben in der Kapitalistenklasse eines schon bestehenden Nationalstaates, dessen Industrie auf seinen inneren Markt eingerichtet ist. Wohl ist auch sie erfüllt von dem Drang nach Ausdehnung des inneren Marktes und insofern nach Vergrößerung des Staatsgebiets, aber sie sucht dies nicht zu erreichen durch Anschluß an einen anderen kapitalistischen Staat, und am allerwenigsten als Kleinstaat an einen Großstaat. Und nur diese Form der Ausdehnung des Staatsgebiets kommt hier in Betracht, wo wir von den ökonomischen Tendenzen sprechen, die angeblich die Schaffung Mitteleuropas fordern.

Der Vorteil des inneren Marktes für die Kapitalistenklasse eines Staates besteht in der Beherrschung aller der Machtmittel in der Gesetzgebung und Verwaltung, die dem modernen Staat eine stets wachsende Bedeutung für die Entwicklung seiner Industrie verleihen. Diese Machtmittel sind sicher im Großstaat gewaltiger als im Kleinstaat, aber für die Kapitalistenklasse eines Gebiets kommt es nicht bloß darauf an, daß solche Mittel vorhanden sind, sondern auch darauf, daß sie die Herrschaft über sie besitzt. Durch die Angliederung des kleinen Staates an den großen verliert die Kapitalistenklasse des ersteren diese Herrschaft, und davon will sie nichts wissen. Trotz der Unvollkommenheit des kleinen inneren Marktes ist ihr ein kleiner Markt, den sie völlig beherrscht, lieber als ein größerer, den ihre Konkurrenten beherrschen. Das Aufgehen des Kleinstaats in dem großen bedeutete für jenen nicht die Vergrößerung, sondern das Aufgeben seines inneren Marktes. Die Kapitalisten des Kleinstaats ziehen den Freihandel, der ihre politische Beherrschung des inneren Marktes nicht antastet, dem Aufgehen in einem Staatenbund vor, der ihrer politischen Alleinherrschaft auf dem inneren Markt ein Ende machen würde. Solange England die Vormacht des Freihandels bleibt, werden die kleinen Staaten Europas mehr nach England schielen als nach Mitteleuropa. Die ökonomische Entwicklung drängt sie durchaus nicht zum Aufgehen in einem »übernationalen Staat«.

Natürlich mag es noch einmal dahin kommen, daß der eine oder der andere der Kleinstaaten Europas seine Existenzfähigkeit verliert. Aber auch große Staaten sind dagegen nicht gefeit, besonders dann nicht, wenn sie Nationalitätenstaaten sind.

Hier untersuchen wir jedoch nicht die besonderen Existenzbedingungen besonderer Staaten, sondern nur das angebliche Gesetz, daß die kapitalistische Produktionsweise ebenso wie dem Kleinbetrieb in der Industrie, so auch dem Kleinstaat in der Politik aus ökonomischen Gründen die Lebensfähigkeit entzieht.

Bei den Betrachtungen darüber schiebt sich unvermerkt immer wieder der militärische Gesichtspunkt an Stelle des ökonomischen. Nicht die ökonomische Entwicklung des Friedens, sondern die militärische Erfahrung des Krieges soll gegen den Kleinstaat sprechen.

Ich verzichte darauf, zu zeigen, wie dies bei Naumann zutage tritt. Hier seien nur die Äußerungen unseres Freundes in der »Arbeiterzeitung« beleuchtet. Er meint, der Krieg zeige, welch arges Los es sei, Kleinstaat zu sein, selbst wenn er vom Krieg verschont bleibe, wie die Schweiz. Daß sie unter dem Kriege leidet, ist sicher. Trotzdem scheint es, als wären die Schweizer

oder Dänen oder Holländer keineswegs sehr unglücklich darüber, daß sie ihr kleinstaatliches Dasein den Anfechtungen entzieht, die die Großmächte in den Krieg hineingezogen haben. Wir werden freilich auf das »furchtbare Schicksal dreier Völker, das Schicksal Belgiens, Serbiens und der Polen« hingewiesen. Warum in diesem Zusammenhang die Polen genannt werden, erfahren wir nicht, denn die Zensur hat den hier folgenden Passus gestrichen. Indes gestattet sie in Österreich noch, dem Leser die Streichung durch einen weißen Fleck anzuzeigen. Von selbst versteht es sich nicht, wieso die Polen zeigen sollen, welch Unglück es ist, einem Kleinstaat anzugehören. Vor seiner Teilung war Polen ein Staat ungefähr so groß wie das damalige Österreich und Preußen zusammengenommen. Also an seiner Kleinheit ging es nicht zugrunde. Seitdem gehören die Polen zu drei Großstaaten, also sind ihre weiteren traurigen Schicksale sicher auch nicht in der Kleinstaaterei begründet.

Und Serbiens Geschick in dem jetzigen Kriege? Stand nicht der Schutz von vier Großmächten hinter ihm, darunter jene zwei »übernationalen« Staaten, die Naumann so sehr beschäftigen, Rußland und England? Also auch das Bündnis mit den größten Mächten schützt nicht immer vor Unheil.

Was Belgiens, Serbiens, Polens Unglück herbeiführte, war nicht ihre Kleinheit, sondern ihre geographische Lage. Gebiete, die an den Grenzen kriegführender Staaten liegen und dadurch zum Kriegsschauplatz werden, leiden immer furchtbar, mögen es Kleinstaaten, die als Pufferstaaten zwischen Großstaaten liegen, oder Provinzen der letzteren sein. Nicht nur die kleinen Staaten Belgien und Serbien leiden oder litten im Kriege, sondern auch der Norden des Großstaats Frankreich, die deutsche Provinz Ostpreußen, das österreichische Galizien sowie das russische Polen.

Gewiß sind »Maße und Mittel der Staatlichkeit heute unermeßlich gewachsen«. Das bedeutet aber für den Krieg, daß auch der größte Staat sich militärisch nicht mehr allein zu behaupten vermag, daß ein jeder Krieg fortan immer mehr die ganze Welt in zwei feindliche Lager zu trennen strebt, wobei der »übernationale« Staat ebenso auf die Bündnispolitik angewiesen ist wie der nationale.

Naumann und seine Freunde betrachten Mitteleuropa nicht zum wenigsten unter dem Gesichtspunkt des kommenden Krieges. Sollte die Welt nochmals durch einen solchen verwüstet werden, dann ist es nicht unwahrscheinlich, daß er dann auch Amerika und China in den Kampf hineinzieht. Weltbünde kämen da in Betracht, denen gegenüber Mitteleuropa allein auch noch klein erschiene. Nichts wäre verhängnisvoller, als wollte man über dem Streben, selbst Mittelpunkt Mitteleuropas zu werden, es verabsäumen, sich mit der übrigen Welt gut zu stellen.

Ohne Bündnispolitik kommt im Kriegsfalle kein Staat mehr aus. Nichts beweist aber, daß eine solche Politik von einem Nationalitätenstaat oder einem übernationalen Staat konsequenter und erfolgreicher betrieben werden könne als von einem Nationalstaat. Daß ein kleiner Staat ebenso in der Bündnispolitik wie in der Handelspolitik nicht immer in gleicher Weise verfahren kann wie ein großer, ist selbstverständlich. Damit ist aber noch lange nicht das Stadium des Nationalstaats als ein überholtes und lebensunfähiges erwiesen.

Bei den Erörterungen darüber laufen den Verfechtern des übernationalen Staates militärische, ökonomische und politische Gesichtspunkte in der

sonderbarsten Weise durcheinander. Naumann hört Deutschland »in seiner Isoliertheit umtost von den Rufen: England den Engländern, Amerika den Amerikanern, Rußland den Russen!« (S. 177.)

Ein merkwürdiges Gehörvermögen. Der Ruf, daß ein Land dem Volk gehören solle, das es bewohnt, tauchte auf als ein Ruf der Befreiung von fremdem Joch, als Forderung politischer Selbständigkeit, als Abwehr jeder auswärtigen Einmischung. So der Ruf: Ostasien den Ostasiaten! Der Balkan den Balkanvölkern!

Aber welchen Sinn hätte dieser Ruf in England, Amerika, Rußland? Das russische Volk war wohl bisher geknechtet, aber nicht vom Ausland. Um einen Sinn zu bekommen, wandelt sich für Naumann unvermerkt die Losung aus einer politischen in eine ökonomische. Gibt es aber irgendein staatliches Gebilde, und wäre es noch so ausgedehnt, das sich heute wirtschaftlich auf sich selbst beschränken könnte?

Naumann selbst muß zugeben, daß wir »auf dem englisch-russisch-amerikanischen Weltmarkt« »unsere Arbeit immer verkaufen können«. Doch fürchtet er, Groß-England werde nach dem Kriege den »Aushungerungsgedanken weiter denken«. Und »wir können nichts tun gegen ihre (der mächtigeren Körper) Zollpolitik, Handelsschikanen, Einfuhrbeschränkungen, Metallmonopole, Baumwolltrusts, gegen ihre Kolonialherrschaften und Erdumspannung«; darum ist »in unserer Wirtschaftszeit die reine nationale Selbständigkeitsidee kein frohes Programm für Kind und Kindeskind«. »Wer nicht wächst, der verliert«, »so müssen wir das mitteleuropäische Wirtschaftsvolk ins Auge fassen«. (S. 177.)

Hier wird die russische und die amerikanische Handelspolitik mit der englischen in einen Topf geworfen, Freihandel und Hochschutzzoll gleich behandelt. Indessen könnte man ja mit der Möglichkeit rechnen, daß Englands Zollpolitik sich nach dem Kriege ändert. Aber was Naumann hier im Auge hat, ist nicht der Übergang vom Freihandel zum Schutzzoll, sondern eine besonders schlechte Behandlung der deutschen Einfuhr.

Warum sollte es zu einer solchen kommen? England würde sich dadurch selbst ins Fleisch schneiden. Sein Handel mit Deutschland ist größer als der mit irgendeinem anderen Staate der Welt. Es importierte 1913 aus Deutschland für 80 Millionen Pfund Sterling (über 1600 Millionen Mark) Waren und importierte dahin für 60 Millionen (über 1200 Millionen), ganz abgesehen von dem Handel mit Belgien und Holland, der auch zum großen Teil dem Handel mit Deutschland dient.

Und einen so ausgedehnten Handel sollte England zu stören beabsichtigen? Nach dem Kriege, wo es aus tausend Wunden bluten und unzähligen Handelsstörungen durch die Kriegsfolgen ausgesetzt sein wird, sollte es noch künstlich diese Störungen vermehren wollen? Und sollten russische und amerikanische Landwirte ein Interesse daran haben, die Konkurrenz, die sich deutsche und englische Industrielle in Rußland und Amerika machen, zu unterbinden und der englischen Industrie eine Monopolstellung auf dem russischen und amerikanischen Markte zu verschaffen?

Die deutsche Handelspolitik nach dem Kriege müßte schon eine sehr ungeschickte sein, sollte sie Handelsschikanen und Einfuhrbeschränkungen im Ausland finden, die sich speziell gegen die deutsche Einfuhr richteten. Die Schaffung Mitteleuropas würde aber davor nicht nur nicht schützen, sie wäre

vielmehr das geeignetste Mittel, solche Schikanen und Beschränkungen hervorzurufen. Denn Mitteleuropa wird, wie Naumann richtig erkennt, nicht als ein solider staatlicher Körper aus dem Kriege hervorgehen, nicht einmal als ein Zollverein, sondern es soll zunächst nur als Übereinkommen Deutschlands und Österreichs über einen übereinstimmenden Zolltarif ins Leben treten, wobei eine Zwischenzollinie zwischen den beiden Ländern bleibt, nur mit ermäßigten Zöllen. Oder gar bloß durch ein Abkommen über gegenseitige Vorzugsbehandlung. Das könnte nur verwirklicht werden durch Verletzung des Grundsatzes der Meistbegünstigung, womit Veranlassung gegeben wäre, daß die anderen Staaten, die bisher mit Deutschland Handelsverträge auf dem Fuße der Meistbegünstigung hatten, davon auch abgehen, so daß Deutschland seine bevorzugte Stellung in Österreich mit Nachteilen in anderen Staaten zu bezahlen hätte.

So viel über die uns drohenden Handelsschikanen und Einfuhrbeschränkungen. Außerdem aber soll uns, wenn wir nicht Mitteleuropa schaffen, die Aushungerung durch auswärtige Kartelle und Trusts drohen!

Naumann hat große Angst vor den Trusts, aber nur vor denen des Auslandes. Die des Inlandes bilden seine Zuversicht. Die Herstellung Mitteleuropas erhofft er vor allem dadurch, daß die deutschen und österreichischen Kartelle sich verständigen:

> Der Mittelpunkt der Syndikatsverträge aber wird das mitteleuropäische Eisensyndikat sein, durch welches unter Mitwirkung der beteiligten Staatsregierungen den österreichischen und ungarischen Eisenindustriellen ihre bisher durch Zölle und Staatsprotektion gesicherte Stellung in Form von Rayonierungskartellbestimmungen garantiert wird.... Ist aber einmal das Vorbild der gemeinsamen Syndizierung auf dem Hauptgebiet des Eisens gefunden, so wird sich dieses Schema mit den notwendigen Abänderungen auf alle syndizierbaren Gewerbe übertragen lassen. Damit vermindert sich der Umkreis der Produktionen, die Zwischenzölle brauchen, mit jeder neuen Syndikatsfusion. Für vereinte Syndikate mit wohlberechneten Kontingenten und mit Abgrenzung heimischer Vorzugsmärkte unter staatlich garantierter Konventionalstrafe ist nichts nötig, als die gemeinsame Zollinie nach außen. (S. 224, 225.)

Man sieht, Mitteleuropa soll ein Eldorado der Kartelle und Trusts werden, die mit allen Mitteln der Staatshilfe zu fördern sind. Dagegen die Trusts des Auslandes, sie sind der schrecklichste der Schrecken, sie drohen, uns mit ihren Produkten — auszuhungern.

Ja, das befürchtet Naumann von ihnen, und doch pfeifen es schon lange die Spatzen von den Dächern, daß die Trusts und Kartelle die Zölle keineswegs zu dem Zwecke brauchen, das Ausland auszuhungern. Sie schränken die Produktion für das Inland ein, um dort die Preise in die Höhe zu treiben, und suchen gleichzeitig die technischen Vorteile des Großbetriebs dadurch zu gewinnen, daß sie weit über den festgesetzten Absatz des Inlandes hinaus produzieren und den Überschuß zu Schleuderpreisen im Ausland absetzen.

Also gerade das Gegenteil der Aushungerungspolitik des Krieges treiben die Kartelle im Frieden: sie suchen das eigene Land auszuhungern und den Gegner mit reichlicher Zufuhr zu überschütten.

Allerdings gibt es einige Kartelle oder Trusts, die diese Politik nicht befolgen. Sie hat wohl Naumann im Auge. Es sind solche, deren Monopol aus natürlichen Gründen ein so starkes ist, daß sie des staatlichen Schutzes

entbehren können und imstande sind, den Absatz ihres Produktes nicht nur innerhalb des eigenen Landes, sondern für die ganze Welt zu kontingentieren. Derartige Unternehmungen können allerdings ihre Aushungerungspolitik auf die ganze Welt anwenden. Aber sie können es nur so lange und so weit, als ihr Monopol ein natürliches ist. Gegen ein solches schützt dann kein Zollverein und kein Mitteleuropa. Naumann weist auf die Gefahr eines Baumwolltrusts hin. Ja, wenn es den Baumwollproduzenten der Welt gelänge, sich in einem Bund zusammenzuschließen, was vermöchte Mitteleuropa dagegen?

Freilich, er sieht im Geiste schon ein größeres Mitteleuropa, über den deutsch-österreichischen Zollverband hinaus, das unter anderem auch Holland mit seinen Kolonien umfaßt. Aber um Baumwolle zu bauen, genügt es nicht, ein Tropenland zu besitzen. Nicht jedes produziert geeignete Baumwolle. Bisher ist es nicht gelungen, das Übergewicht Amerikas auf diesem Gebiet merklich zu verringern. Es betrug die Baumwollernte in 1000 Ballen:

Im Jahresdurchschnitt	Vereinigte Staaten	Ostindien	Ägypten	Übrige Gebiete[1]
1902 bis 1906	11742	4542	826	2616
1907 - 1912	13061	4649	911	4267
Zunahme	1319	107	85	1651

Der Anteil der Vereinigten Staaten an der Weltproduktion ist seit 1902 nur von 59 Prozent auf 56 Prozent gesunken.

Trotzdem England die größten Gebiete besitzt, die, abgesehen von den Vereinigten Staaten, Baumwolle bauen, würde seine Textilindustrie durch einen amerikanischen Baumwolltrust aufs schwerste getroffen. Es konsumierte im Jahre 1912/13 3 825 000 Ballen Baumwolle, darunter 3 281 569 aus den Vereinigten Staaten. Und da sollte die Schaffung Mitteleuropas imstande sein, das Deutsche Reich von einem amerikanischen Baumwolltrust unabhängig zu machen?

Andererseits produziert die englische Kolonie Ostindien Baumwolle nicht für die englische Industrie, sondern für die Konkurrenten Englands. Im Jahre 1912/13 wurden von der Industrie der Welt 3 394 000 Ballen ostindische Baumwolle konsumiert. Davon nur 48 000 in England, dagegen 175 000 in Deutschland und 988 000 in Japan, endlich 1 623 000 in Ostindien selbst. Die Industrie wählt ihre Rohstoffe nach ihrer Brauchbarkeit und nicht nach ihrer Herkunft.

Aber selbst wenn man sicher sein könnte, daß Deutschland durch die Schaffung Mitteleuropas mit entsprechendem kolonialem Anhang in bezug auf Baumwolle oder Petroleum völlig unabhängig von auswärtigen Bezugsquellen würde, welche Garantie hätte es, daß sich dann nicht ein mitteleuropäischer Baumwoll- oder Petroleumtrust bildet, der Mitteleuropa aushungert? Es mag ja erhebender für uns sein, von einem Mitteleuropäer als von einem Amerikaner ausgehungert zu werden, doch technisch oder physisch macht das keinen Unterschied.

Die Trusts sind sicher eine Gefahr. Aber die des eigenen Landes für dieses fast noch mehr als die des Auslandes. Und die Schaffung eines gemeinsamen Zollgebiets durch Verschmelzung und Verstärkung von Trusts oder sonstigen Unternehmerorganisationen ist der verkehrteste Weg, diese

[1] Brasilien, China, Rußland, Kleinasien usw.

Gefahr zu bannen. Soweit es in der augenblicklichen Phase des Kapitalismus möglich ist, die Gefahren der Truftwirtschaft zu bannen, geschieht es am ehesten unter dem Regime des Freihandels. Ein Mitteleuropa, das ein Mittel sein soll, das System des Schutzzolls zu verstärken, erhöht nur die Gefahr der Aushungerung durch die Trusts, bannt sie nicht.

Von welcher Seite man die theoretische Grundlegung Mitteleuropas auch betrachten mag, sie versagt überall.

Und dabei will sie eine Tendenz erklären und rechtfertigen, die gar nicht besteht. Denn die angebliche Tatsache, daß die ökonomische Entwicklung dahin drängt, internationale Reiche zu zimmern, die Nationalstaaten durch »vier große Weltinternationalen« (Renner) zu ersetzen, sie ist in Wirklichkeit gar nicht vorhanden. (Fortsetzung folgt.)

Der rote Faden der preußischen Geschichte.

Von Franz Mehring. (Fortsetzung.)

IV.

Über die Anfänge des brandenburgisch-preußischen Staates habe ich vor einiger Zeit an dieser Stelle ausführlicher gesprochen — siehe Jahrgang XXXII, 1, Nummern 16, 17 und 18; es kann nicht meine Absicht sein, mich hier zu wiederholen, und ich hebe nur die entscheidenden Gesichtspunkte hervor, an denen sich der rote Faden der preußischen Geschichte anspinnt.

Die Mark Brandenburg hatte schon eine nahezu dreihundertjährige Geschichte hinter sich, als nach dem bekannten Wort eines preußischen Herrenhausmitglieds »die Hohenzollern ins Land kamen«, und den Hohenzollern waren drei Dynastien vorangegangen: die Askanier, die Wittelsbacher und die Luxemburger. Unter ihnen war die Mark Brandenburg in einen völligen Verfall geraten, der bereits unter der anscheinend glänzenden Herrschaft der Askanier begonnen, unter den Wittelsbachern und Luxemburgern aber reißenden Fortgang genommen hatte; aus der Grenzwacht, die die Mark nach ihrer ursprünglichen Bestimmung gegen den slawischen Osten bilden sollte, war sie eine breite Bresche geworden, durch die der aufblühende polnische Staat nach Westen vorbrechen konnte. Die vernichtende Niederlage, die die Polen im Jahre 1410 bei Tannenberg dem Deutschen Orden zugefügt hatten, war der eine Grund, der den Luxemburger Sigismund, als er in demselben Jahre zum römischen König gewählt worden war, dazu veranlaßte, die Mark an den Burggrafen Friedrich von Nürnberg zu übertragen.

Der andere Grund war der Hilferuf der märkischen Städte, die sich vor den Plünderungs- und Raubzügen des Adels nicht mehr zu retten wußten. Dieser Adel war etwas ganz Besonderes, wie der preußische Historiker E. v. Meier (Französische Einflüsse auf die Staats- und Rechtsentwicklung Preußens im neunzehnten Jahrhundert) sehr mit Recht bemerkt. »Er unterschied sich in jeder Beziehung von dem Adel im Westen und Süden. Vom romantischen Ritterideal, welches von Frankreich ausgehend an den zahlreichen Höfen des westlichen und südlichen Deutschlands sich ausgebildet hatte, von Minnesang, von Turnieren und dergleichen war hier kaum die Rede; auch auf den Ritterschlag legte man wenig Wert.« In der Tat, als »das romantische Ritterideal«, wie immer sonst es darum bestellt sein mochte,

in höchster Blüte stand, war die märkische »Mannschaft« schon das, was ihr Name besagte: das aus unfreien Leuten bestehende Heer des Markgrafen, der die oberste Gewalt der als erobertes Feindesland geltenden Mark inne hatte.

Die »Mannschaft« bildete entweder die Besatzung der markgräflichen Burgen, oder ihre Mitglieder waren »Zaunjunker«, die in den Dörfern neben und nicht etwa über den freien Bauern saßen. Wie in dieser Militärkolonie die Rücksicht auf den Krieg die Grundlage aller Besitzverhältnisse bildete, so waren alle Grundstücke für den militärischen Zweck pflichtig; es wurde von ihnen gezinst oder Lehndienst geleistet. Der Bauer, dessen Acker zwei bis vier Hufen betrug, zahlte dem Markgrafen seinen Hufenzins und war ihm als der Landesobrigkeit sonstige Dienste schuldig; das Lehngut sollte die Mannschaft unterhalten und war für die sechs Hufen, die zur militärischen Ausrüstung eines Ritters als nötig erachtet wurden, zinsfrei, für jede Hufe darüber mußte auch der Ritter zinsen. Seine Aufgabe war der Kriegsdienst, nicht der Ackerbau.

Dies war die ursprüngliche Verfassung der Mark, die schon unter den Askaniern entartete, wie ich in dem angeführten Artikel eingehender dargestellt habe. In ihren unaufhörlichen Kriegszügen, von ewiger Geldnot geplagt und auf den guten Willen ihrer Mannschaft angewiesen, überließen sie diesen gegen Geld und Gunst alle obrigkeitlichen Rechte, die ihnen über die bäuerliche Bevölkerung zustanden, Hufenzins, Hand- und Spanndienste, Wagen- und Waffendienst, höhere und niedere Gerichtsbarkeit usw., und bahnten so jenes gutsherrlich-bäuerliche Verhältnis an, das sich durch eine Reihe von Jahrhunderten steigern und die unfreie Mannschaft ebenso mächtig wie die freie Bauernschaft ohnmächtig machen sollte.

Auf diese Weise schwächte sich aber auch die Macht der Markgrafen; ihre Mannschaft wuchs ihnen über den Kopf, und auch hier fand eine stete Steigerung von den Askaniern bis zu den Luxemburgern statt. Sie erreichte ihren Gipfelpunkt, als der Luxemburger Sigismund die ungarische Königskrone gewonnen und damit jedes Interesse an der Mark verloren hatte. Er verpfändete sie für eine halbe Million Goldgulden an seinen Vetter Jobst von Mähren, und dieser geriebene Geschäftsmann betrachtete sie einfach als einen Gegenstand der Ausbeutung, aus dem er neben seiner ansehnlichen Pfandsumme einen noch viel ansehnlicheren Profit schlagen wollte. Was von landesherrlichen Rechten noch vorhanden war, verschleuderte er, in erster Reihe auch, was niet- und nagelfest war: er verpfändete die markgräflichen Burgen der Mannschaft, die dadurch zum Herrn der Mark wurde, soweit nicht beutegierige Nachbarn größere und kleinere Stücke von ihr abrissen.

In der Tat hat Herr v. Meier darin recht, daß die Mannschaft frei von allem war, was er ritterliche Sitte nennt, aber er schätzt sie doch zu harmlos ein, wenn er meint, das Raubsystem sei hier nicht zur rechten Entwicklung gekommen; Wegelagerei habe sich nicht gelohnt, weil diese Gegenden von reisenden Kaufleuten wenig besucht und die Bewohner arm gewesen seien; alles habe sich auf gelegentliches Wegtreiben von Kuhherden und auf Pferdediebstahl beschränkt. Daran ist so viel richtig, daß der — nicht gelegentliche, sondern systematische — Kuh- und Pferdediebstahl auch von dem märkischen Adel betrieben wurde, von den Gänsen zu Putlitz, den Quitzow, den Rochow, den Alvensleben, den Schulenburg und wie sie sonst hießen,

aber es gab doch auch in der Mark noch viel ergiebigere Plünderungsobjekte, auf die es die adligen Wegelagerer abgesehen hatten, nämlich die Städte.

Sie waren, als die Mark unter den Askaniern kolonisiert wurde, zahlreich entstanden, und ein Teil von ihnen, wie Stendal in der Altmark, die Schwesterstädte Berlin-Kölln in der Mittelmark, Frankfurt in der Neumark, hatten sich zu einem nicht unbedeutenden Handel aufgeschwungen. Sie waren Mitglieder der Hansa und setzten landwirtschaftliche Produkte, Getreide und Holz, Pech und Schweinefett, Leinwand und Färberwaid über Hamburg und Lübeck nach den Niederlanden und zum Teil auch nach England ab; als Zwischenhändler führten sie Zinn, Kupfer und Blei aus dem Gebirge des Hinterlandes über See und vermittelten die Versorgung des Hinterlandes mit Heringen und Tran. Am schnellsten war Berlin-Kölln emporgeblüht; an Größe war es sogar schon der damals mächtigen Stadt Bern in der Schweiz überlegen. Berlin-Kölln zählte 1036 Bürgerhäuser und Wohn- oder Zinsbuden, Bern aber nur 688 Häuser und Scheunen. Auch über einen beträchtlichen Landbesitz gebot die Stadt; einzelne ihrer etwa fünfzig Patrizierfamilien, die Ryke, die Rathenow, die Aken, die Stroband, die Wins besaßen Lehngüter bis in die Altmark hinein.

Gerade die Beziehungen zwischen der Stadt Berlin-Kölln und Dietrich v. Quitzow, dem gewalttätigsten der adligen Raubgesellen, zeigen klar, daß diese Edlen zwar *auch*, aber nicht *allein* Kuh- und Pferdediebe waren. Dietrich v. Quitzow raubte eines schönen Tages die Viehherden von Berlin-Kölln und schlug die nachsetzenden Städter blutig aufs Haupt, aber er verstand sich zugleich auf die »höhere« Wegelagerei und brachte Berlin-Kölln in die äußerste Bedrängnis, indem er mit seinen Burgen sämtliche Handelsstraßen unterband, die von den Schwesterstädten ausgingen; namentlich durch den Pfandbesitz der markgräflichen Burg Köpenick legte er den Handel zwischen Berlin-Kölln und Frankfurt völlig lahm. Als nach dem Tode des Markgrafen Jobst die Mark an Sigismund zurückgefallen war und die Vertreter der märkischen Städte nach Ofen kamen, um ihm zu huldigen, waren es ihre beweglichen Vorstellungen, die ihn — neben der von Polen drohenden Gefahr — bewogen, der Mark in dem Burggrafen von Nürnberg einen neuen Herrn zu setzen, um geordnete Zustände in ihr herzustellen.

Der neue Markgraf war für seine schwierige Aufgabe auf seine eigenen Kräfte angewiesen, und die waren bescheiden genug. Er besaß in der Nachbarschaft von Nürnberg ein paar kleine, wenn auch reiche und für die damalige Zeit hochkultivierte Fürstentümer, aber was sie ihm an Geld und Mannschaft lieferten, reichte nicht aus, um große Sprünge zu machen. Er steckte sich deshalb auch nur das bescheidene Ziel, die markgräflichen Burgen und Schlösser, die dem Adel verpfändet worden waren, wieder in seine Gewalt zu bekommen, und ebenso die Grenzstriche der Mark, die von den Nachbarn abgerissen worden waren, und auch dies bescheidene Ziel hat er nur in bescheidenem Maße erreicht.

Mit Hilfe seiner fränkischen Ritter, der märkischen Städte und einiger benachbarten Fürsten, wie des Erzbischofs von Magdeburg und des Herzogs von Sachsen, denen die Raubzüge der Quitzow und Putlitz lästig geworden waren, brach er einige Burgen des widerspenstigen Adels, hatte dann aber

nichts Eiligeres zu tun, als sich mit den Rebellen zu vertragen, ihnen die verwirkten Lehen wiederzugeben, sie in all ihren Vorrechten zu bestätigen, einschließlich der obrigkeitlichen Rechte, die sie sich über die Bauern erschachert oder erschlichen hatten. Wenn Herr Hintze recht unterrichtet ist, haben nicht einmal, wie man bisher annahm, die Quitzows für ihre Untaten büßen müssen; auch mit ihnen ist ein »Abkommen« getroffen worden. Keinem der fränkischen Ritter, die ihr Blut bei der Besitznahme des Landes für ihn vergossen hatten, hat dieser erste hohenzollernsche Kurfürst ein märkisches Lehen anzuvertrauen gewagt, obgleich er und seine Nachfolger noch auf ein Jahrhundert hinaus, bei der geistigen und sittlichen Roheit des märkischen Adels, auf Hilfe und Rat des fränkischen Adels in allem angewiesen waren, was sich auf ihre Regierungstätigkeit bezog.

Es ist ganz richtig und ein Fortschritt in der bürgerlichen Geschichtserkenntnis, wenn Herr Hintze bekennt: »Nicht schlechthin auf gewaltsamer Unterwerfung, sondern auf Zugeständnissen und Verträgen beruhte das neue Verhältnis der Hohenzollern zu dem Adel der Mark Brandenburg«, und diese Verträge waren Löwenverträge im Sinne des Adels. Die Huldigung, die er dem neuen Landesherrn leistete, war ebenso papieren wie der »Landfrieden«, den der Kurfürst verkündete; das adlige Fehde- und Raubwesen hat noch nahe an ein Jahrhundert fortgedauert.

Auch mit dem Versuch, die alten Grenzen der Mark wiederherzustellen, hatte der neue Markgraf nicht Glück und Stern; nach einer schweren Niederlage, die er durch die Pommern erlitt, hat er sich schon dreizehn Jahre vor seinem Tode für immer aus der Mark in seine fränkischen Stammlande zurückgezogen. Ganz ähnlich ging es seinem Sohn und Nachfolger, dem zweiten Kurfürsten, der, ebenfalls nach einer schweren Niederlage durch die Pommern, in die alte Heimat zurückkehrte, aber doch eine lange nachwirkende Spur seiner Herrschertätigkeit in der Mark zurückließ, indem er vernichtete, was von städtischer Blüte überhaupt vorhanden war.

Die Städte hatten die Hohenzollern ins Land gerufen und sie bei dem Kampfe gegen die Quitzows tapfer unterstützt. Die Hoffnungen, die sie auf die neue Landesherrschaft setzten, hatten sich aber nur in geringem Maße erfüllt, denn das adlige Unwesen dauerte in kaum vermindertem Maße fort, und die Städte hatten allen Grund, sich eher auf die eigene Kraft zu verlassen als auf den Schutz des Kurfürsten. Bei einem Zwiste zwischen den Geschlechtern und den Zünften in Berlin-Kölln war diese mächtigste Stadt des Landes aber töricht genug, die Entscheidung des Kurfürsten anzurufen, wobei der Anstoß von den Zünften ausgegangen sein soll; nach einer anderen Angabe ist von den Geschlechtern das gleiche geschehen. Sobald der Kurfürst in die Stadt kam, bemächtigte er sich ihrer, zerriß ihre Briefe, verbot jedes Bündnis mit anderen Städten außerhalb und innerhalb des Landes, machte Kölln wieder unabhängig von Berlin und gab in beiden Städten den Zünften das Heft in die Hand, aber nur so, daß ihre Obrigkeiten als kurfürstliche Behörden »unserer Herrschaft Nutzen und Frommen« wahrzunehmen hätten. Endlich bedang sich der Kurfürst den Platz für den Bau einer Zwingburg aus, von der ein Turm noch in dem heutigen Berliner Schloß erhalten ist; zu ihrer Besatzung aber legte er eine starke Burgmannschaft in die Städte und stattete sie mit Burglehen aus. Darüber gingen dann den Geschlechtern wie den Zünften die Augen auf; und

es kam zu dem »Berliner Unwillen« von 1448, einem Aufstandsversuch, den der Kurfürst mit Hilfe des Adels niederschlug.

Im einzelnen herrscht über den Verlauf der Dinge noch manches Dunkel, aber gerade über den Punkt, der uns heute in erster Reihe interessiert, sind wir ausreichend durch erhaltene Urkunden unterrichtet: nämlich über das Strafgericht, das über die beiden Städte wegen ihres »Unwillens« verhängt wurde. Der Kurfürst überwies die Entscheidung des Streites den in Spandau versammelten Landständen; das will sagen dem Adel, der in ihnen neben einigen Geistlichen und Städtevertretern die weit überwiegende Mehrheit besaß. Dementsprechend war der außerordentliche Gerichtshof zusammengesetzt, der zwei Prozesse einleitete: einen gegen die Städte als solche und einen anderen gegen die »Häupter« des Aufstandes, das will sagen gegen die patrizischen Geschlechter, die etwas zu verlieren hatten.

Der erste Prozeß wurde dahin entschieden, daß die Städte ihre Gerichte, Mühlen, Zölle und fast ihren gesamten Landbesitz verloren. Der Kurfürst übergab diese Nutzungen seinem Küchenmeister Ulrich Zeuschel als Lehen, der dafür die Kosten des kurfürstlichen Hofhalts zu bestreiten hatte. Ferner wurde den Städten die freie Wahl ihrer Ratskörperschaften abgesprochen, und der Kurfürst fügte zum Schaden den Spott, indem er zum Bürgermeister von Berlin seinen Hofrichter und zum Bürgermeister von Kölln eine andere Person aus seiner höfischen Umgebung ernannte, die Ratsmannen beider Städte aber aus seinen reisigen Knechten wählte.

In dem anderen Prozeß, der gegen die Patrizier beider Städte als Führer des Aufstandes angestrengt wurde, wurden die Angeklagten wegen »Felonie« verurteilt, wie wir heute sagen würden, wegen Hochverrats; sie verloren ihre Lehen und das Leibgedinge ihrer Frauen, und wenn ihnen ihre »fahrende Habe« belassen wurde, so wurden sie doch zu so ungeheuerlichen, nach dem Geldwert der damaligen Zeit ungeheuerlichen Strafgeldern verurteilt, daß der Zweifel berechtigt ist, ob sich in diesen Schreckensurteilen nicht vielmehr der blinde Haß des adligen Gerichtshofs gegen die Städte entladen hat, als daß ihre wirkliche Ausführung beabsichtigt worden wäre. Bestärkt wird dieser Zweifel dadurch, daß der Kurfürst niemals der Krösus seiner Zeit geworden ist, was er nach Zahlung dieser Strafgelder hätte werden müssen.

Von alledem weiß Herr Hintze nichts, vermutlich weil die Urkunden, die darüber berichten, in den städtischen Archiven Berlins und nicht in den staatlichen Archiven des preußischen Staates aufbewahrt werden. Sonst hätte er doch wohl ein Wort über den klaffenden Unterschied verloren zwischen der vollkommenen Straflosigkeit des um so viel schuldigeren Hochverrats des Adels und dem grausamen Weißbluten der Städte für einen Hochverrat, über den immerhin recht verschiedene Urteile möglich waren. Herr Hintze begnügt sich, seine Befriedigung darüber auszusprechen, daß die märkischen Städte als die »damals gefährlichsten Gegner der landesherrlichen Hoheit« niedergezwungen worden seien. An dieser Stelle seiner Darstellung schimmert der rote Faden der preußischen Politik allerdings auch nicht im entferntesten durch.

V.

Wie die beiden ersten Hohenzollern noch vor Ablauf ihrer Regierung nach Franken zurückwichen, so hat sich der dritte nur von Zeit zu Zeit in der Mark blicken lassen; erst nach seinem Tode im Jahre 1486, also nach

etwa siebzig Jahren, begann sich die Dynastie einzuwurzeln. Die fränkischen Fürstentümer fielen an jüngere Söhne und blieben — mit einer kurzen Ausnahme im achtzehnten Jahrhundert — fortan von der Mark getrennt.

Der erste Kurfürst, der seine Tätigkeit auf die Mark beschränkte — ihrer ganzen Reihe nach der vierte —, hieß Johann und regierte von 1486 bis 1499. Die preußischen Historiker wissen von ihm nicht viel mehr zu erzählen, als daß er ein stillvergnügtes Dasein geführt, sich in die Angelegenheiten von Kaiser und Reich nicht mehr gemischt und selbst seine Ansprüche an Pommern aufgegeben habe. Nach Herrn Hintzes Erzählung ist seine Hauptsorge die Befriedung des Landes gewesen, die Ausrottung des adligen Raubsystems, wofür er sich mit benachbarten Fürsten verband; er hat einmal fünfzehn Raubburgen gebrochen. Ausgerottet hat er das Unwesen aber doch nicht; das ist erst seinem Nachfolger Joachim I. (1499 bis 1535) gelungen; er hat noch in 146 Fällen adlige Friedensbrecher gerichtet und in drei Fällen sogar die Todesstrafe über sie verhängt.

Wenn diesen Fürsten gelang, was dem ersten Kurfürsten mißlungen war, so war das jedoch nicht ihr Verdienst, sondern das Verdienst des Adels selbst, der inzwischen eine ungleich breitere Grundlage seiner Existenz gefunden hatte, als der Straßenraub bot, und die Fürsten mit Rat und Tat in der Ausrottung der räudigen Schafe unterstützte, die sich nicht in die neue Zeit zu schicken wußten. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts begann eine große ökonomische Umwälzung, die aus dem ritterlichen Grundherrn einen warenproduzierenden Gutsbesitzer machte, der die Waffen ablegte, um Bier zu brauen und mit Korn, Holz, Vieh und Wolle zu handeln. Diese Umwälzung ist in der sozialistischen Literatur so ausführlich und so häufig geschildert worden, daß ihre Kenntnis bei den Lesern dieses Blattes als bekannt vorausgesetzt werden darf. Auch Herr Hintze schildert sie im ganzen und großen nicht unrichtig, wenn auch ziemlich flach und mitunter recht schief, so wenn er das Elend, das sie über die bäuerliche Klasse brachte, mit der kühlen Bemerkung erledigt: »Ihr Los war früher, in den Zeiten, wo Raub und Brand namentlich die Bewohner des platten Landes so vielfach heimgesucht hatten, schwerlich ein besseres gewesen,« dafür aber an der Kehrseite der Medaille den erhebenden Seelentrost entdeckt, in der örtlichen Herrenstellung des grundbesitzenden Edelmanns habe sich »der eigenartige Typus des ostelbischen Junkers gebildet, der sich von der Art des west- und süddeutschen Edelmanns so wesentlich unterscheide und in der Geschichte des Hohenzollernstaats weiterhin eine so bedeutsame Rolle spiele; wenn anders Herr Hintze den Nagel auf den Kopf trifft, so hat der märkische Adel im Einziehen der Bauernäcker und in der Versklavung der Bauern »eine Fähigkeit, zu leiten und zu disponieren, den eigenen Vorteil wahrzunehmen, zu handeln und zu befehlen, in sich ausgebildet«, die im diplomatischen und militärischen Dienst des Staates die reichsten Früchte getragen habe. Was denn auch eine Geschichtsauffassung ist.

Die Medaille hat aber sonst zwei Seiten, und wenn die eine hier als bekannt vorausgesetzt werden muß, so trägt die andere noch so verwischte Züge, daß zu ihrer richtigen Erkenntnis eine genauere Betrachtung notwendig ist. In diesem Trauerspiel hat nicht nur der Junker und der Bauer, sondern auch der Städter seine Rolle. Um sie zu studieren, muß man sich das Material mühsam aus den Werken der preußischen Historiker zusammensuchen.

Keinem von ihnen ist es gelungen, das geschichtliche Problem zu erfassen, um das es sich dabei handelt. Dagegen hat es Rosa Luxemburg in ihren Arbeiten über polnische Geschichte in aller Klarheit und Schärfe erfaßt, und Polen ist in der Tat die klassische Stätte dieses Problems.

Durch die Verschiebung des Welthandels an die Ufer des Atlantischen Ozeans wurde Polen schwerer als Deutschland und Italien, und zwar in dem Maße schwerer betroffen, worin es ökonomisch rückständiger war als diese Länder. Jedoch die ökonomischen Umwälzungen des Reformationszeitalters schufen einen neuen Handel für Polen; je mehr sich die westeuropäische Geldwirtschaft entwickelte, um so mehr wurde Polen der »europäische Speicher«, die Kornkammer für Spanien, Frankreich, Flandern, England, zu eben der Zeit, wo sich aus ähnlichen Ursachen in dem benachbarten Ostelbien der ritterliche Grundherr in den warenproduzierenden Gutsbesitzer verwandelte. Für den polnischen Bauer ergaben sich daraus — in größerem Maßstab und deshalb in noch grauenvollerer Form — dieselben verheerenden Folgen wie für den märkischen Bauer. Aber auch die polnischen Städte mußten daran glauben, da der polnische Adel nicht nur die Getreideproduktion, sondern auch den Getreidehandel zu monopolisieren verstand. Jeder grundbesitzende Edelmann wurde zugleich ein Kaufmann, der sein Getreide selbst aus- und für den Erlös fremde Waren einführte. In dem Junker erstand dem städtischen Kaufmann ein Konkurrent, der um so gefährlicher war, als er die Klinke der Gesetzgebung in der Hand hatte. Soweit der Adel bei der Verfrachtung und dem Vertrieb seiner landwirtschaftlichen Produkte kaufmännischer Hilfe bedurfte, zog er fremde Kaufleute ins Land, die immer seine willigen Handlanger bleiben mußten; Kaufleute aller Nationen überschwemmten Polen, deutsche, italienische, schottische, armenische, russische und namentlich auch jüdische.

Was die Historiker als Ursachen für den Untergang des polnischen Staates angeben, die Schwäche der monarchischen Gewalt, das geile Überwuchern des Junkertums, den Verfall der Städte, die entsetzliche geistige und körperliche Verkommenheit des ländlichen Proletariats, das neun Zehntel der gesamten Bevölkerung umfaßte, ergab sich durchweg aus der Tatsache, daß dem Adel die Monopolisierung des nationalen Handels in seinen Händen gelungen war. Polens Schicksal ist ein klassisches Beispiel dafür, wie eine bestimmte Austauschweise die gesamten Geschicke eines großen Staates bestimmen kann. Auf den ersten Schein handelt es sich nur um einen Personenwechsel, aber wieviel mehr dabei auf dem Spiele stand, zeigt ein Blick auf die historische Rolle des mittelalterlichen Handels, der durch Ansammlung des Kaufmanns- und Wucherkapitals die Manufaktur schuf, den Ausgangspunkt der modernen industriellen Entwicklung, zu der das zünftige Handwerk aus sich selbst heraus nicht zu gelangen vermochte.

Die Entwicklung der nationalen Produktion, die unumgängliche Bedingung der geschichtlichen Fortschritte im westlichen Europa, wurde in Polen dadurch abgeschnitten, daß der Adel den ganzen Handel an sich raffte und die Handelskapitalien in einem verschwenderischen Leben verzehrte, statt sie in gewerblicher Produktion anzulegen. Die Verödung der polnischen Städte beseitigte vollständig den Haupthebel der gewaltigen politischen und sozialen Umwälzungen, durch die sich im westlichen Europa der Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit vollzog, den Klassenkampf des dritten Standes

mit dem feudalen Adel. Erst aus diesem Kampfe entwickelte sich die moderne Monarchie und der moderne Staat, die Zentralisation der Verwaltung, das stehende Heer, ein ergiebiges Finanzsystem. All das besaß Polen nicht, weil es keinen dritten Stand besaß. Der vorwärts treibende Klassen*kampf* fehlte, weil der Adel die wichtigsten städtischen Funktionen mit dem feudalen Grundbesitz vereinigt hatte, aber der verseuchende und zersetzende Klassen*gegensatz* blieb, der Gegensatz zwischen dem ausbeutenden Adel und der ausgebeuteten Volksmasse, die, in den Städten ihrer geschichtlichen Führer beraubt, unaufgeklärt und unorganisiert, höchstens einmal in zwecklosen Revolten explodierte, aber jedes politischen und sozialen Bewußtseins entbehrte.

Was die Genossin Luxemburg über diese polnische Entwicklung ausgeführt hat und was wir natürlich nur in den allgemeinsten Umrissen andeuten können, das trifft auch auf die märkische Entwicklung derselben Zeit vollkommen zu. Man kann sogar chronologisch ihre ersten noch schüchternen Keime feststellen. Auf dem märkischen Landtag von 1488 wurde der Zwang aufgehoben, daß die Bauern ihr Getreide nur zum Verkauf auf die städtischen Märkte bringen durften, und zugleich wurde dem Kurfürsten die erste indirekte Steuer oder, wie man damals sagte, das erste »Ungeld« bewilligt, eine städtische Bierziese. Das Braugewerbe war damals und noch lange nachher der wichtigste Nahrungszweig der Städte und mußte daher nach dem späteren Ausdruck Bismarcks zuerst »bluten«. Von jeder Tonne sollte ein Groschen gezahlt werden, von dem acht Pfennig in die kurfürstliche und vier Pfennig in die städtische Kasse flossen. Prälaten und Ritter blieben von dieser Steuer frei, doch durften sie kein Bier zum Verkauf brauen. So ist in dem Landtagsabschied von 1488 bestimmt. Der Landtag war die Organisation des märkischen Adels; jeder adlige Rittergutsbesitzer hatte auf ihm Sitz und Stimme; die geistlichen Stifter und die städtischen Obrigkeiten der »Hauptstädte« waren nur durch Bevollmächtigte vertreten, und die städtischen Vertreter befanden sich in einer um so hoffnungsloseren Minderheit, als die Prälaten gewöhnlich mit den Rittern zusammenhielten. In der »gemeinen Landschaft« hatten die »Oberstände« das Heft in der Hand; nur wenn es auf die Bezahlung landesherrlicher Schulden ankam, hatten die Städte die Ehre des Vortritts; sie mußten zwei Drittel übernehmen, Prälaten und Ritterschaft zusammen aber nur ein Drittel, das natürlich auch nicht von ihnen, sondern von ihren Hintersassen, »Bauern, Kossäten, Gärtnern, Müllern, Hirten, Schäfern, Schmieden« aufgebracht wurde.

Die unscheinbaren Keime des Landtagsabschieds von 1488 wuchsen sich mit unheimlicher Schnelligkeit aus. Bereits dem Landtag von 1525 ließ der Kurfürst Joachim eröffnen, die Beschwerde der Städte über den Getreidehandel des Adels kehre immer wieder; die von Adel verführen nicht bloß ihr eigenes Getreide, sondern kauften es bei ihren Bauern und außer ihren Gütern auf; sie seien Getreidespekulanten; sie benutzten ihre Zollfreiheit, um auch mit anderen Artikeln zu spekulieren, so daß der Kurfürst ihnen androhen ließ, wenn sie Kaufmannschaft treiben wollten, müßten sie auch Kaufmannsbürde tragen.

Bei der Schwäche der landesherrlichen Gewalt nutzten diese Mahnungen natürlich gar nichts; sie schlugen vielmehr in das Gegenteil um. Auf dem Landtag von 1602, wo wieder einmal 600 000 Taler landesherrlicher Schul-

den zu decken waren, protestierten die Städte aufs heftigste dagegen, daß der Adel »den Verkauf des Getreides, der Wolle, des Viehes, der Fische, Hanf, Flachs, Fette, Talg, Schmer, Hühner, Gänse, Butter, Eier, Käse, Futter und andere Waren den Hamburgern, Stettinern und anderen Ausländischen« zuschanze, sie verlangten, daß »die umlaufenden Schotten, Niederländer, Tablettenkrämer« im Lande nicht zu dulden seien. Mit diesen Klagen kamen sie bei dem damaligen Kurfürsten aber an den Unrechten; er verwies sie ihnen »mit genugsamer Deduktion und ernstlicher Bedrohung«, und sie hatten einfach zu blechen. Droysen, der diese Verhandlungen aus den Archiven mitteilt, macht dazu die harmlos-gutmütige Bemerkung: »Ein Bild des Verkehrs jener Zeit;« er ahnt noch nicht, um wie einschneidende, in die künftige Entwicklung des preußischen Staates tief einschneidende Fragen es sich dabei handelt.

Viel näher kommt dem Zusammenhang der Dinge ein jüngerer Forscher, Max Lehmann (in seinen Historischen Aufsätzen, in der Abhandlung über Agrariertum und Steuern in Preußen). Er führt namentlich aus, daß der Adel nicht nur den Handel, sondern auch den Gewerbebetrieb der Städte lahmgelegt habe, und zwar in Anknüpfung an die — übrigens bald beträchtlich erhöhten — Bierziese von 1488. Wenn dem Adel gestattet worden war, zum Bedarf seines Hauses steuerfrei Bier zu brauen, so braute er auch für andere, schenkte selbst aus, verkaufte an die Bauern und die Wirte der Krüge, zwang sie geradezu, kein anderes Bier als das seinige zu schenken, und hielt sie an, selbst zu brauen, indem er ihnen teils mit Geld, teils mit Gerste zu Hilfe kam. Er gab den Handwerkern anstatt baren Geldes Bier und Malz in Zahlung und was dieser Praktiken sonst noch waren.

Die Landesherren trieben auch hier eine halbschlächtige Politik. Dadurch, daß auf diese Weise der Ertrag der Bierziese geschmälert wurde, erlitt ihre Kasse große Ausfälle; sie verboten dem Adel eine »seinem Stande mißständige Kaufmannschaft und Nahrung« und sprachen gelegentlich selbst von »offenbarem Betrug«, aber die lange Reihe von Verordnungen, die sie im Laufe der Jahrhunderte dagegen erließen, scheiterten an dem Widerstand des Adels, und schließlich waren sie selbst, wie Lehmann wohl mit Recht vermutet, nur mit halbem Herzen dabei. Sie waren selbst die größten Grundbesitzer des Landes und fanden es einträglich, auf ihren Domänen brauen zu lassen, ohne Ziesezahlung, zum Schaden des bürgerlichen Brauwesens.

Lehmann meint: »Es war fast wie eine Erneuerung des eben erst gebrochenen Raubrittertums.« Noch richtiger würde er gesagt haben: es war mehr als eine solche Erneuerung. Der Gewalt der Raubritter hatten die Städte widerstanden; der ökonomische Krieg des Adels machte sie zu elenden und traurigen Nestern, was denn auch einen Beitrag zu der Gewalttheorie der Dühring und Genossen darstellt.

Tatsachen sprechen für sich selbst.

Eine Erwiderung von H. Beyschwang.

Auf die Ausführungen des Genossen Emil Kloth in seinem Artikel »Die Arbeiter und der Staat« in Nr. 14 gegen meinen Artikel »Reformistischer Neusozialismus« in Nr. 10 habe ich zu erwidern:

Auf die etwas reichlich dargebotenen historischen Zitate des Realpolitikers Genossen Kloth, die beweisen sollen, daß seine Auffassung vom »heutigen Staat« sich in durchaus alten Bahnen der Partei bewegt, gehe ich nicht ein und überlasse es berufenerer Feder. Meine kleine Blütenlese aus den »Sozialistischen Monatsheften« ist ein reales Produkt aus der gegenwärtigen burgfriedlichen Zeit und nicht aus der Vergangenheit. Der gut bekannte Genosse Heinrich Ströbel hat ja inzwischen in Nr. 12 in überaus dankenswerter Weise in einem Artikel mit der Überschrift: »Die Ursachen der sozialistischen Krise« auch eine historische Schilderung der Motive und des Entwicklungsprozesses zahlreicher Genossen, die früher der Linken angehörten, zur reformistischen Denkweise gegeben. Eine Vernichtung des Staates durch feindliche Nachbarn will ich ebensowenig wie der Genosse Kloth. Es lag mir im wesentlichen daran, zu zeigen, daß Genosse Kloth sich nicht darauf beschränkt, die Notwendigkeit der Landesverteidigung auch für das Proletariat festzulegen, sondern daß er weit darüber hinaus eine Interessensolidarität zwischen den Arbeitern und den Unternehmern zusammenphantasiert, die mit unseren bisherigen Anschauungen in schreiendstem Widerspruch steht. Der Vorwurf Kloths, ich hätte durch das Fortlassen einiger Schlußworte aus dem angezogenen Zitat seines Artikels Wahrheit und Dichtung durcheinandergeschüttelt, ist deshalb gegenstandslos. Die tatsächlichen Begebenheiten in der Partei sprechen eine so deutliche Sprache, daß man auch ohne dichterische Geistesgaben die Widersprüche zwischen einst und jetzt heraushört. Wenn es übrigens noch eines Beweises dafür bedurfte, daß Genosse Kloth bemüht ist, den Arbeitern Aussichten auf ausgleichende Interessen zwischen Kapital und Arbeit im »heutigen Staat« zu prophezeien, dann ergibt sich dieser aus seinem Beitrag zu dem kürzlich erschienenen gewerkschaftlichen Kriegsbuch mit aller Deutlichkeit. Es heißt da:

Selbst wenn man das Profitinteresse der Unternehmer als starke bewegende Kraft einstellt, so braucht man noch lange nicht in den Fehler der Gegner der Arbeiterbewegung zu verfallen und seinerseits die Unternehmer als vaterlandslose Gesellen hinzustellen. Solange noch die kapitalistische Produktionsweise durch keine bessere ersetzt ist, fallen den Unternehmern, ihren leitenden Beamten und Auslandsvertretern sehr wichtige Aufgaben in bezug auf die Beobachtung des Auslandsmarktes, der Berücksichtigung der Bedürfnisse der verschiedenen Länder, der Ausnutzung der Absatzmöglichkeiten, der Gestaltung der Handelsverträge und der Benutzung der Verkehrswege zu. Mit einem regsamen, weitsichtigen, auf den freien Wettbewerb vertrauenden Unternehmertum vermag die Arbeiterschaft, unbeschadet ihrer eigenen Interessen, sehr wohl ein gut Stück Weges zusammen zu gehen.

Aus diesem Kriegsbuch geht überhaupt hervor, daß eine ganze Reihe unserer Gewerkschaftsführer Schutzzöllner geworden sind und nur verlangen, daß bei der Festsetzung der Zölle nicht bloß die Interessen der Unternehmer, sondern auch die der Arbeiter der betreffenden Branche berücksichtigt werden. Das ist keine sozialistische Politik, sondern Schacherpolitik nach der Art: »Schlägst du nicht meinen Juden, dann schlag' ich auch nicht den deinen.« So wenig dem Genossen Kloth meine Wenigkeit bekannt ist, um so viel mehr ist er mir durch seine Mitarbeit an der Neuen Zeit und seit Ausbruch des Krieges auch an den »Sozialistischen Monatsheften« und der »Chemnitzer Volksstimme« bekannt. Auch aus der »Buchbinderzeitung«, die ja ebenfalls seit Ausbruch des Krieges im reformistischen Fahrwasser segelt, schöpfte ich meine Kenntnisse. Genosse Kloth wird nun weniger darüber ver-

wundert sein, daß ich auch ihn als Beispiel des reformistischen Neusozialismus zitiere. Gerade Genosse Kloth ist an der Propagierung eines neuen Programms und an der Aufstellung neuer Grundsätze und Forderungen in der Partei, die mit Sozialismus, wie er bisher propagiert und verstanden wurde, nichts gemein haben, in hervorragender Weise beteiligt.

Auf die Ausführungen bezüglich der praktischen Mitwirkung der Gewerkschaften an der Sozialversicherung vor und nach dem Kriege gehe ich ebenfalls nicht ein; der denkende Arbeiter wird den Gewerkschaften auf diesem Gebiet seine Anerkennung nicht versagen. Soweit sich aber Gewerkschaftsführer auf dem Gebiet der Partei-, der inneren und der äußeren Politik betätigen, ist es ihre heiligste Pflicht, das Banner des Sozialismus hochzuhalten und nicht es niederzureißen. Offene, ehrliche Kampfestaktik nach wie vor dem Kriege in den politischen Organisationen der Arbeiterklasse, unterstützt durch immer festere Zusammenfassung ihrer wirtschaftlichen Organisationen und Stärkung ihres Kampfcharakters, das liegt den Massen in Bluse und Kittel am Herzen.

Literarische Rundschau.

H. Gomperz, **Philosophie des Krieges in Umrissen.** (Perthes' Schriften zum Weltkrieg, 9.) Gotha 1915, F. A. Perthes. XVI und 252 Seiten. Preis 2,50 Mark.

Der Grundgedanke des Buches läßt sich folgendermaßen skizzieren: Die Menschengemeinschaften leben ihr eigenes Leben, zu dessen unvermeidlichen Erscheinungen der Krieg gehört. Die Begriffe »Kampf ums Dasein« und »Natürliche Auslese« lassen sich ungezwungen auf die menschlichen Verhältnisse übertragen: der gemeinsame Grundplan der uns allein bekannten Welt, mehr Leben auszustreuen, als zur Entfaltung gelangen kann, ist auch für die Menschenwelt eine unentrinnbare Notwendigkeit. Bei Völkern und Staaten würde dauerndes Gleichgewicht und unabsehbarer Stillstand nichts anderes bedeuten als naturwidrige Erhaltung dessen, was innerlich keine Zukunft mehr vor sich hat, ebenso naturwidrige Knickung dessen, was zu neuem Leben drängt. Aus dem Grundsatz unseres Lebens und unserer Geschichte folgt auch, daß zwei in industrieller Wirtschaftsform lebende Völker aufeinanderstoßen und im Interesse ihrer Selbsterhaltung sich einander zu schwächen und zu vernichten suchen müssen, weil infolge der Gleichartigkeit ihrer Lebensbetätigung sie nicht voll entwickelt nebeneinander bestehen können. Den Völkern geht es wie den Einzelmenschen: für jeden jungen Mann, der die vielbegehrte Stelle des Postunterbeamten erhält, werden fünf andere in das Elend des Proletariats hinabgestoßen; so sinken auch für jedes Volk, das sich in das Licht der Geschichte emporhebt und durch die Gesänge seiner Dichter und die Lehrgebäude seiner Denker (!) seinen Erfolg der fernen Nachwelt verkündet, viele andere minder glückliche Völker unbeweint in die endlose Nacht der Vergessenheit.

Darum laßt doch das Geschwätz von Schiedsgerichten und ewigem Frieden! Unausdenkbar ist es doch, wie zum Beispiel die Lösung der Balkanfrage, die Abgrenzung des geistigen und wirtschaftlichen Einflußbereichs des deutschen Volkes und alle die anderen Fragen, die im gegenwärtigen Kriege zur Entscheidung stehen, statt dem Spruche der Macht- und Kraftverhältnisse dem eines Schiedsgerichts hätten unterworfen werden können. Stark sein für den Krieg, das ist die Hauptsache! Vom alten Assyrien bis zum neuen Deutschland bildet die militärische Einheit das Rückgrat jedes großen Reiches. Die Vorbereitung des Krieges ist eine der maßgebendsten, wenn nicht die allermaßgebendste Rücksicht, die die Gestaltung des staatlichen Lebens im Frieden bestimmt. Darum muß die ganze Landwirtschafts- und Handelspolitik unter dem Gesichtspunkt der selbstgenügenden Versorgung des

Vaterlandes in Kriegszeiten geleitet sein; darum müssen jene Stände, Klassen und Parteien, auf deren Mitwirkung zur Erzielung erhöhter Kriegsbereitschaft sicher zu rechnen ist, den entscheidenden Einfluß im staatlichen Leben haben; darum muß verstummen das vieljährige Jammern über die »dem Moloch Militarismus geopferten Hekatomben«, das schon vor dem Kriege dem ruhig Denkenden und klar Blickenden unverständlich blieb; darum muß auch zurückgewiesen werden die Beschuldigung, daß die Rücksicht auf den Kriegsfall bei Einrichtung der Landwirtschafts-, Industrie- und Zollpolitik nur Bemäntelung selbstsüchtiger Klasseninteressen bedeute. Jeder Staat ist in erster Reihe ein Wehrstaat, erst in zweiter Reihe ein Rechtsstaat, erst in letzter Reihe ein Wohlfahrtsstaat.

Zur Kennzeichnung des Buches nur ein Zitat:

»Was immer da lebt, das lebt auf Kosten eines anderen, das statt seiner leben könnte, leben möchte und nicht leben darf. Eben darum ist ja das Leben ernst — nicht eine Wassersuppe, in der die ‚Vaterländer' nebeneinander lägen wie die Klöße, sondern ein Meer, in dem der Hai den Hering, der Starke den Schwachen vernichtet.«

Und ganz in diesem Geiste ist auch der leitende Gesichtspunkt der Wertbetrachtung der Geschichte: Wie die, die im sozialen Leben obenauf kommen, kraft ihrer Macht und ihres Geldbeutels, ihres Erfolges als die Besten und Tüchtigsten legitimiert sind, so ist es auch bei den Völkern: den Sinn der Geschichte liest die Nachwelt aus den Folgen der wirklichen Begebenheiten, aus dem Erfolg ab. Auch das gehört zur Tragik der Geschichte, daß letztlich über die Berechtigung jedes noch so heißen und edlen Strebens der Erfolg entscheidet: gut, im Sinne der Nachwelt und der Menschheit, ist die Sache, die dauernd und endgültig siegt.

So hat dieses Buch mehr als eine Gelegenheitsbedeutung. Es ist nichts Geringeres als eine dankenswerte Demaskierung jener bürgerlichen Philosophie, die immer noch den — unmöglichen — Anspruch erhob, eines, über allen materiellen Interessen schwebendes Denken zu sein, die aber doch der Wirklichkeit — selbst in ihren abstraktesten Gebilden — den Interessen derer entstammte, von denen sie ausgehalten wurde. Was bei anderen mehr oder minder durch allgemeine Phrasen verhüllt wurde, das hat Gomperz in dieser seiner Philosophie des sozialen und imperialistischen Faustrechts — ob gewollt oder ungewollt, ist gleichgültig — mit aller Schärfe zutage treten lassen.

Man könnte das Buch bezeichnen als die Lösung des Problems: mit Hilfe möglichst vieler philosophischer Zitate aus ältester und jüngster Vergangenheit, mit einem großen Aufwand sophistischer Begriffsklauberei und mit großer Anpassungsfähigkeit an die Bedürfnisse des »Zeitgeistes« — dies alles ohne großen Aufwand von eigenem Geist — den Krieg und seine Begleiterscheinungen als segensreiche Ewigkeitseinrichtung zu preisen und zu rechtfertigen. Es ist daher ganz verständlich, wieso das Gomperzsche Machwerk von führenden Organen der imperialistischen Kreise als das philosophische Kriegsbuch verherrlicht und angepriesen wird. Einen besseren Anwalt für philosophische Gewissensberuhigung könnten sie sich gar nicht finden. C. Notter.

Anatole France, **Sur la voie glorieuse.** Paris 1915, Librairie ancienne Edouard Champion. 90 Seiten. Preis 3,50 Franken.

Daß Anatole France im Heerbann des Sozialismus marschierte, war immer unsere Freude und unser Stolz. Von den deutschen Intellektuellen ist man es nicht gewöhnt, daß sie Schulter an Schulter mit der Arbeiterklasse fechten. Um so freudiger stimmte es, zu sehen, wie der erlesenste Stilist und feinste Geist der romanischen Rasse, der Anatole France ist, nicht etwa wie manch anderer mit dem Sozialismus kändelte oder liebäugelte, sondern eingeschriebenes Parteimitglied war. Wenn literarische Snobs den alten Blödsinn herbeteten, daß der Sozialismus kunstfeindlich

sei und die geistige Eigenart töte und was sonst noch alles, so brauchten wir ihnen nur den Namen Anatole France entgegenzuhalten, und die Snobs mußten verstummen.

Dann kam der Krieg, der die Stimmen der Völker verwirrte, daß keines das andere mehr verstand. Wer Anatole France in Deutschland liebte, hoffte wohl, daß er, dessen Grundzug skeptische Güte ist, eine Stellung etwa wie Romain Rolland finden werde: das Herz voll Liebe zum eigenen Land, aber das Gesicht der Menschheit zugekehrt. Der vorliegende Band, der eine Reihe von Aufsätzen und Briefen Frances aus der Kriegszeit vereinigt, bringt uns eine schmerzliche Enttäuschung. Der Dichter, der sein Leben lang mit mildem Lächeln für das gegenseitige Verstehen zwischen Mensch und Mensch, zwischen Volk und Volk eingetreten ist, bläst jetzt mißtönend auf der Kindertrompete des Chauvinismus. Seine Sätze wirken solchermaßen, ob sie auch noch von seiner Stilkunst schimmern, wie blecherne Phrasen. Sein Kriegsziel ist, den Sieg bis ins Herz des Deutschen Reiches zu tragen, die Militärmacht Deutschlands und Österreich-Ungarns bis an die Wurzeln zu zerstören, Elsaß-Lothringen an Frankreich, Schleswig an Dänemark, Trient und Triest an Italien zu geben und Polen wieder erstehen zu lassen — als Vaterlandsverräter sollte nach seinem Willen gebrandmarkt werden, wer mit dem Feind zu unterhandeln vorschlägt, ehe Nordfrankreich und Belgien geräumt sind. Deutschland erscheint ihm als der »Feind des Menschengeschlechts«, die Deutschen vergleicht er mit den Persern des Xerxes und die Franzosen mit den Griechen der Schlacht bei Salamis.

So gehört auch der Name Anatole France auf eine Verlustliste. Aber die Gerechtigkeit gebietet festzustellen, daß, wenn er ungerecht gegen uns ist, wir auch ungerecht gegen ihn sind. In dem Frankreichheft der »Süddeutschen Monatshefte« tut ihn Joseph Hofmiller, der nicht der erste beste ist, als den »greisen und ungläubigen Vertreter eines greisen und ungläubigen Volkes« ab. Was auf derselben Höhe oder Tiefe steht wie Frances Schmähung: »Barbarenvolk!«

Hermann Wendel.

Anzeigen.

(Besprechungen hier angezeigter Schriften behält sich die Redaktion vor.)

R. Broda, **Die Rolle der Gewalt in den Konflikten des modernen Lebens.** Berlin 1913, G. Reimer. 56 Seiten. Preis 1 Mark.

Diese Rundfrage, die »einer größeren Anzahl von berufenen Vertretern der verschiedenen Klassen und Völker« vorgelegt wurde, ist schon durch ihre Formulierung genügend gekennzeichnet: »Erscheint Ihnen die Gewalt: Krieg, Revolution, Streik, Lynchjustiz, Duell usw. als das beste Mittel zur Entscheidung ökonomischer, politischer und persönlicher Streitpunkte? Wenn ja: Welches sind die Vorteile für die Gesamtheit, welche die Wertzerstörung, die offenbare Schädigung der einzelnen durch die obengenannten Akte aufwiegen? Wenn nein: Welche Formen der Regelung durch Schiedsgerichte oder andere Arten gesetzlicher Entscheidung schlagen Sie zum Ersatz der Gewaltmittel vor?« — Von bekannteren Beantwortern seien nur genannt: G. Ratzenhofer, J. Novicow, W. Ostwald, K. v. Amira, d'Estournelles de Constant, O. Umfried, A. Forel, E. Pernerstorfer, H. Potthof. Daß bei einer Zusammenkoppelung derartig heterogener Dinge wie Krieg, Streik, Duell unter dem Stichwort der »Gewalt« den Problemen selbst Gewalt angetan und dadurch der wissenschaftliche Wert der ganzen Umfrage illusorisch wird, bedarf keiner weiteren Begründung. Interessant wäre allerdings der Vergleich mancher der 1913 geäußerten Anschauungen mit den Veröffentlichungen der nämlichen Autoritäten aus der Kriegszeit; doch würde er in das Kapitel »Einfluß des Krieges auf die bürgerliche Wissenschaft« gehören, das vielleicht nach dem Kriege einmal seinen Bearbeiter finden wird.

C. Notter.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 16 | Ausgegeben am 14. Januar 1916 | 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Bureaukratie und Politik.

Von Gustav Eckstein.

I.

Knapp vor dem Ausbruch des Weltkriegs hat Professor Delbrück ein recht interessantes Buch erscheinen lassen, in dem er den Nachweis zu erbringen sucht, daß das, was man gemeinhin Demokratie nennt, nichts weniger sei als der wirkliche politische Ausdruck des Volkswillens.[1]

»Der Volkswille«, sagt er (S. 41), »ist Geist, reiner Geist, der physisch weder greifbar noch darstellbar ist.

‚Das Volk ist wie Wasser,' sagte Napoleon I., ‚das die Gestalt jedes Gefäßes annimmt, in das man es hineintut; tut man es aber überhaupt in kein Gefäß, so fließt es ziel- und zwecklos auseinander.'

Noch gewaltiger aber erdröhnt der Ausspruch Hegels: ‚Das Volk ist derjenige Teil des Staates, der nicht weiß, was er will.'«

Und Delbrück begründet diesen Satz Hegels damit, daß ein Volk gar nicht wissen k ö n n e, was es will, weil die Summe der einzelnen nicht im Besitz eines Organs sei, durch das sie ihren Willen zum Ausdruck bringen könnte. Sobald aber das Volk organisiert ist, sind diese Organe bald nicht mehr die bloßen Verkünder und Vertreter des Volkswillens, sondern sie werden zu Führern und alsbald zu Beherrschern der Massen. Die scheinbare Demokratie (Volksherrschaft) ist daher in Wirklichkeit stets eine verhüllte Oligarchie (Herrschaft weniger). Nicht die Masse herrscht, sondern die Führer, die Funktionäre, die Bureaukratie. Daß dieses Gesetz aber nicht nur für die Staaten gilt, sondern sogar auch für die demokratischen Parteien, sucht Delbrück an dem Beispiel der deutschen Sozialdemokratie nachzuweisen.

»Sogar die sozialdemokratische Partei,« sagt er (S. 83), »die demokratischste, die es gibt, hat sich eine Organisation gegeben, die ihre Anhängerschaft aus den Entscheidungen tatsächlich ausschaltet und das Regiment ganz und gar in die Hände einer sich selbst ergänzenden Führerschaft legt.«

Delbrück kann sich bei dieser Behauptung auf ein umfangreiches Werk stützen, das Professor Michels, selbst ehemals Mitglied der Partei, diesem Nachweis gewidmet hat.[2] Man könnte dieses allerdings etwas breitspurige Buch, das neben manchem geradezu Karikaturenhaften auch eine Reihe scharfer Beobachtungen und treffender Bemerkungen enthält, eine Sozio-

[1] Hans Delbrück, Regierung und Volkswille. Berlin 1914, Georg Stilke. 205 Seiten. Preis 1,20 Mark. Eine eingehende Kritik dieser Schrift hat Genosse Franz Mehring in der Neuen Zeit, XXXII, 1 gegeben. (Die neuen Hegelingen, S. 970 ff.)

[2] Robert Michels, Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Leipzig 1910, Dr. Werner Klinkhardt. 401 Seiten.

logie der Parteibureaukratie nennen. Dabei kann man Michels das Zeugnis nicht versagen, daß er mit rücksichtsloser Schärfe vorgegangen ist, und gerade heute angesichts der täglich mehr in die Augen fallenden Krise der Demokratie haben wir alle Ursache, ihm auf diesem Wege zu folgen und uns aller Illusionen zu entschlagen. Das Ergebnis von Michels' Untersuchungen ist freilich sehr pessimistisch. »Ist es unmöglich,« fragt er (S. 350), »daß eine demokratische Partei eine demokratische, eine revolutionäre Partei eine revolutionäre Politik befolgt?« Und er antwortet (S. 355):

Die Leiter dieses revolutionären Körpers (der Partei) inmitten des Autoritätsstaats, organisiert, wie er ist, mit denselben Mitteln, durchglüht von demselben Geist eiserner Disziplin wie jener, können sich auf die Dauer der Einsicht nicht entziehen, daß ihre Organisation der offiziellen Organisation des Staates gegenüber, mag sie auf organisatorischem Boden auch noch so viel Wunderdinge leisten, doch nur eine schwache Miniaturausgabe ist, und daß deshalb in absehbarer Zeit, außer Hinzutreten außergewöhnlicher Ereignisse, jeder Versuch einer Kraftprobe mit einer zerschmetternden Niederlage für sie enden müsse. Die logische Folge dieser Erkenntnis ist, daß gerade das Gegenteil von der Hoffnung eintrifft, mit welcher die Gründer sich hatten leiten lassen, als sie die Partei aus der Taufe hoben. Anstatt daß die Partei mit wachsender Kraft und Stärke ihrer Organisation an revolutionärer Dynamis (Kraft) gewinnt, können wir heute gerade die entgegengesetzte Beobachtung machen: es besteht eine innere Beziehung zwischen dem Wachstum der Partei und dem Wachstum an Vorsicht und Ängstlichkeit in ihrer Politik. Die Partei, stets vom Staate gefährdet und in ihrer Existenz von ihm abhängig, ist, groß geworden, ängstlich bemüht, alles zu vermeiden, was ihn übermäßig reizen könnte.

Michels' Kritik wendet sich nicht nur gegen die deutsche Sozialdemokratie, sondern gegen jede revolutionäre Massenbewegung in einem modernen Staat, insbesondere gegen jede sozialistische Massenpartei. Und die Berechtigung dieser Kritik ist gewiß nicht zu verkennen. Stets wird die Bureaukratie die Führung einer Partei während der Zeiten ihres Kleinkriegs um so fester in ihren Händen haben, je weniger die Parteimitglieder befähigt und begierig sind, ihre Interessen selbst wahrzunehmen. Je komplizierter aber der wirtschaftliche und politische Bau des modernen Staates wird und je mehr sich der Klassenkampf in eine Reihe von notwendigen Einzelkämpfen um Teilreformen zersplittert, um so weniger sind die einzelnen Mitglieder einer Partei schwer arbeitender Proletarier mit unzulänglicher Schulbildung imstande, das ganze Kampffeld zu überblicken. Desto mehr sind sie darauf angewiesen, sich der sachkundigen Führung ihrer Beamten anzuvertrauen. Gewiß tut die Verbreitung politischen und ökonomischen Wissens in den Massen durch Partei- und Gewerkschaftsschulen, Vorträge und besonders durch die Presse viel, um dieser Allgewalt einer kleinen Schichte von Bureaukraten wirkungsvoll entgegenzuarbeiten; aber wir dürfen uns gerade heute in diesen schweren Stunden darüber keinen Täuschungen hingeben, daß, so unbedingt notwendig die möglichste Schulung der Massen auf diesen Wegen ist, unter der Herrschaft des Lohnsystems, das dem Arbeiter jede Bildungsmöglichkeit so unsäglich erschwert, dieses Übergewicht der Beamtenschaft in den Zeiten ruhiger Entwicklung von Partei und Gewerkschaft nicht zu beseitigen sein wird.

Gerade aber weil die Partei- und Gewerkschaftsbureaukratie die Verhältnisse meist besser zu überblicken in der Lage ist als »der Mann der Masse«, gerade deshalb werden sie um so vorsichtiger und zögernder in ihrer

Politik, je mehr sie vom Gefühl der Verantwortlichkeit für die mühsam aufgebauten Organisationen durchdrungen werden, an deren Spitze sie stehen.

»Die Masse«, sagt Delbrück (a. a. O., S. 131), »regiert, nicht weil sie weise ist, sondern weil sie Macht ist.« Das heißt, sie regiert nur so weit, wie sie Macht ist.

»Wo liegt zuletzt die wahre Macht?« fährt Delbrück fort (S. 133). »Sie liegt in den Waffen. Die entscheidende Frage für den inneren Charakter eines Staates ist deshalb immer: Wem gehorcht die Armee?«

Delbrück untersucht nun, wem die Armee in England und Frankreich gehorcht, und spricht von dem Einfluß, den die Parlamente dieser Länder auf die militärischen Verhältnisse üben. Dann fährt er fort:

Nun übertragen wir das einmal auf Deutschland-Preußen. Stellen wir uns ein parlamentarisches Regiment vor und nehmen, wen Sie wollen aus dem Abgeordnetenhaus oder Reichstag und lassen ihn bei uns Kriegsminister sein. Wer sich nur die geringste Fühlung mit unserem Offizierkorps und unserer Generalität hat, weiß, daß das eine Unmöglichkeit ist, daß unsere Armee auch erst ein Sedan von der anderen Seite erlebt haben müßte, um das über sich ergehen zu lassen.... Den Geist der Armee bestimmt natürlich nicht der wechselnde Teil, sondern der bleibende, das Offizierkorps, das die Mannschaft in seinem Geist erzieht und vermöge des Disziplinargesetzes in seinem Geist regiert.[3]

Dieser gewaltigen, festgefügten Macht stand die politische Partei des Proletariats gegenüber, wie die Gewerkschaften den immer stärker werdenden Verbänden der Riesenunternehmungen. Ist es da zu verwundern, wenn die Leitungen dieser beiden Bewegungen davor zurückschreckten, es zu entscheidenden Kämpfen kommen zu lassen, bei denen für sie, beziehungsweise für die Organisationen, an deren Spitze sie standen, alles aufs Spiel gesetzt werden mußte, der Erfolg aber sehr fraglich war? Je gewissenhafter sie waren, um so weniger konnten und durften sie sich mit einer leichten Handbewegung über diese ernsten und schweren Bedenken hinwegsetzen.

Dadurch wurde aber eine ganze Reihe von Konflikten unvermeidlich. Die Massen, die ihre Notlage unmittelbar fühlten, die Schwierigkeiten und Gefahren bei der Durchsetzung ihrer Forderungen aber nicht genügend klar erblicken konnten, drängten zu radikalen Entschließungen und beschuldigten ihre Führer der Feigheit und Zaghaftigkeit; sie warfen ihnen vor, daß sie, in gehobener Lebenshaltung, nicht mehr das richtige Verständnis für die Nöte der Arbeiter in der Werkstatt hätten. Auf der anderen Seite befanden sich die Funktionäre oft den einfachen Arbeitern gegenüber sehr in Verlegen. Sie sahen sich genötigt, in Worten radikal zu bleiben, um die Massen hinter sich zu behalten, tatsächlich aber sich zunächst mit der Erringung kleiner Reformen zu begnügen, die eben ohne große Kämpfe erreichbar waren. Aber man kann eine solche Politik nicht lange fortsetzen, ohne daß sie die Lebens- und Denkgewohnheiten dauernd beeinflußt. Immer häufiger stellte sich auf den Gesichtern vieler Funktionäre der Partei wie der Gewerkschaften angesichts radikaler Beschlüsse von Versammlungen und Kongressen jenes Augurenlächeln ein, das besagte: Es wird nicht so heiß gegessen wie gekocht, wir werden die Sache schon beschwindeln. Der Ausdruck des revolutionären Willens mußte so immer mehr zur revolutionären

[3] Vielleicht geben diese Worte eines Mannes, der diese Dinge einigermaßen versteht, den Genossen Heinrich Schulz, Dr. Paul Lensch usw. doch etwas zu denken.

Phrase herabsinken, während die Praxis in steigendem Maße vom Opportunismus beherrscht wurde.

Über das Wesen des proletarischen Opportunismus ist schon viel gesagt und geschrieben worden. Er wurde auch vielfach mit dem theoretischen »Revisionismus« zusammengeworfen, wogegen sich dessen Vertreter manchmal heftig wehrten. Tatsächlich ist sein Wesen nicht leicht zu bestimmen, da es in den verschiedensten Farben schillert, jeden Augenblick in anderem Licht erscheint. Trotzdem läßt sich ein Kern herausschälen, der allen den verschiedenen Äußerungen dieses vielgestaltigen Opportunismus zugrunde liegt, und Joseph Strasser scheint mir diesen Kern im letzten Heft des »Kampf« in treffende Worte gefaßt zu haben: [4]

Die Ehrfurcht vor dem Kapitalismus ist das Um und Auf des proletarischen Opportunismus. Er gibt das natürlich nicht zu. Er sagt: Ich trage den Verhältnissen Rechnung. Aber was er den Umständen Rechnung tragen nennt, ist etwas ganz anderes, nämlich ein alle Umstände, die das Proletariat als Widerstände gegen seinen sozialistischen Willen empfindet, als unabänderlich, von unserem Willen unabhängig Hinnehmen. Der Opportunismus überschätzt alle Schwierigkeiten des Sozialismus und unterschätzt die Leistungsfähigkeit des Proletariats, beides in der maßlosesten Weise. So muß er natürlich dazu kommen, den »revolutionären Klassenkampfstandpunkt« zu verwerfen. Er bescheidet sich. Er glaubt, daß die Arbeiter höchstens die Stellung gut genährter und nicht allzu schlecht behandelter Sklaven erreichen können, und empfiehlt ihnen eine dementsprechende Taktik. Das ist schließlich und endlich auch ein Weg zum Sozialismus! Wenn Nahrung und Behandlung immer besser werden, so müssen sich schließlich die Klassengegensätze verwischen, und der Sozialismus ist da, und zwar auf eine ganz gefahrlose Weise.

Gerade die »Gefahrlosigkeit« war es, die diesen Weg den verantwortlichen Leitern der Partei- und Gewerkschaftsgeschäfte empfahl. In dem Bewußtsein, zum Entscheidungskampf mit dem schwer gerüsteten Gegner noch zu schwach zu sein, mußten sie das Hauptgewicht darauf legen, zunächst die eigene Rüstung zu verstärken und so lange jedem ernsten Gefecht nach Möglichkeit auszuweichen. Da aber der Gegner mindestens in demselben Tempo an Kräften zu wachsen schien, mußte der Termin der Entscheidungsschlacht immer weiter hinausgeschoben werden, und beide Parteien begannen unterdessen, sich in ihren Schützengräben häuslich einzurichten. Die Organisation wurde immer mehr zum Selbstzweck, der den Gedanken an die Erreichung des Endziels immer mehr aus den Köpfen und Herzen verdrängte. Die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, die Expropriation der Expropriateure wurden immer mehr zu Gegenständen sonntäglicher Erbauung.

II.

So allmählich diese Wandlungen eintraten, konnten sie doch natürlich nicht unbemerkt bleiben, und schon seit Jahr und Tag wandte sich eine heftige Polemik gegen diese Zustände. Besonders waren es die Syndikalisten, die die stets volle Schale ihres Spottes über den Beamtenapparat der Partei und der Gewerkschaften Deutschlands ausgossen, und sie brauchten um ihre Argumente nicht in Verlegenheit zu geraten. Ihr Altmeister Proudhon lieferte sie ihnen schon in reicher Fülle. Hatte doch dieser seine anarchistische Lehre zum großen Teil gerade auf die Argumentation gestützt, daß jede

[4] Joseph Strasser, Ein Brevier für Umlerner. Der Kampf, Jahrgang VIII, November-Dezember 1915, Seite 414.

Organisation zur Herrschaft ihrer Leiter führe und daß jede Revolution nichts anderes bedeute als die Ersetzung einer Clique von Ausbeutern durch eine andere.

Aber was war das praktische Ergebnis dieser oft wirklich geistvollen und witzigen, oft allerdings auch flachen und mißverständlichen Angriffe auf die deutschen Organisationsmethoden? Daß die Syndikalisten es nicht einmal zu jener geregelten Verwaltung ihrer Institutionen brachten, die sie bei den Deutschen so sehr zu verachten vorgaben. Freilich war diese Verachtung häufig genug nichts anderes als eine Art Selbstschutz gegenüber dem quälenden Gefühl der eigenen organisatorischen Unzulänglichkeit. Und der revolutionäre Schwung? Gewiß, in einem Lande mit revolutionärer Vergangenheit wie Frankreich, in dem die politische Herrschaft schon so oft gewaltsam gestürzt wurde und neu emporkommende Klassen die ihre auf den Barrikaden errichteten, kann die Vorstellung von der Unerschütterlichkeit und Unveränderlichkeit der augenblicklichen politischen Zustände und Machtverhältnisse nicht so leicht Fuß fassen; aber trotzdem: wo hat sich im heutigen Frankreich bisher der große revolutionäre Schwung gezeigt?

Mit der Erkenntnis der Schattenseiten des Parteibureaukratismus ist eben noch wenig getan. Genosse Ströbel kündigt in seinem Artikel »Die Ursachen der sozialistischen Krise« an, daß über das Wie der organisatorischen Reformen, durch welche die Forderungen der Demokratie zunächst einmal innerhalb des sozialistischen Proletariats selbst zur Verwirklichung gebracht und das derzeitige mit schwersten Mängeln behaftete Repräsentativsystem korrigiert werden soll, zu geeigneter Zeit noch sehr viel gesprochen werden müsse. Die Genossen Laufenberg, Wolffheim und Herz haben in ihrer Broschüre »Organisation, Krieg und Kritik« schon Vorschläge in dieser Richtung gemacht. Sicherlich sind auch die Organisationsformen des deutschen Proletariats steter Verbesserung bedürftig; aber die Hoffnungen der genannten Genossen vermöchte ich nicht ganz zu teilen. Jede Organisation steht vor der bangen Wahl: entweder die Masse der Mitglieder unter die Herrschaft ihrer Führer zu bringen oder auf die straffe Zusammenfassung der Kräfte zu verzichten. Charakteristisch dafür ist das Beispiel der englischen Demokratie.

»Wenn im allgemeinen die Meinung herrscht,« sagt darüber Delbrück (a. a. O. S. 87), »daß England ein mehr populäres Regiment habe als Deutschland, so ist darin etwas Wahres, aber nicht eigentlich in bezug auf die Gesetzgebung. Diese Meinung ist in der Hauptsache darauf zurückzuführen, daß der ganze Staatsorganismus in England viel lockerer ist als bei uns.«

Diese englische Freiheit der lokalen und persönlichen Autonomie, das kostbarste Erbstück der englischen Geschichte von Jahrhunderten, ist im Begriff, dem Kriege zum Opfer zu fallen. Die Notwendigkeit der straffen Konzentration aller nationalen Kräfte in der Hand der Regierung nötigt zu Eingriffen in dieses Selbstbestimmungsrecht, die sich nachher wohl nicht wieder werden so leicht rückgängig machen lassen. Eine Partei des Klassenkampfes aber ist in ewigem Kriegszustand, sie kann auf einheitliche Leitung, auf Zentralisation nicht verzichten, wenn sie sich nicht aufgeben will. Das Auskunftsmittel der englischen Demokratie steht ihr deshalb von vornherein nicht zur Verfügung.

So dürfen wir zwar erwarten, daß die Bemühungen der Genossen Ströbel, Laufenberg und hoffentlich noch vieler anderer einzelne Mängel

unserer Organisation beseitigen werden; aber an dem Wesen der bureaukratischen Parteiregierung werden sie so lange nichts zu ändern vermögen, als nicht deren Grundlage erschüttert ist, die Teilnahmlosigkeit der großen Masse gegenüber den politischen und gewerkschaftlichen Mühen und Kämpfen des Alltags und ihre Unfähigkeit, den einzuschlagenden Weg so genau zu erkennen und zu weisen, daß die Beamtenschaft wieder zum bloßen Vollzugsorgan des Massenwillens wird.

Um dieses Ziel zu erreichen, haben die genannten Genossen mit Recht das größte Gewicht auf die Ausgestaltung unseres Bildungswesens, in erster Linie unserer Presse gelegt, der es obliegt, nicht nur abstrakte Prinzipien zu predigen, sondern vor allem die Gedanken des Sozialismus in die Wirklichkeit des Alltags zu übertragen und ihre Fruchtbarkeit an den Erscheinungen der Tagespolitik und des täglichen Lebens zu erproben und nachzuweisen.

Aber zu wie wenigen Mitgliedern des Proletariats dringen wir mit unseren Bildungsbestrebungen, und bei wie wenigen von diesen gelingt es uns wieder, die so starken Einflüsse auch nur einigermaßen aufzuwiegen, die Kirche und Schule, Elternhaus und Kaserne, Lokalanzeigerpresse und Stammtischweisheit usw. ausüben, oder ihnen gar ein wirkliches Verständnis der so ungemein komplizierten und schwer zu überblickenden Verhältnisse und Beziehungen der heutigen kapitalistischen Welt zu vermitteln. Und wie schwierig ist zugleich die oben skizzierte Aufgabe der Tagespresse in der Praxis! Wie wenig ein großer Teil unserer Presse überdies dieser Aufgabe in schwierigen Zeiten gewachsen ist, das haben uns die letzten Monate erschreckend geoffenbart.

So scheint die Aufgabe tatsächlich verzweifelt, aus dieser Sackgasse herauszufinden, und frohlockend kann Delbrück, nachdem er die verschiedenen Versuche, die Demokratie wirklich zum Ausdruck des Volkswillens zu machen, nacheinander kritisch zerpflückt hat, den überraschenden Schluß ziehen, daß das deutsche Regierungssystem eine weit höhere und bessere Form der politischen Gestaltung darstelle als das irgendeines anderen Staates der Gegenwart (a. a. O., S. 186), und daß in Deutschland das Volk eher einen stärkeren Einfluß auf die Gesetzgebung habe als in England (S. 87). Andererseits kommt Michels am Ende seiner ausführlichen Untersuchungen nur zu dem betrüblichen Schluß (S. 390):

> Dem Idealisten muß jede eingehende Analyse der Formen, in denen sich die Demokratie uns heute darbietet, Gefühle bitterster Enttäuschung und Entmutigung auslösen.... Wer die Demokratie würdigen will, kann ihren Wert nur an dem tertium comparationis (Vergleichspunkt) der reinen Aristokratie ermessen.... Als Form ist die Demokratie das geringere Übel.

Das Resultat also, zu dem diese beiden in ihrem Wesen und in ihren Voraussetzungen, in ihren politischen Sympathien und Anschauungen so grundverschiedenen Autoren übereinstimmend kommen, ist ein für die Demokratie höchst betrübliches: sie ist ein geringeres Übel als die reine Aristokratie, aber sie ist nicht der Ausdruck des wirklichen Volkswillens.

(Schluß folgt.)

Nochmals die landwirtschaftlichen Produktionskosten und die Teuerung.

Von A. Hofer.

In Nr. 25 der »Sozialistischen Monatshefte« veröffentlicht Genosse Dr. Artur Schulz einen Artikel: »Sind die Angriffe gegen die deutsche Landwirtschaft berechtigt?«

Dieser Artikel, der an sich nicht sonderlich beweiskräftig für seine Zwecke ist, da er in der Hauptsache die Verteuerung untergeordneter landwirtschaftlicher Produktionsmittel nachzuweisen sucht, erhält seine Bedeutung aber dadurch, daß die agrarischen Kreise ihn für ihre Zwecke frohlockend ausschlachten. So hat zum Beispiel die »Deutsche Tageszeitung« mit Behagen einen wesentlichen Teil des Artikels abgedruckt und daran folgende Bemerkung geknüpft:

> Ob nicht wenigstens die sachkundigen Darlegungen von solcher Seite für manchen, der in letzter Zeit die Landwirtschaft leichtherzig verunglimpfte, eine Beschämung oder noch besser eine Belehrung sein werden.

Genosse Dr. Schulz wendet sich in diesem Artikel auch gegen meinen Aufsatz in Nr. 10 der Neuen Zeit: »Die landwirtschaftlichen Produktionskosten und die Teuerung.«

Er stellt sogar folgende ebenfalls von der »Deutschen Tageszeitung« nachgedruckte Behauptung auf:

> Seine (Hofers) Untersuchung ist daher recht einseitig und irreführend und offensichtlich durch die Kampfstellung gegen die Junker, die er im Preußischen Abgeordnetenhaus einnimmt, in ihrem wissenschaftlichen Wert zuungunsten der gesamten Landwirtschaft sehr nachteilig beeinflußt. Zur Feststellung der objektiven Wahrheit, die über allem stehen sollte, hat er in seinem Artikel jedenfalls nicht beigetragen.

Ich verzichte darauf, diese Liebenswürdigkeit zurückzugeben, und will gern glauben, daß Genosse Dr. Schulz *seinen* Artikel nach bestem Wissen und Gewissen geschrieben hat; trotzdem der Schlußsatz seines Artikels lautet:

> Man möge deshalb auf diese *unzeitgemäßen Agitationen und übertriebenen Angriffe auf die Agrarier*, die im Lager der Gegner Deutschlands neue Hoffnungen erweckt haben und die Wiederherstellung unserer alten Leistungsfähigkeit in der Agrarproduktion hemmen können, *Verzicht leisten*, um dem *britischen Angriff* im wirtschaftlichen und politischen Leben der Daheimgebliebenen ebenso wie in Heer und Flotte auch fernerhin eine *einmütige Volksfront* entgegenzustellen.

Genosse Dr. Schulz stellt sich in seinem Artikel den Lesern als praktischer Landwirt vor.[1] Er tut dies mit folgenden Worten:

> Es sei auch einem sozialdemokratischen Landwirt, der seit Beginn des Krieges sich schweigend, selbst unter einstweiligem Verzicht auf die ihm lieb gewordene agrarpolitische Mitarbeit in dieser Zeitschrift, der jetzt wichtigeren Aufgabe gewidmet hat, zu seinem Teil an der Nahrungsmittelversorgung unseres Volkes nach Kräften praktisch mitzuwirken, in folgendem gestattet, zu den neuerlichen Angriffen gegen die deutsche Landwirtschaft Stellung zu nehmen und sie auf ihre Berechtigung zu prüfen.

[1] Wie ich gehört habe, bewirtschaftet er die Besitzung seines Bruders, der zum Kriegsdienst einberufen ist.

Die Absicht des Genossen, in der Nahrungsmittelversorgung kräftig mitzuwirken, ist lobenswert, und vielleicht ist in der großen Kartoffelernte dieses Jahres schon ein Niederschlag seiner neuen Tätigkeit zu erblicken. Es will mir aber scheinen, daß das ehrenwerte Handwerk des Juristen, welches Genosse Dr. Schulz bisher ausgeübt hat, von der Ausübung der praktischen Landwirtschaft doch sehr abgewandt lag, und in ein paar Monaten dürfte der landwirtschaftliche Beruf selbst bei hoher Befähigung doch nicht zu erlernen sein.

Jedenfalls ersehe ich aus vielen Äußerungen des Genossen Dr. Schulz in seinem Artikel, daß die deutsche Volksernährung vielleicht doch besser fahren würde, wenn sich Genosse Dr. Schulz zunächst eine tüchtige erfahrene Hilfskraft an die Seite stellen möchte.

Die immerhin schwierigen Verhältnisse, die jetzt in der Landwirtschaft herrschen, und die naturgemäß ganz besonders schwierigen Verhältnisse im ostpreußischen Invasionsgebiet, woselbst sich die von Schulz bewirtschaftete Besitzung befindet, scheinen ihm bedenklich über den Kopf gewachsen zu sein, und sein Artikel erweckt den Anschein, als ob er aus der speziellen Erfahrung auf seiner Besitzung Schlußfolgerungen für die allgemeinen landwirtschaftlichen Verhältnisse zöge. Gehen wir jetzt auf den Artikel näher ein.

Auf S. 1286 im zweiten Abschnitt schildert Genosse Dr. Schulz die landwirtschaftlichen Wirtschaftserschwernisse im russischen Invasionsgebiet.

Es ist doch selbstverständlich, daß in diesen von den Russen besetzt gewesenen Gebieten Ausnahmezustände herrschen. Ich habe in meinem Aufsatz ausdrücklich diejenigen landwirtschaftlichen Gebiete, die im Invasionsgebiet liegen, und auch diejenigen Betriebe, die durch monatelange Einquartierungslasten zu leiden hatten, bei meinen Betrachtungen ausgeschaltet.

Diese betreffenden Gebiete sind aber glücklicherweise so klein, daß sie im gesamten deutschen Landwirtschaftsbetrieb nicht ins Gewicht fallen. Im übrigen sollen bekanntlich die in den Invasionsgebieten ansässigen Betriebsbesitzer für den erlittenen Schaden entschädigt werden. Darunter fällt auch der Schaden, den diese Besitzer durch unterbliebenes Pflügen, unterlassene Bestellungsarbeiten oder entwertetes lebendes oder totes Inventar erlitten haben.

Wir gönnen diesen Leuten, für deren seelische Leiden sowieso ein Wiedergutmachen ausgeschlossen ist, eine reichliche Entschädigung aus vollem Herzen.

Nun schreibt Genosse Dr. Schulz in demselben Abschnitt weiter, daß er bei der Frühjahrsbestellung dieses Jahres vor der Frage gestanden habe, entweder Pferde für den Preis von 1600 bis 1800 Mark kaufen zu müssen oder seine zweijährigen Fohlen, also die nächstjährigen Remonten einspannen zu müssen. Er hat sich dann zu letzterer Maßnahme entschlossen und zu spät bemerkt, daß diese angespannten Fohlen für spätere Remontezwecke unbrauchbar wurden.

Verzeihung, lieber Genosse, bevor Sie sich entschlossen, hätten Sie einen erfahrenen Landwirt zu Rate ziehen sollen. Der hätte Ihnen gesagt: »Was Sie da machen wollen, ist eine falsche Sparsamkeit. Zweijährige Fohlen kann wohl der Kleinbauer, der selbst Leine und Peitsche handhabt, einspannen; aber man darf sie nicht einer bezahlten fremden Arbeitskraft anvertrauen.«

Ich will Ihnen sagen, nachdem Sie die Sache auf die eigene Wirtschaft gelenkt haben, wie ich es auf meinem Gute gemacht habe.

Als die Frühjahrsbestellung dieses Jahres heranrückte, habe ich auch nicht Pferde für 1600 oder 1800 Mark (etwas billiger waren dieselben übrigens auch zu haben) gekauft. Ich sagte mir, daß diese Preise eine vorübergehende Spekulationserscheinung wären, was sich ja auch bewahrheitet hat. Ich kaufte mir statt der Pferde Pflugochsen, die, soviel mir bekannt, in ausreichender Menge zu haben waren.

Diese Pflugochsen haben dann zusammen mit den Pferden, die geblieben waren, alle Arbeiten rechtzeitig erledigt, und so haben es wohl die meisten größeren Besitzer gemacht. Diese Pflugochsen waren natürlich auch teurer wie zu normalen Zeiten, dafür aber braucht der Landwirt bei ihnen keine Amortisationskosten zu rechnen, wie er es bei den Pferden muß.

Die Preise für Arbeitspferde sind mittlerweile gesunken. Die letzte allgemeine Viehzählung vom 1. Oktober 1915 hat ergeben, daß nur ein geringer Rückgang am Pferdebestand zu konstatieren war.

Wenn trotzdem die Preise für Pferde noch über normal sind, so sind es doch auch landwirtschaftliche Besitzer, die den höheren Betrag einsäckeln. Der Geldwert verschiebt sich also nur zwischen den Landwirten.

Nehmen wir an, daß ein Arbeitspferd 10 Jahre Arbeit leistet, das ist nicht hoch gerechnet, und setzen wir im Jahre 300 Arbeitstage, so ergibt das 3000 Pferdearbeitstage. Bei einer Pferdepreiserhöhung von 300 Mark zum Beispiel würden dann pro Tag und Pferd ganze 10 Pfennig Betriebsunkosten mehr entfallen.

Diese Produktionsverteuerung dürfte schon allein durch den Verkauf von täglich ein paar Eiern bei den heutigen Eierpreisen wieder wettgemacht werden.

Auf S. 1287 klagt Genosse Dr. Schulz darüber, daß er des kurz geratenen Sommerstrohs wegen alles Stroh verfüttern müßte und daß er als Ersatz Torfstreu zu kaufen gezwungen wäre. Für diese Torfstreu, die im Frieden 150 Mark pro Waggon kostete, hätte er jetzt 600 Mark bezahlen müssen.

Nun, ich bin der Meinung, Genosse Dr. Schulz hätte vor Abschluß dieses Geschäftes wieder seinen erfahrenen Nachbar zu Rate ziehen müssen. Auf dessen Hofe hätte er unter diesen Umständen sicher keine Torfstreu erblickt. Der Mann hätte den Dünger aus seinen Viehställen eben täglich ausgekarrt, die Jauche in Gruben abgefangen und sich ohne Streu beholfen.

Jedenfalls habe ich mir auf meiner Besitzung keine Torfstreu gekauft, meine Kuhherde hat in diesem Jahre auf jegliche Einstreu Verzicht geleistet und befindet sich trotzdem ganz wohl. Es ist eben Krieg!

In demselben Abschnitt schreibt Dr. Schulz weiter:

> Vielleicht die schlimmste Kalamität wäre die Leuchtmittelnot und Teuerung. Alle Stallarbeiten, besonders das Füttern und Melken, das ja abends und morgens in der Dunkelheit vor sich geht und gehen muß, wird hierdurch erschwert und verteuert.

Natürlich wird der Mangel an Petroleum unangenehm empfunden, aber zu einer Verteuerung der Produkte dürfte die Leuchtmittelnot doch keinen Anlaß geben.

Weil's nicht anders geht, behilft man sich eben mit den überaus sparsam brennenden Öllampen, ein anderes Leuchtmittel haben vor wenigen Jahrzehnten unsere Väter und Großväter überhaupt nicht gekannt. Zwar die Kultur schreitet überall vorwärts; trotzdem dürften die Kühe vorläufig auch noch bei der Öllampe dieselbe Milchmenge geben.

Übrigens bieten die jetzt allgemein verbreiteten Karbidlampen auf dem Lande einen vorzüglichen und nicht zu teuren Ersatz für das fehlende Petroleum.

In demselben Abschnitt kommt Dr. Schulz auch auf die Lederpreise zu sprechen. Er behauptet, daß die Landwirte im Osten 6 bis 8 Mark pro Pfund für Leder bezahlen müßten, während für Rindviehhäute, die der Landwirt zu verkaufen hätte, höchstens 75 Pfennig pro Pfund bezahlt würden.

Genosse Schulz führt hier, natürlich unbeabsichtigterweise, die Leser irre, indem er den Preis für das Fertigprodukt mit dem Preis, der für den Rohstoff bezahlt wird, vergleicht. Im übrigen stimmen diese Preisangaben nach meinen Erfahrungen auch nicht. Eine Zeitlang wurden Tierhäute den Landwirten beinahe mit dem dreifachen Preis, wie er vor dem Kriege üblich war, bezahlt. Das würde pro Pfund Rohleder etwa 1,50 Mark und darüber betragen.

Im übrigen ist in den heutigen hohen Viehpreisen doch auch der höhere Lederwert enthalten.

An einer anderen Stelle seines Artikels sagt Dr. Schulz, daß der Preis der Arbeitsstielen von 90 Mark auf 300 Mark gestiegen wäre.

Wenn Genosse Schulz Arbeitsstielen für diesen Preis gekauft hat, dann hat er ebenfalls sehr wenig praktisch gehandelt.

Sein Nachbar hätte ihm jedenfalls geraten, zunächst mal in allen Ecken und Winkeln der Vorratsräume tüchtig Umschau zu halten nach Pferde- respektive Ochsengeschirren, die in der Zeit der billigen oder normalen Lederpreise als nicht mehr reparaturlohnend beiseite gelegt wurden und die sich immer noch zu brauchbaren Sielen zusammenstoppeln lassen. Schreiber dieses hat jedenfalls dies Verfahren mit großem Erfolg angewandt.

Konnte Genosse Schulz aber bei allem Suchen keine alten Ledergeschirre finden, dann hätte ihm sein erfahrener Nachbar sicher geraten, statt der 300-Mark-Lederstielen sich als Notbehelf Gurtenstielen anfertigen zu lassen, die, mögen die Hanfpreise auch noch so sehr steigen, was aber im Frühjahr wohl noch nicht der Fall war, im Verhältnis zu Lederstielen immer spottbillig sind.

Schulz hätte von seinem Nachbar vielleicht auch erfahren, wie man das Rohleder, anstatt es billig zu verkaufen, für Gebrauchszwecke selbst zubereitet. Früher haben es die Bauern immer so gehandhabt.

Es gilt heute eben auch für die Landwirtschaft, sich den Verhältnissen anzupassen.

Auf Seite 1288 kommt Genosse Schulz auch auf die Arbeiterfrage zu sprechen. Was er da von den kriegsgefangenen Arbeitern sagt, widerlegt nicht die Ausführungen, die ich in meinem Artikel über diese Arbeiter gemacht habe.

Genosse Schulz führt aber wieder die Leser irre, wenn er es so hinstellt, als ob die Landwirte die ganze Kleiderfrage der Gefangenen zu regeln hätten. Für die Ergänzung der Kleider und Mäntel sorgt die Militärverwaltung.

Ein anderes ist es, wenn Genosse Dr. Schulz anerkennenswerterweise für die bei ihm beschäftigten Gefangenen noch ein übriges tun zu müssen glaubt. Er muß nur nicht den Glauben zu erwecken suchen, als ob das allgemein so gehandhabt würde.

Die Militärverwaltung lehnt nur den Stiefelersatz für die Gefangenen ab, und da helfen sich die Besitzer, indem sie ihren Gefangenen Schuhwerk aus Holz (sogenannte Klumpen, Schlorren oder Pantinen) anfertigen lassen, welches Schuhwerk in früheren Zeiten auf dem Lande gang und gäbe war.

Nachdem Dr. Schulz sich dann eine Weile über die kriegsgefangenen Arbeiter grimmig ausgeschaudert hat, findet sein Ärger plötzlich einen Gegenstand zum Auslassen.

Wie weiland der edle Römer immer auf sein Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam zurückfiel, so ersieht es unser Schulz als seine Lebensaufgabe, die landwirtschaftlichen Großbetriebe zu zerstören.

Er schreibt auf derselben Seite ein paar Zeilen weiter:

Trotzdem müssen wir größeren Landwirte unserem Heer und dessen Führern dankbar sein, daß sie soviel russische Gefangene gemacht haben, sonst wäre über den landwirtschaftlichen Großbetrieb eine Katastrophe hereingebrochen.

Diese Gefahr, so fährt er ungefähr fort, soll uns auf Jahrzehnte eine Mahnung sein, für kräftige Fortsetzung der Großgüteraufteilung und Bauernansiedlung zu sorgen.

Es wird dem Genossen Dr. Schulz doch nicht unbekannt geblieben sein, daß auch die kleinen Besitzer die Arbeitshilfe der Kriegsgefangenen in Anspruch genommen haben, weil sie diese Hilfe ebenso nötig brauchten wie die Großbetriebsbesitzer.

Auch wird Genosse Schulz wissen, daß gerade die landwirtschaftlichen kleinsten Besitzer sich in diesem Kriege in einer Notlage befinden. Er versucht ja auf Seite 1293 seines Artikels im zweiten Abschnitt die Not der Kleinbesitzerfrauen selber zu schildern.

Wie liegt die Sache? In allen landwirtschaftlichen Großbetrieben bleiben außer den Frauen der zum Kriege Eingezogenen doch immer eine Anzahl männlicher Arbeitskräfte zurück, die sich aus den dauernd Untauglichen und aus den über 45 Jahre Alten rekrutieren. Der Großbetrieb hat also für die schwersten Arbeiten oder für solche, die Frauen beim besten Willen nicht leisten können, immer noch andere Hilfe.

Wie steht es aber in dieser Hinsicht mit den kleinen und gerade den kleinsten Betrieben?

Man stelle sich nur so einen landwirtschaftlichen Kleinbetrieb vor, in dem die Frau mit kleinen Kindern ganz allein zurückbleibt. Wie muß diese Frau umherspringen, von den Kindern in die Ställe, zu den Hühnern, aufs Feld, auf den Markt, zum Landrat in die Kreisstadt, zum Kaufmann, zur Holzauktion, das Holz dann aus dem Walde schaffen usw.

Sehr viele Arbeiten in der Landwirtschaft gibt es, die von einer Person allein überhaupt nicht verrichtet werden können. Ich erwähne nur das Kartoffelsetzen, Getreideeinfahren, Getreidereinigen usw.

Was macht die alleinstehende Besitzersfrau, wenn ihr eine der kleinen Maschinen kaputt geht? Für den Mann ist's eine Bagatelle, für die Frau ein Verhängnis. Es geht vielleicht gar die Wasserpumpe auf dem Hofe kaputt. Der Mann bringt sie natürlich selber in Ordnung; aber wer springt bei dieser Not der Frau zu Hilfe?

Die Kuh soll kalben, das Mutterschaf lammen. Die Sache will nicht vonstatten gehen, das Kalb oder Lamm hat vielleicht eine schlechte Lage. Wer hilft, da der Tierarzt eingezogen ist? Zum Ersatz des requirierten Pferdes

soll das zweijährige Fohlen eingefahren werden. Das Tier ist in der ersten Zeit natürlich sehr ungebärdig, wer hilft? Wer leistet die schwere Arbeit des Abstakens vom Fuder, wer nimmt das Abgestakte auf dem Schuppen, in der Scheune ab? Wer hilft mit Rat und Tat bei Krankheiten des lebenden Inventariums? Derartige Fragen könnte ich noch dutzendweise aufwerfen.

Im landwirtschaftlichen Großbetrieb fallen gerade solche Schwierigkeiten im Kriege weg. Vor allem kann der landwirtschaftliche Großbetrieb zum Ersatz der fehlenden Hand- und Spannarbeitskraft im Kriege in besonderem Maße Maschinen anwenden, was jetzt ja auch ausgiebig geschehen ist.

Wird der bisherige Großbetriebsleiter eingezogen, nun, eine Ersatzkraft haben wohl alle Betriebe bisher gefunden. Ich bestreite auch, daß die Gehälter dieser kriegsunbrauchbaren Inspektoren sich jetzt verdoppelt haben, wie Dr. Schulz in seinem Artikel behauptet.

Unzählige Landwirte, die sich bei dem großen Güterschacher der letzten Jahre in den Städten zur Ruhe gesetzt haben, andere, die die Besitzung an den Sohn abgetreten haben, springen jetzt in die Bresche. Vielen ist geradezu ein Dienst erwiesen, wenn sie sich zu ihren Zinsen noch etwas zuverdienen können und bei der jetzigen Teuerung auf dem Lande billiger leben können. Diese Leute stellen sich für ein verhältnismäßig geringes Entgeld zur Verfügung.

Aber selbst wenn die Gehälter für Wirtschaftsbeamte tatsächlich etwas gestiegen wären, dann wäre das mit Freuden zu begrüßen; denn gerade diese Kategorie von Beamten ist in der Landwirtschaft von alters her ganz besonders schlecht bezahlt worden.

Was aber erhalten die Kriegerfrauen auf dem Lande, wenn wir von Ausnahmen absehen? Wohnung, Brennholz, ein paar Liter Milch pro Tag und mehr oder weniger Deputatkartoffeln. Im übrigen sind sie auf die Unterstützung angewiesen.

Dafür müssen diese Frauen aber in der Hauptsache für denselben Taglohn, der vor dem Kriege doch in Anbetracht des vollen Deputatlohnes so niedrig bemessen war, beinahe tagtäglich arbeiten, und ihre größeren Kinder stellen sehr wertvolle Hilfskräfte.

Auf Seite 1292 beschäftigt sich Dr. Schulz mit den künstlichen Düngemitteln und meint, dieselben wären doch während des Krieges beträchtlich gestiegen.

Nun, ich habe in meinem Artikel an der Hand der Preislisten einer großen Düngemittelfabrik das Gegenteil nachgewiesen. Genosse Schulz dürfte es doch nicht schwer fallen, sich diese Preislisten zu besorgen.

Gerne zugeben will ich ihm, daß durch Bahnsperren und Waggonmangel den Landwirten im östlichen Zipfel Deutschlands bei zu später Bestellung Schwierigkeiten in bezug auf die Heranschaffung des Kunstdüngers entstanden sind. Davon ist dann aber doch nur ein kleiner Bruchteil der deutschen Landwirte betroffen worden; oder hat Genosse Schulz in seinem Aufsatz nur die ostpreußischen Invasionsgebiete, woselbst er sich jetzt aufhält, im Auge gehabt?

Mein Artikel galt natürlich für die gesamte deutsche Landwirtschaft.

Wenn Genosse Schulz auf derselben Seite 1292 seines Aufsatzes es unverständlich findet, daß ich die in diesem Jahre teilweise vorhandene Miß-

ernte nicht als produktionskostenerhöhend gelten lassen will, so beweist Schulz, daß er nicht übersieht, um was es sich handelt.

Er möge einmal aufmerken. Gesetzt den Fall, wir hätten in diesem Jahre den paradiesischen Zustand gehabt, keinen Krieg uns umtoben zu sehen. Dann wäre die Vorsommerdürre doch auch gekommen, und allein dieser Trockenperiode ist doch die Mißernte in einzelnen Teilen Deutschlands zu verdanken.

Natürlich haben dann die betroffenen Landwirte die geringeren Erträge teurer produziert. Sie hätten aber aller Wahrscheinlichkeit nach trotzdem ihre Produkte nicht teurer verkaufen können, weil vom Ausland das hier nicht gewachsene Getreide ergänzt worden wäre.

Da wir jetzt leider Krieg haben, vom Ausland kein Getreide hereinkommen kann, so dürfen die Höchstpreise nicht etwa so angesetzt werden, daß zum Schaden der Konsumenten und Nutzen der Agrarier diese teilweise vorgekommene Mißernte durch zu hohe Preise ausgeglichen wird. Die Landwirte hätten sich eben auch im Frieden ohne höhere Preise mit dieser Mißernte abfinden müssen.

Konsequenterweise gestehe ich in meinem Artikel deswegen ja auch ein, daß bei Milch, Butter, Käse eine Produktionsverteuerung stattgefunden hat.

Die Kuh milcht bekanntlich durch den Hals, auswärtige Futtermittel sind aber des Krieges wegen gar nicht oder nur teuer zu erhalten.

Trotzdem nun Genosse Schulz in seinem langen Artikel sich abmüht, die gewaltige Produktionsmittelverteuerung in der Landwirtschaft zu beweisen, trotzdem er die Notlage der Landwirtschaft in allen Graden schildert, muß er doch auf Seite 1291 oben folgende Tatsache zugeben:

> Aus der unbestreitbaren Tatsache, daß sich im Verlauf des Krieges in den ländlichen Kreditgenossenschaften und Sparkassen gelegentlich namhafte Geldsummen ansammelten, ist in den letzten Monaten öfter der Schluß gezogen worden, daß die Landwirte die Kriegskonjunktur rücksichtslos ausnutzen und sündhafte Profite einheimsen.

Im Schlußkapitel sagt er dann, daß diese Kapitalsanhäufungen nur gemacht würden, weil auch die Landwirtschaft während des Krieges gewissermaßen ausverkaufe und nach Friedensschluß diese Kapitalien wieder in den Betrieb stecken müßte.

Halten wir zunächst einmal die Tatsache fest, die eben auch Dr. Schulz konstatiert, daß die Landwirte jetzt Kapitalien anhäufen. Sie können diese Kapitalien nur anhäufen auf Grund der für ihre Produkte festgesetzten Höchstpreise.

Daraus resultiert zumindest, daß diese Höchstpreise so festgesetzt sind, daß die Landwirte in der Lage sind, nach dem Kriege ihre Betriebe durch Verwendung der jetzt angehäuften Kapitalien wieder in Ordnung bringen zu können.

Wo in aller Welt wird denn aber für die anderen Berufe in dieser Weise gesorgt, wo wird der gesamte heute ruinierte Mittelstand nach dem Kriege die Kapitalien hernehmen, um sich neu zu etablieren?

Der Mittelstand und die Arbeiter heben jetzt ihre eventuellen Ersparnisse von den Kassen ab und zehren sie auf.

Nun wissen wir, wohin diese Gelder fließen.

Aber mit Verlaub, verehrter Genosse Schulz, wenn nun der Fall eintreten sollte, daß auch nach diesem Kriege die Hochkonjunktur für die Land-

wirtschaft noch eine Reihe von Jahren anhält? Wir wissen es nicht, aber in den agrarischen Kreisen ist doch die Hoffnung allgemein, daß die heutigen Preise für landwirtschaftliche Produkte den Krieg überdauern werden. Wo werden denn die Lebensmittel gleich herkommen?

Was dann, wenn's für die Landwirtschaft nach dem Kriege weiter so scheffelt, wenn sie die jetzt angehäuften Kapitalien nicht abzuheben braucht, sondern mit den laufenden Wirtschaftseinnahmen ihre Betriebe wieder instand setzt? [2]

Dann stellen in jedem Falle die heutigen hohen Höchstpreise für die Landwirtschaft eine Vorentschädigung dar für einen Schaden, der kein Schaden war.

Mitteleuropa.

Von **K. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

4. Der übernationale Großstaat in der Praxis.

a. Die angelsächsischen Staaten.

Naumann sieht die staatliche Entwicklung in der Weise vor sich gehen, daß der Nationalitätenstaat überwunden wird durch den übernationalen Großstaat. Bereits drei solche Staaten haben sich gebildet: die Vereinigten Staaten, das britische Weltreich, Rußland. Mitteleuropa muß »der vierte Weltstaat« werden. (S. 167.)

Jeder der drei alten Großstaaten ist in sich international. In ihnen verwirklicht sich in der Praxis, was im gegenwärtigen Weltalter an der internationalen Idee realisierbar ist.

In gleichem Sinne sagt Renner:

Die Ökonomie, die gesellschaftlichen Produktivkräfte sind nicht nur über die alte Kleinstaaterei, sondern auch über die großen Nationalitätenstaaten hinausgewachsen. Die Weltwirtschaft fordert den Weltstaat.

Und vorher schon:

Jener Imperialismus, der praktisch Nationalitätenstaaten, internationale Reiche zimmert, vier große Weltinternationalen herstellt, *den Internationalismus praktisch verwirklicht*, freilich vorläufig unter der beabsichtigten Alleinherrschaft je einer Nation über viele ihr hörige Völker! Ist dieses Zusammentreffen nicht verwunderlich? (Der Krieg und die Wandlungen des nationalen Gedankens, »Kampf«, 1. Januar 1915, S. 23.)

Verwunderlich in der Tat »dieses Zusammentreffen« Renners mit Naumann, die beide im »übernationalen Weltstaat« den »Internationalismus praktisch verwirklicht sehen«.

Ihre Auffassung wird nur dadurch ermöglicht, daß sie keinen Unterschied machen zwischen dem Nationalitätenstaat und dem Kolonialstaat. Diese beiden Staatenarten haben jedoch nicht das mindeste miteinander gemein. Daß jeder der modernen Großstaaten trachtet, sich ein Kolonialreich zuzulegen, ist

[2] Nach der letzten Viehzählung vom 1. Oktober 1915 steht es mit dem Ausverkauf in der Landwirtschaft aber gar nicht so schlimm aus. Die Schweinebestände haben sich kolossal vermehrt, die Pferde- und Rinderbestände sind nur ganz geringfügig zurückgegangen. Der Schaf- und Ziegenbestand zeigt eine nicht unbedeutende Zunahme.

natürlich eine allbekannte Tatsache. Aus ihr kann aber doch nicht das mindeste für die Begründung des »vierten Weltstaats«, Mitteleuropas, gefolgert werden. Wenn dessen Nationen zu einem Staatswesen vereinigt würden, ständen sie doch zueinander nicht in dem Verhältnis einer Kolonie zum Mutterland, sondern in dem der Nationen eines Nationalitätenstaats.

Der Unterschied zwischen beiden beruht auf dem zwischen primitiver und moderner Demokratie, den ich in meinen Schriften über »Parlamentarismus und Demokratie«, über »Nationalität und Internationalität« sowie über den »Nationalstaat usw.« auseinandergesetzt habe. Ich verweise den Leser, der sich eingehender mit dem Gegenstand befassen will, auf diese Arbeiten. Hier nur so viel darüber: In dem Zeitalter der primitiven Demokratie beschäftigt sich die Masse nur mit den politischen Angelegenheiten ihrer nächsten Umgebung, namentlich der Gemeinde. An der staatlichen Politik teilzunehmen besitzt sie meist weder Gelegenheit noch Fähigkeiten. Diese Politik wird das Privilegium einer über den Massen stehenden Herrscherklasse.

Erst die moderne kapitalistische Entwicklung schafft mit den Mitteln des schnellen Massen- und Fernverkehrs, der Allgemeinheit des Lesens und Schreibens, der Presse, die Bedingungen, daß auch die Volksmassen an der Staatspolitik Anteil nehmen, für welche Teilnahme sie sich in mühsamen Kämpfen überall früher oder später die nötigen Rechte und Organe erkämpfen.

Es ist offenbar durchaus nicht gleichgültig, wenn mehrere verschiedene Völker in einem Staatswesen vereinigt werden, ob sie sich noch im Stadium der primitiven oder schon der modernen Demokratie befinden. Drei Formen sind da möglich: Die primitiven Völker können von einer ebenfalls primitiven Herrschernation oder Kaste unterjocht oder zusammengehalten werden. Das läuft in der Regel auf eine Art des orientalischen Despotismus hinaus.

Anders gestaltet sich die Sache dort, wo eine moderne Nation mit den Machtmitteln des modernen Staates sich ein Volk primitiver Demokratie unterwirft. Dieses gerät dadurch in das Verhältnis der Kolonie zum Mutterland.

Wieder anders wird das Staatswesen dort, wo verschiedene Nationen mit modernem politischem Leben in einem Staatswesen vereinigt sind. Hier finden wir einen Nationalitätenstaat.

Gelänge die Bildung des ersehnten mitteleuropäischen Weltstaats, so wäre er ein Nationalitätenstaat in letzterem Sinne.

Zeigt uns nun der Gang der tatsächlichen Entwicklung eine Tendenz, die bestehenden Nationalstaaten zu Nationalitätenstaaten zu erweitern oder in solchen zusammenzufassen?

Ehe wir diese Frage beantworten, müssen wir uns noch darüber verständigen, was wir unter einem Nationalstaat verstehen. Will man das Wort buchstäblich auffassen, dann gibt es kaum einen Nationalstaat, das heißt einen Staat, in dem nur eine einzige Nation vertreten ist. In England spricht noch fast eine Million Menschen Walisisch, eine halbe Million Irisch. In Frankreich zählte man 1881 noch eine Million Bretonen, eine halbe Million Italiener, 200 000 Flamen.

Der reinste Nationalstaat dürfte augenblicklich Italien sein.

Man kann jedoch von einem Nationalstaat schon überall dort sprechen, wo eine Nation so stark überwiegt, daß es den anderen Nationen des Landes

gar nicht einfällt, jenes Übergewicht antasten zu wollen, so daß die einheitliche Sprache des Staates, das heißt der Behörden, des Militärs, der Gesetzgebung und Rechtsprechung als eine Selbstverständlichkeit gilt und von den Mitgliedern der anderen Nationen höchstens als Unbequemlichkeit, aber nicht als Ungerechtigkeit empfunden wird.

Fassen wir den Nationalstaat in diesem Sinne, dann sind die Vereinigten Staaten nicht ein »übernationaler Großstaat«, sondern ein Nationalstaat. Wohl zählen sie infolge der starken Einwanderung zahlreiche Bürger, deren Muttersprache nicht Englisch ist. Von den 100 Millionen, die sie bewohnen, sind 32 Millionen Eingewanderte oder Kinder von Einwanderern, davon 13 Millionen Briten, demnach fast 20 Millionen anderer Nationalität, darunter 8 Millionen Deutsche. Keine einzige dieser Nationen kann sich annähernd an Zahl mit den Englisch sprechenden Elementen messen, ihre Mitglieder sind überdies vom Mutterboden gerissen, mit anderen gemischt, in neue Verhältnisse versetzt, so daß es keinem von ihnen im Traum einfällt, an der Herrschaft der englischen Sprache im Staate rütteln oder seine eigene daneben zur Geltung bringen zu wollen. Sie wissen, daß ihre Nationalität nur noch ein Übergangsstadium ist. Ihre späteren Nachkommen sprechen alle Englisch.

Ihre nationale Anspruchslosigkeit wird erleichtert dadurch, daß jedermann die vollste Freiheit hat, seine Sprache in Vereinen, Versammlungen, Zeitungen zu gebrauchen, jede Nation das Recht hat, ihre eigenen Schulen, ihr eigenes Theater zu haben. Wenigstens gilt das für Europäer. Gegen Asiaten ist man weniger tolerant.

Wir sehen dabei nicht die mindesten Ansätze zu einer Veränderung dieses Verhältnisses und zur Umwandlung der Vereinigten Staaten in einen Nationalitätenstaat. Ihre letzte große Expansion auf dem amerikanischen Kontinent geschah in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. In der Zeit von 1844 bis 1848 wurden damals unter dem Einfluß der nach neuem Lande lüsternen Sklavenbarone von Spaniern bewohnte Gebiete erobert, Texas, dann Neumexiko und Kalifornien. Aber diese Landstriche waren so dünn bevölkert und ökonomisch wie politisch so rückständig, daß die Assimilierung der Spanier sich rasch vollzog.

Auch heute ist Mexiko noch weit davon entfernt, ein moderner Staat mit modernem politischem Leben zu sein. Immerhin ist es bedeutend weiter als vor 70 Jahren, und so sehen wir auch die Vereinigten Staaten, trotz mächtiger Einflüsse in entgegengesetztem Sinne, davor zurückschrecken, sich Mexiko einzuverleiben. Dadurch würden sie zu einem Nationalitätenstaat mit allen Konflikten und Problemen eines solchen werden. Es ist bereits zu spät, Mexiko als bloße Kolonie zu behandeln.

Bisher ist von einer Verwandlung der Vereinigten Staaten aus einem angelsächsischen in einen übernationalen Weltstaat nichts zu merken.

Und ebensowenig kann man diesen Prozeß im britischen Reiche konstatieren, wenn man die Gebiete primitiver Demokratie, die eigentlichen Kolonien, von denen moderner Demokratie unterscheidet. Faßt man bloß die letzteren mit ihren etwa 66 Millionen Einwohnern ins Auge, dann gehört das britische Reich nach wie vor zu den Nationalstaaten. Daran ändern nichts die Franzosen in Kanada (1901 1 650 000 Köpfe). Ihre Anwesenheit im Reiche ist nicht den modernen Tendenzen nach einem »internationalen

Weltstaat« zuzuschreiben, sondern eine Folge kolonialer Eroberungspolitik im achtzehnten Jahrhundert, also zu einer Zeit, in der nicht nur der modernste Weltstaat, sondern auch der Nationalstaat noch nicht die Gemüter beschäftigte.

Allerdings hat das britische Reich auch sein Elsaß-Lothringen in den beiden Burenrepubliken, die es 1902 eroberte. Es beeilte sich, den Schönheitsfehler dadurch gutzumachen, daß es den eroberten Provinzen 1909 volle Autonomie verlieh. Im Südafrikanischen Bund, dem die beiden Burenstaaten zugehören, ist neben dem Englischen das Holländische die offizielle Sprache. Hier liegt wohl eine Abweichung vom reinen Nationalitätsstaat in der Richtung zum Nationalitätenstaat vor, doch kommt sie für den Charakter des Gesamtstaats nicht in Betracht. Er umfaßt rund 62 Millionen Engländer, nicht ganz 2 Millionen Buren und noch etwas weniger Franzosen. Diese beiden letzteren Elemente können lokale nationalitätenstaatliche Probleme zu lösen geben, nicht aber gesamtstaatliche. Und nichts deutet darauf hin, daß die Annexion der Burenrepubliken den Anfang einer Entwicklung bilde, die danach strebe, das britische Reich in einen Nationalitätenstaat zu verwandeln.

b. Rußland.

Als Beleg für die angebliche neue, durch den modernsten Kapitalismus erzeugte Tendenz staatlicher Entwicklung zum übernationalen Großstaat bleibt nur noch der russische Staat übrig — in der Tat ein würdiges Objekt, die Tendenzen modernster Politik zu studieren! Bisher nahmen wir an, die »internationale« Expansion Rußlands sei ein Ergebnis aus der Zeit seines orientalischen Despotismus!

Gewiß wird es immer mehr in das Bereich der modernen Produktionsweise hineingezogen und erstarken in seiner Bevölkerung neben der primitiven Demokratie der Dorfgemeinde die Tendenzen zur Teilnahme an der Staatspolitik. Damit erwächst auch modernes nationales Leben und erstehen für Rußland die Probleme des Nationalitätenstaats. Aber seitdem das der Fall, hütet sich Rußland gar sehr, sich neue Nationalitäten mit modernem politischem Leben einzuverleiben. Seit einem Jahrhundert hat es keine Vergrößerungen mehr im Westen gesucht, sondern sich nur solche Gebiete einverleibt, die noch im Stadium des orientalischen Despotismus standen, der Asiatischen Türkei, des Kaukasus, Persiens, der zentralasiatischen Khanate, Chinas. In Europa hat es sich seit 1815 nur einen kleinen Streifen in Beßarabien angeeignet. Als es 1878 die Türkei besiegte, verwandelte es die ihr in Europa abgenommenen Gebiete in selbständige Staaten. Wenn es in jüngster Zeit nach Galizien strebte, so wollte es sich dadurch nicht zwei neue Nationen einverleiben, sondern für zwei Nationen, von denen es schon den größten Teil umfaßte, Polen und Kleinrussen, die nationale Anregung und Anziehung durch benachbarte Nationsteile jenseits der Grenzen mindern oder ganz aufheben. Wenn das Europäische Rußland immer mehr den Charakter eines Nationalitätenstaats annimmt, geschieht das nicht durch Ausdehnung des Reiches, durch Verschieben seiner Grenzen, durch eine Vermehrung der Völker, die es umfaßt, sondern durch einen inneren Prozeß, der den Staat mit modernem politischem Leben erfüllt.

Ebensowenig wie die beiden anderen »übernationalen Weltstaaten« zeigt uns also Rußland heute nur im geringsten jene Tendenz, die angeblich durch

die moderne ökonomische Entwicklung mit Naturnotwendigkeit erzeugt wird, die Tendenz nach Zusammenfassung verschiedener selbständiger Nationalstaaten zu einem höheren Gebilde. Es beweist höchstens, daß die Aufteilung eines Nationalitätenstaats in Nationalstaaten kein einfacher Prozeß und nicht immer gangbar ist, daß nicht für jede Nation die Möglichkeit besteht, zur Selbständigkeit in der Form eines souveränen nationalen Staates zu kommen.

Man muß die Nationalitätenstaaten selbst unterscheiden. Jeder ist unter anderen historischen Bedingungen entstanden, hat andere Aussichten und Möglichkeiten der Entwicklung. Man muß sich sehr davor hüten, aus einem oder zwei Fällen gleich allgemeine Schlüsse zu ziehen.

Wenn sich die Erwartungen nicht erfüllten, die von der einen Seite auf eine Rebellion unterdrückter Völker in Rußland, von der anderen Seite in Österreich gesetzt wurden, so braucht man daraus nicht gleich zu schließen, daß überall jetzt die Existenz des Staates, den man überkommen hat, nun wichtiger erscheine als die der Nation und jeder Nationalitätenstaat dadurch gegen künftigen Zerfall geschützt sei. Erst nach dem Kriege wird sich einwandfrei feststellen lassen, inwieweit Anhänglichkeit an den Staat oder dessen überlegene Zwangsgewalt die Nationen an den Nationalitätenstaat, in dem sie leben, während des Krieges gekettet hat.

Soweit aber in Rußland von einer Anhänglichkeit der nichtrussischen Nationen an den Staat gesprochen werden kann, rührt dies wohl nicht von der Anziehungskraft des Staates her, wie er ist, sondern von der des Staates, der wird. Mit anderen Worten, von den Erwartungen der »Fremdvölker« auf die russische Revolution. Diese Völker, oder sagen wir genauer, ihre arbeitenden Massen, gerade jene, die allein für eine Erhebung gegen das russische Joch in Betracht kämen, sie glauben an die russische Revolution und erwarten mehr von ihr als von einer Grenzveränderung.

Andererseits darf man nicht vergessen, daß in Rußland die Verhältnisse für einen Nationalitätenstaat sehr günstig liegen. Es nähert sich schon sehr einem Nationalstaat.

Nach der Zählung von 1897 (der letzten!) enthielt das russische Reich 129 Millionen Einwohner. Sie sind seitdem auf 171 Millionen (1912) angewachsen. Aber das Verhältnis der Nationen zueinander können wir nur auf Grund der Zahlen von 1897 darlegen. Damals zählten die Russen 84 Millionen Köpfe, also die größte Mehrheit der Bevölkerung. Allerdings waren von den 84 Millionen 22 Millionen Kleinrussen, aber bei denen steht es noch keineswegs fest, ob sie eine eigene Nation bilden oder nicht, ob ihre Sprache ein Dialekt bleibt, wie etwa das Plattdeutsche oder Schweizerische, oder eine besondere Schriftsprache entwickelt, die sich zur großrussischen Sprache verhielte wie das Holländische zum Deutschen. Die russische Schriftsprache bereitet dem kleinrussischen Bauern wohl Schwierigkeiten, aber nicht minder dem großrussischen. (Vergl. Alexinsky, La Russie Moderne, S. 287.) Beide Sprachen stehen bei alledem einander so nahe, daß kleinrussische Dichter ihre größten Kunstwerke in großrussischer Sprache schaffen konnten, wie zum Beispiel Gogol. Die staatliche Absonderung würde die Kleinrussen wahrscheinlich ebenso wie die Holländer zu einer besonderen Nation gestalten. Innerhalb des Verbandes des russischen Reiches bleiben sie Russen, wie die Plattdeutschen Deutsche geblieben sind.

Wir finden also in Rußland ein fast ebenso großes Übergewicht der Russen, wie in den Vereinigten Staaten der Angelsachsen über die anderen Nationen. Und von den anderen Nationen kommt in Rußland ebensowenig wie in Amerika irgendeine auch nur annähernd der Staatsnation an Ausdehnung gleich. Die größte unter ihnen in Amerika, die Deutschen, bilden 8 von 100 Millionen, die Polen in Rußland 8 von 129 Millionen.

Allerdings besteht der große Unterschied, daß in Amerika die Fremdvölker vom heimischen Boden losgerissen sind und daher rasch der Anziehungskraft der Staatsnation erliegen, von der sie assimiliert werden. Nur steter Zuzug von außen hält dort den Bestand der Fremdvölker aufrecht. In Rußland dagegen sitzen sie noch in den ererbten Territorien und bewahren den zähen Konservativismus, den die heimische Scholle ausübt. Sie bleiben ihrer Muttersprache treu, und ihre wachsende Teilnahme am Leben des Gesamtstaats bewirkt nicht ihr Aufgehen in der Staatsnation, sondern Verstärkung ihres Dranges nach nationaler Selbständigkeit.

Dabei finden sie jedoch kein anderes Staatswesen jenseits der Grenzen, das sie mehr anziehen könnte als das eigene, mit dem Zollverband und staatliche Verkehrspolitik seit langem engere wirtschaftliche Beziehungen geschaffen haben. Die meisten der Fremdvölker liegen an der Staatsgrenze, während die Russen den Kern des Reiches bewohnen. Doch befinden sich die Fremdvölker vorwiegend in ihrem ganzen Umfang innerhalb des russischen Reiches, wie Finnen, Letten, Esten, Kaukasier. Nur wenige finden Nationsgenossen in größeren Massen jenseits der Grenzen, wie Polen, Kleinrussen, Armenier. Aber diese bildeten bis zum Kriege auch nicht selbständige Staaten, sondern gehörten anderen Großstaaten an, in denen sie nur kleine Minderheiten darstellten. Eine Ausnahme bietet nur die eine Million Rumänen im Gouvernement Beßarabien, das zwei Millionen Bewohner zählt.

Es gehörte unter diesen Umständen der ganze Druck des russischen Absolutismus dazu, in manchen seiner Fremdvölker den Drang nach gewaltsamer Losreißung vom Gesamtstaat aufkommen zu lassen.

Schon die bloße Aussicht auf Milderung seines Druckes durch die erwartete Revolution veranlaßt sie, nicht in Grenzverschiebungen, sondern in inneren Umwälzungen ihr Heil zu suchen. Freiheiten, wie sie für die einzelnen Sprachen und Nationalitäten in den Vereinigten Staaten und im britischen Reiche in jenen seiner Teile bestehen, die nicht eigentliche Kolonien darstellen, dürften genügen, sie im Bereich des russischen Staates festzuhalten.

Mancher, wie zum Beispiel Genosse Pernerstorfer, meint freilich, ein liberales Rußland werde die Fremdvölker ebenso unterdrücken, wie es bisher das absolutistische tat. Kein Zweifel, der Liberalismus sichert nicht vor Unterdrückungspolitik. Es gibt in manchen Staaten liberale Parteien, die rücksichtslose Niederhaltung fremder Nationen predigen. Die Liberalen etwa, die Pernerstorfer kennt, geben ihm ein Recht zu diesem Verdacht. Indes besteht zwischen den Liberalen und der Bureaukratie des absolutistischen Staates doch ein wesentlicher Unterschied. Diese m u ß ihrem Wesen nach jede selbständige politische Betätigung der Volksmassen unterdrücken, also auch jede selbständige Regung einzelner Nationen im Staat. Bei dem Liberalismus entspringt politische Vergewaltigung einzelner Volksteile nicht seinem Wesen. Dieses bringt ihn in Gegensatz zur Bureaukratie, die sogar den

Kapitalismus einschnürt. Er weiß, daß die kapitalistische Produktionsweise sich nicht entwickeln kann ohne kraftvolle Initiative und Selbständigkeit ihrer Träger, die unvereinbar ist mit der unbeschränkten Herrschaft einer staatlichen Bureaukratie. Und er weiß auch, daß die politische Unterdrückung der Volksmassen im Zeitalter des entwickelten Verkehrs sich nicht durchsetzen läßt und das beste Mittel ist, sie zur Auflehnung gegen die bestehende Ordnung zu treiben. Freilich, wo es auch bei politischer Freiheit zu solcher Auflehnung kommt, da vergißt er leicht seine liberalen Grundsätze, aber er wird ihnen dort nicht untreu, wo weder Furcht noch Vorteil ihn dazu drängt.

In Rußland fehlen nun die beiden Momente, die in manchen Staaten mit verschiedenen Nationen die Liberalen der Staatsnation zur Unterdrückung der anderen Nationen treiben.

Einmal überwiegt in Rußland, wie wir schon gesehen, die Staatsnation an Zahl so ungeheuer, daß niemals zu befürchten ist, durch politische Freiheit, auch wenn sie noch so weit ginge, könnte jemals ihr Übergewicht erschüttert werden. Sie ist auch in keiner Weise davon bedroht, daß die anderen Nationen im Staate rascher erstarken als sie. Im Gegenteil.

Das Gebiet Rußlands, das am raschesten an Bevölkerung zunimmt und das ihr die größten Ausdehnungsmöglichkeiten bietet, ist Sibirien. Dort gesellt sich, ebenso wie in den Vereinigten Staaten, zu der natürlichen Vermehrung noch eine starke Einwanderung. Ist von 1897 bis 1912 die gesamte Bevölkerung Rußlands um 30 Prozent gewachsen, so hat sich die Sibiriens in dem gleichen Zeitraum mehr als verdoppelt. Seine Bevölkerung dürfte nach dem Kriege noch in rascherem Verhältnis zunehmen, wenn er ein freiheitlicheres Regime zur Folge haben sollte. Es wird den Strom der russischen Auswanderung statt nach Amerika nach Sibirien lenken. Der Drang nach Sibirien wird in Rußland nach dem Kriege auch deshalb wachsen, weil Sibirien von ihm am wenigsten litt, während gerade große Gebiete der »Fremdvölker« im Westen furchtbar verwüstet wurden.

In Sibirien liegen aber die Verhältnisse für die zuwandernden Nationalitäten ähnlich wie in Amerika. Losgelöst von der heimischen Scholle, assimilieren sie sich unter modernen Verkehrsverhältnissen schon in der zweiten Generation an den überwiegenden Teil der Bevölkerung. Die Russifizierung der anderen Nationen, die im Westen unüberwindliche Schranken fand, wird sich von selbst bei jenen ihrer Teile vollziehen, die nach Sibirien wandern. Dieses ungeheure Gebiet wird ein vollständig russischer Nationalstaat und muß zusehends das Übergewicht der russischen Nation im Gesamtreich von Jahr zu Jahr verstärken. Warum da die russischen Liberalen eine Politik nationaler Unterdrückung treiben sollten, ist nicht recht einzusehen.

Von dem zweiten Faktor, der zu einer solchen Politik treiben könnte, haben wir schon gesprochen. Wenn es jenseits der russischen Grenzen einen Staat gäbe, in dem eine der Nationalitäten Rußlands mehr Freiheit und bessere Entwicklungsfähigkeiten für sich fände als in einem liberalen Rußland, dann könnte er für diese Nation einen Antrieb bilden, sich vom russischen Staatsverband loszulösen. Das würde wohl ein Grund auch für die Liberalen in Rußland werden, nationale Tendenzen dieser Art mit Gewalt niederzuhalten. Aber wer uns plausibel machen will, daß ein Fall dieser Art wahrscheinlich sei, muß uns erst das Staatswesen zeigen, in dem eines der russischen Grenzvölker für seine nationale Entwicklung bessere Aussichten

fände als in einem liberalen Rußland. Und nur von einem solchen und nicht vom absolutistischen sprechen wir hier.

Der Sturz des Zarismus bietet also in Rußland sehr wohl die Bedingungen, seine nationalen Schwierigkeiten ohne Zerfall des Staates zu überwinden. Darin stimme ich dem Genossen Semkowsky vollständig zu. Aber man muß sich hüten, daraus gleich Verallgemeinerungen für jeden Nationalitätenstaat zu schließen.

Rußland bezeugt weder, daß der Nationalitätenstaat die Staatsform der Zukunft, noch auch, daß jeder Nationalitätenstaat lebensfähig ist. Seine nationale Zusammensetzung ist nicht ein Produkt der jüngsten Geschichte, und seine Lebenskraft verdankt es dem, was es vom Nationalstaat an sich hat. Dadurch wird es stark genug, mit den Schwierigkeiten fertig zu werden, die ihm aus denjenigen seiner Merkmale erwachsen, welche es mit dem Nationalitätenstaat gemein hat.

c. Österreich.

Rußland bildet ein Mittelding zwischen Nationalstaat und Nationalitätenstaat. Seine klassische Form findet dieser nur dort, wo unter mehreren Nationen in einem Staate keine so sehr die andere überragt, daß sie durch ihr natürliches Übergewicht ohne jeglichen politischen Zwang von selbst zur Staatsnation würde.

Unter den eigentlichen Nationalitätenstaaten sind wieder zu unterscheiden jene mit nur zwei und jene mit mehreren Nationalitäten.

Für erstere vereinfacht sich das Nationalitätenproblem sehr. Es genügt dann, daß bei weitgehender nationaler Freiheit und lokaler Selbstverwaltung an Stelle einer Staatssprache zwei gleichberechtigte Sprachen in der Verwaltung und Gesetzgebung des Staates treten, um die meisten Schwierigkeiten der Sprachverschiedenheiten zu beseitigen. Das wird noch besonders erleichtert dort, wo die eine der beiden Sprachen eine Weltsprache ist, deren Erlernung mehr als lokalen Gewinn bringt und daher als kein unbilliger Zwang empfunden wird.

In Belgien sprachen 1910 2 833 334 Einwohner bloß Französisch, 3 220 662 bloß Flämisch, 871 288 waren beider Sprachen mächtig.

Eigenartig ist die Stellung der Schweiz als Nationalitätenstaat. Sie wird erleichtert durch die weitgehende Souveränität der einzelnen Kantone. Vier Sprachen werden in ihr gesprochen, darunter befinden sich aber zwei in so hervorragender Stellung durch die Zahl derer, die beide oder doch eine von ihnen sprechen, daß sie als Staatssprachen gelten können: das Deutsche und das Französische. Das Italienische spielt daneben eine bescheidene Rolle, nur in 2 von den 25 Kantonen wird es von einem größeren Teil der Bevölkerung gesprochen. Das Romanische gar nur in einem Kanton, und auch da nur von einer Minderheit.

Weit verwickelter gestalten sich die Verhältnisse in Österreich, einem Nationalitätenstaat, wie es keinen anderen in Europa gibt. Es wird von neun Nationen bewohnt, darunter vier großen, von denen keine die andere so weit überragt, daß ihre Zahl ihr schon ein selbstverständliches und allseitig anerkanntes Übergewicht gäbe. So finden wir im Gesamtstaat 12 Millionen Deutsche, 10 Millionen Ungarn, $8^1/_2$ Millionen Tschechen und Slowaken, $6^1/_2$ Millionen Serbokroaten oder, wenn man noch die Slowenen zu ihnen zählt, über $7^1/_2$ Millionen Südslawen. Daneben kommen noch in Betracht

5 Millionen Polen, 4 Millionen Ruthenen (Kleinruſſen) und $3^1/_2$ Millionen Rumänen.

Eine Zeitlang fungierten unter dieſem Gemiſch die Deutſchen als Staatsnation. Waren doch die Beherrſcher der habsburgiſchen Erblande deutſche Kaiſer, die Deutſchen die ökonomiſch und intellektuell entwickeltſte Nation des Staates, das Deutſche nicht nur die Sprache der Bureaukratie und der Armee, ſondern auch die Verkehrsſprache der Gebildeten. Als aber die Verbindung Öſterreichs mit dem Deutſchen Reich aufhörte, während gleichzeitig der Kapitalismus auch die anderen Nationen erfaßte, geriet das Übergewicht der Deutſchen ins Wanken. Sie hofften, ſich in der Weſtſeite des Reiches als Staatsnation zu behaupten, wenn ſie den Oſten den Madjaren überließen. Sie unterwarfen dabei 2 Millionen Deutſche in Ungarn der madjariſchen Hegemonie. Geſpalten wurden dafür auch die Tſchechoſlowaken, von denen 2 Millionen im ungariſchen Gebiet wohnen. Am ſonderbarſten und verworrenſten geſtaltete ſich die ſtaatsrechtliche Stellung der Serbokroaten. Ein Teil wurde direkt ungariſch, ein Teil öſterreichiſch, ein dritter bekam in Kroatien innerhalb des ungariſchen Staates eine Sonderſtellung. Und eine weitere Sonderſtellung wurde dem vierten Teil zugewieſen in Bosnien.

Der ſtaatsrechtlichen Verworrenheit entſpricht eine Verworrenheit der nationalen Ziele der verſchiedenen Völker. Einige von ihnen grenzen an ſelbſtändige, zum Teil auch mächtige und blühende Staaten gleicher Nationalität. So Rumänen, Serben, Italiener, Deutſche. Das erzeugt bei ihnen Bedürfniſſe und Wünſche, die über die Grenze ſchielen, aber keineswegs überall in gleicher Weiſe. Die national geſinnten Deutſchen zeigen wohl große Sehnſucht nach dem Deutſchen Reiche. Aber andererſeits drängt der Anſpruch, als führende Staatsnation zu fungieren, ihr Streben mehr nach dem Oſten und Süden. Die Gründung Mitteleuropas ſcheint ihnen das probate Mittel zu ſein, dieſe beiden einander widerſtrebenden Tendenzen in einer höheren Syntheſe zu vereinigen.

Anderer Art wieder ſind die Tendenzen der Polen und Ruthenen. Auch ſie haben den größten Teil ihrer Nationsgenoſſen jenſeits der Grenzen. Aber bis jetzt ſind ſie dort noch nicht in beſonderen, ſelbſtändigen Nationalſtaaten vereinigt, ſondern als Minderheiten Großſtaaten einverleibt. Ihr nationales Streben erhält dadurch, namentlich bei den Polen, eine feindſelige Tendenz gegen den Nachbarſtaat.

Nur zwei Nationen fallen vollſtändig in das Bereich der Monarchie, die Ungarn und die Tſchechen. In beiden finden wir ein hochgradiges nationales Bewußtſein, trotzdem ſind beide an dem Beſtand Öſterreichs ſtark intereſſiert. Nicht etwa deswegen, weil das Zeitalter der Weltwirtſchaft keine kleinen Nationalſtaaten mehr duldet. Das iſt, wie wir geſehen haben, eine ganz unbegründete Behauptung. Sondern deshalb, weil in dieſem Zeitalter einem Staate Luft und Licht fehlt, wenn ihm der Zugang zum Weltmeer verſperrt iſt. Das Weltmeer iſt die einzige freie Straße, die in Friedenszeiten jeder Staat ungehindert befahren kann. Einem Staate, der Zugang zum Weltmeer hat, ſteht damit auch der Zugang zum Weltmarkt offen. Die Freiheit des Meeres im Frieden braucht nicht erſt erkämpft zu werden, ſie iſt eine feſtbegründete Tatſache. Wer die Freiheit des Meeres als Kriegsziel aufſtellt, denkt dabei nicht an die Zeit des kommenden Friedens, ſon-

dern des nächsten Krieges. Sie ist vielfach nur eine Umschreibung des Verlangens nach Vernichtung der englischen Seemacht.

Ein Staat, der keinen Zugang zum Weltmeer hat, ist dagegen auch in Friedenszeiten für seinen Anteil am Weltverkehr ganz von seinen Nachbarn abhängig, von ihrer Zoll- und Eisenbahnpolitik. Einem solchen Staate kann es freilich verderblich werden, wenn überlegene Mächte seine Nachbarn bilden und seinen Welthandel hemmen. Nicht die Freiheit des Meeres, wohl aber der Zugang zum Meere ist für jeden am kapitalistischen Produktionsprozeß beteiligten Staat eine wichtige Lebensbedingung. Das hat Serbien reichlich erfahren.

Es ist kein Zufall, daß die lebensfähigen und gedeihenden Kleinstaaten Europas mit einer Ausnahme alle am Meere liegen: die drei skandinavischen Staaten, Holland und Belgien. Die einzige Ausnahme bildet die Schweiz. Sie hat das Glück, von vier Nachbarn mit so verschiedenen Interessen umgeben zu sein, daß sie sicher sein kann, es werde nie der Moment kommen, in dem alle vier sich gegen sie verschwören. Der eine oder der andere Weg zum Meere wird ihr dadurch stets offen bleiben. Immerhin bildet ihre geographische Lage, nicht aber ihre Kleinheit ein recht ungünstiges Moment für ihre ökonomische Unabhängigkeit.

Der Deutsche Zollverein hätte sich vielleicht gar nicht verwirklichen lassen, wenn nicht die Kleinstaaten, die er neben Preußen umfaßte, fast alle vom Meere abgeschnitten gewesen wären. Die am Meere liegenden wehrten sich am längsten gegen den Beitritt zu ihm, so Hannover und Oldenburg. Mecklenburg und die Hansestädte traten ihm überhaupt nie bei. Der selbständigen Zollpolitik des ersteren machte erst der Norddeutsche Bund ein Ende. Für die der letzteren schlug erst nach der Gründung des Deutschen Reiches die Totenglocke. Die Lage am Meere wird für die ökonomische Selbständigkeit viel wichtiger als die Größe des Gebiets. Hamburg konnte sich vom Zollverein frei halten, Bayern dagegen nicht.

Ein selbständiger nationaler Staat der Tschechen wie der Ungarn wäre vom Meere abgeschlossen, trotz Shakespeare, der Böhmen eine Meeresküste verlieh. Fiume liegt nicht im ungarischen, sondern im serbokroatischen Sprachgebiet. Beide Nationalstaaten wären also in verzweifelter Lage. Schon dies verleiht den Madjaren wie den Tschechen ein erhebliches Interesse an der Erhaltung Österreichs, trotz ihres starken nationalen Dranges. Aber auch bei ihnen äußert sich dies Interesse in sehr verschiedener, gegensätzlicher Weise. Denn die Ungarn sind herrschende Staatsnation und wollen diese Stellung behaupten. Die Tschechen wollen sich die volle politische Ebenbürtigkeit erringen, ja ihre Heißsporne fühlen das Zeug in ihrer Nation, selbst zu einer herrschenden Nation zu werden. Sie stehen zu Deutschen und Ungarn in Opposition.

Keine der Nationen hat ein solches Übergewicht über die anderen, daß sie aus eigener Kraft etwas im Gesamtstaat vermöchte. Jede ist darauf angewiesen, sich zur Erreichung bestimmter Ziele mit einer anderen Nation zu verbinden, die in dem einen Punkte, auf den es eben ankommt, mit ihr übereinstimmt, keineswegs aber die gleiche Gesamtpolitik dem Staate gegenüber verfolgt. So ward bisher jede prinzipielle, einheitliche, konsequente Regelung der nationalen Verhältnisse vereitelt, erfolgten alle Eingriffe in diese nur von Fall zu Fall, auf begrenzten Gebieten, mit unzähligen Kautelen,

schuf jede Lösung eines Teilproblems nur neue Probleme, war die einzige konsequent verfolgte Methode die des »Fortwurstelns«, bedeutete jede Errungenschaft auf nationalem Gebiet nur eine Komplizierung der nationalen Verhältnisse.

Genosse Renner hat einen sehr scharfsinnigen Plan ausgearbeitet, wie die nationalen Verhältnisse Österreichs befriedigend zu lösen wären. Er ist in seiner Art ebenso genial wie Fouriers geplantes Phalanstère. Aber der Millionär, auf den dieser wartete, um die Mittel zur Durchführung des Planes zu erlangen, wollte nie kommen. Und so hat sich bisher auch nicht der geringste Ansatz zu der Macht gezeigt, die imstande und gewillt wäre, den Rennerschen Plan durchzuführen. Nach dem Kriege werden wir sehen, ob durch ihn darin Wandel geschaffen wurde.

Kein Zweifel, ein Österreich, nach Rennerschem Muster eingerichtet, wäre ein ebenso lachendes Gemeinwesen wie ein Fouriersches Phalanstère. Es könnte wohl den bestehenden Nationalstaaten überlegen sein, ihnen gegenüber als ein höheres staatliches Gebilde erscheinen.

Aber hier haben wir es nicht mit Plänen, Hoffnungen und Erwartungen, sondern mit den Erfahrungen der bisherigen Geschichte zu tun, und die zeigen uns keinen Nationalitätenstaat, der einem Nationalstaat an innerer Kraft gleich wäre. Sie zeigen uns in Nationalitätenstaaten Schwierigkeiten und Probleme, von denen der Nationalstaat nichts weiß. Und endlich zeigen sie uns nicht die mindeste Tendenz zur Vereinigung schon bestehender Nationalstaaten mit entwickeltem politischem Leben der Volksmassen in internationalen Weltreichen.

Die Tendenz der Vereinigung verschiedener Volksstämme in einem Weltreich, die unsere Zeit aufweist, äußert sich nur durch Aneignung von Gebieten, die politisch rechtlos bleiben, durch die Kolonialpolitik. Wo wir verschiedene Nationen mit entwickeltem politischem Leben der Volksmassen in einem Gemeinwesen vereinigt finden, ist nur ihr nationales Leben ein Ergebnis neuerer Geschichte, nicht aber ihre Vereinigung. Diese gehört sehr alter Geschichte an, ist ein Überbleibsel der Vergangenheit, nicht der Keim einer neuen Zukunft.

Die einzige Ausnahme bildet die Annexion der Burenrepubliken an das britische Weltreich; diese Ausnahme vollzog sich in Afrika, ist eine Nebenerscheinung der Kolonialpolitik. In Europa haben uns die letzten Jahrzehnte nirgends den dauernden Zusammenschluß verschiedener Nationalstaaten zu einem Gemeinwesen, sondern nur zwei Vorgänge in entgegengesetzter Richtung gebracht: die Spaltung Österreichs in zwei Staaten, von denen der eine, der ungarische, sich immer selbständiger zu stellen wußte, und die Auflösung der Union zwischen Schweden und Norwegen. Der letztere Vorgang verwandelte einen Bundesstaat mit fast 8 Millionen Einwohnern in zwei nationale Kleinstaaten, von denen der eine über 5, der andere über 2 Millionen Einwohner zählt.

Dieses Ereignis, das sich vor zehn Jahren vollzog, beleuchtet deutlich die angebliche Überlebtheit des Nationalstaats und seine Verdrängung durch den internationalen Staatenbund.

Der Gang der Entwicklung, der die Schaffung Mitteleuropas fordern soll, besteht nur in der Phantasie der Verfechter dieses Planes.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Wirtschaftsmarkt.

Kohlenproduktion und Kohlensyndikatspolitik.

Die Entwicklung der Kohlenproduktion unter dem Einfluß des Krieges. — Kohlenförderung und Kohlenabsatz. — Die Gestaltung der Nachfrage. — Preiserhöhungen des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats und der Oberschlesischen Kohlenkonvention. — Arbeitskosten und Profit. — Lohnverhältnis. — Die Kohlenteuerung in England. — Frankreichs Förderausfall. — Die englische Kohle in Rouen. — Sprengungsversuche im Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat. — Staatliches Kohlenmonopol. — Die Kohlenversorgung als staatlicher Machtfaktor.

Berlin, 28. Dezember 1915.

Seit der erregten Diskussion über das Zwangskohlensyndikat im August und September dieses Jahres findet man in der Handels- und Börsenpresse nur noch selten Nachrichten über die Gestaltung der deutschen Kohlenindustrie unter der Einwirkung des Krieges. Kurz werden die offiziellen Meldungen über die monatlichen Zechenbesitzerversammlungen des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats sowie dessen statistische Angaben über Produktion und Versand registriert, daneben gelegentlich noch über die Preislage auf dem Ruhrkohlenmarkt oder über die Abschlüsse und Dividenden der größeren Kohlenbergwerksgesellschaften berichtet — damit sind die Nachrichten zu Ende. Gilt das Sprichwort, daß es um den Ruf und die häusliche Tüchtigkeit einer Frau um so besser steht, je weniger von ihr in der Öffentlichkeit gesprochen wird, auch von der Industrie, dann muß sich die Kohlenbergwerksindustrie einer recht guten Lage erfreuen. Und tatsächlich hat sie sich von den Schlägen, die ihr der Ausbruch des Krieges versetzte, schnell erholt und seit November und Dezember 1914 ihre Förderung und ihren Absatz langsam, aber stetig vermehrt — trotz des steigenden Entzugs gelernter Arbeitskräfte, des immer wieder erneut auftretenden Wagenmangels und mannigfacher Transportschwierigkeiten. Legt man, da genaue monatliche Angaben über das Gesamtgebiet der deutschen Kohlenindustrie fehlen, die statistischen Veröffentlichungen des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats zugrunde, so ergibt sich, daß, nachdem die durchschnittliche arbeitstägliche Förderung, die vor dem Beginn des Krieges, im Juli 1914, 327 974 Tonnen betragen hatte, im August unter dem Einfluß der plötzlichen Mobilmachung auf 177 816 Tonnen gefallen war, schon im September 1914 wieder eine Zunahme der arbeitstäglichen Syndikatsproduktion auf 211 905 Tonnen eintrat, die sich trotz aller neuen Schwierigkeiten allmählich derart erhöht hat, daß im Oktober 1915 sich die Förderung pro Arbeitstag bereits auf 248 749 Tonnen, im November auf 260 384 Tonnen stellte. Dabei kommt in Betracht, daß im letzten Oktober infolge erneuter starker Anforderungen der Heeresleitung an den Wagenpark der Eisenbahnen wieder ein erheblicher Wagenmangel eingetreten ist, der sich im November noch gesteigert hat. Dadurch wurde nicht nur der Bahnversand, sondern auch der Umschlagsverkehr an den Ruhr- und Rheinhäfen ungünstig beeinflußt; eine Stockung, die ihrerseits wieder hemmend auf den Förderungsbetrieb zurückwirkte. Immerhin zeigt sich bei einem Vergleich der Förderungsziffern der letzten drei Monate mit denen der Monate September bis November 1913, daß der jetzige Produktionsertrag nur noch um 23 bis 26 Prozent hinter dem damaligen zurückbleibt, obgleich 1913 ein Rekordjahr war und kein früheres gleich hohe Produktionsziffern aufweist.

Und dieser Zunahme der Förderungsmenge entspricht der rechnungsmäßige Kohlenabsatz. Berechnet man beide pro Arbeitstag (eine Rechnung, die einen genaueren Maßstab ergibt als die pro Monat, da nicht jeder Monat die gleiche Anzahl von Arbeits- und Feiertagen hat), so ergibt sich seit Kriegsbeginn folgende Entwicklung der Kohlenförderung und des Kohlenabsatzes des Syndikats:

1914	Arbeitstägliche Förderung	Arbeitstäglicher Kohlenabsatz
Im August	177816 Tonnen	97921 Tonnen
- September	211905 -	158506 -
- Oktober	223760 -	172855 -
- November	239729 -	191672 -
- Dezember	233452 -	184292 -
1915		
- Januar	245956 -	193569 -
- Februar	235692 -	186624 -
- März	235868 -	183542 -
- April	239629 -	195243 -
- Mai	242790 -	201526 -
- Juni	247710 -	205889 -
- Juli	243228 -	197295 -
- August	243503 -	193655 -
- September	243527 -	194439 -
- Oktober	248749 -	186225 -
- November	260384 -	182897 -

Nach dieser Aufstellung könnte es scheinen, als hätte die Nachfrage im Verhältnis zur Fördermenge in den letzten Monaten nachgelassen. Das ist jedoch nicht der Fall. Die Nachfrage ist, besonders wenn man nicht nur die Deutschlands in Betracht zieht, noch genau so dringlich wie seither; der verminderte Absatz ist, wie schon erwähnt, vornehmlich dem Mangel an rollendem Eisenbahnmaterial geschuldet. Ein Mangel, der hauptsächlich mit den neuen Kriegsoperationen auf dem Balkan zusammenhängt und voraussichtlich binnen kurzem beendet sein wird. Dann wird auch der Absatz nach dem neutralen Ausland, der in letzter Zeit unter dem Druck der Versandschwierigkeiten sehr gelitten hat, sicher wieder größeren Umfang annehmen.

Vornehmlich fehlt es an Feinkohlen für die Industrie und Brikettfabrikation sowie an Gas- und Gasflammkohlen. Die Überproduktion an Koks, die in den ersten Monaten des Krieges vorherrschte, hat längst aufgehört, obgleich die Kokserzeugung steigt, da der Bedarf an Nebenerzeugnissen der Kokereien noch immer im Wachsen begriffen ist. Die Nachfrage der Hütten und Gießereien nach Koks kann kaum befriedigt werden, und der Bedarf an Brechkoks, der heute den recht rar gewordenen Gaskoks zu einem wesentlichen Teil ersetzen muß, hat eine solche Knappheit auf dem Markt hervorgerufen, daß sich bekanntlich die Regierung zu einem Ausfuhrverbot gezwungen gesehen hat. Auch die Nachfrage nach Briketts ist eine so angespannte, daß sie kaum zu befriedigen ist und der Versand nach dem neutralen Ausland eingeschränkt werden mußte.

Wie fast alle Industriezweige hat auch die Kohlenindustrie während des Krieges ihre Verkaufspreise erhöht, wenn auch, wie zugegeben werden soll, nicht in gleichem Maße wie verschiedene andere Industriezweige. Die Syndikatsorganisation hat sich tatsächlich bis zu einem gewissen Grade als ein

Hindernis einer wüsten Preistreiberei erwiesen. Gleich nach Kriegsausbruch wurde für Sonderlieferungen der Tonnenpreis um 3 Mark erhöht. Sodann wurde am 11. Dezember 1914 die erste Erhöhung während der Kriegszeit vorgenommen. Es wurden die Richtpreise für Kohlen und Briketts um durchschnittlich 2 Mark pro Tonne hinaufgesetzt, für Koks hingegen, um die angehäuften Lagervorräte zu räumen, um 1,50 Mark vermindert. Jedoch traten diese Preise nicht sogleich, sondern erst am 1. April in Kraft.

Ende Juli wurde vom Syndikat eine zweite Preiserhöhung beschlossen, die zunächst nur für zwei Monate, vom 1. September bis 31. Oktober 1915 gelten sollte. Es wurden die Richtpreise für die meisten Kohlensorten und für Briketts um 1 Mark, für Kokskohlen um 1,25, für Koks um 2 Mark pro Tonne erhöht. Vom 1. November ab sollten neue Richtpreise in Kraft treten; jedoch ist es vorläufig bei den alten Preisen geblieben, freilich nur vorläufig, in den nächsten Monaten ist ziemlich sicher mit einer weiteren Erhöhung der Preise zu rechnen. Daß die Preise im Juli nicht um 2 Mark, sondern nur um 1 Mark erhöht worden sind und seitdem eine weitere Preissteigerung nicht erfolgt ist, verdankt die deutsche Bevölkerung im wesentlichen dem Einfluß des Fiskus. In gewissen Zechenkreisen war und ist noch heute die Stimmung für eine weit schärfere Ausnutzung der Kriegskonjunktur vorhanden. Nur widerwillig hat man sich dem Druck von oben gefügt.

In ähnlicher Weise hat die Oberschlesische Kohlenkonvention ihre Preise gesteigert. Nachdem schon ab 1. Januar eine Preiserhöhung von 1 bis 1,50 Mark für die verschiedenen Kohlensorten eingetreten war, hat man vor kurzem eine weitere Hinaufschraubung um 50 Pfennig bis 1 Mark pro Tonne vorgenommen; und wenn das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat demnächst zu einer neuen Preissteigerung greift, wird voraussichtlich die Oberschlesische Kohlenkonvention wieder diesem schönen Beispiel folgen.

Sind diese Preise berechtigt oder nicht? Die Frage wird natürlich von den Zechenbesitzern und den Kohlenverbrauchern sehr verschieden beantwortet. Die Zechenbesitzer erklären, die erhöhten Preise entsprächen noch immer nicht den veränderten Produktionsbedingungen und erhöhten Erzeugungskosten, so daß eine weitere Hinaufsetzung der Verkaufspreise unvermeidlich sei. Vor allem seien die Arbeiterverhältnisse immer schlechter geworden. Immer wieder zöge die Militärverwaltung geübte Arbeitskräfte zum Heeresdienst ein. Dadurch würden die Zechen gezwungen, stets wieder aufs neue ganz ungeübte, wenig leistungsfähige Ersatzkräfte einzustellen. Die Folge sei nicht nur eine Abnahme der Leistungen dieser Arbeiterschicht, sondern zugleich auch eine Steigerung der Arbeitslöhne für die im Betrieb verbliebenen qualifizierten Arbeiter, besonders für die Hauer und Lehrhauer, also eine tatsächliche Erhöhung der Arbeitskosten. Dazu komme eine fortgesetzte Erhöhung der sogenannten Materialkosten, das heißt der zum Bergbau nötigen verschiedenartigen Hilfsmaterialien und der benutzten Maschinerie.

Von der Gegenseite, vornehmlich von Verbrauchern sogenannter Industriekohlen wird dagegen geltend gemacht, die Kohlenindustrie habe keineswegs das Recht, die Kriegskonjunktur zu Preissteigerungen auszunutzen (für sich selbst beanspruchen natürlich die Herren dieses Recht), da der Brennstoff ein unentbehrliches Grundelement der ganzen Industrietätigkeit

sei. Schon zu Beginn des Krieges hätten die Kohlen ungewöhnlich hoch im Preise gestanden. Daß die bisherigen Erhöhungen während der Kriegszeit gar nicht nötig gewesen wären, beweise am besten die Tatsache, daß der Reingewinn verschiedener Zechenbetriebe sich nach ihren letzten Rechnungsabschlüssen erhöht habe, vor allem aber, daß der Gewinn pro Tonne heute ganz erheblich höher sei als selbst in den besten Zeiten der letzten Hochkonjunkturperiode usw.

In beiden Argumentationen steckt, vom kapitalistischen Standpunkt aus betrachtet, manches Richtige. An und für sich sind die Preisaufschläge für die verschiedenen Kohlensorten nicht allzu hoch. Die Kriegszeit hat uns an ganz andere Preissteigerungen nicht nur der notwendigsten Lebensmittel, sondern auch der meisten Industrieerzeugnisse gewöhnt. Rechnet man, daß die Richtpreise für die verschiedenen Arten von Industriekohlen zur Zeit des Kriegsbeginns 11 bis 15 Mark pro Tonne betrugen, so stellt eine Erhöhung von 3 Mark nur einen Aufschlag von ungefähr 20 bis 25 Prozent dar. Dabei kommt jedoch in Betracht, daß die industrielle Hochkonjunktur der Jahre 1913/14 die Kohlenpreise ungewöhnlich hochgetrieben hatte. Nun hatte zwar, als eine allgemeine Abflauung des Marktes eintrat, das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat bereits eine Preisreduktion von 50 Pfennig bis 1 Mark pro Tonne vorgenommen, aber damit war zu Beginn des Krieges der normale Preisstand keineswegs wieder erreicht. Nimmt man nicht den Preisstand zu Beginn des Krieges als normal an, sondern den Durchschnittspreis der Jahre 1911/12, dann stehen heute die meisten Kohlensorten um ungefähr 30 Prozent höher im Preise. Das gilt selbstverständlich nur für die Zechenpreise; im Kleinverbrauch stellen sich die Preisaufschläge infolge vermehrter Zwischenhandelsprofite und Fuhrlöhne beträchtlich höher.

Andererseits läßt sich nicht bestreiten, daß heute die sogenannten Materialkosten wesentlich höher im Preise stehen als vor dem Kriege und durch die Einstellung vieler ungeübter Arbeiter die Arbeitslöhne im Verhältnis zur Arbeitsleistung gestiegen sind. Freilich, die Rechnungen, die die Zecheninteressenten aufmachen, haben meist einen Haken. So wird zum Beispiel folgende statistische Tabelle der Durchschnittsschichtverdienste der Hauer und Lehrhauer präsentiert:

	3. Quartal 1914	3. Quartal 1915
Oberschlesien	4,71 Mark	5,66 Mark
Niederschlesien	3,85 -	4,28 -
Ruhrgebiet	6,08 -	7,04 -
Wurmgebiet	5,32 -	5,89 -
Saargebiet	4,84 -	5,22 -

An der Richtigkeit dieser Statistik soll nicht gezweifelt werden — nur bildet die genannte qualifizierte Arbeiterschicht schon in normalen Zeiten nur einen verhältnismäßig kleinen Teil der Bergarbeiterschaft, und dieser Teil ist heute überdies infolge der militärischen Aushebungen kleiner als sonst. Dafür werden aber viele der neueingestellten ungeübten Arbeiter niedriger entlohnt als früher. Rechnet man alles: Mehrverdienst gewisser Arbeitergruppen, geringerer Verdienst anderer Gruppen, mindere Leistungsfähigkeit der Ungeübten usw. gegeneinander auf, so dürfte sich — natürlich ist das Ergebnis in den einzelnen Zechenbetrieben, wie die Rechnungsablegungen

beweisen, sehr verschieden — im ganzen doch nur eine recht mäßige Zunahme der Lohnkosten pro Tonne ergeben. Jedenfalls erreicht diese Zunahme nebst den höheren Materialkosten nicht den 30prozentigen Preisaufschlag. Pro Tonne der Gesamtförderung berechnet, stellt sich also heute der Gewinn bedeutend höher als früher. Die Frage ist nur, kann man in dieser Weise, wie so oft geschieht, den Gewinn berechnen? Die Profitrate richtet sich nun mal in der kapitalistischen Welt nicht nach dem Preisaufschlag der einzelnen Ware, sondern nach dem unter gewöhnlichen Verhältnissen durchschnittlich zum Betrieb erforderlichen Gesamtanlagekapital. Will aber ein Zechenbetrieb, der früher 3 Millionen Tonnen produzierte, heute jedoch nur 2 Millionen fördert, trotzdem aus diesen 2 Millionen auch nur annähernd den früheren Gesamtgewinn, also eine gleiche Verzinsung des Anlagekapitals herausholen, dann muß er pro Tonne seiner jetzigen Erzeugung einen entsprechend höheren Prozentsatz aufschlagen.

Jedenfalls erreicht heute im Durchschnitt die Kohlenindustrie noch lange nicht jene Gewinnrate, die die Eisen- und Stahlindustrie im letzten Jahre erzielt hat, von der für die Heeresverwaltung arbeitenden Waffen- und Munitionsindustrie ganz zu schweigen. Das gilt natürlich nicht für jeden einzelnen Zechenbetrieb noch für alle einzelnen Branchen; die Braunkohlen- und Brikettindustrie hat vielfach günstigere Resultate erzielt als die Steinkohlenbergwerksgesellschaften. Die bekannte Bergwerksgesellschaft »Ilse« hat zum Beispiel im letzten Geschäftsjahr trotz einer Abnahme ihrer Förderung um ungefähr 1 Million Hektoliter einen Bruttogewinn von 9,56 Millionen Mark gegen 8,73 im Vorjahr erreicht.

Im Vergleich zu den Kohlenpreisen in den nordischen Reichen, in der Schweiz, in Frankreich, Italien und selbst England sind die deutschen Kohlenpreise relativ niedrig. Infolge der durch die englische Regierung verfügten Ausfuhrbeschränkungen sind die englischen Kohlenpreise in letzter Zeit wieder gesunken; in den Monaten August bis Oktober standen sie aber durchweg höher als in Deutschland. Vergleicht man zum Beispiel die Newcastler Notierungen vom Juli 1914, also vor Kriegsbeginn, mit jenen vom August 1915, dann ergibt sich, daß dieselben Kohlensorten, die vor dem Kriege 14 und 15 Schilling pro Tonne im Großhandel kosteten, im August auf 21 bis 23 Schilling hinaufgeschnellt waren — eine Steigerung von mehr als 50 Prozent, während die billigeren Sorten teilweise sogar eine Erhöhung bis zu 70 Prozent aufwiesen.

Noch weit mehr leidet Frankreich unter Kohlenteuerung. Der Krieg hatte hier zur Folge, daß die Kohlenproduktion enorm sank. Im ersten Halbjahr 1914 hatte sie nach der Statistik des Comité Central des Houillères de France noch 20 438 792 Tonnen betragen, im zweiten Halbjahr fiel die Ausbeute infolge der Besetzung der wichtigsten Kohlenbezirke durch die deutschen Truppen auf 9 347 713 Tonnen. Seitdem ist, da die großen Kohlenbecken der Departements Nord und Pas de Calais, die früher über zwei Drittel der ganzen französischen Kohlenproduktion lieferten (1913 förderten sie allein 27 519 734 Tonnen), größtenteils in deutsche Hände geraten sind, der Förderausfall noch gewachsen. Tatsächlich produziert Frankreich heute trotz aller Anstrengungen nur ungefähr 45 Prozent seiner Ausbeute im Jahre 1913. Dieser Ausfall hat eine enorme Zufuhr englischer Kohlen zur Folge, die in letzter Zeit dermaßen zugenommen hat, daß wahr-

scheinlich der Gesamtimport Frankreichs an englischen Kohlen sich für das Jahr 1915 auf ungefähr 18 Millionen Tonnen stellen wird. Da die Preise aber in England selbst außergewöhnlich hoch sind und die Kohlenfrachtsätze von Cardiff bis Rouen, die vor dem Kriege 6 bis 7 englische Schilling betrugen, sich heute auf mehr als das Viersache stellen, so kostet jetzt dieselbe Kohle, die im Ruhrgebiet ab Zeche heute ungefähr 18 Mark pro Tonne kostet, in Rouen 80 bis 84 Franken. Und nun gar erst in Norditalien, wo die gleiche englische Kohle jetzt 130 Lire kostet. Im Vergleich zu solchen enormen Preissteigerungen erscheinen die deutschen Kohlenverhältnisse geradezu idyllisch.

Solche Profite im Ausland locken. Verschiedene Mitglieder des Kohlensyndikats — nicht nur Herr August Thyssen und sein Konzern — sähen heute am liebsten das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat auffliegen, damit sie die Hände frei bekämen zur fröhlichen Preistreiberei und zum Konkurrenzkampf gegen die schwächlichen reinen Zechen, die ihren sogenannten »gemischten Werkeskonzernen« anzugliedern ihnen als nächste wichtigste Aufgabe erscheint. Man hält in diesen Kreisen die einst gepriesenen »alleinseligmachenden Syndikate« bereits für einen überwundenen Standpunkt und spielt mit dem Gedanken »einer neuen Wirtschaftsordnung«, das heißt der Herstellung großer Wirtschaftskomplexe, in denen Kohlengruben, Hochöfen, Stahlwerke, Walzwerke usw. unter diktatorischem Zepter vereinigt sind. Zudem aber böte ein Zerfall des Syndikats diesen Industriemagnaten, die zumeist mit Kohlenvertriebsgesellschaften eng liiert sind (Herr August Thyssen hatte vor der letzten Syndikatserneuerung bereits allerlei schöne Vorverträge mit der Kohlenhandelsgesellschaft Thyssen & Co. abgeschlossen), die erwünschte Gelegenheit, die Preise unter geschickter Benutzung der heutigen Marktlage höher und höher zu treiben und sich Millionenprofite zu sichern. Nur die Furcht vor der Einführung eines Zwangssyndikats und die Festsetzung von Höchstpreisen hat schließlich die Zustimmung zur Herstellung des sogenannten Übergangssyndikats bewirkt, dem übrigens nur eine Lebensdauer von $1^1/_4$ Jahren gesetzt wurde.

Aber mit dem Zustandekommen dieser einstweiligen »Verlegenheitsreunion« ist das Problem für die Zukunft nicht gelöst. Es ist nur vertagt. Für den Augenblick hat die Staatsregierung zwar auf schärfere Eingriffe verzichtet, um so zwingender wird später nach dem Kriege die Aufgabe einer energischen Regelung der sogenannten Syndikatsfrage an das Reich herantreten. Längst sind die Bedingungen dafür gegeben, die Kohlenversorgung der monopolistischen Beherrschung durch eine kleine Gruppe übermächtiger Industrie- und Finanzgrößen zu entziehen. Dazu ist zunächst gar nicht nötig, daß die einzelnen Betriebe verstaatlicht werden; es genügt, daß das Syndikat und die ihm angeschlossenen Zechen unter Aufsicht und Kontrolle des Staates gestellt werden, daß das Recht des Abbaues der im Privatbesitz befindlichen, noch nicht in Angriff genommenen Kohlenfelder dem Staat vorbehalten bleibt und alle Förderungen dem Staat gegen bestimmte, eine mäßige Rentabilität der Zechenbetriebe sichernde Preise zum alleinigen Vertrieb zu überlassen sind.

Allerdings den Zechenherren mag solche Lösung wenig in ihre Zukunftshoffnungen passen. Auch nicht den mit ihnen koalierten Bankgrößen. Wer

sich daran erinnert, wie 1904/05 die Deutsche Bank in Gemeinschaft mit der Diskontogesellschaft, der Berliner Handelsgesellschaft, der Bank für Handel und Industrie und S. Bleichröder den Widerstand gegen die Erwerbung der Hiberniaaktien durch den Staat organisierte und zu diesem Zwecke die »Herne«, Vereinigung von Hiberniaaktionären G. m. b. H. in Güstrow, gründete, wird die Widerstandskraft der Bankfinanz nicht gering einschätzen. Jedoch die Verhältnisse sind heute andere wie vordem, und sie werden noch wesentlich andere nach dem Kriege sein. Die Einführung verschiedener ertragreicher Staatsmonopole wird sich als ein dringendes unabweisliches Gebot der Staatsfinanzlage einstellen — und die Errichtung eines staatlichen Kohlenvertriebsmonopols läßt sich wenigstens technisch weit leichter durchführen als viele andere heute in wirtschaftlichen Ausblicken erwähnte Monopole, zum Beispiel das Tabak- oder Elektrizitätsmonopol.

Sodann aber ist heute die Verfügung über große Kohlenschätze ein gewaltiges staatliches Machtmittel. Der Staat, der eine solche Verfügung in Händen hat, besitzt darin ein Mittel, das ihm in zukünftigen Konflikten mit anderen Mächten einen größeren Einfluß auf deren Haltung und deren Widerstandsfähigkeit sichert als so und so viele Truppen und Kanonen. Wenn heute die skandinavischen Länder, wenn Italien sich den Forderungen Englands in bezug auf ihren Handels- und Schiffverkehr trotz aller Remonstrationen so willig fügen, so spricht dabei nicht zum wenigsten die Sorge mit, England könnte die Kohlenzufuhr einstellen und dadurch ihr Wirtschaftsleben mattsetzen. Und diese Wichtigkeit der Kohlenversorgung wird mit der weiteren Industrialisierung Europas nicht ab-, sondern zunehmen. Es gibt in Europa nur noch zwei Länder, die mehr Steinkohlen erzeugen (und aller Voraussicht nach in den nächsten Jahrzehnten zu erzeugen imstande sein werden), als sie für ihren eigenen Bedarf gebrauchen: Deutschland und England. Belgien, das noch vor wenigen Jahren seinen Bedarf an Kohlen selbst zu decken vermochte, ist bereits vor dem Kriege zum Kohlenimportland geworden. Frankreich produzierte in den letzten Jahren vor dem Kriege nur noch knapp zwei Drittel seines Bedarfs selbst. Österreich-Ungarn und Spanien decken ihren Bedarf an Steinkohlen nur ungefähr zur Hälfte aus ihrem eigenen Kohlenbergbau; Italien förderte gar nur ein Fünfzehntel seines Verbrauchs selbst. Und nicht anders steht es mit der Schweiz, den Niederlanden und den skandinavischen Ländern. Holland erzeugte zum Beispiel in den letzten Jahren noch nicht ein Siebtel, Schweden noch nicht ein Dreißigstel seines Kohlenverbrauchs. Unter solchen Umständen wird der Besitz reicher Kohlenschätze und das Vermögen, andere Staaten mit den begehrten schwarzen Diamanten versorgen zu können, zu einem wertvollen Machtfaktor.

Heinrich Cunow.

Literarische Rundschau.

Richard Kiliani, **Der deutsch-englische Wirtschaftsgegensatz.** 57. Heft der Flugschriftenserie »Der Deutsche Krieg«. Stuttgart, Berlin 1915, Deutsche Verlagsanstalt. Preis 50 Pfennig.

Herr R. Kiliani war als Generalkonsul Deutschlands an verschiedenen Stellen jenseits der See tätig und hatte Gelegenheit, die wirtschaftlichen Reibungen zwi-

schen beiden Ländern zu beobachten. Obgleich er theoretisch die volkswirtschaftlichen Probleme weniger kennt, sind doch seine praktischen Beobachtungen wertvoll. Vom theoretischen Standpunkt aus ist die angeführte Schrift beinahe belanglos, da der Autor weder sich streng an Tatsachen hält, noch durchaus konsequent ist. Dafür mögen seine Kenntnisse der tatsächlichen Verhältnisse für den überzeugend sein, der gerade auf die Meinung solcher Praktiker großes Gewicht legt. Da ist es nun von Interesse, daß auch Kiliani ganz entschieden bestreitet, der jetzige Krieg wäre auf einen wirtschaftlichen Gegensatz zwischen England und Deutschland zurückzuführen. Umgekehrt zeigt er überzeugend, daß Deutschland der beste Kunde Englands geworden ist und die sogenannte »Schleuderkonkurrenz« der Kartelle, über die die englischen Unternehmer so klagen, faktisch der verarbeitenden Industrie Englands zugute kam. Er weist nach, daß sich England immer mehr dem Bankiergeschäft widmet und dabei sich sehr wohl fühlt. »Bei dieser Sachlage«, meint er, »ist es kein Wunder, daß die hervorragendsten englischen und deutschen Autoritäten der Hochfinanz und des Handels eine Verständigung mit Deutschland, eine Abgrenzung der beiderseitigen Wirtschafts- und Kolonialinteressen stets als durchaus möglich bezeichnet haben.«

So weit seine persönlichen Erfahrungen. Den Hauptteil seiner Schrift bildet aber die Wiedergabe fremder Gedanken, die zu diesen Ausführungen zum Teil sogar in Widerspruch stehen, die Bedeutung seiner persönlichen Beobachtungen aber doch nicht vermindern können. Es ist auffallend, daß gerade Leute, die weder England aus persönlichen Beobachtungen kennen, noch etwas von der volkswirtschaftlichen Theorie verstehen, am festesten an der Fabel des Gegensatzes der Handelsinteressen als Ursache des Weltkriegs festhalten. Diesen mögen die Ausführungen Kilianis zum besonderen Studium empfohlen werden. Sp.

Salomon Dembitzer, **Aus engen Gassen.** Skizzen. Deutsch von Stephanie Goldenring. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.

Dembitzers Name ist seit einiger Zeit in verschiedenen deutschen Zeitungen und Zeitschriften aufgetaucht. Zumeist hat er Proben eines starken und beachtenswerten lyrischen Talents gegeben. Was er bot, war Jargondichtung: jiddisch. Seine galizische Heimat sang und klang in seinen Rhythmen. Die weiten Ebenen, die kleinen Judenstädte, mit denen uns in der Literatur Emil Franzos als einer der ersten bekannt machte, erstanden vor unseren Augen aufs neue. Und doch ist das, was uns Dembitzer zu sagen hat, reiner, echter, tiefer. Das macht die soziale Note, die in seinen Dichtungen bewußt angeschlagen wird. Das grenzenlose Elend des jüdischen Proletariers, der als Handwerker oder Hausierer kargem Broterwerb nachgehen muß, schwingt in Dembitzers Versen und schwingt auch in jenen charakteristischen Skizzen, die in dem vorliegenden dünnen Büchlein vereinigt sind. Jahrtausendealtes Leid durchzittert jede Zeile dieses Buches. Eine suchende Sehnsucht durchgeistert die mannigfaltigen, feinen Stimmungsbilder, die, mit dem Auge des Künstlers gesehen, in hoher Formschönheit und knapper Geschlossenheit festgehalten sind. Es ist wie das Klagen einer leisen Harfe, was in diesen Szenen rastloser Werkeltage und stiller Sabbatstunden flüstert. Nichts Erhebendes ist es, aber ein tiefes Mitfühlen, das auch den unbefangenen Leser in seinen Bann zwingt. Die Skizzen, welche galizische Heimatluft umwittert, erscheinen mir am ausgereiftesten. Auch die »Grenadierstraße« und »Die letzten Tage in Antwerpen« sind Stücke einer feingeschliffenen Kunst, die ihre Worte mit großem Bedacht wägt und mit einem gewählten Geschmack zu setzen versteht. Im Jargon klingt manches noch intimer, noch wärmer. Allein auch der von Stephanie Goldenring besorgten Übertragung ins Deutsche muß man volle Anerkennung angedeihen lassen. L. Lessen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 17 | Ausgegeben am 21. Januar 1916 | 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Sächsische Landtag.

Von H. Fleißner.

Zum dritten Male während der Kriegszeit ist der Sächsische Landtag beisammen; der erste Tagungsabschnitt dauerte vom 9. November bis zum 17. Dezember. Etwa ein Jahr vorher wurde der Landtag auf einige Tage berufen, um die Mittel für Ausgaben zu bewilligen, die infolge des Krieges nötig waren. Dann tagte im vorigen Sommer zwei Monate ein außerordentlicher Landtag, der unter anderem auch ein Gesetz verabschiedete, nach dem die Wahlen, die eigentlich im Herbst 1915 stattzufinden hatten, um zwei Jahre verschoben und die ablaufenden Mandate entsprechend verlängert wurden. Auf Grund dieses Gesetzes tagt nun gegenwärtig der Landtag, der, soweit die Zweite Kammer in Frage kommt, ein neu auf sechs Jahre gewählter sein müßte. Vor seinem Zusammentritt waren Bestrebungen im Gange, die darauf abzielten, die öffentlichen Verhandlungen möglichst zu beschränken und die ganze Tagung überhaupt im schnellsten Tempo zu erledigen. Besonders die Regierung suchte schon vorher in der Presse in diesem Sinne einzuwirken. Die sozialdemokratische Fraktion hat diesem Beginnen von vornherein entschiedenen Widerstand entgegengesetzt. Mit dem Erfolg, daß man schließlich die Absicht, die Verhandlungen herunterzuhetzen, aufgeben mußte. Wie nun der bisherige Verlauf ergibt, unterscheidet sich der ordentliche Kriegslandtag sehr wenig von denen der normalen Zeiten. Der Etat wurde in der üblichen Weise erledigt, wenn auch das Bestreben in der Kommission, eher als sonst fertig zu werden, nicht zu verkennen ist. Petitionen liegen allerdings diesmal bedeutend weniger vor als sonst. In dieser Beziehung hat offenbar ein halbamtlicher Artikel seine Wirkung getan, der einige Wochen vor Beginn der Session in der Presse erschien. In diesem Artikel hieß es, daß es keinen Zweck habe, den Landtag mit Petitionen zu belästigen, besonders mit Eisenbahnpetitionen, da weder Zeit zur Beratung noch Geld zur Befriedigung von Wünschen vorhanden sein werde. Da das Petitionsrecht ein immerhin wichtiges Recht der Staatsbürger und überhaupt die einzige Möglichkeit ist, unmittelbar mit dem Parlament in Verkehr zu treten, verwahrte sich ein Teil der sächsischen Parteipresse mit Recht gegen diese von der Regierung betriebene Beeinflussung der Öffentlichkeit.

Auch Gesetzesvorlagen von Bedeutung sind bisher von der Regierung nicht eingebracht worden; angekündigt ist aber eine Vorlage über Verstaatlichung der Elektrizitätswerke. Es ist schon jetzt sicher, daß darüber ein heftiger Kampf entbrennen wird. In diesem Falle stoßen besonders die Interessen der Gemeinden mit denen des Staates hart aneinander. Doch man wird erst abwarten müssen, wie die Vorlage beschaffen ist, ehe Näheres darüber gesagt werden kann.

Fraktionsanträge liegen zurzeit schon gegen 30 vor, außerdem 4 Interpellationen. Von den Anträgen sind bisher nur die über Lebensmittelfragen — es waren 9 — erledigt.

Die sozialdemokratische Fraktion hat im ganzen bisher 11 selbständige Anträge eingebracht, darunter wiederholte von früher, die die wichtigsten staatsbürgerlichen Fragen betreffen. An die Spitze aller dieser Anträge wurde der über Beseitigung des Belagerungszustandes gestellt. Die sächsische Regierung wird ersucht, »im Bundesrat dafür einzutreten, daß das verfassungsmäßige Recht der Staatsbürger in bezug auf die Vereinsversammlungs- und Preßfreiheit wiederhergestellt wird«. Dieser Antrag ist im Plenum bereits vorberaten und an eine Kommission verwiesen. Er führte zu einer langen und lebhaften Debatte. Keine der bürgerlichen Parteien zeigte Neigung, auf diesem Gebiet etwas energischer vorzugehen, obwohl von allen erklärt wurde, daß sie manches auszusetzen hätten, sogar — die Konservativen. Einer dieser Herren behauptete sogar, daß ihre Presse vielfach schwerer unter der Zensur zu leiden habe als die sozialdemokratische. Ernst zu nehmen ist das natürlich kaum. Die Regierung ließ durch den Kriegsminister eine kurze Erklärung verlesen, nach der sie es ablehnt, zum Antrag Stellung zu nehmen, weil weder sie noch der Bundesrat zuständig sei. Dann demonstrierten die Minister, indem sie den Saal verließen. Im Lande draußen dürfte dieses Verfahren eher den entgegengesetzten als den gewünschten Erfolg erzielen. In der Schlußberatung wird noch einmal Gelegenheit sein, ausführlich die Sachlage zu erörtern.

In der Lebensmittelfrage wurde nach langen Beratungen in der Kommission Einmütigkeit in den Beschlüssen erzielt, aber in der Begründung gingen die Meinungen weit auseinander, und manches schöne Geständnis, ungewollt und unbewußt, quoll über agrarische Lippen. Im Plenum errang die sozialdemokratische Fraktion noch einen Erfolg, der freilich mehr dem Zufall eines schwach besetzten und nach langer Beratung ermüdeten Hauses zuzuschreiben war. Wir beantragten, Höchstpreise für alles Fleisch, auch für Rindfleisch, festzusetzen und den Verbrauch für das ganze Reich durch Einführung von Fleischmarken zu regeln. Diesen Antrag hatte die Kommission abgelehnt, im Plenum wurde er gegen nur 13 bürgerliche Stimmen angenommen.

Im übrigen liegen noch folgende sozialdemokratische Anträge vor: Einführung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts für alle Reichsangehörigen in Staat, Gemeinde, Kreis und Bezirk; Beseitigung der indirekten Staatssteuern, Reform der Einkommensteuer zugunsten der Minderbemittelten, Ausbildung der Ergänzungs- zu einer Vermögenssteuer, Reform der Grundsteuer; Einführung direkter Reichssteuern, Kriegsgewinnsteuer; Schaffung von Erwerbslosenunterstützung durch Staat und Gemeinde, öffentliche Arbeitsnachweise; Verbesserung der Kriegsunterstützung; Teuerungszulagen an Staatsangestellte mit Einkommen unter 3000 Mark; Koalitionsrecht für diese Angestellten; reichsgesetzliche Regelung der Berufsausbildung für Kriegsverstümmelte; Einführung eines Reichsknappschaftsgesetzes und Hilfsaktion für die Textilarbeiter. Soweit Sachsen

nicht zuständig, soll die Regierung im Bundesrat im Sinne der Anträge wirken.

Der gerade in der Gegenwart sehr wichtige Antrag auf eine gründliche Reform der Staatssteuer stößt nach wie vor bei der Regierung — das zeigte die Vorberatung — auf entschiedenen Widerstand. Sie will sich, wie früher schon, mit Zuschlägen behelfen, die im Jahre 1917 zu erheben wären und insofern etwas gerechter gegen die früheren sind, als sie abgestuft vorgeschlagen werden. Eine Lösung nach sozialdemokratischer Auffassung bedeuten sie indessen in keiner Weise. Es handelt sich ja nicht nur darum, ein Etatsdefizit zu verhindern, sondern die Mittel für Lösung wichtiger Kulturaufgaben zu schaffen, für die zurzeit das Geld fehlt. Auch die bürgerlichen Parteien sträuben sich mit aller Macht gegen eine stärkere Heranziehung der besitzenden Klasse. Brachte es doch ein Nationalliberaler fertig, zu behaupten, die indirekten Verbrauchssteuern würden von den Arbeitern auf die Unternehmer abgewälzt, die höhere Löhne gewähren müßten!

Im allgemeinen war bisher zu beobachten, daß die wichtigeren sozialdemokratischen Anträge bei der Regierung und den bürgerlichen Fraktionen mit der Bemerkung abgewiesen werden, daß solche Fragen, über die größere Differenzen unter den Parteien bestehen, während der Kriegszeit nicht behandelt und erledigt werden dürften. Das sind natürlich Ausreden, denn gerade jetzt müßte und könnte es sich zeigen, ob man endlich den Widerstand gegen berechtigte Forderungen der Arbeiterklasse aufgeben, ob man ihr entgegenkommen und staatsbürgerliche Gleichberechtigung gewähren will. Dazu braucht man nicht Zeit bis nach dem Kriege. Auf diesen Standpunkt stellte sich auch die sozialdemokratische Fraktion, die alle ihre Anträge einmütig eingebracht hat und mit Nachdruck vertritt.

Die Anträge der bürgerlichen Fraktionen betreffen außer der Lebensmittelfrage Hilfe für den Mittelstand und weniger wichtige Dinge. Nur zwei nationalliberale haben noch ein allgemeineres Interesse. Der eine verlangt in Rücksicht auf den wirtschaftlichen Aufschwung nach dem Kriege Verbesserung des Verkehrs auf den Eisenbahnen, Straßen und dem Wasser. Der andere wurde erst am letzten Tage vor den Weihnachtsferien eingebracht und bezweckt eine Änderung der in vielen Punkten äußerst schwerfälligen und veralteten Landtagsordnung; ein Mittelding zwischen Verfassung und Geschäftsordnung. Darüber wurde schon im vorigen ordentlichen Landtag lange in Kommissionen und Fraktionen verhandelt. Es kam infolge des Widerstandes der Regierung aber zu keiner Entscheidung. Jetzt scheinen die Konservativen gegen den Antrag ankämpfen zu wollen. Zunächst boten sich dazu nur formelle Möglichkeiten; immerhin stritten sich beide Teile bereits etwa zwei Stunden im Plenum über die Angelegenheit. Und zwar so, daß die Debatte mehr in ein persönliches Gezänk auslief. Die sozialdemokratische Fraktion wird selbstverständlich ihren Einfluß bei der Sache entschieden geltend zu machen versuchen.

Ein bemerkenswerter Zwischenfall ereignete sich schon in der zweiten Sitzung der Zweiten Kammer bei der Wahl des Präsidiums. In diesem befindet sich seit dem vorigen außerordentlichen Landtag wieder — wie früher einmal — ein Sozialdemokrat. Die ehemals gestellte Bedingung, daß auch höfische Pflichten zu erfüllen sind — Gang ins Schloß usw. —, war fallen gelassen worden, und sie wurde auch jetzt nicht wieder geltend

gemacht. Es sollte von wegen des Burgfriedens alles beim alten bleiben und gar nicht weiter davon geredet werden. Da schickte die konservative Fraktion eine »Erklärung« an die sozialdemokratische, die so interessant ist, daß sie hier unter Weglassung der Formalitäten wörtlich mitgeteilt sein soll:

»Es ist uns gestern nicht Gelegenheit geworden, mit Ihnen über die heutige Präsidentenwahl ins Vernehmen zu treten. Wir teilen Ihnen daher hierdurch ergebenst mit, daß wir mit Rücksicht auf vielfache Vorgänge schon im letzten außerordentlichen Landtag, bei denen nach unserer Auffassung der verabredete und so dringend nötige Burgfriede von Ihrer Fraktion nicht den Verhältnissen entsprechend gewahrt worden ist, noch mehr aber mit Rücksicht auf die von Ihnen für den gegenwärtigen Landtag angekündigten Anträge, von denen ein großer Teil durch die Erneuerung der unter den Parteien am heftigsten bekämpften Forderungen offenbar eine Kampfesansage an die bürgerlichen Parteien bildet, uns leider außerstande sehen, bei der diesmaligen Präsidentenwahl einem Vertreter der sozialdemokratischen Partei unsere Stimme zu geben.«

Diese Erklärung stieß bei der sozialdemokratischen Fraktion auf so großes Verständnis, daß sie dieselbe vor der Wahl in der Kammer verlesen ließ. Die Konservativen bekamen eine würdige, aber gepfefferte Antwort. Der sozialdemokratische Redner erklärte im Namen und Auftrag der Fraktion, daß sie Anspruch ohne jede Rücksicht und Bedingung, entsprechend ihrer Stärke, auf einen Vizepräsidentensitz erhebe; daß sie sich von keiner anderen Fraktion in ihre Taktik und Dispositionen hineinreden lasse und daß sie ihre Anträge lediglich in Erfüllung ihrer Pflichten gegen das Volk stelle. So kam es, daß der konservative Vizepräsident ohne die sozialdemokratischen Stimmen und der sozialdemokratische ohne die konservativen gewählt wurden. Und es ging auch so ganz gut! Dem »Burgfrieden« haben die Herren mit Ar und Halm aber sicher einen Bärendienst erwiesen.

Ein ähnlicher Vorgang spielte sich bei der Vorberatung über die Lebensmittelanträge ab. Im Seniorenkonvent war mit dem Direktorium vereinbart worden, daß jede der drei großen Fraktionen drei Redner stellte, für die Beratungen waren zwei Tage festgesetzt. Aber schon am ersten Tage wurde nach viereinhalbstündiger Debatte durch einen Schlußantrag die Erörterung gewaltsm abgebrochen, obwohl die Sozialdemokraten gegen dieses Verfahren lebhaft protestierten. Der Präsident selbst war auffällig im Saale herumgelaufen und hatte Unterschriften für den Schlußantrag zusammengetrommelt! Er fand das nicht unter seiner Würde. Hinterher hat man den Fall auf ein Mißverständnis hinauszuspielen versucht, ohne damit Eindruck zu machen. Auch am Beginn dieser Sitzung stand ein bezeichnender Zwischenfall. Die Regierung hatte nämlich im letzten Augenblick noch versucht, die öffentliche Debatte über die Sache gänzlich zu verhindern. Die im Direktorium und Seniorenkonvent mit der Regierung darüber geführten Verhandlungen dauerten stundenlang, so daß die Sitzung zwei Stunden später als angesetzt begann. Die Regierung hatte aber ihre Absicht nicht erreicht. Nun versuchte sie — nicht ohne Erfolg — auf die Presse einzuwirken, indem fortwährend ein Regierungsvertreter auf der Journalistentribüne erschien, um Anweisungen über das zu geben, was nicht in die Berichte aufgenommen werden sollte. Auch dieses Verfahren ist in einer der folgen-

den Sitzungen durch eine Erklärung der sozialdemokratischen Fraktion an den Präsidenten gekennzeichnet und öffentlich bekannt gemacht worden.

Man sieht, es handelt sich um in dieser Zeit ungewöhnliche Vorgänge, und mit dem Burgfrieden ist es im Sächsischen Landtag nicht sehr weit her! Die sozialdemokratische Fraktion läßt sich jedenfalls mit der Berufung auf ihn nicht den Mund verbinden. Wie sich zeigte, haben sich auch die Bürgerlichen sehr bald damit abgefunden. Die Folge davon ist, daß sich die Verhandlungen fast genau so wie sonst abspielen. Die Regierung sorgt aber in der Presse dafür, daß das nicht allzu deutlich in die Öffentlichkeit dringt. Doch auch darüber wird noch eingehender geredet werden.

Die Etatsdebatten hatten ebenfalls fast ganz das frühere Gepräge. Man behandelte die allgemeinen politischen Verhältnisse im Staat und Reich, wobei der Krieg begreiflicherweise eine große Rolle spielte. Die sozialdemokratischen Redner nahmen Veranlassung, die nötige Kritik an den verschiedenen Einrichtungen zu üben. Sie wendeten sich besonders scharf gegen den Chauvinismus, betonten lebhaft den im ganzen Volke herrschenden Wunsch nach Frieden und erklärten namens der Fraktion: Der Friede darf nicht von Annexionen und von Kriegsentschädigung abhängig gemacht werden! Eine Neuorientierung der inneren Politik ist zu fordern, ebenso die politische Gleichberechtigung der Arbeiter. Der Klassenkampf um diese Forderungen wird mit aller Rücksichtslosigkeit von der Sozialdemokratie geführt werden. Damit war die klare Trennungslinie zwischen bürgerlicher und sozialdemokratischer Politik gezogen.

Das bisherige Ergebnis ist, daß Regierung und bürgerliche Parteien im Sächsischen Landtag alle wesentlichen Forderungen der Sozialdemokratie abweisen oder ihnen mit der Vertröstung auf später auszuweichen suchen. Nicht unerwähnt sei, daß auch die Konservativen mit fast gesuchter Schärfe den Standpunkt ihrer Weltanschauung vertreten. Ihr Führer erklärte als erster Redner, daß auch in Zukunft Gott, Vaterland, Monarchie und Autorität ihr Ideal bleiben werden. Das jetzige Heer sei »ein Volksheer im edelsten Sinne«, es beruhe »auf demokratischer Basis mit monarchischer Spitze«. Und dergleichen mehr.

Auch die elsaß-lothringische Frage spielte eine Rolle in den Debatten. Die Sozialdemokraten brachten ihren schroff ablehnenden Standpunkt gegen gewisse Absichten, die in dieser Frage zu verzeichnen sind, zum Ausdruck. Die Regierung ließ erklären, daß sie amtlich noch in keiner Weise mit der Angelegenheit befaßt worden sei.

Von innerpolitischen Einzelfragen erörterte man bisher, soweit der Etat dazu Gelegenheit gibt, beim Kapitel Kultusministerium Schul- und Jugenderziehungsfragen, wobei von unserer Seite auch die Behandlung der Dissidenten kritisch beleuchtet wurde.

Man rechnet damit, daß der Landtag vor Ende März auf keinen Fall geschlossen werden kann. Wahrscheinlich wird aber Ostern herankommen.

Bureaukratie und Politik.

Von Gustav Eckstein.

(Schluß.)

III.

Doch zum Glück liegt hier der Fehler nicht in der Demokratie selbst, sondern in der Untersuchungs- und Betrachtungsweise ihrer Erforscher, die beide außer acht gelassen haben, daß die politischen Formen nicht etwas Selbständiges sind, nicht mehr oder weniger geschickte Erfindungen für bestimmte Zwecke, die nach Gutdünken angewendet oder verworfen werden können. Die politischen Formen sind jeweils bedingt durch die Lebensverhältnisse innerhalb der Machtgruppen, die sie zusammenzufassen bestimmt sind. Diese Lebensverhältnisse aber sind in stetigem Fluß. Der absolute Polizeistaat entsprach zum Beispiel den wirtschaftlichen und sozialen Zuständen in der französischen Gesellschaft zur Zeit Ludwigs XIV. Er blieb aber bestehen und bildete sich weiter aus, während sich die Grundlagen, auf denen er ruhte, umwälzten. Erst als die politischen Formen mit dem wirklichen Leben der Nation, mit den Machtverhältnissen in ihrem Schoß unverträglich wurden, kam es zum Zusammenbruch dieser Staatsform und zu ihrer Ersetzung zunächst durch revolutionäre Formen, die aber erst recht nicht »demokratisch« in dem Sinne waren, daß die Entschlüsse der Regierung stets dem Willen des ganzen Volkes entsprochen hätten. Tatsächlich herrschte ein Vollzugsausschuß des Konvents, der seinerseits wieder unter der Diktatur der Pariser Volksmassen der Vorstädte stand. Als die Macht dieser Schichten gebrochen war, gelangte die Großbourgeoisie mit dem Direktorium zur Regierung. Jede dieser Formen zeigte ihrerseits wieder die Tendenz, alsbald zu einer Herrschaft der Funktionäre zu führen. Aber diese Funktionäre konnten, solange ihr Zusammenhang mit den Massen, die sie zur Macht emporgehoben hatten, noch innig war, nichts anderes tun, als den Willen dieser Massen zu vollstrecken. Erst als sie »seßhaft« wurden, als Ruhe eingetreten war und damit Teilnahmlosigkeit der Massen, traten wieder die Züge des Bureaukratismus hervor, der Aktenmensch drängte den Politiker in den Hintergrund.

Dasselbe gilt aber nicht nur für Staatsregierungen, sondern auch für die Formen der Parteien und ihre Lebensäußerungen. Seit dem Fall des Sozialistengesetzes bis zum Ausbruch des jetzigen Krieges befand sich die deutsche Sozialdemokratie in der eigentümlichen Lage einer Partei, die revolutionäre Ziele mit legalen Mitteln verfolgt, die Mächten von ungeheurer Kraft und Entschlossenheit gegenübersteht und infolgedessen jeden großen Kampf vermeiden muß, weil er zu einer vorzeitigen Entscheidungsschlacht führen kann, die daher darauf angewiesen ist, sich auf parlamentarische Manöver, auf Wahlkämpfe, auf friedliche Agitation usw. zu beschränken und vor allem ihre Organisationen auszubauen. Das alles waren Aufgaben, die an die Entschlußfähigkeit der Führer der Bewegung keine übertriebenen Anforderungen stellten, die von ihnen weniger verlangten, daß sie die Massen zu großen Bewegungen mit sich rissen, als daß sie sie vielmehr zur Geduld mahnten, sie daran gewöhnten, vor allem Disziplin zu halten, im übrigen aber es ihren gewählten Beamten zu überlassen, ihre Angelegenheiten nach bestem Wissen und Können zu besorgen. Wie sollten auch die Massen beurteilen können, welche parlamentarische Taktik in jedem einzelnen Fall an-

gebracht war, wann ein Lohnkampf am zweckmäßigsten abgebrochen werden sollte usw. Das alles waren die richtigen Aufgaben für gewissenhafte und pflichteifrige Beamte. Natürlich wurde nach Möglichkeit danach gestrebt, den Massen Interesse und Verständnis für die Vorgänge beizubringen, und dadurch, daß die Ansichten über die Richtigkeit oder Zweckmäßigkeit getroffener Maßnahmen unter den führenden Beamten und Literaten oft geteilt waren und jede Richtung in der Partei die Masse der Parteimitglieder für ihre Auffassung gewinnen wollte, gelang es oft in ziemlich hohem Maße, dieses Verständnis zu wecken. Aber das geschah meist erst, wenn der betreffende strittige politische oder gewerkschaftliche Vorgang schon geschehen war. Für künftige Fälle aber betrachteten die in ihren Ämtern eingelebten Parteibeamten die radikalen Beschlüsse von Parteitagen, Kongressen und Versammlungen häufig nicht als allzu verbindlich. Denn die Verhältnisse sind ja in zwei Fällen nie genau die gleichen, vor allem aber bürgerte sich der Grundsatz in der Praxis immer mehr ein, dem Genosse Frank einmal den klassischen Ausdruck verlieh: »Ich stehl' mei' Holz und zahl' mei' Straf'.« Hätten die Parteiopportunisten damals schon die jetzt angenommene Gewohnheit gehabt, sich auf Sätze von Marx oder Engels zu berufen, dann hätte Frank vielleicht den von Marx akzeptierten Wahlspruch Dantes zitiert: »Geh' deinen Weg und laß die Leute reden.« Tatsächlich haben ja die Opportunisten schon seit langem sich diesen Satz in ihrer Auslegung zur Maxime gemacht: Sie folgten ihrem eigenen Weg und ließen die Leute auf den Parteitagen reden, was und soviel sie wollten.

Erfreulich waren diese Zustände keineswegs, und es war mehr als gerechtfertigt, daß solchen Versuchen energisch entgegengetreten wurde; aber der Erfolg war nicht sonderlich groß. In den Massen weckten diese immer wiederholten Debatten wenig Echo, man »witterte« nicht nur, wie Genosse Ströbel meint, hinter diesen Parteidiskussionen »Literatengezänk«, in weiten Kreisen der Partei wurden sie sicherlich auch als solches empfunden, und zwar deshalb, weil man ihre Nutzlosigkeit erkannt hatte, weil man wußte, daß sie das Übel ja doch nicht beseitigen, sondern nur bei der nächsten Gelegenheit sich wiederholen würden.

Der Hauptunterschied zwischen jener Parteirichtung, die sich als die »Linksradikalen« bezeichnen, und dem von ihnen so genannten »marxistischen Sumpf« liegt nun darin, daß jene glaubten, diese Hemmungen dadurch überwinden zu können, daß sie die Partei durch ihr persönliches Ungestüm zu lebhafterer Aktion, zu entschlossenem Kampf, zu revolutionären Taten fortreißen könnten. Genosse Kautsky aber und jene Gruppe, die heute vielfach als das »marxistische Zentrum« angesprochen wird, hielten nach wie vor an der Anschauung fest, daß sich Revolutionen nicht »machen« lassen, daß erst das Eintreten einer revolutionären Situation auch eine revolutionäre Aktion ermögliche. Eine solche Situation war aber bis zum Jahre 1914 nicht vorhanden. Die »Linksradikalen« glaubten allerdings, daß der eindringliche Hinweis auf die Gefahren der imperialistischen Politik aller kapitalistischen Staaten auf die Massen einen revolutionierenden Einfluß ausüben könne und werde. Sie vergaßen dabei, daß abstrakte, theoretische Erkenntnisse niemals große Volksmassen dazu veranlassen können, die gewohnten Bahnen ihres Lebens aufzugeben und dieses selbst aufs Spiel zu setzen. Gewiß spielte auch die theoretische Streitfrage in den Debatten eine

Rolle, ob, wie damals die Genossin Luxemburg, Radek, Pannekoek, Lensch usw. zu beweisen suchten und jetzt Cunow, Schippel usw. behaupten, die imperialistische Politik des Kapitalismus und die mit ihr verbundenen Kriege eine historische und ökonomische Notwendigkeit seien, oder nicht. Aber die entscheidende Frage war dies nicht. Diese ging vielmehr dahin, ob der Hinweis auf den bevorstehenden Weltbrand die Grundlage zu revolutionären Kämpfen abgeben könne oder nicht. Glaubte man nicht an diese Möglichkeit, dann mußte man allerdings so lange bei der »Ermattungsstrategie« verharren, bis sich eine Situation ergab, die die Massen zum Losschlagen wirklich aufrief.

Diese Situation schien sich nun im Frühjahr 1914 rasch vorzubereiten. Genosse Ströbel macht dem Genossen Hilferding und mir den Vorwurf, daß wir die Ereignisse jener Zeit und ihre Wirkung lediglich als weltabgewandte Theoretiker beurteilt hätten, nicht nach ihrem Reflex auf die ganz anders gearteten Elemente der proletarischen Kleinarbeit in Gewerkschaftsbureaus und Parteisekretariaten. Er hat uns aber da doch etwas mißverstanden. Ich habe niemals die Erwartung ausgesprochen oder gehegt, daß die Ereignisse den Parteivorstand, die Generalkommission oder auch nur wesentliche Teile der Partei- und Gewerkschaftsbureaukratie zu revolutionären Entschlüssen oder Taten hinreißen würden. Und auch von Hilferding ist mir nichts Derartiges bekannt. Was wir damals beobachteten, veranlaßte uns zu dem Glauben, daß wir einer Periode sehr schwerer Kämpfe auf politischem, besonders aber auf gewerkschaftlichem Gebiet entgegengingen, die die breitesten Massen des Proletariats erfassen und aufrütteln würden und deren Verlauf und Folgen zwar im einzelnen noch nicht abzusehen waren, die jedenfalls aber zu einer entscheidenden Wendung im Leben des deutschen Proletariats führen mußten. Daß es sich bei dieser Beurteilung der Situation zur Zeit des Münchener Gewerkschaftskongresses nicht um theoretische Hirngespinste handelte, sondern um sehr handgreifliche Tatsachen, dafür kann ich mich auf einen Gewährsmann berufen, der gewiß nicht im Verdacht steht, die Dinge nur durch die Brille marxistischer Theoretik zu betrachten. In seinem jüngst erschienenen Buche »Fünfundzwanzig Jahre deutsche Gewerkschaftsbewegung« schildert Genosse Umbreit auf S. 130 ff. sehr anschaulich, welch finsteres Sturmgewölk sich damals auf dem deutschen Gewerkschaftshimmel zusammengeballt hatte, und er schließt diese Darstellung mit den Worten:

> Große Kämpfe standen der deutschen Gewerkschaftsbewegung bevor, Kämpfe, die alle früheren weit hinter sich zurückließen, und für welche die Münchener Verhandlungen nur ein kleines Vorspiel bedeuten konnten. Da kam der Krieg mit seiner gewaltsamen Umkehrung aller Verhältnisse, und der Burgfrieden löste die ungeheure Spannung der innerpolitischen Situation zugunsten der einmütigen Abwehr der äußeren Feinde des deutschen Volkes.

Daß die Leiter der deutschen Gewerkschaften diesen drohenden schwersten Kämpfen nur mit einem gewissen Bangen entgegensahen, ist durchaus begreiflich. Es wäre leichtfertig gewesen, wenn sie nicht alle Möglichkeiten erwogen hätten, der Entscheidung vorzubeugen, solange sie des Sieges nicht einigermaßen sicher sein konnten. Ob sie dann im entscheidenden, das heißt im relativ günstigsten Augenblick die Entschlossenheit zum Losschlagen besessen hätten, kann heute natürlich niemand wissen. Aber wir dürfen nicht die Augen davor verschließen, daß es psychologisch für Männer, die durch lange Jahre

eine zielbewußte Taktik des vorsichtigen Zuwartens und allmählichen zähen Vordringens befolgt haben, sehr schwer ist, sich im gegebenen Moment zu entscheidenden und unwiderruflichen Entschlüssen aufzuraffen und alles auf eine Karte zu setzen.

IV.

Sicherlich entspricht der Parteivorstand der deutschen Sozialdemokratie in seiner heutigen Zusammensetzung sehr wenig dem Bilde, das wir uns von dem Wohlfahrtsausschuß einer revolutionären proletarischen Bewegung machen würden. Aber es ist mehr als fraglich, ob der deutschen Sozialdemokratie in den Jahren ihres organisatorischen Aufbaus seit 1890 mit einem revolutionären Wohlfahrtsausschuß gedient gewesen wäre. Was sie in dieser Zeit benötigte, das war eben nicht revolutionäre Entschlossenheit, rücksichtslose Kühnheit, sondern organisatorische Begabung, fleißige Verwaltungstätigkeit. Dazu hat sie sich ihren Vorstand gewählt, und für diese Aufgabe hat er sich befähigt erwiesen. Diese Seite der Parteibureaukratie hat auch Michels voll anerkannt. So schreibt er zum Beispiel Seite 58:

> Die Leiter der modernen demokratischen Parteien führen kein Drohnenleben. Ihre Stellen sind keine Sinekuren. Sie müssen ihre Führerschaft hart erkaufen. Ihr ganzes Leben steht im Zeichen des Fleißes. Die zähe, konsequente, unermüdliche Agitationsarbeit der Sozialdemokratie, die durch keinen Mißerfolg abgeschwächt, durch keinen Erfolg zum Stillstand gebracht wird, und die ihr noch von keiner anderen Partei nachgemacht wurde, hat mit Recht die Bewunderung selbst der Kritiker und Gegner hervorgerufen.

Zugleich hat aber Michels auch schon auf zwei Punkte besonders hingewiesen, in denen ihm der bureaukratische Parteiapparat mehr oder weniger zu versagen schien (S. 159):

> Mit dem Wachstum des Parteibureaukratismus müssen notwendigerweise zwei Elemente, die zu den Grundsätzen jeder sozialistischen Auffassung gehören, eine wesentliche Beeinträchtigung erfahren: das Verständnis für die weiteren idealen Zwecke, die Kulturzwecke des Sozialismus, und das für die internationale Mannigfaltigkeit seiner Arten. Der Mechanismus wird zur Hauptsache. Die Fähigkeit zum richtigen Erfassen der Sonderheiten und Existenzbedingungen der Arbeiterbewegung in fremden Ländern — das merkt man den gegenseitigen internationalen Kritiken der sozialdemokratischen Presse an allen Ecken und Enden an — schwindet im gleichen Verhältnis, mit dem der Ausbau der nationalen Organisationen sich vollzieht.

Der Ausbruch des Krieges hat nun allerdings an die Parteibureaukratie ganz andere Anforderungen als die bisherigen gestellt. Daß der Parteivorstand als hauptsächlich verwaltungstechnische Geschäftsleitung zugleich die bureaukratische Leitung der politischen Aktion in Händen hatte, das ist eben die, wie wir gesehen, unausbleibliche Folge demokratischer Organisation in einer Zeit, in der die Massen keinen lebhaften Anteil an der Politik nehmen oder in der sie diese nicht zu begreifen vermögen.

Daß und warum ich in dieser Hinsicht vom Ausgang des Krieges einen gründlichen und durchgreifenden Wandel erwarte, habe ich an anderer Stelle darzutun versucht.[5] Der Krieg wird weder das deutsche Wirtschaftsleben noch die deutsche Sozialdemokratie in einem ähnlichen Zustand verlassen, wie er sie angetroffen hat. Dauert er noch lange, so ist zu befürchten, daß er für Europa eine ähnliche Bedeutung gewinnt, wie sie der Dreißigjährige Krieg

[5] Vergl. S. 344 ff. dieses Bandes.

für Deutschland gehabt hat. Kommen aber die Völker noch vorher zu einer Verständigung, dann wird die deutsche Sozialdemokratie entweder eine reine sozialpolitische Reformpartei, oder die deutsche Arbeiterschaft wird zu Kämpfen gezwungen, wie sie sie noch nicht erlebt hat. Im ersteren Falle würde die Herrschaft der Parteibureaukratie natürlich noch wesentlich gestärkt und befestigt, im letzteren aber würden die Massen selbst das Heft in die Hand zu bekommen suchen und sich die Vollzugsorgane ihres Willens selbst bestimmen. Dann würden die mit solchen Opfern errichteten und durch so viele Stürme erhaltenen, mit solcher Geduld und Aufopferung ausgebauten Organisationen wieder das sein, als was sie von Anfang an gedacht waren, die Organe, die lebendigen Werkzeuge des Volkswillens.

Es ist gewiß kein Zufall, daß die Männer von internationaler Autorität, die das Weltproletariat unter seinen Führern aufzuweisen hat, fast durchwegs in Zeiten zur Partei gekommen sind und in ihr Geltung erlangt haben, als die Bewegung nicht im Gleichmaß organisatorischer Kleinarbeit dahinfloß, sondern als dramatische Aktionen ganze Männer erforderten. Epochen bureaukratischer Erstarrung üben wenig Anziehungskraft auf Männer starken Entschlusses aus. Zeiten bewegten Kampfes ziehen sie heran und ziehen sie groß. Gelingt es der sozialdemokratischen Bewegung, ihren Zielen und ihren Grundsätzen trotz aller Gefahren und inneren und äußeren Hemmnisse dieser furchtbaren Zeit treu zu bleiben, dann geht sie aller Voraussicht nach am Ende des Krieges einem neuen Heldenzeitalter entgegen, und die Helden werden dann dem Zeitalter nicht fehlen.

Mitteleuropa.

Von **K. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

5. Klasse und Nation.

a. Die nationale Idee des Proletariats.

Unsere Untersuchung über die Aussichten Mitteleuropas wäre unvollständig, wenn sie rein kritisch und negativ bliebe. Wir haben gezeigt, daß die moderne Entwicklung des Staates nicht die Tendenz hat, den Nationalstaat in einen übernationalen Riesenstaat durch Vereinigung von Nationalstaaten zu verwandeln. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß alle die einzelnen Klassen, die ehedem nach dem Nationalstaat strebten, auch heute noch unverändert daran festhalten, und daß die nationale Idee von den durch die riesenhafte Entwicklung der letzten Jahrzehnte herbeigeführten Wandlungen der Klassen unberührt geblieben sei. Wie stellen sich nun heute die verschiedenen Klassen zur nationalen Idee?

Meine Auffassungen in dieser Frage sind jüngst von marxistischer Seite als unbegründete Neuerung abgelehnt worden. Und doch sind sie nicht von heute. So habe ich zum Beispiel vor bald zwanzig Jahren, im Januar 1898, in der Neuen Zeit einen Artikel über den »Kampf der Nationalitäten und das Staatsrecht in Österreich« veröffentlicht, in dem ich die Wurzeln der nationalen Idee bloßlegte. Ich sagte dort:

Die moderne nationale Idee, deren Aufschwung in ganz Europa das Aufkommen des modernen Staates begleitet, ist nicht ein bloßer Betrug oder eine Halluzination, wie ein Kritiker des »zu einseitig materialistischen« Marxismus behauptet, sondern tief in den Bedürfnissen der Völker begründet. Namentlich schei-

nen uns drei Faktoren bei ihrer Entwicklung wirksam zu sein: einmal das Bedürfnis der Bourgeoisie, der Warenproduzenten überhaupt, sich den inneren Markt zu sichern und den äußeren möglichst zu erweitern, was zur Abschließung nach außen und zum Zusammenschluß gegen die gemeinsamen auswärtigen Konkurrenten führt. Diesem Bedürfnis kann der Nationalstaat am besten entsprechen. Aber wo innerhalb eines Staates verschiedene Nationen zusammenwohnen, da ersetzen die Sprachgrenzen einigermaßen die Zollgrenzen; ist doch die Sprache das wichtigste Mittel des Verkehrs. Der Zusammenschluß und die Erweiterung des Sprachgebiets und die Ausschließung der fremdsprachigen Konkurrenz aus diesem können da für die Sicherung des inneren Marktes ebenso wichtig werden wie anderswo die Selbständigkeit und die Größe des Nationalstaats.

Eine zweite Wurzel der modernen nationalen Idee ist das Streben nach politischer Freiheit, nach der Demokratie, dessen ökonomische Bedingungen wir hier nicht darzulegen haben, das aber in allen modernen Kulturstaaten im Laufe unseres (des neunzehnten) Jahrhunderts kraftvoll erstanden ist. Es bedeutet das Streben nach völliger Souveränität des Volkes, das seine Geschicke frei bestimmen will und jedem äußeren Zwange widerstrebt, sei er von einer Person, einer Klasse oder einer anderen Nation geübt.

Als dritte Wurzel der modernen nationalen Bestrebungen erscheint uns die Verbreitung literarischer, nationaler Bildung in den Volksmassen. Das ist im wesentlichen eine dem neunzehnten Jahrhundert eigentümliche Erscheinung. Vorher finden wir, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, eine Volkspoesie und ein gewisses Volkswissen, die auf mündlicher Tradition beruhen und die lokale Abgeschlossenheit der einzelnen Dorf- und Stadtgemeinden nicht überwinden. Und daneben eine Literatur, die das Privilegium einer aristokratischen Minderheit und dem Volksleben so fremd ist, daß sie eine Zeitlang sich fremder Sprachen bedient und vorwiegend internationalen Charakter trägt. Das Lateinische, dem später stellenweise das Französische auch außerhalb Frankreichs als Literatursprache folgt, wurde schließlich durch nationale Sprachen in der Literatur, die mehr nationalen Charakter annahm, verdrängt, aber nur innerhalb großer Nationen mit einer entwickelten Bourgeoisie. Kleine und namentlich ökonomisch rückständige Nationen waren außerstande, ihr Geistesleben auf die Höhe einer eigenen Buchliteratur zu heben, für die sie weder die Autoren noch die genügende Anzahl Leser zu liefern vermochten.

Im neunzehnten Jahrhundert ist die Schulbildung der Massen eine ökonomische Notwendigkeit geworden, und das ökonomische wie das politische Leben zwingt die Massen, sich auf weiteren Gebieten untereinander zu verständigen, sich über weitere Gebiete aufzuklären. Neben der Buch- ersteht die Zeitungsliteratur, und beide dringen in immer weitere Kreise des Volkes. Damit erhalten auch die kleineren Nationen die Grundlage für eine eigene Literatur, in erster Linie einer Zeitungsliteratur, die ja qualitativ oft recht fragwürdiger Natur ist, die aber doch den Boden für höhere Formen einer originellen, nationalen Literatur vorbereitet und die den Massen das Gefühl ihrer sprachlichen Zusammengehörigkeit und ihrer nationalen Besonderheit erst recht zum Bewußtsein bringt.

Alle diese Wurzeln der modernen nationalen Bewegungen gründen tief in den Entwicklungstendenzen der modernen Gesellschaft. (XVI, 1, S. 517.)

Jeder der hier dargelegten drei Faktoren der modernen nationalen Idee wird von einer anderen Klasse getragen. Der erste von den Kapitalisten, der zweite von den arbeitenden Klassen, der dritte von den Intellektuellen. Jede dieser Klassen steht in einem besonderen Verhältnis zur nationalen Idee und gibt ihr einen besonderen Charakter.

Das nationale Empfinden der arbeitenden Klassen kommt gleichzeitig auf mit ihrem Interesse an der Staatspolitik oder, richtiger gesagt, es ist ein

Teil davon überall dort, wo die nationale Selbständigkeit oder Zusammengehörigkeit Hindernisse findet. Die Massen streben nicht bloß nach demokratischen Rechten, sondern auch nach der Möglichkeit, sie anzuwenden. Die ist ihnen dort von vornherein versagt, wo die Sprache des Staates und der politischen Tätigkeit nicht die ihrige ist. Soll die Demokratie zur Verwirklichung kommen, so muß die Volkssprache auch die Staatssprache sein. Das ist nur möglich im Nationalstaat. Er gehört zu den Zielen der demokratischen Bestrebungen, wo er nicht bereits vor dem Aufkommen der Demokratie verwirklicht worden ist.

Wie so manches andere Ideal findet auch dieses nicht überall seine vollständige Verwirklichung. Wir haben bereits gesehen, daß es in manchem Nationalitätenstaat Nationen gibt, deren geographische Lage sowie historisch gewordene Existenzbedingungen ihr Gedeihen in einem selbständigen Nationalstaat sehr erschweren würden. Da bleibt ihnen als Surrogat nur die Gewinnung nationaler Autonomie innerhalb des Nationalitätenstaats übrig, dem sie bisher angehörten. Das bedeutet aber weder ein Aufgeben der allgemeinen Tendenz nach nationaler Selbständigkeit, noch eine Widerlegung der Tatsache, daß diese nur im Nationalstaat vollkommen durchführbar ist. Wir müssen uns davor hüten, in der Not des rückständigen Ostens eine Tugend zu sehen, die der Westen nachzuahmen hätte; seine Eigentümlichkeiten als höhere Entwicklungsformen aufzufassen, die dem Westen den Weg zeigen. Das Märchen vom verfaulten Westen, der durch die überlegenen Methoden des Ostens regeneriert wird, hat im letzten halben Jahrhundert die verschiedensten Auflagen und Variationen erlebt, ist aber dadurch nicht richtiger geworden.

In dem Verlangen nach nationaler Selbständigkeit erschöpfte sich das nationale Bedürfnis der Arbeiterdemokratie. Was sie bei einem Volke für sich verlangte, das war sie bereit, der Demokratie jedes anderen Volkes zu gewähren. Ja, die Demokratie hier wurde durch die dort wesentlich gestützt. War die Demokratie überall errungen, überall die Selbständigkeit der Völker anerkannt, dann war jedes in gleicher Weise gesichert, mochte es groß oder klein sein. Keine Nation brauchte auf Kosten der anderen zu wachsen, keine bedrohte dann die andere, das Zeitalter des ewigen Friedens kam um so näher, je allgemeiner die Demokratie verbreitet war. Eine Wehrmacht brauchte ein demokratischer Staat nur noch zur Abwehr von Angriffen von Staaten, die noch nicht zur Demokratie gelangt waren. Dazu genügte die Miliz. Dies der Gedankengang der Demokratie im größten Teil des vorigen Jahrhunderts.

Die enge Verbindung der Demokratie mit dem Streben nach nationaler Selbständigkeit machte die absoluten Regierungen der ersten Hälfte jenes Jahrhunderts gegen die nationalen Tendenzen ebenso mobil wie gegen die demokratischen. International verbündeten sich die Regierungen dagegen, die ersten internationalen Kongresse waren die reaktionärer Regierungen, wie zum Beispiel die von Verona 1822 und Teplitz 1835. Dafür wurde aber auch der Befreiungskampf jeder Nation eine Sache, die nicht nur sie anging, sondern die Demokratie ganz Europas, mochte es ein Kampf der Griechen sein oder der Italiener, der Spanier oder der Ungarn, der Polen oder der Deutschen. Das Streben einer jeden Nation nach Selbständigkeit wurde eine internationale Angelegenheit.

Der Träger der demokratischen Bewegung waren damals wie heute die arbeitenden Klassen. Darunter sind alle jene zu verstehen, die von eigener Arbeit, nicht von der anderer leben. Unter ihnen aber war zuerst entscheidend das Handwerkertum, das Kleinbürgertum, nicht das Proletariat. So kann man wohl sagen, das Streben nach Selbständigkeit der Nationen sei eine kleinbürgerliche Erbschaft, aber das ist ebenso der Fall mit der Demokratie, mit dem Kampf ums Wahlrecht, um die Preßfreiheit, und mit der Internationalität. Das Proletariat hat dadurch, daß es zu einem selbständigen Klassenbewußtsein und Klassenkampf kam, diese Ziele nicht aufgegeben, es ist vielmehr ihr vornehmster Vorkämpfer geworden, nachdem das Kleinbürgertum sie verraten und sich der bürgerlichen Führung unterworfen hat. Gewiß ist die Internationalität des Proletariats nicht genau die gleiche wie etwa die des »jungen Europa« der dreißiger Jahre, einer internationalen Verbindung deutscher, italienischer, polnischer und französischer Demokraten; sie ist eine innigere dadurch, daß sie zur politischen Solidarität der Demokraten aller Länder gegenüber den reaktionären Regierungen noch die ökonomische der Lohnarbeiter der verschiedenen Länder gegenüber dem Kapital hinzugesellt. So ist auch der Charakter der Sozialdemokratie als Friedenspartei, als Partei der Demokratie ein anderer als der der kleinbürgerlichen Demokratie in ihrem revolutionären Stadium. Aber wir haben deren politische Ziele nur weiter entwickelt und vertieft, nicht fallen gelassen. Das gilt auch von der Idee der Selbständigkeit der Nationen. Sie ist mit unseren demokratischen und internationalen Zielen untrennbar verknüpft und kann nur im Verein mit diesen aufgegeben werden.

b. Die nationale Idee der Intellektuellen.

Anderer Art als das nationale Streben der von ihrer Hände Arbeit lebenden Klassen ist das der Intellektuellen. Allerdings bilden diese keine Klasse mit scharf ausgesprochenen Klasseninteressen. Ihre Mitglieder schließen sich leicht anderen Klassen an, deren Interessen sie vertreten, sowohl Kapitalisten wie Aristokraten und wie andererseits Kleinbürgern oder Proletariern. Als solche teilen sie die nationalen Anschauungen der Klasse, deren Kampf sie mitkämpfen.

Je mehr die Schicht der Intellektuellen wächst und ihre Berufe sich sondern, desto weniger wird es in unserer Zeit möglich, sie alle mit ihren so mannigfachen und auseinandergehenden Interessen als besondere Klasse oder Partei zusammenzufassen. Was die katholische Kirche im Mittelalter noch vermochte, wäre heute ausgeschlossen.

Aber bei aller Verschiedenheit der beruflichen Interessen haben sie doch fast alle, mit Ausnahme der bildenden Künstler und der Musiker, das gemein, daß die Sprache das Werkzeug ihrer Arbeit, gewissermaßen ihr Produktionsmittel ist. Dadurch bekommen alle Fragen der Sprache für sie besonderes Interesse, über das der Demokratie hinaus. Auch wo nicht die Teilnahme an kleinbürgerlichem oder proletarischem Streben nach Demokratie die Sprachenfrage für sie wichtig macht, wo bloß persönliches Interesse sie bewegt, ist die Sprache für sie von entscheidender Bedeutung. Das Absatzgebiet des Intellektuellen, sei er Journalist oder Dramatiker, Beamter oder Advokat, Arzt oder Lehrer usw., sind diejenigen, die die gleiche Sprache mit ihm sprechen. Je ausgedehnter dieser Markt, desto besser seine

ökonomische und gesellschaftliche Position, desto umfassender der Kreis, den er beeinflußt, auf den er wirkt. Das braucht dem einzelnen nicht immer zum Bewußtsein zu kommen, aber es bestimmt das Denken und Empfinden des ganzen Milieus, in dem er lebt, und damit auch sein eigenes. Je größer seine Nation, desto größer, angesehener und gewaltiger er selbst.

Ihm genügt also nicht die Selbständigkeit seiner Nation, ihre Größe, ihr Wachstum liegt ihm ebenso am Herzen.

Dagegen können ihm die anderen Nationen zunächst gleichgültig sein. Er kann auf sie nicht wirken, es sei denn, daß er Weltruf erringt, in fremde Sprachen übersetzt wird. Das passiert der Masse der Intellektuellen nicht. Er tritt den anderen Nationen leicht direkt feindselig entgegen, wo die Staatsmacht ihm die Möglichkeit zu bieten scheint, dadurch das Gebiet, in dem die eigene Sprache herrscht, zu erweitern. Das ist zum Beispiel in einem Nationalitätenstaat möglich durch eine entsprechende Gestaltung des Schulwesens; in einem Nationalstaat durch Eroberung fremdsprachiger Nachbargebiete, die man zum Wechsel ihrer Nationalität, das heißt zur Annahme der Sprache des Eroberers zu zwingen sucht.

Bei diesem Streben stoßen die Intellektuellen der einen Nation auf das gleiche anderer Nationen. Sie verhalten sich aggressiv gegen die schwächeren Nationen und abschließend gegen die stärkeren. Die moderne Produktionsweise schafft da auch im Zustand dauernden Friedens immer neue Konfliktstoffe durch die zahlreichen Wanderungen, die sie hervorruft. Vom Standpunkt der Arbeiterdemokratie ist es geboten, den zuwandernden Schichten die Verständigung mit den Arbeitern, die sie vorfinden, und ebenso ihre Anteilnahme an den politischen Kämpfen ihres neuen Wohnortes zu erleichtern. Das heißt, es ist geboten, daß die Minderheit die Sprache der Mehrheit erlernt.

Dagegen sträubt sich jedoch der Nationalismus der Intellektuellen jener Nation, der die zuwandernden Arbeiter gehören. Der Arbeiter, der die fremde Sprache spricht, vermag wohl durch Verständigung mit seinen Genossen seine Klasseninteressen besser zu begreifen und zu wahren als derjenige, der seinen Klassengenossen verständnislos gegenübersteht. Aber es droht dann die Gefahr, daß er die Schriften oder die Politiker, Ärzte usw. der neuen Sprache denen der alten vorzieht. Das muß verhindert, die Abschließung der Arbeiter verschiedener Sprachen voneinander aufrechterhalten bleiben. Gewaltmittel aller Art werden oft zu diesem Zweck angerufen und angewandt.

Der Nationalismus des beschränkten Intellektuellen versieht nicht die Selbständigkeit aller Nationen, sondern nur die der eigenen Nation. Alle anderen Völker betrachtet er bloß als Mittel zum Zweck der Größe seiner Nation; und von der Art, wie die einzelnen fremden Völker diesem Zwecke zu dienen vermögen, hängt es ab, wie er sich zu ihnen stellt. Wahrhafte Internationalität, das heißt gleiches Interesse für die Wohlfahrt aller Nationen wird durch diese Denkweise ausgeschlossen. Gemeinsame Kämpfe um die Selbständigkeit der eigenen Nation oder gegen den bureaukratischen Absolutismus können den Gegensatz dieser Denkweise zu der der Arbeiterdemokratie zeitweise verwischen, früher oder später bricht er jedoch überall durch.

So gestaltet sich auch die Stellung sehr verschieden, die beide zur Frage des übernationalen Staates einnehmen.

Diese Frage datiert nicht erst von heute. Sie wurde nicht erst durch die Herrschaft des Großbetriebs aufgeworfen. Aus der Internationalität der Arbeiterdemokratie ergab sich von selbst das Ziel, sobald überall die Demokratie erkämpft sein werde, die verschiedenen republikanischen Nationalstaaten in einem ständigen Bund zu vereinigen, den man in Anlehnung an das amerikanische Beispiel die Vereinigten Staaten von Europa nannte. Zur Zeit der ersten Internationale spielte in ihr wie außer ihr diese Idee eine gewisse Rolle.

Im »Vorboten«, Organ der Internationalen Arbeiterassoziation, redigiert von J. Ph. Becker, hieß es gleich in der zweiten Nummer des ersten Jahrgangs (Februar 1866) in einem Artikel »Zur Klärung unserer Aufgabe« darüber:

> Der Bund der Völker ist ein Bund ebenbürtiger Mitglieder — die Eidgenossenschaft gleich freier Gemeinkörper. (S. 18.)

Im Juli des gleichen Jahres veröffentlichte der »Vorbote« einen Aufruf der »Arbeiter aller Länder«, unterzeichnet unter anderen von Eccarius, Jung, Leßner und anderen Mitgliedern des Generalrats der »Internationale«, in dem erklärt wurde:

> Der Proletarier hat kein Vaterland.... Ja er, vornehmlich er wird den Traum Anacharsis Cloots, Redners des Menschengeschlechts, verwirklichen, wird die große Eidgenossenschaft der Völker gründen. (S. 106.)

Ein Jahr später fanden in der Schweiz gleichzeitig ein Kongreß der »Internationale« zu Lausanne und ein Friedenskongreß der bürgerlichen »Friedens- und Freiheitsliga« zu Genf statt.

Der »Vorbote« berichtet darüber unter anderem:

> Die Internationale Arbeiterassoziation, die einige hunderttausend Genossen zählt, hat durch ihren Kongreß in Lausanne eine Zuschrift an den Friedenskongreß gerichtet, worin sie diesem zur Beseitigung der stehenden Heere, Bewahrung des Friedens und Herstellung eines europäischen Freistaatenbundes die energischste Unterstützung zusichert. (S. 134.)

Gegen die »Eng- und Mattherzigkeit« des bürgerlichen Friedenskongresses polemisierte dann der »Vorbote« in einer späteren Nummer, wo er erklärte:

> Man soll nicht das Ende an den Anfang setzen, nicht von Frieden unter den Völkern träumen, solange nicht... die rohe Gewalt mit Gewalt vertrieben, die Freiheit aller gesichert, die Einheitsrepublik Deutschlands, Italiens, Frankreichs, der Schweiz und anderer Staaten gegründet und der europäische Freistaatenbund in ganzer Solidarität mit permanentem Kongreß hergestellt ist. (S. 179.)

Natürlich sollte auch England im Bunde nicht fehlen, dieser allen anderen Staaten offen stehen, so daß er schließlich zu einem Weltbund werden konnte.

Voraussetzung der Vereinigten Staaten von Europa war die europäische Revolution, der Übergang aller europäischen Staaten zu republikanischer Regierungsform. Diese Erwartung wurde durch die Kriege von 1866 und 1870 zunichte, die das Zeitalter der bürgerlichen, auf die Gewinnung der Demokratie und der nationalen Selbständigkeit gerichteten Revolutionen in anderer Weise abschlossen, als die Demokraten erwartet hatten. Damit ist auch die Idee der Vereinigten Staaten von Europa in Vergessenheit geraten. Heute aber, wo von bürgerlicher Seite die Idee des übernationalen

mitteleuropäischen Staates propagiert wird, ist es nicht überflüssig, daran zu erinnern, welchen Charakter der von der Arbeiterdemokratie gedachte übernationale Staat besaß. Dies Ideal hat mit dem jetzt geplanten Mitteleuropa absolut nichts gemein.

Wir haben gesehen, wie die Intellektuellen überall von dem Streben nach Ausdehnung ihrer Nation beseelt sind. Dies wird in dem Maße stärker, in dem die modernen Bildungsanstalten mehr Intellektuelle erzeugen, die unter den gegebenen Verhältnissen im überlieferten Rahmen der Nation keine Unterkunft finden. Ihn zu erweitern, scheint ihnen daher von einem gewissen Höhepunkt der Entwicklung an geboten. Das war nicht leicht in Europa während des Friedens. Die benachbarten Nationalstaaten setzten jeder Ausdehnung einer Nation ein schweres Hindernis entgegen nicht nur durch den kriegerischen Widerstand, den sie erwarten ließen, sondern noch mehr nach dessen Überwindung durch den fast unbesiegbaren politischen Widerstand, den ein Volk, das sich gewöhnt hat, am Staatsleben tatkräftig teilzunehmen, jeder Fremdherrschaft entgegensetzt.

Weit geringer erschienen die Widerstände, die von politisch rückständigen Völkern zu erwarten waren, in denen die Massen noch nicht zu selbständigem nationalem Leben erwacht sind. Die koloniale Eroberungspolitik schien für das Ausdehnungsstreben der Intellektuellen auf der Linie des geringsten Widerstandes zu liegen, um mit Oppenheimer zu sprechen. Daher die imperialistische Begeisterung der Intellektuellen. Wie illusionär sie ist, wie wenig der Imperialismus ihnen helfen kann, wie viel wertvoller für sie eine Kulturpolitik im eigenen Lande wäre, die die materiellen und geistigen Vorbedingungen sozialistischer Produktion förderte, habe ich in der Neuen Zeit in meinem Artikel über »Bismarck und der Imperialismus« auseinandergesetzt, auf den ich verweise.

Indes, wie verkehrt auch das imperialistische Streben der Intellektuellen sein mag, es ist ökonomisch tief begründet und daher sehr stark, eine der »Realitäten« der Politik, die man in Rechnung zu ziehen hat.

Ganz und gar nicht im Sinne der Intellektuellen ist dagegen das Streben nach Herstellung eines europäischen »Freistaatenbundes«, einer »Eidgenossenschaft der Völker«, das aus der Arbeiterdemokratie entsprang. Sie mochten sich damit abfinden in der Zeit, als der Kampf um politische Freiheit auch die bürgerliche Demokratie noch beschäftigte und von einer Überproduktion an Intelligenz nicht die Rede war. Heute verlangen sie nicht nach der Annäherung, sondern nach der Abschließung der Völker voneinander. Denn deren Annäherung, das Fallen der Grenzen zwischen ihnen, bringt die Gefahr mit sich, daß die eine oder die andere Sprachgrenze zuungunsten der einen oder der anderen Sprache verschoben wird, und ein Bund gleichberechtigter Völker verleiht keiner der Nationen ein staatliches Übergewicht über die andere, das ihr gestatten würde, das Anwendungsgebiet ihrer eigenen Intellektuellen auf Kosten der übrigen Bundesteilnehmer auszudehnen.

Von dieser Art »übernationalem Staat« wollen daher die heutigen Intellektuellen nichts wissen. Sie weisen ihn entschieden ab. Der »übernationale Staat«, den sie wollen, ist der imperialistische, den wieder das Proletariat ablehnen muß — wo es auf eigenen Füßen steht. Es führt daher zur schlimmsten Verwirrung, zu jener Nacht, in der alle Katzen grau sind, wenn man die beiden gegensätzlichen Tendenzen in gleiche dadurch verwandelt,

daß man sie beide als die Tendenz nach demselben »übernationalen Staat« behandelt.

Wohin gehört aber dann das Streben nach Schaffung eines Mitteleuropa? Es wird verständlich, wenn wir uns der Rolle erinnern, die in der modernen Kolonialpolitik die »Einflußsphären« spielen. Eine direkte Annexion erregt unliebsames Aufsehen. Um das zu vermeiden, zieht man oft die Politik der »Aushöhlung« vor, und die bewährt sich allerdings in Fällen, in denen es nicht darauf ankommt, den herrschenden Klassen, sondern den Massen Sand in die Augen zu streuen. Man verständigt sich ohne viel Geschrei mit den übrigen Interessenten darüber, daß einem dieses oder jenes Gebiet zu ausschließlicher oder doch vornehmlicher Ausbeutung und »friedlicher Durchdringung« ausgeliefert wird. So grenzten Rußland und England ihre Einflußsphären in Persien ab, Rußland betrachtete die Mandschurei und Mongolei als seine Einflußsphäre, Frankreich Marokko usw. Das alles ging ohne jede Annexion und Veränderung der Landkarte vor sich.

Der Krieg bietet nun die Anregung, dies System aus Asien und Afrika nach Europa zu übertragen. Und wesentlich in diesem Sinne fassen Naumann und seine Anhänger die Idee Mitteleuropas auf. Es ist eine Anpassung des Systems der Einflußsphären auf europäische Verhältnisse.

Naumann sagt darüber:

Solange uns also die Sonne noch leuchtet, müssen wir den Gedanken haben, in die Reihe der Weltwirtschaftsmächte erster Klasse einzutreten. Dazu gehört die Angliederung der anderen mitteleuropäischen Staaten und Nationen. Diese nun haben, abgesehen von den deutschen Stammesgenossen, die in Österreich und Ungarn leben, kein eigenes direktes Interesse daran, daß gerade wir Deutschen im oberen Rate der Weltgeschichte sitzen. Es ist von ihnen nicht zu verlangen, daß sie unsere Geschichtsgefühle teilen, denn in ihnen pulsiert ein Herz aus anderem Geschlecht und Stoff. Sie legen sich von ihrem Standpunkt aus die Frage vor, ob sie in der Wahl zwischen deutscher oder russischer oder englischer Führung zum deutschen Weltverband gehören wollen oder nicht. (S. 177, 178.)

Und vorher schon sagt Naumann:

Mitteleuropa wird im Kern deutsch sein, wird von selbst die deutsche Welt- und Vermittlungssprache gebrauchen, muß aber vom ersten Tage an Nachgiebigkeit und Biegsamkeit gegenüber allen mitbeteiligten Nachbarsprachen zeigen. (S. 101.)

Man sieht, dieser übernationale Staat ist etwas ganz anderes als jene »Vereinigten Staaten von Europa«, die vor einem halben Jahrhundert die Arbeiterdemokratie beschäftigten.

Wir haben gesehen, daß der »Vorbote« den von der Internationale angestrebten Staatenbund als einen »Bund ebenbürtiger Glieder, die Eidgenossenschaft gleich freier Gemeinkörper« bezeichnete. Er fuhr fort:

Keine Nation darf ein anderes Übergewicht ausüben können als solches, welches ihr durch ihr Wissen und Vollbringen, ihre intellektuelle und materielle Leistung bei den Schöpfungen des Friedens zuerkannt wird.

Auch der kleinsten Nationalität muß eine freie und selbständige Existenz allzeit gesichert sein.

Die Eidgenossenschaft der freien Völker sollte aber auch unbegrenzter Erweiterung fähig sein. Wenn erwartet wurde, in ihr würden sich zunächst nur die Staaten Westeuropas zusammenfinden, so ging man dabei von der Annahme aus, daß diese einander in der Höhe politischer und ökonomischer

Entwicklung am nächsten ständen und als Nachbarn zu vereinigter Lösung vieler Aufgaben besonders befähigt seien. Aber der Fortgang des politischen und ökonomischen Fortschritts mußte immer wieder neue Völker dem Freistaatenbund zuführen.

Ganz anders als diese Erwartungen sind die Aufgaben, die dem neu zu bildenden Mitteleuropa gestellt werden. Es soll dessen Staaten nicht nur zusammenschließen unter deutscher Führung, sondern auch abschließen gegen die weiteren Nachbarn, gegen Rußland und England. Das ist sogar seine wichtigste Aufgabe.

In den Kleinstaaten besteht nicht das mindeste Verständnis dafür — gerade unter jenen, denen angeblich durch den übernationalen Staat am meisten geholfen werden soll, weil sie am meisten unter ihrer ungenügenden Ausdehnung und Kraft leiden.

Bezeichnend ist ein Artikel über »Mitteleuropa und die Schweiz«, den der Schweizer Genosse Nationalrat S. Sigg in der »Wiener Arbeiterzeitung« vom 26. November veröffentlichte. Er äußert sich dort dem Gedanken einer »neuen überstaatlichen Verbindung«, der auch die Schweiz einzufügen wäre, sehr geneigt. Die Kleinstaaten könnten dabei nur gewinnen. Aber der Gedanke, daß sie Anhängsel eines deutsch-österreichischen Bundes werden sollen, will ihm nicht behagen. Er meint:

> Der Plan, eine überstaatliche Organisation für ganz Europa zu schaffen oder doch wenigstens für Mitteleuropa mit Einschluß Englands, scheint dem einer bloßen Annäherung Deutschlands und Österreich-Ungarns weit überlegen, weil er nicht wie dieser die wirtschaftlichen Entwicklungslinien der einzelnen Länder bei seiner Ausführung kreuzt, sondern für alle Vorteile bringt und das geeinte Europa schafft, das allein dereinst dem Ansturm der vom Kapitalismus aus vielhundertjährigem Schlummer zu weckenden Völker des Ostens zur Erhaltung seiner Kultur widerstehen kann.
>
> Einem solchen überstaatlichen Bund könnte sich auch die älteste Republik Europas voll Vertrauen nähern.

Sicher. Das Gleichgewicht der großen Nationen in ihm böte den kleinen Schutz gegen Vergewaltigung durch die eine oder die andere. Aber der von Sigg gewünschte überstaatliche Bund wäre das gerade Gegenteil des Zieles der Mitteleuropäer, das sich direkt gegen England richtet. Im wesentlichen deckt sich Siggs Vorschlag mit den »Vereinigten Staaten von Europa« der sechziger Jahre, wenn man absieht von der nicht ganz verständlichen kriegerischen Note, die Sigg gegen den Orient anschlägt, demgegenüber die Völker Europas ihre heiligsten Güter wahren sollen. Bisher hat nur Europa die chinesische und die indische Kultur bedroht, vom Gegenteil war nichts zu merken. Es spricht aber auch nichts dafür, daß Indien, China, Japan und die Länder des Islam jemals daran gehen werden, gemeinsam Europa mit Krieg zu überziehen, wenn sie unter dem Einfluß des Kapitalismus einmal erstarkt und zu selbständigem kriegerischem Auftreten geeignet sein werden. Sie dürften dann untereinander ebenso gespalten sein, wie es Europa bisher war und wahrscheinlich bleiben wird, so lange kapitalistische Interessen es beherrschen. Auf jeden Fall braucht diese ferne asiatische Zukunft unser heutiges Verlangen nach der Bildung der Vereinigten Staaten von Europa nicht zu beeinflussen. Wir bedürfen ihrer nicht, um Asien den Krieg zu machen, sondern um Europa einen dauernden Frieden zu erhalten.

Das geplante Mitteleuropa würde jedoch dazu nicht taugen. Mehr noch wie als Friedensinstrument ist es als Kriegsinstrument gedacht. In Naumanns Buch spielt die Schützengrabengemeinschaft eine ebenso große Rolle wie die Handelsgemeinschaft. Er fordert allen Ernstes, das neue mitteleuropäische Gemeinwesen solle nach Ost und West schon im Frieden durch Schützengräben scharf von den Nachbarstaaten geschieden werden:

> Man denke nicht, daß am Schlusse dieses Krieges schon das lange Jubeljahr des ewigen Friedens beginnt.... Der Schützengraben wird die Grundform der Vaterlandsverteidigung sein. Die Politik des Schützengrabens besteht darin, daß jeder Staat sich ausrechnet, welche Grenzen er in Schützengrabenzustand versetzen kann oder nicht.... Nach dem Kriege werden Grenzverschanzungen überall dort errichtet werden, wo Kriegsmöglichkeiten vorliegen. Neue Römerwälle entstehen, neue chinesische Mauern aus Erde und Stacheldraht.... Europa bekommt zwei lange Wälle von Norden nach Süden, von denen der eine irgendwie vom Unterrhein bis zu den Alpen geht, der andere von Kurland bis rechts oder links von Rumänien.... Zunächst müssen die langen Gräben hergestellt, bezahlt, bemannt werden. Dabei wird Mitteleuropa entweder hergestellt oder seine Einheit für alle absehbaren Zeiten ausgeschlossen. (S. 7, 8.)
>
> Der Militärstaat muß über die Landesgrenzen der Nationalstaaten hinausgehen und die Schützengrabengemeinschaft umfassen. (S. 254.)

Der übernationale Militärstaat, die Schützengrabengemeinschaft, durch Gräben, Stacheldrähte und Maschinengewehre abgeschlossen nach Ost und West — das sind die Vereinigten Staaten Europas, die heute von unseren Intellektuellen geträumt werden.

c. Die nationale Idee der Kapitalisten.

Eng mit dem nationalen und übernationalen Streben der Intellektuellen berührt sich das der Kapitalisten. Doch fällt es nicht ganz mit ihm zusammen. Denn das Bereich des Profits deckt sich nicht mit dem der Sprache.

So wie Intellektuelle und auch Arbeiter sind die Kapitalisten an der Selbständigkeit ihrer Nation und am Nationalstaat interessiert. Sie müssen sich überall dagegen wehren, von der Beherrschung des Staates, in dem sie leben und ihre Unternehmungen liegen, durch Kapitalisten einer anderen Nation ausgeschlossen oder auch nur zurückgedrängt zu werden. Wo die Bureaukratie die Entwicklung der Produktivkräfte einengt, gewinnen die Kapitalisten auch ein gewisses Interesse an politischen Freiheiten.

Aber sie legen keineswegs in gleicher Weise wie die Intellektuellen den größten Wert darauf, daß die Arbeiterschaft zu ihrer Nationalität gehört. Entscheidend ist für sie der Mehrwert, den der Arbeiter produziert, nicht die Sprache, die er spricht. Der Fremdsprachige ist ihnen oft willkommener, wenn er billiger ist, größeren Mehrwert produziert. Sie fördern unter Umständen mit allen Mitteln jene Zuwanderungen fremder Arbeiter, die die Sprachgrenzen zu verschieben drohen und die Intellektuellen ihrer Nation zur Verzweiflung treiben.

Der fremde, zum Beispiel tschechische Arbeiter wird freilich, wenn er des Deutschen nicht mächtig ist, in einem gemischtsprachigen Orte nicht bloß den Arzt und Advokaten der eigenen Nation bevorzugen, sobald er seiner Hilfe bedarf, sondern auch als Konsument den Kaufmann und Gastwirt am liebsten aufsuchen, der seine Sprache spricht. Andererseits werden nicht bloß der tschechische Arzt und Advokat, sondern auch der tschechische Kaufmann und Gastwirt in einem von Tschechen und Deutschen bewohnten Ort es un-

gern sehen, wenn die tschechischen Arbeiter Deutsch sprechen lernen, weil dadurch die Möglichkeit ersteht, daß sie sich der deutschen Konkurrenz zuwenden. In solchen Fällen stimmen die Interessen der Kapitalisten und der Intellektuellen miteinander überein, im Gegensatz zu denen der Arbeiter. Diese gewinnen als Konsumenten, wenn sie beide Sprachen sprechen, weil sie dadurch bessere Auswahl unter den Konkurrenten haben. Sie gewinnen ebenso als Klassenkämpfer, weil sie sich mit ihren anderssprachigen Klassengenossen besser verständigen können — ganz abgesehen von der Erweiterung des geistigen Horizonts, die jeder Mensch durch das Erlernen einer fremden Sprache gewinnt.

Indes sind die hier erwähnten Profitinteressen, so großen Einfluß in den Kämpfen der Nationen sie gewinnen mögen, vorwiegend die Interessen kleiner Kapitalisten. Für das große Kapital kommen sie wenig in Betracht.

Übereinstimmend mit den Intellektuellen trachtet auch das Kapital nach ständiger Ausdehnung seines Marktes. Dazu gehört von einem gewissen Höhegrad der Entwicklung an das Streben nach Ausdehnung des Staatsgebiets. So begegnen sich die imperialistischen Neigungen der Intellektuellen mit denen der Kapitalisten.

Aber wie so manches andere kapitalistische Streben bewegt sich auch dieses in starken Widersprüchen.

Denn das Kapital bedarf zu seiner Entwicklung von Anfang an nicht nur des inneren, sondern auch des äußeren Marktes. Es sucht auf diesem wie auf jenem seinen Absatz auszudehnen, und zeitweise kann die Vergrößerung des auswärtigen Marktes wichtiger werden als die des inneren. Die Methoden der Ausdehnung sind aber auf dem äußeren Markte ganz andere als auf dem inneren, die einen stehen oft geradezu im Widerspruch zu den anderen. Die einen können den Schutzzoll erheischen, die anderen den Freihandel. Die Erweiterung des inneren Marktes durch imperialistische Erweiterung des Staatsgebiets bringt Kriegsrüstungen, Kriegsgefahr, mitunter Kriege mit sich. Die Behauptung und Ausdehnung des Absatzes auf dem Weltmarkt bedarf des Friedens und billiger Produktionsbedingungen, also geringer Steuern. Dafür bedeuten wieder auf dem inneren Markte wachsende Kriegsrüstungen wachsenden Absatz der Kriegsindustrien usw.

So ist die Wirtschaftspolitik der Bourgeoisie durchaus keine einheitliche; je nachdem die einen oder anderen Interessen in ihr überwiegen, ist sie in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden. Die Profitinteressen können dabei mit jenen nationalen Interessen zusammenfallen, die von den Intellektuellen verfochten werden, können sich aber auch von ihnen entfernen. Wenn zum Beispiel in einem Nationalitätenstaat die Industrie einer Nation auf den inneren Markt des Gesamtstaats eingerichtet ist, wird sie das Streben nach Ablösung ihrer Nation von diesem Staat und ihre Organisierung in einem selbständigen kleineren Staat sicher bekämpfen, auch wenn die Intellektuellen noch so sehr dafür schwärmen mögen. Für manchen Nationalitätenstaat kann dies ein sehr starkes Band werden.

Auf der anderen Seite ist die Kapitalistenklasse eines Landes auch nicht geneigt, die Herrschaft über den inneren Markt, den sie einmal besitzt, dadurch zu verlieren, daß ihr Staat mit einem anderen gleichberechtigten oder gar überlegenen in einer höheren staatlichen Gemeinschaft aufgeht. Nur wo

sie auf dem Boden des Freihandels steht, könnte sie unter Umständen dazu kommen, die Gemeinschaft ihres Staates mit einem anderen Staate für vorteilhaft zu halten.

Nicht nur die Sprachgemeinschaft, sondern auch der Freihandel des führenden Staates gehört zu den Banden, die den britischen Staatenbund zusammenhalten.

Das Profitinteresse, das sich auf dem inneren Markt ganz anders gestaltet wie auf dem äußeren, treibt das Kapital einmal zu einem Nationalismus, der ebenso aggressiv und exklusiv ist wie der des bornierten Teils der Intellektuellen. Unter anderen Umständen kann dasselbe Interesse die Kapitalisten zu Freihandel und Frieden und Annäherung der Völker treiben.

In letzterem Falle können die nationalen und internationalen Tendenzen der Kapitalisten manche Berührungspunkte mit den Tendenzen der Arbeiterdemokratie bekommen. Aber bei jenen ist bloß eine Phase, eine vorübergehende, von bestimmten Bedingungen abhängige Erscheinung, was bei den Arbeitern aus ihrer Klassenlage als dauernde Tendenz hervorgeht und daher immer wieder durchbricht, auch wenn zeitweise Katastrophen ihr selbständiges Denken verdunkeln mögen.

Unter besonders günstigen Umständen mögen selbständige kapitalistische Staaten heute schon freiwillig zu einer engeren Verbindung gelangen können. Aber das wäre nur möglich auf der Basis des Freihandels und der Demokratie.

Wo und solange in der Kapitalistenklasse die imperialistischen Tendenzen überwiegen, ist ein Bund freier Staaten auf der Basis voller Gleichberechtigung aller unmöglich, wird das Streben eines Großstaates nach einem Staatenbund nur als Deckmantel imperialistischer Gelüste nach Gewinnung neuer Einflußsphären dienen, wogegen sich die kleineren Staaten auf das lebhafteste sträuben werden, gerade diejenigen, denen durch das Aufgehen in einem größeren Organismus geholfen werden soll.

Andererseits stößt ein Zollbündnis zweier Großstaaten, die beide auf der Basis des Schutzzolls stehen, auf die größten Schwierigkeiten, und es würde, wenn es gelänge, sie zu überwinden, was nicht wahrscheinlich ist, noch größere Schwierigkeiten bei der Regelung des Handelsverkehrs mit den übrigen Mächten herbeiführen. Welche Hindernisse einem Bunde — nicht bloß Bündnisse des Deutschen Reiches — mit Österreich im Wege stehen, dafür haben wir schon zahlreiche Belege vorgeführt. Diese Schwierigkeiten werden immens wachsen, sobald es gelten sollte, die Idee aus dem Nebel vager Erwartungen in die Wirklichkeit zu übersetzen.

Daß Mitteleuropa als fester Staatenbund von den heute maßgebenden Faktoren verwirklicht wird, daran ist gar nicht zu denken. Trotzdem können wir dieser Idee gegenüber nicht gleichgültig bleiben. Denn sie hat äußerlich einige Ähnlichkeit mit jenem Ziele des internationalen Freistaatenbundes, das aus dem Wesen der proletarischen Internationale von selbst hervorgeht, wenn es auch nicht ausdrücklich von ihr proklamiert wird.

Die Ziele und Tendenzen, denen die mitteleuropäische Idee dient, sind aber solche, die den proletarischen widersprechen. Durch die äußerliche Ähnlichkeit Mitteleuropas mit der »Eidgenossenschaft freier Gemeinkörper« kann daher bewirkt werden, daß das Proletariat Zwecken dienstbar gemacht würde, denen es sich widersetzen müßte, sobald es sie zu erkennen ver-

möchte. Der mitteleuropäische Staatenbund wird jetzt nicht erreicht werden. Aber es genügt, daß die Proletarier Deutschlands und Österreichs sich anschicken, den Weg dahin einzuschlagen und der bürgerlichen Führung nachzugehen, um sie in den wichtigsten und entscheidendsten Momenten der kommenden Geschichte von ihren eigenen, dringenden Aufgaben abzulenken und dem internationalen Gesamtzusammenhang des Proletariats zu entziehen.

Im Glauben, der Annäherung der Völker zu dienen, würden sie die Abschließung ihres Volkes von den Nachbarn im Osten und Westen fördern; sie würden glauben, Zollmauern zu erniedrigen oder niederzureißen und in Wahrheit höhere schaffen und Zollkriege herbeiführen helfen. Und während sie in der Wahrung des Völkerfriedens eine ihrer höchsten Aufgaben sehen, könnten sie nur zu leicht das Aufkommen neuer Kriegsursachen unterstützen.

Und darum muß sich das Proletariat zur Idee eines mitteleuropäischen Staatenbundes ablehnend verhalten, solange Träger des aggressiven und exklusiven Nationalismus, solange Imperialisten und Schutzzöllner ihre Verfechter sind und nur mit ihnen diese Idee zu verwirklichen wäre.

Die gegenwärtige Phase des Imperialismus braucht nicht die letzte Erscheinungsform des Kapitalismus zu sein. Marx sagt einmal im »Elend der Philosophie«, daß die Konkurrenz das Monopol erzeugt und das Monopol die Konkurrenz. Die Entwicklung vollzieht sich nicht gradlinig, sondern dialektisch, das heißt in Gegensätzen.

So hat der Merkantilismus den Freihandel erzeugt und dieser den Imperialismus. Es ist nicht ausgeschlossen, daß diesem wieder eine neue Ära des Kapitalismus unter Bedingungen folgt, die einen Staatenbund, wie den mitteleuropäischen, auf der Basis freiwilligen und freudigen Beitritts seiner Mitglieder möglich machen und sein dauerndes und ersprießliches Funktionieren sichern würden.

Diese Möglichkeit ist aber noch eine sehr vage, unbestimmte, nicht einmal sehr wahrscheinliche. Sie hat uns in der Gegenwart nur insoweit zu beeinflussen, als sie uns mahnt, die Idee der »Vereinigten Staaten von Europa« oder auch nur von Mitteleuropa nicht grundsätzlich abzuweisen, da auch noch innerhalb der kapitalistischen Periode die Zeit kommen mag, wo wir sie zu vertreten haben.

Was uns heute unter diesem Titel angeboten wird, ist dagegen entschieden zurückzuweisen. (Schluß folgt.)

Die deutsch-französische Textilindustrie
nach dem Kriege von 1870/71.

Von **H. Krätzig.**

Die Angliederung von Ländern oder Teilen solcher mit stark entwickelter Industrie an Wirtschaftsgebiete fremder Staaten, die ebenfalls eine stark entwickelte oder in der Entwicklung begriffene Industrie besitzen, geht nie vorüber, ohne im industriellen Leben beider Teile meist recht schwere Störungen hervorzurufen. Das ist erklärlich, wenn man bedenkt, daß in der Regel die an sich gleiche Industrie in beiden Ländern eigene, voneinander abweichende Produktionsarten besitzt; Produktionsarten, die den Wünschen der Warenabnehmer Rechnung tragen. Wird ein Land oder Teile desselben

an ein bisher fremdes Wirtschaftsgebiet angegliedert, so scheidet es auch meist aus dem bisherigen Wirtschaftsgebiet aus, wodurch die Industrie des angegliederten Teiles gewöhnlich die bisherigen Warenabnehmer verliert. Die besondere Eigenart der Produktion, die vor der Angliederung des Landes ein Faktor der Sicherung des Warenabsatzes war, ist nun in den meisten Fällen ein Hindernis des ungestörten Warenabsatzes. Die Industrie des angegliederten Landes muß zunächst umlernen, muß sich den Anforderungen des Warenmarktes im neuen Wirtschaftsgebiet anpassen und muß dann den Kampf um den Warenabsatz mit ihrer Konkurrentin, der Industrie des Angliederungslandes, aufnehmen. Es vergeht natürlich längere Zeit, ehe dieses Ziel erreicht ist. Liegen die Verhältnisse so, daß die Industrie des Angliederungslandes durch das Hinzukommen der Industrie des hinzugekommenen Teiles nicht derart gestört wird, daß der Warenabsatz von vornherein bedroht wird, dann geht die Krise in den meisten Fällen weniger schwer vorüber. Zwar bleibt niemals die Industrie des Angliederungslandes von Schwierigkeiten verschont, aber diese Schwierigkeiten treten gewöhnlich erst auf, nachdem die Konkurrenz der Industrie des hinzugekommenen Landesteils fühlbar wird.

Viel ungünstiger liegen die Verhältnisse, wenn die Teile der Industrie der vereinigten Länder sowohl in den Größeverhältnissen wie in der Art der Produktion und der Produkte einander ebenbürtig sind. Dann entbrennt der Konkurrenzkampf sofort mit aller Heftigkeit, und er führt zu einer schweren Schädigung der Industrie und der in ihr beschäftigten Arbeiterschaft, wenn die Möglichkeit des Warenabsatzes nicht groß genug ist, um die Produkte der hinzugekommenen Industrie ohne Schwierigkeiten aufnehmen zu können. In der Regel liegt aber eine solche Möglichkeit nicht vor, denn solche Angliederungen werden gewöhnlich vollzogen nach einem Kriege, wo erstens einmal die Möglichkeiten für den Warenabsatz überhaupt vermindert sind, durch die meist mehr oder weniger eingetretene Störung der Handelsbeziehungen zu anderen Ländern, und wo zweitens gewöhnlich der Zuwachs an Produktionsmöglichkeit in einem argen Mißverhältnis steht zu dem Zuwachs an Absatzmöglichkeit.

Man betrachte zum Beispiel die Spinnerei und nehme an, ein Land von 100 Millionen Einwohnern besitze eine Spinnereiindustrie mit 15 000 000 Spinnspindeln für zumeist mittlere Baumwollgarne. Die Produktion dieser Spinnereiindustrie entspricht dem Garnverbrauch der 100 Millionen Einwohner, und sie geht ohne Absatzschwierigkeiten vonstatten, bis plötzlich ein Krieg ausbricht. Das Ergebnis des Krieges ist die Angliederung eines verhältnismäßig kleinen Landes, das aber zufällig über eine gut entwickelte Spinnereiindustrie, sagen wir mit etwa 4 Millionen Spinnspindeln verfügt. Das angegliederte Land vermag aber nur die Garnproduktion von 500 000 Spinnspindeln aufzunehmen, der Produktionsertrag von den 3 500 000 Spinnspindeln, den die Industrie vor der Angliederung des Landes auf dem Markte ihres früheren Wirtschaftsgebiets absetzte, muß nun in dem Angliederungsland Absatz suchen. Das ist, da das Garnprodukt dasselbe ist wie das der Spinnerei des Angliederungslandes, eine glatte Unmöglichkeit. Dieser plötzliche große Produktionszuwachs an Garn führt eine große Überproduktion und damit eine schwere wirtschaftliche Krise in der Spinnereiindustrie herbei.

Im Jahre 1871, als nach dem Deutsch-Französischen Kriege Elsaß-Lothringen, das bis dahin zum französischen Wirtschaftsgebiet gehört hatte, an das Wirtschaftsgebiet des Deutschen Reiches angegliedert wurde, führte diese Angliederung zu einer schweren Krise in der deutschen und elsässischen Textilindustrie. Wohl wurde auch die französische Textilindustrie zunächst geschädigt, weil man ihr den wichtigen elsässischen Teil amputiert hatte. Wäre aber Frankreich nicht damals mit der Beseitigung der Kriegsschäden vollauf beschäftigt gewesen, so hätte es mehr Mittel aufbringen können, um schneller Ersatz zu schaffen für den amputierten Teil, und dann hätte sich die Textilindustrie Frankreichs zweifellos schneller erholt als die gleiche Industrie im Lande der Sieger.

Im Jahre 1909 gab der französische Generalstabshauptmann Bernard Serrigny ein sehr lehrreiches Werk heraus über die wirtschaftlichen und sozialen Wirkungen des nächsten Krieges, das gegen den Gedanken eines Revanchekrieges zwischen Deutschland und Frankreich wegen Elsaß-Lothringen zu Felde zog.[1] In diesem Werke zeigte Serrigny seinen Landsleuten, welche unheilvolle wirtschaftliche Folgen die Annexion von Elsaß-Lothringen für die daran beteiligten Länder gehabt hat. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß zunächst alle Teile schwer geschädigt wurden.

Wir wollen dies an der Hand der Darstellungen Serrignys zeigen, soweit die Textilindustrie in Betracht kommt.

Im Oberelsaß befand sich schon zur Zeit des siebziger Krieges eine sehr blühende Baumwollindustrie. Der Hauptsitz dieser Industrie war, wie noch heute, in Mülhausen und dessen Umgebung. Es waren im Betrieb: 1 700 000 Spinnspindeln, 35 000 Webstühle und 120 Druckmaschinen; 80 000 Menschen waren mit ihrem Lebensunterhalt auf die Textilindustrie angewiesen. Diese Industrie stand wieder in engster Verbindung mit den Webereien, die in den Tälern der Vogesen die Wasserkräfte ausnützten. Das Garn ging in großen Mengen aus den Spinnereien Mülhausens in die Webereien der Vogesentäler, wurde dort zu Geweben verarbeitet, die wieder nach Mülhausen zurückgeschafft wurden, um hier in den Ausrüstungsanstalten gebleicht, gefärbt und bedruckt zu werden. Von hier aus ging dann die fertige Ware nach Paris und wurde von dort als »Pariser Neuheit« in die ganze Welt gesandt. Daneben sandten die sehr leistungsfähigen Spinnereien des Elsaß ihre feineren Garne und die Zwirne in die Webereien und Spitzenfabriken von St-Quentin und Tarare; während umgekehrt die gröberen Garne der Spinnereien in Rouen nach den Webereien des Elsaß wanderten, um von dort als fertige Webstoffe in die Druckereien der Normandie gesandt zu werden. Man ersieht daraus, wie innig das wirtschaftliche Leben des Elsaß mit demjenigen Frankreichs verbunden war. Die Textilindustrie des Elsaß hatte ihre Existenzbedingungen tief im Wirtschaftsgebiet Frankreichs wurzeln.

Aus diesem Wirtschaftsgebiet wurde sie nun plötzlich entwurzelt, ohne daß etwas Besonderes getan worden wäre, dieser so plötzlich entwurzelten Industrie im Wirtschaftsgebiet Deutschlands Fortgangsmöglichkeit zu verschaffen. Viele Kleingewerbetreibende wanderten nach Frankreich aus, die

[1] Bernard Serrigny, Les Conséquences Économiques et Sociales de la Prochaine Guerre. Paris 1909. Vergl. bes. S. 208 ff., 344 ff.

Baumwollindustrie Mülhausens aber konnte nicht auswandern; denn ganz abgesehen davon, daß man die wertvollen Bauten nicht im Stich lassen wollte, war diese Industrie auch auf die in technischen Fertigkeiten gut bewanderte Arbeiterschaft angewiesen. Die Mülhauser Baumwollindustrie besaß damals schon internationalen Ruf.

Mit einem Schlage waren also durch die Lostrennung Elsaß-Lothringens vom Wirtschaftsgebiet Frankreichs alle Beziehungen, welche die elsässische Industrie mit der Frankreichs verbanden, zerstört. Die Webereien in den westlichen Vogesentälern, in St-Quentin, sowie die Spitzenindustrie in Südfrankreich waren nun plötzlich durch Zollschranken von ihren bisherigen Garnlieferanten getrennt. Getrennt aber waren auch die Webereien im Elsaß von ihren Kettengarnlieferanten in Rouen. Während sich die elsässischen Garnproduzenten den Kopf zermarterten, wo sie nun mit ihren Garnen hin sollten, standen die französischen Garnverbraucher vor der Frage, Ersatz für die Garnlieferanten in Mülhausen zu schaffen. Es mußten gewaltige Kapitalien beschafft werden, um in Frankreich neue Spinnereien, Webereien und Druckereien zu errichten. Viele Mülhauser Textilindustrielle errichteten in Belfort und sonst an geeigneter Stelle jenseits der deutsch-französischen Grenze Spinnereien, und so gelang es leichter, die bisher von Mülhausen gelieferten Qualitäten herzustellen, zumal viele Arbeiter aus Mülhausen in den neuen Fabriken Frankreichs Arbeit annahmen. Belfort ist heute als Spinnereiort von nahezu derselben Bedeutung wie Mülhausen. Der jetzige Krieg wird manchen Reichsländer in den Textilfabriken Frankreichs längs der deutschen Grenze überrascht haben, der selbst oder dessen Eltern damals von Mülhausen und seiner Umgebung zuwanderten. Trotz dieser umfangreichen Neugründungen hat die Textilindustrie Frankreichs lange Zeit die fehlenden Garne aus England und Amerika bezogen. Nach Ansicht Serrignys trägt die Lostrennung der elsässischen Textilindustrie vom Wirtschaftsgebiet Frankreichs die Hauptschuld an dem textilindustriellen Stillstand vieler Jahre.

Wie war nun die Wirkung der Angliederung der elsässischen Textilindustrie auf die Textilindustrie Deutschlands? Die elsässische Textilindustrie war zu jener Zeit ein gefährlicher Konkurrent, der die deutsche Textilindustrie ganz aus dem Gleichgewicht brachte. Im Jahre 1870 wurden im ganzen deutschen Zollvereinsgebiet gezählt: 3 000 000 Baumwollspindeln, 37 000 Webstühle und 100 Druckmaschinen. Die gesamte deutsche Baumwollindustrie war also zur Zeit der Angliederung Elsaß-Lothringens nicht viel stärker entwickelt als diejenige der verhältnismäßig viel kleineren Reichslande; die Zahl der Webstühle im Zollvereinsgebiet überstieg diejenige im Elsaß nur um 2000, während in der Ausrüstungsindustrie das Elsaß sogar 20 Druckmaschinen mehr aufzuweisen hatte. Ein Zuwachs von 1 700 000 Baumwollspindeln zu den vorhandenen 3 000 000 mußte der deutschen Baumwollspinnerei zu einer ganz gewaltigen Überproduktion verhelfen. Den deutschen Textilindustriellen war die ihrer Industrie drohende Konkurrenzgefahr sofort erkennbar geworden, als die Frage der Angliederung Elsaß-Lothringens auftauchte. Die deutschen Handelskammern widerstrebten daher der Annexion mit allen Kräften, vermochten sie aber nicht zu verhindern. Das Verhängnis nahm seinen Lauf. In der Qualität des Produkts gingen die zwei nun miteinander verschmol-

zenen Teile der deutschen Baumwollindustrie erheblich auseinander. Die elsässische Baumwollindustrie war eingerichtet auf die verfeinerten Bedürfnisse und den feineren Geschmack des Pariser Marktes, fand aber für die feinen Garne und Stoffe in dem damals noch armen Deutschland zunächst wenig oder, richtiger, gar keine Verwendung. Dazu kam nun noch, daß der deutsche Zollschutz für die feinen Erzeugnisse, wie sie die Mülhauser Baumwollindustrie herstellte, erheblich geringer war als der französische, und daher diese Erzeugnisse ungleich weniger geschützt waren als die Erzeugnisse der sächsischen und schlesischen Hausindustrie. Die elsässische Baumwollindustrie fand daher für ihre Produkte kein Absatzgebiet vor und war daher gezwungen, einen geradezu verzweifelten Konkurrenzkampf mit der deutschen aufzunehmen. Sie begann die Maschinen umzubauen, um gröbere Garne und Gewebe herzustellen, und setzte den Preis der Produkte möglichst herab, um mit diesen billigen Erzeugnissen den deutschen Markt zu überschwemmen und an sich zu reißen. Das hatte zur Folge, daß die schlesischen und sächsischen Handweber, die dieser mächtigen Konkurrenz nicht gewachsen waren, massenhaft zugrunde gingen. An ihre Stelle traten mechanische Textilfabriken. So beschleunigte die Annexion von Elsaß-Lothringen in der deutschen Textilindustrie den Prozeß der Verdrängung der Kleinbetriebe durch die Großbetriebe. Die elsässische Baumwollindustrie ging, wenn auch schwer geschädigt, aus diesem Konkurrenzkampf als Siegerin hervor. Schlechter erging es den Webereien für gemischte Stoffe wie Halbwolle und Halbseide. Diese Fabrikation der Reichslande stand technisch noch erheblich zurück. Der Kleinbetrieb herrschte vor, und ihm gelang es meist nicht, sich zu behaupten. Groß war die Zahl der Bankerotte in diesem Zweige der elsässischen Textilindustrie. Auch die elsässischen Färbereien und Zeugdruckereien gingen in großer Zahl zugrunde. Natürlich wurden die Textilarbeiter durch diese Erschütterung der Industrie ebenfalls sehr schwer getroffen. Die Zahl der Arbeiter ging sehr stark zurück. Langer Zeit bedurfte es, ehe sich bessere Zeiten einstellten. Bis zum Jahre 1870 hatte sich sowohl in Sachsen und Schlesien als auch im Elsaß die Baumwollindustrie sehr rasch entwickelt. Von da an stagnierte sie bis Ende der achtziger Jahre. 1873 betrug die Zahl der Baumwollspindeln Deutschlands etwa $4^1/_2$ Millionen. Sie stieg bis zum Jahre 1887 nur um eine halbe Million. Erst von da an geht die Entwicklung schneller. 1913 wurden in der deutschen Baumwollindustrie gezählt: 11 915 583 Spinnspindeln und 286 003 Webstühle. In Frankreich betrug zur selben Zeit in der Baumwollindustrie die Zahl der Spinnspindeln 7 400 000. Die Annexion Elsaß-Lothringens hat also nicht allein dem Besiegten, sondern auch dem Sieger zwei Jahrzehnte lang großen Schaden gebracht!

Die Kriegskonjunktur auf dem Ledermarkt.

Von J. Simon (Nürnberg).

Wenn auf irgendeinem Gebiet die Kriegskonjunktur in der rücksichtslosesten Weise ausgenutzt wurde, so auf dem der Lederindustrie. Und wenn irgendwo die Maßnahmen der Regierung zur Bekämpfung ungerechtfertigter Preistreiberei versagt haben, dann ist dies hier der Fall.

Der Heeresbedarf in Leder ist ein außerordentlich großer. Sowohl für die Fußbekleidung als auch für die sonstige Ausrüstung der Truppen werden ungeheure Mengen Leder verbraucht. Wenn auch schon im Frieden große Vorräte für den Kriegsfall aufgespeichert wurden, so mußte doch bei Kriegsausbruch die Produktion von Schuhzeug und Lederausrüstung stark gesteigert werden, einmal um die vielen Neuformationen auszurüsten, dann um für den starken Verschleiß, welcher durch den Krieg bedingt wurde, Ersatz zu schaffen. Hierzu bedurfte es außerordentlich großer Mengen von Leder.

Schon vor einer Reihe von Jahren war eine Gerbervereinigung für Heeresbedarf gegründet worden. Aber die dieser Vereinigung angeschlossenen Gerbereien waren dem Riesenbedarf, den der Weltkrieg erforderte, nicht gewachsen. Um den Heeresbedarf sicherzustellen, mußte die Militärverwaltung auch die der Vereinigung nicht angehörenden Gerbereien heranziehen. Die Sicherung des Heeresbedarfes glaubte die Militärverwaltung durch Gründung von zwei Gesellschaften: die Rohhaut-Aktiengesellschaft und die Kriegsleder-Aktiengesellschaft zu erreichen. Zugunsten der Rohhaut-Aktiengesellschaft wurde das ganze deutsche Gefälle an Häuten beschlagnahmt und ihr um etwa ein Drittel höherer Preis als im Frieden für Rohhäute bezahlt. Desgleichen wurden auch alle Gerbstoffe beschlagnahmt. Die Lederfabrikanten, welche Rohhäute von der Aktiengesellschaft beziehen wollten, mußten einen Verpflichtungsschein unterschreiben, daß sie aus diesen Häuten nur Militärleder herstellen und an die Kriegsleder-Aktiengesellschaft abliefern.

Der erste Fehler, den die Regierung machte, war der, daß sie nicht auch sofort alles fertige oder in der Fertigstellung befindliche Leder ebenso beschlagnahmte, wie das bei den Rohhäuten der Fall war, und nicht auch sofort Höchstpreise für Leder festsetzte. Hiergegen aber sträubte man sich besonders im Ministerium des Innern. Die Festsetzung von Höchstpreisen stand im Gegensatz zu dem bisher geltenden Grundsatz, daß sich die Preise durch Angebot und Nachfrage regeln müssen. Und doch wäre die Festsetzung von Lederhöchstpreisen verhältnismäßig einfach gewesen. Die Rohprodukte, Häute und Gerbstoffe waren beschlagnahmt und wurden zu einem festgesetzten Preis den Gerbern überlassen. Es wäre nur notwendig gewesen, einen entsprechenden Gerblohn festzusetzen und so den Höchstpreis für Leder zu bestimmen.

Es setzte nun sofort eine wüste Spekulation ein. Die Lederpreise gingen sprunghaft in die Höhe, und für die vorhandenen Ledervorräte sowie für das aus den noch zu Friedenszeiten eingekauften Rohhäuten hergestellte Leder wurden Preise verlangt und auch bezahlt, die die Friedenspreise um 200 bis 600 Prozent und mehr überstiegen.

Noch eine andere Ursache, welche aber auch zeigt, wie notwendig eine vollständige Systemänderung in der Militärverwaltung ist, erleichterte diesen Lederwucher. Die einzelnen Bekleidungsämter, welche die Ausrüstung für die Truppenteile zu liefern hatten, zahlten nicht nur jeden verlangten Preis, sondern machten sich auch noch gegenseitig Konkurrenz, indem sie einander überboten. So stieg zum Beispiel der Preis für ganze Vachehäute (Leder, welches in der Hauptsache für Bodenzwecke in

der Schuhfabrikation verwendet wird) für das Kilogramm von 3,60 bis 3,80 Mark vor dem Kriege auf 12 Mark. Für Vachecroupons von 4 bis 5 Mark auf 12 bis 14 Mark, für Vachehälse von 2,60 bis 3,20 Mark auf 8 bis 11 Mark, für Vacheflanken von 1,80 bis 2,50 Mark auf 8 bis 11 Mark. Bei dem Blankleder, welches in der Hauptsache für Riemen verwendet wird, war die Preissteigerung noch weit höher. Das Geschäft der Gerber blühte!

Schon im Dezember vorigen Jahres haben wir im Kriegsministerium und im Reichsamt des Innern Höchstpreise für Leder verlangt und darauf verwiesen, daß die Lederfabrikanten an jeder Haut, die sie gerben, bis zu 60 Mark Übergewinn erzielen. Bei einem monatlichen Gefäll von rund 300 000 Stück ergab dies einen monatlichen Mehrgewinn der Gerber von 12 bis 15 Millionen Mark, welche die Militärverwaltung für Lederausrüstung mehr bezahlen mußte. Allein all dies nutzte nichts! »Die alte Weltanschauung« stand diesem Eingriff in die Privatwirtschaft entgegen!

Für den Zivilbedarf blieben nur diejenigen Leder übrig, die die Militärverwaltung für ihre Zwecke nicht gebrauchen konnte. Und diese minderwertigen Leder wurden nun nicht etwa billiger abgegeben, sondern bei der großen Nachfrage wurden für diese noch höhere Preise gefordert und auch bezahlt.

Diese gewaltigen Summen flossen zum weitaus größten Teil in die Taschen der Lederfabrikanten, die infolgedessen Riesenprofite einheimsten, wofür die Firma Adler & Oppenheimer in Straßburg ein Schulbeispiel bietet.

Diese Gesellschaft zahlt zwar nur 20 Prozent Dividende gegen 12 und 10 Prozent in den Vorjahren. Betrachtet man aber die einzelnen Zahlen, so ergibt sich, daß der mit 12 Millionen Mark Aktienkapital arbeitende Betrieb im Grunde mit rund 100 Prozent Gewinn gearbeitet hat. Der Warengewinn hat im abgelaufenen Geschäftsjahr eine dreifache Steigerung erfahren, von rund 4½ Millionen auf 12 232 570 Mark. Der Bruttogewinn beträgt 12 816 129 Mark. Für Abschreibungen ist nahezu die doppelte Summe eingesetzt worden; sie belaufen sich auf 1 516 613 Mark. Damit sind mit Ausnahme von Grundbesitz und Gebäuden, die noch mit 1 Million (1,50 im Vorjahr) zu Buch stehen, sämtliche sonstigen Betriebsanlagen vollständig abgeschrieben, außerdem wurde eine Bankschuld von 3½ Millionen Mark aus dem Vorjahr nicht nur gedeckt, es ist auch noch ein Bankguthaben von über 3 Millionen Mark vorhanden. Nach Abstrich reichlicher Rückstellungen verbleibt als sogenannter Reingewinn ein Betrag von 8 205 113 Mark. Die ungeheure Steigerung tritt besonders kraß hervor, wenn man diese Zahl mit den reinen Gewinnergebnissen der zwei Vorjahre vergleicht, die beide nur 1 200 000 Mark betrugen. Die schwere Arbeit der Aufsichtsräte wird durch Erhöhung der Tantiemen von 30 000 auf 250 000 Mark reichlich belohnt, dagegen läßt sich über die Tantiemen des Vorstandes aus dem Bericht Ziffernmäßiges nicht ersehen, sie werden ebenfalls nicht zu knapp bemessen sein. Auf Vortrag für das nächste Jahr sind 1 254 246 Mark gegen 249 000 Mark im Vorjahr gebucht worden.

Die Vertreter der Schuhfabrikanten und -händler, Lederhändler sowie die Vertreter der drei in Betracht kommenden Arbeiterverbände haben in gemeinsamer Sitzung zu dieser das ganze Volk berührenden Frage Stellung genommen und in einer geharnischten Eingabe an die Reichsregierung verlangt, diesem Lederwucher entgegenzutreten. In der Budgetkommission des Reichstags haben wir die Frage aufgegriffen und Abhilfe verlangt. Aber immer wurde mit dem Einwand erwidert, daß Höchstpreise gerade bei Leder

undurchführbar seien. Dieser Widerstand wird einigermaßen klar, wenn man weiß, daß in der Kriegsleder-Aktiengesellschaft neben Regierungsvertretern nur noch Lederfabrikanten sitzen, die natürlich ein großes Interesse an den hohen Preisen hatten. Auf die Forderung der Lederverbraucher und der betreffenden Arbeitervertreter, auch Verbraucher in die Kriegsleder-Aktiengesellschaft zu wählen, wurde erklärt, die Interessen der Verbraucher seien durch die Vertreter der Militärverwaltung, als dem größten Lederverbraucher, genügend gewahrt. Ein köstlicher Einwand! Die Militärverwaltung schöpft aus dem Vollen! Was sie an Lederausrüstung mehr bezahlen muß, wird aus Mitteln der Allgemeinheit bezahlt, ganz abgesehen davon, daß die Militärverwaltung nicht für den Weiterverkauf tätig ist, sondern um die Truppen zu versorgen, ganz unbekümmert um den Preis. Die Militärverwaltung, die auch viel zu wenig sachverständig ist, wird natürlich viel eher geneigt sein, den gerissenen Sachverständigen der Gerber die hohen Lederpreise zu bewilligen als wie das bei Sachverständigen aus den Kreisen der Verbraucher der Fall ist.

Endlich im Mai dieses Jahres konnte die Regierung dem allgemeinen Unwillen, der durch die Lederwucherpreise in allen Kreisen des Volkes entstanden war, nicht mehr widerstehen. Aber ganz war die »alte Weltanschauung« doch noch nicht überwunden. Es wurden sogenannte »Richtpreise« für Leder eingeführt, den Verbrauchern ein Vertreter im Aufsichtsrat der Kriegsleder-Aktiengesellschaft eingeräumt und eine Lederkontrollstelle geschaffen, welche den Auftrag hatte, darüber zu wachen, daß für diejenigen Leder, die für den Zivilbedarf freigegeben wurden, die »Richtpreise« zuzüglich eines Aufschlags von 3 Prozent für den Groß- und 7 Prozent für den Kleinhandel nicht überschritten werden. Diese »Richtpreise« waren aber viel zu hoch festgesetzt, sie überschritten die Friedenspreise noch um 200 bis 300 Prozent. Um den Verdienst der Gerber etwas zu schmälern, wurde gleichzeitig bestimmt, daß die Gerber für jedes Pfund Rohhaut, welches sie von der Rohhaut-Aktiengesellschaft bezogen, 50 Pfennig an die Militärverwaltung abzuführen haben. Auf diese Weise hatte die Militärverwaltung zwar von den hohen Lederpreisen eine Einnahme von ungefähr 8 bis 10 Millionen Mark monatlich, aber die Konsumenten mußten das aus dem teuren Leder hergestellte Schuhwerk weiter bezahlen. In welcher Weise dies auf die Schuhkonsumenten wirkte, geht daraus hervor, daß die 50 Pfennig Abgabe auf das Pfund Rohhaut das Pfund Leder um 1 bis 1,50 Mark verteuert, so daß jeder, der sich zum Beispiel ein Paar Stiefel besohlen läßt, etwa 1 Mark indirekte Steuer zahlen mußte.

Inzwischen haben nun die großen Lederfabriken ihre Abschlüsse veröffentlicht, welche ungeheure Gewinne auswiesen, wodurch auch die breitere Öffentlichkeit auf die großen Kriegsgewinne aufmerksam wurde. Nun endlich sah sich die Regierung gezwungen, ihre »alte Weltanschauung« aufzugeben und Höchstpreise für Leder festzusetzen. Diese neuen Höchstpreise wurden, unter Verzichtleistung auf die 50 Pfennig Abgabe pro Pfund Rohhaut, am 1. Dezember 1915 in Kraft gesetzt. Diese Höchstpreise sind aber ebenfalls noch viel zu hoch. Für Leder, welches für die Schuhfabrikation in Betracht kommt,, wurden nur die Preise für Vacheleder herabgesetzt, die aber immer noch um rund 200 Prozent über den Friedenspreis betragen. Diese hohen Preise werden damit begründet, daß die Gerber noch

mit den teuren Rohhäuten zu rechnen hätten, da ja die 50 Pfennig Abgabe zunächst im Oktober 1915 auf 25 Pfennig herabgesetzt und erst am 1. Dezember ganz weggefallen sei, und die Regierung betrachtet diese Ermäßigung nur als den ersten Schritt, dem bald weitere folgen sollen.

Bei Beratung der Höchstpreisverordnungen des Bundesrats in dem »Reichshaushaltsausschuß« des Reichstags wurde von Rednern aller Parteien die Regierung wegen ihres Zögerns bei Festsetzung von Lederhöchstpreisen scharf angegriffen. Von dem Vertreter der Militärverwaltung wurde offen zugegeben, daß Fehler gemacht worden seien. Dagegen wurden von den Vertretern des Reichsamts des Innern alle möglichen Entschuldigungen für ihr Versagen ins Feld geführt. Die Erfahrungen, die wir in all den Verhandlungen machten, lehren, daß der eigentliche Widerstand gegen durchgreifende Maßnahmen im Ministerium des Innern liegt. Der Staatssekretär v. Delbrück gab dies ja auch mit den Worten zu: Die Schwierigkeit liegt darin, daß zwei Weltanschauungen einander gegenüberstehen. Wir steckten noch in jahrhundertelanger Überlieferung, aus der wir nicht so leicht heraus können.

Wir hören in der gegenwärtigen Zeit so oft von der aufopfernden Tätigkeit der deutschen Industrie, die uns ein Durchhalten ermögliche. Diese aufopfernde Tätigkeit wird aber in ein eigenartiges Licht gerückt, wenn von Regierungsseite zur Begründung für ihr Zögern erklärt wird, daß die hohen Gewinne notwendig wären, um die Produktionsfreudigkeit anzuregen. Wer wird da nicht daran erinnert, daß wir, bevor der Burgfriede proklamiert wurde, immer behauptet haben, daß der Patriotismus der Kapitalisten einen sehr metallischen Beigeschmack habe? Und wenn irgend etwas die Richtigkeit der sozialdemokratischen Forderung über die Beseitigung der privatkapitalistischen Produktionsweise bewiesen hat, so ist es die Ausnutzung der Kriegskonjunktur durch die Kapitalisten, die Münzung von Geld aus der höchsten Not des Volkes in einem Augenblick, wo Millionen draußen im Felde ihr Leben hingeben, um den »heimischen Herd« zu schützen.

Literarische Rundschau.

Professor Dr. Lichtenfeldt, Die Geschichte der Ernährung. Berlin 1913, Georg Reimer. XVII und 365 Seiten. Preis gebunden 10 Mark.

Das vorherrschende Gefühl, das ich beim Durchblättern dieses Buches empfand, war das Bedauern, daß ich es erst jetzt in die Hand bekommen hatte. Eine zusammenfassende Einführung in die Geschichte der Ernährung hat es meines Wissens bisher nicht gegeben. Nun ist aber die Ernährung genau so ein Kapitel Geschichte wie jede andere soziale Betätigung des Menschen. Nur auf den ersten oberflächlichen Blick mag es scheinen, daß für das Problem der Ernährung allein eine physiologische Betrachtungsweise in Betracht kommt. Man spricht von der »Physiologie der Ernährung«, genau so wie von der Physiologie der Atmung, der Muskeltätigkeit usw., und vergißt dabei vollständig all der mannigfaltigen Beziehungen, die zwischen der Ernährung und dem sozialen Leben vorhanden sind. Wer der heutigen Entwicklung der Ernährungsphysiologie aufmerksam zuschaut, der überzeugt sich, daß mehr und mehr soziale Gesichtspunkte in die Ernährungsphysiologie hineingebracht werden. Das ganze Problem der Wahl der Nahrungsmittel, die Fleischfrage, das Problem des Eiweißminimums, das Problem der Nahrungsmenge schlechtweg — alle diese Probleme können in ihrer ganzen

Breite heute nur diskutiert werden im Zusammenhang mit sozialen Gesichtspunkten. Ja, sogar das Problem der Verdauung verlangt heute, wo die Bedeutung des »Appetits«, die Bedeutung psychologischer Zustände für den Ablauf des Verdauungsvorganges erkannt worden ist, eine Berücksichtigung sozialer Momente. Mit der Aussage aber, daß soziale Beziehungen in der Ernährungsphysiologie berücksichtigt werden müssen, wird die Behauptung aufgestellt, daß das Problem der Ernährung eine geschichtliche Einstellung verlangt. Der praktische Gegensatz in der Fleischfrage, wie er zwischen der großen Masse der Konsumenten auf der einen und den Produzenten der Nahrungsmittel auf der anderen Seite vorhanden ist und in den öffentlich geführten Diskussionen seinen Niederschlag findet, hat gedanklich (»ideologisch«) die Form eines Gegensatzes zwischen geschichtlicher und ungeschichtlicher Einstellung in der wissenschaftlichen Behandlung des Ernährungsproblems angenommen. Es ist derselbe Gegensatz, der uns bei der wissenschaftlichen Behandlung vielreicher anderer Probleme entgegentritt. Aber eine wirklich wissenschaftliche Behandlung der Physiologie der Ernährung ist heute nur noch möglich, wenn wir gegenüber den Problemen der Ernährung auch eine geschichtliche Betrachtungsweise anwenden.

Das Buch von Lichtenfeldt stellt nun einen Versuch dar, das Problem der Ernährung von dem gezeichneten Gesichtspunkt aus zu erfassen. Das Vorwort, das Lichtenfeldt seinem Buche vorausschickt, ist geeignet, von vornherein die Sympathien des Lesers für das Buch zu gewinnen. Er weist darauf hin, daß es den Verfassern der älteren Geschichtswerke als Hauptaufgabe erschien, die »kriegerischen Taten von Fürsten, Helden, Völkern als Markstein der Betrachtung hinzustellen. Die äußeren Anlässe, den Gang, die Folgen der Heereszüge zu beschreiben, beschäftigt den Geschichtschreiber so vollständig, daß die zwischen ihnen liegenden wirtschaftlichen Begebenheiten und Vorgänge kaum Erwähnung finden.... Die Ernährung... genau zu schildern, mochte der Geschichtschreibung wohl als nebensächlich erscheinen. Die Autoren der Geschichtswerke verließen in dieser Hinsicht die Pfade, die Herodot, der Vater der Geschichte, beschritten hatte. Die Helden der Geschichte tafelten; das Mahl bot ihnen gleiche Freude, eine Abwechslung im Dasein, wie der Kampf. Das Mahl der führenden Volksschicht war eine notwendige, festliche Unterbrechung der kriegerischen Tätigkeit, nicht der knapp zugemessene Erfolg eines notwendigen rastlosen Bemühens.« Als ein wichtiges Moment in der Lehre von der Ernährung müssen wir berücksichtigen, »daß die Ernährung in jedem Volke sich gegensätzlich zu gestalten vermag. Sorglos kann die eine Schicht die Nahrung vergeuden, schmerzvoll muß die andere die Nahrung entbehren....« Man sieht, es wäre völlig unsinnig, die Physiologie der Ernährung unabhängig von der Soziologie zu behandeln.

Lichtenfeldt geht in die Fußstapfen von Ernst Engel, dessen wissenschaftlichen Nachlaß er zuerst herauszugeben gedachte. Dem stellten sich allerdings Widerstände entgegen. Das Ganze atmet aber den Geist, der durch Engel in die wissenschaftliche Behandlung dieser Probleme eingeführt worden ist.

Das erste Kapitel über »Zweck und Quellen der Ernährung« behandelt die physiologischen Grundlagen der Ernährung. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, schon über kritisch diese Probleme zu beschreiben versucht hat, wird natürlich nicht das Gefühl loswerden können, daß er das eine oder das andere nicht so zur Darstellung gebracht hätte wie Lichtenfeldt. Die folgenden vier Kapitel behandeln rein pragmatisch die Geschichte der Ernährung: »Die Ernährung in der urgeschichtlichen Zeit«, »Die Ernährung bei älteren nichteuropäischen Völkern«, »Die Ernährung neuerer geschichtlicher Völker bis ins Frühmittelalter« und die »Ernährung neuerer geschichtlicher Völker vom Frühmittelalter bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts«.

Das sechste Kapitel behandelt »Die Vervollkommnung in der Benutzung der pflanzlichen Nahrung«, das siebente »Den Ausnutzungsgrad der tierischen Nahrung«. In diesen beiden Kapiteln wird eine ganze Reihe von Tatsachen gebracht,

deren Kenntnis für die Diskussion von Ernährungsproblemen von großer Bedeutung ist. Das achte Kapitel bringt »Die Entwicklung der chemischen und physiologischen Erkenntnis in bezug auf Ernährung« zur Darstellung: die Abhängigkeit der Ernährung von der Arbeit, das Problem des Eiweißminimums, den Vegetarianismus, die Versuche von Hindhede und Chittenden usw.

Das neunte Kapitel über »Die volkswirtschaftlichen Ergebnisse des Studiums der Ernährung«, das besonders ausführlich ist, behandelt die ganze Fülle volkswirtschaftlicher Fragen. die in Beziehung zur Ernährung stehen: Die Produktion pflanzlicher und tierischer Nahrung in den einzelnen Ländern, den Nahrungsverbrauch, die Preisbildung der Nahrung usw. Der Leser findet hier eine ganze Menge von dem, was in den letzten Jahren im Mittelpunkt so mancher öffentlichen Diskussion gestanden hat.

Das zehnte Kapitel behandelt den »Verbrauch an Nahrungsmitteln auf Grund von Wirtschaftsrechnungen«. Die Bedeutung einer Erhebung von Wirtschaftsrechnungen ist ja auch in Deutschland in den letzten Jahren genügend gewürdigt worden, und die Erhebungen des Kaiserlich Statistischen Amtes und des Metallarbeiterverbandes, die seinerzeit auch in der »Neuen Zeit« eine Besprechung erfahren haben, haben erfreulicherweise auch das Interesse weiterer Kreise für diesen überaus wichtigen Zweig der Ernährungswissenschaft angeregt. In dem Buche von Lichtenfeldt findet der Leser eine Besprechung dieser Verhältnisse in den einzelnen Ländern Europas, wie Italien, Frankreich, die Schweiz, England, Deutschland, dann die Niederlande und Belgien, und schließlich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

In dem letzten Kapitel über »Ernährung und Volksgesundheit« findet der Leser wiederum ein reiches Material über die hier in Betracht kommenden Beziehungen.

Sehr lebendig geschrieben ist das kurze Schlußwort. »Aus der Betrachtung der Ernährungsweise bei den verschiedenen Schichten der Bevölkerung eines Landes, beim Vergleich der Ernährung in verschiedenen Ländern ergibt sich die Richtigkeit der Anschauung Ernst Engels, daß es einem Naturgesetz entspricht, wenn der Mensch danach strebt, bis zu einem individuell verschieden notwendigen Grade die Ernährung mit tierischen Nahrungsmitteln zu erzielen. Diesem Gesetz entsprechend versuchen die Menschen ihre Ernährung zu gestalten. Sie daran hindern, ihnen es erschweren zu wollen, wird stets für die Entwicklung der Menschheit unerfreuliche Erfolge hervorrufen. Bei allen Völkern besteht zwar die Nahrung bisher durchschnittlich ihrer Menge nach hauptsächlich in pflanzlichen Nahrungsmitteln. Es machen sich jedoch Anzeichen dafür geltend, daß wir an einem Wendepunkt in dieser Beziehung stehen. In den Kulturvölkern zeigen sich ausgesprochen zahlreiche Klassen, die die Hälfte und mehr als die Hälfte des Gewichts der Nahrung mit tierischen Nahrungsmitteln decken....«

Lichtenfeldt verlangt, daß den Konsumenten ein größerer Einfluß auf die Preisbildung der Nahrung zugestanden werde. Das könne erreicht werden durch Produktiv- und Konsumgenossenschaften, auch durch gemeindliche Herstellung und gemeindlichen Verkauf der Hauptnahrungsmittel. Man müsse berücksichtigen, daß der öffentliche Schutz nicht nur mit Bezug auf die Qualität, sondern auch auf die Quantität der Nahrung zu gelten habe.

Das Buch von Lichtenfeldt verdient alle Berücksichtigung. Wer Ernährungsfragen und volkswirtschaftlichen Fragen nachgeht, für den ist dieses Buch ganz unentbehrlich. Das Buch gehört in jede Arbeiterbibliothek, wo es zweifellos zu den vielgelesenen Büchern gehören wird. Das Buch ist großzügig geschrieben, und man komme nicht mit Einwänden, die sich auf die eine oder andere Stelle in dem Buch beziehen könnten! Lipschütz.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

. Band Nr. 18 Ausgegeben am 28. Januar 1916 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Keine Selbsttäuschungen.

Ein Wort zur Frage „Parteispaltung".

Von Ed. Bernstein.

Ist wirklich die Spaltung der deutschen Sozialdemokratie in Sicht? Es heint mir angezeigt, diese von Angehörigen der Rechten und Linken der Partei zur Debatte gestellte Frage vom Standpunkt solcher Genossen aus zu örtern, die bis jetzt dem gemäßigten Flügel der Partei zugehörten, dessen eueste Entwicklung aber nicht mitzumachen vermögen und daher, ohne ren bisherigen Standpunkt aufzugeben, sich zurzeit keiner der beiden oder rei Gruppen der Partei zurechnen.

Unzweifelhaft haben die Meinungskämpfe in der deutschen Sozialdemotatie heute eine Schärfe angenommen, wie es seit Jahrzehnten nicht der Fall wesen ist. Und zwar sehr begreiflicherweise. Denn es handelt sich da um inge, die vordem nur erst abstrakt als Möglichkeiten oder in Keimen sich igten, nun aber in greifbarster Unmittelbarkeit als Tatsachen vor uns ehen. Unter diesen Umständen mußten die vorhandenen Tendenzen sich härfer herausarbeiten und zu jenem Spannungszustand der Geister führen, en wir im Leben der Parteien Krise nennen. Schon vor mehr als Jahresist schrieb ich an Genossen, was die deutsche Sozialdemokratie jetzt durchmachen habe, sei die erste wahrhaft ernste Krise seit ihrem Bestehen als reinte Partei, alle früheren Krisen seien aufgebauschte Kleinigkeiten dagen gewesen. Und wie haben sich seitdem die Gegensätze zugespitzt! Wo an damals noch miteinander argumentierte, befehdet man sich heute nur och, und oft in Formen, die vom Bewußtsein parteigenössischer Zusammenehörigkeit wenig merken lassen. Das Vorhandensein einer bedeutungsollen Krise der Partei ist für niemand mehr ein Geheimnis. Die Zunahme er persönlichen Gereiztheiten ist nur das natürliche Widerspiel der Zuahme der sachlichen Spannung. Auf dem rechten Flügel der Partei hat ine Weiterentwicklung nach rechts hin Platz gegriffen, auf dem linken lügel kündigt sich eine Weiterentwicklung nach links hin an.

Ich stelle dies fest, um erkennen zu lassen, daß ich weit davon entfernt in, den schwerwiegenden Charakter der zurzeit in der Partei obwaltenden Gegensätze verkleinern zu wollen. Obwohl ich jedoch der großen Bedeutung er Fragen, die heute Gegenstand des Streites in der Partei sind, mir voll ewußt bin, kann ich doch in keiner Weise der Meinung zustimmen, daß iese Gegensätze oder dieser Streit mit Notwendigkeit zu einer Spaltung er Partei führen müssen, halte vielmehr das Spielen mit diesem Gedanken iner Parteispaltung für ein sehr verfehltes, sehr verderbliches Tun.

Gewiß, nimmt man die Gegensätze, die heute in der Partei die Geister ufeinanderplatzen machen, in ihrer vollen grundsätzlichen Schärfe, dann

wird man auf Unterschiede der Meinungen in bezug auf wichtige Punkte selbst der Gesinnung stoßen, die es sehr wohl als zweifelhaft erscheinen lassen können, ob die Träger dieser gegensätzlichen Anschauungen und Denkarten wirklich noch zusammengehören.

Aber — und dies führt auf den Grundfehler in jener Betrachtung — für wie viele Parteimitglieder bestehen denn diese Gegensätze in der bezeichneten vollen, grundsätzlichen Schärfe? Ist es nicht eine durchaus irrige Annahme, zu meinen, daß die Parteigenossen im Lande die Gegensätze so scharf und so tief auffassen, wie dies etwa bei einer ja auch nur begrenzten Zahl von Vertretern der Rechten und der Linken der Reichstagsfraktion oder bestimmter Ausschüsse der Fall ist? Tatsächlich ist es fast allerorts nur eine Minderheit der Parteimitglieder, die sich intensiver mit den zur Debatte stehenden Fragen beschäftigen und den Parteistreit als *ihren* Streit, beziehungsweise ihre Sache empfinden. Die große Mehrheit der Mitglieder und unorganisierten Anhänger der Partei tun es nicht und *können* es in vielen Fällen gar nicht tun. Sie sind der Partei aus Klassenempfinden beigetreten, weil sie in ihr die große Sachwalterin ihrer materiellen und geistigen Interessen erblicken, zur eingehenden Beschäftigung mit den theoretischen und weitergreifenden politischen Streitfragen der Partei aber fehlt vielen von ihnen leider die Zeit, die Vorbildung und oft auch die geistige Anlage. Selbst wenn besondere Zeitumstände sie veranlassen, zu einem ausgebrochenen Konflikt hinsichtlich der Politik der Partei Stellung zu nehmen, pflegt das Interesse an den Erörterungen darüber den unmittelbaren Anlaß nicht zu überdauern. Ist der Anlaß verstrichen, dann erscheint ihnen der Streit um jene Grundfragen nur noch im Lichte abstrakter oder akademischer Betrachtungen und fesselt sie daher nicht mehr. Was sie aber interessiert und erwärmt, ist der Fortgang der Bewegung als ein *Ganzes*.

Diesem Teil unserer Parteimitglieder, von dem ich glaube sagen zu dürfen, daß er weit über die Hälfte der Parteiangehörigen umfaßt, würde eine Spaltung der Partei das *Vertrauen in sie* rauben und so zur Ursache eines rasch einsetzenden Abbröckelns vom Parteiverband werden. Den Fraktionen, in welche die Partei sich zersetzte, würden dauernd nur diejenigen Elemente verbleiben, denen der Streit näher zu Herzen geht, und die durch persönliche Verbindungen und Sympathien sich an sie gekettet fühlen. Diese mehr persönlichen Beweggründe des Zusammenhalts würden aber den Verlust an *sozialer* Anziehungskraft, den die Bewegung als ein Ganzes erlitte, nicht entfernt aufwiegen.

Dazu kommt noch ein anderes. Wenn die Spaltung, wie dies den oben bezeichneten Genossen vorschwebt, mit Sicherheit die Trennung der Partei in eine gemäßigte und eine radikale Fraktion zur Folge hätte, die jede selbständig eine Politik betrieben, welche sich von der Politik der anderen Fraktion streng unterschiede, so könnte man wenigstens das eine Gute von ihr gewärtigen, daß sie den unvermeidlichen geistigen Kampf auf einer gewissen Höhe halten würde. Aber diese Annahme widerspricht aller Erfahrung. Die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie wie der Sozialdemokratie anderer Länder hat vielmehr gezeigt, daß, wo es sich nicht bloß um eine Absplitterung kleiner Minderheiten vom großen Körper der Partei handelt, die dann stets schnell zur Rolle bloßer Sekten verurteilt werden, Spaltungen sich niemals in der Gestalt solcher »reinlichen« Scheidung in schwarze und

weiße Böcke vollziehen. Aus einer ganzen Reihe von Gründen, deren Aufzählung hier zu weit führen würde, gibt es vielmehr dann stets hüben und drüben eine Mischung, hat jede Fraktion, die überhaupt lebens- und arbeitsfähig sich erweist, mit Notwendigkeit bald wiederum selbst ihren rechten und linken Flügel, ihre Gemäßigten und ihre Radikalen. Zugleich drängen sich in der laufenden Tätigkeit jeder von ihnen in der Gesetzgebung, den öffentlichen Verwaltungskörpern und den freien Wirtschaftsschöpfungen der Arbeiterklasse diejenigen Aufgaben, in bezug auf die grundsätzliche Unterschiede zwischen den sozialdemokratischen Fraktionen nicht bestehen, so stark in den Vordergrund des Interesses, daß der Kampf um die großen Prinzipien sich darüber abstumpft und durch Zänkereien um verhältnismäßig unbedeutende Detailfragen überwuchert wird. Das bewirkt dann Steigerung der persönlichen Gehässigkeiten, der Zeit und Kräfte verzehrenden Keibereien und damit Abstoßung aller Elemente, denen diese Dinge zuwider sind. Die unvermeidliche Rivalität der streitenden Fraktionen läßt ferner jede von ihnen nur auf ihr eigenes Wachstum bedacht sein, sie dagegen es als in ihrem Interesse gelegen empfinden, daß die andere Fraktion nicht wächst, sondern womöglich an Stärke verliert. So erleidet das Interesse am Wachstum der Bewegung als ein Ganzes und dieses Wachstum selbst unvermeidlich schwere Schädigungen. Wer die Zeiten noch miterlebt hat, wo Lassalleanische und Eisenacher Sozialdemokraten in Deutschland einander als rivalisierende Fraktionen gegenüberstanden, wird darüber nicht im Zweifel sein.

Mancher der jüngeren Genossen wird hier vielleicht einwenden, damals habe aber doch trotz des heftigen Fraktionskampfes die Bewegung als Ganzes große Fortschritte verzeichnen können. Gewiß, zugenommen hat die Bewegung trotzdem. Man vergesse aber nicht, welch ein ungeheures Gebiet politisch jungfräulichen Bodens zu jener Zeit der sozialdemokratischen Propaganda in der Arbeiterschaft Deutschlands noch offen stand. Die Bewegung war jung, erfüllt von den Hoffnungen der Jugend, ohne ernsthaft in Betracht kommende Gegner, und die beiden streitenden Fraktionen hatten ihr Arbeitsfeld in der Hauptsache auf geographisch getrenntem Boden. Heute aber haben wir mit ganz anderen Verhältnissen zu rechnen, sowohl was die gegnerischen Kräfte als auch was die geistigen Strömungen in der Arbeiterwelt selbst anbetrifft. Wir haben mit einer Arbeiterklasse zu tun, die schon fünf Jahrzehnte Arbeiterbewegung hinter sich hat, und der kann man nicht ungestraft bieten, was in der Jugend der Bewegung ohne dauernden Schaden für das Ganze geschehen durfte.

Mögen sich das diejenigen Genossen auf der Rechten und der Linken der Partei, die mit dem Gedanken der Spaltung leichthin spielen zu können glauben, wohl überlegen und sich vor Selbsttäuschungen hüten. Ihnen zu Nutz seien hier die Worte eines verstorbenen Genossen zitiert, die zu einer Zeit gesprochen wurden, wo auch ein heftiger Konflikt in der Partei sich abspielte.

Es war während des Dresdener Parteitags von 1903. In den ersten Tagen dieses so stürmisch verlaufenen Kongresses ward herumgegeben, Bebel und Gleichgesinnte würden eine Resolution gegen den Revisionismus beantragen, die für dessen Parteigänger einem kaudinischen Joch gleichkommen werde. Infolgedessen traten eine Anzahl der letzteren, darunter auch unser verstorbener guter Franz Ehrhart (Ludwigshafen), zu einer

Beratung darüber zusammen, was sie im Falle der Einbringung und Annahme einer solchen Resolution zu tun hätten, und von irgendeiner Seite — welche, ist hier gleichgültig — fiel die Bemerkung, wenn die anderen es zum Äußersten treiben sollten, so müsse man es eben auf eine Spaltung ankommen lassen. Da nahm Franz Ehrhart das Wort und sagte in seiner derben pfälzischen Manier, aber mit sehr bewegter Stimme:

Ich will euch etwas sagen, Leute. Wenn man jung ist, ist man ein Lausbub und nimmt die Dinge leicht. Da scheint einem auch eine Parteispaltung unbedenklich. Ich habe das in jungen Jahren an mir selbst erfahren, als ich zum Hans Most hielt und bei anderen Anlässen. Hat man aber ein Menschenalter Arbeit *in* der Partei und *mit* der Partei auf dem Rücken, dann fällt's einem mit dem Auseinanderlaufen sehr schwer, dann bringt man die Trennung nicht zuwege. Ich gehe mit euch, so weit ihr sonst wollt, aber wenn es heißt Spaltung, da dürft ihr nicht auf mich rechnen.

Diese, wie bemerkt, in ersichtlich starker innerer Bewegung vorgetragenen Worte machten einen tiefen Eindruck, und selbst nur vermutungsweise ward von Spaltung nicht mehr gesprochen.

Ehrharts Worte haben aber noch heute Geltung. Und sie treffen nicht nur auf viele, viele im Kampfe bewährte Genossen, sie treffen auch auf die Bewegung selbst zu. »Wenn man jung ist, ist man ein Lausbub« — in der Jugend kommt es auf vieles nicht an, was die zur Reife gelangte Bewegung nicht mehr verträgt. Man blicke in andere Länder. In Frankreich hat man lange geglaubt, für jede Richtung in der sozialistischen Bewegung sich den Luxus einer Sonderorganisation leisten zu können, und nicht wenige der französischen Sozialisten sahen in dieser Geteiltheit der Bewegung einen der geistigen Entwicklung wohltätigen Vorzug. Aber es kam der Zeitpunkt, wo sie sich einfach nicht mehr aufrechterhalten ließ, wo die großen, gemeinsamen Aufgaben der Bewegung die Zersplitterung der Kräfte einfach nicht mehr vertrugen. Geist, Wesen und Bedingungen der deutschen Arbeiterbewegung sind ihr aber in weit höherem Grade noch entgegengesetzt, als dies von der französischen Arbeiterbewegung gesagt werden kann.

Darum gebe man sich keinen Selbsttäuschungen über die etwaigen Folgen einer Spaltung der deutschen Sozialdemokratie hin. Die von ihr erwarteten Vorteile sind illusorisch, ihre Nachteile sicher. Jeder Teil der Bewegung und damit diese als ein Ganzes würde in ihren Lebensinteressen schwer geschädigt werden. Das Vertrauen in ihre Zukunft erhielte einen sehr verhängnisvollen Stoß.

So unerträglich manchem der gegenwärtige Zustand des Parteilebens erscheinen mag, so schwer es manchem fallen mag, mit Leuten in ein und derselben Partei zu wirken, deren Anschauungen in bezug auf die gegenwärtig die Partei bewegenden Fragen den seinen meilenweit entgegengesetzt erscheinen, so muß jedem, der so denkt und empfindet, das Bewußtsein über die seelischen Kämpfe des Augenblicks hinweghelfen, daß wir in einem politischen Ausnahmezustand leben, der vorübergehen wird, und daß, wenn wir erst wieder zwanglos über jene Fragen werden sprechen dürfen, mindestens im großen Körper der Partei über manches Verständigung sich wird erzielen lassen, hinsichtlich dessen heute die Meinungen sich unvermittelt gegenüberstehen.

Angehörige des linken Flügels der Partei haben der Überzeugung Ausdruck gegeben, die Entwicklung der Dinge nach dem Kriege werde der radi-

kalen Richtung in der Partei so sehr zugute kommen, daß sie stärker als je aus der gegenwärtigen Krise hervorgehen werde. Das mag sein, es ist indes auch eine andere Entwicklung der äußeren Verhältnisse und der inneren Gestaltung der Partei möglich. So ist es zum Beispiel nicht ausgeschlossen, daß, wenn erst die Umstände in Wegfall kommen, die heute Leute zusammenführen, welche in ihren Grundanschauungen wesentlich differieren, Neugruppierungen im Schoße der Partei sich bilden, an die heute noch niemand denkt. Denn was auch die Zukunft bringen mag, so ist jedenfalls so viel sicher, daß es nach wie vor Unterschiede der Auffassung, Meinungsverschiedenheiten über Politik und Taktik der Partei in unseren Reihen geben wird. Es ist nicht denkbar und auch nicht einmal wünschbar, daß in dieser großen Partei schablonenmäßiges Denken über alles und jedes Platz greift. Im Gegenteil war es bisher der Stolz der Partei und soll es daher auch bleiben, daß sie einen oft sehr lebhaften Kampf der Geister im Innern mit einer starken Aktion nach außen zu vereinen wußte.

Bedingung dafür ist, daß sie in ihrer Verfassung und Gebarung eine demokratische Partei bleibt. Zur echten, das heißt gesunden Demokratie gehört aber, daß nicht die jeweilige Mehrheit absolut herrscht, sondern daß der Minderheit Raum und Recht für freie Geltendmachung ihrer Ansichten gewährleistet bleiben. Es widerspricht dem Zwecke dieses Artikels, in seinem Rahmen auf die Substanz des gegenwärtigen Parteistreits einzugehen. Das eine aber glaube ich, den lange Krankheit verhindert hat, an den Debatten der letzten zwei Monate teilzunehmen, hier als meine Überzeugung aussprechen zu dürfen: etwas mehr Verständnis für die unerläßlichen Rechte von Minderheiten hätte genügt, der Partei die Unannehmlichkeit zu ersparen, daß eine Kundgebung, die einem Teil ihrer Vertreter, die meisten davon alte Kämpfer der Partei, nach ihrer innersten Überzeugung absolut geboten erschien, nur unter Umständen erfolgen konnte, die sie mit dem Makel des »Disziplinbruchs« behaftete. Wie die Einheit der Partei daran nicht zugrunde gegangen ist, daß Rechte und Linke sich oft fast als geschlossene Gruppen im Meinungsstreit gegenüberstanden, wie sie es nach Ansicht selbst der jetzigen Mehrheit der Reichstagsfraktion verträgt, daß bei wichtigen Abstimmungen im Reichstag eine beträchtliche Minderheit der Fraktion den Sitzungssaal verläßt und sich draußen in den Gängen des Reichstags herumdrückt, so würde sie es auch durchaus vertragen, wenn beim Vorhandensein starker Meinungsverschiedenheiten an der Stelle jenes wenig erhebenden Vorgangs die würdigere Form der Abgabe einer Minderheitserklärung träte. Eine Partei, die, ich wiederhole, von jeher stolz darauf war, daß sie ihre Meinungskämpfe auf ihren Kongressen in voller Öffentlichkeit ausfocht, braucht auch in dieser Sache nicht Versteck mit sich selbst zu spielen.

Es steht zu erwarten, daß, wenn die heutige Erregung sich gelegt haben wird, man dies auch in den weiteren Kreisen der Partei begreifen und anerkennen wird. Die Einheit der Partei hat keinen besseren, keinen sichereren Schutz als die Wahrung des größten Maßes von Freiheit in der Partei, das im Rahmen der für alle bindenden Grundsätze ihres Programms angängig ist. Wird an dieser Erkenntnis festgehalten und ihr gemäß gehandelt, so wird das Gespenst der Parteispaltung, das jetzt umgeht, Gespenst bleiben und selbst als solches bald wieder verschwinden.

Vaillant und Liebknecht im Anfang des Deutsch-Französischen Krieges.

Von N. Rjasanoff.

1. Vaillant und die Eisenacher vor der Kriegserklärung.

Über ein arbeits- und opfervolles Leben sind jetzt die Akten geschlossen. Der Todfeind der bürgerlichen Gesellschaft, die lebendige Verkörperung der von den Versaillern im Blut erstickten französischen Kommune, stirbt nicht im Kampfe gegen diese Gesellschaft, gegen die Erben der Thiers und Gallifet, sondern im Kampfe für die bürgerliche Republik in treuer Gemeinschaft mit Briand und Castelnau, Denys Cachin und Millerand. Eine tragische Ironie des Schicksals offenbart sich in diesem widerspruchsvollen Lebensende des unversöhnlichsten Revolutionärs der zweiten Internationale. Erst später wird man die Frage beantworten können, ob es ein persönlicher Irrtum, ob es bloß Vaillants Schuld war, oder ob es ein weltgeschichtlicher Irrtum war, der in Vaillant seinen klassischsten Ausdruck fand.

Der Zeit nach liegt Vaillants ganze politische Tätigkeit zwischen zwei deutsch-französischen Kriegen, zwischen den Jahren 1870/71 und den Jahren 1914/15.

Vor dem ersten Kriege tritt Vaillant kaum in der Öffentlichkeit hervor. Er nimmt allerdings an allen damaligen revolutionären Studentenbewegungen teil, wir finden auch seine Unterschrift unter dem Aufruf, den die Pariser Studenten an die Studenten Deutschlands und Italiens am 15. Mai 1866 erließen, um gegen den drohenden Krieg zu protestieren:

»Nationalitäten, Vaterländer, Rassenverschiedenheiten, Gleichgewicht« — heißt es unter anderem dort —, »alles große sinnlose Worte, die stets nur dem Ehrgeiz und dem aberwitzigen Stolz einiger Unterdrücker als Larve gedient haben. Dergleichen Kriege werden geführt, seitdem die Welt besteht. Was haben sie erreicht? Ströme Blutes sind geflossen, und was haben die Völker dabei gewonnen?«[1]

Wie Lafargue machte er die Proudhonsche Schule durch, und ebenso wie jener verwarf er den Legalismus (das sich klammern an die Gesetzlichkeit) und den Mutualismus (das Prinzip der Gegenseitigkeit der Leistungen) des Verfassers der »Philosophie des Elends«, um ein konsequenter Revolutionär und Kommunist zu werden. Aber ihre Wege waren verschieden. Lafargue übersiedelte nach London und durchlief schnell unter dem direkten Einfluß von Marx die verschiedenen Phasen, die dieser selbst durchgemacht, indem er den Proudhonismus und den Feuerbachschen Humanismus kritisch umarbeitete, und lernte im Generalrat auch die Praxis der Arbeiterbewegung kennen. Vaillant hingegen ging nach Deutschland, studierte dort Naturwissenschaften und nicht minder eifrig die deutsche Philosophie; er wurde ein begeisterter Anhänger der Feuerbachschen Philosophie, und erst nach einem engeren Kontakt mit der deutschen und österreichischen Arbeiterbewegung kam er zu denselben Resultaten, zu denen die beiden Feuerbachianer Marx und Engels schon fünfundzwanzig Jahre vorher gekommen waren.

Im Juni 1870 treffen wir Vaillant auf dem Stuttgarter Kongreß der Eisenacher. Liebknecht stellte ihn der Versammlung als ein Mitglied der

[1] In seinem ganzen Wortlaut haben wir diesen Aufruf unlängst in unseren Artikeln über »Die auswärtige Politik der alten Internationale« veröffentlicht (Neue Zeit, XXXIII, 2, S. 438, 439).

Internationalen Arbeiterassoziation und als den Vertreter der französischen demokratischen Presse (Korrespondent des »Rappel«) vor. In seinem Erscheinen erblickte Liebknecht einen Beweis, daß der sogenannte »Nationalhaß« für die Demokratie nur noch eine Schimäre sei.

Vaillant dankte darauf im Namen der französischen Sozialdemokraten für die Sympathieerklärung des Kongresses. Er drückte seine Freude aus, in der deutschen Sozialdemokratie denselben Geist der Brüderlichkeit zu finden, der auch die französische Sozialdemokratie beseele.

»Die einzelnen Nationen« — sagte er — »können sich nicht befreien; die Sozialdemokraten der verschiedenen Länder, namentlich Deutschland und Frankreich müssen zusammenwirken, und bald werden die Vereinigten Staaten von Europa gegründet sein, nicht die vereinigten Staaten der bürgerlichen Demokratie, der Bourgeoisdemokratie, sondern die sozialdemokratische Republik, der wahre Volksstaat.«

Kaum ein Monat war seit diesem Kongreß vergangen, als der Krieg zwischen Preußen und Frankreich ausbrach. Die Kriegserklärung überraschte Vaillant noch im ruhigen Tübingen. Seine Stimmung zeigt sich am besten in einem langen Briefe, den er am 24. Juli 1870 aus Tübingen an Liebknecht schrieb.[2] Da ihm die Haltung des »Volksstaat« den unmittelbaren Anlaß bot, schicken wir dem Brief die Darstellung des damaligen Standpunktes von Liebknecht voraus.

2. Liebknechts Haltung beim Ausbruch des Krieges.

Der Krieg, den alle seit dem Kriege von 1866 erwarteten, kam doch wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Am 13. Juli 1870 schrieb Liebknecht in der »Politischen Übersicht« des »Volksstaat«:

Vor acht Tagen war kein Wölkchen am politischen Horizont zu entdecken, und wer gesagt hätte: ehe die Sonne dreimal niedergeht, stehen wir auf der Schwelle eines europäischen Krieges! wäre für einen Tollhäusler gehalten worden.

Und heute?

Das Frankreich der Bonaparte hat dem Preußen der Bismarck die Kriegsfrage gestellt, und wenn letzteres sich nicht zu einem schimpflichen Rückzug entschließt, ist der Krieg unvermeidlich.

Die Frage, wie das gekommen, beantwortet Liebknecht, der in der Bismarckschen Politik nur eine preußische Variation der bonapartistischen sah, in folgender Weise:

Nichts einfacher. Der Anlaß ist höchst gleichgültig — ein preußischer Leutnant aus dem Geschlecht derer von Hohenzollern, der nach dem Beispiel seines älteren Bruders (Carlo von Rumänien) einige Wochen lang ein Krönchen zu tragen Lust hat, und zwar das der frommen Messaline Isabella vom Kopfe geschlagene —, die Ursache, nicht so gleichgültig für uns, aus der Pandorabüchse des Jahres 1866 hervorgeflossen — die schmachvolle Ohnmacht des dreigeteilten zerrissenen, dem Spott und den Ränken des Auslandes überlieferten Deutschland. Seit Graf Bismarck, der »große Staatsmann« mit dem »deutschen Herzen«, den Verabredungen von Biarritz gemäß die »Deutsche Frage« der Entscheidung Bonapartes überliefert hat, ist Deutschland das Versuchsfeld der Napoleonischen Verlegenheitspolitik. So oft Bonaparte die Revolution im Nacken fühlt, sucht er sich durch eine Aktion auf Kosten Deutschlands zu retten. Trotz, oder richtiger infolge

[2] Adressiert an »Herrn W. Liebknecht, Redakteur des ‚Volksstaat', Brauerstraße Nr. 11, Leipzig (Sachsen)«.

Sadowas mußte Preußen ihm 1867 Luxemburg opfern; und 1868 entging es bloß durch den Ausbruch der spanischen Revolution einem Kriege mit Frankreich, was Graf Bismarck bekanntlich selbst zugestanden hat. Aus dieser spanischen Revolution ist nun die neueste Kriegsgefahr entstanden.

Liebknecht kommt aber noch nicht zu einem bestimmten Schlusse, wer von beiden — Bonaparte oder Bismarck — den Krieg *will*. Vorläufig ist es noch für ihn ein Kampf zweier Prestigepolitiker. Freilich weiß er, daß über diese Verwicklung zwei Lesarten existieren.

Die eine, Graf Bismarck, der fabelhafte Schlaukopf, habe in einer seiner schlaflosen Nächte die Hohenzollernsche Kandidatur ausgetüftelt, mit Prim und Serrano alles abgemacht und den französischen Kaiser — der Schüler den Lehrer — aufs eleganteste überlistet.

Er weiß auch, daß die Urheber dieser Version natürlich der Ansicht sind, Bonaparte werde mit Leichtigkeit aus dem Sattel gehoben werden. Man sieht aber, daß Liebknecht viel mehr der anderen Lesart zuneigt, die glaubt, der Schlauere sei Napoleon, und Bismarck werde die Vorsicht den besseren Teil der Tapferkeit sein lassen und um jeden Preis einen Krieg vermeiden, so daß der Bonaparte das Prestige eines gewonnenen Feldzugs ohne Blutstropfen hätte. Doch sagt er das in seinem ersten Artikel über den Krieg noch nicht.

»Welche Lesart die richtige ist« — schließt er seine Betrachtungen —, »ob eine von beiden überhaupt richtig — das wissen wir nicht. Dies aber wissen wir, daß es unsere Aufgabe ist, *mit aller Energie auf die Beseitigung von Zuständen hinzuwirken, die es einem beliebigen Bonaparte oder Bismarck möglich machen, den Weltfrieden zu stören und nach Laune Hunderttausende von Menschen in den Tod, Millionen ins Elend zu stürzen*.«

Die gleich nachher erfolgte Zurückziehung der Hohenzollernkandidatur scheint für Liebknecht eine Bestätigung der zweiten Lesart zu sein. In der »Politischen Übersicht« des »Volksstaat« vom 16. Juli 1870 schreibt er:

Wer nicht in der Welt nationalliberaler Dichtung lebt, mußte das Resultat voraussehen.... 1866 hatte Preußen Italien zum aktiven, Rußland und Frankreich zu passiven Verbündeten, Österreich war unvorbereitet und isoliert. Österreich mußte erliegen und erlag. — Jetzt ist Preußen genau in der Lage wie damals Österreich: isoliert, ohne Bundesgenossen, mit Millionen »Untertanen«, die sehnsüchtig den Moment erwarten, wo sie das verhaßte Joch abschütteln können. Hätte Preußen die französische Herausforderung angenommen, es wäre Wahnsinn gewesen, und »der Mutige weicht zurück.... Bonaparte war seiner Sache vollkommen sicher«, und die Vermutung, Preußen sei nur in eine von Bonaparte gestellte Falle gegangen, wird durch eine Äußerung Olliviers zur Gewißheit erhoben, der am Sonnabend in dem gesetzgebenden Körper bemerkte: »Wir warteten bloß auf eine günstige Gelegenheit, auf einen Vorwand; die Hohenzollernkandidatur kommt uns wie gerufen!«

Und der leidenschaftliche Hasser des Großpreußentums zieht aus dem Ereignis folgende »Moral«:

Die Politik des Großpreußentums ist gerichtet; der Nordbund ist bankrott, und soll nicht Deutschland der verachtete Spielball des Auslandes bleiben, so muß das Werk von 1866 »rückgängig gemacht« und eine *demokratische Basis* geschaffen werden, auf der allein die Einigung *sämtlicher* deutschen Stämme zu bewerkstelligen ist.

So naiv uns jetzt, nach allen Enthüllungen, die seit 45 Jahren von allen Seiten gemacht worden sind, diese Betrachtungen erscheinen, im letzten Grunde sind sie auf die Überzeugung zurückzuführen, daß Deutschland infolge der Politik von 1866 dem angreifenden Bonaparte zerstückelt gegenübertreten wird. Bismarck erwies sich aber als viel geschickter, als Liebknecht glaubte. Preußen war nicht isoliert. Das wurde Liebknecht gleich nachher klar, und er korrigierte seinen Irrtum. Er ließ sich aber nicht durch den »nationalen Paroxismus« fortreißen, mit den Schweitzerianern so leicht die Frage zu beantworten, »wessen Sache die schlechtere sei und wessen Sieg der verhängnisvollere sein würde«. In einer Richtung war für ihn die Entscheidung ebenso »nicht zweifelhaft« wie für die Schweitzerianer: Nichts war ihm weniger erwünscht als der Sieg Bonapartes. Allerdings motivierte er seine Ansicht ganz anders als die »großpreußischen« Sozialdemokraten.

Zwischen der Nummer vom 16. Juli und der folgenden vom 20. Juli liegen die Kriegserklärung und die Reichstagssitzung vom 19. Juli, in der Bebel und Liebknecht ihre »moralische Demonstration«, um mit Mehrings Worten zu sprechen, veranstalten, die sich aber als eine der größten politischen Taten des neunzehnten Jahrhunderts erwies.

Im Geiste der Erklärung, die Bebel und Liebknecht im Reichstag abgaben, ist auch die »Politische Übersicht« in der Nummer vom 20. Juli geschrieben. Sie verschweigt nicht, daß die Abfertigung des französischen Gesandten durch den König von Preußen »durchaus nicht ritterlich« war, sie überläßt »den Mitgliedern des Berliner Pressebureaus« die Kritik des Exposés der französischen Regierung, sie konstatiert aber die »unumstößlich« feststehende Tatsache, daß »Bonaparte den Krieg wollte«, und fährt fort:

Also Krieg! Fern sei es von uns, durch sentimentale Phrasen über die Schrecknisse des Krieges an die Gefühle der Leser zu appellieren. Fluch, dreimal Fluch den Verbrechern, die dieses Unheil über Europa verhängt! Fluch, dreimal Fluch den Zuständen, die das Verbrechen ermöglicht haben!

Was jetzt vor allem not tut, ist eine richtige Beurteilung der Dinge, ein unerschütterliches Festhalten der Tatsachen:

Die französische Demokratie, namentlich das französische Proletariat hat laut und energisch gegen den Krieg protestiert.

Bonaparte will durch Demütigung Preußens seinen schwankenden Thron befestigen, der sozialrepublikanischen Bewegung in Frankreich ein »inneres Sadowa« bereiten.

Der Dezemberthron ist der Eckstein des reaktionären Europa. Fällt Bonaparte, so fällt der Hauptträger der modernen Klassen- und Säbelherrschaft. Siegt Bonaparte, so ist mit der französischen die europäische Demokratie besiegt.

Die französische Demokratie ist sich ihrer Stellung zu Bonaparte so klar bewußt, daß ihr dessen Niederlage das Signal zu einer Revolution, zur Verkündung der Republik sein wird.

Aus diesen Tatsachen ergibt sich:

Unser Interesse erheischt die Vernichtung Bonapartes.

Unser Interesse steht in Harmonie mit dem Interesse des französischen Volkes.

Zur Schöpfung des Jahres 1866 bleibt unsere Stellung unverrückt dieselbe, die sie immer war. Wir verlieren nicht aus den Augen, daß der Krieg von 1870 die notwendige Frucht des Krieges von 1866 ist. Wir verlieren nicht aus den Augen, daß Bismarck und Bonaparte 1866 Verbündete waren, und daß Bonaparte

Preußen heute nicht mehr angreifen könnte, wenn Deutschland damals nicht von Preußen zerrissen worden wäre. Wir verwahren uns auf das entschiedenste dagegen, daß dieser Krieg ein deutscher genannt werde. Dank dem Jahre 1866 kann nur ein Teil Deutschlands in den Kampf eintreten, und ist nicht einmal gewiß, ob nicht wiederum wie 1866 Deutsche gegen Deutsche kämpfen werden. Aber jetzt gilt es die Beseitigung Bonapartes. Erst die Abrechnung mit dem französischen Staatsstreich, dann mit dem deutschen.

Und noch eins! Was auch immer die nächste Zukunft uns bringen möge — inmitten des Waffengetöses und der brausenden Leidenschaften wollen wir keinen Moment des hehren Wahlspruchs der Internationalen Arbeiterassoziation vergessen:

Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

An diesen Artikel knüpft Vaillant in seinem Briefe an.

3. Vaillant an Liebknecht.[3]

Tübingen, 24. Juli 1870.

Werter Bürger!

Soeben bekomme ich von meiner Mutter einen Brief, in dem sie mir mitteilt, daß ein Brief und eine Drucksache mit norddeutschem Poststempel an meine Adresse in Frankreich gelangt seien. Da meine Mutter leider der deutschen Sprache nicht mächtig ist, begnügt sie sich damit, die Unterschrift des Bürgers Bonhorst abzuschreiben und dazu noch einige Worte, die sie als Unterschriften betrachtet, in denen ich aber den folgenden Satz entdecke: Sorgen Sie für den »Reveil«.[4] Da ich vermute, daß die Drucksache ein Manifest der deutschen Sozialdemokratie an das französische Volk sei, habe ich meine Mutter beauftragt, es sofort an die Redaktion des »Reveil« zu schicken mit der Bitte, es sofort zu veröffentlichen. Liegt aber ein Mißverständnis vor, so bitte ich Sie, mich direkt oder durch Mülberger, der in Tübingen bleibt, zu benachrichtigen. Was mich betrifft, so bleibe ich während des Krieges hier oder, was viel wahrscheinlicher, ich gehe in die Schweiz, weil ich so schnell wie möglich das beschränkte chauvinistische Milieu der Tübinger Studentenwelt verlassen möchte. Aber wo ich auch bleiben mag, ich bin immer bereit, soweit es in meinen

[3] Wir geben im folgenden den Originaltext des um seiner internationalen Bedeutung willen wichtigen Briefes:

Tübingen, 24 Juillet 1870.

Cher Citoyen,

Je reçois à l'instant une lettre de ma mère me disant qu'une lettre et un imprimé portant le timbre de l'Allemagne du Nord sont parvenus à mon adresse en France. Ma mère ne sachant pas malheureusement l'allemand se contente de transcrire la signature du citoyen Bonhorst à la suite de la quelle elle transcrit tant bien que mal quelques mots qu'elle prend pour des signatures mais ou j'arrive à déchiffrer la phrase: Sorgen Sie für den Réveil. Pensant donc que l'imprimé est un manifeste de la démocratie socialiste allemande au peuple français, je la charge de l'envoyer dès qu'elle aura reçu une réponse au Réveil avec prière (en ce cas) de le publier aussitôt. En cas de malentendu je vous prierais de me prévenir soit directement soit par l'intermédiaire de Mülberger qui reste à Tübingen. Pour moi ou je resterai ici pendant la guerre ou j'irai ce qui est plus probable en Suisse car j'ai hâte de sortir de l'étroit milieu chauvin du monde étudiant de Tübingen. Mais où que je sois si je puis vous rendre quelques services, vous servir d'intermédiaire avec la France, je serais heureux de le faire et vous prie de vous adresser à moi sans crainte de me déranger.

Je ne pensais guère, cher citoyen, quand je prenais congé de vous à Stuttgart après ce congrès qui m'avait fortifié dans l'espoir d'une solution prochaine aussi en Allemagne, que la folie criminelle du bandit couronné qui gouverne et pille la France depuis 20 ans allait sitôt susciter une guerre aussi atroce que détestable. Comme vous l'avez parfaitement remarqué, il n'a pas eu d'autres motifs que ceux de politique intérieure; il voyait le mouvement républicain socialiste croître chaque jour avec une célérité qui lui annonçait sa perte prochaine niévitable s'il ne parvenait à l'arrêter. Et comme pour une spéculation de bourse

[4] Von Deleścluse herausgegeben.

Kräften steht, Ihnen als Vermittler mit Frankreich zu dienen, und bitte Sie daher, sich ohne Bedenken an mich zu wenden.

Als ich in Stuttgart nach dem Kongreß, der mich in der Hoffnung auf eine baldige Lösung auch in Deutschland bestärkte, von Ihnen Abschied nahm, werter Bürger, ahnte ich nicht, daß der verbrecherische Wahnsinn des gekrönten Banditen, der Frankreich seit zwanzig Jahren regiert und ausraubt, so schnell einen ebenso entsetzlichen wie abscheulichen Krieg entfachen werde. Wie Sie ganz richtig bemerkt haben, hatte er keine anderen Beweggründe, als die der inneren Politik. Er sah, daß die sozialrepublikanische Bewegung von Tag zu Tag sich so rasch entwickelt, daß er rettungslos verloren war, wenn es ihm nicht gelang, diese Bewegung zum Stillstand zu bringen. Und ebenso wie er wegen einer Börsenspekulation den Krieg mit Mexiko unternahm, erklärt er jetzt Deutschland den Krieg, um sein Kaisertum zu verlängern. Ich weiß nicht, ob sein Plan Erfolg haben wird, ich zögere sogar, einen Wunsch zu formulieren. Ich empfinde keine Spur von Patriotismus. Das wahre Frankreich kann nicht dort sein, wo Bonaparte ist, und ich weiß nicht, was eine größere Schande für mein Land sein wird: den Bonaparte oder die Preußen wieder in Paris einziehen zu sehen. Aber eben weil ich mich frage, wo das Interesse der Revolution liegt, kann ich mich nicht mit der Lösung zufrieden geben, die Sie in der letzten Nummer des »Volksstaat« als die vorzuziehende empfehlen.

Ein schneller Sieg der Preußen würde Napoleon nicht stürzen — es ist mindestens zweifelhaft —, weil die republikanisch-sozialistische Partei doch nicht genügend organisiert ist. Da der Krieg zu früh ausgebrochen ist, wird dieses Resultat den beschränkten Enthusiasmus der Schwachköpfe auflodern lassen, wird damit den Krieg verlängern und den bei uns jetzt ausgelöschten nationalen Haß wieder entzünden. Und wenn auch, angesichts einer Niederlage Napoleons, die Volksbewegung ihn von seinem Thron stürzte, weiß ich auch nicht, ob wir uns zu diesem Ereignis würden gratulieren können. Isoliert, bedroht von fremden Heeren, würde Frankreich, das seine Armee aufrechthält, um das Land zu verteidigen, und das von der sozialen Frage abgezogen wird, wieder unter die Botmäßigkeit politischer Formalitäten fallen, würde es wieder die Komödie von 1848 erleben, und die Revolution würde wieder unterschlagen, die soziale Frage verfagt werden.

Dem würde ich einen schnellen, aber halben und zweifelhaften Sieg Napoleons vorziehen, der Preußen nicht erniedrigt und Bonaparte scheinbar den Erfolg bringt,

---

il avait fait la guerre du Mexique, pour prolonger son règne il fait celle d'Allemagne. Quel en sera le succès je ne sais et hésite même à formuler un souhait, je ne me sens entraîné par aucun patriotisme la vraie France ne pouvait être là où est Bonaparte et ne sachant pas lequel serait le plus honteux pour mon pays de revoir Bonaparte ou les Prussiens à Paris. Mais justement parce que je cherche où peut être l'intérêt de la révolution, je ne me sens pas tout à fait d'accord avec la solution que vous proposez dans le dernier numéro du Volksstaat, comme étant à préférer.

Une rapide victoire de la Prusse ne jeterait pas Napoléon à bas — c'est au moins douteux — le parti républicain socialiste n'est pas encore assez organisé, la guerre est venue trop tôt; ce résultat en excitant l'étroit enthousiasme des imbéciles ne ferait que prolonger la guerre et éveiller des haines nationales actuellement éteintes chez nous. Et quand même à la nouvelle de la défaite de Napoléon un mouvement populaire le précipiterait du trône, je ne sais si nous aurions encore lieu de nous féliciter; isolée, menacée devant l'étranger, la France gardant son armée pour se défendre, distraite des questions sociales, tomberait encore entre les mains de formalistes politiques, verrait encore une fois la comédie de 48, la révolution escamotée, la question sociale ajournée.

A cela je préférerais une victoire prompte mais incomplète et douteuse de Napoléon qui sans humilier la Prusse et paraissant donner à Bonaparte le succès qu'il cherche pour éblouir son peuple qu'il croit aussi niais que lui, permit une paix prochaine. Napoléon en effet ne peut avoir l'idée de prendre le Rhin, il sait que l'Allemagne ne se peut laisser dépouiller et son propre intérêt lui défend de laisser la guerre durer trop longtemps. Conspirateur sur le trône il y continue

den er sucht, um das Volk, das er für ebenso albern hält, wie er selbst es ist, zu blenden, dabei aber vor allem einen raschen Frieden bringt. In Wirklichkeit kann doch Napoleon nicht an die Eroberung des Rheins denken, er weiß, daß Deutschland sich nicht berauben lassen wird, und sein eigenes Interesse verbietet ihm, den Krieg zu lange dauern zu lassen. Ein Verschwörer auf dem Thron, verfolgt er dort noch immer die Politik der Handstreiche, die er stets betrieb, und er weiß, daß man in solcher Lage entweder den Erfolg sofort haben oder fallen muß.

In der von mir vorausgesetzten Situation würde die sozialistische Partei, von der Aufregung befreit, gleich nach dem Ende des Krieges ihre schon so weit vorgeschrittene Arbeit der Organisation und der Propaganda aufnehmen, und in einer nicht sehr fernen Zukunft werden wir eine Revolution erleben, die in gleicher Weise sozial wie politisch sein wird.

Zwar hätte auch ich dieser Lösung, die das Gegenteil der Ihrigen bildet, und die mir auch sehr mangelhaft erscheint, viel mehr jene vorgezogen, die der gesunde Verstand, die Gerechtigkeit vorschreiben, die mir aber unmöglich zu sein scheint angesichts des Zustandes mangelnder Solidarität und Anarchie, in dem die Völker durch ihre Unterdrückung erhalten werden. Ich wünschte, und wünsche jetzt noch, daß die Regierungen insgesamt sich gegen diesen Friedensstörer zusammentun und ihn zu einem Frieden zwingen. Dann, gebrochen durch eine größere Kraft und im Namen des Rechts, würde Frankreich verstehen, daß es die Strafe für seinen langen und schmählichen Schlaf zu tragen habe, und es gibt dann keinen so beschränkten Geist, der es nicht verstehen würde, daß dies nur in der Revolution enden kann.

Das alles sind allerdings bloß Hypothesen ohne großen Wert, und wenn ich sie vorbringe, geschieht es nur, um Ihnen zu zeigen, in welcher Richtung ich das Interesse der Revolution erblicke. Wie dem auch sein mag, wenn dieser Krieg auch den Ausbruch der Revolution verzögert, er macht sie, mehr als jedes andere Ereignis, notwendig und unvermeidlich und verkündet in entschiedenster Weise den bevorstehenden Erfolg der Arbeiterforderungen wie den Untergang der Bourgeoisie. Könnte man sich einen noch vollständigeren Beweis der politischen Unfähigkeit dieser herrschenden Klasse denken, dieser Bourgeoisie, die überall dirigiert, regiert und ausbeutet, und trotz ihrer vermeintlichen Geschicklichkeit kein Mittel findet, um ihre eigenen Interessen zu verteidigen, um den Frieden, der ihr unentbehrlich

---

cette politique de coups de main qu'il a toujours cultivée et il sait qu'en de telles entreprises il faut réussir immédiatement ou succomber.

Dans le cas que je pose le parti socialiste remis de son émotion pourrait la guerre terminée reprendre son œuvre d'organisation et de propagande déjà si avancée et nous ne tarderions pas à voir enfin arriver une révolution tout aussi bien sociale que politique.

A cette solution qui est l'inverse de la vôtre et qui me paraît aussi très incomplète j'aurais de beaucoup préféré celle que le bon sens la justice indiquaient mais que l'état d'insolidarité, d'anarchie, où l'oppression intérieure maintient les peuples, semble rendre impossible, j'aurais voulu, je désire encore que se réunissant contre le perturbateur, les gouvernements coalisés contre lui le forcent à la paix; alors se voyant écrouée par une force supérieure et au nom du droit la France eût compris qu'elle portait la peine de son long et honteux sommeil et il n'est pas d'esprit si borné qui n'eût compris que la révolution est la seule issue.

Mais ce ne sont que des hypothèses sans valeur et si je vous les propose c'est seulement pour vous indiquer dans quelle direction je vois l'intérêt de la révolution. Quoi qu'il en soit même si elle retarde l'avènement de la révolution cette guerre plus que tout autre événement la rend inévitable, nécessaire et prédit, montre de la façon la plus éclatante aussi bien le succès prochain de la revendication des travailleurs que la perte de la bourgeoisie. Pouvait-on imaginer une démonstration plus complète de l'incapacité politique de cette classe gouvernante, de cette bourgeoisie qui dirige, gouverne, exploite partout et ne trouve pas dans sa prétendue habileté le moyen de sauvegarder ses propres intérêts, de maintenir la paix qui leur est nécessaire; épuisée par 60 ans de pouvoir et de rapines

ist, zu wahren? Geschwächt durch sechzig Jahre der Macht und der Plünderung hat sie den Kopf verloren, läßt sie, ohne Energie und ohne Idee, einen Krieg sich entfachen, der ihren Ruin und Verfall proklamiert. Sie fühlt es, sie schweigt daher, und die sogenannten Republikaner von Fach wagen kaum, vom Frieden auch nur in sentimentalen und unbestimmten Phrasen zu sprechen. Und zur selben Zeit verkünden die Träger der neuen Idee, die Beauftragten der Internationale, im Namen der Wissenschaft und der Gerechtigkeit, in dem Taumel dieser allgemeinen Anarchie, wieder und wieder die politische Befähigung der Arbeiterklasse, die Solidarität der Völker und das Herannahen einer neuen Ordnung. Wie auch der Ausgang des Krieges sein mag, wir können sicher sein, daß nach ihm nur noch die Reaktion, überzeugt von ihrer eigenen Ohnmacht, und der Sozialismus, mächtiger als je zuvor, einander gegenüberstehen werden.

Übermitteln Sie gefälligst meinen freundschaftlichen Gruß dem Bürger Bebel und nehmen Sie den herzlichsten Händedruck entgegen von Ihrem ergebenen E. Vaillant.

Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen die Langeweile eines so langen Briefes aufdränge, aber dieser entsetzliche Krieg lastet auf meinem Gemüt wie ein Alp, und es ist mir unmöglich, nicht von ihm zu reden. Und wenn ich es so detailliert und in einer für einen Brief nicht sehr passenden Form getan habe, so nur deshalb, weil ich glaube, daß Sie es vielleicht für zweckmäßig erachten werden, diese Gedanken im »Volksstaat« zu (ein unleserliches Wort) oder zu widerlegen.

Was die Korrespondenzen im »Rappel« betrifft,[5] so weiß ich nicht, ob man Ihnen diese geschickt hat. Ich hätte gewünscht, daß sie besser wären. Es waren bloß schnell hingeworfene Briefe, außerdem ist ein Teil gestrichen worden. Ich schrieb, daß man sie Ihnen schicken soll, ich weiß aber nicht, ob das geschehen ist. Wenn nicht, bin ich bereit, sie Ihnen zu schicken, obwohl die Korrespondenzen es kaum verdienen.

Mülberger grüßt Sie freundschaftlich.

---

perdant la tête sans énergie et sans idée elle laisse se produire une guerre qui proclame et sa déchéance et sa ruine. Elle le sent se tient muette, les soi-disant républicains de la carte osent à peine parler de paix dans des phrases sentimentales et vagues. Et pendant ce temps les porteurs de l'idée nouvelle les mandataires de l'Internationale au nom de la science et de la justice au milieu de cette anarchie générale affirment encore une fois la capacité politique des classes ouvrières, la solidarité des peuples et la venue prochaine d'un ordre nouveau. Nous pouvons en être assurés quelque soit l'issue de la guerre il n'y aura plus en face l'un de l'autre que la réaction convaincue d'impuissance et le socialisme plus puissant que jamais.

Veuillez, je vous prie citoyen, présenter nos amitiés au citoyen Bebel et recevoir la cordiale poignée de main de votre dévoué E. Vaillant.

Je vous demande pardon de vous infliger l'ennui d'une aussi longue lettre mais cette terrible guerre pèse sur mon imagination comme un cauchemar et je ne puis faire autrement qu'en parler. Seulement si je l'ai fait ici d'une façon trop détaillée et peu convenable pour une lettre c'est que j'ai pensé que peut-être jugeriez-vous à propos soit [d'exposer?] soit de contredire ces idées dans le Volksstaat.

Pour les correspondances du Rappel je ne sais si on vous les a envoy es, je les aurais souhaité meilleures ce n'étaient que des lettres écrites à la hâte et sans soin et dont d'ailleurs une partie a été retranchée. J'avais écrit qu'on vous les envoyât, je ne sais si on l'a fait. S'il n'en a pas été ainsi je pourrais vous les envoyer quoique ça n'en mérite guère la peine.

Mülberger vous envoie ses amitiés.

[5] Die Korrespondenz, die Vaillant über den Stuttgarter Kongreß für den »Rappel« schrieb. Von dieser Zeitung sagte später Liebknecht (»Volksstaat«, 3. August 1870): »Rappel« (Organ des Phrasenmonstrums und der Monsterphrase Viktor Hugo) und leider auch der »Reveil« haben sich mit ihrem bürgerlich-demokratischen Gewissen abgefunden durch den hohlen Sophismus: Der Krieg ist zwar von Bonaparte begonnen worden, aber jetzt gilt es »die Nation«, und damit Frankreich nicht Schaden leide, müssen wir energisch für den Krieg eintreten.

Die widerspruchsvolle Stimmung, in der sich Vaillant damals befand, spiegelte die allgemeine Stimmung der revolutionären Intelligenz wider. Nichts fürchtete man so stark wie einen Sieg Napoleons. Aber niemand erwartete auch, daß das zweite Kaiserreich so schnell militärisch zusammenbrechen werde.

Wie wenig aber Liebknecht, trotz der gegenteiligen Darstellung, die Mehring auch in der neuesten Auflage seiner »Geschichte der deutschen Sozialdemokratie« von diesen Vorgängen gibt, seine »irrtümliche Auffassung« in bezug auf Napoleon ändern mußte, zeigt am besten Vaillants Brief. Fürchtete Liebknecht anfangs, daß Deutschland infolge seiner Zerstückelung nicht imstande sein werde, den Angriff Napoleons abzuwehren — und schon dieser Grund allein war für ihn genügend, um trotz des damals für ihn klaren Offensivcharakters des Krieges auf Seite Frankreichs nicht für die Kriegsanleihe zu stimmen, weil es ein Vertrauensvotum für die Bismarcksche Politik *vor* dem Kriege bedeuten konnte —, so fürchtete er auch, daß der Krieg zu einem raschen Siege Preußens führen werde. Noch bevor er Vaillants Brief bekam, schrieb er im »Volksstaat« vom 23. Juli:

Inmitten der preußenfresserischen und franzosenfresserischen — inmitten der beiderseitigen Kriegshetzereien, welche der heutigen Scheinkultur den Stempel aufdrücken, gibt uns die Devise der Internationalen Arbeiterassoziation: »Proletarier aller Länder, vereinigt euch« die Richtung an, die wir einzuschlagen haben. Wir dürfen uns für den Krieg *nie und nimmer* echauffieren, wir müssen unaufhaltsam gegen ihn protestieren. Mag auch die eine der kriegführenden Monarchien *weniger* schuld daran sein als die andere; mag auch Preußen (und in zweiter Linie das mit ihm verbündete Deutschland) *wirklich* der *ungerechtfertigt* angegriffene und gekränkte Teil sein — uns kann der Krieg doch keine Sympathie abringen. Denn erstens wissen wir, daß solche Kriege unvermeidlich sind, solange es überhaupt stehende Heere und Monarchen gibt, welche über Krieg und Frieden allein zu entscheiden haben, und zweitens wissen wir, daß der Krieg nicht für *unser* Interesse, sondern für *dynastisches* geführt wird. Unsere Brüder müssen sich zu Krüppeln schlagen lassen, unsere Familien in Trauer und unverschuldetes Elend geraten, aber von der Vergrößerung der *Dynastien* wird unsere Suppe nicht fetter. Sagt euch die dumme nationale Presse: »Der Erzfeind Deutschlands muß vernichtet werden!«, so fragt den Philister nur, *wer* dieser »Erzfeind« eigentlich ist? Das französische Proletariat? Wahrhaftig nicht! Die Pariser Arbeiter haben uns ihre brüderliche Gesinnung deutlich genug kund getan! Nun, so mag sich deutscher und französischer Cäsarismus in Begleitung des Goldprotzentums allein schlagen — wir Proletarier haben mit dem Kriege nichts gemein.«[6]

Und in der nächsten Nummer (vom 24. Juli 1870) kommt er auf die Frage zu sprechen, welche Folgen ein Sieg Deutschlands haben werde, denn »an einen ungünstigen *militärischen* Ausgang des Krieges denkt man wohl kaum mehr, seitdem sich herausgestellt hat, daß *trotz* des Jahres 1866 Südwestdeutschland zu Preußen steht und die österreichische Regierung nicht gesonnen scheint, für Bonaparte Partei zu ergreifen«. Aber der Umstand, daß Südwestdeutschland zu Preußen steht, konnte auch ausbleiben, und

[6] Aus diesem Gedankengang, der ganz im Geiste der ersten Adresse des Generalrats gehalten ist, bringt Mehring nur die letzten paar Zeilen und läßt dazu noch die Worte »Nun, so« aus. In dieser Weise ist es nicht schwer, zu beweisen, daß »mit moralischen Wallungen allein keine konsequente Politik getrieben werden kann«.

gerade hierin liegt für Liebknecht »die ärgste Verurteilung der 1866er Politik«.

Eine indirekte Antwort auf Vaillants Brief kann man in folgenden Ausführungen vermuten, die heute aus verschiedenen Gründen von besonderem Interesse sind:

Die vielfach ausgesprochene Befürchtung, der Sieg Preußens werde das Junkertum und den Militarismus so stärken, daß selbst der Einfluß einer französischen Republik machtlos abprallen werde, scheint uns durchaus nicht stichhaltig, und zwar aus zwei Gründen: Erstens ist Preußen außerstande, ohne die aktive Unterstützung Südwestdeutschlands und die zum mindesten passive Unterstützung Österreichs mit Bonaparte fertig zu werden. Der Sieg wird also kein spezifisch preußischer sein, und auch in dem für Preußen denkbar günstigsten Falle wird es nicht den Süden Deutschlands zu unterwerfen vermögen.

Diese Zeilen wurden geschrieben, als von einer Annexion Elsaß-Lothringens noch keine Rede war, als nur, wie in derselben Nummer Liebknecht sagt, die »toll gewordenen nationalliberalen Biedermänner« von der Teilung Frankreichs »faselten«.

»Zweitens« — schrieb Liebknecht weiter — »erheischt der Krieg gegen Frankreich so kolossale Anstrengungen, daß die Regierung nur von einem zufriedenen Volke die nötigen Opfer wird erlangen können und deshalb, vielleicht schon während des Krieges, zu bedeutenden politischen Konzessionen gezwungen sein wird. Gefährlich für die Freiheit der Völker sind nur kurze siegreiche Feldzüge, wie der französische von 1859 und der preußische von 1866: der durch das stehende Heer leicht errungene ‚Erfolg' berauscht das Volk, lenkt es ab von seinen staatlichen und gesellschaftlichen Reformideen und söhnt es aus mit dem glänzenden Elend der Knechtschaft und mit der ruhmvollen Schmach des Militarismus. Aber Kriege, die dem Volke für längere Zeit die furchtbarsten Kraftanstrengungen auferlegen, die bloß durch die Entfesselung der geistigen und sittlichen Mächte zu einem siegreichen Ende zu führen sind, können die freiheitliche Entwicklung nicht hemmen. Im Gegenteil.«

Man lese nur die stolze Antwort Liebknechts (am 3. August 1870) auf die Anklagen wegen seines »Mangels an Patriotismus«, und man wird gleich verstehen, daß ihn etwas anderes von den »Schweitzerianern« unterschied als »Mangel an Verständnis« dafür, welche »verhängnisvolle« Folgen ein Sieg Bonapartes haben werde.

4. Nach Sedan.

Vaillant blieb nicht in Tübingen. Wie stark die Eindrücke aus jener Zeit sich in seinem Gedächtnis einprägten, beweisen seine Artikel in der »Humanité« im Dezember 1914, in denen er sich auf Tübingen und insbesondere auf den Professor der Ästhetik, Vischer, als den Wortführer dieses »beschränkten chauvinistischen Milieus der Tübinger Studentenschaft« bezieht.

Er ging in die Schweiz, aber Ende August finden wir ihn schon in Paris. Gleich nach der Proklamierung der Republik erließ er mit seinen Freunden eine Proklamation »An das deutsche Volk! An die Sozialdemokraten Deutschlands!« [7]

Eure Regierung hat wiederholt gesagt, daß Ihr nur Krieg führt gegen den Kaiser, nicht gegen die französische Nation. — Der Mensch, welcher diesen brudermörderischen Krieg erklärt hat, der es nicht verstanden hat zu sterben, und der in Euren Händen ist, existiert nicht mehr für uns. — Das republikanische Frankreich

[7] Abgedruckt im »Volksstaat« vom 11. September 1870.

fordert Euch im Namen der Gerechtigkeit auf, Eure Armeen zurückzuziehen; wo nicht, werden wir bis auf den letzten Mann kämpfen und Euer wie unser Blut in Strömen vergießen müssen.

Durch den Mund von 38 Millionen Seelen, welche von denselben patriotischen und revolutionären Gefühlen beseelt sind, wiederholen wir, was wir dem koalierten Europa im Jahre 1793 erklärten:

»Das französische Volk schließt keinen Frieden mit einem Feinde, welcher sein Gebiet besetzt hält.

Das französische Volk ist Freund und Bundesgenosse aller freien Völker. Es mischt sich nicht in die Regierung der anderen Nationen, duldet nicht, daß sich die anderen Nationen in seine mischen.

Geht über den Rhein zurück!

Über die beiden Gestade des strittigen Stromes reichen wir — Deutschland und Frankreich — uns die Hand! Laßt uns die Kriegsverbrechen vergessen, welche die Despoten uns gegeneinander haben ausüben lassen! Proklamieren wir die Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit aller Völker! Laßt uns durch unser Bündnis die Vereinigten Staaten von Europa gründen! Es lebe die allgemeine Republik! Sozialdemokraten Deutschlands, die Ihr vor der Kriegserklärung gleich uns zugunsten des Friedens protestiert habt! Die Sozialdemokraten Frankreichs sind sicher, daß Ihr mit ihnen an der Vertilgung des Hasses der Nationen gegeneinander arbeitet, an der allgemeinen Entwaffnung und der allgemeinen Harmonie!«

Der Aufruf ist gewiß sehr schwach. Es ist der schwächste von allen, die aus jener Zeit bekannt sind. Obwohl er auch im Namen der französischen Internationale unterschrieben ist, bleibt der blanquistische Einfluß unverkennbar. Die alte Spukgestalt des Jakobinismus von 1793 tritt deutlich aus ihm hervor.[8] Naiv sind die Drohungen, die in einem Aufruf an die deutschen Sozialdemokraten gerichtet sind.

Der »Volksstaat« druckte den Aufruf ohne Bemerkungen ab. Um so schärfer ist die Antwort der Stuttgarter und der Tübinger ausgefallen.

Besonders empört war der Professor der Ästhetik, Vischer:

Von eurem Cäsar haben wir euch befreit; ihr habt ihn bald zwanzig Jahre geduldet; eure Republik haben wir euch gemacht, wiewohl wir sie euch nicht machen wollten; denn verzeiht das grobe Wort — dies ist eine Lumpenrepublik.... Es gibt bei uns eine Demokratie, die stets von euch das Heil erwartet; sie hat, als der Krieg schon gewiß war, als wir schon so gut wie im Feuer standen, als aller Gegensatz der Parteien schwinden mußte, hochverräterisch noch den Haß gegen den Kampfgenossen Preußen fortgeschürt, statt ihn auf den Feind zu lenken, und in den Entschluß der Nation erst eingestimmt, als sie nicht mehr anders konnte.... Wir wollen euch von einer anderen Demokratie sagen, einer schöneren, die Demokratie, die echte Demokratie, worin der Unterschied der Stände verschwindet, wo König, Graf, Beamter, Student, Kaufmann, Handwerker gleich ist und gleich mutig in den Heldentod geht — diese Demokratie ist das deutsche Heer, das euch unverschämte Nation noch zusammenschnüren wird, bis euch das Blut aus den Nägeln spritzt. Den Krieg führen wir gerade erst recht gegen euch als Nation....

Zu diesem Ausflug des »süddeutschen Bierpatriotismus« machte Liebknecht folgende Bemerkung:

[8] Sehr scharf verurteilt den Aufruf Marx in seinem Brief an Engels, in demselben, in dem er auch das Manifest des Braunschweiger Ausschusses tadelt. »Ich soll das Ding in Masse nach Deutschland schicken, wahrscheinlich um den Deutschen zu zeigen, daß sie erst sich ‚über den Rhein zurückziehen' müssen, bevor sie bei sich zu Hause ankommen!«

Die Logik der Rinnsteinästhetik schließt eine Selbstpersiflage in sich, wie ihrer die deutsche Literatur wohl wenige aufzuweisen hat: »Nicht ihr, Franzosen, habt die Republik gemacht, sondern wir: denn sie ist eine Lumpenrepublik! Und wegen dieses ‚denn' sei dir, großer Ästhetiker, deine Theorie vom ‚konservativen Sinn des ordentlichen Republikanismus' und von der ‚echten Demokratie', die das ‚deutsche Heer' ist, in Gnaden verziehen!«

Wir sehen, daß die Eindrücke, die Vaillant aus Süddeutschland nach Hause nahm, nichts weniger als einheitlich waren. Und unter dem Einfluß dieser zwieschlächtigen Erinnerungen aus den Jahren 1870/71 stand auch seine Tätigkeit in den letzten Tagen seines Lebens. Die Illusionen des alten Jakobinertums lebten in ihm noch fort. Frankreich blieb für ihn noch immer das auserwählte Volk der Revolution. Und als die unbarmherzige Geschichte das zweite Mal die Existenz seines Landes auf eine harte Probe stellte, marschierte er, wie er glaubte, wieder in den Fußstapfen seines geliebten Lehrers Blanqui, des großen »Eingekerkerten«. Die Geschichte wiederholt sich aber nicht. Der Kampf, den Blanqui im Jahre 1870 im Zeichen des »Vaterlands in Gefahr« führte, konnte noch aus den Illusionen der großen französischen Revolution seine Nahrung ziehen; die Überzeugung, die auch bei Vaillant immer fest war, daß Frankreich, wäre seine Bourgeoisie im Jahre 1870 nicht so feig und gemein gewesen, damals wie im Jahre 1793 die „cohortes étrangères" hätte hinauswerfen können, konnte eine Quelle der Kommune werden. Der neue Kampf aber wurde und wird unter ganz anderen historischen Bedingungen geführt. Das große »schöne« Frankreich, das im Jahre 1793, mit der Vendee im Rücken, mit einem »Bürgerkrieg« zwischen der Bourgeoisie und der feudalen Aristokratie im Innern des Landes, dem ganzen Europa Trotz bieten konnte, ist jetzt kaum imstande, trotz der „Union sacrée" das Werk der Verteidigung zu verrichten. Mit Ingrimm und Verzweiflung sah es der alte Revolutionär, der noch in Amsterdam Jaurès versichert hatte, daß er nie den Klassenkampf aufgeben werde, um sich mit der Bourgeoisie zu vereinigen, und der nun forderte, daß die Genossen aus allen Ländern, mit denen vereint er den Kampf gegen die bürgerliche Gesellschaft geführt hatte, jetzt Frankreich zu Hilfe eilen sollten, dem Lande der Revolution par excellence. Er merkte nicht, daß die rein nationale Parole »Friede unseren Palästen« und Krieg den anderen nur eine Travestie des alten Kampfrufs der großen französischen Revolution war: Krieg allen Palästen und Friede allen Hütten!

Mitteleuropa.

Von K. Kautsky.

(Schluß.)

6. Nation und Sozialismus.

Sollte der mitteleuropäische Staatenbund je zu seiner Verwirklichung gelangen, so könnte er nur ein Übergangsstadium sein. Denn dieselben Tendenzen, die allein ihn zu schaffen vermöchten, müßten nach seiner steten Erweiterung in der Richtung eines Weltbundes drängen. Und er könnte nur durchgesetzt werden in einer Zeit, in der das Proletariat bereits sehr erstarkt ist und nahe vor seinem völligen Triumph steht.

In einer sozialistischen Gesellschaft müßten aber die nationalen und internationalen Probleme eine ganz neue Gestaltung annehmen.

Wir haben gesehen, wie verschiedene Klassen, die Kapitalisten, die Intellektuellen, die Proletarier verschiedene Arten nationaler Politik entwickeln. In einer sozialistischen Gesellschaft würde mit dem Verschwinden der Kapitalisten und der besonderen Klassenlage der Intellektuellen auch ihr aggressiver und exklusiver Nationalismus aufhören.

Daß die Klasse der Kapitalisten — nicht ihre Personen — in einer sozialistischen Gesellschaft aufhört, zu fungieren, versteht sich von selbst. Aber auch die Intellektuellen werden als besondere gesellschaftliche Klasse dort keinen Nachwuchs mehr haben. Jeder Arbeiter wird in dieser Gesellschaft die materiellen Mittel sowie die Muße finden, sich eine höhere allgemeine Bildung anzueignen. Diese Bildung hört auf, das Privilegium einer besonderen Klasse darzustellen, damit verliert auch die gesellschaftliche Bevorzugung der Intellektuellen ihre Grundlage. Fällt diese, verbessern sich die Arbeits- und Lebensbedingungen und das gesellschaftliche Ansehen der Handarbeiter in dem Maße, daß ihre Berufe ebenso anziehend sind wie die der Intellektuellen, dann wird sich der Zudrang zu den letzteren auf jene reduzieren, die dazu besonders veranlagt sind. Die neue Generation wird wahrscheinlich, schon aus pädagogischen wie hygienischen Rücksichten, zu Handarbeit in gleicher Weise wie zu Kopfarbeit erzogen werden und die neue Produktionsweise auf einer Kombination beider beruhen. Es ist noch nicht abzusehen, inwieweit die berufliche Scheidung der Kopf- und Handarbeiter dabei weiterbestehen wird. Ihre Trennung als gesonderte soziale Klassen nimmt ein Ende.

Ist die privilegierte Stellung der Kapitalisten und der Spracharbeiter verschwunden, so hören damit die nationalen Gegensätze auf, denn in dem Bedürfnis nach nationaler Selbstverwaltung, das übrigbleibt, liegt nichts, das eine Nation in Gegensatz zur anderen bringen könnte. Die aus der modernen Weltwirtschaft hervorgehenden Notwendigkeiten internationalen Zusammenarbeitens in geistiger und materieller Produktion können dann völlig ungehindert auf immer engere Verbindung der Nationen hinwirken.

Der Bund der Völker und damit der ewige Friede wird so nicht nur möglich, sondern auch auf völlig sichere Basis gestellt.

Wir müssen auf diesen Frieden schon in der heutigen Gesellschaft hinarbeiten, und wir brauchen ihn durchaus nicht als undurchführbare Utopie zu verhöhnen. Indes selbst wenn es gelingen sollte, tatsächlich zu erreichen, daß der jetzige Krieg der letzte ist, wäre der Friede doch immer nur ein prekärer, denn starke Tendenzen, die immer wieder neue Kriege erzeugen können, bleiben bestehen, solange es einen Kapitalismus gibt, und es wird von Machtverhältnissen, die sich nicht im voraus erkennen lassen, abhängen, ob es in jedem Falle gelingen wird, der Kriegsursachen Herr zu werden. Es ist höchst überflüssig, ja direkt schädlich, von vornherein zu erklären, unsere Bestrebungen zur Erhaltung des Friedens müßten auch in der Zukunft immer wieder unterliegen, solange es keinen Sozialismus gebe. Wir haben vielmehr alles aufzubieten, sie schon in der heutigen Gesellschaft möglichst kraftvoll zum Ausdruck zu bringen. Andererseits wäre es aber höchst voreilig, wollten wir uns für eine Sicherung des Friedens verbürgen, solange es einen Kapitalismus gibt.

Erst in einer sozialistischen Gesellschaft hört die Erhaltung des Weltfriedens auf, etwas zu sein, um das gerungen werden muß, das von wech-

schenden und unberechenbaren Machtverhältnissen abhängt. Erst in ihr wird er zu einer selbstverständlichen Konsequenz des bestehenden Gesellschaftszustandes selbst.

Dahin wirkt nicht nur das Aufhören der Kapitalisten und Intellektuellen als besondere Gesellschaftsklassen und damit die Aufhebung der nationalen Gegensätze, sondern auch die Veränderung im Wesen des Staates.

Solange es verschiedene Klassen gibt, ist der Staat eine Herrschaftsinstitution, ein Organ der Klassenherrschaft. In dem Maße, in dem die Klassenunterschiede verschwinden, hören seine Herrschaftsfunktionen immer mehr auf, und bloß seine verwaltenden bleiben übrig. Diese aber werden gewaltig wachsen. Ob man diesen Prozeß ein Absterben des Staates nennt oder bloß eine Veränderung seines Charakters, ist ziemlich gleichgültig. Der Prozeß selbst wird kaum von einem Sozialisten in Abrede gestellt.

Ändert der Staat seinen Charakter, so wandelt sich auch der seiner Grenzen. Aus der Abgrenzung eines Herrschaftsgebiets werden sie die eines Verwaltungsgebiets. Und da vorauszusehen ist, daß die freien Staaten sich in dieser Produktionsweise in einem internationalen Staatenbund organisieren, hört damit auch die absolute Souveränität der einzelnen Staaten auf. Jeder von ihnen bildet nur noch ein Stück einer großen Gesamtheit, die imstande ist, alle Differenzen zu lösen, die zwischen ihnen noch auftauchen mögen. Welche Gestalt immer sie annehmen, sie werden gegenüber den heute möglichen sehr geringfügig sein. Treten Grenzverschiebungen ein, so wird keine Herrschaftsgewalt mehr dadurch gemindert oder gemehrt, die Sicherheit keines Volkes dadurch beeinträchtigt oder gehoben. Sie werden nicht mehr durch Verschiebungen von Machtverhältnissen hervorgerufen werden, sondern durch Erwägungen administrativer Zweckmäßigkeit, etwa wie heute die Verschiebungen der Grenzen von Gemeinden, die ja innerhalb des Staates keine Herrschaftsinstitutionen mehr sind, außer soweit sie staatliche Aufträge ausführen, sondern nur noch Verwaltungseinrichtungen.

Die Sprachenfragen selbst hören unter diesen Umständen auch auf, Herrschaftsprobleme zu sein, und werden Fragen bloßer Zweckmäßigkeit. Die Frage der Unterrichtssprache wird eine pädagogische, die der Sprache des gerichtlichen Verfahrens eine der Rechtsprechung, die der Straßentafeln eine Frage der Verkehrspolizei usw.

Gleichzeitig wird die Mischung der Nationen durch den internationalen Verkehr sehr gefördert werden.

Freilich, die Auswanderung aus Not wird aufhören. Ehedem fürchteten die Malthusianer, eine sozialistische Gesellschaft müsse an Übervölkerung zugrunde gehen und könnte sich nur vorübergehend durch starke Auswanderung lebensfähig erhalten. Indessen kennen wir das Bevölkerungsgesetz einer sozialistischen Gesellschaft noch nicht, doch weist nichts darauf hin, daß sie eine Vermehrung aufweisen werde, die rascher vor sich geht als das Wachstum der Produktivität der Arbeit infolge des technischen Fortschritts.

Trotzdem wird eine solche Gesellschaft sicherlich, auch wenn nicht Übervölkerung sie treibt, große Verschiebungen in der Bevölkerung vornehmen. Die kapitalistische Produktionsweise, die nur vom Profitinteresse geleitet wird, drängt die Massen an wenigen Punkten zusammen und läßt dafür weite Strecken veröden. Hier einen Ausgleich zu schaffen nach den Er-

wägungen der Produktivität, der Hygiene, auch der Ästhetik, wird eine sozialistische Gesellschaft ebenso befähigt wie gewillt sein. Dieser Prozeß kann große Verschiebungen in den Nationen herbeiführen.

Dabei wird der allgemeine Wohlstand und die Entwicklung der Verkehrsmittel das Reisen und Wandern ungemein erleichtern, das ja heute schon rasch von Jahrzehnt zu Jahrzehnt anwächst und das Durcheinanderwürfeln der Nationen fördert.

Dazu kommt noch ein bedeutsames Moment in der höheren Bildung, die durch materiellen Wohlstand und kurze Arbeitszeit der Massen allgemein werden wird.

Zu solcher Bildung gehörte schon im ausgehenden Altertum die Kenntnis wenigstens einer der beiden Weltsprachen jener Zeit, des Lateinischen und des Griechischen. Schon damals hatte sich ein internationaler Kulturkreis gebildet, der später in drei Kreise zerfiel, den der westlichen, lateinischen Christenheit, den der griechischen Kirche und den mohammedanischen, die sich getrennt entwickelten und erweiterten. Jeder der drei bildete seine besondere Kultur, aber diese war keine nationale Kultur. Nichts verkehrter, als die nationalen Unterschiede innerhalb eines jeden dieser Kulturkreise als Unterschiede ihrer Kulturen, die nationale Gemeinschaft unter diesen Umständen als kulturelle Gemeinschaft, nicht als Sprachgemeinschaft aufzufassen.

Die Völker des christlichen Kulturkreises bildeten eine Kulturgemeinschaft für sich, innerhalb deren es natürlich kulturelle Abstufungen gab, die jedoch innerhalb einzelner großer Nationen mitunter weit schroffer wurden als zwischen benachbarten Gebieten verschiedener Nationalität.

Die internationale Gemeinschaft dieses Kulturkreises äußerte sich in dem Fortleben der ihm überlieferten Weltsprache, des Lateinischen, für seine Kulturzwecke. Jeder Gebildete verstand sie.

Die Innigkeit und Gemeinsamkeit der europäischen Kultur hat seit dem Mittelalter nicht abgenommen, sich vielmehr vergrößert, aber im Fortgang der ökonomischen Entwicklung hörte die mit der Kenntnis des Lesens und Schreibens verknüpfte Bildung auf, das Privilegium einer kleinen Kaste zu sein. Immer weitere Volksschichten nahmen daran teil. So traten, trotz des wachsenden internationalen Verkehrs, an Stelle der einen Weltsprache der Gebildeten immer mehr die Volkssprachen, zunächst nur für Zwecke der schönen Literatur und der Politik, schließlich auch der Wissenschaft. Aber das Bedürfnis nach einer Weltsprache blieb. Als das Lateinische aufhörte, Verkehrssprache der Gebildeten zu sein, trat die Sprache Frankreichs, des stärksten und glänzendsten Staates Europas, der vorbildlich für alle anderen wurde, an seine Stelle.

Mit dem Sturze Napoleons hörte die beherrschende Stellung Frankreichs wie die seiner Sprache auf. Oder vielmehr neben ihr eroberten sich noch zwei andere Sprachen die Weltstellung, das Englische, dank der überragenden ökonomischen Stellung Englands im vorigen Jahrhundert, sowie das Deutsche, die Sprache des Volkes der Dichter und Denker, und in Osteuropa auch der Händler.

Das Bedürfnis nach einer einzigen Weltsprache, die alle Gebildeten vereinigt, ihren Verkehr untereinander ohne weiteres ermöglicht, macht sich dabei immer wieder geltend. Da ein Vorrang einer Sprache heutzutage nicht

bloß eine Wirkung der überragenden Stellung der Nation darstellt, die sie spricht, sondern auch seinerseits wieder diesen Vorrang befestigt und verstärkt, so begegnet jeder Versuch, eine der bestehenden Sprachen zur Weltsprache zu erheben, erheblichen Widerständen. Daher das Streben, eine neutrale, künstliche Weltsprache zu schaffen.

Welches immer das Schlußergebnis dieser Bestrebungen sein mag, in einer sozialistischen Gesellschaft hat die Erhebung einer schon bestehenden Sprache zur Weltsprache jedenfalls geringere Widerstände zu überwinden als heute. Und sie würde nun nicht bloß, wie das Lateinische, zur Sprache eines besonderen internationalen Kulturkreises, des Kreises der lateinischen Christenheit, sondern zur Sprache der gesamten Welt. Gleichzeitig würde sie, was noch wichtiger, nicht bloß zur Sprache einer kleinen Kaste, sondern zu einer Sprache, die überall von der gesamten Volksmasse verstanden würde, weil diese insgesamt höherer Bildung teilhaftig wäre.

Sind wir soweit, dann kann sich jedermann überall, wo immer er hinkommen mag, mit der Bevölkerung verständigen, an ihren Arbeiten, ihren gesellschaftlichen und politischen Bestrebungen teilnehmen.

Dadurch gewinnt die Frage des Nationalstaats eine veränderte Bedeutung. Diese Frage ist für das Proletariat nicht eine Frage nationaler Kultur — mit diesem vagen Wort verbindet sich kein bestimmter Begriff. Was die modernen Nationen scheidet, sind nicht die Besonderheiten ihrer Kultur, ist nur die Sprache. Und nur durch die Sprachenfrage wird der Nationalstaat für das Proletariat wichtig, weil es am politischen Leben und im Klassenkampf nur dort mit voller Kraft teilnehmen kann, wo die Sprache der Masse auch die Sprache der Gesetzgebung und der Behörden, und wo die Masse nicht sprachlich gespalten ist.

Selbst innerhalb einer proletarischen Organisation, wo jedes Herrschaftsverhältnis ausgeschlossen ist, fühlen sich diejenigen Proletarier benachteiligt, die nicht der in ihr üblichen Geschäftssprache mächtig sind. Man mag jeden in seiner Sprache reden lassen, aber wo er von der Mehrheit nicht verstanden wird, ist es ebensogut, wie wenn man ihm das Reden verböte.

Die arbeitenden Massen sind nun heute selten in der Lage, fremde Sprachen zu erlernen und zu bemeistern. Sie bleiben für ihre Aufklärung wie für die Geltendmachung ihrer Interessen auf ihre Muttersprache beschränkt.

Das kann für die Internationale noch einmal eine große Schwierigkeit werden. Schon der bisherige Modus der Verhandlungen ihrer Zusammenkünfte in den drei Weltsprachen mit Übersetzungen ist höchst schwerfällig. Es wäre schwer möglich, noch weitere Verhandlungssprachen hinzuzufügen. Bisher war das auch nicht so dringend nötig, solange die Hauptmasse der Teilnehmer sich aus dem angelsächsischen, romanischen und deutschen Sprachenkreis rekrutierte. Und doch waren bisher schon zahlreiche Genossen in der Teilnahme an den Verhandlungen der Internationale durch mangelnde Sprachkenntnisse behindert.

Bezeichnend ist folgender Zwischenfall vom Haager Kongreß (1872), auf dem es äußerst lebhaft zuging. Einige der anwesenden Franzosen, namentlich aber die Spanier machten ununterbrochen Zwischenrufe und Ausführungen zur Geschäftsordnung, die alle zu übersetzen unmöglich war. Daraufhin brachte eine Reihe englischer Delegierter folgenden Protest ein:

Die unterzeichneten Mitglieder des Kongresses protestieren dagegen, daß die Mehrheit der Kongreßteilnehmer, die andere Sprachen sprechen, gänzlich die Rechte jener Mitglieder mißachten, die bloß Englisch verstehen. Die Schwierigkeit, die an Unmöglichkeit grenzt, den Verhandlungen zu folgen und sich über eine Frage zu informieren, verurteilt unsere Delegation zur Nichtigkeit und macht unsere Anwesenheit zu einer Posse.

Wachsende Schwierigkeiten werden auftauchen, je weiter der Sozialismus von seinen ursprünglichen Hauptherden aus sich nach dem Osten verbreitet und je mehr er dort nicht bloß Intellektuelle, sondern auch die arbeitenden Massen ergreift. Die Genossen aus den Völkern Rußlands mögen uns nur einmal Arbeiter statt Intellektuelle zu den internationalen Kongressen schicken, und deren Arbeiten werden auf ganz erhebliche Hindernisse stoßen.

Alle Schwierigkeiten dieser Art hören völlig auf, sobald eine Weltsprache zur Sprache der Massen in der ganzen zivilisierten Welt wird.

Das bedeutet noch nicht, daß die anderen Sprachen verschwinden, nur ihre Funktionen ändern sich. Sie können zu der Weltsprache in ein ähnliches Verhältnis treten wie im Mittelalter die nationalen Sprachen zum Lateinischen oder wie heute die Dialekte zu den Schriftsprachen. So wie jene mögen sie fortdauern als Sprachen der Familie, des mündlichen lokalen Verkehrs und der schönen Literatur. Nur die Sprache, in der man von zartester Jugend an mit seiner Umgebung alle Eindrücke tauscht, gibt uns jene Kraft, jene Feinheit der Nuancen, jene Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, deren man bedarf, wenn es gilt, nicht bloß abstrakte Begriffe zu entwickeln, sondern die ganze Fülle des konkreten Lebens widerzuspiegeln. Politik und Wissenschaft kann man auch in einer schulmäßig erlernten Sprache treiben, ein Kunstwerk in der Regel bloß in der Muttersprache schaffen. In diesen Funktionen werden sich die nationalen Sprachen wenigstens für absehbare Zeit noch lange erhalten. Im wirtschaftlichen Verkehr, der Wissenschaft, der Politik der Welt werden sie nicht bloß für eine dünne Schicht von Gebildeten wie bisher, sondern für die Volksmassen durch eine Weltsprache ersetzt werden.

Damit hören jene Bedingungen auf, die bewirken, daß heute der Nationalstaat oder doch mindestens nationale Autonomie im Nationalitätenstaat zum Funktionieren der Demokratie unerläßlich ist. Der Nationalstaat ist dann für die Demokratie ebensowenig notwendig, als sie heute etwa einen plattdeutschen Staat erheischt. Die Abgrenzung der Verwaltungsbezirke des gesellschaftlichen Organismus kann dann, wo Rücksichten der Zweckmäßigkeit es erheischen, ganz unabhängig von den Sprachgrenzen erfolgen, ohne Gefährdung oder Beeinträchtigung irgendeines Interesses.

Das wahre Weltbürgertum beginnt damit, die letzten Scheidelinien zwischen den Nationen fallen, nicht nur der kriegerische Austrag nationaler Gegensätze verschwindet, sondern schließlich auch die letzte Spur dieser selbst.

Es mag manchem von uns sonderbar erscheinen, jetzt, inmitten des Wütens des Weltenbrandes von ewigem Frieden zu reden; und jetzt vom Sozialismus, wo es scheint, als hätte der Kapitalismus sich von neuem befestigt und stehe kräftiger da als je; wo marxistische Theoretiker die Notwendigkeit des Imperialismus, das heißt des Kapitalismus proklamieren. Aber gerade jetzt scheint es uns besonders notwendig, die Augen über das Nächstliegende hinweg auf einen weiteren Horizont zu lenken, und dort

sehen wir den Kapitalismus keineswegs so fest verankert, wie manche unserer bisherigen Freunde annehmen.

Daß der ausbrechende Krieg die Revolution bringen werde, habe ich ebensowenig wie Bebel je erwartet, und wir beide waren stets bestrebt, von unserer Partei jede Verpflichtung auf revolutionäres Tun beim Kriegsausbruch fernzuhalten, weil wir der Überzeugung waren, eine solche Verpflichtung könne doch nicht innegehalten werden.

Schon im Juni 1907, vor dem Stuttgarter Internationalen Kongreß, entwickelte ich diesen Gedanken in der Vorrede zu meiner Broschüre »Patriotismus und Sozialdemokratie«, wo ich darlegte, daß wir, solange uns die Kraft fehle, die politische Macht im Frieden an uns zu reißen, auch nicht den Krieg zu hindern vermöchten. Der Versuch dazu wäre die sichere Niederlage. Diese Aussicht brauche uns nicht zu entmutigen, wenn wir nur unseren oppositionellen Grundsätzen treu blieben. Dann müsse im Laufe des Krieges das Vertrauen der Massen zu uns steigen:

Je länger der Krieg dauert, desto mehr werden die Massen auf uns hören, desto mehr muß unser politisches Ansehen und unsere politische Kraft zunehmen. Dann, am Ende des Krieges, können wir auf große Erfolge rechnen.

Nie sind Regierungen stärker wie beim Ausbruch eines Krieges, und ich entsinne mich keines Beispiels in der Geschichte, daß eine Kriegserklärung mit einer Insurrektion im eigenen Lande beantwortet worden wäre. Selbst das bankrotte französische Kaiserreich 1870 und ebenso der Zar 1904 begegnete keinem Widerstand bei der Eröffnung des Krieges. Dagegen gibt es seit einem Jahrhundert in Europa keinen großen Krieg, dessen Ende nicht auf der einen oder anderen Seite einen tiefgehenden Wechsel des politischen Systems nach sich gezogen hätte. Insofern, nicht wegen der direkten Ergebnisse, die den Kampfpreis bildeten, sondern wegen der ferneren Konsequenzen kann man jeden großen europäischen Krieg seit hundert Jahren als Lokomotive der Weltgeschichte bezeichnen. Ja, diese Lokomotive fährt oftmals gerade dann am raschesten, wenn die direkten Ergebnisse des Krieges am geringsten sind und außer allem Verhältnis stehen zu seinen Opfern.

Ist die Gefahr beschworen, die dem Lande von außen droht, der Friedenszustand hergestellt, der Druck des äußeren Feindes gewichen, dann entbrennen die inneren Kämpfe mit um so größerer Energie, je mehr alle kritische Regung während des Kriegszustandes gehemmt war, je enger die oppositionellen Kräfte eingedämmt, je höher sie aufgestaut wurden. Der Friedenszustand kann dann gleich einem Dammbruch wirken.

Am ehesten ist das zu erwarten in Rußland, dessen Regierung sich schon vor dem Kriege in labilem Gleichgewicht befand und die im Kriege die größten Niederlagen erlitten, dabei jede Kritik aufs engste eingeschnürt hat.

Noch können wir nicht wissen, welche Formen der drohende Zusammenbruch des Zarismus annehmen wird. Das einzige, was man über die Formen einer kommenden Revolution mit Sicherheit aussagen kann, ist, daß sie anders aussehen wird als ihre Vorgänger. Das muß so sein, denn jede Revolution beseitigt die gesellschaftlichen und politischen Bedingungen, durch die sie erzeugt wurde, und macht es damit unmöglich, daß die folgende ihr gleicht, da diese aus veränderten Bedingungen hervorgeht. Trotzdem stellen sich Revolutionäre wie Reaktionäre eine kommende Revolution immer nach

dem Muster der vergangenen vor und richten danach ihre Taktik ein, nicht zum Vorteil der Entwicklung. Freilich kann man nur aus der Erfahrung lernen, aber die Erfahrungen der früheren Revolutionen sind nur ein Stück des Komplexes von Erfahrungstatsachen, aus denen wir zu lernen haben. Wir müssen stets danach trachten, die Erfahrungen der ganzen bisherigen gesellschaftlichen Entwicklung und des heutigen Zustandes der Gesellschaft unserem Tun zugrunde zu legen. Da es aber keinem Sterblichen gegeben ist, diesen »Universalzusammenhang« zu erschöpfen, ist es unmöglich, Bestimmtes über kommende Formen eines politischen Systemwechsels zu sagen.

Es ist demnach heute unmöglich, zu wissen, welche Formen der kommende Zusammenbruch des Zarentums annehmen wird. Sicher nur, daß sie anders aussehen werden als die von 1905. Und es ist zu erwarten, er werde ganz Europa noch tiefer bewegen als der letzte. Damals genügte er, alle nationalen Unterschiede und Gegensätze verschwinden zu machen. Diese, die heute so tief, so selbstverständlich, so unverlöschlich erscheinen, waren 1905 völlig ausgelöscht, ganz Europa in zwei internationale Lager gespalten, ein konservatives und ein revolutionäres. Auf die Nachbarländer Rußlands, namentlich auf Österreich und die Balkanstaaten waren die Wirkungen ungeheuer.

Die Genossen Pernerstorfer und Leuthner sagen nicht nur der russischen Regierung, sondern auch dem russischen Volke den Krieg an und wollen es von Europa abgeschnitten und nach Asien verbannt wissen, da es der westlichen Kultur nur Unheil bringe. Und doch wurde der größte Fortschritt Österreichs, die letzte Wahlreform, unter dem Drucke der russischen Revolution durchgesetzt. Ohne die Erhebung des russischen Volkes wären die grimmigen Ankläger des russischen »Volksimperialismus« kaum zu ihren jetzigen Reichsratsmandaten gekommen.

Rußland ist heute nicht mehr bloß das Land des Despotismus, gegen das Marx und Engels ehedem den Krieg forderten, sondern das Land der Revolution.

Können wir noch nicht wissen, welche Formen die kommende Erhebung des russischen Volkes annehmen wird, so ist doch nicht daran zu zweifeln, sie werde im westlichen Europa einen gewaltigen Widerhall finden. Und dieser muß praktisch weit wirksamer werden als vor einem Jahrzehnt.

Wie immer der Krieg ausgehen mag, daß er Europa im tiefsten Elend zurücklassen wird, steht fest. Der Produktionsprozeß wird in tiefster Zerrüttung sein, es werden ihm die Kapitalien mangeln sowie die für den Fortgang der Produktion unerläßliche Proportionalität der einzelnen Produktionszweige. Teuerung und Arbeitslosigkeit werden die proletarischen Massen bedrängen, die enorm anschwellen durch die Vernichtung zahlloser Kleinbetriebe in Handel und Industrie. Dabei gewinnt der Notstand greifbaren politischen Ausdruck in den neuen Steuern, die einer Verdoppelung oder Verdreifachung der bisherigen gleichkommen. Deren aufrüttelnde politische Wirkung wird noch riesenhaft gesteigert, wenn der Friedenszustand eine Ära neuen Wettrüstens bringt, dessen Grundlagen und Kosten sich durch die Ergebnisse und Erfahrungen dieses Krieges ins Ungemessene über den Zustand vor dem Kriege hinaus erheben müssen.

Die Tendenzen des Kapitalismus zur Verelendung des Proletariats, die in den letzten Jahrzehnten zeitweise überwunden schienen, werden sich dann

mit derselben furchtbaren Wucht geltend machen, die sie vor einem Jahrhundert nach dem Abschluß des Weltkriegs in England erreichten.

Aber wie ganz anders steht heute das Proletariat da als damals! Aus regellosen Verzweiflungsausbrüchen gegen einzelne Objekte, die den Besitz von Kapitalisten bildeten, aus wilden Maschinenzerstörungen und Brandstiftungen ist eine gewaltige, fest geordnete Bewegung geworden, auf deren Zustimmung zur Kriegspolitik die Regierungen jetzt überall den höchsten Wert legten. Man kann über das Ergebnis des Zusammenwirkens der Regierung und Arbeiterbewegung denken wie man will, als Symptom der Macht der letzteren ist es ein außerordentliches Ereignis. Das Zusammenwirken wird nirgends den Krieg überdauern können, das Bewußtsein der Macht wird den Massen bleiben, auch den bisher verschüchterten Teilen unter ihnen. Und gleichzeitig muß der Ruin des Mittelstandes ihnen gewaltigen Zuzug bringen, der es an Erbitterung nicht fehlen lassen wird. Die Schichten, die bisher die festeste Schutzwehr des Bestehenden waren, werden am entschiedensten nach seiner Überwindung verlangen, das ihnen unerträglich geworden ist.

Wachsen so die subjektiven, das heißt die in den Köpfen der Menschen wirkenden Bedingungen, die nach dem Sozialismus drängen, so nicht minder die objektiven, in den Dingen und Verhältnissen liegenden, die seine Verwirklichung ermöglichen, auf die schon Eckstein in seinem Artikel über Krieg und Sozialismus hingewiesen.

Der Großbetrieb wird in der Industrie mehr überwiegen als je und gleichzeitig die Herrschaft der Banken über die Industrie zu einer unumschränkten werden. Die Verwirrung des Produktionsprozesses wird dabei aber eine so hochgradige sein, daß seine Regelung durch Regierungen, Banken und Gemeinden unerläßlich wird.

Das kann nicht geschehen ohne Aufwendung großer Mittel, die das Gemeinwesen aufzubringen hat, die aber verwendet werden zur Rettung des Kapitalprofits.

Dann werden gewaltige Kämpfe entbrennen darüber, ob diese Mittel den Kapitalismus sichern und in einen Industriefeudalismus verwandeln sollen oder ob die staatliche Regelung der Produktion statt dem Kapital dem Proletariat dienen, also eine sozialistische sein soll.

Diese Kämpfe werden gipfeln in dem Kampf um die politische Macht. Siegt dabei das Proletariat, so ist der Sozialismus in greifbare Nähe gerückt.

Solche Ausblicke sind es, die wir heute dem Proletariat zu eröffnen haben. So kühn sie sind, sie sind weit weniger illusionär als die des bürgerlichen Zukunftsstaats der mitteleuropäischen Schützengrabengemeinschaft, für die jetzt eine Reihe von Sozialisten die arbeitenden Klassen zu begeistern sucht.

Die Idee Mitteleuropas wird getragen von der Überzeugung, daß der kommende Friede nur ein Waffenstillstand sein kann, in dem es gilt, sich für den nächsten Krieg zu rüsten.

Dieser Idee setzen wir entgegen die Idee eines Friedens, der Freundschaft und freien Verkehr mit allen Völkern ermöglicht. Wir setzen ihr entgegen die Idee des Kampfes um den Sozialismus, der uns den ewigen Frieden verbürgt.

Feuilleton

Der Roman der Laubenproletarier.

Von Franz Diederich.

Zum geistigen Kulturbild Deutschlands im Jahrzehnt vor dem Kriege zählt die Tatsache, daß die Romanwerke Klara Viebigs besonders rege gelesen wurden. Der gute Ruf dieser Schriftstellerin gründete sich in den Jahren, die der Heimatdichtung viel Liebe zuwandten. Aber schon bald war sie nicht mehr bloß die Erzählerin der Eifelgeschichten, die der deutschen Dorfdichtung neue farbenkräftige, blutstarke Bewegtheit aus dem Urwuchs von Mensch und Natur herausgewannen. Schaut man auf die Höhe der Auflageziffern ihrer Bücher, so ergibt sich, daß die weiteste Verbreitung gerade den Büchern zufiel, die aus der Kulturschmiede des Zeitromans hervorgingen. Man darf wohl annehmen, daß die Gegenwartsfragen, an die Klara Viebig den menschlichen Inhalt dieser Werke schloß, für deren schnell gewonnene und andauernde Beachtung wesentlich waren. Auch der neue Roman, der, kurz vor dem Kriege abgeschlossen, jetzt als Buch herauskam — »Eine Handvoll Erde« —, dürfte aus solcher Ursache einen gesichert langen Weg haben.[1]

Kleine Leute der Millionenstadt, deren Leben nichts als Mühe, Arbeit, Sorge war und sein wird, pachten am Rande der lärmenden, stickigen, steinernen Straßenwelt ein kleines Stück unbebautes Land, um darauf zu pflanzen und auszuruhen, von allem Ärgerlichen fern. Wir kennen die Leute schon seit Jahren: der Anfang ihres Lebens ist gebucht in dem Dienstbotenroman »Das tägliche Brot«, der unsere neuzeitige soziale Dichtung um ein wertvolles Gut bereicherte. Die beiden Reschkes also! Artur Reschke, der Berliner Großstadtbursch aus dem Grünkramkeller, und Mine Reschke, das vom Lande nach Berlin gezogene Dienstmädchen, er ein reichlich ungediegenes, unfestes Gebilde, sie dagegen zwar gering an Verstand, aber doch mit gutem Willensgehalt, und vor allem ausgestattet mit der Gabe, in beengtem Kreise ein tüchtiges Ganzes zu sein, indes jener, durch Erziehung verfahren, nirgends zu ausdauerndem Wachsen Wurzel schlagen kann. Dies Menschenpaar ist nun über die beste Lebenszeit hinaus, hat Kinder, die sich ihr Brot selber verdienen können, und haust nach wie vor in den Stadtvierteln, Straßen, Wohnungen der Millionen, die kein Zufallsglück aus dem Proletarierdasein heraushob. Klara Viebig kennt die Welt der Berliner Massen bis in die grauenvollen Winkel. Ihr Schauen ist immer ein leidenschaftliches Empfinden, nicht bloß ein sicheres und reiches Beobachten und Zusammenfassen der Eindrücke, sondern ein herzklopfendes soziales Miterleben voll Liebe und Zorn. So gerät nun der Leser dieses Romans in das graue, bedrückende Wohnelend der Berliner Mietkasernenmassen auf Straßen, Höfen, Treppen, Gängen tief hinein. Zwanzig Jahre Proletarierdasein in der Riesenstadt ergeben für Unzählige ein plageschweres Mietsnomadentum, eine arge Wohnhatz von Heim zu Heim, die viele zum Gefühl der Heimatlosigkeit verarmen läßt. Dieses Schicksal, das auch den

[1] Klara Viebig, Eine Handvoll Erde. Berlin W 9, Verlag Egon Fleischel & Co. Preis 3,50 Mark.

Reschkes beschieden ist, trägt viel zu jener Sehnsucht bei, die draußen hinter den Stadtgrenzen auf magerem Sande Lauben baut.

Tausend und aber tausend Ursachen münden in diesem Ziel zusammen. Endlos reihen sich die Antriebe auf der langen Linie von landliebender Schaffenslust bis zu weltflüchtiger Verzweiflung. Irgendwo gesellt sich aus sehr verschiedenen Wünschen Hervorgegangenes, und wo solche Fäden bunt zusammenlaufen, verweben sie sich oft zu neuen Menschenschicksalen. So gewinnt Klara Viebig ihrem Werke ein Gespinst von Handlung, in dem sehr nah und eng zusammengerät, was sonst und anderswo fremd und fern voneinander verlaufen würde. Alltägliches und Seltsames, Frohes und Trübes, Mildes und Grauses, Gutes und Böses berührt sich, wirrt sich in schroffen Kontrasten. Neben sonnige Stunden schieben sich grelle, düstere Begebenheiten. Auf überstürmten Heiden wacht immer das Erinnern an Lears gespenstisches Begegnen auf. Hier fegt das Schicksal auch Furchtbares zusammen, das voreinander erschrickt und das auch wieder weit abseits vom Wege der Reschkes aufging. Was diese aus dem Norden Berlins hinaustrieb auf den dürftigen Heidegrund an der Hohenfelder Chaussee, war bei Mann und Frau auch nicht ein und dasselbe. Artur Reschke, der erst jahrelang Hausportier war, dann Kartonnagearbeiter wurde, kommt aus Ekel an der Stadt. »Im Keller geboren, im Keller aufgewachsen, dann viele Treppen heraufgeklommen, dann viele wieder heruntergeklettert — herauf, herunter und herunter, herauf —, sollte er denn immer nur ein klägliches Stück Himmel suchen? Den nie sehen ohne dies angerauchte Grau?« Er war nie ein freudiger Schaffensmensch, nie ein starker Arbeiter, er hat immer nur bessere Ansprüche und Aussichten und versagt auf jedem Platz, den er einnimmt. Nun kommt zu dieser Unlust die Stadtmüdigkeit hinzu, und er will flüchten, um auszuruhen. Mine Reschke ist ganz anders. Sie sehnt sich nach Landluft, nach Sommer, Sonne, Wind und Korn, weil sie ein in die Stadt verschlagenes Landkind ist, das die verlorene Heimat zurückgewinnen möchte. Sie ist ein hartwillig schaffender Arbeitsmensch, den die Stadt zwar nicht unterkriegte, den aber erst das freie Ackerfeld mit seinem Wachsen und Blühen und seiner Arbeit ganz machen würde. »Und wäre es drei Schuh breit und drei Schuh lang, nur eine Handvoll Erde«, es wäre doch ihre eigene und deshalb weite Welt. Als die 25 Quadratruten Boden eben gepachtet sind, geht ihr einmal das Herz auf im Gespräch mit dem alten Dr. Hirsekorn, den man schon aus dem Roman »Die vor den Toren« kennt und der sich nun auch da draußen, in der Gartenstadt der einsamen Kieferheide, angesiedelt hat. »Sie lieben wohl das Land sehr?« fragt der Doktor, und da bricht es in Mine los: »Lieben —?! Verlangert hat mich danach mein Leben lang!«

In dieser Sehnsucht der Mine Reschke ist das eine lebendig, was den Roman hell und stark macht. Diese Frau ringt um den besten Inhalt, der ihrem Leben je werden kann. Käme sie ans Ziel, ihre Seele würde wissen, was die Hände tun. Es geht um die innerste Einheit ihres Lebens, und dafür setzt sie sich zäh mit ungebrochenem Naturinstinkt ein, nicht geleitet von gedanklichem Überlegen, einzig von ihrem schlichten Empfinden bestimmt. Sie ist ein Geschöpf mit naiv-sicherem Gefühl für das, was man den geraden, klaren Weg nennt, ist voll duldsamer Milde, die an Mutterschicksalen erstarkte, und voll ausharrender Festigkeit, die sich zu manch schwerem

lösendem Gange tapfer entschließt und ihn aufrecht zu Ende schreitet. Zu einer Marterstrecke wird nun auch ihr frohes Hoffen auf den Laubengrund verurteilt. Artur Reschke hat recht die Katz im Sack erstanden: die gepachtete Parzelle ist schlechter Boden, liegt in ganz elender, hier und da schuttiger Gegend, an einem Sumpfloch zwar, aber fernab von jedem klaren Wasser, und fast als erster Anfang einer Kolonie; und auf die nun beginnende Arbeit, aus dem Fleck etwas zu machen, was Frucht und Freude trägt, häufen sich die schlimmsten Widrigkeiten: von Unkenntnis, Gleichgültigkeit, Böswilligkeit vermehrt, hemmen, stören und zerstören sie, was da im Schweiße des Angesichts an Sonntagen und in mancher späten Nacht gegraben und gepflanzt wurde. Zwei Sommer gehen so dahin: Segen brachte die Parzelle nicht, nur wenig Ertrag an kleinen Früchten und um so mehr bekümmerndes Erleben. Aus den Beziehungen zu anderen Menschen, die draußen wohnen und bauen, geht das hervor: Nachbarzank, Wortbruch, Herzensbetrug, Mord sogar. Von den Reschkes mag außer der Frau keiner mehr die Pacht weiterführen. Die Stadt wird draußen ein Irrenhaus bauen, das verleidet vollends die Lust zum Bleiben. Nur Mine trennt sich schwer. Als sollte sie sich von ihrem Herzen losreißen, so duldet sie Qualen. »Was kann das unschuldige Stückel Land for unser Unglück!« Sie liebt »diese arme Scholle, die ihr nicht einmal zu eigen gehörte«, vergißt ganz und gar, daß sie doch nur gepachtet war. Sie klammert sich daran: hier war ihr Lebenstrost. Weil sie auf dem Stück Boden arbeiten konnte, war es so gut wie ihr Eigentum. Die Sehnsucht macht sie so blind. Aber in einem geht ihre Einfalt auf festem Grund: hier war's ihr wie in eigener Welt, weil ihr Herz mit an der Arbeit sein konnte. Darauf kommt's ihr an, wenn nach dem Glück gefragt wird. Sie würde ohne Furcht fortan in dem schlechten Bau wohnen, in dem das verrufene alte Weib, die Bröse, die Tränkchenbrauerin und Abtreiberin, in Welthaß hauste und mitsamt ihrer Enkelin eines Nachts ermordet wurde: was ein Haus ist, hängt von dem ab, der darin wohnen wird, meint Mine. Und sie dächte dort sicherlich an nichts als an ihr Stückchen Land. Mit solchem Wesen wächst diese einfache Frau in den Augen des Dr. Hirsekorn über sich hinaus. Der sieht ihre Gestalt ruhigen Schrittes über das dämmernde einsame Feld gehen: »ganz allein; sie erschien ihm seltsam groß ragend aus der Fläche«. Er hat einmal gesagt: »Wen die Stadt geboren hat, der taugt nicht für draußen.« Diese Frau aber war eine, die taugte dafür, und er wird sorgen, daß sie zu einem Fleck eigener Welt kommt.

In diesem ehemaligen Arzt ist dem Roman die andere tragende Gestalt gegeben. Der greise Mann ist in die Einsamkeit gezogen aus ganz anderem Grunde als Mine Reschke, die draußen nicht einsam war. Ihm ist die geliebte Gefährtin des Lebens gestorben, die ihm unentbehrlich ist. Er weiß: wo immer er hausen mag, wird in ihm die Sehnsucht nach ihrer Nähe wach sein. Auch draußen in stadtferner Stille. Nicht einmal die von der Natur erhoffte Tröstung kommt dort zu ihm. Die Natur lehrt ihn nur das Warten. Aus diesem Manne redet die Lebensweisheit des greisen Menschen, der seine Bahn abschloß, zu den Fragen, an die der Roman heranführt. Keine lahme Weisheit fürwahr, denn er läßt den Kopf nicht hängen und tritt den Lebenskräftigen tatkräftig bei; aber doch zuletzt ein Ton der Unsicherheit, ob es ein dauerndes Glück gebe. Nur die eine Handvoll Erde, die den Sarg

umhüllen wird, mache uns ganz glücklich und gehöre uns ganz, heißt es in den Schlußzeilen des Romans. Diesen Ausklang nimmt man nicht ohne Sträuben hin: denn in seinem besten Kern verkündet doch das Buch, daß das eigentliche Glück besteht im Glückverlangen, das sein Ziel nicht aufgibt. Darf in solchem Buche der Tod, der die Sehnsucht auslöscht, als einziges sicheres Glück gepriesen werden? Es ist gewiß nicht nur eine einzige Antwort auf solche Fragen des Lebens möglich, aber die wertvollste, wichtigste hat doch die volle Lebenskraft zu sprechen.

Die realistische Gegenwartskraft dieses Romans beruht auch darauf, daß von Anfang an den idealeren Formen der Glückssucherschaft auch die grobmaterielle Form beigesellt wird. An jede menschliche Sehnsucht pirscht der ausbeuterische Trieb des Kapitalismus sich heran und gängelt sie gewandt in sein Netz. Auf dem Lebensfeld dieses Romans betätigt sich so der Bodenspekulant. Der verfügt über besondere Methoden, auch die Spargroschen des kleinen Mannes in seinen Goldschrank einzusaugen. Er hat seine Zeitungsreklame, die weiß die Gefühlsart der Kleinen zu treffen und findet jede Wohnung offen; er hat seine Schieber, die in Bier- und Kaffeeschenken als gemütliche, freigebige Tischgenossen große Bekanntenkreise zu einem Markt herrichten, der für ihre Zwecke fast automatisch arbeitet. Dies treibende Element der Laubenbaulust hat Klara Viebig in dem Millionär Hippelt und seinem Helfer Bernhard ins Spiel gefügt. Die beiden sind ohne Zweifel als Untergrund und Hintergrund der Bewegung, die aus der Stadt aufs Land drängt, nicht zu entbehren, und sie werden wirkungsvolle Stimmungsmittel des Ganzen, wenn auch die Charakteristik des Landgauners Hippelt sich ohne feiner spürendes psychologisches Eingehen mit typisch gewordenen Zügen solcher Individuen begnügt. Ganz Geiz, Gier, Härte ist dieser Mensch, schmutzig innen und außen. Er zog in die Gartenstadt, um dort ein anderer zu sein als in seinem Berliner Kontor. Nur als der Herr Rentier will er gelten, der im Kieferngrund seine bescheidene Villa hat, der nach niemandem fragt und nach dem niemand fragt. Aber er kommt nicht los von seiner Natur. Bald hetzt ihn auch hier die Gier, Geld aus der Scholle zu pressen, und Stille und Einsamkeit schicken ihm fürchterliche Angste ums Leben auf den Hals. Seine Vergangenheit steht gegen ihn auf. Was er zur Hilfe an sich zog, wird sein Feind. Es kommt der Dichterin darauf an, ihn als Verkörperung seiner Schicht hinzustellen. Eng wie in der Großstadt siedeln auch in der Gartenstadt der Heide Gut und Böse Haus bei Haus, also Hippelt neben Dr. Hirsekorn, und eines Nachts träumt der Arzt von seinem Nachbarn: »Der hatte eine ganz kleine Frau, und die duckte sich, wenn er etwas sagte. Alles duckte sich: Gesundbrunnen, Wedding, Oranienburger Tor. Das waren jetzt keine Stadtgegenden mehr — nicht hohe Häuser — dem unruhig Träumenden erschienen sie Personen. Menschen, die sich duckten, Menschen, die ihre Hände zu Fäusten ballten, Menschen, welche schrien, verzweifelt schrien — —«

Dies Traumbild legt den Stimmungston fest, den die Gestalt Hippelts in den Roman einschießt. Alles Besondere, was von der dunklen Arbeit dieses Halsabschneiders und seines Gehilfen mitgeteilt wird, füllt immer wieder diesen Ton zu deutlichem Mitschwingen auf. Die Krallen des Grundspekulantentums recken sich nach groß und klein. Hippelt geht mit Bernhard über die Heide. Überall haben Terraingesellschaften Schilder mit Villengrund-

und Parklandangeboten aufgepflanzt. Bernhard prophezeit eine große Pleite. Entsetzt, zitternd packt Hippelt ihn bei der Brust: »Und das sagen Sie m i r ?! Sie Schlemihl — Sie — Sie Gauner!« Aber der Schieber macht sich frei, beleidigt: »Hab' ich gesagt, S i e machen Pleite?! Ihre Grundstücke draußen tausch' ich noch nich mit hundert Prozent Zuschlag gegen die hier. Hier können nur große Leute wohnen — zu teuer, zu teuer! — Leute mit Wagen, mit Pferd, mit'm Automobil — so 'ne Leute kriegen überall was, die haben die Auswahl. Aber unsre Leut', die vom Stettiner und Umgegend, von der Novalis-, Eichendorff-, Tieck-, Schlegel-, Ackerstraße, von der Chaussee-, Schwartzkopff-, Wöhlertstraße, von da überall herum — ich werd' nich fertig mit aufzählen bis morgen früh — die k l e i n e n Leute, für die sind w i r da!... Wir haben es billig gekauft, wir geben auch billig wieder ab. Heute sind's zwei Lauben, nächstes Jahr zwanzig. Ob da 'n Baum is oder keiner, 'n See oder 'n Pfuhl, das spielt bei unseren Leut' keine Rolle. Sie haben freien Himmel über sich, sie bauen sich 'n bißchen Gemüse — nebbich — sie sind e i n m a l Freiherrn in ihrem Leben!... Ich denke, dann steigern wir. Von neunzig Pfennig die Rute auf eine Mark zwanzig. Dann werden sie kaufen — kaufen is billiger wie pachten. Das werd' ich ihnen schon beweisen. Wie heißt: zu teuer?! Teuer is billig. Und wer nicht auf den neuen Pachtvertrag eingeht, der muß raus. Und dann haben se die schöne Laube da, 's Gärtchen angelegt — so viel Dung, so viel Mühe — und die Frau hat 's Bänkchen im Grünen, wo se sitzt un de Strümpfe stopft, se weint, daß se weg soll — alles zahlen brauchen se ja nich gleich, wir machen's gemütlich — da kaufen se schon!... Gott soll mich strafen, wenn wir da nich noch machen 'n gutes Geschäft!«

Sie werden es machen, so oder so. Sie haben alle Mittel für sich, von diesem skrupellosen Einhaken an bei der Sehnsucht der Armen nach einem Sonntag stiller Freiheit. An deren Herzensnot machen sie ihre Angel fest, und dann sperren sie die versteckten Widerhaken langsam auf, einen um den anderen. Klara Viebig sichert ihrem nützlichen Werke auch darin die Wirklichkeitsfarbe, daß sie den Dr. Hirsekorn, als er beschlossen hat, die Bröseschе Parzelle für Mine Reschke zu kaufen, nachsinnend an die Frage geraten läßt: Ist diese Scholle ihr denn in Wahrheit ganz eigen? Kann kein widriges Geschick sie ihr wieder entreißen? Er hat ganz recht, die Ferne nicht wolkenlos rosig zu sehen. Und dem Proletarier sind auch auf diesem Felde die widrigen Geschicke allzeit am nächsten.

Literarische Rundschau.

T h e o d o r H e u ß, **Kriegssozialismus.** Politische Flugschriften »Der Deutsche Krieg«, herausgegeben von Ernst Jäckh. 58. Heft. Stuttgart, Berlin 1915, Deutsche Verlagsanstalt. 39 Seiten. Preis 50 Pfennig.

Herr Heuß befaßt sich weniger mit der theoretischen Frage, inwiefern die in den verschiedenen Ländern während der Kriegszeit zur Regelung des Konsums und der Produktion getroffenen Maßnahmen als sozialistisch bezeichnet werden dürfen, als mit ihrer übersichtlichen und anschaulichen Darstellung.

Einleitend bespricht er die großen Vorteile, die das Deutsche Reich gerade für seine militärische Kraft durch seine Sozialpolitik und durch seine Gewerkschaften gewonnen hat. »Die Arbeiter«, sagt Heuß (S. 8), »kämpfen, wenn man das drastisch

ausdrücken will, mit Gewehr und Handgranate für die Profitrate des Unternehmers, und dieser kann nur wünschen, daß sie recht ausdauernde Soldaten seien.«

Was nun den eigentlichen »Kriegssozialismus« betrifft, so hat er, meint Heuß, mit dem marxistischen Sozialismus gar nichts zu tun. Denn dieser sei eine Wirkung der technischen und ökonomischen Entwicklung, ihre höchste Durchbildung. Die »sozialistischen« Tatsachen der Kriegswirtschaft dienten aber am wenigsten der Steigerung der technisch-kapitalistischen Betriebsweise zur sozialistischen Produktion, sondern ihr Sinn sei Erhaltung der baren Arbeitsmöglichkeit und Nutzbarmachung der vorhandenen Kräfte zu Zwecken der Kriegführung. (S. 13.) Am ehesten könne man den Vergleich mit den Maßnahmen in einer belagerten Festung heranziehen, nur daß es sich hier um ganze Völker handle und daß sich die Regelung, was der wichtigste Unterschied sei, nicht nur auf den Konsum, sondern auch auf die Produktion erstrecke.

Heuß bespricht sodann die wichtigsten dieser Maßnahmen, aber nicht nur für Deutschland, sondern er zeigt, und das ist der interessanteste Teil seiner Schrift, welch tief einschneidende »sozialistische« Maßregeln die englische Regierung sich genötigt sah, in Anwendung zu bringen. Diese »sozialistische« Politik in England ist bei uns verhältnismäßig wenig beachtet worden. Heuß zeigt, daß sie in vielen Beziehungen radikaler und tiefer eingreifend ist als die deutsche. Ein Vergleich ist allerdings auf diesem Gebiet ebenso schwierig wie auf dem finanziellen, da die Verhältnisse der beiden Länder während der Kriegszeit so durchaus verschieden sind, daß jeder Vergleich, der diese Unterschiede nicht hinreichend berücksichtigt, an der Oberfläche bleibt und irreführend wirkt. G. Eckstein.

Dr. F. Lifschitz, **Rußland.** Zürich 1915, Verlag Artistisches Institut Orell Füßli, 164 Seiten. Preis 3,50 Franken.

Die »Umlerner« haben es eilig und mißbrauchen die Geduld und die Zeit der anderen. Eine Menge Schriften und Artikel haben sie auf den Markt geworfen, von denen die eine Arbeit leichtfertiger und wertloser als die andere ist. Zu dieser Art von Arbeiten gehören auch zwei neue Publikationen über Rußland. Die eine ist von Alexinsky, der nichts besseres zu tun weiß, als die russische Sozialdemokratie anzuklagen, sie stehe im Dienste der Gegner Rußlands. Diese Schrift ist für das französische und englische Publikum verfaßt. Die andere liegt in deutscher Sprache vor und gehört ebenfalls einem, der sich einst noch »Marxist« und Genosse nannte, nämlich dem Berner Privatdozenten F. Lifschitz. Diese Schrift soll das ausländische Publikum über Rußland belehren. Selten haben wir aber etwas Oberflächlicheres und Ungereimteres (wenn man nicht direkt von Fälschungen reden will) gelesen. Nur einige Beispiele mögen hier angeführt werden:

Der ehemalige Marxist sieht mit Masaryk die entscheidende zentralisierende Kraft Moskaus in der Anlehnung an die Kirche; der »Demokrat« findet, daß der politische Absolutismus »in großen Zeiten« berechtigt sei, und daß die beste Staatsform für Rußland die konstitutionell-monarchische sei, weil die »Republik eine Art Realismus bedeute«, der viele Schattenseiten habe. Die Regierung Plehwes war liberal, nach Lifschitz; die Arbeiterparteien und Sozialdemokraten spielen nach ihm fast keine Rolle und daher werden sie auch nur einmal erwähnt. Die »absolute Idee des russischen Staates« bestehe in der Integrität des Reiches, und dieser Idee müssen alle Freiheitsforderungen und alle Forderungen der Volksstämme unterworfen werden.

Das sind die einzigen »selbständigen« Gedanken des Verfassers, obgleich auch alles andere mit dem Tone eines keinen Widerspruch zulassenden Allwissenden vorgetragen wird. Es ist sehr zu verwundern, wie sich ein so ernster Verlag für die Herausgabe eines solchen Werkes finden konnte: der Krieg scheint das Bedürfnis hervorgerufen zu haben, Rußland in hellem Lichte erscheinen zu lassen, und andere Leute als die Alexinskys oder Lifschitz' wollen eben dieses Bedürfnis nicht befriedigen. -n.

Notizen.

Zur Abwehr. In den Nummern des »Hamburger Echo« vom 21. und 24. Dezember 1915 veröffentlichte Genosse Heinrich Cunow eine sehr heftige und persönlich gehaltene Polemik gegen die Artikel des Genossen Anton Hofrichter, die in den Nummern der Neuen Zeit vom 26. Februar und vom 5. März vorigen Jahres erschienen sind.

Auf die sachlichen Streitpunkte brauchen wir hier um so weniger einzugehen, als Genosse Hofrichter der Redaktion des »Hamburger Echo« schon eine sachliche Entgegnung eingesandt hat, die in der Nummer dieses Blattes vom 9. Januar (zweite Beilage) abgedruckt wurde.

Aber Genosse Cunow hat in seinen Ausführungen und besonders in seiner Replik auf Hofrichters Antwort nicht nur diesen Genossen, sondern auch die Redaktion der Neuen Zeit persönlich in gröblichster Weise beschimpft. So hieß es im »Hamburger Echo« vom 24. Dezember:

> Aber wie kommt die marxistische Redaktion der Neuen Zeit dazu, solchen Artikel aufzunehmen? Hat sie auch so etwas wie marxistischen Geist in Hofrichters Seichbeutelei gefunden?

Und im »Hamburger Echo« vom 9. Januar schreibt Cunow in einer neuerlichen Polemik, deren Beantwortung die Redaktion dem Genossen Hofrichter unmöglich gemacht hat:

> Ich will dem Genossen Hofrichter sagen, weshalb ich seine Artikel ... so scharf kritisiert habe; nicht weil ich persönlich etwas gegen ihn habe, sondern weil er ein Typus jener importierten auchmarxistischen Journalisten ist, die, obgleich sie eigentlich nichts wissen, doch infolge ihrer Herkunft und ihrer Chutzbe überall Beziehungen anzuknüpfen wissen, »marxistisch« beweisen, was im Tagesgebrauch von ihnen verlangt wird, und vieles zu der heutigen Verwirrung in unseren Reihen sowie der Diskreditierung der Marxschen Lehre beigetragen haben.
>
> Ich glaube, das ist verständlich!

Es fällt uns begreiflicherweise nicht ein, uns eines ähnlichen Tones zu bedienen, wie ihn unser ständiger Mitarbeiter hier gegen seine Kollegen anschlägt, wobei er sogar nicht verschmäht, in den Jargon der Antisemiten zu verfallen, und zwar, was die Sache noch lächerlicher macht, einem guten Arier gegenüber. Wir wollen uns auch mit Genossen Cunow nicht in den etwas sonderbaren Streit einlassen, wer von uns, die wir durch viele Jahre einträchtig die Lehren des Marxismus vertreten und verteidigt haben, seit Ausbruch des Krieges im Besitz des einzig wahren und richtigen Marxismus ist. Aber die unqualifizierbaren Angriffe auf die persönliche Ehre eines unserer Mitarbeiter nötigen uns, zu zeigen, mit welcher Leichtfertigkeit Genosse Cunow solche ehrenrührige Vorwürfe erhebt. Ihre vollständige Hinfälligkeit wird nämlich durch die einfache Feststellung aufgezeigt, daß die hier in Rede stehenden Artikel ein Teil einer größeren Arbeit sind, die uns Genosse Hofrichter im Sommer 1913 zur Veröffentlichung als Ergänzungsheft anbot, und die wir damals auch akzeptierten. Als der Ausbruch des Krieges das Erscheinen des Heftes unmöglich machte, veröffentlichten wir zunächst wenigstens diesen besonders aktuellen Teil. Diese Tatsache mußte dem Genossen Cunow bekannt sein, wenn er den von ihm so heftig angegriffenen Artikel wirklich gelesen hat; denn auf S. 650 der Neuen Zeit, XXXIII, 1 heißt es im ersten Artikel Hofrichters wörtlich:

> Die folgende Studie vereinigt Bruchstücke einer im Sommer 1913 geschriebenen Arbeit, deren volle Veröffentlichung in diesen Blättern durch widrige Umstände verzögert und durch den Krieg unmöglich geworden ist.

Dies dürfte zur Kennzeichnung der Gewissenhaftigkeit genügen, mit der Genosse Cunow in jüngster Zeit bei manchen seiner Publikationen vorgeht.

Die Redaktion.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 19 | Ausgegeben am 4. Februar 1916 | 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Krieg und Kampf ums Dasein.

Eine biologisch-soziologische Betrachtung von C. Notter.

I.

Daß die Katastrophe des Weltkriegs einer pseudowissenschaftlichen Betrachtung der geschichtlichen Ereignisse Veranlassung geben würde, rein biologisch-naturwissenschaftliche Begriffe und Betrachtungsweisen auf die gesellschaftlichen Ereignisse zu übertragen, um den Kulturbankrott, den der Krieg nach der einen Seite hin bedeutet, zu beschönigen oder ihn gar vor dem Forum der Wissenschaft als Menschheitsförderer zu rechtfertigen, das war vorauszusehen. Aber gerade wir als Sozialisten, so hoch wir den haltbaren Kern der naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre für unser Weltanschauungsgebäude einschätzen, haben alle Ursache, einer falschen — weil die Wirklichkeit verfälschenden und vergewaltigenden — Anwendung naturwissenschaftlicher Gesichtspunkte auf das Eigengebiet gesellschaftlicher Entwicklung entgegenzutreten, und das gilt besonders für die Erkenntnis der Ursachen der gegenwärtigen Weltkatastrophe wie auch der Mittel der künftigen Verhinderung einer solchen. Denn es ist keine Frage: Ist das ungeheure gegenwärtige Erlebnis nichts anderes als die Offenbarung eines ewigen, unentrinnbaren Naturgesetzes, als das es unsere darwinistischen Sozial- und Rassentheoretiker hinstellen, dann hat es keinen Sinn, auch für alle Zukunft irgendwie dagegen anzukämpfen; dann wird es sich zu gegebener Zeit genau so wiederholen müssen wie etwa eine Sonnen- oder Mondfinsternis oder das Eintreten eines Kometen in seine größte Erdennähe.

Dabei ist es nun in erster Linie das Schlagwort »des Kampfes ums Dasein«, mit Hilfe dessen man die Tatsache des Krieges zu begreifen, und das »der natürlichen Auslese der Bestangepaßten«, mit Hilfe dessen man dem Krieg eine kulturfördernde, rassenverbessernde und dergleichen Wirkung und Bedeutung zuschreiben möchte.

Wir können und wollen an dieser Stelle nicht auf eine Erörterung der in der Naturwissenschaft noch immer so heiß umstrittenen Frage eingehen, ob und wie weit das Darwinsche Gesetz der natürlichen Zuchtwahl in der Tier- und Pflanzenwelt Geltung habe. Aber gesetzt selbst den Fall, die natürliche Auslese und Höherzüchtung durch den Kampf ums Dasein wäre zwar kein allgemeingültiges Naturgesetz, sie stelle aber eine einigermaßen entsprechende Erklärung eines Teilgeschehens innerhalb der Organismenwelt dar, so ist damit noch gar nichts ausgesagt über die Frage, wie weit dieses Gesetz nun auch für die soziale Welt des Menschen Geltung beanspruchen dürfe.

Den Bestrebungen gewisser Rassentheoretiker und sonstiger »völkischer« Ideologen, die Ausbeutungsverhältnisse der kapitalistischen Welt biologisch zu rechtfertigen und die herrschenden und besitzenden Klassen als die Aus-

lese der Menschheit hinzustellen, ist schon oft entgegengehalten worden, daß mit der wirtschaftlichen Arbeit des Menschen und mit der Verfertigung von Werkzeugen ein neuer Faktor ins Leben tritt, der nach zwei Richtungen entscheidend eingreift und im Verlauf seiner Entwicklung das soziale Geschehen so verändert und im speziellen so kompliziert gestaltet, daß es von vornherein aussichtslos ist, mit der für alles passen sollenden Schablone der natürlichen Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein an die begriffliche Erfassung der sozialen Entwicklung gehen zu wollen. Durch die werkzeugvermittelte Arbeit hat der Mensch gleichzeitig seine höheren geistigen Funktionen teils weiter entwickelt, teils neu erworben und damit die Abhebung der Menschengattung von den Tiergattungen vollzogen. Gleichzeitig aber hat er damit die Bedeutung der organischen, mehr passiven, wenn auch keinesfalls ausschließlich passiven, mechanistisch-zwangsläufigen Anpassung an die Umwelt und deren Änderungen stark in den Hintergrund gedrängt und an ihrer Stelle die aktive Anpassung der Umwelt an seine Bedürfnisse begonnen und jene schließlich völlig ersetzt.

Dazu kommt noch ein anderes: Diese unpersönlichen, vom Individuum losgelösten Kräfte werden nachher zu gesellschaftlichen Mächten, die — von der immer stärker sich vergesellschaftenden Arbeit zwar zu gewaltiger Entwicklung emporgetragen, aber auch in unserer gegenwärtigen Gesellschaftsverfassung von den Menschen noch nicht beherrscht — erst recht die Annahme einer Auslese der Tüchtigsten unhaltbar, ja zu einem ruchlosen Optimismus und Quietismus in Hinsicht auf die gesellschaftlichen Zustände machen. Das gilt in erster Linie für die einzelnen Individuen in einer bestimmten Gesellschaft, wo zu der technischen Ausrüstung noch bestimmte soziale — letztlich aus den Produktionsverhältnissen herausgewachsene — Institutionen kommen, die die natürlichen Gesetze der Lebenskonkurrenz (nicht zu verwechseln mit dem Darwinschen Kampf ums Dasein!) ändern und fälschen müssen; das gleiche gilt von dem kapitalistischen Konkurrenzkampf, den man ja auch in darwinistischem Sinne verherrlicht und aus dem heraus man ja das Darwin-Malthussche Naturgesetz konstruiert hat, wo auch nicht persönliche Eigenschaften, sondern der Besitz entscheidet; und es gilt schließlich auch für den Völkerkampf um Macht und Herrschaft, wo es sich um alles andere eher als um einen Ausleseprozeß im Sinne der höheren physischen, moralischen und kulturellen Tüchtigkeit handelt.

II.

Wie steht es nun um den Auslesewert des Krieges, zunächst innerhalb des einzelnen kriegführenden Menschenverbandes? Hier ist selbst von extremen Anhängern der Darwinschen Theorie und deren Übertragung auf die menschliche Gesellschaft der negative Auslesewert des Krieges und der Kriegsorganisation zugegeben worden. Als Beleg dafür einige Sätze aus W. Schallmeyer, »Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker«:

So kommen die zum Militärdienst Untauglichen in der Regel leichter und früher dazu, sich einen eigenen Herd zu gründen und Nachkommen zu erzeugen als die Tauglichen, die doch zur Nachzucht direkt sicher wertvoller sind als jene.

Kommt es zu einem Kriege, so wird die auserlesene männliche Bevölkerung noch weit mehr in Nachteil gesetzt gegenüber den daheimbleibenden Dienstuntauglichen. Ein Teil kommt im Krieg um, sei es durch Wunden, sei es durch Seuchen

oder andere Krankheiten, die durch die Entbehrungen und Strapazen des Krieges entstehen. Weit größer ist aber die Zahl derer, die auf irgendeine Weise an ihrer Gesundheit geschädigt aus dem Kriege hervorgehen und dadurch eine Behinderung im Erwerbsleben, sehr oft auch eine Abkürzung ihres Lebens erfahren.

Bei einer solchen Art von Auslese wird die Gebrechlichkeit gewissermaßen zum Vorzug, auf dessen Züchtung unbewußt hingearbeitet wird.

Das ist das gleiche, wie wenn H. Fick (»Über den Einfluß der Naturwissenschaft auf das Recht«, Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik, 1872) den Krieg eine Ursache der Verkümmerung und den Militarismus eine Brutstätte der Krüppelhaftigkeit nennt oder wenn auch Darwin selbst im Kriege ein auf keinen Fall die Rasse hebendes und verbesserndes Moment sah, sondern ihm einen entartenden Einfluß zuschrieb. Wobei das Verbesserungs- beziehungsweise Entartungsmoment immer in rein physiologisch-biologischer Bedeutung genommen ist und von der Frage des Kulturwerts dieser durch den Krieg bewirkten Individualauslese ganz abgesehen wird, ebenso wie von dem Problem der Höherzüchtung der Kultureigenschaften der Individuen und damit der Kulturhöhe der menschlichen Verbände durch den Krieg. Was das letztgenannte Problem anlangt, so bedeutet der Krieg unerbittlich für alle daran beteiligten Völker und vielleicht noch darüber hinaus einen Kulturrückgang, und nur gewollte oder ungewollte Illusionen oder Täuschungen können aus einer derartigen Kulturkatastrophe eine Tendenz zum Aufsteigen der Kultur herauslesen, falls man nicht — wie es ja auch da und dort geschieht — diesen Rückfall aus der Kultur in eine naturhafte Barbarei als Höherentwicklung dekretieren will. Man sehe sich nur die Äußerungen der großen Mehrzahl der Literaten, Wissenschaftler und auch Künstler in allen in Betracht kommenden Ländern daraufhin an, und man wird mit Händen greifen, wie verheerend der Krieg und seine Begleiterscheinungen, vor allem der chauvinistisch-nationale Dünkel, auf dem Gebiet der Kultur gewütet hat. Wahrhaft erfrischend wirkt all dem gegenüber — trotz seiner rein ideologischen Fundierung — ein Aufsatz des Freiburger Philosophen Mehlis (»Logos«, 5. Band, 3. Heft), wo mit rückhaltloser Aufrichtigkeit über den Sinn des Krieges gesagt wird, es sei unmöglich, in dem Phänomen des Krieges, wie es in nackter Brutalität erscheine, ein Produkt des Geistes, eine Bewegung der Vernunft zu schauen.

Und es wird auch, was heute so oft geflissentlich übersehen und geleugnet wird, von der internationalen Bedingtheit aller Kultur und von der Trostlosigkeit der absoluten Isolation der Völker und dem dadurch herbeigeführten grenzenlosen gegenseitigen Mißverstehen gesprochen.

Und kommen wir damit zu dem Kampfe der Gruppen, Stämme, Rassen oder Völker gegeneinander, so ist zunächst festzuhalten, daß mit begonnener menschheitlicher Entwicklung diese Menschenverbände sich gegenübertraten, als wären es verschiedene tierische Arten, denn nach erlangter Ausrüstung mit künstlichen Waffen haben die Menschen nur in ihresgleichen ebenbürtige Kampfesgegner. Man mag dabei, wie schon bemerkt, auch zugeben, daß in den Frühzeiten menschheitlicher Entwicklung bei annähernd gleicher Ausrüstung dieser Kampf mit der Überlegenheit der physiologisch-organisch besser Ausgerüsteten endete, wobei es entweder zur Vernichtung oder zur ausbeutenden Unterjochung der Schwächeren kam. Anders aber verhält es

sich bei dem Kampfe der Rassen oder — wenn wir von diesem vieldeutigen und viel mißbrauchten Begriff absehen wollen — der Völker oder staatlichen Verbände. Es ist nicht angängig, diesen Kampf, wie das die selektionistischen Geschichts- und Gesellschaftstheoretiker tun, auch während der für uns übersehbaren Geschichtsperiode der Menschheit, die doch insgesamt gekennzeichnet ist durch eine hohe technische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung, analog dem Kampfe verschiedener tierischer Arten zu beurteilen, als ob auch hier immer eine Auslese der Tüchtigeren stattgefunden hätte und noch stattfinden würde. Wollen wir hier von »Auslese« reden, so müssen wir uns immer zweierlei vor Augen halten: Einmal kann gar keine Rede davon sein, daß der Begriff der natürlichen Zuchtwahl im Kampf ums Dasein in Darwinschem Sinne Anwendung finden kann, soweit wir den geschichtlichen Entwicklungsprozeß der Menschheit kennen: denn die Faktoren, die in all den Kämpfen der geschichtlichen Menschheit das Endresultat bedingt haben und bedingen, sind mit der *technisch-wirtschaftlichen Entwicklung* und ihren sozialen Wirkungen ganz woanders zu suchen als in der physiologischen beziehungsweise organischen Ausstattung der Menschen. Wir wollen jenen abnormen Kampf ums Dasein, wie er sich zwischen Naturvölkern und Kulturvölkern abspielte und noch abspielt, ganz beiseite lassen, obwohl er von uns als drastischer Beleg für das oben Ausgeführte verwendet werden könnte. »Die Vernichtung der ‚Wilden'«, sagt *Woltmann* mit aller wünschenswerten Schärfe, »durch die höhere Zivilisation in der Form von Pulver, Schnaps, Seuchen und Länderraub, in einem Kampfe, in dem zeitweise die widerlichsten Eigenschaften menschlicher Bestialität zum Ausdruck gekommen sind, ist eine Leistung, über deren ‚Notwendigkeit' man sehr im Zweifel sein kann.« Und sagt man von dem Kampfe der Kulturvölker untereinander, *er ende mit dem Siege der überlegenen Kultur* und er führe notwendig zu einem Kulturfortschritt — alle kriegführenden Völker behaupten ja heute, von ihrem Siege hänge der Sieg und der Fortschritt der Kultur ab —, so ist diesem Gerede entgegenzuhalten, daß alle Beurteilung des kulturellen Fortschritts davon abhängig ist, welches Ziel man der Kulturentwicklung der Menschheit zuschreibt, worin man den Wesenskern aller Kultur erblickt. Wobei wir ja füglich gar nicht zu betonen brauchen, daß das *Kulturziel, das der Sozialismus* erstrebt, angesichts der treibenden Kräfte dieses Weltkriegs und aller seiner Folgeerscheinungen alles eher als gefördert wird, ja daß selbst die Kultur, wie sie heute im Sinne der bürgerlichen Schichten aufgefaßt wird, bei diesem Rückfall in die Kriegsbarbarei schwer unter die Räder kommen muß und Kulturüberlegenheit selbst in diesem Sinne gar nichts mit dem Enderfolg des Krieges zu tun hat. Falls man nicht, wie es ja heute selbst bis in die sozialistischen Kreise hinein geschieht, die technische und sonstige Kriegsorganisationsüberlegenheit und das Einstellen der ganzen staatlichen Organisation mit ihren ungeheuren Zwangsmachtmitteln für die *direkte* Kriegführung als den Gipfelpunkt der Kultur schlechtweg ansieht. Organisation ist gut, und überlegene Organisation ist noch besser, aber sie ist doch niemals Selbstzweck, und die Hauptfrage ist immer die: Welchen Zwecken dient die Organisation, die staatliche Organisation im ganzen wie in ihren Teilgebieten? Nach ihren Zwecken haben wir die Frage der gesellschaftlichen Organisation bisher beurteilt, und wir wer-

den sie in der Zukunft noch schärfer daraufhin ansehen müssen; daß wir aber nicht auf einem Irrweg dabei waren, das bezeugt uns die Tatsache des Krieges selbst.

Was abschließend über den Kulturwert des Krieges zu sagen ist, das hat der Bonner Gelehrte Verworn in einem Aufsatz in den »Blättern für zwischenstaatliche Organisation« (Nr. 5, Juli 1915, »Einfluß des Krieges auf die Kulturentwicklung«) zusammenfassend dargelegt: daß der Krieg ein höchst untaugliches Mittel zur Förderung der Kulturentwicklung ist, daß er mit der Vernichtung der Gesamtzahl der Individuen der einzelnen Völker, die ohne Rücksicht auf ihren speziellen Kulturwert erfolgt, die Gesamtheit der inneren Kulturwerte schädigt, daß schließlich auch der Gesamtwert der äußeren Kulturgüter gewaltig verringert wird und daß heute gar nicht mehr die Rede davon sein kann, es gebe im Sinne der Kultur einzelne als Kulturträger auserwählte Völker, wie etwa die alten Griechen sich in Gegensatz stellten zu den »Barbaren«. Er betont die Kulturwanderung über die Grenzen des einzelnen politischen Systems hinaus, daß wir in der Entwicklung der Menschheit zu einem riesigen Kulturorganismus, zu dem Kulturträger stehen und daß wir, wollen wir im Sinne der Kulturentwicklung arbeiten, planmäßig auf dieses Ziel hinarbeiten müssen, was aber auch die Bekämpfung des Krieges und vor allem jenes so oft gehörten Satzes involviert: Kriege seien nicht bloß notwendig, denn sie seien »zu allen Zeiten einer der Hauptträger der Zivilisation gewesen, sie hätten einen beglückenden Einfluß auf Sitte, Kunst und Wissenschaft geübt« (M. Jähns, »Über Krieg, Frieden und Kultur«), sie seien auch infolge der Natur des Menschen unvermeidlich.

Das sind Ideenrichtungen, wo wir als Sozialisten von einem viel tieferen Fundament aus mit unserer prinzipiellen Aufklärungs- und Bekämpfungsarbeit einsetzen können und müssen.

Schließlich soll noch auf eine weitere Tatsache in der Frage des Auslesewertes des Krieges hingewiesen werden: Hätte der Krieg wirklich einen Auslesewert hinsichtlich physischer und kultureller Tüchtigkeit bei dem Kampfe zweier — numerisch und kriegstechnisch annähernd gleichwertiger — Völker, so würde sich das unter Umständen ändern, wenn der Krieg, wie es bei dem jetzigen der Fall ist, zwischen Völkerverbänden geführt wird; denn da kann der Fall eintreten, daß das physiologisch bestangepaßte und vielleicht auch gleichzeitig kulturtüchtigste Volk dem Verband angehört, der schließlich in seiner Gesamtheit unterliegt. Abgesehen davon, daß — um das noch einmal hervorzuheben — gerade die technische und sonstige Kriegsorganisation die natürliche Gestaltung des Kampfes ums Dasein geradezu umkehrt und daß unter Umständen auch die Organisationsüberlegenheit ihre Wirkungsgrenze an einer gewaltigen numerischen Überlegenheit finden muß. Womit sich eben auch wieder die Unhaltbarkeit der Übertragung der naturwissenschaftlichen Kategorie der Auslese im Kampf ums Dasein auf das Phänomen des Krieges ergibt — zumal des Krieges auf dem Höhepunkt der kapitalistischen Entwicklung.

III.

»Der Krieg ist der Vater aller Dinge.« Dieser Ausspruch Heraklits wird so gern von denen als Leitmotiv mißbraucht, die den Völkern den Krieg als ewige Menschheitsinstitution, als unausweichliches Naturgesetz hinstellen

wollen, wobei sie aber oft selbst — gewollt oder ungewollt — das schärfste Verdikt über den Krieg aussprechen. Als klassisches Beispiel lassen sich hierzu die Rassenkampftheoretiker anführen, die den Sinn und das ewige Gesetz der menschlichen Geschichte in dem naturnotwendig unausbleiblichen Kampfe der verschiedenen Rassen sehen, der die lebensfähigen Rassen zu immer weiterer Verbreitung, die nicht lebensfähigen aber zu fortwährender Verdrängung vom Erdboden führen soll. Wobei man aber auch heute noch vergeblich nach einer klaren, eindeutigen Definition des Begriffs »Rasse« sucht und wobei man erst recht gespannt sein könnte, in welcher Weise denn der gegenwärtige Weltkrieg mit seinen vielen »reinen« und Mischmaschrassen in beiden kriegführenden Lagern in die Rassenkampfschablone hineingepreßt werden könnte. Alle die Verfechter der Naturnotwendigkeit des Krieges betrachten als oberste Erkenntnis ihrer »Geschichtsphilosophie« den Satz, daß wie in der Natur, so in der Geschichte das Recht des Stärkeren oberstes Gesetz ist, und danach wollen sie die gesamte innere wie äußere Politik der staatlichen Verbände eingerichtet wissen; man vergleiche dazu nur einmal das Kapitel »Anwendung der Selektionstheorie auf die äußere Politik« in dem schon zitierten Werke von Schallmeyer. Was im Hintergrund aller derartiger Anschauungen schlummert, ist jene trostlos-pessimistische Anschauung von der Entwicklung der Menschheit, die trotz aller Fortschritte in der Zivilisation und Kultur schließlich doch nie, löst man die Hülle ab, den Zustand der Barbarei endgültig überwinden kann, und wo der einzig mögliche Fortschritt darin beruht, daß an Stelle der früheren zahlreichen Horden-, Stammes- und Rassenkämpfe die seltneren kriegerischen Auseinandersetzungen von menschlichen Riesenverbänden treten, immer mit den gleichen, wenn auch verfeinerten und vervielfältigten Mitteln und immer mit den gleichen Zielen.

Und welches diese Ziele auch heute noch sind, darüber hat sich der Rassenkampftheoretiker Gumplovitsch (»Der Rassenkampf«, Innsbruck 1883) mit hinreichender Deutlichkeit ausgesprochen, es seien im Grunde die Kriege der zivilisierten Nationen nichts anderes als »höhere Formen« der primitiven Raub- und Plünderungszüge, im Gegensatz allerdings zu denen der aufrichtigeren Naturmenschen geführt unter dem Deckmantel von zivilisatorischen und politischen Phrasen, für »Freiheit«, »Menschlichkeit«, »Nationalität«, »Glauben« oder gar »europäisches Gleichgewicht«, wobei man sich allerdings nicht mit einigen Hammeln, Eseln, Pferden oder Rinderherden begnüge, sondern gleich einige Milliarden herausschlagen wolle. Sieht man von der Umkleidung durch die aus dem Rassedünkel entsprungene Phrase vom »Rassenkampf« ab, so bleibt auch nichts übrig als die Erkenntnis, daß es sich bei den Kriegen der Kulturstaaten um einen Kampf der herrschenden Klassen gegeneinander um Kapitalprofit und sonstige Ausbeutungsmöglichkeiten handelt, denn diese Umkleidung hindert Gumplovitsch nicht an der Erkenntnis, daß jedes stärkere ethnische oder soziale Element danach strebt, sich das in seinem Machtbereich befindliche oder dahin gelangende schwächere Element dienstbar zu machen, für sich arbeiten zu lassen, kurz: es auszubeuten — unter welchem Decknamen man auch diese Tatsache ins Leben treten lassen will. Und so sieht man, daß eine unvoreingenommene und tendenzlose bürgerliche Geschichtsphilosophie das bestätigen muß, was

man der sozialistischen Geschichtsauffassung so gern als Dummheit oder Böswilligkeit ankreiden möchte.

Jener ganzen tendenziösen bürgerlichen »Geschichtsphilosophie« mit ihrer Endabsicht, die heutige bürgerliche Gesellschaft mit all ihren Ungereimtheiten und Sinnlosigkeiten, mit all ihren sozialen Folgen für die große Masse der Ausgebeuteten mit Hilfe des »wohltätigen« Konkurrenzprinzips und darüber hinaus mit dem Prinzip des allgemeinen Kampfes ums Dasein und der durch ihn bewirkten Auslese der Tüchtigsten rechtfertigen und als Naturordnung unantastbar machen zu wollen, tritt die sozialistische Geschichtsphilosophie gegenüber, wie sie K. Marx mit und in der materialistischen Geschichtsauffassung geschaffen hat. Und diese ermöglicht es, die menschheitliche Entwicklung in den Faktoren ihres Werdens zu erfassen, die pseudowissenschaftliche Anwendung biologischer Begriffe und Anschauungen auf die menschliche Gesellschaft in ihrer Unhaltbarkeit aufzudecken und vor allem zu zeigen, wie die gegenwärtige Gesellschaftsordnung mit all ihren Einrichtungen und in all ihren Folgeerscheinungen etwas geschichtlich Gewordenes und darum auch geschichtlich Vergängliches und zu Überwindendes ist.

Und das Gesellschaftssystem, das der Sozialismus gerade auf Grund seiner Erkenntnis der menschlichen Geschichte und seiner Einsicht in die Zusammenhänge des gegenwärtigen Wirtschaftssystems anstrebt, die Überführung der Produktionsmittel in Gemeineigentum, die ja angesichts der gesteigerten Produktivkräfte schon heute zu einer technisch-wirtschaftlichen Notwendigkeit geworden ist, dieses System wird ja auch mit der Beseitigung der Ausbeutung und damit des Profitkonkurrenzkampfes der kapitalistischen Gesellschaft der brutalen Form dieses Kampfes, wie sie der Krieg darstellt, ein Ende setzen. Womit aber durchaus nicht gesagt sein soll, daß nicht schon früher ein erfolgreicher Kampf gegen diese angeblich naturgesetzliche Notwendigkeit möglich ist, wenn auch die Betrachtung der Mittel und Wege dazu aus dem Rahmen dieses Aufsatzes herausfällt. Gerade aus dem richtig gefaßten Entwicklungsgedanken heraus, der uns die Entwicklung der Menschheit von niederen Formen zu höchster Entfaltung ihrer Kräfte lehrt, setzen wir der »Nachtansicht« der kapitalistischen Geschichtsphilosophen von dem fehlerhaften Kreislauf, aus dem schließlich alles menschliche Geschehen trotz scheinbaren Fortschritts nicht herauskommt, die »Tagansicht« der sozialistischen Entwicklungslehre entgegen, die uns jenseits der Vernichtung und blinden Roheit des heutigen »Auslese«kampfes innerhalb der Gesellschaften und zwischen ihnen die Möglichkeit einer wirklichen Kulturauslese zeigt, wo für die einzelnen nach Beseitigung des Notkampfes um das nackte Dasein und der Möglichkeit, auf Kosten fremder Arbeit ein soziales Parasitendasein zu führen, die gleiche Basis persönlichen Wettbewerbs und Aufstiegs geschaffen und wo dann auch der Wettbewerb der menschlichen Gemeinschaften aus den atavistischen Gewaltbahnen heraus in jene friedlichen Kulturwettbewerbs eingetreten sein wird.

Dann erst wird der Satz Heraklits von dem Krieg als dem Vater aller Dinge seine sinngemäße Anwendung finden.

Die mitteleuropäischen Staaten in ihren wirtschaftlichen Beziehungen zueinander.[1]

Von Spectator.

I.

An die geplante Bildung eines mitteleuropäischen Staatenbundes knüpfen sich bereits eine Menge Illusionen. Deshalb sei dieses Problem hier näher beleuchtet. Leider scheint jetzt noch nicht die Zeit zu theoretischen Auseinandersetzungen. Wir begnügen uns vorläufig mit einer statistischen Illustration der Handelsbeziehungen der mitteleuropäischen Länder untereinander und zu den Ländern des Vierverbandes. Die Zahlen sind den Statistischen Jahrbüchern der betreffenden Länder und dem „Statistical Abstract for the principal and other foreign countries", London 1914, entnommen. Ich versuche die Tendenz der Entwicklung festzustellen. Mögen die Schwärmer für dieses Gebilde ihrerseits versuchen, sich mit diesen offiziellen Zahlen auseinanderzusetzen.

Wie stand es vor dem Kriege mit der Lebensmittel- und Rohstoffversorgung sowie dem Fabrikatenabsatz Deutschlands? Die Ein- und Ausfuhr Deutschlands stellte sich 1912 in Millionen Mark:

	Einfuhr				Ausfuhr	
	Nahrungsmittel und Vieh	Rohstoffe	Halbfabrikate	Fabrikate	Halbfabrikate	Fabrikate
Österreich-Ungarn . .	257,8	318,4	82,5	171,3	175,0	504,4
Bulgarien	12,1	3,6	—	2,3	2,1	25,9
Türkei	23,2	40,6	0,4	13,4	4,6	103,2
Zusammen	293,1	362,6	82,9	187,0	181,7	633,5
England	53,3	271,7	271,1	246,5	169,2	791,9
Frankreich	94,2	170,9	111,8	175,3	108,3	370,3
Italien	73,8	182,2	9,8	38,8	45,1	294,6
Rußland	830,7	533,8	95,0	68,4	71,1	445,1
Zusammen	1052,0	1158,6	487,7	529,0	393,7	1901,9
Überhaupt Europa . .	2057,7	2051,6	843,3	1055,8	865,0	4080,1
- Asien . .	232,0	642,1	63,3	68,9	51,4	348,7
- Afrika . .	66,4	384,7	3,0	24,5	6,2	142,7
- Amerika .	822,2	1430,0	362,3	270,9	94,9	1130,8
- Australien .	16,4	254,9	24,9	8,0	9,9	80,8
Im ganzen	3194,7	4763,3	1296,8	1428,1	1027,4	5783,1

Quessel klagt, Europa sei außerstande, den Bedarf an Nahrungsmitteln und Rohstoffen zu decken. In Wirklichkeit erhielt Deutschland zwei Drittel seines Zufuhrbedarfs an Nahrungsmitteln und 43 Prozent an eingeführten Rohstoffen aus Europa. Rechnet man noch Amerika hinzu, das als eine Kolonie Deutschlands im politisch-staatsrechtlichen Sinne (und darauf kommt es eben an!) doch nicht in Betracht kommen kann, so stammen 90 Prozent der eingeführten Lebensmittel und 73 Prozent der Rohstoffe aus diesen Ländern.

[1] Dieser Artikel war schon geschrieben und an uns abgesandt, bevor die Veröffentlichung von Kautskys Artikelreihe »Mitteleuropa« in der Neuen Zeit begann. Die Redaktion.

Für jeden, der noch die Fähigkeit, kaltblütig volkswirtschaftlich zu enken, bewahrt hat, geht daraus ohne weiteres klar hervor, daß gar nicht ran zu denken ist, Deutschland könne sich jemals von der »Abhängigkeit« n Europa und Amerika befreien. Gewiß hat die russische Regierung *mit inem Aufwand von Milliarden*, die sie den russischen Kapitaken schenkte, den Baumwollbau in Zentralasien treibhausmäßig gefördert, er trotzdem ist Rußland in seiner Rohstoffversorgung immer mehr vom usland abhängig geworden, indem die Einfuhr von Rohstoffen und albfabrikaten sich 1902 bis 1912 um 75,6 Prozent erhöht hat. Das wichgste ist aber — und das kann selbst Quessel nicht bestreiten —, daß die ntwicklung der russischen Baumwollindustrie trotzdem langsamer ist als die r Industrie Deutschlands, und daß die russischen Arbeiter absolut keinen orteil (vielmehr eine größere Steuerlast) aus der Tatsache ziehen, daß die ssischen Unternehmer sich auf Kosten des Staates bereichern.

Ähnlich steht das Problem des Fabrikatenabsatzes. Von der Gesamtsfuhr Deutschlands von 5783,1 Millionen gehen nach Europa für 4080,1 d nach Amerika für 1130,8 Millionen, zusammen für 5210,9 Millionen ark (rund 90 Prozent). Es ist eine gänzlich verkehrte Ansicht, daß man r den Absatz von Fabrikaten Kolonien nötig habe. In Wirklichkeit sind e entwickeltsten Industrieländer die besten Kunden der anderen Industrieder, wohlgemerkt *vom Standpunkt der Volkswirtschaft, icht von dem des Unternehmers* betrachtet. Der Unternehmer öchte, wie schon gesagt, am liebsten nach unentwickelten Ländern ausren, wo er seine Waren zu hohen Preisen absetzen könnte, falls die Konrrenz der anderen Länder dabei ausgeschaltet wäre; daß aber wirtschaftch unentwickelte Länder wenig kaufen können, ja selbst relativ viel weniger s die hochentwickelten Länder, die, trotzdem sie selbst viel produzieren, eigende Mengen von Fabrikerzeugnissen aus dem Ausland beziehen, liegt f der Hand. Deshalb ist und bleibt es, vom Standpunkt des Proletariats trachtet, viel wichtiger, gute Handelsbeziehungen zu den entwickelten Länrn zu unterhalten, als auf den Erwerb von Kolonien auszugehen.

Die modernen Kartelle, die, um die Inlandspreise hochzuhalten, den Ausndsabsatz forcieren, suchen natürlich einen gegen auswärtige Konkurrenz sicherten Markt. In *ihrem* Interesse liegt die Schaffung von großen gehlossenen Gebieten. Für den modernen Konsumenten und für den Arbeiter t die *Sonderbündelei* im Zeitalter der Weltwirtschaft umgekehrt in Übel. Bezeichnend für die Weltwirtschaft ist die Tatsache, daß die Ausihr Deutschlands nach Amerika relativ stärker gestiegen ist als die Gesamtausfuhr. Andererseits führt Deutschland mehr als dreimal soviel Farikate nach den Ländern des Vierverbandes aus als nach denen seiner zigen politischen und eventuell auch wirtschaftlichen Verbündeten, ebenso die es aus den Ländern des Vierverbandes mehr als dreimal soviel an Rohstoffen und fast viermal soviel an Nahrungsmitteln als aus denen seiner Verbündeten (einschließlich der Türkei) erhält. Von der Gesamtausfuhr ntfielen 1913 34,8 Prozent auf die Länder des Vierverbandes und 12,2 Prozent auf Österreich-Ungarn, die Türkei und Bulgarien. Die Ausfuhr nach der Türkei ist tatsächlich stark gestiegen, was mit dem Bau der Bagdadbahn und den deutschen Unternehmungen in Vorderasien zusammenhängt, bei weitem aber nicht so stark wie die nach Rußland oder nach Italien oder

selbst nach Frankreich. Der Export nach Frankreich ist in diesem Jahrzehnt der schärfsten politischen Spannungen von 5,2 auf 7,8 Prozent des Gesamtexports Deutschlands gestiegen! Absolut hat er sich von 274,3 auf 789,9 Millionen, also um 515,6 Millionen Mark erhöht, während der Export nach der Türkei bloß von 70,8 auf 98,4 Millionen Mark gestiegen ist.

Wie man nach alledem noch behaupten kann, im Interesse der deutschen Volkswirtschaft liege ein wirtschaftliches Bündnis der Zentralmächte, das eventuell die Ausschließung Deutschlands aus den anderen Märkten bringen könnte, ist mir geradezu unbegreiflich. Man muß schon einen sonderbaren Glauben an die wunderbare Wirkung eines Krieges oder eines politischen Bündnisses hegen, um an die Bildung eines solchen Bundes so weitgehende wirtschaftliche Hoffnungen zu knüpfen....

II.

Der Krieg hat viele Vorstellungen hervorgerufen, die aus Verhältnissen stammen, denen wir längst entwachsen sind. Das ganze Geschrei, es handle sich um einen Handelskrieg, ist doch auch nur eine atavistische Vorstellung aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. So lebt jetzt auch der Glaube an die große wirtschaftliche Bedeutung der großen geschlossenen Wirtschaftsgebiete mit enormer Kraft auf. Man übersieht nur eine Kleinigkeit: nämlich, daß bei der Entscheidung über das ökonomische Schicksal der Völker nicht die Frage entscheidend ist, was der Vorteil der Volkswirtschaft im ganzen gebietet, sondern daß sich heute die Unternehmer der einzelnen Staaten als Konkurrenten und Gegner gegenüberstehen. Mit dieser elementaren Tatsache muß man rechnen, wenn es sich darum handelt, die Politik der herrschenden Klassen zu bestimmen. Während unsere Politik von der Gemeinsamkeit der Interessen aller Völker ausgehen muß dürfen wir umgekehrt die Gegensätzlichkeit der Interessen der herrschenden Klassen der verschiedenen Staaten und Nationen dann nicht übersehen, wenn wir die wahrscheinliche Politik der herrschenden Klassen voraussagen wollen. Wollen wir von der Bildung eines mitteleuropäischen Bundes sprechen, dann müssen wir uns zuerst fragen, ob die herrschenden Klassen einen solchen überhaupt schaffen wollen. Nicht wir werden ihn ja bilden, sondern die anderen. Liegt ein solches Bündnis aber in deren Interesse? Die Schwärmer für den Wirtschaftsverband nehmen an, daß das Finanz- und Handelskapital für ihr Projekt sein werde. Dürfen sie das auch von dem Österreich-Ungarns und Bulgariens erwarten?

Das Problem des Zollvereins ist an dieser Stelle ausführlich erörtert worden. Ich habe nur den statistischen Nachweis dafür zu liefern, nach welcher Richtung die Tendenz der Entwicklung verläuft. Ich will hier beweisen, daß jeder Staat sich immer mehr mit der Weltwirtschaft verbindet und speziell in dem Maße, wie er sich industrialisiert, mit seinen Fabrikaten den Weltmarkt aufsucht. Steigt zum Beispiel der Handel Deutschlands mit den Agrarländern rascher als der der anderen Länder, so geht er umgekehrt relativ zurück im Verkehr mit den sich entwickelnden Ländern, wenigstens auf einer gewissen Stufe der Entwicklung.

Die Einfuhr Österreich-Ungarns aus Deutschland erhöhte sich von 1909 bis 1913 von 37,3 auf 40,1 Prozent der Gesamteinfuhr; die Ausfuhr Österreich-Ungarns nach Deutschland ging aber in dieser Zeit von 46 auf 40 Prozent des

gesamten Exports zurück. Dagegen stieg die Ausfuhr Österreich-Ungarns nach der Türkei von 4,4 Prozent auf 5,4 Prozent. Die Ausfuhr nach Bulgarien verminderte sich von 1,3 Prozent auf 1,1 Prozent. Die Ausfuhr Österreich-Ungarns nach den Ländern des Vierverbandes erhöhte sich in dieser Zeit von 22,6 Prozent auf 24,1 Prozent des Gesamtexports. Also verbindet sich Österreich-Ungarn gerade im Gegensatz zu seinen politischen Beziehungen immer mehr mit den Ländern des Vierverbandes, die allerdings bisher nur die Hälfte der Ausfuhr der Donaumonarchie aufnehmen, die nach Deutschland, Bulgarien und der Türkei geht.

Die Stimmung der österreichisch-ungarischen Industriellen- und Handelskreise ist übrigens in dieser Hinsicht bekannt und zeigt, daß sie in einer »Zollunion« nur ein Mittel sehen, noch höhere Schutzzölle gegen die anderen Staaten zu erlangen. An eine wirkliche Erleichterung des Verkehrs der Zentralmächte untereinander denkt niemand unter ihnen.

Weniger bekannt ist es, daß sich auch in Bulgarien eine Industrie zu entwickeln begonnen hat. Nach der Enquete von 1910 bestanden dort 909 261 Fabrikbetriebe, von denen 70 in den Jahren 1905 bis 1909 gegründet wurden. Das Anlagekapital betrug 66 Millionen Franken, wovon 12,7 Prozent aus dem Ausland kamen. Der Wert der Erzeugnisse wurde mit 76,9 Millionen angegeben, wovon nicht weniger als 21,8 Prozent nach dem Ausland gingen. Die noch sehr junge bulgarische Industrie führt also schon mehr als ein Fünftel ihrer Erzeugnisse aus! Für diese Erzeugnisse werden die bulgarischen Unternehmer doch ebenfalls Länder aufsuchen wollen, die ihnen keine starke Konkurrenz machen. Vor allem sucht die bulgarische Industrie sich durch hohe Zölle den Inlandsmarkt zu sichern.

Darin wird sie durch den Staat unterstützt. Bulgarien treibt nämlich eine unheimliche Pumpwirtschaft. Die Einfuhr übersteigt die Ausfuhr mit jedem Jahre immer mehr. 1896 war der Ausfuhrüberschuß rund 32 Millionen Franken; das Jahr 1900 wies einen geringen Einfuhrüberschuß von 1,6 Millionen auf, 1906 bis 1910 betrug er aber schon 21,6, 1912 gar 56,7 Millionen Franken. Die Einfuhr ist von 1896/1900 bis 1912 um 177 Prozent, die Ausfuhr aber bloß um 78 Prozent gestiegen. Das war nur durch forcierte Schuldenaufnahmen möglich. Die Staatsschuld Bulgariens ist von 280,3 Millionen 1904 auf 878 Millionen Ende 1913 gestiegen. Der Schuldendienst und die Militärausgaben forderten 1914 126,5 Millionen Franken oder fast ebensoviel, wie die direkten und indirekten Steuern, Zölle und Abgaben (152,9 Millionen) einbrachten! Es wird sich also für Bulgarien nach diesem Kriege darum handeln, die Zölle noch mehr zu erhöhen, um sich aus den finanziellen Schwierigkeiten herauszuarbeiten, da seine erschöpfte bäuerliche Bevölkerung wahrhaftig keine Erhöhung der Steuern ertragen wird. Einen wirtschaftlichen Anschluß an die Zentralmächte wird es wohl kaum in Betracht ziehen, von denen Bulgarien noch dazu gerade die stärkste Konkurrenz zu befürchten hat. Hat sich doch die Einfuhr aus Österreich-Ungarn von 1896/1900 bis 1912 verdreifacht und die aus Deutschland gar verfünffacht. Allerdings hat sie sich auch aus Italien verfünffacht und aus Frankreich vervierfacht. Aber Bulgarien führt aus diesen Ländern immer noch relativ weniger ein, denkt übrigens auch gar nicht daran, sich wirtschaftlich mit diesen zu verbünden.

Führte Bulgarien 1912 aus den Gebieten der Zentralmächte und der Türkei für 108,5 Millionen aus, so exportierte es dorthin bloß für 57,1 Millionen (nach Deutschland für 24,6, nach Österreich-Ungarn für 15,5 Millionen) Franken, während es aus den Ländern des Vierverbandes für 69,8 Millionen Waren erhielt und dorthin für 33 Millionen Franken schickte. Daraus geht zwar die Interessengemeinschaft (im volkswirtschaftlichen Sinne) Bulgariens mit den Zentralmächten hervor. Man darf aber dabei nicht vergessen, daß die Ausfuhr Bulgariens den Seeweg und nicht den Landweg nimmt. So stellte sich die Ausfuhr in Prozent der Gesamtausfuhr:

	1896 bis 1910	1912
Über das Schwarze Meer	43,83	46,21
- die Donau	26,83	31,15
- - Eisenbahnen usw.	29,34	22,64
Überhaupt	100,—	100,—

Und jetzt, wo Bulgarien einen Ausgang auch zum Mittelmeer hat, wird seine Ausfuhr noch mehr den Seeweg nehmen. Indem aber der Export über die See geht, wird er von den Beziehungen zu den Zentralmächten relativ unabhängig. Selbst also, wenn Bulgarien mehr Getreide produzieren sollte, was vorläufig bei der völligen Erschöpfung des Landes noch unwahrscheinlich ist, wird doch dieses Getreide nach dem Kriege nicht unbedingt den Weg nach den Zentralmächten nehmen müssen, da es ebensogut in Italien oder in England verkauft werden kann.

III.

Wie stellen sich die wirtschaftlichen Beziehungen der Mächte des Vierverbandes zueinander und zu ihren Gegnern? Englands Handel mit den anderen Staaten stellte sich in der Einfuhr auf 503,17 Millionen Pfund, mit seinen Besitzungen auf 129,8 Millionen, zusammen auf 632,9 Millionen, in der Ausfuhr auf 310,13 und 177,09, zusammen auf 487,22 Millionen Pfund. Davon entfielen (in Millionen Pfund):

	Einfuhr			Ausfuhr	
	Nahrungsmittel	Rohstoffe	Fabrikate und Halbfabrikate	Rohstoffe	Fabrikate und Halbfabrikate
Rußland	17,48	19,29	1,23	3,60	8,11
Frankreich	8,95	6,09	24,53	7,08	16,47
Italien	2,16	1,32	3,85	6,91	6,39
Zusammen	28,59	26,70	29,61	17,59	30,97
Deutschland	10,97	6,35	47,82	7,24	28,03
Österreich-Ungarn	4,35	0,29	1,97	0,75	3,91
Türkei	3,57	1,35	0,70	0,33	7,58
Bulgarien	0,45	0,03	—	0,04	0,95
Zusammen	19,34	8,02	50,49	8,36	40,47
Überhaupt fremde Länder . .	190,72	164,83	145,43	55,71	228,47
Gesamthandel	265,49	208,38	156,28	59,42	385,03

Daraus ergibt sich nun, daß die mit England kriegführenden Länder als Versorger mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen von relativ geringer Bedeutung für England sind, wohl aber als Lieferanten von Halbfabrikaten und Fabrikaten, die in England verfeinert werden. In dieser Beziehung

fällt insbesondere die Einfuhr aus Deutschland auf, das nach der deutschen Statistik für 271,1 Millionen Mark Halbfabrikate nach England ausgeführt hat. Umgekehrt verkaufte England an Deutschland fast ebensoviel Halb- und Ganzfabrikate wie an alle seine jetzigen Verbündeten, so daß, volkswirtschaftlich betrachtet, Deutschland unter allen fremden Staaten Englands bester Kunde ist. Nur Indien und Australien kauften diesem mehr Fabrikate ab als Deutschland.

Die Gesamtausfuhr englischer Erzeugnisse stellte sich im Jahrzehnt 1903 bis 1912 wie folgt (in Millionen Pfund Sterling):

	1903		1912	
Rußland	9,11	24,9	13,74	39,7
Frankreich	15,80		25,93	
Italien	7,80		14,00	
Zusammen	32,71		53,67	
Deutschland	23,55		40,37	
Österreich-Ungarn	1,74		4,94	
Zusammen	25,29		45,31	
Überhaupt	290,80		487,22	

Die Ausfuhr nach Deutschland ist nicht allein größer als die nach Rußland und Frankreich zusammengenommen, sondern *auch rascher gestiegen als nach diesen Ländern!* Und trotzdem soll England ein Interesse daran haben, Deutschland zu vernichten, mindestens aber seinen Handel zu zerstören! Die Gesamtausfuhr Englands ist in dieser Zeit um 87,5 Prozent, die nach Deutschland um 71,16 Prozent und die nach den Zentralmächten gar um 79 Prozent gestiegen.

Auf einer gewissen Stufe der Entwicklung, wenn die Industrie zur Herstellung hochqualifizierter Waren übergeht, sucht sie in erster Linie die Märkte der reichen und entwickelten Länder auf. Diese Stufe der Entwicklung scheint ein großer Teil auch der englischen wie der deutschen Industrie erreicht zu haben, und dieser drängte in England eben vor dem Kriege auf ein Abkommen mit Deutschland hin.

Der auswärtige Handel *Frankreichs* entwickelte sich wie folgt (in Millionen Franken):

	Einfuhr			Ausfuhr		
	1903	1912		1903	1912	
Kolonien	503,75	887,31		506,7	910,02	
Rußland	301,67	432,21	857,6	88,43	62,21	1423,9
England	555,94	1048,39	1480,6	1192,07	1361,67	
Italien	152,13	209,42		171,59	302,26	
Zusammen	1009,74	1690,02		1452,09	1726,14	
Deutschland	444,20	999,24		512,75	821,72	
Österreich-Ungarn	74,62	106,45		24,87	48,34	
Zusammen	518,82	1105,69		537,62	870,06	
Überhaupt	4801,20	8230,80		4252,30	6712,60	

Frankreich zeichnet sich durch seine exklusive Kolonialpolitik aus. Trotzdem deckt seine Einfuhr aus den Kolonien immer noch nur 10,5 Prozent und 10,7 Prozent der Gesamteinfuhr. Mit der Versorgung der französischen Industrie aus den eigenen Kolonien ist es also nichts. Dagegen nahmen die Kolonien 1912 einen etwas größeren Teil des französischen Exports auf,

nämlich 13,5 Prozent gegen 11,9 Prozent im Jahre 1903. Will man aber behaupten, daß der Handel Frankreichs aus diesem Grunde etwa besonders geblüht hat?

Der Handel Frankreichs mit seinen Verbündeten ist viel bedeutender als der mit den Zentralmächten, entwickelt sich aber keineswegs so rasch wie dieser. So ist die Einfuhr aus England und Rußland von 857,6 auf 1480,6 Millionen oder um 623 Millionen, gleich 72 Prozent, die aus den Zentralmächten um 586,87 Millionen, gleich 113 Prozent gestiegen; die Ausfuhr nach Rußland und England hat sich um 144 Millionen oder um 11 Prozent, die nach den Zentralmächten aber um 332,44 Millionen oder um rund 61,8 Prozent erhöht.

Weder für England noch für Frankreich wäre es also vorteilhaft, sich von dem Handelsverkehr mit Deutschland und Österreich-Ungarn abzusperren. Ich glaube deshalb auch nicht, daß diese Länder sich abschließen würden, falls die Zentralmächte nicht den ersten Schritt nach dieser Richtung machen sollten.

Der Handel Rußlands in dieser Periode entwickelte sich wie folgt (in Millionen Rubeln):

	Einfuhr			Ausfuhr		
	1903		1912	1903		1912
England	113,87	141,78	142,36	218,2	294,3	327,8
Frankreich . . .	27,91		56,34	76,1		98,1
Italien	11,22		15,76	56,7		52,5
Zusammen	153,00		214,46	351,0		478,4
Deutschland . . .	241,90		532,35	233,1		453,8
Österreich-Ungarn	27,09		32,66	36,9		73,4
Zusammen	268,99		565,01	270,0		527,2
Überhaupt . . .	681,67		1171,77	1001,2		1518,8

Rußlands Handel mit den Zentralmächten ist nicht allein absolut größer, sondern ist auch viel rascher gestiegen als der mit seinen Verbündeten. Hier tritt der Gegensatz zwischen den volkswirtschaftlichen Entwicklungstendenzen und den Bestrebungen der kapitalistischen Klassen besonders auffallend zutage. Während die Bedürfnisse der russischen Volkswirtschaft gute Handelsbeziehungen zu Deutschland fordern, betreiben die Unternehmer hüben und drüben den Handelskrieg. Wie die deutschen Agrarier das russische Vieh, so wollen die russischen Industriellen den deutschen Kattun und die deutsche Maschine nicht hineinlassen. Wenn der jetzige Krieg auf eine Handelsrivalität zurückzuführen ist, so ist es gerade die zwischen Deutschland und Rußland. Ist der Kampf gegen das »Made in Germany« in England in den letzten Jahren eingeschlafen, so loderte er gerade in Rußland kurz vor dem Kriege hell auf. Natürlich könnte Deutschland ihm durch eine Ermäßigung der Getreidezölle und Erleichterung der Vieheinfuhr die Spitze abbrechen. Aus weltpolitischen Ursachen ist es aber zum Kriege gekommen, mit dem nun hüben und drüben handelspolitische Illusionen verbunden werden.

Die Handelsbeziehungen Italiens haben sich in diesem Jahrzehnt wie folgt entwickelt. Die Einfuhr ist von 1903 bis 1912 von 1861,96 auf 3701,92 Millionen Franken oder um 1839,96 Millionen gestiegen, hat sich also fast verdoppelt; die Ausfuhr hat sich von 1517,4 auf 2396,9 Millionen oder um 879,5 Millionen Franken (Lire) erhöht. Der Export ist also bloß um rund

58 Prozent gewachsen. Auf einzelne Länder verteilt sich der Handel wie folgt (in Millionen Franken):

	Einfuhr				Ausfuhr			
	1903		1912		1903		1912	
England	282,4	475,7	577,1	866,7	131,7	302,6	264,4	487,0
Frankreich	193,3		289,6		170,9		222,6	
Rußland	210,3		214,9		14,2		55,9	
Zusammen	686,0		1081,6		316,8		542,9	
Deutschland . . .	221,7		626,3		226,4		328,2	
Österreich-Ungarn .	176,1		294,5		153,8		219,2	
Zusammen	397,8		920,8		380,2		547,4	

Die Einfuhr aus England hat sich verdoppelt, die Ausfuhr dorthin ebenfalls. Die Einfuhr aus Deutschland hat sich fast verdreifacht, die Ausfuhr dorthin ist aber bloß um 44,8 Prozent gestiegen. Die Ausfuhr nach Deutschland und Österreich-Ungarn zusammen hat sich gar bloß um 44 Prozent erhöht, ist also bedeutend langsamer gestiegen als der Gesamtexport (um 58 Prozent) oder als der nach den Westmächten (um über 61 Prozent) oder als der nach den Ententemächten (um 71 Prozent)!

Die italienische Industrie findet dank den besseren Verkehrsmöglichkeiten in England und Frankreich steigenden Absatz, vor allem aber in dem Agrarland Rußland, mit der deutschen Industrie vermag sie aber nicht die Konkurrenz aufzunehmen. Deutschland kaufte 1912 in Italien Halb- und Ganzfabrikate bloß für 48,6 Millionen Mark, während England gleichzeitig von dort für 77 Millionen Mark einführte. Trotzdem glaube ich nicht, daß diese Handelsbeziehungen die politische Haltung Italiens entscheidend beeinflußt haben. Vielmehr handelt es sich auch in diesem Falle bloß um weltpolitische Bestrebungen, die den Ausschlag gegeben haben. Jetzt aber, während des Krieges finden gerade in Italien die Bestrebungen nach einem Sonderbund mit den Ententemächten einen gewissen Widerhall.

IV.

Wie verlief der Handel der Zentralmächte mit den anderen mitteleuropäischen Mächten? Auch hier läßt sich folgendes konstatieren. Deutschland als ein sich rasch entwickelndes Land nahm seinen Nachbarn Rohstoffe und Nahrungsmittel in größerem Maße ab als die Westmächte, kaufte aber umgekehrt weniger Fabrikate als England, dessen Industrie sich immer mehr spezialisierte und darum immer weniger die allseitigen Bedürfnisse des Landes befriedigte, oder Frankreich mit seiner relativ schwach entwickelten Massenproduktion. Aus den gleichen Gründen führte Deutschland nach diesen Ländern absolut und relativ mehr Fabrikate aus als die anderen Länder. Die deutsche Industrie beherrschte den europäischen Markt. Daraus ergibt es sich, daß die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und den Ganz- oder Halbagrarländern lebhafter sein mußten als die der Westmächte, während umgekehrt der Export der kleineren mitteleuropäischen Industriestaaten nach den Westmächten und Rußland rascher zunahm als nach Deutschland oder nach Österreich-Ungarn.

Als Beispiel können zunächst die Handelsbeziehungen der Schweiz dienen. Die Schweiz ist ein ausgesprochenes Industrieland. Von 1904 bis 1913 ist ihre Einfuhr von 1240 auf 1920 Millionen Franken, die Ausfuhr von 891,5 auf 1376,4 Millionen Franken angestiegen. Die Einfuhr hat sich

um 54,8 Prozent, die Ausfuhr um 54,4 Prozent erhöht. Die Einfuhr aus Deutschland ist in dieser Zeit aber von 376,4 auf 630,9 Millionen oder um 67,6 Prozent, die Ausfuhr dorthin dagegen bloß von 211,4 auf 305,7 Millionen oder um nur 44,7 Prozent gestiegen. Der Handel der Schweiz mit den Zentralmächten einer- und den Ländern des Vierverbandes andererseits entwickelte sich wie folgt. Er stellte sich in Millionen Franken:

		Einfuhr		Ausfuhr	
		1904	1913	1904	1913
I.	Deutschland	376,4	630,87	211,40	305,66
	Österreich-Ungarn . .	82,1	108,47	52,36	78,36
	Türkei, Europäische .	1,88	1,15	5,83	7,47
	- Asiatische . .	2,74	4,95	4,03	5,28
	Zusammen	463,12	745,44	273,62	396,77
II.	England	57,52	112,66	171,50	236,16
	Frankreich	238,92	347,98	107,47	141,25
	Italien	169,37	207,02	54,31	89,15
	Rußland	81,07	71,47	22,46	58,72
	Zusammen	546,88	739,13	355,74	525,28

Die Einfuhr aus der ersten Gruppe der Länder ist rascher als die aus der zweiten, dagegen ist die Ausfuhr nach den Ländern des Vierverbandes stärker als die nach den Zentralmächten und der Türkei gestiegen, nämlich um 169,5 Millionen oder um 47,6 Prozent gegen bloß 125,1 Millionen Franken oder 45,6 Prozent.

Untersucht man diesen Handel nach einzelnen Warengruppen, so ergibt sich, daß die Schweiz in den Jahren 1904 und 1913 aus den Ländern der ersten Gruppe Rohstoffe für 141,6 Millionen und 226,2, aus der der anderen Gruppe für 217,6 und für 300,9 Millionen Franken eingeführt hat. Die prozentuelle Steigerung ist im ersten Falle größer als im zweiten. Noch bedeutender ist der Unterschied bei der Einfuhr von Fabrikaten. Diese Einfuhr aus der ersten Gruppe von Ländern hat sich von 229,1 auf 394,2 Millionen (aus Deutschland von 202,7 auf 353,3 Millionen) Franken oder um 72 Prozent erhöht, während der Fabrikatenimport aus den Ländern des Vierverbandes bloß von 124,6 auf 196,0 (aus England von 42,9 auf 75,5) Millionen Franken oder bloß um 57 Prozent gewachsen ist.[2] Die Ausfuhr von Fabrikaten nach den Ländern der Gruppe I ist von 182,3 auf 257,6 Millionen Franken oder um 41 Prozent, nach den Ländern der Gruppe II aber von 264,8 auf 390,2 Millionen oder um 47 Prozent gestiegen. Man sieht daraus, daß die Schweiz kein Interesse hat, sich an die mitteleuropäischen Staaten anzuschließen, deren industrielle Konkurrenz sie fürchtet, und wohin sie absolut und relativ weniger Fabrikate exportiert als nach den Ländern des Vierverbandes. Es ist charakteristisch, daß der Export von Fabrikaten nach den anderen Weltmärkten noch rascher vor sich gegangen ist als selbst nach denen des Vierverbandes. Er hat sich nämlich von 226,3 auf 374,7 oder um 148,4 Millionen Franken, gleich 65 Prozent erhöht. Die Schweiz hat also alles Interesse, sich den Weltmarkt offen zu halten, und wird deshalb auf den Anschluß an den Vierverband ebenso wie auf einen mitteleuropäischen Bund verzichten.

[2] Prozentuell ist die Fabrikateneinfuhr aus Deutschland und aus England fast gleich stark gestiegen.

Ein ähnliches Bild zeigen die Handelsbeziehungen Rumäniens, dessen neuestes Statistisches Jahrbuch leider Angaben nur für 1910 anführt. Im Jahrzehnt 1900 bis 1910 ist die Einfuhr von 217,0 Millionen auf 409,7 und die Ausfuhr von 280 auf 616,5 Millionen Franken gestiegen. Auf einzelne Länder verteilt sich dieser Handel wie folgt (in Millionen Franken):

	Einfuhr		Ausfuhr	
	1900	1910	1900	1910
Österreich-Ungarn . . .	69,29	97,98	44,27	37,28
Deutschland	55,66	138,24	19,19	24,28
Türkei	10,93	13,85	12,22	18,60
Zusammen	135,88	250,07	75,68	80,16
England	31,15	57,77	16,87	33,50
Frankreich	16,13	25,63	7,67	46,87
Italien	9,68	21,74	16,27	68,67
Rußland	5,75	11,77	5,23	6,26
Zusammen	62,71	116,91	46,04	155,30

Die Einfuhr kommt in der Hauptsache aus Deutschland und Österreich-Ungarn; die Ausfuhr geht dagegen durch das Schwarze und Mittelmeer nach Italien, Frankreich und England sowie über die Donau nach Österreich. Werden sich die Handelsbeziehungen Rumäniens infolge eines politisch-militärischen Zusammenschlusses der Zentralmächte etwa ändern? Wer noch materialistisch und nicht imperialistisch denkt, wird zugeben, daß die politischen Machtverhältnisse, solange Rumänien nur ein selbständiger Staat bleibt, auf die wirtschaftliche Entwicklung so gut wie gar keinen Einfluß ausüben können. Da aber nun jeder Staat auf seine Ausfuhr viel größeres Gewicht als auf die Einfuhr legt, so wird wohl auch Rumänien einem Wirtschaftsverband der Zentralmächte fern bleiben wollen.

Außerordentlich lebhaft haben sich die Handelsbeziehungen Deutschlands zu den Nordstaaten und zu Holland entwickelt. Um unsere Ausführungen nicht weiter mit zahlreichen Tabellen zu belasten, wollen wir nur die Hauptzahlen anführen. Es betrug der Handel (in Millionen Franken):

	Einfuhr						Ausfuhr					
	überhaupt		England		Deutschland		überhaupt		England		Deutschland	
	1903	1912	1903	1912	1903	1912	1903	1912	1903	1912	1903	1912
Norwegen . . .	292,8	560,8	68,4	148,0	78,9	167,9	193,3	370,7	79,0	94,8	24,9	75,0
Schweden . . .	534,9	793,7	138,98	192,2	205,7	275,4	441,4	760,6	162,3	222,8	71,3	171,0
Dänemark . . .	583,2	817,5	94,8	135,9	190,1	314,2	494,3	682,1	294,4	373,1	90,1	181,6
Zusammen	1410,9	2172,0	302,2	476,1	474,7	757,5	1129,0	1813,4	535,7	690,7	186,3	427,6

Die Einfuhr nach diesen Ländern aus Deutschland ist nicht nur absolut größer als die aus England, sondern ist auch rascher gewachsen (um 59 Prozent gegen 57,5 Prozent). Die Zunahme der Gesamteinfuhr beträgt gar nur 54 Prozent. Die Ausfuhr ist überhaupt um 60 Prozent, die nach England um 155 Millionen Kronen oder bloß um 27,7 Prozent, die nach Deutschland hingegen um 241,3 Millionen Kronen oder fast um 130 Prozent gestiegen!

Ob diese Entwicklung der Handelsbeziehungen zwischen den Nordstaaten und Deutschland das Verhalten dieser Staaten im gegenwärtigen Kriege erklärt, entzieht sich meiner Kenntnis. Sicher aber hätten die Zentralmächte am ehesten auf einen Anschluß der Nordmächte rechnen dürfen, wenn in diesen Ländern der wirtschaftliche Nationalismus nicht ebenfalls so stark

gewesen wäre. Auch sie wachen eifrig über ihrer wirtschaftlichen »Selbständigkeit«. Auf jeden Fall darf man auch für diese Länder annehmen, daß in dem Maße, wie sie sich industrialisieren werden, sie ebenfalls den Weltmarkt aufsuchen müssen und nach dem zentraleuropäischen Markt relativ weniger ausführen werden. Daß die Handelsbeziehungen Deutschlands auch mit Holland am lebhaftesten waren, ergibt sich schon aus der geographischen Lage dieses Landes an der Rheinmündung.

Das allgemeine Resultat unserer Ausführungen besteht aber darin, daß in der ersten Periode ihrer Industrialisierung die Länder sich Absatz nach kapitalistisch unentwickelten Märkten suchen, deshalb ängstlich nicht nur auf die Abschließung des eigenen Landes vom Ausland, sondern auch auf die Bewegungsfreiheit in ihrer Handelspolitik und in ihren Beziehungen zu den anderen Ländern achten. Ein wirtschaftlicher Zusammenschluß dieser Länder untereinander oder gar mit einem wirtschaftlich hochentwickelten Lande wie Deutschland ist darum auf dieser Stufe der Entwicklung unwahrscheinlich. Bei der weiteren Entwicklung geht eine Differenzierung und Verfeinerung der Produktion selbst unter den Industrieländern untereinander vor sich, so daß sie auch in ihrem Export auf die entwickelten Nachbarstaaten angewiesen werden. Ein Zusammenschluß auf dieser Entwicklungsstufe ist denkbar. Allein nicht alle Industriezweige machen den gleichen Prozeß der Entwicklung gleichzeitig durch. Viele bleiben lange in den Anfangsstadien stecken. Für sie, namentlich wenn sie kartelliert sind, ist und bleibt der Absatz nach Agrarländern von besonderer Bedeutung. Sie sind es, die besonders stark für Kolonien eintreten, wie auch der Überschuß an freien Berufen, worauf ich schon an dieser Stelle hingewiesen habe.[3] Ebenso ist es auch die Kartellierung der Industrie, die die Frage der Rohstoffversorgung besonders aktuell für den Profitempfänger macht, während umgekehrt gerade die Kartelle jede Ausdehnung der Rohstoffgewinnung für die Masse der Bevölkerung nicht nur, sondern auch für die nichtkartellierte Verfeinerungsindustrie belanglos machen, da sich die Rohstoffpreise doch nur nach den Produktionskosten unter den ungünstigsten Bedingungen, also in Europa richten.

Eine theoretische Untersuchung über die Bedeutung des Imperialismus hoffe ich noch bei Gelegenheit zu geben. Vorläufig genügt es, festzustellen, daß der Kampf um Kolonien in keiner Hinsicht mit den Interessen der wirtschaftlichen Entwicklung verbunden ist, daß er wohl der Kartellrente, nicht dem Profit, am wenigsten aber dem Lohn dient. Daraus ergibt sich, daß Industrieländer auf gewisser Stufe ihrer Entwicklung unter dem Einfluß des Kartellkapitals den Besitz von Kolonien besonders stark anstreben, während die Länder mit hoher qualifizierter Industrie in erster Linie am Absatz nach Industrieländern interessiert sind. Daß das Interesse der Arbeiterschaft und der gesamten Entwicklung des Landes in der Richtung des technischen Fortschritts und der qualifizierten Produktion liegt, bedarf wohl keiner besondern Betonung. Wenigstens vor dem Kriege war das unser Abc!

Wenn also die imperialistischen Bestrebungen auf die Angliederung von großen Agrarländern hinauslaufen, so führt die weitere technische und wirtschaftliche Entwicklung zur engen Verbindung gerade der Industrieländer untereinander, während die Bestrebungen der rückständigen und der

[3] Neue Zeit, XXXIII, 2, Nr. 26, S. 828 bis 829.

kartellierten Industriezweige dieser Entwicklung in den Weg treten. Der Imperialismus wird stets als die »höchste Entwicklungsstufe« des Kapitalismus gepriesen oder gar als technisch und kulturell fördernd dargestellt. Das ist er keineswegs. Gewiß liegt auch in der Kapitalisierung der Kolonien ein gewisser Fortschritt, der sich aber nur in bezug auf die noch unentwickelten Länder äußert. Im allgemeinen aber drückt der wirtschaftliche Imperialismus die Tendenzen der rückständigen Industriezweige und der Kartelle aus, die auf einer gewissen Stufe der Entwicklung zu Fesseln der Produktivkräfte werden. Die weitere Entwicklung muß zur Sprengung dieser Fesseln führen, ob durch Schaffung von Welttrusts, ob durch relative Unabhängigkeit der verarbeitenden Qualitätsindustrie von den Kartellen (wenn beispielsweise die Rohstoffgewinnung verstaatlicht wird), läßt sich nicht voraussagen. Ebenso ist es noch nicht klar, ob die imperialistischen, kriegerischen oder die friedlicheren Tendenzen der staatlichen Verhältnisse siegen werden, das heißt ob die Differenzierung der Qualitätsindustrie schon in der kapitalistischen Periode so weit fortschreiten wird, daß der friedliche Zusammenschluß der Kulturländer über die Kämpfe um irgendwelcher Kolonien willen obsiegen wird. Auf jeden Fall glaube ich gezeigt zu haben, daß die imperialistischen Probleme nicht so einfach gelöst werden dürfen, wie das meist leichthin geglaubt wird.

Nationalismus und Internationalismus.

Von Hans Fehlinger.

Nationale Streitfragen von der Art, wie sie im vorigen Jahrhundert infolge der Tendenz zur Bildung von Nationalstaaten häufig Anlaß zu Kriegen gaben, spielen bei dem Weltkrieg, in dem wir stehen, bloß eine sehr untergeordnete Rolle. Ganz selten nur hört man etwas von der »Befreiung der Kleinrussen« oder von der »Erringung der Gleichberechtigung für die Flamen« usw. Der Krieg wird nicht geführt, um Nationalstaaten weiter auszubilden, sondern er gilt der politischen und wirtschaftlichen Vorherrschaft in Europa oder auf der ganzen Erde. Trotzdem es sich also in der Hauptsache nicht um Nationalitätenfragen handelt und trotzdem jede der beiden kriegführenden Gruppen eine ganze Reihe von Nationalitäten umfaßt, war doch der Einfluß des Nationalismus bei Ausbruch des Krieges ein überwältigender, und dieser mächtige Einfluß ist bisher während der Dauer des Krieges bestehen geblieben. Es handelt sich dabei um den Nationalismus, der im Gegensatz zum Internationalismus steht. Der Nationalismus ist die starke Betonung und rückhaltlose Verfolgung der Interessen der eigenen Nation. Der Internationalismus hingegen — das Weltbürgertum — anerkennt keinen nationalen Vorrang und keinen Interessengegensatz der Nationen. Einzelne Menschen, die diese weltbürgerliche Gesinnung hatten, gab es schon längst. Einer von ihnen war Goethe. Aber eine Sache, mit der im praktischen Leben zu rechnen ist, ist der Internationalismus erst nach dem Erscheinen des Kommunistischen Manifests geworden, das die Volksmassen für den Internationalismus warb. Historisch liegt dieser Zeitpunkt gar nicht weit zurück.

Dieser Internationalismus, das Weltbürgertum, ist wohl zu unterscheiden von Vereinigungen oder Veranstaltungen, die infolge der modernen Wirt-

schaftsentwicklung über die Grenzen eines Staates hinausgehen und so einen internationalen Charakter annehmen. Internationale Beziehungen der eben erwähnten Art haben die Förderung der wirtschaftlichen oder wissenschaftlichen Interessen der eigenen Nation durch Nutzbarmachung der Erfahrungen anderer Nationen zum Antrieb. Derartige internationale Verbindungen kamen und kommen auch in Zukunft nicht in Betracht für die Gestaltung der Beziehungen ganzer Völker zueinander.

Es ist nicht richtig, wenn zum Beispiel August Winnig[1] den politischen Internationalismus, wie er im Kommunistischen Manifest vertreten wird, ebenfalls lediglich als Ergebnis des über die Landesgrenzen greifenden Weltverkehrs und der Weltwirtschaft hinstellt. Richtig ist zwar, daß die Arbeiterorganisationen, die mit Internationalismus und Sozialismus in engem Kontakt stehen, ihre Beziehungen zu ausländischen Bruderorganisationen dazu benutzten, um die Konkurrenz der Arbeiter eines Landes gegen die Arbeiter eines anderen Landes aufzuheben, die einheitliche Gestaltung der Arbeiterschutzgesetzgebung anzustreben usw.

Solche Dinge sind jedoch nicht der Hauptzweck des Internationalismus. Sein Hauptzweck ist vielmehr die Beseitigung des Völker- und Rassenhasses, der in der falschen Annahme wurzelt, daß »fremd« zugleich auch »feindlich« ist. Gleichzeitig mit der Beseitigung des Völker- und Rassenhasses bezweckt der Internationalismus die Anbahnung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Völkern oder Staaten, die Austragung internationaler Streitigkeiten auf friedlichem Wege. Diesen Standpunkt hat auch während der Kriegszeit eine in Wien am 12. und 13. April 1915 abgehaltene Konferenz von Vertretern der deutschen, österreichischen und ungarischen Sozialdemokraten eingenommen. Auf dieser Konferenz wurde das fortgesetzte Wettrüsten aller Staaten für die jetzige Weltkatastrophe verantwortlich gemacht. Es wurde ein Friede gefordert, der kein Volk demütigt, und es wurden alle früheren auf die Sicherung des Friedens bezüglichen Grundforderungen der vertretenen sozialistischen Parteien erneuert, wie obligatorische internationale Schiedsgerichte, demokratische Kontrolle aller Verträge durch die Volksvertretungen sowie Einschränkung der Rüstungen mit dem Ziele der allgemeinen Abrüstung. Die internationalen sozialistischen Kongresse traten ebenfalls stets entschieden gegen den Krieg auf. Sie haben, als für den Fall *jedes* Krieges geltend, den Grundsatz aufgestellt, daß die arbeitenden Klassen und deren parlamentarische Vertreter verpflichtet sind, für die rasche Beendigung des Krieges einzutreten und mit allen Kräften dahin zu streben, die durch den Krieg herbeigeführte wirtschaftliche und politische Krise zur Aufrüttelung der Völker auszunutzen und *dadurch* die Beseitigung der kapitalistischen Klassenherrschaft zu beschleunigen.

Es liegt im Wesen des Internationalismus, den Nationalismus durch Weltbürgertum zu ersetzen. Nur wer das Wesen des Internationalismus nicht richtig auffaßt, kann, wie etwa A. Winnig, zu der Auffassung gelangen, daß uns »im Nationalismus und Internationalismus zwei Gedankenkreise entgegentreten, deren gegenseitiges Verhältnis jeder festen Formel spottet und eben darum ... eine Quelle verwirrender Mißverständnisse ist«, daß sich aber doch aus diesem Verhältnis kein Gegensatz zwischen Nationalismus und Internationalismus im Sinne eines »Entweder — oder«, sondern

[1] Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland, S. 32 bis 41.

eine Synthese im Sinne eines »Sowohl — als auch« ergibt. Dem ist nicht so. Man kann nicht gut gleichzeitig zweien Herren dienen, und wer für Internationalismus einsteht, muß sich von der nationalistischen Gedankenwelt abkehren, die auf der Anschauung begründet ist, daß die eigene Nation über den anderen Nationen steht. Der Internationalismus dagegen schließt nicht aus, daß jede Nation für sich eine Kulturgemeinschaft bildet, wobei es nicht unbedingt erforderlich ist, daß auch alle Angehörigen einer Nation in *einem* Staatswesen vereinigt sind; es kann vielmehr ein Volk in mehreren der politischen und wirtschaftlichen Organisationen, die wir Staat nennen, vertreten sein, und es können sich verschiedene Völker zu *einem* Staate vereinden. Erforderlich ist nur die Respektierung der Eigenarten jedes Volkes, die Vermeidung der *Beherrschung* eines Volkes oder Volksteils durch ein anderes Volk, das Aufzwingen fremder Sprache und Kultur.

Die vollständige Demokratisierung der Staaten *allein* führt nicht zum Ziele des Internationalismus, zum allgemeinen Völkerfrieden; sie ist vielmehr ganz gut vereinbar mit Militarismus und Krieg. Das hat sich am besten bewiesen beim Ausbruch dieses Weltkriegs. Diesmal sind in allen Ländern die Volksmassen nicht unwillig oder gleichgültig dem Rufe zum Kriege gefolgt, sondern sie waren überall höchst begeistert für den Krieg, denn die nationalistische Presse hatte seit Jahren für die richtige Stimmungsmache gesorgt. Eine Volksabstimmung hätte weder bei den Zentralmächten noch bei den Westmächten ein anderes Ergebnis gehabt als das, das ohne eine solche demokratische Maßregel kam. Die Massen waren eben noch in keinem Lande für den Internationalismus gewonnen, sie waren und sind noch überall vom Geiste des Nationalismus beherrscht. Wenn Millionen den sozialdemokratischen Parteien angehörten, so hat sie dazu zumeist nicht weltbürgerliches Empfinden veranlaßt, sondern die Hoffnung auf den Erfolg der Gegenwartspolitik dieser Parteien.

Internationalismus und Völkerfriede sind voneinander ebensowenig trennbare Begriffe wie Nationalismus und Krieg. Wer diese letztere Tatsache nicht glauben will, lese die von bürgerlicher Seite geleisteten Beiträge zu der Aufsatzsammlung »Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland«. Solange der Nationalismus die Grundlage der gegenseitigen Beziehungen der Völker bleibt, so lange werden die Kriege nicht aufhören, trotz aller demokratischen Einrichtungen, die geschaffen werden mögen. Die Demokratisierung der stehenden Armeen mag diese zu Friedenszeiten zu Einrichtungen machen, die weniger hart empfunden werden als das Militärwesen, wie wir es in der Vergangenheit kannten, aber diese Demokratisierung bedeutet keinen Schutz gegen künftige Kriege; im Gegenteil, es ist sogar möglich, daß sie den Ausbruch neuer Kriege begünstigt, und zwar so lange, als die Volksmassen nicht überzeugt sind, daß andere Sprache und andere kulturelle Eigenart keine Feindschaft begründet, und daß im wirtschaftlichen Wettstreit nicht zu Gewaltanwendung geschritten werden darf, die ein sehr schlechtes Mittel ist, um wirtschaftliche Befähigung zu erweisen.

Die nächste Zukunft gehört gewiß noch nicht dem Internationalismus. Der Krieg hat einen starken Rückschlag auf dem Wege dazu bewirkt, er hat auch große Teile der Arbeiterschaft mehr national gestimmt, als sie vordem waren. Aber je mehr sich die Arbeiterschaft an den nationalistischen Staat bindet, desto abhängiger wird sie von ihm, desto williger leistet sie *seinen*

Führern Gefolgschaft und kehrt dem internationalen Sozialismus den Rücken. Wohin die Stärkung des Nationalismus führt, erklärt in der vorher erwähnten Schrift freimütig ein bürgerlicher Politiker und Gelehrter, Professor Anschütz, der sagt:

Die Wehrkraft unseres Volkes wird künftighin aller Voraussicht nach noch stärker angespannt werden als vor dem Kriege, sie wird angespannt werden müssen bis zur vollen Ausnutzung aller im Volke vorhandenen militärischen Kräfte und Fähigkeiten. Das bedeutet vor allem die volle, restlose Verwirklichung des Grundsatzes der allgemeinen Wehrpflicht, der bisher, allen Beschönigungen zum Trotz, zu einem guten Teile nur auf dem Papier stand. Es muß durch Erhöhung der Friedensstärke des Heeres und Vermehrung der Friedensformationen dafür gesorgt werden, daß jeder körperlich taugliche Mann, jeder ohne Ausnahme eine seinen Kräften und Fähigkeiten angemessene militärische Ausbildung erhält. ... Mit der Verstärkung des Heeres wird die der Seestreitkräfte gleichen Schritt halten müssen. Bei dem jetzigen Flottengesetz kann es nicht bleiben, die Erfahrungen des Krieges erfordern ein neues Flottenprogramm.

Auch Professor Friedrich Meinecke betont in demselben Buche, daß wir jetzt »ein Mehr von Macht« in Europa brauchen, um sturmfrei dazustehen. Mit diesen Ansichten stehen Anschütz und Meinecke nicht allein; darin spiegelt sich die Auffassung fast des gesamten Bürgertums. Vielleicht auch eines gewissen Teiles der Arbeiterschaft? Die Arbeiterschaft wird im nationalistischen Staate der nächsten Zukunft ganz zweifellos viel mehr an persönlichen und finanziellen Opfern darzubringen haben als in der Vergangenheit. Darüber ist nicht zu streiten. Die Frage ist, welche Lehren die Arbeiterschaft aus den Tatsachen ziehen wird.

Vom Wirtschaftsmarkt.

Zur Wirtschaftslage Frankreichs und Italiens.

Herr Bark über die russische Finanzlage. — Frankreichs Verschuldung seit Kriegsbeginn. — 5½ Milliarden Franken Defizit. — Die französische Siegesanleihe. — Auch ein Finanzsieg. — Wie lange reicht der Anleiheertrag? — Französische Sparkassenstatistik. — Die französische Weizen- und Weinernte. — Rückgang der französischen Ausfuhr. — Die neue italienische Kriegsanleihe. — Bericht des italienischen Finanzministeriums. — Drohende Finanzkatastrophe. — Weizen- und Kohlenpreise in Italien.

Berlin, 22. Januar 1916.

Noch kurz vor Jahresschluß haben drei der kriegführenden Staaten, Frankreich, Italien, Rußland sich genötigt gesehen, neue Kriegsanleihen aufzunehmen, deren Grundzüge, Bestimmungen und Ergebnisse so kennzeichnend für die jetzige wirtschaftliche Lage der betreffenden Staaten sind, daß hier nicht an ihnen vorbeigegangen werden darf — um so weniger, als gerade von dem gegenwärtigen europäischen Kriege der Satz gilt, daß Kriege nicht allein mit militärischen, sondern nicht minder mit ökonomischen Machtmitteln ausgefochten werden.

Der Versuch, über Rußlands gegenwärtige Finanzlage zur Klarheit zu gelangen, erweist sich als aussichtslos. Auch die neue Anleiheaktion ist wieder hinter den Kulissen zwischen dem Finanzminister und den großen Bankinstituten abgemacht und durchgeführt worden, und die bekannt gegebenen

offiziellen Zahlen sind, wie in Rußland üblich, so lückenhaft, unkontrollierbar und auf Vertuschung berechnet, daß sich daraus ein zuverlässiges Bild nicht gewinnen läßt.

Selbstverständlich hat auch der russische Finanzminister, Herr Bark, der Duma eine Art Finanzaufstellung unterbreitet. Nach dieser stellten sich die Schulden des russischen Reiches pro 31. Dezember 1915 auf rund 16,8 Milliarden Rubel. Sie haben sich demnach im Jahre 1915 um 6,3 Milliarden Rubel vermehrt. Aber diese Aufstellung gibt nur eine Übersicht über die im Jahre 1915 öffentlich ausgegebenen Schatzanweisungen, Reichsrentenbillete, inneren Anleihen usw. Alle genauen Angaben über die unterderhand vorgenommenen Schatzwechselausgaben, die Staatsvorschüsse der Banken, die Rußland unter Garantie der englischen Regierung in England und den Vereinigten Staaten von Amerika eröffneten Kredite, die Summe der unbezahlten in- und ausländischen Kriegsmateriallieferungen usw. fehlen. Und ebenso lückenhaft sind die Angaben der Presse über das Ergebnis der $5^1/_2$prozentigen, zum Einsatzkurs von 95 Prozent angebotenen vierten inneren Anleihe. Im ganzen sollen 945 Millionen Rubel gezeichnet sein, davon durch die Staatsbank 250, durch Privatbanken zirka 600, durch die Sparkassen 95 Millionen Rubel. Die Frage: »Was haben die Banken selbst übernommen, was das große Publikum, und wie verhielt sich die Beteiligung der einzelnen Bevölkerungsschichten?« bleibt unaufgeklärt. Folgern läßt sich aus der Veröffentlichung nur, daß sowohl die große Bourgeoisie wie auch die sogenannten kleinen Sparer sich sehr passiv verhalten haben müssen, die Anleihe also größtenteils von der Bankfinanz übernommen ist und unverkauft in deren Tresors lagert: eine Annahme, die dadurch bestätigt wird, daß die Sparkassenzeichnungen nur ein Zehntel der Gesamtzeichnungen ausmachen.

Mit etwas größerer Sicherheit läßt sich Frankreichs Finanzlage beurteilen. Während fast alle anderen am Kriege beteiligten Staaten bald nach Kriegsbeginn zur Aufnahme von Kriegsanleihen griffen, versuchte das französische Finanzministerium zunächst auf anderem Wege die Mittel zur Kriegführung heranzuschaffen. Man erließ ein weitgehendes Moratorium, nahm die Bank von Frankreich in Anspruch und setzte die Notenpresse in Bewegung. Zugleich — schon im September 1914 — begann die französische Regierung beziehungsweise das Finanzministerium kurzfristige Schatzwechsel, sogenannte Nationalverteidigungsbonds auszugeben, denen, als sie beim zahlungsfähigen Publikum nicht den erhofften Anklang fanden, die Ausgabe von Nationalverteidigungsobligationen folgte, deren Zinssatz auf 5 Prozent bei einem Begebungskurs von $96^1/_2$ Prozent und einer zehnjährigen Maximallaufzeit festgesetzt wurde. Außerdem suchte man eine möglichst große Anzahl kurzfristiger Schatzwechsel in England und den Vereinigten Staaten von Amerika unterzubringen, für deren letzte Ausgaben man $5^3/_4$ Prozent Zinsen bot, nahm gemeinsam mit England bei der Morgangruppe eine 500-Millionen-Dollar-Anleihe auf und sicherte sich gegen bestimmte Garantien und die Abführung von 500 Millionen Franken in barem Golde aus der Bank von Frankreich an die Bank von England bei der letzteren einen Kredit von 1500 Millionen Franken zur Bezahlung französischer Kriegsmaterialbestellungen.

Auf die Einzelheiten dieser verschiedenen Operationen kann hier, so verlockend ihre Kritik auch sein mag, nicht eingegangen werden; erwähnt sei

nur, daß ein von dem Finanzberichterstatter Herrn Aimond im November vorigen Jahres im Senat erstatteter Bericht über die außerordentlichen Eingänge in den französischen Staatsschatz vom 1. August 1914 bis 31. Oktober 1915 (unter Beiseitelassung der unterderhand begebenen kurzfristigen Schatzwechsel) folgende Zahlen aufweist:

Bankvorschüsse:			
Bank von Frankreich	7000	Mill.	Franken
- - Algier	75	-	-
Nationalverteidigungsobligationen:			
Aus Barzeichnungen	2388	-	-
Im Umtausch gegen Schatzwechsel	346	-	-
Nationalverteidigungsbonds:			
Ertrag bisheriger Ausgaben nach Abzug von Zinsen und Rückzahlungen	8320	-	-
Im Umtausch gegen 3½prozentige Rente .	462	-	-
Aus dem Ausland:			
Aus England gegen Schatzwechsel	1029	-	-
- Amerika - -	136	-	-
Anleihe in den Vereinigten Staaten . . .	1250	-	-
Zusammen	21006	Mill.	Franken

Das sind die offiziellen Zahlen für Ende Oktober, die aber bereits im November eine ansehnliche Zunahme erfuhren, da es gelang, eine größere Anzahl neuer Nationalverteidigungsobligationen unterzubringen. Zugleich stieg nach dem Bericht der Bank von Frankreich der von ihr bis zum 1. Dezember dem Staat vorgeschossene Betrag auf 7600 Millionen Franken, der Notenumlauf auf 14 291 Millionen (der gleichzeitige Notenumlauf der Deutschen Reichsbank betrug 5999 Millionen Mark).

Trotz dieser immerhin beträchtlichen Einnahmen des Staatsschatzes reichten sie jedoch bisher keineswegs zur Bestreitung der Kriegsausgaben aus. Recht interessant ist in dieser Beziehung der Bericht des parlamentarischen Generalberichterstatters der französischen Budgetkommission Raoul Péret über die Finanzlage im Dezember aus Anlaß der Neuanforderung der »provisorischen Zwölftel« für das erste Vierteljahr 1916 (das französische Finanzministerium hat bekanntlich seit Kriegsbeginn kein eigentliches Budget mehr aufgestellt, sondern wirtschaftet mit Krediten, den sogenannten »provisorischen Zwölfteln«).

Nach diesem Bericht beliefen sich die gewöhnlichen etatsmäßigen Einnahmen des Staatsschatzes seit August 1914 auf 4875 Millionen Franken, die Einnahmen aus Anleihen, Nationalverteidigungswerken, Schatzscheinen usw. auf 20 527 Millionen Franken, die Gesamtausgaben hingegen auf 31 024 Millionen Franken, *so daß sich ein Defizit von mehr als 5½ Milliarden Franken ergab, für das alle Deckungsmittel fehlten und daher notwendig beschafft werden müssen.*

Um diese Mittel aufzubringen und sich zugleich für das Salonikiabenteuer das nötige Geld zu verschaffen, schritt Herr Ribot, der französische Finanzminister, endlich im November vorigen Jahres zu der immer wieder hinausgeschobenen großen Staatsanleihe. Die Bedingungen wurden äußerst günstig gestellt, der Zinssatz auf 5 Prozent, der Ausgabekurs nur auf 88 Prozent

festgesetzt (der Einsatzkurs der letzten deutschen 5prozentigen Kriegsanleihe betrug bekanntlich 99 Prozent), was in Berücksichtigung der Laufzeit bis 931 einer tatsächlichen Verzinsung von 5¾ Prozent entspricht. Ferner wurden sehr bequeme Einzahlungsbedingungen gestellt, zum Beispiel die erste Einzahlung nur auf 10 Prozent bemessen und zugleich den Inhabern von Sparkassenguthaben, die nach dem Moratorium nur alle vierzehn Tage bis 50 Franken abheben dürfen, das Recht eingeräumt, ihr Guthaben sogleich bis zur Hälfte zurückzufordern, falls sie für diesen Betrag neue Anleihen kaufen wollten.

Zudem verband die französische Regierung nach englischem Rezept, um eine möglichst hohe Zeichnungssumme zu erzielen, mit der neuen Anleihe einen allgemeinen Umtausch der Nationalverteidigungswerte und der alten Renten. So wurde zum Beispiel den Zeichnern auf die neue Anleihe gestattet, den vollen Betrag ihrer gezeichneten Summe mit Nationalverteidigungsbonds und -obligationen zu bezahlen, also einfach die neuen höher verzinslichen Anleihewerte gegen ihre alten Papiere einzutauschen. Auch die alten Besitzer dreiprozentiger Rente konnten ihre neu erworbene Anleihe bis zu einem Drittel mit solcher Rente bezahlen, wobei ihnen überdies die alte Rente nicht zum Kursstand von 65, sondern zu 66 Prozent ohne Januarcoupon berechnet wurde.

So waren gewissermaßen alle Vorbedingungen für einen »Erfolg« gegeben. Doch Hoffnungen trügen. Nach langem Zögern mußte Herr Ribot in der französischen Kammer Ende Dezember gestehen, daß die gezeichnete Gesamtsumme nach vorläufiger Feststellung 14½ Milliarden Franken betrage, darunter aber nur 5½ Milliarden sogenannte Barzeichnungen. Dieser Betrag erhöht sich nach den jetzt bekannt gegebenen Mitteilungen zwar um etwas, doch wird dadurch das Resultat keineswegs wesentlich günstiger. Nach der letzten Angabe beläuft sich nämlich die Gesamtzeichnungssumme auf 15 130 Millionen Franken und wird möglicherweise noch um zirka 20 oder 30 Millionen steigen; davon aber entfallen auf den bloßen Umtausch 8762 Millionen Franken, so daß das Finanzministerium nur auf 6368 Millionen neues Geld rechnen kann. Aber auch über diese Summe kann Herr Ribot nicht verfügen; denn das Ausland hat ungefähr eine Milliarde Franken gezeichnet, davon England allein 602 Millionen. Von diesen 602 Millionen wird aber voraussichtlich Frankreich recht wenig in Barmitteln erhalten; sie werden größtenteils zur Begleichung finanzieller Verpflichtungen dienen, die Frankreich in England eingegangen ist. Und dasselbe gilt teilweise auch von den ungefähr 400 Millionen Franken, die in anderen Teilen des Auslandes gezeichnet worden sind. Wahrscheinlich wird also Herr Ribot an neuem Gelde nur nominell 5½ Milliarden Franken erhalten, das macht zum Kurse von 88 Prozent ungefähr 4,8 Milliarden Franken, noch nicht 5 Milliarden Mark.

Was soll Herr Ribot damit anfangen? Der Betrag reicht noch nicht aus, um das vorhin erwähnte von Herrn Raoul Péret festgestellte Defizit von 5½ Milliarden Franken auszugleichen, das sich überdies inzwischen noch erhöht haben dürfte. — Natürlich wird jetzt dieses Defizit nicht abgetragen. Es wird mit ihm weitergewurstelt werden. Aber selbst dann bleibt nur eine Summe zur Verfügung, die in Anbetracht der Kostspieligkeit des Saloniki-

abenteuers schon Ende Januar, zum mindesten aber in der ersten Hälfte des Februar völlig verpulvert sein wird, also weit vor dem Endtermin der Einzahlungen, dem 15. März. Tatsächlich hat denn auch die französische Regierung die am 1. Januar fälligen, in England begebenen Schatzwechsel nicht eingelöst, sondern prolongiert, und außerdem hat nach Londoner Meldungen die Bank von England für 10 Millionen Pfund Sterling neue französische Schatzwechsel zum Diskontsatz von 5¾ Prozent übernommen.

Auch die Erleichterung der Bank von Frankreich durch die Einzahlungen auf die neue Anleihe hat nicht lange angehalten. Der offizielle Bankausweis vom 23. Dezember zeigt freilich eine Abnahme des Staatsvorschusses um 2400 Millionen Franken, von 7600 auf 5200 Millionen, und einen Rückgang des Notenumlaufs um 248 Millionen Franken; aber nach dem letzten Ausweis vom 13. Januar hat in der Zwischenzeit von drei Wochen der Staatsvorschuß an die französische Regierung bereits wieder um 300 Millionen, der Vorschuß an die Verbündeten um 50 Millionen, die Notenzirkulation um 435 Millionen Franken zugenommen, während der Goldvorrat gleichzeitig um 73 Millionen Franken abgenommen hat.

Ein anderes Kennzeichen für die ungünstige wirtschaftliche Lage Frankreichs, besonders des Erwerbslebens der minderbemittelten Volksschichten, liefert die Sparkassenstatistik. Während durchweg in den kriegführenden Staaten sich die Spareinlagen seit Kriegsbeginn vermehrt haben, in Deutschland trotz der starken Beteiligung der kleinen Sparer an den drei Kriegsanleihen, haben die Einlagen in Frankreich im vorigen Jahre erneut um 135 Millionen Franken abgenommen. Freilich sind in dieser Statistik die Postsparkassen nicht mit enthalten, da sie noch mit ihrem Rechnungsabschluß nicht fertig sind.

Auch die sonstige Wirtschaftslage Frankreichs hat sich in den letzten Monaten sehr ungünstig gestaltet: die Weizenernte stellt sich immer mehr als ganz ungenügend heraus, so daß trotz der abnormen Preise die Einfuhr amerikanischen Weizens in raschem Maße steigt, die englische Kohle kostet heute bereits in den westfranzösischen Hafenplätzen fast das Fünffache des Preises vor dem Kriege, zudem erweist sich auch noch die Weinernte als sehr gering. Nach den Ermittlungen der Generaldirektion der indirekten Steuern beläuft sich der diesjährige Ertrag nur auf 18,1 Millionen Hektoliter gegen 56,1 Millionen Hektoliter im vorigen Jahre. Für einzelne Departements bedeutet das nichts anderes als den Ruin vieler kleiner Winzer.

Dazu kommt die höchst ungünstige Handelsbilanz Frankreichs. Für das ganze Jahr 1915 fehlen noch die statistischen Feststellungen. Schon für die ersten elf Monate des abgelaufenen Jahres ergibt sich jedoch ein Überschuß des Wertes der Einfuhr über den der Ausfuhr im Betrag von 4770 Millionen Franken, während in den Jahren vor dem Kriege die Passivität sich nur auf 1500 bis 2000 Franken belaufen hat. Zugenommen hat vor allem die Einfuhr von Nahrungsmitteln und Fabrikaten. Dagegen hat die Ausfuhr von Fabrikaten enorm abgenommen, wie sich denn auch die ganze Ausfuhr Frankreichs vom Januar bis Ende November 1915 nur auf 2731 Millionen Franken beläuft, ungefähr zwei Fünftel der Ausfuhr in den Jahren 1912 und 1913.

Wie die französische hat sich auch die italienische Regierung noch kurz vor Jahresfrist zu einer neuen dritten Kriegsanleihe entschlossen, die zurzeit

(vom 10. Januar bis 10. Februar) zur Zeichnung aufliegt. Die neue unbegrenzte Anleihe ist eine fünfprozentige, der Ausgabekurs beträgt 97½ Prozent. An die sogenannten kleinen Sparer werden auch Stücke zu 100 und 200 Lire ausgegeben, und schon den Zeichnern eines Betrags von mehr als 1000 Lire wird gestattet, ihren gezeichneten kleinen Betrag nach und nach in vier Raten zu bezahlen, nämlich 25 Prozent bei der Zeichnung, 25 Prozent am 30. April, 30 Prozent am 3. Juli und den Rest von 17½ Prozent am 31. Oktober 1916. Selbst für kleine Beträge von über 100 Lire erstreckt sich also die Einzahlungsfrist auf fast neun Monate. Auch mit allerlei lockenden Umtauschmanipulationen hat man die neue Anleihe ausgestattet. So ist beispielsweise nicht nur den Käufern der ersten und zweiten Kriegsanleihe gestattet, ihre Papiere voll in Zahlung zu geben, auch die früheren Schatzbonds werden nach Abzug von 4½ Prozent Zinsen zum alten Nennwert in Zahlung genommen, und ferner können noch die vierprozentigen fünfjährigen Schatzscheine, die 1917 und 1918 fällig werden, bis zur Hälfte des gezeichneten Betrags zur Zahlung verwendet werden. Dagegen ist die Tilgungsfrist allerdings etwas länglich. Bis 1926 sind die neuen Anleihetitel unkonvertierbar; von da an müssen sie nach und nach bis zum 1. Januar 1941 eingelöst werden.

Italien hat lange gezögert, zu einer dritten Kriegsanleihe zu greifen, denn trotz alles Druckes auf die italienischen Kapitalisten haben die beiden vorausgegangenen Anleihen ein Fiasko erlitten. Sie haben beide insgesamt nur nominell 2225 Millionen Lire erbracht. Und selbst diese Summe ist nur dadurch erreicht worden, daß die Banken halbgezwungen hohe Beträge übernahmen, die sie größtenteils noch in ihren Schränken liegen haben. Doch was soll die italienische Regierung machen? Alle Geldmittel, selbst die wiedererholten Summen, die England hergegeben hat — erst im November soll es wieder 2 Milliarden Lire vorgeschossen haben —, sind erschöpft, und so muß unbedingt neues Geld herangeschafft werden. Obgleich Italien noch nicht acht Monate im Kriege steht, hat es doch schon ganz ansehnliche Summen für seine Kriegführung verbraucht. Nach einer mit dem 30. November schließenden Abrechnung des italienischen Finanzministers haben die Vorbereitungen für den Krieg 1778 Millionen Lire erfordert, dazu kamen an Ausgaben für Kriegszwecke vom Juni bis Ende November 3032 Millionen Lire, insgesamt 4810 Millionen. Diese Summe enthält aber nur die tatsächlichen Barauszahlungen des Finanzministeriums, nicht die Schulden für unbezahlte Kriegsmateriallieferungen und alle sonstigen finanziellen Verpflichtungen, die schon für Ende November auf mehr als 5 Milliarden Lire geschätzt wurden und wahrscheinlich bis zum 1. Januar, da in letzter Zeit alles, soweit möglich, auf Pump genommen worden ist, auf 6 Milliarden Lire angewachsen sein dürften. Dazu kommt die seit Mai angewachsene schwebende Staatsschuld an Noten, Schatzwechseln, Bankvorschüssen usw., die, soweit sie kontrollierbar ist, am 1. Dezember letzten Jahres sich auf 5030 Millionen Lire belief — in Anbetracht der finanziellen Leistungsfähigkeit Italiens sicherlich eine recht ansehnliche Summe. Dabei ist nach den offiziellen Angaben der Regierung die Summe des fiskalischen Notenumlaufs nur mit 1435 Millionen Lire angesetzt, während sie nach den Ausweisen der drei Notenbanken Ende November bereits 1666 Millionen Lire betrug. Überhaupt erweisen sich die offiziellen Berichte der italienischen Regierung stets als besonders gut frisiert.

Daß die Anleiheoperation der Regierung nach Abzug der umgetauschten Titel namhafte neue Geldmittel zur Verfügung stellen wird, ist höchst unwahrscheinlich, da die Industrie- und Handelsbourgeoisie Italiens sich passiv verhält. Um einen möglichst weitreichenden Vertrieb zu organisieren, haben sich die drei Notenbanken mit den Sparkassen, Kreditinstituten, Volksbanken, Kreditgenossenschaften und Privatbanken zu einem Finanzkonsortium vereinigt, dem das Recht eingeräumt worden ist, die Mithilfe der öffentlichen Kassen, der Postämter und der Steuererheber in Anspruch zu nehmen. Vorläufig hat dieses Finanzkonsortium für sich selbst 500 Millionen Lire gezeichnet. Zudem haben die beteiligten Banken alle Sperrverpflichtungen für Depositen, die ganz oder teilweise in neuer Anleihe angelegt werden sollen, aufgehoben, und überdies schießen sie den Zeichnern die von ihnen gezeichneten Beträge gegen kleine Anzahlungen und langlaufende monatliche Abzahlungen vor. Charakteristisch für Italiens Finanzlage ist, daß auf das erhoffte günstige Ergebnis der Anleihe hin sich bereits das italienische Finanzministerium Anfang Januar von den drei Notenbanken einen neuen Vorschuß von 200 Millionen Lire hat auszahlen lassen.

Falls nicht England wieder größere Mittel hergibt, steht Italien allem Anschein nach schon in den allernächsten Monaten vor einer gefährlichen Finanzkalamität. Auch die Industrietätigkeit und der Handel Italiens geraten immer mehr ins Stocken. Das Goldagio ist bereits auf 28 bis 30 Prozent gestiegen, mittelguter amerikanischer Weizen kostet in den norditalienischen Hafenplätzen 50 bis 52 Lire pro Doppelzentner und wird voraussichtlich in den nächsten Wochen noch höher steigen, und die englische Kohle, die in den Jahren vor dem Kriege mit 32 bis 40 Lire pro Tonne bezahlt wurde, stellt sich jetzt auf 170 bis 185 Lire, so daß viele industrielle Werke sich genötigt gesehen haben, ganz oder halb zu schließen. Zugleich wurde der Zug- und Schiffahrtsverkehr eingeschränkt und die öffentliche Beleuchtung in einer Anzahl größerer Städte erheblich vermindert.

Um der weiteren Steigerung der Getreide- und Brotpreise entgegenzuwirken, plant man jetzt die Einführung von Höchstpreisen und die Festsetzung von Brotrationen nach dem deutschen Brotkartensystem. Fraglich bleibt nur, ob eine solche Regelung sich in Italien durchsetzen lassen wird, da man von seinem Verwaltungsapparat kaum sagen kann, daß er selbst in normalen Zeiten sicher funktioniert. Zudem aber wäre selbst dann, wenn die Rationsverteilung gelänge, nur wenig gewonnen, denn mit dem vorhandenen Weizenvorrat wird man nicht weit reichen. Man wäre also nach wie vor auf den Import angewiesen, und weder der nordamerikanische noch der argentinische Getreidehandel lassen sich heute Preise vorschreiben, noch viel weniger die englische Frachtschiffahrt. Auch wenn die italienische Regierung — bis jetzt scheint sie dazu noch nicht die geringste Neigung zu verspüren — selbst die Getreideeinfuhr übernehmen sollte, wird sie in Anbetracht der heutigen Verhältnisse des Weltgetreidemarktes und der Frachtschiffahrt zahlen müssen, was verlangt wird.

Es sind demnach recht trübe Aussichten, mit denen Frankreich und Italien, wie so manches andere Land auch in das Wirtschaftsjahr 1916 eintreten.

Heinrich Cunow.

Literarische Rundschau.

Bernhard Kellermann, **Der Krieg im Westen.** Berlin, S. Fischer. Geheftet 2 Mark, gebunden 2,50 Mark.

Gerade im Westen ist der Bewegungskrieg schnell zu einem Stellungskrieg geworden. Riesenheere stehen sich in langen Kilometerfronten tagelang, monatelang gegenüber. Der Schützengraben in Friedenszeiten als ein Mittel des Kampfes bewertet, das auch einmal zur Anwendung kommen könnte, wurde die Form des Infanteriekampfes. In Sappen- und Minengängen hüben und drüben ein Heranwühlen. Als die ersten wahrheitsgemäßen Illustrationen davon bekannt wurden, entstand die verwunderte Frage: So sieht heute ein Infanteriekampf aus?

Und dann das Artilleriegefecht! Es ist gleich einer losgelassenen Hölle zu einer Entfesselung titanisch gesteigerter Zerstörungskräfte geworden. Munitionsleistungen wurden erzielt, an denen eine ganze Industrie mit gewaltigen Kräften fabrizierte, Produktionsziffern wurden genannt, von denen man sich schwer eine Vorstellung machen konnte. Dabei das Organisationsgetriebe ein in seiner Art wunderbares und grauenhaftes Schachspiel.

Davon handelt das vorliegende Buch. Die nun gesammelten Kriegsberichte stellen eine Studienfahrt durch das Kriegsgebiet im Westen dar. Durch Landschaften, wo der Krieg gewesen ist, durch zusammengeschossene Dörfer geht es, durch Gegenden, in denen die Erde vom Granatenregen aufgewühlt ist, führt uns Kellermann bis an die Front. Die Schlachtfelder in Flandern, ein Flieger über Brügge, die Schlacht bei Arras, die Lorettohöhe unter Feuer, Nachtkampf bei Arras, Soissons, Souchez, Orte, die uns aus den kurzen Heeresberichten bekannt geworden sind.

Die Julioffensive und der Septemberangriff werden skizziert: Wie im Generalkommando der Plan der Aktion entsteht, wie im stillen Zimmer des Hauptquartiers die Millionen Menschen mit ihren Kriegsmitteln auf der Karte hin und her geschoben, wie Befestigungen bestimmt und Stellungen geschaffen werden, wie die ganze Heeresmaschinerie zuerst einmal gedanklich durchgegrübelt wird.

Und dann haben Ballon und Flugzeug, Beobachtungsstand und Horchposten mosaikartig die Daten zusammengetragen. Kellermann schildert, wie der Wille entsteht, die Schachaufgabe fertig geworden und die Schlacht auf der Karte geschlagen ist.

Gerade dieses Kapitel von dem Verlauf der Argonnenschlacht ist besonders lesenswert: Telephon und Telegraphen arbeiten. Sie geben Berichte und erteilen Weisungen. Zu einer bestimmten Stunde erfolgt der Angriff, das Artillerieduell trommelt die feindlichen Stellungen ein, Minengänge werden gesprengt, Maschinengewehre, diese »Gießkannen des Teufels« werden losgelassen. »Fertig zum Sturm.« Handgranaten und Gasangriff im Nahkampf, in diesem fürchterlichen Nahkampf Mann gegen Mann. Und wenn der Abend sich niedersenkt, dann laufen die Meldungen über den Ertrag des kriegerischen Arbeitstages zusammen: »Der Graben südwestlich von Souchez blieb fest in unserer Hand.«

Was die Darstellungsweise von Kellermann anbelangt, so fehlt an einzelnen Stellen nicht das Kinomäßige, das die Fachkritik an dem »Tunnel« mit Recht auszusetzen hatte. Der Verfasser ist eben mehr Literat als Publizist. Solche furchtbaren Vorgänge der Weltgeschichte, wie eine moderne Schlacht, wollen wir nicht gern artistisch gekünstelt vorgeführt sehen. Aber man wird Kellermann nicht den starken Sinn für das brausende technische Arbeitsleben der Gegenwart absprechen können, und das kommt auch in der Schilderung dieses technisch-gigantischen Kriegsgeschehens der Weltkämpfe zum Ausdruck. Dazu manche wertvolle Einzelheit, zeitgeschichtlich klar erfaßt; so steht das Buch über dem Durchschnitt der Kriegsliteratur, wie sie schon jetzt in reicher Fülle auf den Markt geworfen wird.

Richard Woldt.

Notizen.

Gegenwehr. In einer »Zur Abwehr« überschriebenen Notiz der Nummer 18 der Neuen Zeit tritt die Redaktion für ihren von mir im »Hamburger Echo« gekennzeichneten Mitarbeiter Anton Hofrichter ein. Das finde ich begreiflich, da sie allem Anschein nach nicht nur die Anschauungen Hofrichters über die deutsch-englische Handelskonkurrenz teilt (der Hofrichters Verdienste preisende Artikel des »Vorwärts« ist, wie ich aus einer mir dieser Tage zugegangenen Nummer des Gothaer »Generalanzeiger« ersehe, von Gustav Eckstein verfaßt, also in der Redaktion der Neuen Zeit entstanden), sondern ihr auch der Vorwurf kaum behagen dürfte, daß sie kritiklos die Hofrichterschen Artikel aufgenommen hat.

Die von mir beigebrachten Tatsachen vermag die Redaktion freilich ebensowenig zu widerlegen wie Hofrichter selbst. Überdies würde es ja auch geradezu komisch wirken, wollte sie heute noch behaupten, es existiere gar keine oder nur eine relativ unbeträchtliche deutsch-englische Handelskonkurrenz, nachdem jetzt die ganze Handelspresse Englands in heftiger Weise die Vernichtung der deutschen Handels- und Schiffahrtskonkurrenz fordert, nachdem ferner der englische Handelsminister Runciman im Unterhaus unter dessen Beifall erklärt hat, auch nach Friedensschluß müsse die Vernichtung des deutschen Außenhandels das Ziel der englischen Politik bleiben, und nachdem überdies auch noch der Appellhof beim Supreme Court of Judicature in einem Gerichtsurteil vom 21. Dezember 1915 als gerichtsnotorisch unterstellt hat, Englands Ziel sei »die Lähmung des feindlichen Handels«.

Da demnach auf sachlichem Gebiet nichts zu machen ist, operiert die Redaktion der Neuen Zeit mit der Ethik, nämlich mit dem Vorwurf, es fehle mir an Gewissenhaftigkeit, da ich unbeachtet gelassen hätte, daß Hofrichters Artikel aus Bruchstücken einer im Sommer 1913 geschriebenen, unveröffentlichten Arbeit zusammengesetzt sei, deren volle Veröffentlichung jetzt während der Kriegszeit nicht möglich wäre.

Aber was geht denn mich an, woher Hofrichter seine Artikel hat, ob sie mehr oder weniger Bruchstücke sind, wie er diese Bruchstücke vereinigt hat und was möglicherweise später noch nachfolgen wird? Für mich kommen nur seine Ausführungen in Betracht, wie sie in der Neuen Zeit vorliegen. Wie darin ein Mangel an Gewissenhaftigkeit liegen soll, daß ich noch gar nicht bekannte Gründe Hofrichters nicht berücksichtigt habe, ist mir völlig unverständlich!

Doch noch gegen eine andere Äußerung der Neuen Zeit muß ich mich wenden. Es heißt in ihrer Abwehrnotiz:

> »Wir wollen uns auch mit dem Genossen Cunow nicht in den etwas sonderbaren Streit einlassen, wer von uns, die wir durch viele Jahre einträchtig die Lehre des Marxismus vertreten und verteidigt haben, seit Ausbruch des Krieges im Besitz des einzig wahren und richtigen Marxismus ist.«

Was soll dieser Hinweis auf eine frühere »Einträchtigkeit« bedeuten? Will die Redaktion damit sagen, daß ich stets mit ihrer Haltung und der Aufnahme der von ihr veröffentlichten Artikel einverstanden war? Solche Deutung lehne ich ganz entschieden ab.

Wohl habe ich mich stets als Marxist bekannt, genau wie heute; aber irgendeine Verantwortung für alle jene Arbeiten zu übernehmen, die seit mehr als einem Jahrzehnt unter dem Anspruch, »wahrer und richtiger Marxismus« zu sein, in der Neuen Zeit erschienen sind, fällt mir nicht ein, zumal ich seit 1902 nicht mehr den geringsten Einfluß auf die Aufnahme oder Ablehnung der eingegangenen Beiträge gehabt habe. Auch mitgearbeitet im eigentlichen Sinne habe ich seit Oktober 1911 nicht mehr an der Neuen Zeit, sondern mich darauf be-

ränkt, einige kleine Rezensionen über anthropologische Bücher zu liefern, bis ich nn im Frühjahr 1914 auf Vorschlag des Parteivorstandes die Verpflichtung übernehm, vom Juli ab Berichte vom Wirtschaftsmarkt für die Neue Zeit zu reiben.

Überdies aber habe ich — und zwar wiederholt — mich Kautsky gegenüber dahin ausgesprochen, daß ich mit dem Vulgärmarxismus, der sich auch in der euen Zeit breitzumachen begann, durchaus nicht einverstanden sei; und sofort ch der Wiederaufnahme meiner Mitarbeit im Juli 1914 habe ich Kautsky zwei rtikel überreicht, die energisch gegen diesen Vulgärmarxismus Front machten, inge des kurz darauf beginnenden Krieges aber nicht zum Abdruck gebracht d.

Auch mit Kautskys eigenen Arbeiten habe ich mich mehrfach nicht einverstanen erklären können. Ganz besonders habe ich ihm wiederholt offen gesagt, ich besse nicht, wie er zu dem kleinen Buch von Hermann Gorter: »Der historische Materialismus« ein empfehlendes Vorwort zu schreiben vermocht tte, denn das Büchlein enthalte lediglich eine den Marxismus arg kompromittende Verballhornung der Marxschen materialistischen Geschichtstheorie.

Also nochmals: ich lehne rundweg ab, für die auchmarxistischen Artikel der euen Zeit irgendwelche Mitverantwortung zu übernehmen.

Heinrich Cunow.

In die Auseinandersetzung zwischen Cunow und Hofrichter hat Cunow uns ßt hineingezogen. Es genügte ihm nicht, nachweisen zu wollen, Hofrichter habe echt, er behauptete auch, dessen Arbeit sei eine derartige »Seichbeutelei«, daß Redaktion der Neuen Zeit sich schämen sollte, solches Zeug zu veröffentlichen. Freilich behielte Cunow mit seiner Qualifizierung vollkommen recht, wenn Hofter wirklich das geschrieben hätte, was jener ihm in den Mund legt.

Cunow erklärt überlegen:

»Es würde ja auch geradezu komisch wirken, wollte die Redaktion der Neuen Zeit heute noch behaupten, es existiere gar keine oder nur eine relativ unbeträchtliche deutsch-englische Handelskonkurrenz.«

Weder Hofrichter noch wir haben jemals derartigen Unsinn behauptet.

Nicht darum handelt es sich bei Hofrichter, ob eine Handelskonkurrenz beht — die haben weder er noch wir je geleugnet —, sondern ob sie im letzten hrzehnt im Zunehmen begriffen war oder nicht. Das ist etwas ganz deres.

Alsbald nach Beginn des Krieges entstand der Streit darüber, ob in England Bereitschaft, an ihm teilzunehmen, in erster Linie herbeigeführt worden sei ch den wachsenden Konkurrenzneid gegenüber der aufstrebenden deutschen Wirtaft oder durch die englischen Besorgnisse vor der imperialistischen Politik des utschen Reiches und vor seinen Flottenrüstungen. In diesem Streit stellte sich Redaktion der Neuen Zeit auf die Seite der Vertreter der letzteren Ansicht. ne Stütze fand diese auch in den Artikeln Hofrichters, der an der Hand der Handsstatistik nachwies, daß tatsächlich die Konkurrenz zwischen Deutschland und gland gerade in den letzten Jahren vor dem Kriege im Abflauen war.

Dieser Nachweis einer Tatsache, die auch von vielen anderen Fachmännern ereinstimmend anerkannt wird, kann natürlich nicht durch die von Cunow anführten Äußerungen englischer Staatsmänner und Richter aus der Kriegszeit entkräftet werden. Denn es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen dem, s man in einem einmal ausgebrochenen Krieg erreichen will, und den Gründen, e bestimmend waren, einen Krieg zu beginnen.

Doch wir wären auf die ganze Diskussion zwischen Hofrichter und Cunow nicht ngegangen, wenn Cunow nicht die persönliche Ehre Hofrichters und damit zueich auch unsere eigene angegriffen hätte.

Cunow hatte erklärt, er habe Hofrichter deshalb so scharf kritisiert, weil dieser »marxistisch« beweise, was »im Tagesgebrauch von ihm verlangt wird«.

Hier wird also mit dürren Worten gesagt, Hofrichter sei ein gewissenloser Bursche, der jede Meinung vertrete, die im »Tagesgebrauch von ihm verlangt wird«.

Kann es eine infamierendere Beschuldigung für einen Schriftsteller geben? Zugleich wird aber durch den ganzen Zusammenhang der Polemik der Anschein erweckt, als sei es die Redaktion der Neuen Zeit gewesen, die Hofrichter dieses Ansinnen gestellt, weil ihr dies für ihren »Tagesgebrauch« paßte.

Diese Beschuldigung konnten wir nicht auf uns sitzen lassen, und wir waren es auch der Ehre des Genossen Hofrichter schuldig, ihm zu bestätigen, daß die gegen ihn geschleuderte Anklage schon deshalb hinfällig ist, weil sein Artikel bereits ein Jahr vor Ausbruch des Krieges in unseren Händen war, also zu einer Zeit, wo er keinesfalls einem »Tagesgebrauch« entsprach.

Nachdem Cunow diese Beschuldigungen vorgebracht, kann er jetzt nicht sagen, der Beweis ihrer Nichtigkeit »gehe ihn nichts an«. Solange es ihm nicht gelingt, seine Behauptung zu erweisen, die Hofrichter und uns die Ehre abschneidet, muß er sich den Vorwurf gefallen lassen, uns leichtfertig beschuldigt zu haben.

Auf Cunows Schlußfolgerungen näher einzugehen, lohnt nicht die Mühe. Wir hatten erklärt, er habe durch viele Jahre hindurch einträchtig mit uns die Lehre des Marxismus vertreten und verteidigt. Die Kluft zwischen seinem Marxismus und dem unseren sei erst eine Frucht des Krieges.

Gegen diese offenkundige Tatsache weiß er nichts anzuführen als die Mitteilung, er habe hin und wieder in Privatgesprächen den einen oder den anderen Artikel der Neuen Zeit kritisiert.

Das mag wohl sein. Aber nie hat er vor dem Kriege Kautsky gegenüber auch nur mit einem Wort die Haltung der Neuen Zeit oder Kautskys Haltung für falsch oder gar für »vulgärmarxistisch« erklärt. Wir gingen immer Hand in Hand. Gerade deshalb schlugen wir ihn dem Parteivorstand zum ständigen Mitarbeiter vor, als eine »Wirtschaftliche Rundschau« bei uns eingerichtet wurde.

Freilich, er sagt, es bedurfte nicht des Ausbruchs des Krieges, um ihn zu veranlassen, gegen den »Vulgärmarxismus« offen loszugehen. Aber der Artikel, den er im Juli 1914 schrieb, wie er jetzt sagt, zur Bekämpfung des »Vulgärmarxismus«, richtete sich nicht etwa gegen die Neue Zeit, sondern gegen das Buch eines Kantianers und wurde von der Redaktion der Neuen Zeit akzeptiert, die seiner Kritik grundsätzlich zustimmte.

Damals soll sich schon der »Vulgärmarxismus« bei uns breitgemacht haben. Um so sonderbarer, daß Cunow gerade in diesem Zeitpunkt es für angezeigt fand, in ein engeres Verhältnis zu unserer vulgärmarxistischen Zeitschrift zu treten, in der er keinen Hauch wirklich marxistischen Geistes mehr verspürt haben will. Damals, als er unser ständiger Mitarbeiter wurde, hat er mit keinem Worte merken lassen, daß er unsere Haltung anders wünsche. Erst als er, einige Zeit nach Ausbruch des Krieges, die Notwendigkeit des Imperialismus für die Erringung des Sozialismus entdeckte, kamen die ersten Andeutungen davon, daß sein Marxismus den unseren himmelhoch überrage.

Die Redaktion der Neuen Zeit.

Der Artikel »Die deutsch-englische Konkurrenz«, in dem ich mich auf Hofrichter, Jastrow und Rathenau berief, erschien als meine Privatarbeit mit voller Namensnennung in der Breitscheidschen Korrespondenz. Von den verschiedenen Parteiblättern, die ihn abdruckten, ließ meines Wissens nur der »Vorwärts« die Nennung meines Namens weg. Gustav Eckstein.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 20 Ausgegeben am 11. Februar 1916 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Donauweg.

Geographische Bedenken zu politischen Illusionen.

Von Georg Engelbert Graf.

I.

Ex oriente lux! Wie fasziniert wenden sich wieder einmal die Blicke nach dem Osten, als ob von da das Heil zu erwarten sei. Der Orient das neue Eldorado, das Land der Zukunft! Und »Deutschland, im Zentrum des die Welt beherrschenden Kontinents, wieder wie in den besten Zeiten des Mittelalters der Vermittler zwischen Morgen und Abend, zwischen Orient und Okzident« (vergl. Dr. Lensch, Die freie Donau in »Das größere Deutschland«, 1915, Nr. 50).

Sah es zu Beginn des Weltkriegs so aus, als ob das Deutsche Reich in die Fußtapfen Englands treten und eine machtvolle Entfaltung des kolonialen Imperialismus inaugurieren wollte, so scheint nunmehr der mehr kontinentale Imperialismus russischen Systems, das keilartige Sichausbreiten nach der Seite verminderten Druckes hin, die Oberhand zu gewinnen. Man spricht weniger von Annexionen, mehr von einer wirtschaftlichen, will sagen kapitalistischen Erschließung und Durchdringung Südosteuropas und Vorderasiens und hofft, dadurch das verhaßte Albion am Suezkanal und gleichzeitig im Persischen Golf tödlich zu treffen. Also eine Neu»orientierung« unserer auswärtigen Politik im eigentlichsten Sinne des Wortes.

Das Leitseil dieser politischen Zukunftsträume ist die Donau, die »freie Donau«. Aber es wäre nicht das erste Mal, daß betrübte Lohgerber auf ihr ihre Felle flußabwärts schwimmen sähen.

Nichts ist ja einfacher als eine derartige Schulatlantenpolitik, wie sie uns in letzter Zeit selbst in Leitartikeln der Parteipresse, von der bürgerlichen Literatur ganz abgesehen, begegnet ist. Mit leichtfertiger Oberflächlichkeit schließt man mit einem Blick auf die Landkarte: die Donau verbindet Zentraleuropa mit dem europäischen Südosten und Vorderasien, den industriellen Westen mit dem agrarischen und Rohstoffe liefernden Osten, also die »freie Donau«, das ist die Lebensader Europas, die Welthandelsstraße der Zukunft; wie sie — das weiß man so beiläufig aus der Geschichte — die Welthandelsstraße der Vergangenheit war, damals, als sie im Mittelalter Orient und Okzident miteinander verband.

Verblüffend einfach ist ja dieser Gedankengang. Um so notwendiger ist es, in den Wein solcher politischen Illusionen eine gehörige Portion Wasser zu gießen, damit der klare Blick nicht umnebelt wird; Wasser aus den Gefäßen der Geographie und Kulturgeschichte.

Zunächst ganz allgemein: *Flüsse können nie Welthandelsstraßen sein.* Ebensowenig wie selbst die beste und weitestreichende Chaussee eine *Welthandelsstraße* werden kann. »Flüsse und Kanäle sind

zwar Wasserwege, insofern sie die Lasten auf Wasser tragen, aber in jedem anderen Sinne sind sie Landwege; denn sie führen gleich den Straßen über Land und durch das Land; das Land weist ihnen ihre Richtung, schreibt ihnen ihre Breite vor und, was das Wichtigste ist, der Verkehr muß auf ihren engen Bahnen verharren wie auf Straßen, kann nicht, wie der Seeverkehr, rechts und links, vor- oder rückwärts andere Richtungen einschlagen; wie die Wagen auf einer Straße oder die Träger auf einem Pfad gehen daher die Schiffe auf Flüssen und Kanälen hintereinander.« (Ratzel.) Und ferner: Flüsse sind Binnenstraßen, und Binnenstraßen sind Etappenstraßen, die zudem mehr noch als Landwege durch natürliche Hindernisse, Bodengestalt, Wasserzufuhr und dergleichen in verschiedene Verkehrssysteme zerschnitten werden können. Daher findet auf den größeren Flüssen nur in Ausnahmefällen ein durchgehender Verkehr statt. Sowohl der Völker- als auch der Handelsverkehr schiebt sich mehr von Etappe zu Etappe, gewissermaßen ruckweise weiter. Selbst wenn die günstigsten Umstände zusammentreffen — Wasserreichtum, vorteilhafte Strömung, reiche Produktions- und aufnahmefähige Absatzgebiete —, so wird ein Fluß doch immer nur im Vergleich zum Seeverkehr ein Verkehrsmittel zweiter Ordnung sein; es sind höchstenfalls S t ü c k e Weltverkehrsweg, die die Flüsse bilden.

Damit soll nicht etwa den Flüssen jede umfassende Bedeutung von vornherein abgesprochen, sie soll nur nach Wesen und Wirkung umgrenzt werden. Außerdem wechselt die Bedeutung jedes Flusses je nach der Kulturperiode. Der Rhein spielte zur Römerzeit eine andere Rolle als im frühen Mittelalter, und vor hundert Jahren war er für sein gesamtes Einzugsgebiet ein ganz anderer Strom als heute.

Auch an die Donau knüpfte sich in der Vergangenheit wiederholt ein sehr wichtiges Verkehrssystem, und ihr Wert als solches für die Zukunft soll durchaus nicht unterschätzt werden. Aber Erwartungen, die man daran schließt, sollen von realen Faktoren ausgehen; und das sind die geographischen und geschichtlichen Tatsachen.

Man hat die Donau oft mit dem Rhein verglichen. Doch besteht eigentlich nur in dem geologischen Werdegang der beiden Flüsse eine gewisse Ähnlichkeit: beide sind aus mehreren, in früheren Erdepochen selbständigen Flußsystemen zusammengesetzt, die erst nach und nach miteinander in Verbindung traten. Die Folge sind zwischen Ober- und Mittel- und Mittel- und Unterlauf noch eine Reihe von Unausgeglichenheiten in Strömung und Gefäll und Uferlandschaften, die wirtschaftlich und verkehrstechnisch ins Gewicht fallen: beim Rhein der Wasserfall bei Schaffhausen, die Stromschnellen bei Bingen und bei der Donau die Stromschnellen bei Ulm, Grein und Orsova. Im übrigen zeigt das Studium der Landkarte die grundlegenden Unterschiede zwischen beiden Strömen: der Rhein zwischen dem Querwall der Alpen und dem Meer die Schollenlandschaft der deutschen Mittelgebirge durchsetzend, dagegen die Donau von der Quelle bis fast zur Mündung in einer Folge von Senken fließend, die sich zwischen parallelen und in gleicher Richtung wie der Fluß sich erstreckenden Gebirgen aneinanderreihen; abgesehen vom Po ist in Europa kein Stromgebiet von Gebirgen so natürlich umgrenzt und eingerahmt wie das der Donau; ein Vorteil in politischer Beziehung, aber für den Verkehr nach anderen Stromgebieten, da hochgelegene Wasserscheiden nur mit Mühe überwunden werden können, ein großes Hin-

dernis. Der Wasserweg des Rheins leitet hinaus in den freien Ozean, die Donau endet blind in dem fast völlig abgeschlossenen Seitenbecken eines Mittelmeers. Die Donau führt in der Hauptsache durch Agrar-, der Rhein durch Industriegebiete. Nicht zu vergessen das ethnographische Element: beim Rhein vom Gotthard bis Rotterdam ein einheitliches Volksgebiet, dagegen die Donau entlang nacheinander eine ganze Serie von Völkern mit verschiedener Sprache und verschiedener Kultur, für den Binnenverkehr ein Hemmnis mindestens ebenso wie Gebirge und Stromschnellen.

Den Flüssen nach geht die Kultur ihren Weg. Stromauf und stromab hat sich der Mensch ihren Talauen entlang ausgebreitet, von ihnen aus hat er sich die Erde wegsam gemacht. Auch die Donau hat in dieser Hinsicht eine reiche Geschichte, reicher als die anderer Flüsse in Europa. Ihr Talweg ist die Völkerstraße par excellence, die aus Westasien ein Volk nach dem anderen nach Europa hineinführte; doch wurde diese Straße nie durchgehends ihrer ganzen Länge nach und auch nicht immer in derselben Richtung benutzt. Illyrier und Kelten, Türken und Ungarn kamen vom Ägäischen Meer her und drangen durch die Beckenlandschaften des Mariţa- und Isker-, des Vardar- und Morawatals ins Gebiet der mittleren Donau vor. Nach Nordosten öffnet sich in breiter Ebene das Tal der unteren Donau; von dort aus, von den Steppen Südrußlands her, breiteten sich Goten und Hunnen, Slawen und Tataren nach Südwesten bis ins Innere Griechenlands hinein aus. Dieses Aufeinanderprallen der verschiedensten Völker im Stromgebiet der mittleren und unteren Donau, dieses Sichkreuzen, Überschieben, Unterdrücken ließ den Südosten Europas bis in die Gegenwart hinein nicht zur Ruhe kommen und schloß im Verein mit der geographischen Eigenart des Landes eine stetige Entwicklung aus.

Den Völkern nach ziehen Handel und Verkehr. Zahlreiche Funde bestätigen bereits für die Vorzeit einen relativ lebhaften Handelsverkehr entlang der Donau und ihren Nebenflüssen. Das heißt, weder die Flüsse als Wasserwege, noch Straßenzüge in ihren Tälern vermittelten diesen Verkehr. Die Talauen gaben nur den Wohnplatz für die einzelnen Stämme ab, und von Stamm zu Stamm wanderten die Austauschprodukte weiter. Ein eigentlicher Donauweg existierte also in der Vorzeit noch nicht, da weder der Fluß noch seine Ufergebiete die unmittelbaren Träger des Verkehrs waren.

Eine wesentlich andere Stellung erhielt das Donaugebiet, als es in das Bereich der römischen Weltherrschaft miteinbezogen wurde. Ströme benutzten die Römer mit Vorliebe als Grenzzonen; und Rhein und Donau sicherten ihre Herrschaft nach Osten und Norden hin. Ihnen entlang zogen die römischen Legionäre ganze Systeme von Befestigungen, und dahinter entstanden größere Ansiedlungen, die Brennpunkte des zahlreichen Handels- und Personenverkehrs, den die militärische Besetzung der Grenze zur Folge hatte. Zahlreiche Brücken überquerten sowohl Rhein als Donau, Barken und Boote belebten die Flüsse, und ihnen entlang und über die Wasserscheiden hinweg zogen sich Militärstraßen, die zu einem großen Teil nach Römerart mit breiten Steinplatten gepflastert waren. Gewiß wurden Wasserweg und Landstraßen auch vom Handel mit den Außenvölkern benutzt, aber das kam erst in zweiter Linie. Militärische Rücksichten hatten den Verkehr und seine Hilfsmittel ins Leben gerufen, und als diese militä-

rischen Rücksichten mit dem Zerfall des Römerreichs mehr und mehr zurücktraten, schwand auch der Handelsverkehr, und seine Hilfsmittel verfielen der Vergessenheit. Das Donaugebiet war eben nur eine Grenzzone, ein Außenwerk gewesen, für den Weltverkehr kam damals nur das Mittelmeer in Betracht.

Eine Änderung trat ein, als im Anschluß an die Völkerwanderung der kulturelle Schwerpunkt in das Gebiet nördlich der Alpen rückte. Zwar wurde das ganze Mittelalter hindurch der unmittelbare Lebensbedarf im Lande selbst erzeugt — Getreide, Wolle, Holz, Eisen — und höchstens auf kurze Strecken hin ausgetauscht; denn Massenartikel hätten bei dem damaligen Stande der Beförderungstechnik doch nicht transportiert werden können. Anders verhielt es sich mit den Luxusartikeln. In den Händen der Fürsten und des Adels, der Geistlichkeit und Kaufmannschaft sammelten sich während der Feudalzeit immer mächtigere Reichtümer an; dies fand seinen Ausdruck in dem ständig sich steigernden Bedarf an Edelmetallen und Edelsteinen, an kostbaren Stoffen, Seide und Purpurgeweben, seltenen Hölzern, Waffen, Gewürzen, Drogen, Farbstoffen usw. Dieser Bedarf konnte aber im Lande selbst so gut wie gar nicht gedeckt werden, dafür fehlten die natürlichen Voraussetzungen. Man war also auf den Import angewiesen, und das Importgebiet für all diese Kostbarkeiten war seit alters her der Orient.

Bereits im frühesten Mittelalter hören wir daher von der Anknüpfung von Handelsbeziehungen zwischen Orient und Okzident, von der Gesandtschaft, die Karl der Große an den Hof Harun al Raschids nach Bagdad sandte, bis zu den Reisen Marco Polos nach Inner- und Ostasien. Doch war die direkte Anbahnung von Handelsbeziehungen bis zum Beginn der Neuzeit auf Versuche und Ausnahmefälle beschränkt. Der alte Handelsverkehr war in der Hauptsache Etappenverkehr: in den Verbrauchsgebieten hatte man von den Produzentenländern kaum eine Ahnung. Die Waren mußten äußerst lange und beschwerliche Wege zurücklegen, die in den verschiedenen Durchzugsgebieten die verschiedensten Transportarten erforderten. Kleine und kleinste Völker und Staaten lebten vielfach geradezu von diesem Etappenverkehr, der ihr Land passieren mußte, und waren somit auf seine Konservierung angewiesen. Je mehr die Transportmittel verbessert wurden, je mehr die Technik sich vervollkommnete, um so mehr wurde einer dieser Etappenvermittler nach dem anderen überflüssig, aus dem Chaos von selbständigen Völkchen und Stätchen wurden immer größere staatliche Gebilde.

Die Importwaren des Mittelalters stammten aus den verschiedensten Ursprungsländern: Sibirien und Ostasien, Indien und Persien, Mesopotamien und Arabien, selbst Innerafrika trug seinen Teil dazu bei. Aber alle Waren landeten im Etappenverkehr, gleichsam von Hand zu Hand weitergegeben, schließlich im Gebiet des östlichen Mittelmeers, an der kleinasiatisch-syrischen Küste, um da von europäischen Kaufleuten übernommen und ins Innere Europas weitertransportiert zu werden.

Für diesen Warenverkehr war das Donaugebiet von größter Bedeutung. Damals war die Donau, wenn auch nicht in ihrer ganzen Länge, ein Stück Welthandelsstraße. Von Osten her sammelten sich die Schätze des Orients in den vorderasiatischen Häfen am Mittelmeer. Ein großer Teil wurde auf Handelsschiffe umgeladen, die sie nach Westen weitertrugen, hauptsächlich zur Küste Italiens, das damals sich zur kolossalen »Lande-

brücke Europas« entwickelte. Das war der Levantehandel, der die Blüte der italienischen Renaissancestädte, vor allem der Umschlaghäfen Genua und Venedig schuf. Von da aus wanderten die Waren über die Alpen nach Süddeutschland, wo im Donaugebiet am Ausgang der Alpenstraßen wiederum reiche Handels- und Handwerksstädte entstanden. Einen anderen großen Teil des orientalischen Imports nahm aber das Donautal selbst auf. Nicht die unterste Donau; deren Gebiet war zu sehr entlegen, und ihre Beziehungen richteten sich viel mehr nach Nordosten. Dagegen benutzte der Verkehr das Donautal etwa von Belgrad an aufwärts. Teils kamen hierhin die Waren auf dem Landweg von Kleinasien über Konstantinopel und Adrianopel, teils wurden sie in Smyrna auf Küstenfahrzeuge umgeladen, die in kurzer Fahrt Saloniki erreichten, von wo dann der Weitertransport durch die Vardar- und Morawasenke an die Donau erfolgte. Zu Lande auf mehr oder weniger guten Straßen oder auf Flußschiffen die Donau aufwärts endete auch dieser Weg in Süddeutschland. Je nach der größeren Sicherheit und der Art der zu transportierenden Waren wurde bald das Mittelmeer, bald die Donau als Einfuhrweg vorgezogen. Beide aber führten schließlich mittelbar oder unmittelbar ins Ursprungsbereich der Donau, wo — die Grenzen natürlich weiter gezogen — Salzburg, Innsbruck, Passau, Ulm, Straßburg, Frankfurt, Augsburg, Nürnberg, Würzburg und andere Städte diesem Handelsverkehr ihre Blüte im Mittelalter verdankten und Regensburg zeitweise die volkreichste Stadt Deutschlands war.

Dieser Handelsverkehr war eine der Hauptursachen für die Vorstöße der deutschen Kaiser nach Italien, die auf den Levantehandel abzielten und mit der romantischen Sehnsucht nach dem Süden nichts zu tun hatten. In ihm wurzeln auch die gleichfalls mit dem Schimmer der Romantik umkleideten Kreuzzüge. Sie sind eine Wirkung der zahlreichen wirtschaftlichen Krisen, die schon früh der Orienthandel durchzumachen hatte. Die Hauptschwierigkeit des Warenverkehrs lag in dem weiten Wege, den er zurückzulegen hatte. Über Tausende von Meilen gingen die Waren von Hand zu Hand; es war schon unmöglich, diesen ganzen Weg in seiner Länge zu überblicken, geschweige denn zu beherrschen, und nur allzuviel schwache Punkte gab es, durch die der gesamte Verkehr lahmgelegt werden konnte. Der mittelalterliche Orienthandel mußte einen viel längeren Weg zurücklegen als der zur Römerzeit, und die Römer verfügten über einen ganz anderen Verwaltungsapparat und ganz andere militärische Kräfte zur Sicherung als das feudale Mittelalter. Um so mehr machten sich die Störungen durch die Nachklänge der Völkerwanderung bemerkbar. War im Westen Europas seit der Mitte des ersten Jahrtausends eine gewisse Beruhigung eingetreten und waren da auch die Völker zur Seßhaftigkeit gelangt, so schob sich im Osten immer noch eine Völkerwelle über die andere. Zumal die Durchgangsgebiete des Handelsverkehrs zogen ganz- und halbnomadische Stämme immer von neuem an. Vor allem waren es die Türken, die etwa vom zehnten Jahrhundert an von Innerasien aus den Küsten zustrebten. Verschiedene Stämme stießen dabei in Kleinasien, Syrien und Ägypten bis zum Mittelländischen Meer vor; dadurch wurde die Warenzirkulation in der seitherigen Form erheblich gefährdet, wenn nicht gar völlig unterbunden, zum mindesten der Gewinn der Großhändler geschmälert. Immer weiter fortwirkend bedeutete das eine Erschütterung des europäischen Wirtschafts-

lebens, deren eigentliche Ursachen natürlich der Allgemeinheit verborgen bleiben mußten. Wie so oft, wurden auch damals die Massen mit Hilfe eines religiösen Schlagworts mobilisiert: die Vertreibung der Ungläubigen, die Wiedergewinnung der heiligen Stätten (um die das Christentum ein ganzes Jahrtausend sich so gut wie gar nicht gekümmert hatte) sollten das Ziel des Kampfes sein. In Wahrheit sollten die Kreuzzüge zunächst der Sicherung der Landhandelsstraße nach dem Orient, des Donauwegs, dienen. Die Donau war es auch, die vier Jahrhunderte hindurch das Gros der Kreuzfahrer nach dem Osten leitete.

Vor allem galt es, die Donaustraße selbst zu sichern und dann die kleinasiatischen und syrischen Stapelplätze unter ständiger Kontrolle zu halten. Das heimische Feudalsystem sollte die Grundlage für diese Sicherung abgeben: zahlreiche westeuropäische Adelsgeschlechter nisteten sich in Südeuropa und Vorderasien ein, und heute noch begleiten die Ruinen fränkischer Burgen die Haupthandelsstraßen von Belgrad bis Saloniki und überragen syrische und kleinasiatische Handelsplätze. Doch diese Vorposten waren allzuweit von der westlichen Basis entfernt, sie waren auf die Dauer unhaltbar, nicht allein militärisch, sondern auch weil das ganze System in seiner Kompliziertheit sich nicht rentierte, was sich in einem baldigen Abflauen der Begeisterung bemerkbar machte. Die Kreuzzüge erreichten ihren Zweck nicht: mit der Eroberung Konstantinopels im Jahre 1452 war der Schlüssel zum Donauweg, zur Landhandelsstraße zwischen Zentraleuropa und dem Orient in die Hände der Türken gefallen. Die Donau war nun nicht mehr Handelsstraße wie vordem, ihre Täler waren nur noch Einfallspforten für die nach Westen weiter vordringenden Türken.

Wie fast stets, wenn Stämme aus dem Binnenland an die Küste gelangen, wurden auch die Türken kein Seevolk; der Levantehandel blieb selbst nach der Türkeninvasion, wenn auch eingeschränkter und weniger rentabel, bestehen. Die atlantischen Randstaaten Europas aber konzentrierten ihre Bestrebungen darauf, die Importländer des Orients, besonders Indien, auf dem direkten Seeweg unter Ausschaltung der Etappenvölker zu erreichen, Bestrebungen, die schließlich in der Entdeckung der Kontinente von Amerika und Australien gipfelten.

Die seitherige Zentrale wirtschaftlichen und geistigen Lebens, das Gebiet der oberen Donau nebst Adnexen, ging gegen Ende des Mittelalters einer schnellen Katastrophe entgegen. Die eigentliche Welthandelsstraße, der freie Ozean, machte sich geltend und ließ nacheinander Spanien, Flandern, Frankreich und England aufblühen, während die wirtschaftliche Krisis in Mitteleuropa, zumal in Süddeutschland, in den religiösen und politischen Wirren im sechzehnten und siebzehnten und in der politischen und wirtschaftlichen Bedeutungslosigkeit im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert zum Ausdruck kam.

Auf einer anderen Grundlage gelangte das Donaugebiet im neunzehnten Jahrhundert zu neuer Bedeutung. Das locker zusammengekittete Konglomerat des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation war allmählich verwittert und in seine Bestandteile auseinandergebröckelt. Industrie und Technik hatten die wirtschaftlichen Grundlagen verschoben, neue politische Interessengruppen schlossen sich zusammen, und unter dem Einfluß des Kapitalismus erfolgte allmählich eine gesellschaftliche Umschichtung. In steten

inneren und äußeren Kämpfen schuf der Kapitalismus ein neues Europa, in neue Staaten gegliedert. Mit der raschen Zunahme der Bevölkerung und der vermehrten Verwertungsmöglichkeit des Bodens und seiner mittelbaren und unmittelbaren Produkte werden territoriale Gesichtspunkte immer ausschlaggebender, die geographischen Elemente werden von immer größerer Wichtigkeit innerhalb der Staaten und in ihren Beziehungen zur Außenwelt. Unter anderem zeigt sich das in dem Streben nach möglichst scharfen natürlichen Grenzen zur Sicherung eines wirtschaftlichen Interessengebiets, eine Art Flurreinigung im größten Stile. Zum Transport besonders der Massengüter — Getreide, Holz, Kohle, Erz usw. — werden die Flüsse für den Eigenverkehr der einzelnen Staaten notwendig; jeder Staat sucht seine Flußgebiete möglichst vollständig in seinen Bereich zu ziehen. Grenzen, durch Flüsse gebildet, werden allmählich ausgemerzt und »korrigiert«. Die Landesgrenzen wandern hinauf auf die Wasserscheiden und ziehen sich mit Vorliebe entlang den Gebirgskämmen, die im Frieden eine zollpolitische, im Krieg eine strategische natürliche Sperrmauer darstellen.

So kam auch für das Donaugebiet eine neue Ära herauf; es wurde sich gewissermaßen seiner Bedeutung als geographisches Individuum bewußt. Wie sich an einem Faden, der in einer konzentrierten Zuckerlösung hängt, immer ein Kandiskristall nach dem anderen ansetzt, so ging im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts im Anschluß an den Wasserfaden der Donau ein politischer Kristallisierungsprozeß vor sich. Zunächst begann diese Kristallisation für jeden einzelnen Donauabschnitt, in jedem einzelnen Becken gesondert für sich: Bayern — Österreich — Ungarn — die Balkanländer. Dann wuchsen Österreich und Ungarn zusammen, und die vereinigten Monarchien gliederten sich immer weitere Gebiete unter dem Schlagwort »Donauimperialismus« an. Dieser Kristallisationsprozeß ist durchaus noch nicht abgeschlossen; je weiter wir donauabwärts gehen, um so weniger konsolidiert erscheinen uns die politischen Verhältnisse. Ebenso sind in jedem einzelnen Becken die äußeren Gebiete am wenigsten fest angefügt, vor allem da, wo bei der Angliederung die Hauptwasserscheide überschritten wurde, vergleiche Böhmen, Galizien, Trentino und adriatisches Küstenland.

Man mag vom Nationalitätenprinzip aus noch so viel gegen Österreich-Ungarn als politisches Gebilde einzuwenden haben, ein organisches Gebilde ist es doch insofern, als die einzelnen Glieder geographisch und damit auch wirtschaftlich aufeinander angewiesen sind. Zentrifugal wirken die Nationalitäten, zentripetal die — allerdings schwerer zu erkennenden — geographischen und die daraus resultierenden wirtschaftlichen Faktoren. Und daß diese mächtiger sind als jene, beweist eben der Bestand der Donaumonarchie. Ratzel hat durchaus recht, wenn er in seiner »Politischen Geographie« schreibt: »Neben der großen Bewegung auf immer festere territoriale Begründung der Politik ist die Nationalitätenpolitik unserer Zeit ohne Zweifel ein Rückschritt ins Unterritoriale. Sie erklärt als Prinzip des Staates das Volk einer Sprachgemeinschaft ohne Rücksicht auf seinen Boden. Sie wird sich dauernd der geographischen Politik gegenüber nicht behaupten können.«

Gerade innerhalb der stark nach außen abschließenden Donauwasserscheiden streben die Einzellandschaften des Flußgebiets zueinander. Handel und Verkehr wenden sich in erhöhtem Maße den Flüssen zu, die gerade in der Neuzeit für den Verkehr immer ausschlaggebender werden; zunächst

sogar weniger als Wasserstraßen als zur Anlage von festen Fahrstraßen in den Talniederungen und vor allem von Eisenbahnen, die im südöstlichen Europa oft dem Chausseebau vorangehen. Zwischen Alpen- und Karpathenwall erscheint die Donaumonarchie wie ein fiedernerviges Blatt mit ihrem scharfumrissenen Flußsystem, dem die Donau Halt und Richtung gibt.

Trotz aller Bedenken und Befürchtungen umschließt das Wort »Donaumonarchie« heute einen geographisch-politischen Begriff, und der Donau kommt mehr als irgendeinem anderen Flusse Europas eine politische, fest umschriebene Bedeutung zu; ihr Gebiet ist ein politisches Individuum und sie selbst dessen Rückgrat.

II.

Wirkt aber die Donau auch über ihr Gebiet hinaus? Wäre sie imstande, eine Hauptader für den Welthandelsverkehr der Gegenwart zu bilden? Den Massengüterverkehr der Neuzeit in nennenswertem Maße aufzunehmen?

Und was kann die Donau für Deutschland sein? Gewiß, die obere Donau fließt innerhalb eines deutschen Bundesstaats. Ob aber an die Donaulinie sich eine Neuorientierung des deutschen Imperialismus anzuschließen vermag?

Von neuem wendet sich der Blick nach dem Orient. Aber fragen wir uns: Was der Orient dem Altertum und Mittelalter lieferte, kommt das auch für die Gegenwart in Betracht? Und wenn Mitteleuropa des Orients und seiner Produkte bedarf, ist die Donau der gegebene Weg für den Verkehr dahin? Und wäre es möglich, eine politisch-wirtschaftliche Linie Berlin-Bagdad auf die Dauer und mit Gewinn zu halten?

Die »freie Donau«! Sie soll Zentraleuropa unabhängig von den von England beherrschten Meeresstraßen machen, ein Ausweg aus der Blockade auch für Friedenszeiten. Also gleichsam ein Ersatz für die »Freiheit der Meere«! Man denke! Und unabhängig von Amerika in Import und Export obendrein! Zwischen Orient und Okzident die Straße sein für einen Riesenaustausch von Produkten! Was Zentraleuropa an Getreide und Vieh, an Erzen und Baumwolle, an Tabak und Früchten bedarf, soll auf der Donau von Südosten her hereinwandern, und auf demselben Wege sollen nach den neuerschlossenen Märkten im Südosten unsere Kriegs- und Friedensmaschinen, Textil- und Papierwaren, Chemikalien und Arzneien und tausend andere Dinge mehr verfrachtet werden. Das »Neuland« braucht Eisenbahnen und Straßen, Lagerspeicher und Fabriken, Bergwerke und Hochöfen, Banken und Hotels: tausend Möglichkeiten für deutsches Kapital, zu »arbeiten« und Dividende zu bringen. Und das Neuland braucht eine Bureaukratie zu seiner Verwaltung, ein gewaltiges Heer gegen innere und äußere Feinde, braucht auch Schulen und Kirchen; und Intellektuelle und Beamte wittern Morgenluft: anstatt der Überfüllung geistiger Berufe in der Heimat dort eine ungeheure Nachfrage mit raschester Beförderung und glänzender Bezahlung. Also eine neuartige Kolonisation voller ungeahnter Möglichkeiten und mit dem Nimbus eines größeren Alexanderreichs von Berlin bis Bagdad oder nach anderer Version gar von Antwerpen bis Kalkutta! Und die Donau hier nicht Rückgrat eines Staates, sondern Lebensader einer Welt für sich, in deren Bett man schon im Geiste statt der blauen Fluten einen Goldstrom und den in umgekehrter Richtung fließen sieht.

Es ist just dieselbe Sorte Politiker, die diese Träume spinnt, die vor zwei Jahrzehnten ein deutsches Ozeanien als Gipfel des Erstrebenswerten pries,

die ein deutsches Südamerika, ein deutsches Ostasien prophezeite und die noch vor kurzem alle Hoffnungen auf ein deutsches Afrika setzte. Hansdampf in allen Gassen wettet nun auf die Donau.

Ist die Donau wirklich imstande, alle diese Hoffnungen ganz oder zum größten Teil zu erfüllen?

Vor allem muß bei einer Beurteilung der Sachlage von den gegenwärtigen außergewöhnlichen Verhältnissen abgesehen werden. Selbst der größte Pessimist rechnet mit einem Ende dieses Krieges. Und Friedensverhältnisse müssen doch bei der Behandlung von Zukunftsfragen in Rechnung gestellt werden. Auch für die deutsche Handelsflotte wird der Friede und damit das Ende der Blockade und die »Freiheit der Meere« wiederkehren, und sie wird wieder ungehindert über die Ozeane ihren Weg nehmen. Daß zurzeit große Mengen Kriegsmaschinen und Munition und anderer Kriegsbedarf donauabwärts schwimmen, daß Getreide und Rohstoffe umgekehrt ihren Weg aufwärts zu den Zentralmächten nehmen, ist doch ein außergewöhnlicher, aufgezwungener Zustand, und die Frage ist wohl berechtigt, ob in kommender Zeit derselbe Weg der vorteilhaftere ist.

Ferner darf nicht vergessen werden, daß von einer »Befreiung« der Donau, also von einer Wiedereröffnung des so lange verschütteten Donauwegs auch nur in ganz eigenartigem Sinne gesprochen werden kann. Gewiß, die Donau war bis in die jüngste Zeit hinein nach Süden und Südosten hin versperrt. Tatsächlich »schien von Zentraleuropa aus gesehen die Donau in einer Wüste zu versanden, sie floß nach Südosten, aber dort (von der Save ab) war die Welt mit Brettern zugenagelt« (Lensch). Aber von wem war der Donauweg gesperrt? Doch von Österreich-Ungarn selbst, das im Interesse seiner Agrarier die Einfuhr vom Balkan her soviel als möglich zu unterbinden suchte, das die Regulierungsarbeiten am Eisernen Tor Jahrzehnte hindurch in die Länge zog. Man darf vom Hinwegräumen von Barrikaden nicht viel Wesens machen, wenn man sie seinerzeit selbst aufgebaut hat.

Immerhin würde es einen Fortschritt bedeuten, wenn Österreich-Ungarn die seitherige Donaupolitik revidieren würde. Wenn auch damit noch keine *Welthandelsstraße* ins Herz von Europa hinein eröffnet wäre.

Dazu fehlt es schon an den geographischen Voraussetzungen, soweit allein die Donau als *Weg* in Frage kommt. Flußstraßen sind in gewissem Sinne Zufallsgebilde. Das freie Meer erlaubt den Weg nach jeder Richtung hin; die Landstraße kann den Bedürfnissen entsprechend trassiert werden, ein Kanal in mancher Beziehung ebenfalls; ein Fluß nicht, man muß sich mit ihm eben abfinden, wie ihn die Natur zufällig der Landschaft eingefügt hat, höchstens daß durch Kanäle und Stromregulierungen kleinere Korrekturen angebracht werden können.

Bei der Donau stellen sich dem Schiffsverkehr — soweit ihm die Bezeichnung Weltverkehr beigelegt werden könnte — eine ganze Reihe von Schwierigkeiten entgegen. Da ist zunächst die Länge des Stromes in Verbindung mit der wenig einheitlichen Richtung und den allzu zahlreichen Windungen. Der Donaulauf hat eine Länge von 2900 Kilometern, ist also mehr als doppelt so lang als der des Rheins mit 1295 Kilometern. Ein durchgehender Schiffsverkehr ist aber — von den wirtschaftlichen Voraussetzungen ganz abgesehen — auf so ausgedehnter Route nur bei den gün-

stigsten Stromverhältnissen möglich. Nun ist die Donau ein noch ganz unausgeglichener Fluß. Strecken voller Stromschnellen, Klippen und Untiefen wechseln mit solchen, wo das Wasser sich träge in wechselnden Stromschlingen und toten Armen verliert. Eine durchgreifende Donauregulierung steht aber noch in weiter Ferne und wird schwer zu bewältigenden Schwierigkeiten begegnen. Nicht allein handelt es sich dabei um die Beseitigung der Stromengen und Stromschnellen, mehr noch um Schaffung eines regelrechten Bettes da, wo der Fluß, wie in der ungarischen Tiefebene, verwildert ist. Mit einer Eindämmung und Begradigung des Stromlaufs ist es da nicht getan. Man hat Ähnliches mit unglücklichem Erfolg in Ungarn mit der Theiß versucht, um die jährlichen Überschwemmungen zu verhüten. Aber das hat das Übel nur schlimmer gemacht: da, wo die Gewässer die Dämme durchbrachen, wurden die Katastrophen um so fürchterlicher, die Verheerungen um so größer. Die Ursache ist in der gewaltigen Schlamm- und Geröllführung zu suchen, durch die die Donau und ihre Nebenflüsse sich auszeichnen. Ungeheure Mengen Geröll und Kies und Sand trägt das Wasser langsam flußabwärts, ungeheure Mengen Schlamm werden schwebend vom Wasser stromab geführt, und all dieser Schutt setzt sich an ruhigen Stellen ab, das Flußbett da erhöhend und die ständige Verwilderung des Strombetts, die Verlagerung des Stromstrichs und des Stromlaufs erzeugend. Über 20 Millionen Tonnen an schwebenden Stoffen — Sand und Geröll nicht miteingeschlossen — führt die Donau alljährlich an Budapest vorbei; und allein die Sulinamündung — durch die nur 7 Prozent des Donauwassers ins Schwarze Meer abfließen — passieren alljährlich über 150 Millionen Tonnen Schlamm. Diese Sedimentführung ist an sich schon ein großes Hindernis für die Flußschiffahrt, zudem erschwert sie die Regulierung des Strombetts und läßt sie nie enden. Außerdem darf nicht vergessen werden, daß die Donau trotz ihrer südlichen Lage besonders in ihrem Unterlauf alljährlich zufriert; bei Braila zum Beispiel ist sie im Mittel jährlich 40 Tage zugefroren.

Dazu kommt noch ein weiteres, das die Donau als Welthandelsstraße unrentabel machen würde, der Mangel an Kohlen in erreichbarer Nähe des Flusses. Das westfälische Kohlengebiet versorgt die Schiffahrt auf dem Rhein, das böhmische und sächsische die der Elbe und das oberschlesische die Schiffahrt auf Oder und Weichsel. Dagegen gibt es im ganzen Donaugebiet kein einziges Kohlenvorkommen von nennenswerter Bedeutung, die paar abbauwürdigen Flöze am Nordrand der Alpen, in Ungarn und auf dem Balkan sind minderer Qualität und reichen nicht einmal für den lokalen Bedarf. So müßte denn der Donauverkehr mit von weither importierter Kohle arbeiten; das würde zu derartig hohen Tarifen und allerhand sonstigen Komplikationen führen, daß ein Konkurrieren mit der Seeschiffahrt kaum möglich wäre.

Schließlich kommt die Donau für einen Weltverkehr auch deshalb nicht in Frage, weil sie gleichsam in einer Sackgasse mündet. Das ist das Schwarze Meer in viel höherem Maße als zum Beispiel die Ostsee. Und der Ausgang aus dem Schwarzen Meer führt immer noch nicht in eine Meereszone des Weltverkehrs, sondern erst in eine größere Bucht des Mittelmeers. Dabei zielen die Donaumündungen gar nicht dahin, wohin der Donauweltverkehr zielen soll: dieser sucht den Weg nach Vorderasien mit der weiteren Rich-

lung nach Indien; die Donaumündung könnte aber nur den Verkehr der Randländer des Schwarzen Meeres aufnehmen.

Alle diese Schwierigkeiten geographischer Natur haben bis jetzt den Donauverkehr nicht zu dem werden lassen, was als Weltverkehr bezeichnet werden könnte. Selbst für den Transport von Massengütern etwa aus den Mündungsgebieten des Flusses nach Süd- und Mitteldeutschland — und da wären doch in der Hauptsache nur Balkangetreide und rumänisches Petroleum zu nennen — wird die Donau mit dem Seeverkehr nicht konkurrieren können, trotzdem dieser einen erheblich größeren Umweg machen muß. Die Fracht dafür auf der Donau von ihrer Mündung bis Süddeutschland ist — und die Zukunft wird daran wenig ändern — erheblich höher als die von Braila oder Galatz durch das Schwarze und Mittelländische Meer und den Atlantischen Ozean bis Rotterdam und von da per Rheindampfer nach Mannheim. Den Verkehr vom Gebiet der unteren Donau nach Mitteleuropa beherrscht derjenige, der den Seeverkehr in Händen hat, und die englischen Reeder haben seinerzeit, während Ungarn das »Eiserne Tor« geschlossen hielt, in kluger Weise diesen Seeverkehr an sich gerissen.

Deutschland könnte auch von der direkten Flußschiffahrt auf der Donau nur wenig profitieren. Es müßte denn gerade sein, daß die geplanten Kanalverbindungen von Neckar, Main, Elbe und Oder nach der Donau hin zur Ausführung gelangten, ein Projekt, dessen Durchführbarkeit vor allem bezüglich der Beschaffung des zur Speisung der Kanäle erforderlichen Wassers noch nicht erwiesen ist. Vorläufig ist der deutsche Donauverkehr im Vergleich zu den anderen deutschen Flüssen verschwindend gering; so wurden 911 umgeladen in Tonnen:

	Von der Bahn zum Schiff	Vom Schiff zur Bahn
Im Gebiet der Oder	1792273	537144
- - - Elbe (ohne Hamburg) . .	1418514	1196249
- - - Weser (ohne Bremen) . .	202347	211174
- - des Rheins	16759121	8092141
- - der Donau	56090	154768

Überhaupt ist das Interesse Deutschlands am Handel mit den Staaten Südosteuropas im Verhältnis zu seinem Gesamthandel relativ recht gering; es betrug in Prozent des Gesamthandels mit der ganzen Welt im Durchschnitt der Jahre 1907 bis 1912 der Handel Deutschlands mit Griechenland, Bulgarien und Serbien je 0,2 Prozent, mit Rumänien 1,00 Prozent, mit Österreich-Ungarn 11,0 Prozent.

Auch auf der österreichischen Donau weist der Verkehr durchaus keine sonderlich imponierenden Ziffern auf. Die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, neben der nur noch einige kleinere Unternehmungen bestehen, und die 1908 über 135, 1912 über 138 Dampfer verfügte, beförderte 1908: 2 192 423 Personen und 20 086 640 Meterzentner, 1910: 2 149 660 Personen und 22 650 200 Meterzentner, 1912: 2 380 277 Personen und 25 548 126 Meterzentner.

Der Flußverkehr auf der Donau ist eben nur auf Teilstrecken von Bedeutung, nicht aber ohne Unterbrechung zwischen Ursprung und Mündung.

Von allen Teilstrecken hat wohl die untere Donau vom Eisernen Tor ab, deren Gebiet einheitlich und fast völlig in sich abgeschlossen erscheint, die aussichtsreichste Zukunft. Galatz und Braila sind Seehäfen, durch die

Sulinamündung, deren Stromtiefe durch umfassende Regulierungsarbeiten durchgängig auf 6 Meter gebracht ist, selbst für Seeschiffe von größerem Tiefgang erreichbar und als Umschlagplätze von immer mehr sich steigerndem Werte. Große Flußdampfer vermögen von da bis zum Eisernen Tor zu fahren, selbst für Segelschiffe ist die Bergfahrt bei dem geringen Gefälle von 0,003 bis 0,007 : 100 sehr leicht. Das Gelände weist den Landeserzeugnissen den Weg nach dem Flusse; und Uferbahnen wie entlang den beiden Rheinufern können die Rentabilität der Wasserstraße nicht beeinträchtigen, da das Terrain ihre Anlage nicht gestattet. Auf der rumänischen Seite ist das Donauufer flach, während die Höhen auf der bulgarischen Seite den Strom beherrschen. Trotzdem ließ das reichere Hinterland die Häfen mehr auf dem rumänischen Ufer entstehen — etwa 25 bisher —, wie auch die rumänische Schiffahrt auf dem Fluß ausschlaggebend ist; in ihrem Dienste standen vor dem Kriege bereits über 30 000 Fahrzeuge mit etwa 7 Millionen Registertonnen.

Dagegen sucht die obere und mittlere Donau für ihren Handelsverkehr den Ausweg zum Meer hauptsächlich über Triest (teilweise sogar über Genua) und Saloniki. Allerdings ist dieser Verkehr auf der letzten Strecke überall auf die Eisenbahn angewiesen. Darin wird eine Änderung kaum eintreten; auch die Morawa wird nicht mehr schiffbar zu machen sein, seitdem die Waldverwüstungen des Mittelalters und der Neuzeit sie in ein Wildwasser verwandelt haben.

Aber selbst die Donau als Strom außer acht gelassen: wäre es möglich, ihrem Gebiet ganz allgemein als Verkehrsgebiet — gleichgültig, ob zu Lande oder zu Wasser — die glänzende Zukunft durchgehenden Weltverkehrs zu prophezeien? Führt doch ihr entlang die europäische Strecke der Bahnlinie Berlin-Bagdad. Nun, selbst wenn wir noch so optimistisch über diese mit reichlich viel Tamtam ins Leben gerufene Bahnlinie urteilen, so ist sie auf der Hauptstrecke Konstantinopel-Bagdad beziehungsweise Kuweit doch in erster Linie eine türkische Bahn, im türkischen Interesse aus strategischen und politischen Rücksichten erbaut; die deutschen Interessen an dieser Bahn sind deutsche Kapitalsinteressen. Sodann: Eisenbahn bleibt immer Eisenbahn. Bildet sich jemand im Ernst ein, es ließen sich auf diesem Wege mesopotamisches Getreide und persisches Petroleum oder auch kleinasiatische Erze und Baumwolle nach Mitteleuropa befördern? Da wäre selbst der Seeweg vom Persischen Meerbusen durch Indischen und Pazifischen Ozean um Kap Horn herum und durch den Atlantischen Ozean nach Hamburg weniger umständlich und billiger. Wirtschaftlich, als Kapitalanlage, wird sich die Bagdadbahn rentieren, das soll nicht bezweifelt werden, aber in bezug auf den Güterverkehr nur auf Teilstrecken, auf denen er immer auf dem kürzesten Wege das Meer zu erreichen suchen wird. Die durchgehende Strecke von Zentraleuropa nach dem Persischen Meerbusen wird den auf Eile angewiesenen Personen- und Postverkehr, höchstens noch besonders dringende Eilgütersendungen aufnehmen, für sie allerdings dem Seeweg vorgezogen werden. Von diesem Verkehr aber wird die Donau wohl sehr wenig profitieren, und ihr Gebiet wird dafür kaum mehr als ein etwas breiter Korridor sein.

Auch dieser Korridor ist bei der heutigen Mächtekonstellation ein Torso. Von Wert wäre er erst, wenn vom äußersten Nordwesten bis zum Süd-

osten Europas eine Staatengemeinschaft sich entwickelte. Bis dahin wird noch viel Wasser die Donau hinabfließen. Bis dahin wird auch noch mancher Kampf um die Freiheit des Donauwegs innerhalb der zentraleuropäischen Staaten ausgekämpft werden, in denen die österreichischen Industriellen wie die ungarischen und ostelbischen Agrarier ein vitales Interesse an einer »unfreien« Donau haben.

Was verlangen wir von der Theorie?[1]

Von Xaver Kamrowski.

Der Krieg, der in unserem wirtschaftlichen wie politischen Volksleben so manches von unterst zu oberst gekehrt, hat auch in der modernen Arbeiterbewegung mancherlei Überraschung, Enttäuschung, mancherlei Verwirrung gezeitigt. Eine solche Katastrophe wie dieser Weltkrieg, von solch ungeheurer elementarer Wucht und Größe, mußte auch an dem Gefüge der proletarischen Organisationen, dem Innenleben, der Theorie der modernen Arbeiterbewegung rütteln. In solchen bewegten Zeitläufen, wo die Ereignisse einander jagen, ohne daß die Tragweite ihrer Wirkungen sofort deutlich erkennbar wird, die aber schnelles praktisches Handeln notwendig heischen, ist ein sicherer, zuverlässiger Kompaß unentbehrlich. An einem solchen hat es uns nicht gefehlt. Unsere Theorie ist dieser Wegweiser. Aber auch mit Hilfe des Kompasses läßt sich, und das selbst in ruhigeren Zeiten, nicht immer die gerade Linie, der kürzeste Weg verfolgen. Der Praxis, der es obliegt, handelnd den Ereignissen zu begegnen, muß ein gewisser freier Spielraum bei ihren Entschlüssen eingeräumt sein, soll sie das in sie gesetzte Vertrauen rechtfertigen können.

Im Mittelpunkt des heute so heftig geführten Meinungsstreits zwischen Theorie und Praxis steht die Bewilligung der Kriegskredite, des Kriegsbudgets durch die Fraktionsmehrheit. Es ist schier unmöglich, dazu eine objektive Stellung einzunehmen; denn stets besteht die große Gefahr, dadurch unnötigerweise Öl in das lodernde Feuer zu schütten. Wem die Sache des Proletariats eine ernste, eine heilige Angelegenheit, sozusagen eine Herzenssache geworden ist, der wird nicht nur alles vermeiden, was den Streit schürt, er wird sich vielmehr bemühen, die Ursachen der Meinungsverschiedenheiten zu ergründen, um, wenn möglich, den Streit meistern zu helfen. Mit leidenschaftlichem Übereifer wird hierbei, wie auch bei allen anderen praktischen Dingen, wenig ausgerichtet werden, am wenigsten mit jener scharfen ätzenden Kampfesweise, die zwar das Gute will, aber leider das Böse vollbringt.

Gefühl, Temperament, der Bildungsgrad, vor allem die höhere oder geringere Kenntnis der Grundsätze, der Taktik der modernen Arbeiterbewegung spielen bei diesen Auseinandersetzungen eine gewichtige Rolle. Auch die Verschiedenheit der Standpunkte, von denen aus geurteilt wird, trägt besonders ihr Teil zur Verwirrung bei. Wer die Dinge vom rein theoretischen Standpunkt aus wertet, gelangt zu einem anderen Ergebnis als der Praktiker.

[1] Die hier folgenden Ausführungen gingen uns schon vor einigen Monaten zu, aus Raummangel können wir sie erst jetzt veröffentlichen. Da sie uns die Ansichten vieler Praktiker über die jetzigen Parteidiskussionen zusammenzufassen scheinen, stellen wir sie zur Diskussion. Die Redaktion.

Vom Standpunkt der Parlamentstribüne oder des Massenstreiks, der Gewerkschaftsbewegung, der Frage des Nationalismus oder Internationalismus betrachtet, sehen jedesmal die Dinge anders aus. So wächst die Flut von Meinungen und Fragen, und die Parteipresse vermag sie am wenigsten in den ruhigen Strom sachlicher Erörterung zu leiten, weil auch sie Partei für die eine oder die andere Richtung nehmen muß. Unsere Parteipresse sieht es — leider muß es gesagt werden — sehr oft nicht nur als ihre pflichtgemäße Aufgabe, vielmehr als Verdienst an, recht sorgfältig die trennenden und nicht die einigenden Momente hervorzuheben. Im Interesse der Partei wie des Proletariats kann dieser leidenschaftliche Meinungsstreit zwischen Theorie und Praxis nicht liegen. Es kommt sehr darauf an, wie der Streit auf die uns fernstehenden, unorganisierten Arbeitermassen wirkt, wie er die Aufklärungsarbeit erschwert. Die so gewaltig verbreitete bürgerliche Presse versteht es sehr geschickt, mit wahrem Behagen die von uns gebotenen Blößen weidlich auszunützen. Will das organisierte Proletariat die Führung im Kampfe um die allgemeinen Volksinteressen sich sichern, und wann wäre das dringender nötig gewesen als gerade jetzt, so muß es notwendig durch innere Geschlossenheit nach außen wirken.

Die innere Geschlossenheit, begründet auf strengster Selbstdisziplin, stärkt nicht nur das eigene Vertrauen, die Arbeitsfreudigkeit, sie ist notwendig, um das Vertrauen der Zaghaften, der Abseitsstehenden zu gewinnen, und deren gibt es leider noch sehr, sehr viele. Allein diese einfachsten Selbstverständlichkeiten scheinen in der Hitze des Gefechtes um theoretische Formeln ganz vergessen zu werden. Heute, in dieser so bitter ernsten Zeit, wo unsere Theorie, unsere Theoretiker der modernen Arbeiterbewegung als sichere Wegweiser dienen sollen, erleben wir das Unangenehmste, was einer Kampfpartei in einer solchen Situation passieren kann, nämlich einen leidenschaftlichen Meinungsstreit, bei dem selbst die Theoretiker untereinander sich nicht einig sind. Um theoretische Formeln dreht sich der Streit, die die Praktiker anders auslegen, anders lösen, als die Theoretiker es wünschen und für richtig halten.

Angesichts solcher Erscheinungen in so ernster Zeit drängt sich die Frage auf, was haben oder was verlangen wir von der Theorie? Als erstes, daß sie uns, der Praxis, dient und nützt. Der Praxis die Rolle des Schülers, der Theorie die des Meisters zuweisen zu wollen, geht doch nicht gut an. Bei diesem Streit sieht es ganz so aus, wenigstens läßt der angeschlagene Ton mancher Theoretiker darauf schließen, als ob sich die Praxis der Theorie widerspruchslos unterzuordnen habe.

Es ist das große Verdienst von Marx und Engels, den wirtschaftlichen Gegensatz als die allein treibende Kraft bei den Kämpfen, namentlich den sozialen Kämpfen der Menschheit, der Gesellschaftsklassen untereinander, erkannt und bewiesen zu haben. Die Praxis lieferte der Klassenkampftheorie unserer Altmeister wie auch jeder anderen Theorie die Bausteine. Denn lange vor der Klassenkampftheorie hat es Klassenkämpfe gegeben. Die großen Theoretiker des Klassenkampfes waren zwar auch Lehrer, weit mehr noch waren sie die eifrigsten Schüler und Forscher der Praxis. Sie vervollkommneten ihre Theorie mit den vollkommeneren Ergebnissen der Praxis. Alle großen Geister der Menschheit kümmerten sich zwar um die überlieferten, herrschenden Theorien, richteten sich aber nicht nach ihnen, sie zeigten und

bewiesen der Theorie, was aus den vorhandenen Mitteln an Neuem, an Besserem in die Praxis umzusetzen geht. »Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumen läßt,« sagt überlegen immer wieder die Praxis zur Theorie. So ist denn auch die Praxis zur Kritik mehr berufen als die Theorie. Bei unserem Meinungsstreit ist es gerade umgekehrt; die Theorie kritisiert die Praxis.

Marx, Engels, Lassalle, Bebel stützten sich bei ihrer Kritik immer auf ihre eigene Praxis, die zugleich ihre eigene Theorie war. Die abweichenden Auffassungen bei diesen Großen über gewisse Fragen beweisen es. Keiner dieser großen führenden Geister hat für sich in Anspruch genommen, die ewigen Wahrheiten entdeckt zu haben, wie es uns heute von einigen Theoretikern zu glauben empfohlen wird. Wenn manche unserer Theoretiker auf dem rechten, noch mehr auf dem linken Parteiflügel ihr Tun mit dem allein echten, wahren Marxismus verteidigen, beweist diese bedauerliche Erscheinung nur, wie bei uns in Deutschland bei manchen Theoretikern der Marxismus zum reinen Glaubensdogma geworden ist. Was soll man aber dann als schlichter Genosse dazu sagen, wenn Marx ebenso wie Engels, Lassalle, Bebel als Kronzeugen sowohl für wie gegen die Haltung der Fraktionsmehrheit, den Weltkrieg, den Nationalismus oder Internationalismus immer wieder angeführt werden? Wer entscheidet nun über die Richtigkeit von Marx' Theorien? Die Praktiker oder die Theoretiker?

Die von der schöpferischen Praxis losgelöste Theorie ist leblos. Während diese Theorie sich an allerlei Formeln und Regeln klammern muß, prüft und erkennt die schöpferische Praxis, was aus den Dingen Brauchbares hervorwächst, und fördert diese Entwicklung. Sie schafft fortgesetzt neue Theorien, indem sie den unbewußten Instinkt zu bewußtem Handeln führt, woraus dann die neue, beziehungsweise eine Korrektur der alten Theorie erwächst. Nun aber haben Theorien, theoretische Formeln ein äußerst zähes Leben. Sie erhalten, je älter und verstaubter sie sind, um so mehr durch die Tradition Verehrung, Heiligung; sie steigen letzten Endes empor zum Glaubensdogma. Dadurch erlangen sie dann eine geradezu despotische Herrschaft über die Praxis, allerdings nur so lange, bis die Praxis notwendig andere Wege gehen muß und dann an Stelle der alten Theorie eine neue Wissenschaft setzt. Unter lautem Widerspruch der Anhänger, vor allem der Lehrer jener durch die Tradition geheiligten Theorie vollzieht sich das Neue. Die ständige Ablösung oder Umformung alter Theorien in neue vermittels der Praxis vollzieht sich beständig im Leben des einzelnen, der Parteien, der Völker, der ganzen Menschheit. Und wir, die Schüler der historisch-ökonomisch-materialistischen Entwicklung, müßten den geschichtlichen Notwendigkeiten mit ruhigerer Sachlichkeit gegenüberstehen können. In allererster Linie unsere Theoretiker!

Was Karl Marx dem Proletariat geschenkt hat, gleicht dem Vermächtnis jenes Vaters, der seinen Söhnen den im Weinberg verborgenen Schatz ankündigte, wenn sie den Weinberg fleißig umgraben. Karl Marx hat die Richtlinien und das Ziel gezeigt. Er hat das Proletariat zum bewußten Handeln veranlaßt, durch das Mittel der Organisation auf den Weg des praktischen Klassenkampfes geleitet. Aber dieser große, forschende Wissenschaftler, der aus dem Borne des praktischen Lebens schöpfte, vermied es, und das aus sicherem Vertrauen zum Proletariat, zu den Gesetzen der ökonomischen Entwicklung für alle vorkommenden Fälle des praktischen Klassen-

kampfes passende Formeln aufzustellen. Als guter Kenner der ökonomischen Triebkräfte brauchte er gar nicht zu fürchten, daß das Proletariat einen anderen als den von ihm gewiesenen Weg gehen werde, einfach, weil das Proletariat den Weg des Klassenkampfes gehen muß, will es sich aus dem Joche des Kapitalismus befreien. Und darin, nämlich in dem wesentlichsten Punkte, in der Frage des praktischen Klassenkampfes, sind wir uns alle einig. In der Verfolgung des uns von Marx gewiesenen Zieles auf dem Wege des Klassenkampfes, darüber gibt es bei uns keinen Streit. Darüber herrscht Einigkeit vom äußersten rechten bis zum äußersten linken Flügel. Also im Ziele sind wir uns einig. Einig sind wir uns auch über den Weg zum Ziele, den praktischen Klassenkampf. Worüber sind wir uns uneinig? Über die Taktik sind wir uns nicht einig. In diesem Punkte, dem unwesentlichsten, scheiden sich die Geister. So unleidlich die Auseinandersetzungen zwischen Theorie und Praxis über die Taktik auch sind, so können wir sie, bis auf wenige Ausnahmen, als ein Zeichen von ehrlichem Suchen und ehrlichem Wollen deuten, das dem heißen Wunsche entspringt, der Sache des Proletariats, der modernen Arbeiterbewegung dienen zu wollen. Ob sie aber der Sache nützen, das ist eine ganz andere Frage. Und auf diese kommt es vor allen Dingen dem Praktiker an.

Befreiung des Proletariats aus dem Joche des Kapitalismus lautet unsere Parole. Nur mit dem Mittel der proletarischen Organisation ist das Ziel zu erreichen. So einfach die Formel, so schwierig die praktische Durchführung. Welch ungeheure Aufklärungsarbeit ist bisher nicht schon geleistet worden, und wie viel ist da noch zu leisten, um die ungezählten Arbeitermassen allein in den fortgeschrittensten Kulturländern für den Gedanken des Sozialismus zu gewinnen! Eine ungeheure Last von Voreingenommenheit, Interesselosigkeit, dünkelhafter Überhebung, ja direkter Feindschaft ist noch wegzuräumen! Das organisierte Proletariat muß, will es den tief im Volksleben verankerten Kapitalismus, seine hauptsächlichsten Begleiterscheinungen, den eigennützigen Individualismus, die zur Gewohnheit gewordenen Begriffe des privaten Eigentums ausrotten, den dagegen organisierten Kampf durch Aufklärung auf alle Gebiete menschlichen Denkens, menschlicher Tätigkeit ausdehnen. Für den Aufbau seiner Organisationen gebot deshalb die Zweckmäßigkeit dem modernen Proletariat die Berücksichtigung der Arbeitsteilung. Für das politische Gebiet, das wirtschaftliche, das Gebiet der Warenkonsumtion, das Bildungswesen und noch viele andere sind besondere Organisationen geschaffen worden. Über die zweckmäßigste Form entschied immer die Praxis. Bemerkt sei aber, daß wir uns trotz mancher beachtenswerten Fortschritte erst am Anfang unserer Aufgabe befinden.

Wer die mühevolle organisatorische Kleinarbeit geleistet hat oder zu leisten berufen ist, der hat auch begreifen müssen, daß das große Gesetz historischer Entwicklung auch für die Arbeiterbewegung gilt, daß es daher dem einzelnen, und sei er das größte Genie und werde er von der glühendsten Liebe zum Proletariat begeistert, unmöglich ist, die Arbeiterschaft eines Berufs, eines Landes auf eine höhere Stufe zu schrauben, als ihr die ökonomischen Verhältnisse und ihre Geschichte es gestatten, daß auch ihre Ideologie abhängig ist von den Produktionsverhältnissen, unter denen sie lebt. Die Psyche des Arbeiters muß man nicht nur in gut vorbereiteten öffentlichen Versammlungen studieren, wo ein beliebter Redner gerade über ein recht aktuelles

Thema spricht, sondern an seiner Arbeitsstätte, im Verkehr mit seinen Arbeitskollegen, in seiner Familie, seinen Lebensgewohnheiten. Nur so kann man erfahren, warum die einzelnen Arbeiterorganisationen das ihnen eigentümliche Gepräge tragen. Wer heute, wie es von radikaler Seite so gern geschieht, den Organisationen, namentlich den gewerkschaftlichen und deren Führern, Mangel an revolutionärem Geist nachsagt, beweist mit seiner Enttäuschung, daß ihm das Wesen und der Zusammenhang der Dinge aus praktischer Erfahrung heraus fehlt. Auch nach einer Salbung mit revolutionärem Öl werden die einleuchtendsten Theorien auf stumpfe Sinne stoßen, wenn zu ihrer Verwirklichung die praktischen Vorbedingungen fehlen. Es ist sehr verlockend, wäre aber durchaus irrig, heute durch eine kühne Initiative die dauernde Diktatur des Proletariats erlangen zu wollen, um die sozialistische Wirtschaftsordnung einzuführen. Die Erfahrungen der Praxis und nicht nur die der Gegenwart sprechen dagegen. Gewiß vermag der Glaube, der Wille zur Tat, unterstützt von flammender Empörung, heiliger Begeisterung gelegentlich Berge zu versetzen; aber praktisch vermag er nur dann zu wirken, wenn dazu auch die technischen Hilfsmittel vorhanden sind, in unserem Falle starke Organisationen. Gegenüber den gewaltigen Staatsorganisationen, den Unternehmerorganisationen sind heute die Arbeiterorganisationen wahre Zwerge. Man soll auch da aussprechen, was ist.

Ein klein wenig werden wir noch Geduld üben müssen und dem Kapitalismus gestatten, sein Grab mit schaufeln zu helfen; an revolutionären Tendenzen fehlt es ihm zu solcher Tat nicht, und wir werden ihn dabei nach Kräften unterstützen. Die materialistische Geschichtsauffassung lehrt uns dies, und bisher hat sie recht gehabt. Wen die Ungeduld plagt, der sucht den Weg zu beschleunigen und schilt jeden, der der allmählichen Entwicklung das Wort redet.

Je geringer die Kenntnis der Gesetze der historischen ökonomischen Entwicklung in der breiten Masse der Arbeiter und je geringer die Bekanntschaft mit der Kraft der Arbeiterorganisationen bei den Theoretikern, um so leichter entspinnt sich ein verderbenbringender Streit zwischen Theorie und Praxis. Ein Streit um die Taktik, der weiter nichts anderes ist als ein Streit um das einzuschlagende Tempo. Für das rasche Tempo wird das Wort »Revolutionär« adoptiert, das Normale mit dem Titel »Reformismus« belegt, alsbald nimmt die Verwirrung ihren Lauf, bis es der Praxis gelingt, durch Erfolg oder Mißerfolg den richtigen Weg selbst zu finden.

Der komplizierte Mechanismus der kapitalistischen Wirtschaftsform, die herrschenden Ideen unserer Zeit beeinflussen unser praktisches Handeln. Nach den so geläufigen starren theoretischen Regeln besteht zwischen Kapital und Arbeit keine Interessengemeinschaft. Das schließt aber nicht aus, daß wir im Kampfe um den Sozialismus, im praktischen Klassenkampf notwendigerweise Wege beschreiten, Mittel anwenden müssen, die scheinbar den Kampf aufheben, indem sie zeitweilig mit den Interessen des Kapitalismus oder einzelner kapitalistischer Gruppen dem kapitalistischen Klassenstaat gleichlaufen. Nichts wäre verfehlter, als daraus eine Abschwächung des Klassenkampfes zu folgern. Was Clausewitz von der Kriegstaktik sagt, können wir ebensogut auf den proletarischen Klassenkampf anwenden: »Es ist ein dialektischer Prozeß, der sich in Widersprüchen vollzieht, die sich beständig in einer höheren Einheit auflösen.« Die bloße Existenz der modernen Arbeiterbewegung ist

schon ein unaufhörlicher, ganz energischer Klassenkampf, hervorgerufen durch die gewiß nicht lax geübten Bestrebungen des Kapitalismus, jede Arbeiterkoalition rücksichtslos zu unterdrücken.

Schätzen wir unsere Kampfesleistungen doch nicht geringer ein als unsere Gegner. Wer da fürchtete, unter dem Burgfrieden könne der Klassenkampf abgeschwächt werden, braucht sich nur an Aussprüche einflußreicher Industriemagnaten und an Handlungen der Regierung zu erinnern, oder er lese nur die »Arbeitgeberzeitung«, um ein Urteil über den Kampfescharakter der modernen Arbeiterbewegung, der freien Gewerkschaften zu erhalten, und er wird eines Besseren belehrt. Was aber soll oder kann ein in der praktischen Kleinarbeit stehender Genosse, dem auf Grund seiner praktischen Erfahrungen der Glaube an die Aufhebung des Klassenkampfes während des Krieges wie nach ihm fehlt, fehlen muß, sagen, wenn maßgebend sein wollende Theoretiker die Haltung, die Ergebnisse jahrelanger praktischer Arbeit als Zusammenbruch, Parteiverrat, Bankrotterklärung, Versumpfung und dergleichen mehr bezeichnen.

Diese schiefen Urteile erklären sich zum Teil aus der wachsenden Schwierigkeit, genaue Orientierung über die einzelnen Kampfesphasen auf dem ausgedehnten Kampfgebiet des Proletariats zu erhalten. Dann auch daraus, daß der Klassenkampf des Proletariats in einseitiger Weise ganz vom politischen Standpunkt beurteilt wird.

Die primäre Stellung, welche die Partei innerhalb der Gesamtbewegung einnimmt, räumt ihr noch lange nicht das Recht ein, besonders schwerwiegende Entscheidungen für die Gesamtheit nur vom Standpunkt der Partei aus zu treffen; dies muß von der Theorie bei ihrer Kritik berücksichtigt werden. Die übrigen Glieder haben ein gutes Recht, zu verlangen, daß ihre Ansichten nicht nur gehört, sondern auch berücksichtigt werden. Der proletarische Klassenkampf hat nur dann wirksamen praktischen Erfolg, wenn alle Glieder der modernen Arbeiterbewegung sich ergänzen und wirksam unterstützen. Die komplizierte kapitalistische Wirtschaftsform hat auch den Klassenkampf kompliziert. Gerade in dieser Frage stoßen Theorie und Praxis hart aufeinander. Mißdeutungen, Mißverständnisse, ja Spaltungen folgen, wenn Theorie und Praxis, theoretische Grundsätze mit praktischem Handeln als gleichwertige Größen einander gegenübertreten. Aber es führt nicht derjenige am wirksamsten den Klassenkampf, der dazu die besten Theorien, die besten theoretischen Grundsätze hat, sondern der Praktiker, der es versteht, sich dazu die Mittel zu verschaffen und dauernd zu sichern.

Wo Theorie und Praxis sich ergänzen, wo aus der theoretischen Formel notwendig praktisches Handeln hervorwächst, gibt es keinen Streit. Jeglicher Streit zwischen Theorie und Praxis ist die Folge zeitlich unvollkommener theoretischer Formeln. Wer theoretisch durchaus richtig nachweist, daß zweimal zwei gleich vier ist, kann dies praktisch nur dann, wenn er vier Einheiten besitzt. Nur dieser Beweis gilt.

Es wird niemand, der aufrichtig der proletarischen Arbeiterbewegung dient, der Praxis für all ihr Tun und Handeln den Freibrief ausstellen. Die ehrliche Kritik ist ein unentbehrliches Erziehungsmittel; sie ist das Lebenselement einer demokratischen Bewegung. Doch muß die Kritik vor allem strenge Selbstkritik sein; sie muß gepaart sein mit strenger Disziplin. Ohne Disziplin führt auch die Selbstkritik zur Selbstzerfleischung, sobald erst die

Leidenschaften entfesselt sind. Die Kritik muß, will sie der Sache dienen, eine aufbauende sein. Wie vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, so ist es auch nur ein Schritt von der aufbauenden zur zersetzenden Kritik. Zum Kritikübeln sind immer viele berufen und nur wenige auserwählt, und man wird versucht, angesichts der Broschürenflut zu sagen, bei uns ist das Kritikübeln fast zu einer Manie geworden. Bei der reichlichen Quantität kommt leider die Qualität der Kritik zu kurz. Besitzt der Kritiker zugleich die Eigenschaften des forschenden Wissenschaftlers, so wird seine Kritik immer willkommen, immer nützlich sein. Der Kritiker ohne eigene theoretische Ideen, ohne erfolgreiche Praxis, als Verfechter der Theorien anderer, kann ein geschickter Schriftsteller sein, aber noch lange kein berufener Kritiker der Praxis, weil er auch kein Verteidiger der Praxis sein kann.

Der so üblichen landläufigen Art von wissenschaftlicher Kritik haftet gar sehr der unangenehme schulmeisterliche Ton an; sie steht sehr oft unter dem Niveau des schlichten Meinungsaustausches, mit dem der Praktiker doch wenigstens etwas anfangen kann. Ein wenig Talent, dazu die gangbarsten theoretischen Formeln verhelfen gar schnell zu der Rolle des — moralisierenden Pfaffentums, des Acht und Bann schleudernden orthodoxen Bibeldeuters, des unheilstiftenden Schriftgelehrten. In die moderne Arbeiterbewegung, die frei ist von Dogmentum und Dogmenwächtern, paßt solches Gebaren nicht hinein. Wo bleibt dabei das erzieherische Moment, wenn dem schlichten Arbeiter in der einen Broschüre der angeblich wahre Marxismus so und in der anderen wieder anders gedeutet wird? Die Folge davon ist doch wieder, daß auf solche Art der wissenschaftliche Sozialismus verunglimpft wird. Im Interesse unserer Theorie, der gesunden Weiterentwicklung der modernen Arbeiterbewegung, des ganzen Proletariats ist es unerläßlich, daß manche unserer Theoretiker sich ein wenig der Selbstkritik, der Disziplin befleißigen. Das können wir von ihnen verlangen. Was von dem schlichten Parteigenossen verlangt wird, aufbauend mitzuwirken, muß auch für unsere Theoretiker gelten.

Wir verlangen von der Theorie, von ihren Vertretern, daß sie mit uns aufbauen helfen. Wir verlangen, daß sie gemeinsam mit der Praxis als Schüler und Lehrer wirken. Der Krieg hat für die Zukunft eine Menge neuer wirtschaftlicher wie politischer Fragen aufgeworfen, an deren Lösung wir werden mitwirken müssen. Wir haben es vor dem Kriege nicht verhindern können, daß unsere Organisationsarbeit, unser Wirken für das Proletariat zugleich auch dem Kapitalismus diente. Deshalb sind wir aber nicht weniger revolutionär und werden es bleiben. Schon das Wort Organisation barg eine Zeitlang den Inbegriff aller Revolution. Heute ist es auch bei unseren Gegnern nicht nur zu Ehren gekommen, es ist sogar zu einem Zauberwort geworden.

Es ist das Verdienst des modernen Proletariats, der modernen Zeit die Bedeutung und den Wert der Organisation klargemacht zu haben. Wie vieles muß aber da im Interesse des Proletariats geleistet werden! Die sozialistische Wirtschaftsform läßt sich nicht aus dem Ärmel schütteln. Gerade sie erfordert zu ihrem Bestehen den besten Organisationsapparat! Hier ist für unsere Theoretiker noch ein weites, dankbares Betätigungsfeld. Anregend, befruchtend, klärend werden unsere Theoretiker wirken, wenn sie die Fragen auch von praktischen Gesichtspunkten prüfen, der Praxis zur Beantwor-

lung, zur Lösung übermitteln. Unter den Dutzenden von Beispielen, wie die Theorie der Theoretiker anregend wirken kann, sei nur eines herausgegriffen. Die Genossen Laufenberg und Wolfheim behandeln in ihrer Broschüre »Demokratie und Organisation« unter manchen anderen interessanten Dingen auch kurz die Frage der gewerkschaftlichen Betriebsorganisation. Sie halten diese Organisationsform für ein wesentliches Erfordernis, um schneller und sicherer die Ablösung der kapitalistischen Produktionsform durch die sozialistische zu erreichen. Damit wird dem Praktiker auf diesem Gebiet eine Perspektive eröffnet. Zugleich ist eine Diskussion über die zurzeit noch vorhandenen Schwierigkeiten bei der Durchsetzung dieser Organisationsform gegeben, wobei der Theoretiker wieder neue Anregungen finden wird.

Es wäre wünschenswert, wenn gerade radikale Theoretiker sich ganz besonders die verschiedenen modernen Arbeiterorganisationen zum eingehenden Studium erküren würden. Uns Praktikern hat gerade der Krieg gezeigt, wieviel Schlacken dem Edelmetall noch anhaften. Manche Theoretiker dagegen glauben beweisen zu sollen, wieviel der Masse revolutionäre Eigenschaften innewohnen, die nur durch den Mangel an revolutionärer Initiative der Führer eingeengt oder gar erstickt werden. Es ist das nur ein Beweis dafür — und merkwürdig, der Krieg muß uns das zeigen —, wie Theorie und Praxis nebeneinander laufen, statt miteinander, statt sich zu ergänzen. Wir verlangen von der Theorie, daß sie die Praxis zu begreifen sucht, daß sie von der Praxis lernt, wenn sie will, daß die Praxis von ihr lernt.

Die innere Kolonisation.

Von Karl Marchionini.

Mit Volldampf soll jetzt die innere Kolonisation betrieben werden. Das preußische Ministerium fordert für diesen Zweck 100 Millionen Mark. Dem Reichstag soll ein Gesetzentwurf über die Kapitalisierung der Renten für Kriegsbeschädigte und Kriegerwitwen vorgelegt werden, damit die Ansiedler die Anzahlung entrichten können. Es werden Ansiedlungsgesellschaften mit Hilfe des Staates gegründet. Unter den Staatsdomänen wird Umschau gehalten, um diejenigen herauszusuchen, die sich für die innere Kolonisation am besten eignen. Moore und Ödländereien werden urbar gemacht, damit auf ihnen Landarbeiter und Kleinbauern angesiedelt werden können.

Vor dem Kriege wollten die Hoffnungen der Ansiedlungsfreunde durchaus nicht in Erfüllung gehen. Insbesondere war es nach dem Geständnis der maßgebenden Instanzen nicht möglich, Arbeiter in größerer Zahl seßhaft zu machen. Damals wurde unumwunden zugegeben, daß die eigentlichen Landarbeiter Abneigung hätten, sich an die Scholle zu binden, um nicht die Freizügigkeit zu verlieren. Und die Ansiedler machten auf ihren Stellen zum Teil traurige Erfahrungen. Vielfach gelang es ihnen nicht, während des Winters ausreichende Beschäftigung zu finden, so daß sie in Bedrängnis gerieten.

Der Krieg hat die Segel der Ansiedlungspolitiker ins Schwellen gebracht. Zwar besteht auch jetzt keine Aussicht, genügend gesunde kräftige Arbeiter

für die Seßhaftmachung zu gewinnen; dafür hofft man aber, in dem Rieſenheer der Kriegsinvaliden und Kriegerwitwen die ausreichende Zahl von Anſiedlern zu finden. In der Begründung des Geſetzentwurfs, der 100 Millionen für die innere Koloniſation fordert, heißt es, daß vor allem die Anſiedlung von Kriegsinvaliden erleichtert werden müßte. Der Landtag wird ja die Summe ſchlankweg bewilligen. Nicht ganz ſo einfach iſt die Kapitaliſierung der Renten für Kriegsbeſchädigte durchzuführen. Es ſoll zwar nur ein Teil der Rente kapitaliſiert werden, man iſt ſich aber auch klar darüber, daß dabei für den Rentenempfänger Gefahren entſtehen können, daß er in Not geraten kann, wenn er das wirtſchaftliche Unternehmen nicht zu halten vermag, in das er einen Teil der Rente geſteckt hat. Fehlſchläge werden nicht ausbleiben, und wer die Kriegsbeſchädigten und ihre Angehörigen vor ſchmerzlichen Enttäuſchungen bewahren will, der laſſe die Hände von den Renten. Daß die Kriegsbeſchädigten Verluſte erleiden können, darüber ſind ſich ſogar die Anſiedlungsfreunde im klaren. Auf der Tagung für »Erhaltung und Mehrung der deutſchen Volkskraft« ſprach Geheimer Regierungsrat Profeſſor Dr. Sering (Berlin) über das ländliche Siedlungsweſen, und in ſeinem Vortrag ſagte er:

Um auch den unbemittelten Invaliden das unentbehrliche Kapital zur Anzahlung und Ausrüſtung der Stelle zu beſchaffen, wird die Kapitaliſierung eines Teiles der Invalidenrente ermöglicht werden müſſen. Bei richtiger Auswahl der Anſiedler iſt ein Verluſt dieſes Teiles durch Vermögensverfall keineswegs in nennenswertem Umfang zu erwarten.

Auch wenn nur ein geringer Teil der Rente verloren geht, ſo iſt der Invalide ſchon erheblich geſchädigt, da er und ſeine Angehörigen jeden Pfennig der Rente zum Lebensunterhalt brauchen. Ja, die Rente wird nicht ausreichen, um die notwendigen Bedürfniſſe der Familie zu befriedigen. Mit dieſer Begründung werden jetzt bereits beſondere Fonds geſammelt und Stiftungen ins Leben gerufen, damit die Kriegsbeſchädigten und ihre Angehörigen beſſer unterſtützt werden können. Wie weit der Eifer geht, Invaliden auf dem Lande ſeßhaft zu machen, geht daraus hervor, daß ſogar blinde Krieger angeſiedelt werden ſollen. Und zwar ſoll dieſes Experiment auf dem kaiſerlichen Gute in Cadinen (Weſtpreußen) gemacht werden. Es hieß, praktiſche Verſuche hätten die Verwendbarkeit des Blinden zu landwirtſchaftlichen Arbeiten ergeben. Als dann aber Zweifel auftauchten, ob es richtig ſei, Blinde auf dem Lande anzuſiedeln, wurde der »Elbinger Zeitung« (Nr. 250 vom 24. Oktober 1915) mitgeteilt:

Der Gedanke der Anſiedlung von Kriegsblinden iſt auf Ihre Majeſtät die Kaiſerin zurückzuführen, die ſich auch dann nicht davon abbringen ließ, als Bedenken dagegen geltend gemacht wurden.

Ganz erfolglos ſind die Bedenken nicht geäußert worden, denn es ſoll jetzt nur ein Verſuch im kleinen gemacht werden, bei dem es gewiß auch bleiben wird, denn der blinde Anſiedler kommt auf dem Lande in eine beſonders troſtloſe Lage. Faſt alle Arbeiten, die auf dem Anweſen zu verrichten ſind, ruhen völlig auf Frau und Kindern.

Wozu die Anſiedlung von Arbeitern und Kleinbauern betrieben wird, iſt wiederholt an dieſer Stelle erörtert worden. Für liberale Politiker, die zur Erreichung ihres Zieles ſogar eine »Enteignung im größeren Stile« erſtreben, ſind vor allem politiſche und wirtſchaftliche Gründe maßgebend.

Der Großgrundbesitz behagt ihnen nicht. Mit dem Kleinbauern können die liberalen Händler bessere Geschäfte machen, und bei den Wahlen glauben die Liberalen dort günstiger abzuschneiden, wo Ansiedler und Kleinbauern in großer Zahl vorhanden sind. Die Großgrundbesitzer kennen diese Pläne, deshalb sind sie auch nicht solche Ansiedlungsenthusiasten wie die Liberalen, aber sie haben wiederum ein Interesse, billige und willige Arbeitskräfte zu erhalten. Und da dem Großgrundbesitz die ausländischen Saisonarbeiter nach dem Kriege nicht so zahlreich wie früher zur Verfügung stehen werden, so sehen auch viele Großgrundbesitzer die innere Kolonisation als das Mittel an, ihnen die Arbeitskräfte zu sichern. Besonders die Invaliden will man haben, denn sie sind billiger, und selbst wenn manche von ihnen auch nicht Erwerbsarbeit leisten können, so sollen ihre Frauen und Kinder auf den Gütern arbeiten. Aus diesem Grunde sollen auch die Kriegerwitwen mit ihren Kindern dem Lande erhalten bleiben. Diese Absichten werden auch ganz offen klargelegt. Am 20. Oktober 1915 machte der stellvertretende kommandierende General des 20. Armeekorps auf die bei den Ersatztruppenteilen eingerichteten Versorgungsabteilungen aufmerksam. Er schrieb unter anderem:

Auf diese Art erhalten die Arbeitgeber, namentlich auch die über Arbeitermangel klagenden Landwirte, nicht nur ein zuverlässiges und sogar billigeres Arbeitspersonal (die Leute sind wohl nicht voll arbeitsfähig, dafür aber im Besitz einer Rente), sondern sie handeln bei der Beschäftigung und Verwendung dieser Kriegsbeschädigten auch im vaterländischen und volkswirtschaftlichen Sinne und tragen dazu bei, daß dem Arbeitermangel in der Provinz abgeholfen und für die weitere Zukunft auch durch Seßhaftmachung der Familien die Provinz wieder reichlicher und günstiger bevölkert wird.

Also selbst das Generalkommando rechnet damit, daß die Kriegsbeschädigten billigere Arbeitskräfte sein werden; sind sie noch angesiedelt, so müssen sie nicht nur billig, sondern auch willig sein. Der Ausschuß für Kriegsbeschädigtenfürsorge in der Provinz Schlesien richtete kürzlich an die Magistrate der schlesischen Städte das Ersuchen, kleine Ansiedlerstellen für Kriegsverletzte zu schaffen. In Betracht kommen sollten vorzugsweise solche Bewerber, die selbst oder deren Frauen landwirtschaftliche Erfahrungen besitzen und die durch Leistung einer Anzahlung sich so eng mit dem neuen Besitztum verknüpfen, daß sie nicht bei den ersten Schwierigkeiten und Sorgen, die eigener Besitz mit sich bringt, die Flinte ins Korn werfen. Das ist deutlich genug. In einem Aufsatz, der in einem Sonderdruck des Archivs für innere Kolonisation enthalten ist, erörtert Geheimer Regierungsrat Delius (Hannover) die Seßhaftmachung von Kriegsbeschädigten auf dem Lande. Er weist darauf hin, daß die Ansiedlung von Kriegsverletzten nicht allein im Interesse der Arbeiter, sondern auch im Interesse der Gemeinden und Landwirte liegt. Die Hilfe der Kriegsbeschädigten für die Landwirtschaft sei daher wohl im allgemeinen beachtlich, weil ihre Arbeitskraft auf die Dauer größer würde, als zur Führung einer kleinen Wirtschaft von 1 bis 6 Morgen erforderlich sei, als auch im besonderen deshalb zu empfehlen, weil durch die Seßhaftmachung auch die Arbeitskraft der heranwachsenden Kinder, die zumeist schon in frühester Jugend der Landwirtschaft nützlich würden, und ihr als Arbeiter, Dienstboten usw. er-

halten bleiben, feſtgehalten würde. Soll den verletzten Kriegern der Dank des Vaterlandes dadurch abgekaufet werden, daß man einen Teil der Rente dazu benutzt, um ihnen die Freizügigkeit zu nehmen, damit ſie ihre Frauen und Kinder (und dieſe von der früheſten [!] Jugend an) billiges Arbeitsmaterial für die Landwirtſchaft ſein können? Soll das eine der erſten »Kulturtaten« Deutſchlands nach dem Kriege ſein? Es ſieht beinahe ſo aus, wenn für dieſes Ideal bürgerlicher Politiker und landwirtſchaftlicher Unternehmer legen ſich Tauſende ins Zeug, und die Geſetzgebung wird noch während des Krieges für dieſe Zwecke mobil gemacht. Wie das Anſiedlungsproblem von Leuten, die in manchen Kreiſen als fachkundig angeſehen werden, erörtert wird, dafür liefert ein Artikel des Herrn Hans Oſtwald, der kürzlich durch die agrariſche Preſſe lief, ein draſtiſches Beiſpiel. Die Wirkung der Kapitaliſierung eines Teiles der Rente zeigt Oſtwald folgendermaßen:

Franz Brunner, verheiratet, 5 Kinder, verlor eine Hand und ein Bein, 0 Prozent erwerbsunfähig, Rente 410 Mark, Verſtümmelungszulage 88 Mark, Kriegszulage 180 Mark, zuſammen 878 Mark. War Stubenmaler, verdiente 1700 Mark, hilft ſeiner Frau, die als Heimarbeiterin jährlich 400 Mark erdient. Geſamteinnahme 1278 Mark. Zahlt 450 Mark Miete. Bleiben für Lebensunterhalt 828 Mark. Siedelt ſich an. Läßt 100 Mark Rente kapitalieren zu 4 Prozent gleich 2500 Mark. Erwirbt Rentengut (2 Morgen) für 7000 Mark, zahlt 2000 Mark an. Hat zu verzinſen 5000 Mark mit 4 Prozent jährlich 00 Mark. Bleiben ihm von ſeiner Rente 578 Mark. Er betreibt Hühnerucht und verdient dabei jährlich 300 Mark. Bleiben ihm für Lebensunterhalt 878 Mark. Dazu kommen aus dem Garten die hauptſächlichſten Lebensmittel für die Familie und das Kleinvieh.

Das iſt geradezu ein Schulbeiſpiel, wie man nicht koloniſieren ſoll, denn in Mann mit einer Erwerbsunfähigkeit von 80 Prozent ſollte nicht mit iner Anſiedlerſtelle beglückt werden, zumal er aus ſtädtiſchen Verhältniſſen ſtammt. Eine Bodenfläche von einem halben Hektar kann ſelbſt bei ntenſivſter Ausnutzung unmöglich die hauptſächlichſten Nahrungsmittel für ie ſiebenköpfige Familie und für das Kleinvieh liefern. Soll die Hühnerucht einen größeren Reinertrag bringen, ſo muß ein Teil des Bodens allein ur Beſchaffung des Futters verwandt werden. Den Körnerbau auf einem Morgen Land können Frau und Kinder allein nicht betreiben. Die Beackerung der Fläche müßte mit bezahlter Hilfe geſchehen. Dazu kommen ie Ausgaben für die Saat. Daß unter dieſen Umſtänden die Hühnerzucht 00 Mark Überſchuß bringt, iſt ausgeſchloſſen. Ganz außer acht gelaſſen ſind ie Ausgaben für Amortiſation, für Unterhaltung des Wohngebäudes und Stallraumes, für Verſicherungen und Abgaben. Warum ſollen den Kriegsnvaliden und ihren Familien durchaus ſolche Sorgen und Laſten aufgehalſt werden? Kenner der Verhältniſſe haben denn auch ihre warnende Stimme erhoben. In Nr. 267 des »Berliner Tageblatts« (1915) ſchrieb Dr. Eiersberg:

Es lohnt kaum, die allzu optimiſtiſchen Berechnungen zu widerlegen, die einem mehr oder minder arbeitsunfähigen Invaliden noch einen erheblichen Gewinn aus landwirtſchaftlicher Beſchäftigung in Ausſicht ſtellen, aber es muß doch auf den inneren Widerſpruch hingewieſen werden, der auf der Verknüpfung einer vorübergehenden Erſcheinung, der Invalidität, mit der dauernden Einrichtung einer Anſiedlung beruht. Was ſoll aus den Siedlungen

werden, wenn der erste Inhaber, der Invalide, ins Grab sinkt, wenn damit gleichzeitig die Rente erlischt, die es allein ermöglichte, daß die Familie auf der Heimstätte ihr Auskommen fand? Die Herrichtung einer Siedlungsstelle bedarf mehr als die Erhaltung eines alten Besitzes der vollen Manneskraft, namentlich wenn mit dem Landheim ein landwirtschaftlicher Erwerb verknüpft sein soll. Ist dagegen die Ansiedlung in ihrer ganzen Organisation auf Kolonisten zugeschnitten, die in ihrer Erwerbsarbeit beschränkt, dafür aber mit einer Rente bedacht sind, so wird sie ihren Zweck gänzlich verfehlen, wenn sie einem späteren Inhaber, der ohne Rente, dafür aber im Vollbesitz seiner Kräfte dasteht, weder genügende Arbeitsgelegenheit noch einen ausreichenden Unterhalt gewährt. Das Eigentum an Grund und Boden, der für die Erhaltung einer Familie nicht genügt, ist dann nur eine lästige Fessel, die den Inhaber hindert, seine Arbeitskraft voll auszunützen.

Die Bedenken, die hier geäußert worden sind, sollte der Gesetzgeber, der sich in der allernächsten Zeit mit der Kapitalisierung von Renten für die innere Kolonisation zu beschäftigen hat, wohl beachten. Auch der Oberpräsident von Ostpreußen, der bis zum 1. Oktober 1914 Präsident der Landwirtschaftskammer für Ostpreußen war und als genauer Kenner landwirtschaftlicher Verhältnisse zu bezeichnen ist, hat kürzlich im »Tag« die Gefahren geschildert, die dem kleinen Mann drohen, wenn er Grundbesitz erwirbt. In einem Artikel über »Eigenheime« führt der Oberpräsident aus:

... Sehr viel größer ist die Gefahr, die für den kleinen Mann mit dem Erwerb einer Wohnheimstätte verbunden ist. Schon für den Wohlhabenden trifft das Scherzwort von den »Zwei glücklichen Tagen«, dem, wo er das Eigenhaus erwirbt, und dem, wo er es wieder los wird, nicht selten zu. Für den, der von seiner Hände Arbeit lebt, liegt die Sache aber noch ernster. Deshalb kommen als Erwerber von Eigenheimen größeren und kleineren Umfangs in erster Linie solche Leute in Frage, für die die Notwendigkeit, ihren Wohnsitz zu wechseln, ausgeschlossen ist, wie Rentner und solche Beamte, die den Abschluß ihres Vorwärtskommens erreicht haben und auf ein Verbleiben in ihrer Amtsstellung sicher rechnen können. In ähnlicher Lage sind solche, aber eben nur solche Angehörige freier Berufe, Gewerbetreibende und, in manchen Fällen, auch Privatangestellte und Arbeiter, für die ein Wechsel in der Tätigkeit, der einen Wohnungswechsel bedingt, nach Lage der Verhältnisse nicht in Frage kommt. Alle übrigen werden es sich vor Erwerb des Eigenheims sehr überlegen, ob veränderte Erwerbsverhältnisse oder sonstige Umstände sie nicht über kurz oder lang veranlassen können, ihren Wohnsitz zu verlegen. Je größer der Ort und je vielseitiger die Arbeitsgelegenheit ist, desto weniger bedenklich ist im allgemeinen die Festsetzung in einem Eigenheim, aber desto teurer ist im allgemeinen auch nach Bodenpreis und Nebenkosten die Ansiedlung. Auf dem platten Lande ist beides am billigsten, dafür aber die Gefahr, durch die Festsetzung von einem beschränkten Kreise von Erwerbsgelegenheiten abhängig zu werden, um so größer. Gemindert wird diese Gefahr da, wo einige Sicherheit besteht, die Heimstätte zu angemessenem Preise wieder verkaufen zu können. Das ist aber vorderhand nur ausnahmsweise der Fall für größere Eigenhäuser....

Der Oberpräsident hat hier ganz zutreffend die Gefahren für Ansiedler auf dem platten Lande geschildert. Denjenigen, die den Frauen die Hauptlasten des Ansiedlers aufhalsen möchten, halten wir das entgegen, was kürzlich in der »Kreuzzeitung« Berta v. Kröcher über die Arbeiterfrauen in den Städten geschrieben hat.

Wie oft muß ich lächeln, wenn ich diese arbeitsschwachen Wesen sehe und dann die Forderung der Landleute höre: Schickt uns doch die überflüssigen

Menſchen aus der Großſtadt auf das Land. Wir haben genug Arbeit für ſie. Das mag wohl ſein, aber ob ſie die Arbeit leiſten können? Das iſt die große Frage, die in den meiſten Fällen unbedingt verneint werden muß.

Hoffentlich beachten das auch diejenigen, die ſogar die Kriegerwitwen mit ihren Kindern auf eine Anſiedlerſtelle feſtſetzen wollen. In letzter Zeit iſt auf den unzureichenden Obſt- und Gemüſebau im Deutſchen Reiche aufmerkſam gemacht worden, und man hat die Frage aufgeworfen, ob nicht Kriegsbeſchädigte als Obſt- und Gemüſezüchter angeſiedelt werden ſollen. Hierzu hat ſich »Der Handelsgärtner« in Leipzig, ein Fachblatt der Arbeitgeber, geäußert:

Der Beruf des Gemüſe- und Obſtgärtners erfordert vollkommene Geſundheit und Körperkraft, gründliche Berufskenntniſſe und natürlich auch ein nicht zu knapp bemeſſenes, der Größe des Grundſtücks entſprechendes Anlage- und Betriebskapital. Iſt eine dieſer Vorbedingungen nicht erfüllt, dann kann in den allermeiſten Fällen der Betrieb nicht gedeihen. Allerdings, das erforderliche Anlage- und Betriebskapital kann vom Staate beſchafft werden. Damit iſt aber erſt der kleinſte Teil der Arbeit getan. Denn nun gilt es, die neugegründeten Gärtnereien ſo zu bewirtſchaften, daß ſie ihren Leitern und ihren Familien ein genügendes Ein- und Auskommen gewähren. Es kann ſich bei der ganzen Sache doch immer nur um kleinbetriebe handeln. Aber gerade dieſe verlangen es, daß der Beſitzer ſelbſt tätig iſt von früh bis ſpät, weil der Kleinbetrieb Belaſtung mit Löhnen für fremde Arbeit nicht verträgt. Wie kann man eine derartige intenſive Tätigkeit Männern zumuten, die als invalid in ihrer Erwerbskraft mehr oder weniger beeinträchtigt ſind? Geht man doch ſo weit, ſogar Einarmigen den Gemüſe- und Obſtbau zu empfehlen!

Bekanntlich wird jetzt in Deutſchland von Kriegsgefangenen Öd- und Moorland urbar gemacht. In den Regierungsbezirken Aurich, Hannover, Lüneburg-Stadt und Schleswig wurden in einem Jahr 760 Hektar Land fertig kräniert oder vorentwäſſert. 268 Hektar davon können bereits im Frühjahr beſtellt werden. An kleine Landwirte aber iſt herzlich wenig davon verkauft worden. In anderen Gegenden, wo ebenfalls dieſe notwendige Kulturarbeit verrichtet wird, haben ſich Bodenverbeſſerungsgenoſſenſchaften gebildet, die ſich zur Aufgabe gemacht haben, Wege anzulegen, den Grundwaſſerſtand zu regeln, die Flächen zu düngen, zu bearbeiten und anzuſäen. Der genoſſenſchaftliche Betrieb iſt weit beſſer als die Schaffung von Kleinbetrieben auf dieſen Terrains, und er wird ſich zweifellos auch durchſetzen. Die Anſiedlungsfreunde hoffen jetzt auf den Zuſtrom vieler Zehntauſender von deutſchen Koloniſten aus Rußland, die von ihrer Regierung von ihren Stellen vertrieben ſein ſollen. Demgegenüber muß betont werden, daß bereits vor dem Kriege etwa 12 700 arbeitsfähige Rückwanderer aus Rußland nach Deutſchland gekommen ſind, von denen ſich aber nur 239 als Anſiedler niedergelaſſen haben.

Durch die Schaffung von vielen tauſenden Anſiedlerſtellen ſoll das Land mehr bevölkert werden. Man iſt der Anſicht, daß die Kinder der Anſiedler auf dem Lande bleiben und hier tätig ſein werden. Dabei wird ganz überſehen, daß ſeit langer Zeit die meiſten Kinder der Kleinbauern, ſobald ſie erwachſen ſind, dem Lande den Rücken kehren. Die Scholle des Vaters iſt ihnen zu klein. Das Grundſtück kann nur ein Kind übernehmen. Die anderen Kinder gehen in der Regel nach den Großſtädten oder Induſtriebezirken, weil auf dem Lande und in den kleinen Städten die

Erwerbsverhältnisse zu ungünstig sind. Und erfahren hier die Lohn- und Arbeitsbedingungen keine umfassende Änderung, so werden die Kinder der Ansiedler gleichfalls das Land verlassen. Man sieht also, vor allem gilt es auf dem platten Lande Zustände zu schaffen, die für die arbeitende Bevölkerung einigermaßen erträglich sind.

Wenn sich die Sozialdemokratie gegen die Seßhaftmachung von Landarbeitern, Kriegsbeschädigten und Arbeiterwitwen wendet, so will sie nicht etwa haben, daß all diese Volksschichten in den Großstädten oder Industrierevieren unterkommen sollen. Das wäre ja unglaublich töricht. Ist die Arbeitszeit auf dem Lande nicht zu lang, der Lohn ausreichend und der Arbeitsvertrag von modernem Geiste erfüllt, so ist die Tätigkeit auf dem Lande der Arbeit in den Kohlengruben, Hochöfen oder Farbwerken bei weitem vorzuziehen. Hätten die Landarbeiter erträgliche Erwerbsverhältnisse und gesunde Wohnungen, so würden die meisten kein Verlangen tragen, in die Bergwerke der Grubenbarone hinabzusteigen. Und statt der Siedlungsfrage sollte der Wohnungsfrage die größte Aufmerksamkeit geschenkt werden. Sie ist in den Vordergrund zu rücken. Das Wohnungselend ist groß und wird nach dem Kriege für viele Tausende in Stadt und Land nicht zu ertragen sein, da sich das Privatkapital schon seit längerer Zeit vom Kleinwohnungsbau zurückgezogen hat. Und nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande bestehen auf diesem Gebiet die allergrößten Mißstände. Kenner der Verhältnisse geben das zu. In den Mitteilungen einer agrarischen Gesellschaft schrieb zum Beispiel Güterdirektor Borchert aus Camenz am 24. Juli 1915:

> Neben der voraussichtlich nicht zu umgehenden Steigerung der Geldlöhne muß vor allem versucht werden, inzwischen durch den Bau guter Wohnungen in Dörfern und auf Gütern, Hingabe von Land, Gestattung der Viehhaltung, Prämien in den verschiedensten Formen bei Wartung des Viehs, für Stellung mehrerer Arbeiter aus einer Familie (mehrjährige Dienstzeit), Stücklohn, Spielschulen, die die Kleinen während der Arbeitszeit aufnehmen, Landpflege, Konsumvereine in genossenschaftlicher Form auch für Arbeiter die Frage der Lösung näher zu bringen. Wir haben fast überall viel zu wenig Wohnungen, vereinzelt sind diese Wohnungen schlechter als die Schnitterkasernen, für deren Verbesserung merkwürdigerweise der Staat immer erneut gesorgt hat. Vor allem fehlen in den Dörfern Mietwohnungen.... Der Staat sollte den Guts- und Gemeindebezirken, wenn sie sich verpflichten, brauchbare Wohnungen zu bauen und zu erhalten, dieselben Zuschüsse zahlen, die er den Landgesellschaften bei Ansiedlung von Arbeitern gibt.

Diese Vorschläge sind zwar zum Teil reaktionärer Natur, einige Anregungen sind aber wohl zu beachten. Vor allem ist die Forderung berechtigt, mehr Mietwohnungen auf dem Lande zu erbauen, und der Staat sollte die 100 Millionen, die er für die innere Kolonisation fordert, lieber zum gemeinnützigen ländlichen Wohnungsbau verwenden.

Man will die Arbeiterwitwen auf dem Lande ansiedeln und macht dafür Propaganda. Wir haben aber jetzt die Tatsache zu verzeichnen, daß Gutsbesitzer im Osten den Arbeiterwitwen die Wohnungen kündigen, wenn ihre Männer im Kriege gefallen sind. Diese Frauen suchen natürlich mit ihren Kindern die Städte auf und sind für das Land verloren. Dann sind Kriegerfamilien zur Landflucht veranlaßt worden, weil sie von ihren Gemeinden keine Zusatzunterstützungen erhalten haben.

Die Beherrscher des platten Landes haben an den verschiedensten Stellen eine überaus kurzsichtige Politik getrieben. Sollen diese Familien, die mit solchen Mitteln vom Lande getrieben sind, später aus den Städten geholt und mit großen Kosten auf dem Lande angesiedelt werden? Da wäre es doch viel zweckmäßiger, beizeiten vernünftige Maßnahmen zu ergreifen, damit die Arbeiterfamilien dem Lande erhalten bleiben.

Für die Sozialdemokratie müssen bei der Siedlungsfrage vor allem grundsätzliche Erwägungen maßgebend sein. Wir dürfen unter keinen Umständen dafür sein, daß Arbeiter durch die Seßhaftmachung an die Scholle gefesselt werden. Dadurch büßen sie ihre Freizügigkeit ein, die für die Landarbeiter besonders wichtig ist, da sie mit ihrer Hilfe zu besseren Lohn- und Arbeitsbedingungen gelangen können. Deshalb muß unsere Partei schon gegen die Ansiedlung von gesunden Arbeitern sein; besonders scharf zu bekämpfen ist die Seßhaftmachung von Invaliden und Witwen unter Kapitalisierung ihrer Renten. Kriegsinvaliden werden zweifellos auch auf dem Lande arbeiten. Doch es muß ihnen die volle Rente gelassen werden, und sie müssen stets die Möglichkeit haben, sich einen anderen Erwerbskreis auszusuchen, wenn ihnen der alte nicht zusagt. Das können sie nicht oder nur schwer, wenn sie an die Scholle gebunden sind und neben ihrem Beruf noch mit Ansiedlersorgen zu kämpfen haben.

Gegen die Seßhaftmachung von Kleinbauern muß die Sozialdemokratie sein, weil sie nicht für rückschrittliche Betriebsformen eintreten kann. Wer die Fortschritte kennt, die der ländliche Großbetrieb in seiner Technik gemacht hat, der muß die Aufteilung des Großgrundbesitzes in kleine Bauernstellen als widersinnig in wirtschaftlicher und technischer Beziehung bezeichnen. Sozialdemokraten können nur für die technisch höhere Betriebsform eintreten, weil die am ehesten zum Sozialismus führt. Auf dem Wege zum Sozialismus können wir nur für Betriebsformen sein, die den Menschen die Tätigkeit immer mehr erleichtern und die Ergiebigkeit der Arbeit andauernd steigern. Für die ländlichen Großbetriebe trifft das zu. In ihnen macht die Technik große Fortschritte. Der Inhaber eines ländlichen Kleinbetriebs kann sich die meisten Errungenschaften der Technik nicht nutzbar machen. Er muß dem Boden den Ertrag mühsam abringen und auch Frau und Kinder in die harte Fron spannen. Für solche Betriebsformen kann die Sozialdemokratie nicht sein. Aus all diesen Gründen ist die Partei des arbeitenden Volkes grundsätzliche Gegnerin der Ansiedlungspolitik, und in der nächsten Zeit sollte eine lebhafte Agitation gegen die Pläne der Ansiedlungsfreunde von der Sozialdemokratie entfaltet werden. Die Kriegsbeschädigten werden uns später dafür dankbar sein, daß wir sie rechtzeitig gewarnt haben.

Zusammenschluß von Arbeitern und Studenten zu sozialpädagogischer Praxis.

Von Ernst Joël.

Diese Zeit der »Neuorientierungen«, des »Umlernens« und der allgemeinen Schwankungen erfordert von allen, die sich durch irgendeinen gemeinsamen Gedanken (auch schon vor dem Kriegsbeginn) verbunden fühlten, eindeutige, unverklausulierte Kundgebungen und Zeichen eines von den gegenwärtigen Wirren

unangefochtenen Bündnisses. In dieser Absicht will ich die Aufforderung Jakob Methes (Neue Zeit vom 5. November 1915), die er an die Freie Studentenschaft um Beteiligung an einer praktischen Sozialpädagogik richtete, nicht ohne Antwort lassen. Ohne dabei eine amtliche Stelle zu vertreten und ohne dieser Nichtamtlichkeit die geringste Bedeutung beizulegen, bekenne ich es als meine schon seit einigen Jahren praktizierte Ansicht wie auch für die Zeit nach dem Kriege noch wichtigere Absicht, ein enges Zusammenwirken von Studenten und Arbeitern auf dem Gebiet der Sozialpädagogik herbeizuführen. Die akademischen Arbeiterunterrichtskurse reichen hier nicht aus; man wird zu beseelteren, weniger starren und weniger neutralen Formen gelangen müssen.

Als einen Pfeil nach dieser Richtung sehe ich das Siedlungsheim in Charlottenburg an, das von einigen freistudentischen Freunden und mir Anfang 1914 gegründet wurde — unter dem Schutze und der materiellen Hilfe der Comeniusgesellschaft, die ja ihren Namen nach einem Manne trägt, dem sich genossenschaftliche und pädagogische Gedanken auf eine besondere Weise verknüpften. Dieses den englischen Settlements modifiziert nachgebildete Siedlungsheim, das immer mehr zu einem Treff- und Mittelpunkt der meist der Arbeiterklasse angehörigen Nachbarschaft mit Studenten und Studentinnen, Schülern und Seminaristinnen, aber auch älteren Freunden der Sache wird, hat die praktische sozialpädagogische Wirksamkeit an den Kindern in den Mittelpunkt gerückt, da hier die treibende Idee des Ganzen: Herrschaft der Sachlichkeit und der Werte über tausendfältige wirtschaftlich-soziale Zufälligkeiten und Abhängigkeiten am klarsten ihre Darstellung findet. In den einzelnen Kameradschaften (höchstens zehn Kinder und ein Leiter) wird die Aktivität und die Sozialität der Kinder aufs möglichste gepflegt. Handwerk und Gartenarbeit — dabei spielendes Lernen —, kameradschaftliche Hilfe und Übernahme gewisser Ämter (zum Beispiel die »Ordnungskolonne«), Bewegungsspiele, Wandern, Ferienreisen, rhythmische Gymnastik, Singen und dramatische Aufführungen geben eine Fülle von neuen Anspannungen und Impulsen und: die Verwirklichung eines jugendlich-kameradschaftlichen Lebens, soweit das in einer Mietkasernenstadt möglich ist. Jungen und Mädchen, die in dem Zuhör- und Abfragebetrieb der Schule einen müden und hoffnungslosen Eindruck machen, entdecken im Siedlungsheim plötzlich neue Kräfte, verlieren ihr totes Aussehen und werden fröhlich.

Es ist ein schönes und ernstes Erlebnis, wie solche Wandlungen dann immer mehr ein festes Vertrauensverhältnis der Eltern zu der Helferschaft des Heims, besonders zu den in der Nachbarschaft Angesiedelten begründen. Dieses Vertrauensverhältnis, das heute zur Staatsschule bekanntlich nicht mehr in gleichem Maße besteht, führte erst kürzlich zur Errichtung einer Nachbarnvereinigung, die nun zur Trägerin der auch außerhalb der Kindernachmittage liegenden mannigfaltigen Veranstaltungen des Siedlungsheims wurde. (Frauenabende, sozialpolitische Gruppe, Musikabende, Chor, Mädchenbund, Wanderungen, Ausstellungen, Vorträge und viele geplante Dinge.) Daß alle diese Veranstaltungen in ihrer Darstellung unbekümmert um die Organisationen ringsumher als: Schule, Kirche, staatliche Jugendpflege und Jugendwehr ein — unbeabsichtigtes — Mittel der Anspannung, Steigerung, Konkurrenz bilden, ist verständlich.

Alles, was Wohltätigkeit ist oder scheint, fehlt im Siedlungsheim. Hilfe ist Selbstverständlichkeit und wird von den Helfern und Siedlern ebenso oft in Anspruch genommen wie gegeben. Daß sich das Unzulängliche heutiger »Ordnung« durch noch so fleißige Arbeit und durch noch so zahlreiche Errichtung ähnlicher Veranstaltungen nicht im geringsten ändert, das wissen wir, und das schreckt uns nicht. Der Wille zu anständigeren und würdigeren Lebensformen, der Wille zu etwas anderem als dem, was ist, wächst dadurch, wird plastischer, drängender, bestimmender. Jeder Zuwachs an Intensität bringt ohne weiteres ein Weiterwerden der

Extensität mit sich. Die Erziehung zur Aktivität kann nur von aktiven Menschen ausgehen, aber ihre Aktivität wird in solchem Erziehungswerk unendlich erhöht. Wer »mehr davon hat«, die »Helfer« oder die »Nachbarn«, ist eine falsch gestellte Frage: Wir helfen uns gegenseitig und sind einander Nachbarn, um, soviel an uns liegt, menschlichere Lebensformen zu einem eingegliederten Bestandteil *unseres gegenwärtigen* Lebens zu machen. Wir können nicht sehr lange warten; wir sind in gewissem Sinne außerordentlich und durchaus bewußt: egoistisch.

Daß es sich dennoch um eine lebendige sozialistische Äußerung handelt, das bestätigt schon rein formal die Beteiligung von solchen Männern, die sonst nie ihre Kraft der Sache leihen würden. Daß weitere ähnliche Verbündungen ganz in unserer Richtung liegen, sei nochmals betont; daß es sich, wie Meth sagt, niemals um die Erziehung von Parteimenschen handeln darf, ist gründlichste Voraussetzung unseres Wirkens.

Kurt *Eisner* schrieb neulich bei der Besprechung der Zeitschrift »Der Aufbruch« in der »Essener Arbeiterzeitung«: »Man spricht und schreibt gegenwärtig viel über die Zukunftsmöglichkeiten geistiger Auseinandersetzung und politischen Kampfes. Ich vermag keine Fruchtbarkeit in einer Buchdeckel- und Klubsesselgemeinschaft zwischen sozialdemokratischen Parteiführern und bürgerlichen Gelehrten zu erkennen. Ganz anders steht es mit der Frage einer Kameradschaft zwischen jenem radikalsten Flügel der bürgerlichen Jugend und der proletarischen Jugend.«

Gerade um diesen Anschauungen Möglichkeit und Realität zu geben, antworte ich also auf die in dieser Zeitschrift erhobene Forderung und Frage nach einer *Vereinigung, Ausgestaltung und festen Bestimmung sozialpädagogischer Praxis unter der Beteiligung der Freien Studentenschaft mit einer kräftigen Bejahung.*

Literarische Rundschau.

Felix *Toerpe*, **Bedeutet das Ende des Krieges den Anfang einer Hochkonjunktur?** Magdeburg, Verlag von A. Rathke. 2. Auflage. 41 Seiten. Preis 1 Mark.

Die Frage, wie sich die wirtschaftliche Entwicklung nach dem Kriege gestalten wird, ist von großem Interesse. Davon hängt unter anderem unsere Prognose der nächsten sozialpolitischen Entwicklung ab. Toerpe weist darauf hin, daß von der Beantwortung dieser Frage es abhängt, ob der Kapitalist sein Geld in Kriegsanleihen anlegen oder auf bessere Zeiten warten soll, sowie ob der Staat gewisse Betriebe übernehmen soll usw. Toerpe selbst ist mit Recht in dieser Beziehung pessimistisch. Er verweist auf den Kapitalmangel, der sich nach dem Kriege einstellen und der vor allem das Baugewerbe schwer bedrücken muß; auf die Erschwerung der Ausfuhr, die sich in den ersten Jahren nach dem Kriege zweifellos fühlbar machen werde; dann auch auf die Verteuerung der Lebenshaltung, die schon einen beinahe unerträglichen Grad erreicht habe und eine Minderung der Kaufkraft der Bevölkerung nach sich ziehen müsse, und schließlich auf die rein physischen Nachwirkungen des Krieges, die die Leistungsfähigkeit der Volkswirtschaft stark beeinträchtigen würden. »Was hat denn unser Volk«, fragt Toerpe, »bisher zu seiner hohen wirtschaftlichen Leistung befähigt? Offenbar war es an erster Stelle *seine körperliche Stärke und Widerstandskraft*.« Und besorgt meint er, daß die Strapazen und Entbehrungen des Krieges diese körperliche Leistungsfähigkeit vermindern werden. Es »werden uns Männer und Manneskraft fehlen, und Ermüdung und Mangel werden für unsere wirtschaftliche Arbeit zwei empfindliche Minusposten bilden.« Aus all diesen Gründen kommt er zum Schlusse, daß »wir leben und verdienen werden, aber freilich der große Zug, der Schwung des Wirt-

schaftslebens, die eigentliche Hochkonjunktur wird uns versagt sein. Dafür sorgt dieser Krieg, der wie keiner je zuvor Blut und Gut und Geld verschlingt.«

Zu Beginn des Krieges herrschte die optimistische Auffassung der kommenden Konjunktur vor. Allmählich ist man, wie aus dieser Schrift deutlich hervorgeht, nachdenklicher geworden. Ein großer Vorteil dieser Schrift ist noch, daß Toerpe in seinen wirtschaftlichen Betrachtungen ganz vom Ausgang des Krieges absieht, weil er wohl der Meinung ist, daß dieser auf die zukünftige Konjunktur so gut wie gar keinen Einfluß mehr ausüben kann. Auch Toerpe glaubt nicht mehr an einen »Milliardensegen« in der Form von Kriegsentschädigungen. Daß man aber durch einen Krieg heute die handelspolitischen Beziehungen festlegen kann, ist eine gefährliche Illusion, auf die wir noch zu sprechen kommen werden. Wie soll dann aber der Kriegsausgang die zukünftige Konjunktur beeinflussen? Sp.

Anzeigen.

(Besprechungen hier angezeigter Schriften behält sich die Redaktion vor.)

Karl Kautsky, **Überzeugung und Partei.** Leipzig 1916, Leipziger Buchdruckerei Aktiengesellschaft. 47 Seiten. Preis 30 Pfennig.

Die Broschüre bietet den Abdruck der in der Neuen Zeit erschienenen Artikel »Persönliche Überzeugung und Parteidisziplin«, »Freiheit der Meinungsäußerung und Parteidisziplin«, »Fraktion und Partei« und »Nochmals die Freiheit der Meinungsäußerung« von Karl Kautsky sowie »Die ‚Überzeugung' als ‚Allerheiligstes'?« von Hans Marckwald und »Die Theorie der Parteispaltung« und »Zur Theorie der Parteispaltung« von Otto Braun.

In dem kurzen Vorwort nimmt Kautsky zur Frage des »Disziplinbruchs« anläßlich der Abstimmung über die letzten Kriegskredite Stellung.

Hermann Jäckel, **Die Kämpfe der Krefelder Seidenarbeiter mit besonderer Berücksichtigung des Färberstreiks 1913.** Berlin, Verlag Deutscher Textilarbeiterverband, Karl Hübsch. 172 Seiten.

Nach Beendigung des Krefelder Färberstreiks im Sommer 1913 sammelte Genosse Jäckel im Auftrag des Vorstandes des Textilarbeiterverbandes das Material; als die Arbeit gedruckt werden sollte, brach der Krieg aus und verhinderte bis jetzt ihr Erscheinen. Jäckel will Bausteine für eine künftig vom Deutschen Textilarbeiterverband herauszugebende umfassende Geschichte der deutschen Seidenindustrie und ihrer Arbeiter liefern. Die Schrift bringt zunächst geschichtliche Angaben über die Seidenindustrie im allgemeinen und über die Seidenverarbeitung am Niederrhein insbesondere, schildert dann die Seidenarbeiterbewegungen Krefelds vom Jahre 1889 bis zum Ende des Sammetweberkampfes 1898 und das darauffolgende Jahrzehnt, insbesondere die Kämpfe der Seidenfärber am Niederrhein, in Süddeutschland und der Schweiz und kommt zu dem Ergebnis: »Alle Kämpfe — das ist die große Lehre der Krefelder Seidenarbeiterbewegung —, welche unter Ausschluß des Christlichen Textilarbeiterverbandes vom Deutschen Textilarbeiterverband durchgeführt wurden, brachten den Arbeitern Erfolg.«

Notizen.

Nochmals Rußland und wir. Zu der Besprechung des unter diesem Titel erschienenen Büchleins von Rohrbach in Nr. 7 durch Genossen Sp. habe ich einige Bemerkungen geglaubt machen zu müssen, ohne im entferntesten in eine Erörterung des russischen Problems eingehen zu wollen. In dem Hefte der Neuen Zeit vom 24. Dezember 1915 sind diese Bemerkungen abgedruckt. Eine aufmerksame

Lesung des in demselben Heft enthaltenen Artikels von Genosse S. Semkowsky: »Rußland als Nationalitätenstaat« zeigt allein schon, daß das russische Problem eine vielseitige Erörterung erfordert, um seiner Lösung näher geführt zu werden. Mir war es einzig darum zu tun, einer Auffassung zu widersprechen, die erst jetzt in der deutschen Sozialdemokratie aufzukommen scheint. Genosse Sp. ist gewiß in den meisten Fällen gegen das Umlernen in der Partei. Nur im Punkte Rußland will er für das Umlernen. Da bin ich nun wieder dagegen. Obwohl ich sonst jeder Belehrung zugänglich bin und es mir nie darum zu tun ist, recht zu behalten, sondern nur darum, recht zu haben.

Eine Antwort auf die Antwort, die Genosse Sp. meinen Bemerkungen zuteil werden läßt, würde sich erübrigen, wenn nicht Genosse Sp. an einer Stelle geradezu eine Erklärung von mir forderte. Seinem Verlangen folge ich gern. Genosse Sp. bezieht sich auf jene Stelle meiner Bemerkungen, wo ich die Meinung ausspreche, er könne sich nicht auf Andrassy berufen, denn dieser sei nur gegen ein »ganz selbständiges Polen«. Dazu bemerkt Genosse Sp., ich solle ihm »den Unterschied zwischen einem ‚selbständigen' und einem ‚ganz selbständigen' Staate, wenn im ersteren alle nicht Annexionen gemeint sein sollen«, erklären. Es ist nicht gerade überflüssig schwer, herauszufinden, welchen Unterschied ich da meine. Denn am Ende seiner Ausführungen spreche ich wieder von der Selbständigkeit der »Fremdstämmigen« in Rußland und füge in der Klammer bei: »sei es in der Form der Souveränität oder der Autonomie«. Und Andrassy dachte bei seinem Worte an eine Anlehnung wenigstens Kongreßpolens an Österreich. Das gäbe den Polen dann wohl die nationale Autonomie, aber nicht staatliche Selbständigkeit. Freilich wäre es eine Annexion. Genosse Sp. sieht den Weltkrieg wohl als einen kleinen lästigen Zwischenfall in der Weltgeschichte an, nach dessen Ende alles wieder so sein muß wie vorher. Sp. ist ein Vertreter eines ganz neuen sozialdemokratischen Legitimitätsprinzips. Meines Wissens hat sich die Partei nur gegen »gewaltsame Annexionen« ausgesprochen. Wir wollen abwarten, ob die Bevölkerung Polens wieder in Rußland zurück will. Genosse Sp. glaubt dies und beruft sich auf Erklärungen der sozialdemokratischen Juden, Litauer und Letten. Daran zweifle ich, bis mir die zwingendsten Beweise vorgelegt werden. Ich achte sehr »die Meinung der Parteigenossen«, die durch Abstimmung nach dem Grundsatz der Mehrheit zustande kommt. Aber wenn schon in Deutschland, wo doch kein tatsächlicher Kriegszustand besteht und verhältnismäßige Ordnung herrscht, ein nach meiner Meinung teilweise ganz ungerechtfertigter Streit darüber entstehen konnte, ob die Mehrheit der leitenden Instanzen die Mehrheit der Parteigenossenschaft darstelle, wie kann man da Auslassungen von völlig unkontrollierbaren Parteiorganen im ärgsten Kriegsgebiet als autoritär ansehen. Da heißt's wirklich abwarten.

Und nun, da ich schon das Wort habe, noch einige kurze Bemerkungen. Ich wünsche die völlige Besiegung Rußlands, weil ich nicht den Aberglauben habe, daß der Sozialismus in Europa in einigen Jahren die Herrschaft erringen werde. Am wenigsten habe ich Hoffnung auf eine rasche fortschrittliche Entwicklung in Rußland. Siegt es, dann wehe den »Fremdstämmigen«. Hat man sie früher mit Ruten gezüchtigt, so wird man sie dann mit Skorpionen geißeln. Rußland bleibt dann, was es gewesen ist: das Auge hypnotisiert auf Konstantinopel gerichtet, eine ständige Kriegsgefahr für Europa! Der russische Bauer ist auf lange hinaus dumpf, wenigstens im politischen Sinne genommen. Das zu behaupten, mag falsch oder richtig sein. Was die Aussprechung einer solchen Meinung mit Demokratie oder Antidemokratie zu tun hat, wird mir ewig schleierhaft bleiben.

Ob die Selbständigkeit der Völker durch Kriege oder durch Revolutionen erkämpft wird, hängt durchaus von der Entwicklung der Geschichte ab. Dabei ist es gewiß nicht gleichgültig, was wir wollen. Vielleicht könnte dieses Wollen ausschlaggebender werden, wenn ihm nicht so oft ein fast fatalistisches Warten beigesellt wäre. Wir warteten auf eine Renaissance der russischen Revolution von Jahr zu

Jahr, und die Hoffnungen sind durch den Verlauf der letzten Jahre sehr herabgestimmt worden. Mir scheint eine gedeihliche politische Entwicklung Rußlands am meisten in der Loslösung der »Fremdstämmigen« gelegen zu sein. Bestärkt werde ich in dieser Meinung durch Auslassungen wie die des Professors Hoetzsch, dessen Buch über »Rußland« (Berlin, G. Reimer) von jedem gelesen werden muß, der sich über Rußland unterrichten will. Denn Hoetzsch ist ein Konservativer, der in Rußland eine starke, die politische Freiheitsbewegung hemmende Kraft sieht, mit der dereinst wieder verbündet das Deutsche Reich auf lange hinaus in seinen konservativen Grundlagen gestärkt würde.

Zum Schlusse: Auch ich sehe im Proletariat den Fels, auf den »die Kirche der Zukunft« gegründet werden soll. Aber wird mit dem Siege des Sozialismus die Nation zu existieren aufhören? Oder wird sie dann nicht vielmehr erst recht zur Entfaltung kommen? Um die Nation kommt keiner herum. Daß mich wegen dieser meiner Anschauung Genosse Sp. gleich zu den Botokuden zu stellen scheint, empfinde ich natürlich sehr hart. Denn die Botokuden stehen so ziemlich am tiefsten auf der Menschenleiter. Aber wenn ich vor die unausweichliche Wahl gestellt werde, ein Internationalist vom Schlage des Genossen Sp. oder ein Botokude zu sein, so entscheide ich mich für das letztere. Die Entwicklung zu höherem Menschentum, die bei diesem doch durch ein ausgesprochenes höheres Botokudentum gehen müßte, ist wenigstens theoretisch und grundsätzlich nicht ausgeschlossen. Der Internationalismus des Genossen Sp. ist völlig hoffnungslos. Er ist das Ergebnis unlebendigen Formelwesens, das im Wehen der Geschichte in nichts zerflattert. Das Botokudentum ist ein Zustand, den wohl jede Rasse der Erde einmal durchgemacht hat, der Internationalismus des Genossen Sp. ist eine Vorspiegelung einer falschen, ja, soweit wir sehen können, unmöglichen Tatsache. Das erhellt schon daraus, daß jeder dieser Internationalisten, auf Herz und Nieren geprüft, ein mehr oder minder scharf ausgeprägter Repräsentant seiner Nation ist. Nicht was diese Nationalisten von sich aussagen, ist von Bedeutung, sondern nur, was sie sind. Das Botokudentum ist eine oft vielleicht unangenehme Wirklichkeit — der Internationalismus des Genossen Sp. ist ein leeres Phantasma. E. Pernerstorfer.

In Nr. 7 dieses Bandes der Neuen Zeit hatte Genosse Sp. eine Broschüre Rohrbachs kurz besprochen. Darauf sandte uns Genosse Pernerstorfer eine Entgegnung, deren Umfang mehr als das Doppelte der angefochtenen Buchbesprechung betrug. Dabei ging Pernerstorfer weder auf den Inhalt der Broschüre noch auf den der Besprechung ein, sondern teilte nur mit, daß er »die Auffassung der russischen Dinge«, wie sie in den Ausführungen des Genossen Sp. zum Ausdruck gelangen, für falsch und nichtsozialdemokratisch halte. Wir haben diese Erklärung, obgleich sie im wesentlichen nur eine subjektive Meinungsäußerung des Genossen Pernerstorfer darstellte, in Nr. 13 zum Abdruck gebracht, selbstverständlich aber auch dem angegriffenen Genossen Sp. Gelegenheit zu einer kurzen Antwort gegeben. Nun sendet uns Genosse Pernerstorfer abermals eine Entgegnung. Während er in seiner ersten Erklärung nur die Fragen der Zukunft Rußlands und des Schicksals Polens anschnitt, berührt er jetzt noch außerdem das Problem der Losreißung der »fremdstämmigen« Nationen vom russischen Reiche überhaupt, die Berechtigung der Parteivorstände der Sozialdemokratien dieser Nationen, im Namen ihrer Parteien zu sprechen, die Fragen der Annexionen, der Aussichten auf eine russische Revolution, der Internationalität und eine Reihe anderer.

Wir halten es nicht für ersprießlich, Fragen von solcher Bedeutung und Tragweite, die zum Teil die Grundlagen der Sozialdemokratie berühren, in der Form kurzer polemischer Notizen zu behandeln. Wir haben deshalb Genossen Sp. ersucht, auf eine Beantwortung dieser Ausführungen Pernerstorfers zu verzichten.

Die Redaktion.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 21 Ausgegeben am 18. Februar 1916 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die nationalen Triebkräfte.

Von Friedrich Austerlitz (Wien).

I.

In dem entsetzlichen Weltkrieg laufen so viele Strömungen nebeneinander und kreuzen sich die mannigfachsten Triebkräfte, daß es nicht weniger als eine Vergewaltigung offenkundiger Wahrheiten wäre, wenn man das Dutzend von Kriegen, das nun entbrannt ist, auf eine Ursache zurückführen wollte. Wenn wir das Moralische im Individuum wohl zu erkennen vermögen: als das Urgefühl der Solidarität, die den Egoismus überwindet, so ist in dem Verhältnis der Nationen das Bewußtsein der Solidarität des Menschengeschlechts, allem Prunken von Kultur zum Trotz, in den herrschenden und darum für Krieg und Frieden entscheidenden Schichten und Kreisen auf die Erleuchtung oder Liebhaberei einzelner beschränkt. Ob Recht oder Unrecht, es ist mein Vaterland — das ist für das Verhältnis der Staaten etwa die Übersetzung der Grundauffassung des Egoismus: der Einzige und sein Eigentum. Es ist also die kapitalistische Produktionsweise, der eigentliche Nährboden des Egoismus, dieser Verneinung der Solidarität, die die Menschen für jenen wahnsinnsvollen Machtkampf der Staaten prädisponiert hat, den der Weltkrieg bedeutet. Die kapitalistische Produktionsweise, der eine bestimmte Geistes- und Moralrichtung ihrer Nutznießer entspricht, hat den Boden für den Krieg vorbereitet, für ihn sozusagen die subjektiven Möglichkeiten geschaffen. Die objektiven Tatsachen, die ihn hervorgerufen haben — denn die durch das Privateigentum gegebene subjektive Möglichkeit war ja immer vorhanden —, die nun müssen freilich erforscht werden.

Es ist nun, meines Bedünkens, ein Grundirrtum dieser Betrachtungen des Krieges und der Nachforschung nach seinen Ursachen, insbesondere ein Irrtum der sozialdemokratischen Untersuchungen, daß in den Mittelpunkt der Kriegsursachen fast regelmäßig Deutschland gestellt und der Weltkrieg im innersten Kern schlechtweg als der Krieg zwischen England und Deutschland betrachtet wird. Dann liegt freilich die imperialistische Erklärung bei der Hand: es ist, je nachdem man will (die beweisenden Broschüren sind ja auf beiden Seiten aufzutreiben), der Krieg des deutschen Imperialismus, der Krieg Deutschlands um Weltmacht, Weltgeltung, Weltherrschaft; oder der Krieg des englischen Imperialismus, der englische Krieg gegen den aufstrebenden und Englands Macht bedrohenden Nebenbuhler. Wie immer man das Wesen des Imperialismus deute und seine wirkenden Kräfte einschätze, man hat in ihm eine ökonomische Tatsache zu erkennen — die freilich von dem Streben jedes Großstaats oder jeder großen Nation nach Ruhm, Glanz, Macht gespeist wird —, eine ökonomische Tatsache, deren Entstehen und Wirksamkeit von dem wirtschaftlichen Höhegrad

des betreffenden Kapitalismus bedingt ist. Deshalb wäre man einleuchtenderweise verpflichtet, sein Sein und Wirken wirtschaftlich nachzuweisen. Doch die allermeisten Erklärer bescheiden sich, die imperialistische Triebkraft darin festzustellen und damit zu beweisen, daß sie uns mit Zitaten aus den Broschüren der imperialistischen Propheten heimsuchen — bescheidenere Gemüter begnügen sich sogar mit Zeitungsartikeln —, wobei sie nicht, wie wir es gelernt haben, die Ideologie aus dem ökonomischen Unterbau, sondern die ökonomischen Tatsachen aus dem Oberbau erläutern wollen; ein Marxismus ganz besonderer Art! Diese ganze schiefe Auslegung des Weltkriegs wäre nun nicht möglich gewesen, wenn man nicht mißverständlich den englisch-deutschen Gegensatz in den Mittelpunkt gerückt hätte. Um dies zu vermeiden, hätte schon ausgereicht, daß man sich die Erinnerung daran, wie der Weltkrieg ausgebrochen ist, bewahrte. Diese falsche Erklärung ist in der Hauptsache wohl darauf zurückzuführen, daß man das Bedürfnis hat, einen an der Verursachung des Weltbrandes moralisch am schuldigsten zu finden, wofür sich das England der Einkreisungspolitik und das England der ausbeuterischen Weltmachtstellung, dieses England, das hinter seinen Kreidefelsen unangreifbar und unbedrohbar daliegt, am handlichsten ergibt. Nun ist es ganz richtig, daß der Weltkrieg nicht hätte ausbrechen können, wenn England entschlossen gewesen wäre, an ihm unter keinen Umständen teilzunehmen. Diese unanfechtbare Wahrheit kann sogar erweitert werden: wenn von den fünf Großmächten, die ihn begonnen haben, eine einzige, welche immer, ihre Beteiligung unter allen Umständen abgelehnt hätte, so wäre der Menschheit die Katastrophe ganz zuverlässig erspart geblieben. Im Grunde ist sich auch jede dessen bewußt, und jede erklärt und schwört, daß sie eben m u ß t e, daß eine Notwendigkeit, die sich ihr unabweisbar aufdrängte und deren Zwang unwiderstehlich war, sie in den Krieg hineingeführt, daß jede in ihn gegen ihren Willen, einer höheren Gewalt gehorchend, hineingerissen ward. J e d e fühlt den Krieg, obgleich wieder der Sieg in jeder von ihnen Eroberungsneigungen entzünden würde, als Verteidigungskrieg.

Nun ist es zwar selbstverständlich, daß jedem der jetzt geführten Kriege tiefgehende Konflikte zugrunde liegen, die nebst der allgemeinen Ursache — meines Dafürhaltens der immer mehr anschwellende und sich zur selbständigen Gewalt aufreckende Militarismus, der gleichsam zur Selbstentladung der aufgestapelten Mordwerkzeuge geführt hat — den Weltbrand hervorgerufen haben. Aber es scheint doch irrig, in j e d e m dieser Konflikte schon den Funken zu erkennen, der in das europäische Pulverfaß geworfen worden ist. Wohl mag in der Fieberhitze der ersten Kriegsmonate jenes schändlich-abgeschmackte Kriegsziel von der Zerstückelung und dadurch Vernichtung Deutschlands ernsthaft gemeint gewesen sein — aber wohl auch da als eine Art Vergeltungsmaßregel —; aber daß es so wäre, wie man uns manchmal berichtet, daß nämlich die Mächte des dreifachen Einvernehmens den Krieg gegen Deutschland aus dem Vorsatz und zu dem Zwecke unternommen haben, um dem Deutschen Reiche das Lebenslicht auszublasen, das ist wohl eine unmögliche Vorstellung. Denn sie übersieht die fundamentale Tatsache, daß Deutschland als der Staat eines einheitlichen, geschlossenen Volkes eine n a t ü r l i c h e S c h ö p f u n g ist, in sich ruhend und in Form und Inhalt in Übereinstimmung. Sie vergißt, daß das Deutsche Reich, weil eine organische Gliederung, eine Selbstverständlichkeit und Naturgemäßheit ist. Der

wahnwitzige Gedanke, es zu zerstören, konnte sich daher vielleicht an einem Kriege *entzünden*, nicht aber der *Antrieb* zum Kriege sein. Daß ein fast einheitliches Volk von fast siebzig Millionen Menschen einen Staat bildet, seinen Staat hat, ist eine so selbstverständliche Tatsache des geschichtlichen Verlaufs, daß sie gar nicht wegzudenken ist, geschweige denn, daß aus der mathematischen Errechnung der zu der kriegerischen Koalition wider Deutschland zu sammelnden Kräfte der Vorsatz entstehen könnte, eine der natürlichsten Tatsachen des geschichtlichen Werdens zu beseitigen, die Meinung reifen könnte, sie beseitigen zu können. Man hat uns zwar während des Krieges umfänglich bewiesen, daß der Krieg Frankreichs von dem vierzehnten Ludwig an dauere und jedes Geschlecht ihn neu zu gewärtigen, von neuem zu führen habe; man hat uns ebenso schlüssig dargetan, daß der russische »Volksimperialismus« gegen die deutsche Grenze anstürme und drohe, das Reich zu verschlingen; und was England betrifft, so weiß man ausreichend aus der Geschichte, die sich nach dieser Auffassung mit automatenhafter Sicherheit wiederholt, daß es sein Wesen sei, gegen den jeweilig stärksten Bedroher seiner Weltstellung die Feinde zu sammeln. Aber keiner dieser Gegensätze, von denen jeder durch den Krieg freilich riesengroß geworden ist, hätte zum Kriege *geführt*: weil jeder an Gewicht von der Tatsache der Naturgemäßheit des Staates eines einheitlichen großen Volkes weit überragt wird. Der Nationalstaat eines Volkes von siebzig Millionen Menschen, in sich, im bürgerlichen Sinne, wohl geordnet und konsolidiert, erzeugt durch sein Dasein nicht die Vorstellung, daß es möglich wäre, ihn aus dem Buche des Lebens zu streichen, ruft den Antrieb nicht hervor, ihn zum Zwecke seiner Zerstörung mit Krieg zu überziehen. In den Gegensätzen der Ententestaaten zu Deutschland ist die unmittelbare Weltkriegsursache nicht zu finden.

Wohl aber löst das Dasein des *Nationalitätenstaates* diese Vorstellung aus, ruft diesen Antrieb hervor. Die Ursache des Weltkriegs — die Ursache, daß in Europa Krieg ausgebrochen ist, natürlich nicht der Umfang des Weltkriegs und *nun* sein Inhalt — ist die Vorstellung, daß der Nationalitätenstaat Österreich-Ungarn jene Kohäsionskraft eingebüßt habe, die die Teile, die voneinander streben und Kraft der nationalen Wahlverwandtschaften eine andere Verbindung suchen, zu einer Einheit bindet; daß die nationalen Triebkräfte über die staatliche Bindung das Übergewicht erlangt haben. Das Dasein des Nationalitätenstaates, das fragwürdig geworden zu sein schien, hat den Anstoß zum Kriege gegeben, der natürlich, einmal entfesselt, alles ins Rollen brachte, was an Gegensätzen und Konflikten in Europa latent war. Das kleine, ehrgeizige und draufgängerische Serbien war nur der zufällige Exponent dieser von außen an dem Bestand des Nationalitätenstaates rüttelnden Kräfte; es hätte ebensogut auch Rumänien oder Italien oder ganz unmittelbar Rußland sein können, das in der Absplitterung der österreichischen Ruthenen von dem slawischen »Mutterreich« eine Gefahr für sein Vorhaben, die Kleinrussen in dem Meere des Großrussentums aufgehen zu lassen, heranreifen sieht. Das Dasein des Nationalitätenstaates bedingt eben den Verzicht auf die nationale Einigung mannigfacher Nationen, all der Völker, von denen es eine staatliche Zusammenfassung außerhalb seiner Grenzen gibt; und so ist der Krieg zwischen Österreich-Ungarn und Serbien im Grunde kein anderer als der Krieg Pie-

monts mit Österreich. An dem Nationalitätenstaat entzündeten sich also die Eroberungsgelüste; und die Anschauung, die der Verlauf des Krieges freilich und wesentlich berichtigt hat, von der Brüchigkeit des Nationalitätenstaates, hat die Eroberungsgelüste zum kriegerischen Angriff gesteigert.... Das alles braucht gar nicht weitwendig bewiesen zu werden; es reicht aus, sich daran zu erinnern, wie es denn zu der Katastrophe kam. Es gehen zwar allerlei tiefsinnige Leute herum, die uns warnen, sich von dem Schein der äußerlichen Vorgänge blenden zu lassen, vielmehr auf die wahren Ursachen zu achten, die zutiefst der kapitalistischen Entwicklung liegen; aber wenn auch kein Zurechnungsfähiger die letzte Wahrheit den diplomatischen Aktenbündeln abzulösen vermeinen wird, so wäre es doch ebenso töricht, die Tatsachen, die die Schwere der Konflikte aufdecken, ignorieren zu wollen. Und da sehen wir auf der einen Seite all die Konflikte, die gegen Deutschland sich kehren, in Abschwächung begriffen. Wenn dagegen eingewendet würde, daß es schon vorher wegen Marokko »beinahe« zum Kriege gekommen wäre, so beweist doch wohl die Tatsache, daß es zum Kriege nicht gekommen ist, obwohl der Konflikt an einem aktuellen Objekt entbrannt war, daß der Gegensatz zwischen Deutschland und den Westmächten an sich die Kraft, einen Krieg zu entfesseln, nicht besessen hat. Auf der anderen Seite hingegen trat der Vorsatz eines Auflösungskrieges gegen Österreich-Ungarn immer deutlicher und schärfer in Erscheinung. Schon die Häufigkeit der Konflikte, dann die immer schroffer sich als das Werkzeug der russischen Expansionspolitik kundgebende Rolle Serbiens machen es klar, daß in dem aus dem Sein des Nationalitätenstaates sich ergebenden Anreiz der Nachbarstaaten die eigentliche Kriegsursache zu suchen ist; denn durch dieses Sein fühlten sie sich um ihren aus der nationalen Auffassung sich bildenden Anspruch auf volle nationale Einheit beraubt. Jahre vor Kriegsausbruch habe ich auf diese wahre Gefahrenquelle für den Frieden Europas hingewiesen.

II.

Indem wir uns nun all dieses vergegenwärtigen, gewinnen wir die Möglichkeit, die Gewalt der nationalen Triebkräfte an den Tatsachen zu prüfen, die wir kennen, was den Vorteil hat, daß wir auf spekulative Ausblicke in eine zukünftige Entwicklung verzichten können, die wir nicht kennen. Betrachten wir einmal die Ergebnisse des Krieges nicht bloß als das Verhältnis kriegerischer Tüchtigkeit und militärischer Minderwertigkeit, sondern als einen geschichtlichen Prozeß, in dem sich die aus den ökonomischen Tatsachen entspringenden Triebkräfte durchsetzen — was wohl eine sachgemäße Betrachtung ist, da wir der Weltgeschichte doch nicht die Einfältigkeit zuschreiben können, daß das Lebensschwache siegt, das Lebenstüchtige unterliegt —, so erkennen wir, daß sich die Sprengkraft der nationalen Idee, nämlich die Kraft, die alle Teile und Bruchteile der Nation zu einer Einheit zwingt, nirgendwo bewährt, eigentlich an keinem Punkte gezeigt hat. Die Sprengkraft der nationalen Idee ist gegenüber der Beharrungskraft der Staaten, die sind, weit zurückgetreten. Nun wäre es natürlich eine unerlaubte Selbsttäuschung, darum den bekannten Hochgesang auf die im gleichen Patriotismus einigen Völker anzustimmen; es ist wohl niemandem unbekannt, daß an der staatlichen Bindung, vor der sich kein nationales Gegengefühl zu behaupten vermag, die im Kriege geradezu absolut und

ganz hemmungslos auftretende Macht und Gewalt des Staates einen sehr sicheren Anteil hat. Derlei zu untersuchen wird allerdings erst nach dem Kriege möglich sein, und diese Untersuchung wird zur Erkenntnis der Machtmittel des Volkes während eines Krieges — oder seiner Klassen und Parteien — unumgänglich sein, denn von ihrem Ergebnis hängt für Handeln und Unterlassen Mannigfaches ab. Wie immer man aber zum Kriege steht, das kann und darf auch sein Erzfeind nicht bestreiten: *er sagt etwas aus!* Ein Staat, der sich im Kriege behauptet, zumal in diesem Kriege, in dessen Feuer jeder seine ganze Volkskraft, seine physische, seine wirtschaftliche, seine geistige hineingeworfen hat, der hat sein Daseinsrecht, ja seine Daseinsnotwendigkeit bezeugt. Die Staaten, die sind, sind eben stärker als die Staaten, die werden sollen.

Daß sich die Triebkraft der nationalen Idee bei der Bildung von Staaten abgeschwächt hat, könnte an unterschiedlichen Tatsachen des Weltkriegs dargelegt werden; natürlich wäre es wieder nur die Aufwärmung einer Legende, wenn man erzählen wollte, es sei an allen Punkten so glatt und reibungslos vor sich gegangen, wie es der äußere Schein darzustellen vermeint. Immerhin hat sich der Nationalitätenstaat nicht bloß militärisch behauptet; darüber hinaus haben die Randnationen — die Ruthenen in Galizien, die Italiener im Süden — ein stärkeres Bewußtsein des Zusammenhangs offenbart, als vorweg angenommen werden konnte.

Es ist dieselbe Tatsache, aus der heraus die Frage von Elsaß-Lothringen als eine erledigte Sache der Weltgeschichte erscheint; wenn auch nicht im ganzen Bereich der Ideologie, so ist das Randgebiet mit dem Reiche doch zusammengewachsen. In anderer Weise offenbart uns Belgien das Übergewicht des staatlichen Zusammenhangs gegenüber dem nationalen Bewußtsein: daß dem Eroberer gegenüber Flämen und Wallonen *ein* Staatsbewußtsein haben, und die Möglichkeit, sie zu spalten, und die Hoffnung, sie gegeneinander zu formieren, ausgeschlossen scheint. Wenn Renner den Untergang Serbiens (Neue Zeit Nr. 15 vom 7. Januar 1916, Seite 461) vor allem aus seiner »Verkennung des Nationalitätenprinzips und seiner geschichtlichen Rolle« ableitet, so hat das schon seinen tieferen Sinn: Serbien hat, als es sich die Rolle Piemonts auf dem Balkan zulegte, die Kohäsionskraft des Nationalitätenstaates arg unter-, die Kraft der nationalen Idee stark überschätzt. Mag sein, daß es in dem alten Europa, dem vor dem Kriege, nicht besonders sinnvoll eingerichtet war, daß die zahllosen Unebenheiten dieser Verteilung und Einstellung einen ästhetischen Eindruck nicht aufkommen ließen. Dennoch ist diese gewachsene Ordnung fester, als die Apologeten der nationalen Idee vermeint hatten; sie scheint selbst dieser Sprengkraft zu widerstehen, von der man wähnte, daß sie, als die wahrhaftige und natürliche staatsbildnerische Kraft, die allerstärkste wäre.

Die Frage, warum es so ist, warum sich die gewordene Ordnung auch da behauptet, wo sie, national betrachtet, noch so fragwürdig ist, hat natürlich große Bedeutung; leitet sie uns doch zu der richtigen Antwort auf die Frage der Annexionen. Die zwischenstaatliche Ordnung, die wir heute in Europa finden, ist in der Hauptsache hundert Jahre alt; nur einzelne ihrer Teile haben erst ein halbes Jahrhundert hinter sich. Diese junge Neuregelung betrifft erstens Elsaß-Lothringen, wobei aber das Element, auf das wir gleich hinweisen wollen, mit besonderer Intensität gewirkt hat; zweitens

die Aufrichtung des italienischen Königreichs, wo wieder die Neuordnung keiner wie immer gearteten Bestreitung unterlag, insbesondere nicht von Seite dessen, der da beerbt wurde, und drittens vielleicht die Angliederung des serbischen Landes (Bosniens und Herzegowina) an Österreich, die materiell natürlich nicht erst mit der Annexion, sondern schon mit der Okkupation im Jahre 1878 vollzogen wurde. Das diesem letzten Jahrhundert Eigentümliche, was es von Epochen unterscheidet, die ein Vielfaches dieses Zeitraums einschließen, ist nun eine riesige Entfaltung alles Ökonomischen. Der Ursprung dieser mannigfaltigen, danach wenig erquicklichen Ordnung mag der Wiener Kongreß sein. Aber seit diesen Teilungen und Zusammenlegungen ist eben ein Jahrhundert der stärksten wirtschaftlichen Entwicklung vergangen; es ist diese wirtschaftliche Entwicklung, die den Regelungen und Ordnungen, die einmal nur dem von Macht fundierten Länderhunger entsprungen sein mögen, Kabinettswillkür repräsentierten, staatenbildnerische Kraft eingehaucht hat. Diese wirtschaftliche Entwicklung hat das, was man einmal erobert, annektiert, zusammengeheiratet hat, mit dem Staat verknüpft, verflochten, verknotet: durch all die Bindungen, die der Kapitalismus erzeugt. Mag sich die nationale Ideologie nach außen richten, sich unerlöst fühlen, sich wegsehnen; die ökonomischen Bindekräfte erweisen sich als stärker. Aus dem gemeinsamen Wirtschaftsgebiet entstehen auf dem Gebiet der Industrie, des Handels, des Geldwesens ohne Unterlaß neue Berührungspunkte, neue Gemeinsamkeiten von Interessen, neue Verflechtungen und Verknüpfungen. So wächst das, was einmal nur mechanisch zusammengefügt ward, allmählich organisch zusammen; die ökonomische Entwicklung liegt auf der alten Regelung, die vor der ordnenden Vernunft vielleicht heute noch nicht rechtfertigbar ist, wie ein Stein, den niemand mehr zu heben vermag; sie nach dem Ausgangspunkt zu wenden, ist nicht möglich. Der nationale Drang, der nie erstirbt und als holde Sehnsucht sich verklärt, rebelliert zwar immer von neuem gegen die erbarmungslose ökonomische Entwicklung, die mit gemeinmateriellen Dingen über ihn hinwegrollt; aber er wird immer mehr auf die Ideologie der Leute »ohne Ar und Halm« reduziert, der Intellektuellen, welche es wohl sind, die den Spektakel im Frieden machen, deren Einflußlosigkeit die harte Kriegszeit aber rasch und gründlich erweist. Es ist schon möglich, daß die Südtiroler Weinbauern, als die Frage ihrer »Erlösung« aktuell werden sollte, nachzurechnen begannen, was ihnen der österreichische Markt bedeute und was der italienische wohl böte. Wie sehr es die ökonomischen Kräfte sind, die die eigentliche, vorhaltende Bindung vollziehen — die politisch-nationale Versöhnung tut natürlich trotzdem not, sie steht aber auf einem anderen Blatt — zeigt sich auch darin, daß dort, wo die wirtschaftliche Verflechtung fehlt, die Bindekraft am schwächsten ist: siehe Bosnien. Es ist das Nationalitätenprinzip eben etwas anderes in der Vorzeit oder Frühzeit des Kapitalismus, und es ist etwas anderes auf dem Hochgipfel des Kapitalismus.

Was bedeutet das nun für die Frage der Annexionen? Annexionen kann man natürlich mit ganz verschiedenen Argumenten begründen. Aus dem nackten Eroberungsrecht; aus der Notwendigkeit, sich für die eigenen Kriegsopfer eine vollwichtige Entschädigung zu verschaffen; aus der Notwendigung, jenen dauerhaften Frieden zu erzielen, dessen Herbeiführung so oft den Vorwand zur Fortsetzung des Krieges abgeben muß, also etwa um den

Gegner derart zu schwächen, daß er eines kriegerischen Überfalls fortan nicht fähig sei, oder um neue Grenzen zu fixieren, die eine militärische Festigung verbürgen; alle diese Gründe für Annexionen berühren uns hier natürlich nicht. Wir haben es nur mit jenen Annexionen zu tun, die gefordert werden im Namen der nationalen Idee, die begründet werden aus den Ansprüchen der nationalen Vereinigung, der Erlösung aus nationaler Fremdherrschaft, wie man da so gern zu sagen pflegt. In der Diskussion zwischen Kautsky und Cunow hat (Neue Zeit, 21. Mai 1915, Seite 226) Kautsky das Recht der Nationen auf Selbständigkeit herangezogen, um die Annexionsforderungen zurückzuweisen, wogegen es Cunow in die Rumpelkammer wirft und den »historischen Entwicklungsgang« in den »wirtschaftlichen und strategischen Gesichtspunkten« sucht, denen danach nicht bloß der Charakter der Realität, sondern auch der der Moralität zukäme. Aber könnten Gegner und Anhänger von Annexionen ihre Argumente nicht auch vertauschen? Wenn das Recht der Nationen auf Selbständigkeit auch die Bedeutung der Vereinigung aller Nationsteile zur Nationseinheit hat: wieviel Annexionen könnten sich dann damit nicht rechtfertigen? Lassen wir die Siege und Niederlagen auf den Schlachtfeldern außer Spiel — obwohl natürlich für die Möglichkeit oder Unmöglichkeit von Annexionen sie entscheidend sind — und fragen wir nur nach dem Rechtstitel, den das Recht auf Selbständigkeit leiht, so könnte sich die Annexion des österreichischen Welschlandes durch Italien, die des französischen Lothringen durch Frankreich, vielleicht auch die des flämischen Belgiens durch Deutschland — denn wenn die Sprachgemeinschaft versagt, kann ja die Rasse aushelfen — als Rechtserfüllung ausgeben und ihre Rechtfertigung vor dem Richterstuhl der internationalen Gerechtigkeit behaupten. Umgekehrt: wenn der historische Entwicklungsgang gilt, so ist doch auch das Vergangene *Entwicklung* gewesen, sein »Gang« muß doch irgendein Ergebnis hervorgerufen haben; die Entwicklung, die Loses verknüpft, Willkürliches in Organisches wandelt, die muß in dieser Hinsicht doch auch den Punkt erreichen, wo sie *vollendet* ist; der »Entwicklungsgang« streitet wider die Annexionen. Da nun auf der einen Seite das Recht jeder Nation auf Selbständigkeit vor unserem Bewußtsein als das natürlichste Recht dasteht, gleichsam eine Erkenntnis a priori ist, auf der anderen Seite wir aber gegen Annexionen vorweg Mißtrauen haben, unser Gefühl sich gegen sie sträubt, scheint hier ganz offenbar etwas nicht zu stimmen.

Dieses ist nun erstens die Identifizierung des Rechtes der Nationen auf Selbständigkeit mit ihrem Anspruch auf nationale Einheit. Die Frage geht aber in Europa nicht — mit einer großen Ausnahme, und die heißt Polen — um die Selbständigkeit, sondern um die Einheit: darum, daß die Nationssplitter, die »unerlöst« sind, in den Mutterstaat einbezogen werden. Wir sehen hier in Wahrheit den Widerstreit zwischen dem Nationalitätenprinzip, das mit der Forderung auftritt, die einzige berechtigte und moralische staatenbildnerische Kraft zu sein, und den Ergebnissen eines langen geschichtlichen Prozesses, die sich nicht bloß damit rechtfertigen, daß sie sind, sondern auch, daß sie *wurden*, daß sie unter Umständen ökonomische Tatsachen stärkster Potenz darstellen. Die Grenzen heute nach dem Nationalitätenprinzip bestimmen zu wollen, würde nicht weniger bedeuten, als wirtschaftliche Entwicklungen rückwärts wenden, Ergebnisse der ökonomischen Ent-

wicklung aufheben zu wollen. Dazu kommt als zweites die Verwechslung der Selbständigkeit einer Nation mit ihrer Souveränität, worin, und nicht in einer Unterscheidung zwischen nationaler und staatlicher Selbständigkeit, der wahre Gegensatz zu suchen ist. Unter der Selbständigkeit der Nation kann der Sozialdemokrat nur die Selbstbestimmung und Selbstverwaltung im Nationalen sehen; die Souveränität ist ein Attribut der bürgerlich-kapitalistischen Welt. Wird jemand meinen, daß die drei Nationen, die in der Schweizer Eidgenossenschaft vereinigt sind, ihre »wirkliche, volle nationale Selbständigkeit« nicht besitzen, weil sie ihre Souveränität nicht jede für sich, wohl aber alle zusammen in einer besitzen? Natürlich ist die nationale Selbständigkeit im nationalen Staate am harmonischsten erfüllt, wogegen in jedem Nationalitätenstaat ein Erdenrest bleibt, zu tragen peinlich; dennoch ist und bleibt die nationale Autonomie die innerhalb der harten Wirklichkeit des durch den Kapitalismus auseinandergeworfenen und durch den Kapitalismus zusammengefügten Europa allein mögliche Form, in der das Recht der Nationen auf Selbständigkeit verwirklicht werden kann, ohne blutige Kriege und fragwürdige Annexionen zu Hilfe rufen zu müssen.

Indem wir derart über die nationalen Triebkräfte Klarheit gewinnen und dem durch die wirtschaftliche Entwicklung Gewordenen sein Recht zusprechen, werden wir gegen die Versuchung gefeit, nackte Eroberungstendenzen als die Erfüllung moralischer oder wirtschaftlicher Notwendigkeiten anzusehen. Sie lassen sich weder durch das nationale Recht fundieren, aus welchem vorgeschützten Recht die Entente ihre Annexionsgelüste ableiten möchte, noch durch jene angeblich unwiderstehliche Gewalt der ökonomischen Tatsachen, von denen behauptet wird, daß alles geschichtlich Gewordene vor ihnen zu weichen habe.

Theorie und Praxis.

Von Gustav Eckstein.

1. Theorie und Praxis in der Theorie.

Klagen, wie sie Genosse Kamrowski in seinem Artikel »Was verlangen wir von der Theorie?« über das schlechte Verhältnis zwischen Theorie und Praxis und über die ungerechtfertigten Ansprüche der Theorie gegenüber der Praxis erhoben hat, sind weder in den Parteidiskussionen neu, noch auch sind sie gerade auf das Gebiet der Politik oder der Sozialwissenschaften beschränkt. Der marxistische Theoretiker fühlt sich fast angeheimelt, wenn er zum Beispiel die Betrachtungen über Theorie und Praxis in den Naturwissenschaften liest, die der Physiker Volkmann[1] anstellt. Er vergleicht das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis mit dem zwischen dem Abstrakten und dem Konkreten. Er betont, daß die Theorie den »Dissonanzen« mit der Wirklichkeit nicht aus dem Wege geht, daß sie vielmehr gerade jene Fälle aufsucht, die sich ihr nicht ohne weiteres einfügen, die ihr zu widersprechen scheinen. Sie besitze daher auch gar nicht jene Selbstsicherheit, wie sie den »reinen Praktiker« auszeichne. Und er fährt fort:

[1] Paul Volkmann, Erkenntnistheoretische Grundzüge der Naturwissenschaften, 2. Auflage, Leipzig und Berlin 1910, S. 172, 173.

Was hat es mit dem reinen Praktiker auf sich? Nun, ihm steht eine Unsumme von Einzelwahrnehmungen zur Verfügung, deren Richtigkeit er unter besonderen Bedingungen erprobt hat, ohne sich der Grenzen und Tragweite dieser Bedingungen bewußt zu sein. Tritt ihm der Theoretiker entgegen, so kann es kommen, daß der Theoretiker nicht gleich die Bedingungen übersieht, welche für das Erfahrungsterrain des Praktikers Gültigkeit haben; er kann auf Grund einer Unkenntnis etwaiger lokaler Bedingungen irrtümliche Behauptungen aufstellen oder Vorhersagungen machen. Dann triumphiert der reine Praktiker, aber er tut unrecht, zu triumphieren, denn er weiß es noch viel weniger als der Theoretiker, daß seine Aussagen von Bedingungen abhängen, und er wird sich über die Tragweite seiner Äußerungen ganz anderen, viel weitergehenden Täuschungen hingeben als ein guter Theoretiker. Der Praktiker steht nicht auf der höheren Warte. Er unterliegt der Einbildung, daß er das, was er unzählige Male praktisch erfahren, begrifflich beherrscht....

In der Tat blicken die Praktiker mindestens ebenso oft mit Geringschätzung auf die Spintisiereien der Theoretiker herab wie die Theoretiker auf die oberflächliche Betrachtungsweise der Praktiker. Ein besonders krasses Beispiel für solche kurzsichtige Beurteilung der Theorie durch die Praktiker bietet das Schicksal Liebigs, des genialen Bahnbrechers der modernen Agrikulturchemie, dessen Forschungen den Ausgangspunkt und die Grundlage bilden für die ungeheuren Fortschritte der landwirtschaftlichen Praxis des letzten halben Jahrhunderts. Auch ihm ist aber das Schicksal nicht erspart geblieben, von den »Praktikern« seiner Zeit als »Theoretiker« verspottet und zum alten Eisen geworfen zu werden.

»Die überwiegende Mehrzahl der landwirtschaftlichen Schriftsteller«, berichtet er selbst,[2] »ist darüber vollkommen einig, daß die Ansichten, die ich in der Landwirtschaft vertrete, keine praktische Bedeutung haben und zum Teil als widerlegt angesehen werden müssen. Die Erfahrung sei älter als die Wissenschaft, sie habe den praktischen Mann längst belehrt, was ihm not tue, und der Erfolg zeige, daß sein Betrieb den Verhältnissen angemessen und der beste sei; seine hohen und steigenden Erträge seien unwiderlegbare Beweise für die Ansichten, die ihn leiteten.«

Schließlich hat allerdings der Erfolg gezeigt, daß nicht der Praktiker recht hatte, sondern der Theoretiker, der es erst durch seine Forschungen dem Praktiker ermöglichte, den vielfachen Ertrag aus seiner Landwirtschaft zu ziehen.

Wie verhält sich nun aber wirklich die Theorie zur Praxis? Sind dies zwei Auffassungsweisen der Wirklichkeit, die notwendig miteinander im Gegensatz stehen müssen? Ist die eine der anderen übergeordnet, geht die eine aus der anderen hervor? Auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, die ja viel älter und durchgebildeter sind als die Gesellschaftswissenschaften, sind diese Fragen schon viel erörtert worden. Besonders eingehend hat sich der Physiker Ernst Mach mit ihnen beschäftigt. Sehr klar und anschaulich legt er diese Verhältnisse zum Beispiel in seinen »Prinzipien der Wärmelehre«[3] dar:

Wenn wir in einem bestimmten Kreise von Tatsachen uns bewegen, welche mit Gleichförmigkeit wiederkehren, so passen sich unsere Gedanken alsbald der Umgebung so an, daß sie dieselbe unwillkürlich abbilden. Der auf die Hand

[2] Justus v. Liebig, Chemische Briefe, 4. Auflage, Leipzig und Heidelberg 1859, 1. Band, S. IX (Vorwort zur vierten Auflage).

[3] 2. Auflage, Leipzig 1900, S. 383, 384.

drückende Stein fällt losgelassen nicht nur wirklich, sondern auch in Gedanken zu Boden. Das Eisen fliegt auch in der Vorstellung dem Magnet zu, erwärmt sich auch in der Phantasie am Feuer.

Die Macht, welche zur Vervollständigung der halb beobachteten Tatsache in Gedanken treibt, ist die Assoziation (Gedankenverknüpfung). Dieselbe wird kräftig verstärkt durch Wiederholung. Sie erscheint uns dann als eine fremde, von unserem Willen und der einzelnen Tatsache unabhängige Gewalt, welche Gedanken und Tatsachen treibt, beide in Übereinstimmung hält, als ein beide beherrschendes Gesetz.

Daß wir uns für fähig halten, mit Hilfe eines solchen Gesetzes zu prophezeien, beweist nur die hinreichende Gleichförmigkeit unserer Umgebung, begründet aber durchaus nicht die Notwendigkeit des Zutreffens der Prophezeiung. ... Je einfacher ein Tatsachengebiet und je geläufiger uns dasselbe geworden ist, desto stärker drängt sich uns der Glaube an die Kausalität auf. In uns neuen Gebieten verläßt uns aber unsere Prophetengabe. Dort bleibt uns nur die Hoffnung, auch mit diesem Gebiet bald vertraut zu werden....

Was geht nun vor, wenn der Beobachtungskreis sich erweitert? Wir sehen oft einen einzelnen schweren Körper sinken, wenn dessen Unterlage weicht. Wir sehen auch, daß leichtere Körper durch schwerere sinkende in die Höhe getrieben werden. Nehmen wir plötzlich einmal wahr, daß ein leichter Körper an einem Hebel zum Beispiel einen schwereren hebt, so entsteht eine eigentümliche intellektuelle Situation. Die mächtige Denkgewohnheit, nach welcher das Schwerere stärker ist, will sich behaupten. Die neue Tatsache fordert ebenfalls ihr Recht. In diesem Widerstreit von Gedanken und Tatsachen liegt das Problem. Um das Problem zu lösen, muß die Denkgewohnheit so umgewandelt werden, daß sie den alten und den neuen Fällen angepaßt ist.... Bedenkt man diese Verhältnisse, so versteht man, warum weder das Kind, dem die feste Denkgewohnheit noch fehlt, noch der abgeschlossen lebende Greis Probleme kennt, welche vielmehr nur auf den Menschen eindringen, dessen Erfahrung in der Erweiterung begriffen ist. Kommt das Problem zum vollen Bewußtsein und geschieht die Gedankenumwandlung mit Absicht und willkürlich, so nennen wir den Vorgang Forschung.

Die Forschung unterscheidet sich also keineswegs in ihrem Wesen von der Betrachtungsweise des täglichen Lebens.[4] Was sie von dieser auszeichnet, ist vor allem die Bewußtheit der Problemstellung und die Wahl der Mittel zur Lösung des Problems. Unzählige Menschen hatten Vögel vom Boden auffliegen gesehen, ohne daß ihnen zum Bewußtsein kam, daß im Vogelflug ein schwieriges Problem vorliege. Sie hatten sich entweder überhaupt nicht gefragt, wieso sich der Vogel in die Lüfte erheben könne, oder sie hatten sich mit Antworten begnügt wie denen, daß Gott oder die Natur den Vögeln diese Fähigkeit verliehen oder daß es eine Kunstfertigkeit dieser Tiere sei, sich vom Boden zu erheben usw. Erst viel später begann sich die Wissenschaft mit der Erforschung des Vogelflugs zu beschäftigen. Worin unterscheidet sich diese »wissenschaftliche Forschung« von jener naiven Fragestellung, die sich mit oberflächlichen Antworten begnügt?

[4] Vergl. Richard Avenarius, Kritik der reinen Erfahrung, Leipzig 1888, S. VII: »Das wissenschaftliche Erkennen hat keine wesentlich anderen Formen oder Mittel als das nichtwissenschaftliche: alle speziellen wissenschaftlichen Erkenntnisformen oder -mittel sind Ausbildungen vorwissenschaftlicher.« Avenarius macht diesen Satz, den er »das Axiom der Erkenntnisformen« nennt, zu einer der beiden Grundvoraussetzungen seines erkenntniskritischen Werkes.

Zunächst darin, daß sie von allgemeinen, durch lange Erfahrung bestätigten Sätzen ausgeht und dann feststellt, daß hier eine scheinbare oder wirkliche Ausnahme vorliegt. Es wird zunächst festgestellt, daß Körper, die schwerer sind als die Luft, die sie verdrängen, zu Boden fallen. Zu dieser Erkenntnis gehört nicht nur eine sehr lange Reihe von Beobachtungen, sondern auch schon eine bedeutende Fähigkeit der Abstraktion, das heißt der Heraushebung der für die Frage wichtigen gegenüber den unwichtigen Merkmalen. Bei allen Körpern, die zu Boden fallen, muß von ihrer Härte, ihrer Farbe, ja ihrem Gewicht[5] usw. »abgesehen« werden und nur ihr Gewichtsverhältnis gegenüber der verdrängten Luft ins Auge gefaßt werden. Dann wird festgestellt, daß ein Vogel schwerer ist als die von ihm verdrängte Luft, und nun erst kommt das »Problem« zum klaren Bewußtsein, wieso sich der Vogel trotzdem in die Lüfte zu erheben vermag. Obwohl also die wissenschaftliche Fragestellung in ihrem Wesen von der des täglichen Lebens nicht verschieden ist, kann doch ein wissenschaftliches Problem erst auf der Grundlage der Geistesarbeit von Jahrtausenden gestellt werden. Wer nicht mit einer Wissenschaft vertraut ist, der kann nicht nur die in ihr auftauchenden Probleme nicht lösen, er kann nicht einmal Probleme stellen oder die Problemstellungen begreifen.

»Um zu den chemischen Kenntnissen zu gelangen, über die wir heute verfügen,« sagt zum Beispiel Liebig,[6] »war es nötig, daß Tausende von Männern, mit allem Wissen ihrer Zeit ausgerüstet, von einer unbezwinglichen, in ihrer Heftigkeit an Raserei grenzenden Leidenschaft erfüllt, ihr Leben und Vermögen und alle ihre Kräfte daran setzten, um die Erde nach allen Richtungen zu durchwühlen, daß sie, ohne müde zu werden und zu erlahmen, alle bekannten Körper und Materien, organische und unorganische, auf die verschiedenartigste und mannigfaltigste Weise miteinander in Berührung brachten; es war erforderlich, daß dies fünfzehn Jahrhunderte hindurch geschah.«

Zum Forschen ist also vor allem Wissen notwendig, und zwar nicht nur Wissen einzelner Tatsachen, sondern besonders auch Vertrautheit mit den bisher von der Wissenschaft erkannten oder vorläufig angenommenen Zusammenhängen unter den Tatsachen, mit der Theorie. Denn die Theorie ist nichts anderes als die Auffassung vom Zusammenhang bestimmter Erscheinungen, die sich die Wissenschaft gebildet hat.[7] Tritt eine neue, ungewohnte Erscheinung auf, dann muß zunächst untersucht werden, ob sie sich den bisher angenommenen Zusammenhängen unter den Erscheinungen ihrer Art einfügt. Ist dies nicht der Fall, dann muß versucht werden, ob die bestehenden Theorien so geändert werden können, daß sie außer den schon früher bekannten Erscheinungen auch die neue umfassen. Erst wenn auch das nicht gelingt, muß eine ganz neue Theorie gesucht werden. So kommt es, daß bestehende Theorien immer komplizierter werden, um die sich nicht ohne weiteres einfügenden neuen Tatsachen mit zu umfassen. Endlich aber treten meist

[5] Das Gewicht eines Luftballons zum Beispiel ist viel größer als das einer Nähnadel. Trotzdem steigt der Ballon, weil er leichter ist als die verdrängte Luft.

[6] A. a. O., S. 48.

[7] Vergl. zum Beispiel Henri Poincaré, Der Wert der Wissenschaft, 2. Auflage, Leipzig und Berlin 1910, S. 200: »Wenn wir also fragen, was der objektive Wert der Wissenschaft ist, so heißt das nicht: Lehrt uns die Wissenschaft die wahre Natur der Dinge kennen, sondern es heißt: Lehrt sie uns die wahren Beziehungen der Dinge kennen?«

neue Erscheinungen auf, die überhaupt nicht mehr mit Hilfe der alten Theorie zu erklären sind. Das ist der Zeitpunkt, in dem ein genialer Forscher der Wissenschaft einen neuen Weg zu eröffnen vermag, um die Zusammenhänge viel einfacher darzustellen, als es mit Hilfe der alten Theorien möglich war. So sollten sich nach dem ptolemäischen System die Gestirne in Kreisen um die Erde bewegen. Genauere Beobachtungen zeigten aber immer mehr Abweichungen der wirklichen von den so berechneten Bahnen und nötigten dadurch die Theorie zu immer künstlicheren Konstruktionen, bis endlich der geniale Kopernikus zeigte, daß alle diese Schwierigkeiten und Widersprüche sich auflösten, wenn man nicht die Erde zum Mittelpunkt des ganzen Weltsystems machte, sondern die Sonne als Mittelpunkt betrachtete, um den sich die Planeten, darunter die Erde, in Kreisen bewegten. Es ist bekannt, welchen Umschwung im ganzen Denken der Menschheit dieser theoretische Fortschritt mit sich gebracht hat. Bald aber zeigten genaue Beobachtungen der astronomischen »Praktiker«, daß auch diese neue Theorie nicht alle Erscheinungen des Planetenlaufs umfaßte. Wieder war es ein genialer Theoretiker, Kepler, der, gestützt auf die Berechnungen des Praktikers Tycho Brahe, zeigen konnte, daß auch diese Schwierigkeiten sich beseitigen ließen, wenn man als die Bahn der Planeten nicht den Kreis annahm, sondern die Ellipse.

Wir sehen also, wie die Theorie nicht fortschreiten kann ohne die Beobachtungen der Praxis, die Erscheinungen aufzeigt, die von der Theorie noch nicht umfaßt werden können, daß aber die Praxis allein unfruchtbar bleibt, weil sie die Dinge nicht im Zusammenhang sieht, sondern nur vereinzelt. Nun ist es aber auch für den Praktiker notwendig, sich nach Regeln des Geschehens zu richten. Ohne diese könnte er ja nie wissen, was er in einem bestimmten Fall zu erwarten hat, welche Folgen seine eigenen Handlungen haben werden. Will er sich da aber von der Arbeit des Theoretikers freimachen, will er selbständig vorgehen, so liegt für ihn die Versuchung nahe, seine auf beschränktem Gebiet gemachten Erfahrungen einfach zu verallgemeinern, zu glauben, daß das, was er unter bestimmten Umständen gesehen und erlebt, stets eintreten müsse.

Eine vollkommene Wahrheit ist aber, wie Dietzgen sagt, immer eine vom Bewußtsein ihrer Unvollkommenheit begleitete Wahrheit.[8] Das heißt, eine Wahrheit ist nur dann vollkommen, wenn man sich der Bedingungen und Grenzen bewußt bleibt, innerhalb deren sie gilt. Wenn zum Beispiel die praktische Erfahrung regelmäßig zeigt, daß Lohnerhöhungen in einzelnen Betrieben oder Gewerben eine Erhöhung der Preise der dort hergestellten Waren nach sich zieht, wird der Praktiker geneigt sein, zu glauben, daß eine allgemeine Erhöhung der Löhne auch eine allgemeine Erhöhung der Preise hervorrufen würde. Und dem Theoretiker ist es ungemein schwer, dem »Praktiker« das Irrige seiner Verallgemeinerung nachzuweisen und ihm die Grenzen zu zeigen, innerhalb deren seine Wahrheit nur gilt, ihm zu beweisen, daß auch Preisrückgänge die Folge der allgemeinen Erhöhung der Löhne sein müßten. Ähnlich glaubt der Praktiker, der sieht, daß die Erschwerung des Exports gewisser Artikel die Arbeiter dieser Industrien schädigt, deshalb ohne weiteres, daß jeder Rückgang des Ausfuhrhandels ein Unglück für die gesamte Arbeiterschaft des betreffenden Landes bedeuten müßte.

[8] Joseph Dietzgen, Das Wesen der menschlichen Kopfarbeit, Stuttgart 1903, S. 88.

Diese Beispiele zeigen, daß die naiven Verallgemeinerungen des Praktikers oft auch zu wesentlich anderen praktischen Schlußfolgerungen führen als die systematischen Verallgemeinerungen des Theoretikers. Der Praktiker wird also anders handeln, wenn er sich nach den Ergebnissen der theoretischen Forschung richtet, als wenn er sich auf seinen eigenen Scharfblick allein verläßt.

Ist aber diese wissenschaftliche Verallgemeinerung, im Gegensatz zur naiven, schon auf dem Gebiet der Naturerscheinungen sehr schwierig, so ist das auf dem des sozialen Lebens in noch höherem Maße der Fall. Denn hier sind nicht nur die Erscheinungen noch viel komplizierter als in der Natur, es tritt noch eine besondere Schwierigkeit hinzu. Die Verhältnisse in der Natur haben sich in der Zeit, die wir mit unserem Denken zu beherrschen vermögen, nicht verändert, wohl aber die im sozialen Leben. Die Gestirne bewegten sich zur Zeit der alten Ägypter nach denselben Gesetzen wie heute; die Tiere sahen zur Zeit des Aristoteles so aus wie heute usw. Die sozialen Zustände und Beziehungen aber waren zu jenen Zeiten ganz andere als die unsrigen. Es ist klar, daß durch die Veränderungen, die ein Gegenstand während der Untersuchung erfährt, diese ungemein erschwert wird. Diese Schwierigkeit wird besonders groß, wenn der Beobachter erst eines besonderen Studiums bedarf, um zu bemerken, daß solche Veränderungen eingetreten sind. Das ist aber auf dem Gebiet der sozialen Forschung sehr häufig der Fall. So sind das Handels- wie das Finanzkapital eroberungslustig und kriegerisch, das Industriekapital ist im allgemeinen friedliebend. Aber wie schwierig ist es, im einzelnen Falle festzustellen, welche dieser Kapitalformen gerade die Herrschaft inne hat, ein Verhältnis, das sich fortwährend ändert. Und welch hohes Maß abstrakten Denkens und Forschens auf ökonomischem Gebiet war erforderlich, um überhaupt den historisch-sozialen Charakter des Kapitals zu erkennen und dann noch jene Unterscheidung seiner wesentlichsten Daseinsformen zu treffen!

Immerhin herrscht selbst in unserer Zeit stürmischster wirtschaftlicher Entwicklung doch noch ein solches Maß von Stetigkeit, daß selbst viele Beobachtungen und theoretische Folgerungen der klassischen Nationalökonomen, die vor einem Jahrhundert wirkten und schrieben, auch heute noch gelten und daß insbesondere die sozialen und ökonomischen Lehren von Karl Marx in allen wesentlichen Punkten auch noch auf die kapitalistische Wirtschaft und Gesellschaft unserer Tage zutreffen.

Der Krieg hat aber diese Stetigkeit jäh unterbrochen. Er hat uns geradezu über Nacht in ganz andere, neuartige wirtschaftliche und soziale Verhältnisse versetzt. Nun hieß es sich in diesen zurechtzufinden. Der »Praktiker«, der von dem Strudel der Bewegung mitgerissen wird und in ihm schwimmt, überblickt jeweils nur ein kleines Stück seiner neuen Umgebung, aber dieses sieht er genau, und deshalb glaubt er sich zur Folgerung berechtigt, daß er überhaupt den besseren Einblick in die Verhältnisse besitzt als der Theoretiker, der die Dinge nur zum geringen Teil aus eigener Anschauung kennt, vielmehr meist nur aus den Mitteilungen und Berichten anderer; und deshalb verallgemeinert nun der Praktiker das, was sich für seinen Wirkungskreis augenblicklich als praktisch erwiesen, für alle Fälle.

Der Theoretiker ist zunächst in einer viel schwierigeren Lage. Eine große Zahl der Theorien, die für den normalen Zustand der Wirtschaft und Ge-

sellschaft gelten, sind nun auf die neuen Verhältnisse nicht anwendbar, und auch wo dies noch der Fall, darf es erst nach genauer Prüfung geschehen, welche Sätze noch herangezogen werden dürfen und wie weit deren Geltungsbereich noch geht.

Während so das Gebiet jener Erscheinungen sich verringert, die noch »gleichförmig« sind mit den normalen des Friedenszustandes, für die unsere bisherigen theoretischen Erkenntnisse gelten, stürmen zugleich von allen Seiten neue Erscheinungen auf uns ein, die wir erst geistig zu beherrschen lernen müssen. Das ist kein leichtes Stück Arbeit. Wir können es nur bewältigen, indem wir diese neuen Erscheinungen genau studieren und geistig in ihre Bestandteile zerlegen. Wir suchen dann, ob wir in früheren Erfahrungen, besonders in der Wirtschafts- und Sozialgeschichte früherer Kriege, nichts Ähnliches finden, so daß wir aus diesen Analogien Schlüsse ziehen können. Vollständig kann diese Ähnlichkeit schon deshalb nicht sein, weil die früheren Kriege nicht nur unter wesentlich anderen politischen, sondern insbesondere unter ganz anderen ökonomischen und sozialen Verhältnissen stattgefunden haben.

So ist es denn auch durchaus kein Wunder, wenn selbst Anhänger der gleichen theoretischen Grundauffassungen in solchen Situationen zu sehr verschiedenen theoretischen Resultaten gelangen. Gewiß ist das sehr beklagenswert und bietet dem eine bittere Enttäuschung, der gewohnt ist, in der Theorie den sicheren, zuverlässigen Kompaß zu erblicken. Aber es wäre durchaus verfehlt, deshalb an der Theorie überhaupt zu verzweifeln oder ihren Wert zu bestreiten. Vor allem darf nicht vergessen werden, daß voraussichtlich, wenn nicht jetzt noch unberechenbare Ereignisse dazwischentreten, im Friedenszustand wenigstens zunächst im wesentlichen ähnliche Erscheinungen in ähnlichen Zusammenhängen auftreten werden wie vor dem Kriege, daß also unsere theoretischen Ansichten dann wieder ihre Gültigkeit erlangen werden. In dem Streit um das sogenannte »Umlernen« wird dieser Umstand sehr oft übersehen. Darüber, daß während des Kriegszustandes eine Reihe unserer theoretischen Anschauungen nicht anwendbar sind, besteht natürlich kein Zweifel, ebensowenig darüber, daß der Krieg im ökonomischen, sozialen und politischen Leben der Welt große Veränderungen herbeiführen wird. Die Fragen, um die es sich handelt, sind erstens die, ob auch nach dem Kriege unsere früheren Erkenntnisse unzutreffend sein werden, und zweitens, ob auf den Kriegszustand auch unsere grundlegenden Auffassungen unanwendbar sind.

Sicherlich sind diese beiden Fragen mit Nein zu beantworten, und damit ist schon der bleibende Wert unserer Theorien dargetan. Aber selbst für die Dauer des Krieges ist der Wert theoretischer Erkenntnis auch auf jenen Gebieten nicht zu leugnen, wo Einigkeit unter den Theoretikern noch nicht erreicht ist. Mit der gegenteiligen Behauptung begäbe man sich auf den Standpunkt jener klerikalen Schriftsteller, die frohlockend auf die oft so heftigen Meinungskämpfe der naturwissenschaftlichen Theoretiker hinweisen und daraus folgern, die gottlose Wissenschaft tauge überhaupt nichts, der Glaube allein führe zur wahren, weil unbezweifelten Erkenntnis.

Vor allem aber taucht die Frage auf: Was vermag die Praxis ohne Theorie und ist zielbewußtes praktisches Handeln ohne theoretische Erkenntnis überhaupt möglich? (Fortsetzung folgt.)

Der rote Faden der preußischen Geschichte.

Von Fr. Mehring.

(Fortsetzung.)

VI.

Die ökonomische Revolution des sechzehnten Jahrhunderts, die dem märkischen Adel mächtig aufhalf, rief eine geistige Revolution wach, die dem Geschlecht der Hohenzollern sehr günstige Aussichten zu eröffnen schien.

In diesem Jahrhundert hatte der Kurfürst Joachim I., von dem schon gesagt worden ist, daß er von 1499 bis 1535 regierte und den letzten Rest des adligen Raubwesens beseitigte, eine ähnliche Stellung wie im siebzehnten Jahrhundert der Kurfürst Friedrich Wilhelm und im achtzehnten Jahrhundert der König Friedrich. Er war nichts weniger als ein idealer Fürst, aber dem Fürstenideal seiner Zeit, wie es von den Humanisten vertreten wurde, kam er näher als ein anderer seines Geschlechts oder auch nur der sonstigen Fürsten seines Jahrhunderts.

Joachim war in Franken am Hofe seiner Großmutter erzogen worden und hatte eine sorgfältige Erziehung genossen. Er sprach Lateinisch, Französisch und Italienisch; auf den Reichstagen bewunderten die päpstlichen Legaten, wie er lateinisch wie deutsch »mit Geschwindigkeit und subtilen Griffen« zu disputieren wußte. Er zog humanistische Gelehrte an seinen Hof; einer Eitelwolf v. Stein, der auf Huttens Leben einen so tiefgreifenden Einfluß gehabt hat, ist lange Jahre hindurch der vornehmste Berater des jungen Kurfürsten gewesen, vor allem auch sein Gehilfe bei der Gründung der Universität Frankfurt a. O. Wie diese Universität, so gründete Joachim das Kammergericht, um dem römischen Recht, das mit dem Anwachsen der Warenproduktion und des Warenhandels wieder aufzuleben begann, eine sichere Grundlage zu geben.

Das Staatsideal des Humanismus war der von Gelehrten beratene Absolutismus. Joachim vertrat ihn in schroffer Form. Den Städten war er ein harter Herr, und soweit seine Macht reichte, war er es auch dem Adel. Die Sage, wonach er im Junkerblut gewatet sein und die Junker ihm drohende Verslein an seine Kammertür geschrieben haben sollen, hat bei alledem einen echten Kern. Er schlug einen sehr hohen Ton gegen die Stände an, und sie antworteten ihm immer sehr untertänig. Da er ein guter Finanzmann war — über seinen Geiz wie seine Habsucht war nur eine Stimme unter den Zeitgenossen —, so konnte er sich ziemlich unabhängig von dem Adel halten; er tadelte scharf dessen Schachermachei und hat sich gegen die Erweiterung der gutsherrlichen Vorrechte wenigstens nach Kräften gesträubt, wenn er auch nicht mächtig genug war, sie ganz zu verhindern; er verbot den Ständen die »Fantasey«, ihm in seine auswärtige Politik dreinzureden.

Seinem Ideal eines »gewaltsamen« Regiments — wie man damals nannte, was man heute eine starke Regierung nennt — nahe zu kommen, wurde ihm durch seinen überaus eigenwilligen und übrigens nichts weniger als liebenswürdigen Charakter erleichtert. Er zählte noch nicht sechzehn Jahre, als er zur Herrschaft gelangte, wußte sich aber sofort der Vormundschaft zu entziehen, die nach Haus- und Reichsgesetzen seinem fränkischen Oheim zustand. Ebenso wußte er sich die Mitregentschaft seines um sechs Jahre jüngeren Bruders Albrecht vom Halse zu schaffen, indem er ihn für den geistlichen Stand bestimmte und dem jungen, kaum erst zum Priester

geweihten Menschen im Jahre 1513 das Erzbistum Magdeburg und das Bistum Halberstadt, im Jahre darauf gar noch das Erzbistum Mainz verschaffte, dessen jeweiliger Inhaber Kurerzkanzler war und den Vorsitz im Kurfürstenrat führte. Diese Erfolge Joachims waren um so höher zu schätzen, als ihm bei der Wahl in Magdeburg wie in Mainz der Kaiser Maximilian in seinem eigenen Neffen einen Gegenkandidaten gestellt hatte.

Es war eine alte Sitte der deutschen Fürstenhäuser, ihre nachgeborenen Söhne in den behaglichen Nestern der kirchlichen Ämter unterzubringen, doch hatten die Hohenzollern seit anderthalb Jahrhunderten darauf verzichtet, seitdem in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zwei Hohenzollern gleichzeitig die bischöflichen Stühle von Eichstätt und von Regensburg eingenommen hatten. Nun aber nahmen sie diese Politik um so nachdrücklicher auf, nicht nur in der Mark, sondern auch in Franken; noch ehe Joachim seinen Fischzug in Magdeburg und Mainz tat, hatte sein fränkischer Oheim einen zwanzigjährigen Sohn als Hochmeister des Deutschen Ordens untergebracht, der, seit seiner Niederlage bei Tannenberg arg bedrängt von Polen, doch immer noch die heutige Provinz Ostpreußen besaß; es erleichterte die Wahl dieses Jünglings, daß er ein Schwestersohn des polnischen Königs war.

So erhöhte sich der Glanz und die Macht des Hohenzollernhauses, wie es einer seiner Historiker preislich schildert: »Jetzt war der Besitz der Hohenzollern an Kirchengut ihrem weltlichen Erbe in der Mark und in Franken ungefähr gleich: das Ordensgebiet zwischen Memel und Weichsel, die magdeburgischen Stiftslande an beiden Ufern der Elbe und der Saale, das ostfälische Bistum Halberstadt in dem reichen nördlichen und östlichen Vorland des Harzes und die gesegneten Gaue des goldenen Mainz in Thüringen, auf dem Eichsfeld und auf beiden Ufern des mittleren Rheins und des unteren Mains. Und keinem deutschen Fürstenhaus vordem war es beschieden gewesen, in der Hand eines seiner Söhne zwei Erzbistümer, in den Händen zweier Brüder zwei Kurfürstentümer vereinigt zu sehen.« Nur daß nicht alles Gold zu sein braucht, was glänzt.

Zunächst wurde die hohenzollernsche Macht dadurch wesentlich geschwächt, daß sie nicht im Dienste einer einheitlichen Politik stand. Schon die kirchlichen Fragen trennten die Höfe von Berlin, Mainz und Königsberg. Joachim war der starrste Anhänger des Papsttums unter den deutschen Fürsten, nicht aus katholisch frommer Gesinnung, worin er dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen, dem Beschützer Luthers, weit nachstand, und auch nicht eigentlich, weil er, wie so viele Humanisten, in der Losreißung von Rom eine Gefährdung der Kulturinteressen sah, sondern weil er als Autokrat in der Reformation die revolutionäre Volksbewegung haßte, was sie, wenigstens in ihren Anfängen, ja auch tatsächlich war.

Ganz anders als der weltliche Hof von Berlin stellten sich die geistlichen Höfe von Mainz und von Königsberg zum Papsttum. Der Mainzer Erzbischof hatte von Rom zwar außer seinen Bistümern den Kardinalspurpur erhalten, aber er war auch damit noch nicht zufrieden und beanspruchte, für seine Lebenszeit päpstlicher Legat für Deutschland, das heißt so etwas wie deutscher Papst zu werden, worauf die Kurie natürlich nicht eingehen konnte, da sie damit das Gebiet ihrer ergiebigsten Ausbeutung preisgegeben hätte. Danach trug der enttäuschte Kardinal »auf zwei Achseln«; er nahm so er-

bitterste Gegner des Papsttums wie Hutten in seine Dienste und brach selbst mit Luther nicht völlig; er spielte mit dem Gedanken, die protestantische Religion anzunehmen und seine Bistümer als weltlichen Besitz in die Tasche zu stecken. Was er schließlich doch nicht auszuführen versuchte oder wagte, das führte sein fränkischer Vetter in Königsberg wirklich aus; er trat zum Luthertum über, machte den Ordensstaat zum Herzogtum und sicherte den Raub an der Kirche durch Verrat am Reich, indem er sich unter die Lehnsherrlichkeit der Krone Polen stellte.

Entscheidender noch als die innere Zerrissenheit des Hauses Hohenzollern war der gewaltige Aufschwung, den im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts das Haus Habsburg nahm. Es gewann nicht nur burgundische, italienische und spanische Besitzungen, sondern ihm fielen namentlich die Kronen Böhmens und Ungarns samt Schlesien zu. Damit waren alle anderen deutschen Fürstentümer weit in den Hintergrund gedrängt; der Angelpunkt der europäischen Politik wurde für die nächsten Jahrhunderte der Kampf zwischen den Häusern Habsburg und Valois.

Der Kurfürst Joachim faßte seinen Entschluß, sobald er diese Lage der Dinge erkannte, und beschritt zuerst die Bahn, die der Kurfürst Friedrich Wilhelm und der König Friedrich nach ihm beschreiten sollten: er suchte den Anschluß an Frankreich, um Österreich niederzuzwingen. Er war freilich nicht der einzige deutsche Kurfürst, der bei der Kaiserwahl von 1519, als der französische König dem Enkel des Kaisers Maximilian die deutsche Kaiserkrone streitig machte, für den Franzosen wühlte, und er hat auch diesem Kandidaten nicht unverbrüchliche Treue gehalten, sondern zwischenhinein mit den Unterhändlern des Habsburgers um seine Stimme geschachert, aber im entscheidenden Augenblick so hartnäckig an dem Valois festgehalten, daß ihn die Bevölkerung der Wahlstadt Frankfurt a. M. in Stücke zu reißen drohte. Für die Einzelheiten muß ich auf meine früheren Artikel über die Anfänge des preußischen Staates verweisen und will nur einen Irrtum berichtigen, der mir dabei unterlaufen ist; in der notariellen Urkunde, die der Kurfürst aufsetzen ließ, nachdem er endlich für den Habsburger gestimmt hatte, hat er nicht »in ohnmächtiger Wut über seine Niederlage« bestätigt, daß er »diese Wahl aus rechter Furcht tue und nicht aus rechtem Wissen«, sondern sich vielmehr in ohnmächtiger Heuchelei gegen diese Annahme verwahrt, was im Wesen der Sache auf dasselbe hinauslief. Alle Welt wußte, daß dem Kurfürsten sein Spiel aus der Hand geschlagen worden war, ob er es nun gestand oder bestritt, und am wenigsten wurde der neue Kaiser dadurch getäuscht, der erst neunzehnjährige Karl V.

Er ließ den Kurfürsten in empfindlichster Weise spüren, wer nunmehr Herr im Hause sei; als Joachim 1521 auf dem Reichstag von Worms dienstbeflissen die Achtserklärung gegen Luther betrieben hatte, dankte ihm der Kaiser damit, daß er drei Tage darauf dem Kurfürsten die Lehnsherrlichkeit über Pommern nahm. Dagegen protestierte Joachim noch in einem »hitzigen« Schreiben und versuchte neue Mogeleien mit dem französischen König, aber dessen völlige Niederlage in der Schlacht von Pavia und der gleichzeitige Bauernkrieg von 1525, der Joachims Haß gegen die Reformation ins Ungemessene steigerte, machte aus ihm einen ebenso ergebenen wie würdelosen Diener des Hauses Habsburg. Er leitete nun jene Periode brandenburgischer Geschichte ein, auf die allerdings das von Marx geprägte und sonst nicht un-

anfechtbare Wort zutrifft, daß sich die preußische Geschichte zur österreichischen verhalte wie eine »unsaubere Familienchronik« zu einem »diabolischen Epos«; selbst Droysen gesteht, daß von nun an die Politik Joachims, um nicht zu sagen sein Charakter, unter das Gewöhnliche gesunken sei.

Auf dem Augsburger Reichstag von 1530 tobte er so unbändig gegen die protestantischen Fürsten, daß der Kaiser diesen übertriebenen Dienstleister verleugnen mußte. Erst als er im Jahre darauf die Wahl eines bayerischen Prinzen zum römischen König, das heißt zum Nachfolger des Kaisers verhinderte und die Wahl auf dessen Bruder Ferdinand ablenkte, also die Kaiserkrone im Stamme der Habsburger vererben half, durfte Joachim aufatmend gestehen: »Ich habe gottlob einen gnädigen Kaiser und König.« Er meldete seinem ältesten Sohne, daß die Wahl ihm »eine redliche Summe Geldes, auch jährliche Pension« und »viel nützliche Verbesserung unserer Privilegia« gebracht habe. Freilich, das Versprechen einer reichen Partie für seinen zweiten Sohn hielt ihm der Kaiser auch jetzt nicht, und ebenso blieb ihm die Lehnshoheit über Pommern verloren; er mußte sich mit dem brandenburgischen Nachfolgerecht begnügen für den Fall, daß die pommerschen Herzöge ausstürben.

In seinem Testament verleugnete Joachim selbst seine besseren Anfänge. Er schädigte schwer das Ansehen und die Macht seines Fürstentums, indem er die Mark zwischen seinen beiden Söhnen teilte; der ältere, Joachim, erhielt die eigentliche Kurmark mit der Kurwürde, der zweite, Johann, die Neumark, etwa den dritten Teil des ganzen Erbes. Beide Söhne mußten ihm »an eines rechten geschworenen Eides Statt« versprechen, der katholischen Kirche treu zu bleiben.

VII.

Sie dachten nicht daran, ihr Versprechen zu halten. Der jüngere wechselte sofort den Glauben, als der Vater die Augen geschlossen hatte, der ältere wenige Jahre später. In den schweren Krisen, die nunmehr über den Protestantismus hereinbrachen, sind beide nicht seine Retter geworden, wohl aber seine Kassierer.

Johann (1535 bis 1571) war ein echter Typus des Reformationszeitalters. Ein aufrichtiger Protestant, der in den gefährlichsten Lagen, dem zürnenden Kaiser ins Angesicht, seinen Glauben bekannte, aber tief durchdrungen von der Überzeugung, daß er nur in geistlichen Dingen Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen. Er nahm der alten Kirche die irdischen Güter, aber in seinen Händen wurden sie nicht den Motten und dem Rost zum Raube. Er machte die vorteilhaftesten Geldgeschäfte mit Kaisern und Königen und nicht zuletzt mit dem eigenen Bruder, mit polnischen Woiwoden und im geheimen auch, weil es nicht für standesgemäß galt, mit einzelnen Kaufleuten. Er war kein großer Feldherr, aber dem neuen Kriegswesen der Zeit vermochte er sofort seine lukrative Seite abzusehen; er gehörte zu den ersten jener großen Kondottieri, die Truppen warben, um sie gegen teures Geld an kriegführende Mächte zu vermieten; nicht weniger als 3500 Mann zu Roß und 4000 Mann zu Fuß meinte er in seinem kleinen Lande aufbringen zu können.

Er gehörte zu dem Schmalkaldischen Bunde, der politischen Organisation der protestantischen Fürsten, jedoch als dieser Bund mit dem Kaiser in die Haare geriet, trug er kein Bedenken, für das kaiserliche Heer gegen

schweres Geld 300 Speerreiter und 400 Arkebusiere zu werben. Allein als der Kaiser in der Schlacht bei Mühlberg gesiegt hatte und auf dem »geharnischten« Reichstag in Augsburg strenges Gericht über die protestantischen Fürsten hielt, war Johann von Küstrin nahezu der einzige dieser Fürsten, der sich trotz aller kaiserlichen Drohungen weigerte, an der Fronleichnamsprozession teilzunehmen.

Als vorsichtiger Mann hielt er sich zurück, als Moritz von Sachsen mit französischer Hilfe seine Schilderhebung gegen den siegreichen Kaiser unternahm. Wenn sie gelang, so fielen ihre Früchte auch ihm in den Schoß, und er konnte daneben ein gutes Geschäft machen, indem er dem geschlagenen Kaiser wieder auf die Beine half. In der Tat hat er ihm 2000 Reiter für die Belagerung von Metz gestellt und ist vom Kaiser zum Rat mit 5000 Talern Jahresgehalt ernannt worden. Diese Würde hat er auch unter Karls Nachfolgern erhalten, ja zuletzt noch vom spanischen König Philipp II., dank der Fürsprache des Herzogs von Alba, des fanatischen Protestantenverfolgers, mit dem dieser fanatische Protestant in der Schlacht bei Mühlberg sich angefreundet hatte. Kein Wunder, daß ein so umsichtiger Geschäftsmann mehr als eine halbe Million Taler hinterließ, während sein älterer Bruder bei seinem gleichzeitigen, nur um zehn Tage früheren Tode eine Schuldenlast im fünffachen Umfang hinterlassen hatte, wohlgemerkt, nachdem im Laufe seiner Regierung schon fünf Millionen Taler landesherrlicher Schulden von den Ständen gedeckt worden waren.

Dieser zweite Joachim entbehrte ganz und gar der geschäftlichen Anlagen seines Vaters wie seines Bruders und war weder ein so eifriger Katholik wie jener, noch ein so eifriger Protestant wie dieser. Er vertrat eine »mittlere Richtung« und brachte das immerhin schwierige Kunststück fertig, seinen Übertritt zur neuen Religion durch eine Kirchenordnung zu vollziehen, die sowohl den Beifall Kaiser Karls wie Luthers fand. Was ihn zum Protestantismus zog, war die Einheimsung der Kirchengüter, die den Umfang seiner Domänen fast verdoppelten, wenn auch nur, um alsbald wieder im Rauchfang zu verschwinden, da seine Gläubiger sofort die Hand auf sie legten. Ferner konnte er auch nur als Protestant die Mitbelehnung für das nunmehrige weltliche Herzogtum Preußen erreichen, wobei er dann freilich wieder alle mögliche Rücksicht auf den Lehnsherrn, den katholischen König von Polen nehmen mußte, der sein Schwiegervater war. Endlich war die »mittlere Richtung« am geeignetsten, im Wettbewerb um das Erzbistum Magdeburg dem schroff lutherischen Kurhause von Sachsen den Rang abzulaufen, wie denn in der Tat meistens hohenzollernsche Kandidaten auf den erzbischöflichen Stuhl gelangten, so daß Magdeburg bald als eine Art geistlicher Sekundogarnitur der Mark galt.

Dazu kam die ergebene Anhänglichkeit an den Kaiser, die Joachim von seinem alternden Vater übernommen hatte. In dem Kampfe des Kaisers gegen seine protestantischen Mitfürsten hielt er sich auf kaiserlicher Seite, wenn auch in etwas anderer Weise als sein Bruder. Zur Schlacht von Mühlberg sandte er dem Kaiser nur mehr unterderhand ein Fähnlein von 300 Reitern, aber um so nachdrücklicher unterstützte er auf dem »geharnischten« Reichstag die Restauration des Katholizismus. Das berufene Interim, das sein Bruder hartnäckig ablehnte, war von Joachims Hofprediger mit zurechtgebraut worden. Im großen und ganzen sank das Ansehen der Mark unter

dem zweiten Joachim noch tiefer, als es schon unter dem ersten gesunken war, zumal als dieser Kurfürst, eben um seiner »mittleren Richtung« willen, 1542 zum Oberbefehlshaber eines gegen die Türken entsandten Reichsheeres ernannt worden war und sich von diesen Ungläubigen eine schmähliche Niederlage geholt hatte.

Schmählicher noch und vor allem entscheidender war seine gänzliche Niederlage auf dem Gebiet der inneren Politik. Will man ihn als einen Typus des Reformationszeitalters auffassen, so war er ein klassischer Vertreter jener »verkommenen Generation«, als welche selbst Männer wie Treitschke und Gustav Freytag die deutschen Fürsten des sechzehnten Jahrhunderts angesprochen haben. Er war ein arger Verschwender und Wüstling; schon nach fünf Jahren seiner Regierung mußte er im Jahre 1540 die Stände um die Deckung einer landesherrlichen Schuld von 600 000 Talern angehen und sich von ihnen in einem Tone abkanzeln lassen, den sie sich gegen seinen Vater niemals erlaubt hatten.

Es führt irre, wenn der preußische Historiker Koser sagt, das altväterliche Einvernehmen zwischen Kurfürst und Ständen hätten derartige Auseinandersetzungen doch nicht eigentlich gestört, denn nach langen Debatten und dem üblichen Gezeter hätte die Landschaft, in diesem ersten wie in allen späteren Fällen, schließlich doch immer rettende Beihilfen gewährt. Koser selbst muß schon zugeben, daß die Stände sich ihre Freigebigkeit reichlich hatten bezahlen lassen: »Joachim II. hat in seinen Reversen der kurmärkischen Ritterschaft für die Ausbildung ihrer Gutsherrlichkeit über die Bauern so viel bewilligt, daß seinen Nachfolgern nichts mehr hinzuzufügen blieb.« Aber dabei ließen es die Stände keineswegs bewenden.

Um den »Strick in der Hand« zu behalten, behielten sie sich die Verwaltung der neuen Auflagen vor, die sie bewilligten; durch ihr »ständisches Kreditwerk« machten sie den Landesherrn finanziell dauernd von sich abhängig. Dann aber mußte er im Jahre 1540 noch folgenden Revers unterschreiben: »Wir wollen keine wichtige Sache, daran der Lande Gedeihen oder Verderb gelegen, ohne unserer Gemeinen Landstände Vorwissen und Rat beschließen. Wir wollen uns in kein Verbündnis, wozu unsere Untertanen oder Landsassen sollten oder müßten gebraucht werden, ohne Rat oder Bewilligung gemeiner Landräte begeben.« Wie in der inneren war der Kurfürst damit auch in der äußeren Politik lahmgelegt, in der sich sein Vater immer noch freie Hand behalten hatte.

Wirksamer noch als durch dies Blatt Papier sicherten die Stände die Ohnmacht des Landesherrn durch die gänzliche Entwaffnung des Landes. Seitdem der »gemeine Mann von Adel« den Ackerbau als Gewerbe trieb, vergaß er seiner militärischen Dienstpflicht; statt der 4000 Ritter, die im fünfzehnten Jahrhundert noch aufsaßen, kamen im sechzehnten nur noch 600; statt der vollen Lanze, dem Ritter mit zwei oder drei Knappen, einem Schützen kamen »Einspänner«; endlich schickte der Vasall gar, statt selbst zu erscheinen, »einen Kutscher, Vogt, Fischer oder dergleichen schlimm und unversucht Lumpengesindel«, wie es in einem kurfürstlichen Erlaß von 1610 heißt. Aus demselben Jahre und derselben Quelle stammt ein Gutachten, worin es heißt, daß man den Bauern keine Waffen in die Hand geben dürfe, die sie benutzen würden, sich aus der Dienstbarkeit zu befreien, und eine Beschwerdeschrift Berliner Spießbürger, die man wenigstens zum Wachtdienst hatte

eindrillen wollen, sie hätten den Tod davon gehabt und das Schießen erschrecke gar zu sehr die schwangeren Weiber.

Die eigentliche Waffe der Zeit waren nun freilich die geworbenen Landsknechte, und was damit zu erreichen war, zeigte der Markgraf Johann von Küstrin. Aber dazu gehörte Geld, viel Geld, das zwar in den Händen eines geriebenen Kondottiere Wucherzinsen trug, aber zunächst doch einmal da sein mußte; 100 Fußknechte kosteten im Jahre fast 5000, 100 Reiter 12 000 Gulden, Geschütz und dessen Bedienung ungerechnet. Der Kurfürst Joachim hatte jedoch nur Schulden, und die Stände bewilligten ihm nicht einen Pfennig, um Truppen zu werben; sie haben die Mark von 1540, wo sie den Strick in die Hand bekamen, bis zum Jahre 1648, wo eine neue Entwicklung einsetzte, in einem waffen- und wehrlosen Zustand erhalten, wie er niemals vorher oder nachher bestanden hat.

Es war ein Jahrhundert träger und wüster Anarchie, in die auch die Neumark gerissen wurde, die nach dem Tode des ohne männliche Erben verstorbenen Markgrafen Johann an die Kurmark zurückgefallen war. Auch nur die Namen der Kurfürsten zu nennen, die in diesem Jahrhundert regiert haben, würde nicht der Mühe lohnen; dagegen ist es nicht ohne Interesse, den roten Faden der preußischen Geschichte in dieser Periode unumschränkter Adelsherrschaft nachzuweisen.

VIII.

Bekanntlich hat der schwedische Kanzler Oxenstjerna zu seinem Sohne gesagt: Du ahnst nicht, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird, und die Geschichte des märkischen Adels zeigt in der Tat, daß es ein entschlossener Wille in den rauhen Klassenkämpfen dieser unvollkommenen Welt viel weiter zu bringen vermag als die tiefgründigste Weisheit. Aber ein gewisses Maß von Weisheit gehört schließlich doch zur Ausübung jeder Klassenherrschaft, und dieses Maß, bescheiden wie es sein mochte, hat der märkische oder der ostelbische Adel überhaupt niemals aus eigener Kraft aufzubringen vermocht.

Bei seiner gänzlichen Roheit und Unbildung hatten sich die ersten Hohenzollern damit beholfen, ihre Kanzler und Räte aus ihren fränkischen Fürstentümern zu beziehen. Aber seitdem sich diese von der Mark getrennt hatten, war die Not groß. Der erste Joachim hat noch eine Reihe fränkischer Adliger zu seinen Beratern gehabt, allein daneben schon hessische oder schwäbische Junker oder auch bürgerliche Gelehrte aus Sachsen und Schlesien. Das Aufkommen des römischen Rechts gab jetzt den Juristen eine ähnliche Stellung im Rate der Fürsten, wie sie bis dahin die Geistlichen behauptet hatten. Jedenfalls klagte der erste Joachim, er müsse sich des Rates von Leuten bedienen, die er außer Landes herhole, zu seinem und des Landes nicht geringem Schaden. Durch die Gründung der Universität Frankfurt und mancherlei Bemühungen um die bessere Bildung der Geistlichkeit hat er sich nach Kräften bemüht, dem Übel zu steuern, aber ohne besondere Erfolge. Für den märkischen Adel blieb es bei dem, was der Kurfürst in seinem Ausschreiben zur Gründung seiner Universität gesagt hatte, daß nämlich in der Mark ein gebildeter Mann so selten sei wie ein weißer Rabe.

Nach der Schilderung des Humanisten Trithem, dem die Zustände seiner pfälzischen Heimat einen Maßstab an die Hand gaben, war die Mark in der Kultur außerordentlich zurück: sie war arm an Menschen, aus Mangel an

fleißigen Arbeitern blieben weite Strecken des Landes unbebaut, der rohe Adel kannte nur Trinken und Müßiggang, die Geistlichkeit war so ungebildet wie zahlreich. So der eine Humanist im Jahre 1505; ein anderer, kein Geringerer als Melanchthon, schrieb noch ein Menschenalter später, im Jahre 1539 nach einem Besuch in der Mark, Pfaffen gebe es eine ganze Menge, aber er habe nie dümmere und schlechtere, nie so ungebildete, rohe, anmaßliche, widerwärtige Menschen gesehen. Und noch ein paar Jahre später heißt es in einem Schreiben, das etwa fünfzig märkische Edelleute, »unser viele vom armen unverständigen Adel« unterzeichnet haben, sie bäten um Vergebung, daß sie es plattdeutsch abgefaßt hätten; sie hätten gern hochdeutsch geschrieben, aber sie könnten es nicht.

So konnte selbst das bescheidenste Maß von Regierungsgeschäften nicht erledigt werden ohne die Hilfe ausländischen Adels oder auch bürgerlicher, sei es ausländischer oder einheimischer Gelehrter. Das ist so geblieben bis ins neunzehnte Jahrhundert und gehört zum roten Faden der preußischen Geschichte. Insoweit freilich ist er mit dem Katzengold der Legende umsponnen worden, als schon früh das Schlagwort auftauchte, der preußische Staat verdanke sein Emporkommen der Weisheit seiner Regenten, die immer mehr »auf die Federn als auf die Ahnen« gesehen hätten, und wie oft ist die unwiderstehliche Anziehungskraft dieses Staates dadurch zu beweisen gesucht worden, daß er mit der Kraft eines Magnets die Talente des deutschen »Auslandes« an sich gezogen habe.

In Wirklichkeit hat sich kein Kalb je so gegen die Schlachtbank gesträubt wie der märkische Adel gegen die »Butenländer«. In eben jener Eingabe des »armen unverständigen Adels« heißt es, ins Hochdeutsche übersetzt, man müsse das Übel da steuern, wo es herkomme, »und jedermann wisse ja, wer die Vögel seien. Wir müssen die bösen Räte abtun und mit unseren eigenen Ochsen pflügen«; namentlich »keinen Meißner« dürfe man zu Rate im Lande leiden. Damit war auf Eustachius v. Schlieben angespielt, einen meißnischen Edelmann, der lange Jahre hindurch der hauptsächlichste Berater des zweiten Joachim war, neben dem Kanzler Lampert Distelmeyer, dem Sohne eines Leipziger Schneiders.

In der Stellung des märkischen Adels zu diesen beiden Ministern tritt recht sichtbar der rote Faden hervor, der sich bis in unsere Tage fortgesponnen hat, wo wir es ja alle erlebt haben, daß »Onkel Chlodwig« den Junkern ein Stein des Anstoßes, Herr Miquel dagegen Hahn in ihrem Korbe war. So verfolgte der märkische Adel den Schlieben mit den bittersten Stachelreden, während er den Distelmeyer ins Herz geschlossen hatte. Distelmeyer hat sogar fertig gebracht, woran selbst Bismarck gescheitert ist: er hat seine Kanzlerschaft seinem Sohne Christian vererbt.

Die Sache erklärt sich so, daß der ostelbische Adel in den adligen »Butenländern« stets nur Konkurrenten, und zwar überlegene Konkurrenten um seinen Einfluß und seine Einkünfte erblickt und sie sich demgemäß nach Möglichkeit vom Leibe gehalten hat, während ihm die bürgerlichen Gelehrten und Politiker, die zur Erledigung der Regierungsgeschäfte notwendig waren, stets nur als Handlanger und Werkzeuge seines eigenen Willens galten und in der Tat auch nicht mehr waren. Gerade die fähigsten dieser Leute, die Distelmeyer im sechzehnten und die Miquel im neunzehnten Jahrhundert, erkannten am ehesten, wo in diesem Staate Bartel den Most holte, und

ihnen lag mehr an der Gunst der Junker als an der Gunst der Landesherren. Sie hatten nichts hinter sich, was der Adel zu fürchten brauchte, und am wenigsten waren sie Vorkämpfer einer Klasse, was die stillschweigende Voraussetzung jenes Geredes von der bürgerlichen Entwicklung des brandenburgisch-preußischen Staates ist.

Die märkischen Städte verkamen im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts mehr und mehr. Zum Teil war das der Unterdrückungspolitik der Kurfürsten und des Adels geschuldet, zum Teil aber auch ökonomischen Gründen, worüber Herr Hintze bemerkt: »Im Süden und Westen wurde die Mark Brandenburg von den großen Handelswegen umgangen, auf der hohen Straße über Leipzig und auf der Elbe über Magdeburg und Hamburg, während der Oderverkehr durch den Streit zwischen Stettin und Frankfurt gehemmt war.« Die Berliner Geschlechter, die die Gewalttat von 1448 überstanden hatten, waren hundert Jahre später ausgestorben oder verfielen, wie die Blankenfelde und Ryke, hoffnungsloser Armut.

Überhaupt verschwand das städtische Patriziat, das sich auf Grundbesitz und Handel gegründet hatte; an seine Stelle trat ein kleines Bürgertum, das, ohne starkes Selbstbewußtsein, seinen höchsten Ehrgeiz darin sah, seinen fähigen Söhnen die Beamtenlaufbahn zu eröffnen. Der Geheime Rat, der 1604 als oberste Behörde gegründet wurde, bestand ziemlich zur Hälfte aus bürgerlichen Mitgliedern, und wenn die Stände gegen den obersten Berater des damaligen Kurfürsten, einen böhmischen Grafen Schlick, protestiert hatten als gegen »unbekannte, fremde, auswärtige, und solche Leute, welche der Herrschaft wenig nutz, sondern dem Lande und dessen Einwohnern nur beschwerlich und schädlich sind«, so haben sie sich mit einem Doktor Pruckmann, der nach Schlick ans Ruder kam, einem Frankfurter Bürgerkind, über zwei Jahrzehnte vertragen. (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton

Krieg und Zauberkunst.

Von Bruno Sommer.

Während die Mehrzahl der Ethnologen und Völkerpsychologen als erste geistige Stufe der werdenden Menschheit nach Tylors Vorgang den Animismus ansieht, sind eine Anzahl Forscher — es seien hier nur Preuß und Vierkandt genannt — zu der Überzeugung gekommen, daß diesem noch eine ältere Stufe vorausgegangen sei — die des reinen Zauberglaubens, wo der Mensch einfach durch gewisse willkürliche Handlungen die Außenwelt und seine Mitmenschen glaubte beeinflussen und seinen Zwecken gefügig machen zu können. Diese Zauberhandlungen sind ursprünglich noch von jeder Vorstellung übersinnlicher Wesen und ihrer Mitwirkung frei und beruhen lediglich auf dem Glauben des Menschen an sich selbst und seine Kraft. Bedeutende Reste dieser Anschauung fanden sich noch unter den nordamerikanischen Indianern. Alle Vorgänge wurden bei den betreffenden Stämmen aus einer Zauberkraft erklärt, die in jedem Dinge, jedem Wesen, jeder Erscheinung steckt, in der ganzen Natur lebendig ist und natürlich auch

von Menschen ausströmen kann. Diese Kraft nannten die Irokesen Orenda (weshalb man wissenschaftlich vom »Orendazauber« spricht), die Algonkin Manitu, die Dakota Wakan. Reste des Glaubens an sie sind freilich in aller Welt festzustellen.

Die Zauberhandlungen auf Grund des Orenda zerfallen in zwei Hauptarten: die symbolischen und die magischen. Beim *symbolischen* Zauber besteht die Handlung in einer Nachbildung oder pantomimischen Andeutung der erstrebten Zauberwirkung, weshalb man auch von *Analogiezauber* spricht. So glaubt man, das Fallenlassen des Urins oder das durch Rauchen erzeugte Bilden von Tabakswolken, das den Fröschen nachgeahmte Gebaren des Hüpfens und Quakens, die Nachahmung des Regenrauschens oder Donnerrollens usw. erzeuge Regen — die öffentliche Kohabitation auf dem eben besäten Acker bringe Fruchtbarkeit, und ähnliches. Will ein Wildenstamm solche Vorgänge herbeiführen, dann handelt er gemeinsam wie vorbeschrieben. Das hat sich durch die Jahrtausende vererbt. In romanischen wie slawischen Dörfern des zivilisierten Europa hat sich ein auch sonst in aller Welt geübter Regenzauber erhalten, wobei man nackte oder nur in ein Blätter- oder Grasgewand gehüllte Mädchen mit Wasser begießt. Natürlich verwendet jeder einzelne seine Zauberkraft auch für persönliche Zwecke. Die Indianer fertigen von Mann, Frau oder Jagdtier, das sie töten wollen, eine rohe Zeichnung oder eine kleine Figur an und durchstechen, quälen, töten sie; desgleichen machen indische Zauberer für ihre Kundschaft Lehmpuppen, die sie mit Dornen durchstechen oder sonst verstümmeln in der Meinung, sie würden dem gemeinten Menschen dasselbe Leid zufügen. Im elften Jahrhundert gab ähnliche Zauberei in Deutschland Gelegenheit zu einer der üblichen Judenhetzen. Gewisse Juden machten ein wächsernes Bild und ließen dasselbe von einem bestochenen Geistlichen auf den Namen des ihnen feindlichen Bischofs Eberhard taufen, dann zündeten sie es an. Während die Figur brannte, erkrankte der Bischof schwer und starb. Das steht in den Prozeßakten, und deshalb muß es wohl wahr sein. König Jakob I. von England fühlte sich ganz besonders von dieser Art Zauber bedroht, und er wird heute noch in Europa im geheimen ausgeübt wie einst im alten Rom, was Horaz bezeugt. Das Rezept selber ist uralt; es findet sich bereits in magischen Keilschrifttexten.

Einem ähnlichen Analogiezauber wäre beinahe der würdige Missionar Pater Merolla verfallen, der in seinen Erlebnissen von einer Kongohexe erzählt, die ihm nach dem Leben trachtete. »In dieser Absicht grub sie ein Loch in die Erde; das veranlaßte mich, nie lange auf dem nämlichen Platze zu verweilen, um dadurch ihr böses Vorhaben zu vereiteln und nicht die Beute ihrer Hexerei zu werden. Soll ihre Zauberkunst den Tod eines Menschen bewirken, so wird ein gewisses Kraut in das gegrabene Loch gelegt; wie es verdorrt oder verwest, so schwinden auch die Lebensgeister der Behexten.« Man sieht: der fromme Gottesmann selber traute der Zauberkraft der Hexe mehr zu als dem Gegenzauber aller seiner Heiligen. Im übrigen ist das auch ein altes, in aller Welt übliches Mittel. Eine besondere Art des Analogiezaubers ist das Anwünschen oder der Fluch, dem der Segenswunsch gegenübersteht.

Beim *magischen* Zauber wird die Fernwirkung auf andere Weise erreicht. Seine Formen sind Legion und deshalb nicht aufzuzählen. Eine

besondere Art ist der Nahakzauber (Name auch indianischer Ausdrucksweise entnommen), der sich der Reste vom menschlichen Körper (Nägel, Haare, Auswurf, Kot) oder selbst der Speisereste des zu Bezaubernden bedient. Deshalb vergräbt der Wilde alles das meist heimlich, respektive läßt von seinen Mahlzeiten nichts übrig. Selbst ihren Frauen gegenüber haben viele Stämme diese Furcht.

Natürlich greift der sich behext Glaubende zu ähnlichen Gegenzaubern — aber wer kann alle Nachstellungen kennen? Der Glaube der Wilden an die Wirkung des Unsinns ist so groß, daß viele Berichte dahin gehen, daß der Betroffene, nachdem er von der Behexung erfahren, sich auf seine Matte legte und starb — aus Angst. Das ist erklärlich und wohl auch mit Ursache, daß die Übung noch nicht ausgestorben.

Das Aufkommen des Animismus hat diese Zauberei nun erst recht in Blüte gebracht. Mit jenem Namen bezeichnet man die urmenschliche Anschauung, daß alles in der Welt beseelt sei und deshalb auch Wirkung ausübe. Am Gegensatz von Leben und Tod bildete der Wilde den Begriff der Seele, die das Leben des Leibes bewirkt und mit dem Tode irgendwohin entflieht. Auch wir drücken uns ja noch so aus. Daß die Seele fortlebte, glaubte man durch die Träume und Visionen, in denen man mit den Verstorbenen zusammentraf, und durch vielerlei anderes bewiesen.[1] Nun sah man statt der Orendakraft der Dinge in der Natur die »Geister« wirken. Die schlimmen Wirkungen, die den Menschen treffen, stammen nun, wie man meint, von unzählbaren bösen Geistern, die der Urmensch ja gar nicht alle kennen kann, und gegen die er ganz schutzlos wäre, wenn er nicht in seiner Familie, in den Seelen von Verstorbenen, die ihm blutsverwandt sind, insbesondere von Mutter und Vater, eine Anzahl Geister besäße, auf deren Hilfe er in den schweren Kämpfen rechnet, wo ihn die Kraft seiner eigenen Seele im Stiche läßt. Nun zaubert er mit Hilfe dieser ihm bekannten und verwandten Seelen, und diese Hilfe erkauft er sich durch Gaben, die er den durchaus nicht als bedürfnislos vorgestellten Geistern darbringt. Zaubersprüche, Gebete (Bitten an die Seelen), Opfer — das ist der Inhalt alles Urglaubens und bleibt es auch noch, wenn sich dieser mit steigender Zivilisation zur »Religion«, das ist einem gewissen festgefügten System des Glaubens gewandelt hat. Je höher Zivilisation und Religion steigen, um so mehr verschwinden, oft gewaltsam, die ursprünglichen Glaubenshandlungen, die Zaubereien aus der Öffentlichkeit — sie werden zum Aberglauben.

Jedoch die höheren Religionen sind nicht Volkserzeugnisse, sondern das Produkt der Ideen der Priesterschaften der herrschenden Klassen, und es lebt deshalb im Volke, selbst dort, wo man offiziell nur noch an den einen guten Gott glauben darf, im Juden-, Christen- wie Mohammedanertum der Ur- und Aberglaube heimlich weiter und hat sich »hintenherum« sogar teilweise wieder durchgesetzt, kam im Christentum und Islam als Glaube an Heilige und Reliquien wieder zum Vorschein. Denn jene: das sind die alten

[1] Wer sich hierüber näher unterrichten will, dem empfehlen wir die Lektüre von Paul Lafargue, Ursprung und Entwicklung des Begriffs der Seele. Übersetzt von Luise Kautsky. Ergänzungsheft Nr. 6 der Neuen Zeit; ferner Heinr. Cunow, Ursprung der Religion und des Gottesglaubens, Vorwärtsverlag, sowie die dasselbe besprechenden Artikel Karl Kautskys »Religion« in der Neuen Zeit, 1913, XXXII, 1, S. 182, 352.

Geister der Urzeit, die Götter des Polytheismus, und diese: das sind die Dinge, in denen diese Geister (bei den Wilden noch heutzutage) wohnen und aus denen heraus sie wirken; die Wissenschaft nennt sie Fetische.

Fetische sind also nicht nur die Reste der Toten selber: Knochen, Haare usw., sondern auch ihre Kleider oder Teile davon, aber auch Dinge, in die man durch eine zauberhafte Handlung den Geist eines Verstorbenen hineingebannt hat (so alle die Dinge, die aus den katholischen Kirchen als »geweiht« und »angerührt« hervorgehen) oder die einst sein Eigentum waren, an dem die Seele stets mit größter Zähigkeit hängt. Nicht also nur die Puppe oder der mehr oder weniger menschenähnliche Klotz, in dem der Wilde seinen »Gott« verehrt, nicht bloß das Grabmal aus Holz, Stein oder in Gestalt eines lebenden Baumes ist ein Fetisch, sondern auch alle die kleinen Dinge, die man von Verstorbenen geerbt hat, die oft nur als »Andenken« bezeichnet werden, aber vielfach als zauberhaft schützende Amulette und Talismane gelten. Amulett stammt von arabisch hamala: tragen, Talisman aber von griechisch telesma: Geweihtes. Auch die Kriegszeichen der Völker sind solche Talismane, in denen die schützenden Geister sitzen. Die römischen sind aus Abbildungen bekannt, die jüngeren krönt der Adler des Jupiter; auch die alten Deutschen sollen, wie berichtet wird, ähnliche besessen haben — sie wurden gleich den römischen in Friedenszeiten in Tempeln aufbewahrt. Im Mittelalter kämpften Deutsche wie Slawen häufig hinter dem wehenden Kleidungsstück eines Heiligen, gelegentlich war die Stange, an der es baumelte, auch eine »heilige Lanze«. Auch der Mantel Mohammeds ist das Kriegsbanner der Türken.

Solange es den Menschen gut geht, solange man sich einigermaßen wirtschaftlich wie geistig frei ausleben kann, steigt auch die Kultur und mindert sich der Aberglaube; man braucht die Geister nicht zu bemühen und verläßt sich mehr auf die eigenen Kräfte. Das ändert sich, wenn Gefahren auf den Menschen einstürmen, wenn er vor übermächtigen Natur- und Geschichtsgewalten, die ihn schädigen, sich nicht schützen kann und auch die staatlich vorgeschriebene Gottheit dem Übel nicht wehrt. Dann erinnert man sich nicht nur der alten Götter und Geister, dann greift man zurück zu den uralten, aber noch keineswegs vergessenen Mitteln, um die Vorgänge in Natur und Geschichte zu zwingen — zur Zauberei.

Auch der zurzeit tobende Krieg hat die unter der Oberfläche leise fortschwelenden falschen Instinkte der Menschheit wieder zur Flamme angefacht. Zeitungen und Zeitschriften sind voll neuerstandener oder wieder ans Licht kommender alter Aberglaubensformen — ganze Bücher voll hat man innerhalb Jahresfrist davon sammeln können. Alte »wohlapprobierte« Gebete werden als »Soldatenschutzbriefe« abgeschrieben und auf der Brust getragen, aber da man sie, sowohl im Kriege 1870/71 wie im derzeit tobenden, vielfach bei Gefallenen fand, müssen es doch nicht die richtigen gewesen sein. Von Weißenburg i. E. und von Neuruppin aus werden gedruckte »Himmelsbriefe« verbreitet — natürlich gibt es daneben viele und vielerlei geschriebene —, wie sie ähnlichen Inhalts bereits aus dem sechsten Jahrhundert bezeugt sind; man hat sie in der ganzen christlichen Welt nachgewiesen. Ähnlichen Zweck haben die »Kugelsegen«, die bei den frumben Landsknechten des Mittelalters stark im Schwange gingen, wenngleich sie oftmals auch den Teufel zu Hilfe nahmen. Sie sollten den Krieger »festmachen« gegen

jede Verwundung, was auch durch die »Passauer Kunst« geschah, die »stichfest« oder »gefroren« machte. Das brandenburgische Kriegsrecht von 1656 beginnt deshalb mit dem Verbot der Zauberei und Waffenbeschwörung. Behufs Unverwundbarkeit trug man auch Not-, Georgs- oder Siegesgemden, die unter ganz besonders mystischem Formelkram angefertigt wurden. Das ist alles wieder aufgelebt.

Gleich am Anfang des Krieges hat ein bayerischer Quacksalber nicht nur 1000 Stück »Münchener Kugelsegen« angefertigt, sondern auch schlank abgesetzt, und da ihn das Gericht zu einer Geldstrafe verurteilte, die ungefähr 25 Prozent seines Gewinns hierbei betrug, wird er sich dadurch von seiner »segensvollen« Arbeit gewiß nicht abhalten lassen.

Natürlich sind auch die echten fetischhaften Talismane, die am Körper, an der Uhrkette, im Geldbeutel oder sonstwo getragen werden, durch den Krieg wieder stärker in Aufnahme gekommen. Sie bestehen aus Ringen, Glückschweinchen, Medaillen, Bildern von Müttern, Bräuten, ja geradezu aus fratzenhaften Götzen gleich dem ägyptischen Bes, »Bibi« genannt, sowie vielem anderen. In Österreich hat das Kriegshilfebureau in Verbindung mit dem Bürgermeister von Wien den kapitalistischen Massenfabrikaten dieser Art nicht nur das Feld überlassen, sondern die Sache offiziell in die Hand genommen, indem man aus eisernen Hufnägeln Ringe verfertigen, mit der Inschrift »Kriegsglück 1914« versehen und für 2 Kronen das Stück verkaufen ließ. Selbstverständlich haben Erbstücke, in denen die Geister der Vorfahren wirken, den allerhöchsten Wert, daneben aber sind Geschenke besonders wirksam. Im übrigen ist jedes Ding, so blödsinnig es auch erscheinen mag, wie beim Neger, zum Fetisch geeignet — die Engländer sollen Kaninchenpfoten bevorzugen.

Übrigens haben diesem Fetischglauben die von mancherlei Gefahren bedrohten Autofahrer stark vorgearbeitet, indem wohl keiner derselben und kein rechtschaffenes Auto ohne solchen Talisman ist; die kleinen Fähnchen, die oft vorn auf ihnen wehen, sind zum Beispiel solche.

Das Mittelalter hatte für den unverschonten Krieger nun auch seinen Wund- und Blutstillungszauber, der in dem mannigfachen Heilungszauber unserer »Sympathiedoktoren« weiterwirkt. Aber von jenem hat man bisher noch nicht viel gehört. Der Verwundete verliert den Glauben an die Hilfe des Zaubers und verläßt sich lieber auf den Sanitäter und das Lazarett.

Das Wiedererwachen des Mystizismus durch die Not der Zeit ist erklärlich, nichtsdestoweniger natürlich höchst bedauerlich, und uns bleibt nichts anderes übrig, als die alte Kulturarbeit seines Zurückdrängens aufs neue zu beginnen. Das kann am wirkungsvollsten geschehen durch Darlegung der Grundlagen und falschen Schlüsse, auf denen er beruht. Das Vorliegende wollte dazu nur ein kleiner Beitrag sein.

Literarische Rundschau.

Dr. Valerian Tornius, **Die baltischen Provinzen.** 542. Bändchen der Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt«. Leipzig und Berlin, Verlag von B. G. Teubner. 104 Seiten. Preis gebunden 1,25 Mark.

In dem vergangenen Halbjahr ist in der deutschen Presse recht viel über die Ostsee- oder baltischen Provinzen Rußlands geschrieben worden. Nicht nur in den

Zeitungen, sondern auch in mancher Zeitschrift. Allen voran gingen die »Preußischen Jahrbücher«, die über dieses Thema drei Artikel brachten. Auch Herr Rohrbach widmet 20 Seiten seiner letzten Broschüre (»Rußland und wir«) der »baltischen Frage«. Man sieht, daß jetzt gewisse deutsche Kreise ein großes Interesse an dem Schicksal der baltischen Provinzen haben wollen.

Aber diese Literatur ist doch sehr einseitig. Und das kommt aus zweierlei Ursachen. Erstens trägt das augenblickliche Interesse für die baltischen Provinzen nicht einen bloß theoretischen Charakter, sondern einen politischen: man will die »deutschen« Ostseeprovinzen »befreien«. Darum ist diese Literatur von einer kriegspolitischen Tendenz nicht frei. Und zweitens stammen die deutschen Schriftsteller, die über die baltischen Provinzen schreiben, von baltischen Deutschen ab oder sind solche selber oder schreiben auf Grund dessen, was die baltischen Deutschen gesagt oder vorher geschrieben haben. Aber, was leicht zu verstehen ist, die baltischen Deutschen, als eine national abgeschlossene Herrenklasse (»Herrenmenschen«) mit einem ausgeprägten aristokratischen oder patrizischen Charakter, haben die sozialen, kulturellen, politischen und nationalen Strömungen der Haupteinwohner der baltischen Provinzen, der unterjochten Letten und Esten, nie verstanden noch überhaupt verstehen können. Ein objektives Urteil und historisches Verständnis für die allgemeine baltische Geschichte hat man bei den baltisch-deutschen Schriftstellern — mit wenigen Ausnahmen — nie gefunden.

Auch das unlängst erschienene Büchlein des Herrn Dr. V. Tornius leidet an diesen Mängeln. Eine gewisse Vorstellung über die geographische Lage und über die allgemeinen ökonomischen Verhältnisse der baltischen Provinzen kann man aus dem Büchlein schon bekommen, auch über die Geschichte und das Leben der deutschen Herrenklasse. Aus dem Büchlein ist zu erkennen, daß die Deutschen in den baltischen Provinzen nur 6,9 Prozent der Gesamtzahl der Bevölkerung bilden. Selbst in den Städten bilden sie eine kleine Minderheit. Doch muß ich hier bemerken, daß Herr Tornius nicht für alle Fälle die vorhandenen neuesten Statistiken anführen will. So bildet jetzt die deutsche Bevölkerung Rigas nicht mehr 25,5 Prozent, wie im Jahre 1897, sondern nur 13 Prozent (1913). Der Verfasser will aber behaupten, daß in den prozentuellen Veränderungen der städtischen Einwohner in den letzten 20 Jahren keine wesentlichen Verschiebungen stattgefunden haben. Diese Verschiebungen sind so wesentlich, daß die deutsche Bourgeoisie in den baltischen Städten zu Wahlfälschungen greifen muß, um ihre Positionen in den Stadtverwaltungen zu behaupten. Herr V. Tornius konstatiert das selbst (S. 71).

Der Verfasser hat überhaupt in seinem Büchlein eine »Kleinigkeit« etwas näher darzustellen »vergessen«: den Haupteinwohnern der baltischen Provinzen — den Letten und Esten — sind nur 3 bis 4 Seiten (von 104) gewidmet. Darum kann man auch aus dem Büchlein keine Vorstellung weder über die lettische und estnische Kultur noch über die geschichtliche Entwicklung dieser Völker gewinnen. Das kommt daher, daß der Verfasser selber nichts Näheres über die Letten und Esten weiß,[1] und was er wissen will, hat er infolge seiner Klassenvorurteile ganz schief aufgefaßt. So schreibt der Verfasser zum Beispiel, daß die baltischen deutschen Herren immer für die nichtdeutsche Bevölkerung sehr gesorgt haben — sie haben Schulen gebaut, die ökonomische und geistige Kultur entwickelt usw. Trotzdem haben die Letten im Jahre 1905 gegen die guten Herren eine fürchterliche Revolution veranstaltet, und das sollen sie aus einfacher Dummheit getan haben.... Das ist eine ganz famose Geschichtsauffassung, die jeder elementaren Wissenschaftlichkeit spottet. Wie der Verfasser kein Verständnis für die Ursachen der baltischen

[1] In dem Teile seines Büchleins, wo der Verfasser über die Letten und lettische Kultur spricht, erwähnt er keine Persönlichkeit, deren Namen zu nennen wertvoll erschiene. Dagegen in dem anderen Teile, wo er über die baltische deutsche Kultur spricht, da findet er Raum genug, um nicht nur wenig bekannte Persönlichkeiten beim Namen zu nennen, sondern auch manche Letten als Deutsche auszugeben.

Revolution hat, ebenso verkennt er vollständig deren Ziele. So behauptet Herr Tornius, daß die Letten im Jahre 1905 eine Losreißung des Lettlandes von Rußland und die Gründung einer selbständigen lettischen Republik beabsichtigt hätten. Die »Geschichte« von der »lettischen Republik« hat auch K. Renner einmal im Kampf« gelegentlich erwähnt.) Jedermann, der die neuere Geschichte des Baltenlandes kennt, weiß, daß die lettische Revolution kein separatistisches Ziel hatte, sondern die Umwandlung Rußlands zur demokratischen Republik erkämpfen wollte, in deren Rahmen für Lettland eine politische Autonomie hergestellt werden sollte. Nur eine kleine Gruppe der sogenannten lettischen Sozialisten-Revolutionäre hat hier eine selbständige »lettische Republik« geschwärmt. Aber diese kleine Gruppe hat keine Rolle in der Revolution gespielt und ist schon längst vollständig verschwunden. Die lettische sozialdemokratische Arbeiterpartei, die die Führerin der Revolution war, hat kein separatistisches Programm aufgestellt. Das Märchen von der Gründung einer selbständigen »lettischen Republik« oder sogar mehrerer »Republiken« (eine in Tuckum, andere in Talsen usw.) ist von den baltischen Adligen erfunden worden, um von Petersburg mehr Militärkräfte zu bekommen, mit welchen dann auch nachher die Revolution »mit drakonischen Mitteln« — wie Herr Tornius selbst konstatiert — unterdrückt wurde. Herr Tornius will nicht wissen, daß es die baltischen deutschen Junker waren, die die Revolution mit »drakonischen Mitteln« unterdrückt haben. Im Gegenteil ist Herr Tornius sehr verwundert über die »absonderlichen Ansichten, die man hier und dort über die baltischen Deutschen liest, und die sie als starre Reaktionäre oder Liebediener des Zarismus brandmarken«. Statt solche Ansichten als »völlig haltlos und aus der Luft gegriffen« zu bezeichnen, sollte Herr Tornius wenigstens zuerst den Artikel des Herrn Johannes Haller in den »Süddeutschen Monatsheften« (Juli 1915) nachlesen. Aus diesem Artikel ist zu ersehen, daß die baltischen deutschen Aristokraten schon seit zwei Jahrhunderten die Liebediener des russischen Zarismus gewesen sind und daß sie beim russischen Hof eine große Rolle gespielt haben. Manchmal sind die Liebesdienste dieser Höflinge sehr weit gegangen. So ist es ein öffentliches Geheimnis, daß der Kaiser Paul I. von dem baltischen Grafen Pahlen erwürgt worden ist.

Was die kriegspolitische Tendenz des Büchleins anbetrifft, so ist sie einfach verblüffend. In dem Vorwort behauptet der Verfasser, daß die baltischen Provinzen eine engere Gemeinschaft mit Deutschland wünschen. Ich weiß nicht, wen Herr Tornius repräsentieren will und in wessen Namen er zu sprechen beauftragt worden ist, aber sicher kann er nicht als Vertreter der Wünsche der baltischen Provinzen gelten. Was die Letten anbetrifft, so hat keiner von ihnen sich für die Losreißung der Provinzen von Rußland erklärt. Im Gegenteil haben sich alle lettischen Parteien und Strömungen gegen die Losreißung Lettlands ausgesprochen. Die lettische Sozialdemokratie hat schon gegen die Pläne auf Annexion des Baltenlandes, welche gewisse deutsche Kreise hegen, Protest erhoben. Und was die baltischen Deutschen anbetrifft, so ist es sehr fraglich, ob auch nur das deutsche städtische Bürgertum die Losreißung der Provinzen von Rußland wünscht. Die baltischen Städte würden bei einem solchen Wechsel verlieren. Wahrscheinlich hat nur ein kleiner Teil der baltischen Deutschen seine Zukunftshoffnungen auf das »größere Deutschland« gesetzt. Man lese nur das Dezemberheft (1915) der »Preußischen Jahrbücher«, wo der reaktionäre kurländische Pastor Fr. Bernewitz nach der »Befreiung« Kurlands ruft, und man wird wissen, wer die Losreißung der Provinzen wünscht und *warum*. Vor der »Befreiung« sollen in Kurland viele lettische Zeitungen erschienen sein, die die Letten zum Atheismus, Nationalismus und Sozialismus erzogen. Die russische Regierung hätte den Letten eine zu große Preßfreiheit eingeräumt. Jetzt soll es mit Preußens Hilfe anders werden....

Man ist gewöhnt, in dem ernsten Verlag »Aus Natur und Geisteswelt« Schriften erscheinen zu sehen, die eine größere Wahrheitsliebe und mehr wissenschaftliche Objektivität wahren als die vorliegende tendenziös zusammengeflickte Kriegsbroschüre des Herrn Tornius. F. Zinis.

Professor Dr. Richard v. Wettstein, **Der Krieg und unsere Schulen.** Wien 1915, Ed. Hölzel. 70 Seiten. Ladenpreis 80 Heller.

Der Weltkrieg im Unterricht. Vorschläge und Anregungen zur Behandlung der weltpolitischen Vorgänge in der Schule. Gotha 1915, F. A. Perthes. 224 Seiten.

Beide Schriften gehören zu der kriegspädagogischen Literatur, die im Laufe des ersten Kriegsjahres üppig in die Halme schoß, während jetzt die Flut schon bedeutend abzuebben begonnen hat. Sie tragen ganz verschiedenen Charakter.

Die erste gibt einen am 30. Januar 1915 zu Wien gehaltenen Vortrag wieder, einen aus der Reihe der dort von dem Ausschuß für volkstümliche Universitätskurse veranstalteten, und behandelt nur allgemeine Fragen. Der Redner erwartet, wie so viele auch bei uns, von der Zeit nach dem Kriege eine neue Epoche der Reformen auf allen Gebieten, die Wiedergeburt des »frischen, freudigen Aufbaues« auf allen Gebieten, so auch auf dem pädagogischen. Seine Forderungen in dieser Beziehung bewegen sich indes so ziemlich auf dem Felde des für den Pädagogen eigentlich Selbstverständlichen: Ausschluß politischer Parteieinwirkungen; größere Anspruchslosigkeit der Jugend; Unterordnung unter die Allgemeinheit, Pflichtgefühl; Erziehung nicht zum Hurrapatriotismus, wohl aber zur Liebe zu Heimat und Volk. Auf dem Gebiet des höheren Schulwesens Förderung einer allgemeinen Bildungsschule für weitere Kreise. Seine Polemik gegen die »ganz ungesunde« Hypertrophie der Mittelschulen (bei uns Gymnasien und Oberrealschulen) und die dadurch herbeigeführte »Überschwemmung« der Universitäten mit Hörern, Überproduktion an akademisch Gebildeten und Heranziehung eines akademischen Proletariats (S. 23) läßt sich von dem Standpunkt der heutigen Gesellschaftsordnung ganz wohl verstehen, zeigt aber zugleich, daß er über die tieferen sozialen Zusammenhänge dieser Zuerscheinungen nicht nachgedacht hat.

Mitten in die Praxis des Unterrichts hinein führt dagegen die zweite größere Schrift, »Der Weltkrieg im Unterricht«, ein Sammelbuch, in der nacheinander Religion, Deutsche Sprache und Dichtung, Geschichte, Alte Sprachen, Neuere Sprachen, Erdkunde, Mathematik und Naturwissenschaften von verschiedenen in der Praxis stehenden Fachmännern bezüglich ihrer Verbindungsmöglichkeit mit dem Kriege gemustert werden. Damit ist von selbst gegeben, daß neben manchem Anregenden und Guten doch auch anderes, an den Haaren Herbeigezogenes mitspielt. Wir würden die arme Schulklasse bedauern, auf die etwa alle diese Fächer Schläuche voll kriegspädagogischen Inhalts mit vereinten Kräften losließen. Glücklicherweise ist schon durch die Natur der Dinge dafür gesorgt, daß nichts so heiß gegessen wird, wie es gekocht ist; und je länger der Krieg dauert, desto mehr wird man zu der pädagogischen Hauptsache, dem Lernen der Sache um der Sache willen, zurückkehren, wie es in drastischer Form Hindenburg einer ihm »huldigenden« österreichischen Gymnasialklasse geraten haben soll: »Denkt ihr jetzt lieber gar nicht an mich, sondern an nichts als eure Aufgaben, packt ihr eure Vokabeln an, ich will die Russen packen!« (S. 17.) Die Einzelbeiträge sind von verschiedenem Wert. Am leidenschaftlichsten gebärdet sich der Neuphilologe, zumal gegen England und dessen »nackten Materialismus«, während er auf Wiederverständigung und neuen Kulturaustausch mit dem französischen Volke hofft. Der klassische Philologe faßt die Sache möglichst idealistisch an, während der Vertreter der Mathematik und der Naturwissenschaften sozusagen die ganze Kriegstechnik in den Bereich seines Unterrichts zieht. Der Germanist beschäftigt sich vorzugsweise mit der heutigen Kriegslyrik, der evangelische Theologe, etwa in der Weise Traubs und anderer Liberaler, mit den schon durch das bloße Dasein des Krieges hervorgerufenen religiösen Konflikten. Der Geschichtslehrer faßt seine Aufgabe ziemlich äußerlich — hauptsächlich Vergleich der Lage von 1914 mit der von 914, 1014, 1114 usw. —, während der Geograph uns von allen Fachvertretern, was Reichtum und Lebendigkeit der sachlichen Anregungen betrifft, den besten Eindruck gemacht hat. Das Fach der Geschichte wird übrigens noch durch einen Schlußbeitrag des vor einiger Zeit vielgenannten jungen Juristen Dr. H. Wehberg (Düsseldorf) ergänzt, der auch das Völkerrecht im Unterricht be-

handelt wissen will; wozu jedoch, abgesehen von kurzen gelegentlichen Berührungen, die Schule kaum die nötige Zeit übrig haben dürfte. Muß doch überhaupt nicht alles in den Schulunterricht verlegt werden; möge statt dessen die Schule lieber die heranwachsenden jungen Leute dazu anregen und — ihnen die Muße lassen, sich auch außerhalb der Schulwände mit den wichtigsten Fragen der Zeit vertraut zu machen. — Am wertvollsten von allen Beiträgen des Buches scheint uns der bisher noch nicht erwähnte einleitende von F. W. Foerster über »Neue Erziehungspflichten in unsere Zeit«. Da wir bereits früher Foersters Standpunkt beleuchteten,[1] genüge der Hinweis, daß der Verfasser auch hier den Mut zeigt, gegen den Strom zu schwimmen, das heißt gegen alle Übertreibungen, gegen Verrohung, ein leichtfertiges Jubeln, gegen vieles Festefeiern, gegen Verurteilung der anderen und Selbstglorifizierung auch schon bei der Jugend anzukämpfen, einzutreten dagegen mit klaren und kräftigen Worten für das Verstehen schlichter und schweigsamer Pflichterfüllung, für die Betonung des Allgemein-Menschlichen gerade in dieser Zeit, für das Verstehen der anderen und — zuletzt nicht am wenigsten — für die »unumgängliche Wiedervereinigung der Völker«. (S. 19.)

Akademikus.

Notizen.

Pannationalismus. Genosse Pernerstorfer sendet uns als Erwiderung auf eine Bemerkung Kautskys (S. 568) die folgende Zuschrift mit der Bitte um Veröffentlichung:

Wenn in Parteikreisen über meinen Deutschnationalismus gesprochen wird, erinnere ich oft an ein Wort Otto Bauers, der von mir einmal sagte, ich sei gar nicht so sehr deutschnational als vielmehr ein Pannationaler. Daran ist so viel richtig, daß ich in der Tat nicht nur keine Nation oder Rasse gering schätze, sondern vielmehr in der Mannigfaltigkeit der Nationen einen besonderen Reiz der Menschheit und die Ursache ihrer vielseitigen Entwicklung sehe. Ich liebe jedes Volk und wünsche, daß jedes Volk sich in seiner Art ausleben könne. Das großrussische Volk, soweit ich es verstehen kann, hat insbesondere in seiner schönen Literatur mir immer das größte, liebevollste Interesse erweckt. Ich wünsche nur nicht, daß die russische Regierung fremde Völker unterdrücke, und soweit dies geographisch möglich ist, wünsche ich jedem Volke politische Souveränität. Wenn das großrussische Volk durch die Selbständigkeit der Fremdvölker Rußlands mehr nach Asien gedrängt wird, so geschieht ihm wahrhaftig kein Unrecht. Sibirien ist groß und gibt viel Arbeit, und das russische Volk hat da Gelegenheit, ein Vielmillionenvolk zu werden und sich auszuleben, sich zur Freude zu entwickeln und damit der Welt zum Heile! Ich der Feind irgendeines Volkes! Ich, der ich jedes Volkes Glück will und sein ganzes und rechtes Gedeihen. Ich, dessen glühender Wunsch es wäre, alle Sprachen kennen, um den vertausendfachten Regenbogen menschlicher Kultur mit eigenen Augen sehen zu können!

Mir dünkt, dieser mein Pannationalismus sei echterer Sozialismus als — »Internationalismus zu Gnaden«, Genosse Kautsky — Ihr verwaschener Internationalismus, der, recht im Lichte betrachtet, mehr einem ausgesprochenen Anationalismus, wenn nicht gar einem unverständlichen Antinationalismus gleicht.

Ich bin unter anderem auch deswegen ein glühender demokratischer Sozialist, weil nur der demokratische Sozialismus den Völkern dieser Erde und auch meinem Volke höchste Freiheit, reinstes Licht und ganzes Glück bringen wird.

Engelbert Pernerstorfer.

Die Gründe, die für Genosse Sp. bestimmend waren, auf eine Antwort auf Pernerstorfers Notiz in Nr. 20 zu verzichten, veranlassen auch mich, von einer Entgegnung an dieser Stelle abzusehen. Es hätte wenig Sinn, die Frage des sozialdemokratischen Internationalismus in einer polemischen Notiz mit wenigen Worten erledigen zu wollen.

K. Kautsky.

[1] Reformpädagogik, politische Pädagogik. Neue Zeit, XXXIII, 2, S. 190.

Der Einfluß des Krieges auf die Finanzen der kämpfenden Mächte. Der Londoner »Economist« stellt eine Rechnung über die Kriegskosten und ihren Einfluß auf die zukünftigen Finanzen auf. Danach wären die direkten Kriegsausgaben (in Millionen Pfund Sterling):

	Erstes Kriegsjahr	Zweites Kriegsjahr	Zusammen
England	550	1000	1550
Frankreich	680	975	1655
Rußland	625	800	1425
Italien	110	250	360
Belgien und Serbien	120	100	220
Zusammen	2085	3125	5210
Deutschland	850	1250	2100
Österreich-Ungarn	500	600	1100
Türkei und Bulgarien	40	130	170
Zusammen	1390	1980	3370
Alle Mächte zusammen	3475	5105	8580

Diese Zahlen dürften nicht ganz stimmen. Helfferich hat die Kriegsausgaben für das zweite Kriegsjahr auf Grund des jetzigen Standes mit 120 Milliarden Mark (6 Milliarden Pfund) geschätzt. Zieht man aber in Betracht, daß die Kriegskosten rasch ansteigen, so wird auch diese Summe wohl bald überholt sein. Allerdings rechnet Helfferich wohl auch die Kosten der Kriegsanleihen hinzu, wodurch nach dem »Economist« die Ausgaben aller Staaten für beide Jahre auf 8,65 Milliarden Pfund (173 Milliarden Mark) ansteigen. Volle Übereinstimmung ergibt sich dennoch nicht.

Infolge des Krieges werden nach dem »Economist«, falls der Krieg jetzt endet, Staatsschulden und Schuldendienst steigen (in Millionen Pfund) um:

	Staatsschuld	Zinsrate	Schuldendienst
England	1380	5	69
Frankreich	1900	5	95
Rußland	1500	5	75
Italien	400	5	20
Belgien	120	5	6
Serbien und Montenegro	100	6	6
Deutschland	2100	5	105
Österreich-Ungarn	1150	5¾	66
Türkei	150	6	9
Bulgarien	30	6	2
Zusammen	8830	5	453

Die Ausgaben Englands betrugen 1913/14 insgesamt 197,5 Millionen Pfund; sie müssen demnach auf 265 Millionen (um 35 Prozent) ansteigen, falls die übrigen Ausgaben die gleichen bleiben werden. Die Staatsausgaben Frankreichs werden von 189,5 auf 283 Millionen Pfund (49 Prozent), die des Deutschen Reiches von 184,9 auf 288, die Rußlands von 309,4 auf 383 (24 Prozent), die Italiens von 104 auf 122 und die Österreich-Ungarns von 237,6 auf 302 Millionen Pfund Sterling (um 27 Prozent) hinaufsteigen. Selbstredend wird der Einfluß des Krieges auf die Staatsfinanzen noch tiefgehender sein. Denn zunächst wird mit den unvermeidlichen Defiziten nach dem Kriege nicht gerechnet. Hinzu kommen die gewaltigen Anforderungen für Pensionen, Entschädigungen an die Eisenbahnen, Gemeinden usw. Dann werden gewisse Summen für die Tilgung und Verwaltung der Staatsschuld aufgewendet werden. Verschlingt aber schon die Verzinsung der Kriegsschuld durchschnittlich 35 Prozent der Staatsausgaben, so darf man sicher mit einer neuen Last von rund 50 Prozent der früheren Staatsausgaben rechnen. Sp.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 22 Ausgegeben am 25. Februar 1916 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Franz Mehring.

Zu seinem siebzigsten Geburtstag.

Von Ed. Bernstein.

Eine zu ihrer Zeit vielgelesene Gartenlaube-Dichterin gab einem ihrer Romane im Hinblick auf dessen Hauptperson den Titel »Ein Held der Feder«. Der Begriff des Heldentums ist einigermaßen labil geworden und die Bezeichnung als Held heute billig zu haben. So ist es denn recht zweifelhaft, ob Franz Mehring es als ein Kompliment hinnehmen würde, wenn man ihn an seinem siebzigsten Geburtstag als einen »Helden« der Feder feiern wollte. Und doch hat sich Mehring sein ganzes Leben hindurch auf das Wirken mit der Feder beschränkt, ist er nie etwas anderes gewesen, hat er nie mehr sein wollen, als Mann der Feder. Aber er ist zu allen Zeiten ein Kämpfer gewesen, und seines Wirkens als Kämpfer mit der Feder zu gedenken, ist wohl in dieser Zeitschrift am Platze, in der er während mehr als zwei Jahrzehnten ständiger Mitarbeiter für die Spitzen- oder Leitartikel war, und der er daneben noch eine Anzahl umfangreicherer Abhandlungen über Fragen verschiedener Art und Bedeutung einverleibt hat.

Franz Mehring ist seiner sozialen Lebensstellung nach »sozialistischer Akademiker«. Er entstammt einer bürgerlichen Familie in Pommern und studierte in Berlin, als er sich gegen Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der politischen Journalistik zuwandte. Als Politiker schloß er sich dem entschiedensten Flügel der bürgerlichen Demokratie an, der in dem eisenfesten Johann Jacoby seinen bedeutendsten Führer verehrte und in Berlin damals eine Tageszeitung hatte, die von dem verstorbenen Dr. Guido Weiß geistreich und charaktervoll redigierte »Zukunft«. Das Blatt gewann nie eine große Verbreitung, aber die Leser, die es hatte, hingen um so begeisterter an ihm. Es verschmähte die Mittel kapitalistischer Reklame und war für das große Publikum zu vornehm gehalten. Aber für Leute von Geschmack, ob Freund oder Feind, war seine Lektüre ein ästhetischer Genuß. Wenn Mehring einmal von Guido Weiß schreibt, dieser gehöre seines Erachtens »zu den feinsten Stilisten in der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts«, so wird ihm wohl jeder recht geben, der Weißsche Artikel und Notizen gelesen hat. Weiß nun wurde der Lehrer Mehrings in der Journalistik und blickte später selbst dann noch mit Stolz auf seinen Schüler, wenn er dessen Schritte im politischen Kampfe nicht gutheißen konnte. Im Jahre 1869 trat Mehring als Mitredakteur in die »Zukunft« ein, und ebenso wurde er Mitredakteur der Wochenschrift »Die Wage«, die Weiß 1873 ins Leben rief, nachdem die »Zukunft« 1871 ihr Erscheinen hatte einstellen müssen, weil sie dem Kriegsrausch die demokratischen Grundsätze nicht geopfert hatte. Wie Johann Jacoby hatte auch die »Zukunft« gegen den Plan

der gewaltsamen Annexion Elsaß-Lothringens mutvoll die Stimme erhoben. Jacoby wurde durch den General Vogel v. Falckenstein verhaftet, und die »Norddeutsche Allgemeine Zeitung« bemerkte dazu hämisch, daß ein Mann, der sich »so gegen das Nationalgefühl versündigen« wollte, wie Jacoby, in Frankreich schon an der Laterne hinge. Als Antwort darauf veröffentlichte Weiß am 16. Oktober 1870 in der »Zukunft« eine Erklärung, in der hundert Unterzeichner sich mit Jacoby solidarisch erklärten. In der Liste dieser Protestler begegnen wir auch dem Namen F. Mehring.

Ein namhafter Teil der Unterzeichner gehörte der sozialdemokratischen Arbeiterpartei Eisenacher Programms an, andere rechneten sich noch zur bürgerlich-demokratischen deutschen Volkspartei, legten aber im Gegensatz zur sich gleichfalls als demokratisch bezeichnenden Fortschrittspartei Wert darauf, mit der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung gute Fühlung zu halten, und standen namentlich mit Bebel und Liebknecht in freundschaftlichem Verkehr. Zu ihnen gehörte mit Guido Weiß auch Franz Mehring. In der Zeit, wo die »Zukunft« von der Bildfläche verschwunden war, erwarb Mehring zunächst seinen Lebensunterhalt durch Mitarbeiterschaft an einem parteilosen Parlamentsbericht. Etwas später war er einer der Berliner Korrespondenten der »Frankfurter Zeitung« Leopold Sonnemanns, und ich erinnere mich noch lebhaft, wie eifrig wir Sozialisten damals in dem genannten Blatt nach den Berliner Korrespondenzen suchten, die Mehrings Zeichen trugen, und daß neben ihrem entschiedenen politischen Radikalismus ihr feiner Stil es war, der uns anzog. Gegen die Mitte der siebziger Jahre brach Mehring mit der »Frankfurter Zeitung« und trat dafür in regere Verbindung mit der Sozialdemokratie. Artikel aus seiner Feder, die das Treiben der Bismarckischen Reptilienpresse aufdeckten, erschienen im Leipziger »Volksstaat«, und in der von Guido Weiß herausgegebenen »Wage« veröffentlichte er nun als Sozialist die vier ersten Artikel einer Antwort auf die fast kindisch gehässigen Angriffe Treitschkes wider die Sozialdemokratie, welche Artikel dann, um noch zwei Abschnitte vermehrt, in eine Broschüre vereinigt wurden, die im Verlag der Leipziger Genossenschaftsdruckerei unter dem Titel erschienen ist: »Herr v. Treitschke der Sozialistenfötter und die Endziele des Liberalismus. Eine sozialistische Replik.« Wenn diese Streitschrift eine zutreffende Darlegung der wissenschaftlichen Theorie des modernen Sozialismus noch vermissen läßt, so zeigt sie Mehring als Polemisten in seiner ganzen Stärke. In seinen Angriffen — man kann auch sagen Beschuldigungen — wider die Sozialdemokratie und die Kathedersozialisten war Treitschke auf ein sehr tiefes Niveau herabgestiegen. Mehring fertigt diese Angriffe mit schärfster Dialektik ab, behandelt aber die Person des Gegners mit einer gewissen Schonung, wodurch die sachliche Abweisung an Kraft um so mehr gewann.

Der Konflikt mit der »Frankfurter Zeitung«, bei dem Mehring im persönlichen Kampf mit Sonnemann seiner Leidenschaft über Gebühr freien Lauf ließ, hatte für ihn eine Abkühlung seiner Beziehungen zu den Berliner Parteifreunden des volksparteilichen Blattes zur Folge, brachte ihn aber in eine politisch nicht sehr zweifelsfreie Nachbarschaft und wurde damit wiederum zu einer der Ursachen seines Bruches mit der Sozialdemokratie. Von seiten der Leitung dieser, die mittlerweile ihre Einigung vollzogen hatte, war man mit ihm im Spätsommer 1875 wegen Übernahme der

Redaktion eines zu gründenden Unterhaltungsblatts in Verhandlung getreten, es war aber zu keinem Einvernehmen gekommen. Daß er seinerseits zurückgetreten sei, weil ihm das angebotene Redaktionsgehalt von 500 Taler jährlich zu niedrig war, bestreitet Mehring, es wäre übrigens auch dann nur ein Vorwurf, wenn bewiesen werden könnte, wie das von einigen Genossen behauptet ward, daß die Ablehnung des von ihm verlangten etwas höheren Gehalts ihn aus einem Verteidiger zum Anfeinder der Sozialdemokratie gemacht habe. Dieser Beweis ist aber nirgends erbracht worden. Der entscheidende Grund für seine Wandlung dürfte vielmehr in der Gereiztheit darüber zu suchen sein, daß führende Vertreter der Sozialdemokratie die Art und Weise mißbilligten, in der Mehring kurz darauf in Blättern wie die nationalliberale »Magdeburger Zeitung« und die in allerhand Farben schillernde »Staatsbürger-Zeitung« den Kampf gegen Sonnemann führte.

Damit ist natürlich nichts von dem beschönigt, was Mehring in den Jahren von 1877 bis 1881 gegen die Sozialdemokratie geschrieben hat. Die Kritik, die er damals in Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln sowie in den zu jener Zeit entstandenen zwei ersten Auflagen der »Geschichte der deutschen Sozialdemokratie« an der Partei geübt hat, ist zu einem nicht geringen Teil sachlich falsch und mit Bezug auf bestimmte Personen höchst ungerecht, und der politische Standpunkt, den er dort einnimmt, hätte bei konsequenter Innehaltung eine völlige Preisgabe der kämpfenden Demokratie und den Anschluß an die Mächte, die da sind, zur Folge haben müssen. So weit ist Mehring indes nun nicht gegangen. Wohl stößt man in seinen Schriften aus jener Zeit auf Stellen, die eine dahingehende Neigung vermuten lassen. Und Mehring bekam es fertig, seine feindseligen Angriffe auf die Sozialdemokratie selbst in den Tagen noch fortzusetzen, wo die wüste Attentatshetze gegen sie entfaltet und dann das Ausnahmegesetz über sie verhängt und mit brutaler Faust gehandhabt wurde. Aber ihm steckte der Demokrat doch zu sehr im Blute, als daß er sich mit jener Hetze und Verfolgungspolitik auf die Dauer hätte identifizieren können, und vergebens wird man in den Schriften aus jener Zeit nach Angriffen auf die Forderungen der Demokratie suchen. Dagegen lassen sie erkennen, daß, wo es sich um die Sache handelte, der Verfasser seine Aufgabe ernst nahm und in der Darstellung und Kritik der Theorie des Sozialismus Eindringenderes bot als selbst die große Mehrzahl der auf diesem Gebiet arbeitenden Zunftgelehrten.

Und sein Gegenstand ließ ihn nicht los. Mehring hat seine Rückwandlung, wie man es nennen kann, vom antirevolutionären Sozialreformer zum kämpfenden Demokraten und späteren Sozialisten zur Zeit des Dresdener Parteitags von 1903 damit begründet, daß ihn in bezug auf den Beruf des monarchischen Regimes zu einer echten Reformpolitik die Handhabung des Sozialistengesetzes eines anderen belehrt habe. Aber das ist eine der Selbsttäuschungen, in die subjektivistische Naturen leicht verfallen, wenn sie sich nachträglich seelische Wandlungen zu erklären versuchen. Das Sozialistengesetz wurde in der Zeit, die Mehring da im Auge hat — die Jahre 1881/82 —, nicht schlimmer gehandhabt als in den Jahren 1878 bis 1880, sondern eher etwas laxer. Wenn ihn also nun die Anwendung des Gesetzes, das er in letztbezeichneter Epoche noch verteidigt hatte, nicht nur zu dessen

erklärtem Gegner, sondern auch zum schroffen Gegner der ganzen Politik von dessen Urheber machte, so konnte dies nur die Folge davon sein, daß er die Sozialdemokratie selbst wieder mit anderen Augen ansah, in ihr nicht mehr die große Bedroherin aller Freiheit und stille Handlangerin der Reaktionsmächte erblickte. Und das versteht, wer da weiß, welche Geister damals aus der Unterdrückung der Sozialdemokratie Vorteil zogen, wer etwas von der »Berliner Bewegung« der um Adolf Stöcker und Adolf Wagner gescharten Mannen und deren Agitationsweise erfahren hat. In dieselbe Zeit, wo Mehring als Korrespondent der »Weser-Zeitung« anfing, statt der Sozialdemokratie deren Verfolgung durch Polizei und Gerichte zu geißeln, fällt auch das Erscheinen seiner Streitschrift gegen Stöcker, worin das Treiben des doppelzüngigen Demagogen des Antisemitismus auf das schärfste gebrandmarkt wurde.

Mit wesentlich größerer Wucht als in der »Weser-Zeitung« setzte Mehring seinen Kampf gegen das Bismarckische Regierungssystem und dessen Trabanten in der »Berliner Volkszeitung« fort, deren Mitarbeiter er im Frühjahr 1884 wurde, um dann, von Ende 1885 bis 1889, deren politische Leitung zu übernehmen. Das große Verdienst, das er sich durch die Haltung, die er der »Volkszeitung« gab, um die Bekämpfung des Sozialistengesetzes erwarb, ist von Bebel und anderen, darunter dem Schreiber dieses, öffentlich rückhaltlos anerkannt worden. Die »Volkszeitung« war ja immerhin ein bürgerliches Blatt, und daß diese Zeitung nun gegen das Gesetz und die Politik seines Urhebers eine so unerschrockene Sprache führte, wie sie bis dahin kein bürgerliches Blatt in Deutschland gewagt hatte, nötigte einen großen Teil der Presse der bürgerlichen Linken, gleichfalls kräftigere Töne anzuschlagen, und verschaffte auch der sozialistischen Presse etwas freiere Bahn. Die »Volkszeitung« hatte damals keine sonderlich große Auflage, aber sie war ein Blatt, das nun wieder in den Redaktionen stark gelesen wurde. An Sachkunde in allem, was die sozialistische Bewegung betraf, ließ sie die übrige bürgerliche Presse weit hinter sich.

Einflechtend sei hierbei bemerkt, daß Mehring um die Mitte der achtziger Jahre sich an dem Versuch des verstorbenen fortschrittlich-demokratischen Abgeordneten Lenzmann beteiligte, eine entschieden demokratische Partei ins Leben zu rufen, und mit Lenzmann eine diesem Zweck gewidmete Wochenschrift herausgab, die viele ausgezeichnete und noch heute lesenswerte Aufsätze enthielt. Aber, wie andere ähnliche Versuche, schlug auch dieser fehl. Es zeigte sich, daß in Deutschland außerhalb der Sozialdemokratie die Elemente für eine leistungsfähige Partei der entschiedenen Demokratie in genügender Anzahl durchaus fehlen. Und so kehrte Lenzmann nach Jahr und Tag zur Freisinnigen Volkspartei zurück, während in Mehring die Überzeugung heranwuchs und sich befestigte, daß ein fruchtbares Wirken für die Demokratie in Politik und Wirtschaft nur noch im Anschluß an die Partei des Proletariats, das heißt der Sozialdemokratie, möglich war. Je mehr aber seine Artikel das Widerspiel dieser Erkenntnis wurden, um so mehr schwächte sich der Groll in der Sozialdemokratie über seine nun um mehr als ein Jahrzehnt zurückliegenden Sünden ab und machte dem Gefühl der Anerkennung für sein derzeitiges Wirken Platz. Angesehene Vertreter der Partei traten mit ihm in freundschaftlichen Verkehr, und schließlich erging an ihn auch die Einladung zur Mitarbeit an dieser Zeitschrift.

Ein Pressekonflikt, in den er durch Eintreten für eine Schauspielerin verwickelt wurde, die anscheinend zufolge der Laune des in der Theaterwelt damals sehr einflußreichen und mit dem Gros der Berliner Journalisten auf sehr intimem Fuße stehenden Paul Lindau aus Berlin herausboykottiert werden sollte, hatte unter anderem die Nachwirkung, daß Mehring im Winter 1890/91 aus der Redaktion der »Volkszeitung« herauskomplimentiert wurde. Mehring hat diese Vorgänge in zwei Broschüren »Der Fall Lindau« und »Kapital und Presse« beleuchtet, von denen die zweite, wenn sie auch bei der Behandlung der Personenfragen wiederholt des wünschenswerten Gleichgewichts ermangelt, wegen ihres sachlichen und grundsätzlichen Inhalts über den Tag hinaus Wert behalten hat. Für die Sozialdemokratie hatte der Ausgang jenes Konflikts die Wirkung, daß Mehrings Kraft nun ganz für sie frei wurde. Das Sozialistengesetz war gefallen, und so brauchte die Partei jetzt den Beistand keines Nichtparteiblatts mehr, um in der Presse das zu sagen, was sie zu Schutz und Trutz auszusprechen für nötig hielt. Aber sie konnte in der eigenen Presse einen Mann von den Kenntnissen, der Erfahrung und dem außergewöhnlichen schriftstellerischen Talent Mehrings gut gebrauchen. Vom Jahre 1891 ab erhält die nun in eine Wochenschrift umgewandelte Neue Zeit Mehring zum ständigen und regelmäßigen Mitarbeiter. Daneben schreibt Mehring oft Leitartikel für die Parteipresse, leitet er während mehrerer Jahre in der »Leipziger Volkszeitung« eines der mutigsten Tagesblätter der Partei und verfaßt er außer einigen Broschüren verschiedene größere Arbeiten, die zu den wertvollsten Erscheinungen zählen, um welche die Sozialdemokratie seit Marx und Engels die Literatur bereichert hat.

Über Mehrings Spitzenartikel in der Neuen Zeit hat August Bebel im Jahre 1903 auf dem Dresdener Parteitag ausgeführt, daß sie natürlich nicht alle gleichwertig seien, daß aber zweifelsohne »viele von ihnen zu den Perlen der deutschen Journalistik« gehörten. Dieses Urteil wird jeder unterschreiben, der auch nur einen Jahrgang der Neuen Zeit aus der bezeichneten Epoche und später durchgesehen hat. Mehrings Stil ist reich an Abtönungen und eindrucksvollen Wendungen, aber nie mit jenem Schnörkelwerk überladen, mit dessen Konstruktion gar manche Literaten unserer Tage einem nach Außergewöhnlichem lüsternen Publikum zu imponieren suchen. Klarheit ist sein vornehmstes Gesetz. Mit großer Umsicht weiß Mehring es zu vermeiden, sich in Allgemeinheiten zu verlieren. Seine Artikel haben stets Substanz, und seine Kritik ist, bei oft glänzender Feinheit der Form, scharf zugespitzt. Inhaltlich bilden eine besonders schätzbare Seite der Mehringschen Artikel die großen Kenntnisse des Verfassers auf dem Gebiet der inneren Geschichte Preußens. Überhaupt ist Mehring in hohem Grade Historiker, sowohl was die politische Geschichte anbetrifft, als auch auf verschiedenen Gebieten der Literatur. Eine große Zahl seiner Spitzenartikel sind im wesentlichen kritische Beleuchtung historischer Vorkommnisse, die selbst vielen Gebildeten unbekannt waren. Man kann aus Mehrings Aufsätzen viel Geschichte lernen, wobei allerdings im Auge behalten werden muß, daß sie nicht selten nur kritische Kommentare zur überlieferten Geschichte, nicht deren vollen Ersatz darbieten.

Eine vorwiegend kritische Arbeit ist, wie schon ihr Titel anzeigt, Mehrings zuerst in der Neuen Zeit veröffentlichte Schrift »Die Lessing-Legende«.

Sie räumt unbarmherzig mit der tendenziösen Übermalerei auf, durch die aus politisch-historischer Schönfärberei Lebensschicksale und Charakter des großen Bahnbrechers in falschem Lichte dargestellt wurden, und geht ebenso scharf mit allerhand Fälschungen ins Gericht, die von Literarhistorikern, sei es in tendenziöser Absicht, sei es aus Gedankenlosigkeit oder mit den Tatsachen willkürhaft umspringender Geistreichelei in der Schilderung des Werkes Lessings verübt worden sind. Sie ist zugleich als literarhistorische Abrechnung wie als Aufdeckung vieler, von der offiziellen Geschichtschreibung verdrehter oder vertuschter Tatsachen der politischen Geschichte Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert rühmenswert, eine kulturgeschichtliche Untersuchung, die viel mehr bietet, als ihr Titel vermuten läßt.

Die »Lessing-Legende«, die im Jahre 1892 verfaßt wurde, legt unter anderem Zeugnis ab von Mehrings Eindringen in die Marx-Engelssche Geschichtsauffassung und dialektische Methode. Aus dem ursprünglich rechtsideologisch gerichteten Demokraten war ein Verfechter der geschichtsmaterialistischen Klassenkampftheorie geworden, der sich rückhaltlos als Parteigänger des proletarischen Klassenkampfes der Gegenwart bekannte und die historische Dialektik mit großem Geschick anzuwenden wußte.

In der zweiten Hälfte der neunziger Jahre gab Mehring seine Geschichte der deutschen Sozialdemokratie in umgearbeiteter und zugleich sehr erweiterter Gestalt heraus. Die äußeren und inneren Kämpfe der Sozialdemokratie, ihre Leistungen und ihre Erfolge, ihr organisatorisches Wachstum wie ihre Ideenentwicklung werden in ihrem Zusammenhang mit der Entwicklung des Wirtschaftslebens und der politischen Zustände Deutschlands mit vollkommener Bemeisterung des Stoffes in flüssiger Darstellung vorgeführt. Natürlich ist das Werk nicht absolut fehlerfrei, die Marx-Engels- und Lassalle-Forschung hat seit seinem Erscheinen noch manche Tatsachen ans Licht gefördert, die Mehring unbekannt waren und daher in seinen Urteilen keine Berücksichtigung finden konnten, auch enthielt das Werk in seiner ersten Ausgabe verschiedene persönliche Ausfälle, die gerade einer so groß angelegten und in allen Hauptpunkten auch durchgeführten Arbeit wenig würdig waren und denn auch in der Neuausgabe dieser Geschichte zum größten Teil ausgemerzt sind.

Die schriftstellerischen Vorzüge Mehrings treten gleich vorteilhaft in der zu Beginn des neuen Jahrhunderts von ihm besorgten Ausgabe eines großen Teiles des literarischen Nachlasses von Karl Marx und Friedrich Engels sowie der Briefe Ferdinand Lassalles an Karl Marx hervor. In den Einleitungen und Anmerkungen zu diesen ebenfalls vier Bände umfassenden Aufsätzen und Briefen steckt wiederum sehr viel allgemeingeschichtliches und historisches Studium, in den Anmerkungen zu Marx' philosophischer Doktorarbeit außerdem auch beträchtliches Studium der Philosophie der Alten. Hier wie in seiner Geschichte der deutschen Sozialdemokratie zeigt sich Mehring auf der Höhe seines Schaffens. Es sind Werke großen Fleißes, denen man es anmerkt, daß der Verfasser sich mit ausnehmender Liebe in seinen Stoff versenkt hat.

Seit Abfassung dieser Werke hat Mehring noch verschiedene kleine Abhandlungen in Buchform erscheinen lassen. Sie können begreiflicherweise jene ersteren an Bedeutung nicht übertreffen. Sie legen jedoch Zeugnis davon ab, wie sehr sich die dort entwickelten Grundanschauungen in dem Ver-

fasser befestigt haben, und daß die schriftstellerische Kraft, mit der er sie in Darstellung und Kritik geltend zu machen weiß, ihresgleichen sucht.

Mehring ist Verfechter der Marx-Engelsschen Geschichts- und Gesellschaftsauffassung und ihrer Anwendung auf die Praxis des politischen und wirtschaftlichen Kampfes der Arbeiterklasse in der Gegenwart geblieben. Er hat sie polemisch mit großer Schärfe gegen ihre Herabsetzer außerhalb und innerhalb der Sozialdemokratie verteidigt und ebenso scharf alle Versuche bekämpft, ihnen eine Deutung zu geben, die nach seiner Überzeugung Abschwächung, wenn nicht Verfälschung hieß. Nicht immer hat seine Polemik dabei durchgängig sachliche Form behalten. Temperament und persönliche Voreingenommenheit haben ihr gelegentlich eine Form gegeben, die gerade diejenigen am meisten bedauern, die Mehrings großes Talent und Wissen im vollsten Maße hochschätzen und seinen Aufsätzen das größte Interesse entgegenbringen. Bis zu einem gewissen Grade trifft hier ein Wort zu, das wiederum Bebel in Dresden in bezug auf Mehrings persönliche Empfindlichkeit geäußert hat. Allerdings hat Bebel dabei zu stark verallgemeinert. Doch mag bemerkt werden, daß ohne die erwähnten Eigenschaften und ein übermäßiges Mißtrauen Mehrings auch die bedauerliche Fehde zwischen diesem und der Redaktion der Neuen Zeit sich schwerlich zu der Schärfe zugespitzt hätte, die sie schließlich angenommen hat. Dies wenigstens meine persönliche Ansicht. Um so bereitwilliger bin ich der Aufforderung der Redaktion der Neuen Zeit gefolgt, an dieser Stelle der Verdienste Mehrings um die Bewegung im allgemeinen und die Neue Zeit im besonderen zu gedenken, da eine solche Würdigung aus ihrer Feder falsch gedeutet werden könnte, sie aber die Fehde für keinen Grund hält, Mehring die ihm gebührende Ehrung vorzuenthalten.

Die Alten haben von Themistokles dem Athener ein schönes Wort überliefert. Zu dem Sieger von Salamis sei eines Tages ein Mann gekommen und habe ihm angeboten, gegen eine bestimmte Bezahlung ihn die Kunst zu lehren, gewisse Dinge nie zu vergessen. Darauf habe Themistokles ihm geantwortet: »Ich gebe dir das Doppelte, wenn du mich lehrst, gewisse Dinge vollständig zu vergessen.«

Vergessen können muß, wer in politischen Kämpfen nicht das große Allgemeine unter dem Kleinen leiden lassen will.

Dem nun siebzigjährigen Mehring wünschen wir aufrichtig, daß es ihm vergönnt sein möge, noch lange in ungebrochener Kraft und Frische der Bewegung zu dienen, der er seine seltenen Gaben gewidmet hat. Die Größe der Fragen, zu denen die Sozialdemokratie heute und in kommender Zeit Stellung zu nehmen hat, die Größe der Kämpfe, die ihr wahrscheinlich bevorstehen, machen es doppelt wünschenswert, daß dieser hervorragende Kenner und Kritiker der Geschichte und Politik des führenden Staates des Deutschen Reiches in seinem Werke der Zerstörung von Tendenzlegenden und Aufdeckung der geschichtlichen Wahrheit nicht ablassen möge. In diesem Sinne dem K ä m p f e r Mehring unseren wärmsten Glückwunsch!

Der rote Faden der preußischen Geschichte.

Von Franz Mehring.

(Fortsetzung.)

IX.

Ein bekanntes Verslein preist das Haus Habsburg glücklich, weil es nicht durch Kriege, sondern durch Heiraten emporgekommen sei. Immerhin war die dynastische Familienpolitik keine habsburgische Eigentümlichkeit, sondern eine allgemeine Erscheinung in den Tagen, da der moderne Absolutismus jung war, und auch das Haus Hohenzollern hat seinen reichlichen Anteil daran.

Es schloß im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert unzählige Ehe- und Erbverträge, von denen einzelne, wie der Erbvertrag mit Mecklenburg, bis auf den heutigen Tag fortdauern, andere, wie eine Erbverbrüderung zu dritt zwischen Brandenburg, Hessen und Sachsen, immer nur auf dem Papier geblieben sind, noch andere, wie Erbverträge mit schlesischen Fürsten, von der habsburgischen Übermacht in Stücke zerrissen worden sind und höchstens fadenscheinige Vorwände für langwierige Kriege geliefert haben, endlich aber auch einige in der Tat zu wesentlichen Erweiterungen der hohenzollernschen Hausmacht geführt haben.

Der Stern oder Unstern des Hauses fügte, daß die wichtigsten dieser Anwartschaften fällig wurden, als es mit ihm am schlechtesten stand: in den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts. Im Jahre 1609 starb der letzte einheimische Herzog von Jülich-Kleve-Berg, von dessen Erbtöchtern zwei mit Hohenzollern verheiratet waren: die jüngere mit dem Vater, die ältere mit dem Sohne; im Jahre 1618 erlosch die preußische Linie des Hauses Hohenzollern, und im Jahre 1637 starben die Herzöge von Pommern aus, deren Erben nach alten, immer von neuem besiegelten Abmachungen die hohenzollernschen Kurfürsten waren. Es wäre eine Vergrößerung der Kurmark Brandenburg um nahezu das Dreifache gewesen, wenn alle diese Erbschaften hätten sofort und ungeschmälert eingeheimst werden können.

Damit sah es zunächst aber sehr trübe aus. In Jülich-Kleve-Berg meldeten sich noch andere Tochtermänner des verstorbenen Herzogs, und Brandenburg verzichtete schon 1614 auf den größeren Teil des Erbes, auf die Herzogtümer Jülich und Berg mit der Hauptstadt Düsseldorf; es begnügte sich vorläufig mit dem Herzogtum Kleve und der Grafschaft Mark, aber auch dieser Besitz hing völlig in der Luft, solange Holländer und Spanier im ganzen Lande hausten, zwischen deren Heeren die zusammengelaufenen Haufen von ein paar hundert Mann, mit denen die deutschen Erben allein antreten konnten, eine sehr armselige Rolle spielten. In Ostpreußen wurde der kurfürstliche Erbe nur geduldet als eine Art Puffer zwischen dem einheimischen Adel und dem polnischen Lehnsherrn, wobei er von beiden Seiten gepufft wurde, und Pommern endlich war im Besitz der Schweden, die es als »Satisfaktion« für ihre sogenannte »Rettung des deutschen Protestantismus« beanspruchten.

Von dem alten, üblen Scherze, wonach Gustav Adolf »zum Schutze des Protestantismus« mit bewaffneter Hand in Deutschland eingebrochen sei, hält sich Herr Hintze nicht völlig frei, dagegen verfällt er nicht dem neuesten Sport der bürgerlichen Geschichtschreibung, die Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges möglichst abzustreiten. Sie waren nirgends so arg wie in

der Mark Brandenburg; in der Altmark schätzte man den Menschenverlust auf 50, in der Mittelmark sogar auf 75 Prozent. Eine Tabelle der städtischen Feuerstellen aus dem Jahre 1645 zeigt, daß in vielen märkischen Städten die Hälfte, in anderen zwei Drittel, in einigen gar fünf Sechstel der Häuser wüste geworden waren. Wie es auf dem platten Lande aussah, zeigt ein Protokoll des Kreises Oberbarnim schon aus dem Jahre 1635, also reichlich ein Dutzend Jahre vor dem Schluß des Krieges; danach lag damals schon ein Drittel der Höfe und Hufen in diesem Kreise wüste.

Die Ursache dieses besonderen Elends war die völlige Wehrlosigkeit der Mark Brandenburg, die wie ein hilfloses Wrack zwischen den kämpfenden Mächten einhertrieb. Bald versuchte sie — oder richtiger: der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe schloß sie sich bald der kaiserlichen, bald der schwedischen, bald überhaupt keiner Politik an. Die Stände waren auch jetzt nicht zu bewegen, die Mittel für die Aufstellung eines kriegstüchtigen Heeres zu bewilligen; höchstens rückten sie geringe Summen für eine kurze Frist heraus, womit etwa eine verlumpte Soldateska angeworben werden konnte, die nur die Plagen des Landes vermehrte. Allerdings dämmerte ihnen in dem jahrzehntelangen Jammer allmählich die Erkenntnis auf, daß sie im Grunde mit ihrer hartgesottenen Politik ein schlechtes Geschäft machten, daß sie billiger davonkommen würden, wenn sie ein schlagkräftiges Heer aufstellten, als wenn sie jedem bewaffneten Haufen, der in die Mark einbrach, mehr oder minder unerschwingliche Kontributionen zahlen mußten. Namentlich die Schweden wurden nicht müde, dem märkischen Adel diese heilsame Lehre einzubleuen. Wenn die Stände, unter Berufung auf ihre altverbrieften Rechte, den schwedischen Kontributionen etwas abdingen wollten, kam aus dem schwedischen Hauptquartier die barsche Antwort, damit möchten sie ihrer gnädigsten Landesherrschaft kommen; das Recht des Schwertes kümmere sich um keine Verfassung.

Dauernd wirkten diese Lektionen aber noch nicht auf die Stände. Der Versuch des Ministers Schwarzenberg, nach dem Anheimfall Pommerns im Jahre 1637 über ihren Kopf weg Kriegskontributionen auszuschreiben, um ein Heer zur Behauptung der Erbschaft aufzubringen, scheiterte schmählich und trug seinem Urheber nur den Ruf eines Landesverräters ein, an dem er fast zwei Jahrhunderte gelitten hat. Es war so, wie einer der kurfürstlichen Räte im Jahre 1640 schrieb: »Pommern ist dahin, Jülich ist dahin, Preußen haben wir wie einen Aal beim Schwanz, und die Marke wollen sie auch vermarketentieren.« Und daran änderte zunächst auch nichts der Thronwechsel, der in demselben Jahre den Kurfürsten Friedrich Wilhelm (1640 bis 1688), einen jungen Mann von zwanzig Jahren, ans Ruder brachte.

Die Kriegsläufte, in denen er aufgewachsen war, hatten seine Jugend freudlos gemacht, aber sie auch vor den tausend Nichtigkeiten des Hoflebens geschützt; hinter den Mauern der Festung Küstrin hatte er eine gute Erziehung genossen, dann die ersten Jünglingsjahre bei seinen mütterlichen Verwandten, den Oraniern, in den Niederlanden verlebt, im Feldlager und auf der Universität Leyden. Nirgends konnte er die Blüte des damaligen Kriegswesens genauer studieren und nirgends auch schärfer erkennen, auf welche Höhe der Macht sich ein verhältnismäßig kleines Gemeinwesen durch die Herrschaft über die See emporschwingen kann; diese Eindrücke haben

sein ganzes Leben bestimmt. Auch sonst hatte er seine Lehrjahre nicht vertrödelt; außer seiner Muttersprache beherrschte er das Französische, Holländische und Polnische.

Er begann seine Regierung unter den traurigsten Umständen und wußte zunächst auch nichts Besseres zu tun, als das Land von neuem zu entwaffnen, soweit durch Schwarzenbergs Bemühungen einige Regimenter zusammengebracht worden waren. Sein Haupthelfer dabei und überhaupt sein maßgebender Berater im ersten Jahrzehnt seiner Regierung war Konrad v. Burgsdorff, ein märkischer Junker und ein Mann ganz nach dem Herzen der Stände, obgleich er selbst Kriegsobrister war. Nur so viel Mannschaft wurde zurückbehalten, um die Festungen notdürftig zu besetzen, etwa 2000 Mann Fußvolk und 100 Reiter, aber selbst für diese Handvoll Leute, die sich noch fortwährend durch Desertion lichteten, war von den Ständen kein Sold zu erlangen.

Worauf der Kurfürst hinauswollte, war ein Bündnis mit den Schweden, das von diesen übermütigen Eroberern nicht zu haben war, wie sie offen erklärten, wegen der »Ohnmacht des Kurfürsten« (impotentia electoris). Sie lagen im Lande, wenn auch nicht in den Festungen, so doch in Städten und Dörfern, rekrutierten sich aus der märkischen Bevölkerung und trieben allmonatlich ihr Kontributionsquantum, 10 000 Taler und 1000 Scheffel Mehl, pünktlich ein. So ging es jahraus jahrein. Da sie um so weniger daran dachten, Pommern herauszugeben, so würde die Politik des Kurfürsten ganz unverständlich sein, wenn sie sich nicht dadurch erklärte, daß er gleichzeitig um die Hand der Königin Christine von Schweden warb, der unverheirateten Tochter Gustav Adolfs. Nach fünfjährigem Hin und Her sagten endlich die Königin und die schwedischen Minister ab. Nunmehr bewarb sich der Kurfürst um eine Oranierin, wobei er auch nur halben Erfolg hatte, indem er zwar ihre Hand erhielt, aber nicht das mit dieser Hand erstrebte politische Bündnis der Niederlande.

So nahm der Kurfürst die Überlieferungen seines Vorfahren Joachim wieder auf und sah die »rettende Tat« in einem Bündnis mit Frankreich. Hier fand er offene Türen, nicht als ein Verbündeter von Gleich auf Gleich, sondern als ein Werkzeug, das der französischen Politik trefflich dienen konnte, sowohl die habsburgische Macht zu dämpfen als auch die schwedischen Bundesgenossen nicht gar zu übermütig werden zu lassen. Bei den Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück unterstützten die siegreichen Franzosen die Ansprüche des Kurfürsten, die sonst keinen Anwalt gefunden hätten, mit allem Nachdruck, wenn auch selbstverständlich nur, soweit es ihrem Interesse entsprach. Trotz seines heftigen Sträubens mußte der Kurfürst die Insel Rügen, Vorpommern, die Odermündungen und Stettin an Schweden überlassen, den kleineren, aber reicheren und wertvolleren Teil des Landes; er selbst erhielt Hinterpommern und den Anspruch auf eine Entschädigung, die er selbst auf das Erzbistum Magdeburg, die Bistümer Halberstadt und Minden, einige schlesische Herzogtümer und eine große Geldabfindung bemaß. Dem widersetzte sich nun aber das Haus Habsburg, sowohl was die Bistümer als auch was die schlesischen Fürstentümer anbetraf. Die Franzosen, und diesmal die Schweden mit ihnen, schlichteten den Streit. Sie kürzten zunächst die übertriebenen Forderungen des Kurfürsten, indem sie die Geldabfindung strichen und ihm nur eines von beiden

ubilligten, entweder geistliches oder weltliches Gut. Am liebsten hätten sie hn in Schlesien angesiedelt, weil er hier dem Hause Habsburg am unbeuemsten geworden wäre. Aber der Kaiser war, wie die Franzosen spotten, um sein Hausgut viel besorgter als um den Besitz des heiligen Petrus nd willigte endlich, um Schlesien ernstlich besorgt, in die Säkularisation on Magdeburg, Halberstadt und Minden. Es war immer noch eine reiche Entschädigung für Vorpommern, wenn es dem Kurfürsten auch nicht e Odermündungen ersetzen konnte, um deren Besitz er noch vierzig Jahre kämpft hat.

Der Westfälische Friede von 1648 gründete die deutsche »Libertät«; im ündnis- und Waffenrecht gab er den deutschen Einzelstaaten die wesentchen Eigenschaften der Souveränität; im Sinne völkerrechtlicher Selbndigkeit durften sie eigene Truppen halten und Bündnisse mit fremden ächten schließen. Es war freilich nur die rechtliche Anerkennung einer tsächlichen Entwicklung, die längst eingesetzt hatte, aber eben dadurch erfnete sie eine neue Epoche der deutschen Geschichte, in der sich die Einzelaten auf und aus den Trümmern des Heiligen Römischen Reiches eutscher Nation entwickelten.

Nächst dem Hause Habsburg war nach dem Westfälischen Frieden aber s Haus Hohenzollern das mächtigste in Deutschland, wenigstens insofern, s es über das verhältnismäßig ausgedehnteste Gebiet verfügte. Was es rch den Westfälischen Frieden gewann, erreichte an Umfang fast die Mark randenburg, und noch umfangreicher als dies alte Stammland war Ostußen, das sich der junge Kurfürst gleich nach seinem Regierungsantritt rch eine demütigende Vasallenfahrt an den Hof des polnischen Königs in arschau gesichert hatte. Dazu kamen noch die Besitzungen am Niederein, die zwar noch von deutschen Nebenbuhlern bestritten, aber wenigstens cht mehr von fremden Heeren verwüstet wurden. Die ganze Länderasse war schon dreimal größer als Kursachsen, fünfmal größer als die elfenlande, so groß wie heute Bayern, Württemberg und Baden zusamn sind.

Aber es war noch immer eine Masse, von der es heißen konnte: Wie wonnen, so zerronnen, und es kommt nun darauf an, dem roten Faden chzuspüren, der sie dennoch zusammenhielt.

X.

Wenn der Kurfürst Friedrich Wilhelm mit der Abrüstung begonnen tte, so wurde er bald durch den Zwang der Verhältnisse belehrt, daß er ne Wehr und Waffen ein willenloser Spielball zwischen dem Kaiser und n Schweden bleiben werde. Sobald er sich entschlossen hatte, sein Schicksal r Krone Frankreichs anzuvertrauen, begann er mit neuen Rüstungen, wol er von Burgsdorff unterstützt wurde. Anders jedoch, als er nach dem rieden sich weigerte, die Truppen abzudanken, und ihre dauernde Unterltung von den Ständen beanspruchte. Dem widersetzten sich die Stände, d Burgsdorff, der ihr Fürsprecher war, kam darüber zum Falle.

Was der Kurfürst verlangte, ein stehendes Heer und als dessen unentehrliche Grundlage ständige Steuern, war für ihn eine unerbittliche Notendigkeit, wenn er anders die hohenzollernsche Hausmacht aufrechterhalten ollte. Darüber braucht kein Wort verloren zu werden und am aller-

wenigsten allerlei ideologisches Gerede über die Erhabenheit einer modernen Staatsidee und dergleichen mehr. Was jedoch ausdrücklich zurückgewiesen werden muß, ist die von mehr als einer Generation preußischer Historiker aufgepäppelte Legende, als habe der Kurfürst mit eiserner Faust die Macht der Stände gebrochen, nun gar im Interesse der »armen Klassen«, die unter der ständischen Selbstsucht gelitten hätten, und den Adel der Zucht des monarchischen Staatsgedankens unterworfen. Es ist immerhin ein Fortschritt, wenn Herr Hintze schreibt: »Nicht die sozialen Vorrechte des Adels im Rechts- und Wirtschaftsleben sind unter dem Großen Kurfürsten angegriffen worden, sondern der kurzsichtige Mißbrauch seines politischen Mitregierungsrechts.... Die alte ständische Gesellschaftsordnung mit den Privilegien des Adels und der Zünfte blieb bestehen.« Richtiger noch wäre es gewesen, wenn Herr Hintze von dieser neuen Ordnung der Dinge dasselbe gesagt hätte, was er von der Begründung der hohenzollernschen Herrschaft in der Mark Brandenburg sagt, sie habe nicht auf der gewaltsamen Unterwerfung des Adels beruht, sondern auf Verträgen mit dem Adel, die sich in dem neueren wie in dem älteren Falle als Löwenverträge zugunsten des Adels herausstellen sollten.

Es ist bereits angedeutet worden, daß die schmerzlichen Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges nicht unbemerkt an dem Adel vorübergegangen waren, und ihre Nachwirkungen dauerten noch lange an. Die bäuerliche Bevölkerung war durch den Krieg aus ihrem dumpfen und stumpfen Sklavendasein aufgerüttelt worden; viele »Untertanen« hatten eigenmächtig die »Hufe« verlassen, zu der sie »geboren« waren, oder sie hatten gar Waffen führen gelernt, was der »Herrschaft« die grauenvollste Aussicht war. Wer eine Kriegsfeder am Hute getragen hatte, ließ sich schwer wieder in das harte Joch eines Hörigen spannen. Die großen Menschenverluste des Krieges hatten einen Mangel an Arbeitskräften geschaffen, der dem Adel um so empfindlicher auf die Nerven fiel, als er sich der wüst gewordenen Bauernhöfe bemächtigte, um sie zum Rittergut zu schlagen; der Umfang der Rittergüter, die damals durchschnittlich nur 12 Hufen gleich 360 Morgen groß waren (den siebenten Teil von ihrem durchschnittlichen Umfang im neunzehnten Jahrhundert), hat sich in den nächsten fünfzig Jahren um 30 Prozent vergrößert. Daß die Klagen des Adels über das »boshafte und mutwillige Gesinde«, die in den ersten Jahrzehnten nach dem Kriege unaufhörlich ertönten, in seinem Sinne nicht grundlos waren, beweist die Tatsache, daß Kost und Lohn in dieser Zeit viel eher ein menschenwürdiges Leben ermöglichten als in den Jahrhunderten vor- oder nachher.

Viel billiger war das nötige Menschenmaterial für ein Söldnerheer in dem massenhaften Lumpenproletariat zu beschaffen, das der Krieg hinterlassen hatte. Es rekrutierte sich nicht nur aus den »Gartbrüdern«, den verlumpten Kriegsknechten, die haufenweise bettelnd oder raubend durchs Land zogen, sondern auch aus junkerlichen »Krippenreitern«, die sich ebenfalls, wie man damals sagte, koppelweise herumtrieben und, wenn sie sich überhaupt von den »Gartbrüdern« unterschieden, es in einer dem Adel peinlichen Weise taten, indem sie auf seinen Gütern schmarotzten. Sie waren durch den Krieg aus ihrer Klasse geworfen worden, die sich, seitdem sie »den Strick in der Hand hielt«, allzu massenhaft vermehrt hatte, und ein stehendes Heer konnte ihnen wieder zu einer »standesgemäßen« Versorgung verhelfen.

Alle diese Umstände haben dazu beigetragen, den Widerstand der märkischen Stände gegen den miles perpetuus abzuschwächen, und sie erklären auch die Bedingungen, unter denen sie nach vierjährigem zähem Feilschen endlich nachgaben, indem sie 1653, zunächst auf sechs Jahre, dem Kurfürsten jährlich 560 000 Taler für den Unterhalt seiner Truppen bewilligten. In dem berühmten Landtagsabschied dieses Jahres, den der märkische Adel hinfort als seine Magna Charta betrachtete und wie seinen Augapfel hütete, werden ihm alle seine Vorrechte feierlich bestätigt und verbrieft, »sein Vorrecht auf den Besitz von Rittergütern, seine Herrenstellung im Gutsbezirk, seine obrigkeitlichen Rechte über die Bauern, seine Steuer- und Zollfreiheit, seine Verfügung über die Frondienste der Bauern«, genug, das ganze gutsherrlich-bäuerliche Verhältnis, wie es sich im Laufe der Jahrhunderte durch die ortgesetzten Übergriffe des Adels herausgebildet hatte. Er sicherte sich sogar eine immer noch ausgedehntere Herrschaft über die Bauern durch die Bestimmung, daß es bei der »Leibeigenschaft«, wo sie herkömmlich sei, ihr Bewenden haben solle. Denn eine »Leibeigenschaft« im juristischen Sinne des Wortes gab es wenigstens in der Mark Brandenburg nicht; für ihre Personen waren die Bauern erwerbs- und prozeßfähig; sie konnten nicht verkauft oder vertauscht werden.

Aber ihre »Erbuntertänigkeit« unterschied sich freilich nicht so sehr von der Leibeigenschaft. Sie waren samt ihren Kindern an den »angeborenen Grund und Boden« gebunden und durften das Gut ohne Bewilligung der Herrschaft nicht verlassen; entwichene Untertanen samt ihren auswärts geborenen Kindern konnten von der Herrschaft überall und zu allen Zeiten aufgesucht und zur Rückkehr genötigt werden. Die Untertanen mußten die herrschaftliche Genehmigung zur Heirat nachsuchen, die versagt werden durfte nicht nur, wenn die Braut als liederlich, sondern schon, wenn sie als widerspenstig bekannt oder auch nur unfähig war, den ihr obliegenden Arbeiten vorzustehen; wer ohne herrschaftliche Erlaubnis heiratete, verfiel Gefängnisstrafen oder Strafarbeiten. Die Kinder der Untertanen waren der Herrschaft zum Gesindedienst verpflichtet; fremde Dienste durften sie erst annehmen, wenn sie sich zuvor der Herrschaft angeboten und einen Erlaubnisschein zum Auswärtsdienen erhalten hatten, der gewöhnlich nur auf ein Jahr erteilt wurde; ebenso hatte die Herrschaft ihre Genehmigung zu erteilen, wenn sie ein bürgerliches Gewerbe erlernen oder ein Studium ergreifen wollten. Die Herrschaft konnte faules, unordentliches und widerspenstiges Gesinde mit der ledernen Peitsche züchtigen, die Bauern oder deren Frauen durch Gefängnis oder Strafarbeiten zu ihrer Pflicht anhalten.

Innerhalb des allgemeinen Bereichs der Erbuntertänigkeit stufte sich das Besitzrecht der Bauern an ihren Höfen und Hufen mannigfach ab. Verhältnismäßig am günstigsten waren die Erbzinsbauern gestellt, die ihre Stellen erblich und so wenigstens ein Untereigentum an ihnen besaßen; sie hatten dem grundherrlichen Obereigentümer nur die Abgaben, Dienste und Fronden zu leisten, die auf ihrer Scholle lasteten. Doch war ihrer nur eine verhältnismäßig geringe Minderzahl. Die große Masse der Bauern waren sogenannte Assiten; sie hatten nur ein Nutzungsrecht an ihrer Stelle und zerfielen wieder in solche, die erblich oder nur lebenslänglich oder gar nur auf Kündigung angesetzt waren; die erblichen waren hier wieder die Minderzahl, und das Erbrecht war insofern beschränkt, als der Herrschaft gestattet war, unter

mehreren Miterben demjenigen, den sie für den Tüchtigsten hielt, die Stelle zuzuwenden, eine Bestimmung, die dazu mißbraucht wurde, daß fleißige Bauern ein oder gar mehrere Male einen durch ihre Bemühungen emporgebrachten Hof mit einem verwüsteten vertauschen mußten.

Der Herrschaft standen die Hand- und Spanndienste der Untertanen zur Verfügung, hier gemessen, dort ungemessen, hier nach Tagen, dort nach Ackermaß berechnet, hier auf Hofarbeit beschränkt, dort auch auf den Forst oder die Jagd oder die Reise oder das Botenlaufen ausgedehnt. Die Musterkarte dieser Dienste ist so bunt wie das System der bäuerlichen Abgaben und Fronden überhaupt. Doch galt ein drei- bis viertägiger Hofedienst in der Woche schon für mäßig; er wurde oft genug auf fünf und sechs Tage in der Woche ausgedehnt.

Damit waren die Rechte des Gutsherrn aber noch nicht erschöpft. Er war Patron der Gutskirche, ernannte den Geistlichen und den Küster. Ihm stand die Polizei und die Gerichtsbarkeit zu. In seiner Patrimonialgerichtsbarkeit gipfelte seine Machtstellung. Er konnte die Bauern, selbst ganze Gemeinden in seinen Gerichten belangen, während sie ihn ohne seine Einwilligung nicht wiederbelangen durften. Nicht mit Unrecht nannten sich die Rittergüter Dominien; die 1262 adligen Güter der Mark Brandenburg waren in der Tat ebenso viele kleine Fürstentümer.

Neben ihren unzähligen Pflichten hatten die Bauern freilich auch einige Rechte — auf dem Papier. Sie durften Gelegenheit zum Erwerb ihres Unterhalts beanspruchen, was natürlich die Gutsherrschaft nicht am »Bauernlegen« hinderte und auch nicht einmal hindern sollte; ferner sollten sie in vorkommenden Notfällen unterstützt und vor Übervorteilung geschützt werden, in den Gerichten, in denen sie verklagt werden, aber nicht klagen durften; der Hohn überschlug sich endlich in der Verpflichtung der Gutsherren, den Kindern der Untertanen eine gute christliche Erziehung zu geben.

Am treffendsten hat dies »patriarchalische Verhältnis« der König Friedrich von Preußen — versteht sich in seinen Schriften — gekennzeichnet, indem er sagte: »Unter allen Lebenslagen ist es unzweifelhaft die unglücklichste und das menschliche Herz am meisten empörende, wo die Bauern dem Acker angehören und Knechte ihrer Edelleute sind. Gewiß ist kein Mensch geboren, um der Sklave von seinesgleichen zu sein.«

XI.

Aber auch in diesem Trauerspiel hatte nicht nur der Adel und der Bauer, sondern auch der Bürger seine Rolle. Es verstand sich von vornherein von selbst, daß der Adel keinen Pfennig zu den »Heeresgefällen« beitrug, wie die neuen Auflagen genannt wurden, die zur Unterhaltung des stehenden Heeres bestimmt waren, aber seine alte Praxis, den Städten mehr aufzubürden als den Bauern, bewährte er auch hier.

Allerdings ließ sich bei der ungeheuren Verarmung der Städte das alte Verhältnis von 2 : 1 nicht völlig aufrechterhalten; nach dem sogenannten »Quotisationsrezeß« von 1643 zahlten die Städte 59, die Ritterschaft (das heißt die Bauern) 41 vom Hundert. Allein auch dieser Maßstab erwies sich für die Städte als unmöglich. Die neue Steuer, Kontribution genannt, wurde auf den Grundbesitz der Bauern und der Bürger gelegt; sie wirkte hier wie dort zerstörend, jedoch in der Stadt noch zerstörender als auf dem Lande.

Sie hinderte den neuen Anbau der wüsten Stellen und das Wiederaufleben des städtischen Verkehrs; namentlich den ärmeren Schichten fiel sie zur unerträglichen Last; die Zünfte überschütteten den Kurfürsten nicht nur mit »Winseln und jammerlichen Klagden«, sondern sie drohten auch wohl, »den Exekutoribus die Hälse zu brechen«.

Der Kurfürst hörte nicht ungern, weder auf die Klagen, noch auch nur auf die Drohungen. Er schlug als Heeressteuer nach holländischem Vorbild die Akzise vor, nicht einfach eine bloße Verbrauchssteuer, sondern ein zusammengesetztes System verschiedener Steuern, unter denen freilich, neben einer mäßigen Grund-, Gewerbe- und Kopfsteuer, die indirekten Abgaben auf fast alle Gegenstände des Verbrauchs, Getränke, Lebensmittel, Kaufmannswaren die Hauptrolle spielten. Eine ganze Menge von Vorteilen empfahl dem Kurfürsten diese Steuer; sie machte ihn von der ständischen Bewilligung unabhängig und mußte mit dem Anwachsen von Handel und Verkehr immer ertragsfähiger werden; sie wurde sozusagen unmerklich erhoben und beseitigte die gehässigen Exekutionen, die oft genug schon in den Städten zu Tumulten geführt hatten. Endlich aber beseitigte sie die Steuerfreiheit des Adels; sie war eine allgemeine und sozusagen eine demokratische Steuer, die demgemäß in Holland „gemeene middelen" hieß. Eben dieser Gesichtspunkt machte die Akzise den Städtern begehrenswert und willkommen; sie erkannten noch nicht, daß die neue Steuer die ärmeren Klassen verhältnismäßig stärker belasten mußte als die wohlhabenden, und sie ahnten nicht einmal, daß sie mit diesem goldenen Halsband sich selbst erwürgten.

Der Adel war sich, wie gewöhnlich, von vornherein klar über seine Klasseninteressen. Er widersetzte sich mit aller Kraft der Ausdehnung der Akzise auf das platte Land. Solle er von seinen verbrieften Vorrechten nichts als den Namen behalten? Und könne er seine Kinder nach Einführung der Akzise noch in adligen Tugenden und guten Künsten erziehen? Neben diesen gemütvollen Tönen des Ritters kam dann auch die nüchterne Forderung des Kaufmanns zu ihrem Rechte, daß die Kommerzia frei sein müßten. Auf jeden Fall forderte der Adel, daß die Landbewohner nicht dem Zwange des städtischen Marktes unterworfen werden dürften, da sie sonst durch Verteuerung der Lebensmittel die Akzise mitzuzahlen hätten. Dagegen erklärten dann die Städte, sie würden dem sicheren Ruin preisgegeben sein, falls nicht Gewerbe und Handel des Adels gleichfalls der Akzise unterworfen würden. Die Städte hatten ihre Erfahrungen mit der Bierziese gemacht und machten sie fort und fort von Jahrhundert zu Jahrhundert; als sie auf dem Landtag von 1683 die endliche Ausführung der kurfürstlichen Edikte verlangten, wonach das Brauen und Branntweinbrennen auf dem Lande abgeschafft und die Krüge in die Städte verlegt werden sollten, kehrte der Adel ihnen einfach den Rücken, und den Städten blieb nur die »jammerliche Klagde«, sie hätten »zuletzt mit Bestürzung erfahren, daß die Herren Deputati der Ritterschaft nobis insciis (ohne unser Vorwissen) davongereist seien«.

Mit so wackeren Gesellen war natürlich schlecht Kirschen essen. Der Kurfürst mußte ihnen schließlich nachgeben und sich darauf beschränken, den Städten anheimzustellen, ob sie Kontribution oder Akzise zahlen wollten. Sie entschieden sich nach und nach für die Akzise, die anfangs von den städtischen Behörden verwaltet wurde, um aus ihrem Ertrag die nach dem

Quotisationsrezeß auf die Städte entfallenden 59 Prozent der Heeresgefälle aufzubringen. Aber sobald sich die Akzise als eine Goldgrube erwies, wurde sie, seit 1682, in eine obligatorische Staatssteuer verwandelt; ihr Überschuß über das bisherige Steuerkontingent floß nicht mehr in die städtischen, sondern in die kurfürstlichen Kassen. Die Städte mußten nun völlig, durch Mauern oder Palisaden, gegen das platte Land abgesperrt werden. Die Torschreiber hatten den Verkehr zu überwachen; bei dem Einnehmer in der Stadt war nach den von ihnen ausgestellten Zetteln die Akzise zu entrichten; in Stadt und Umgegend waren Kontrolleure und Visitateure tätig. Und als ein neuer, höchst wichtiger Beamter erschien der „Commissarius loci", der »Kriegs- und Steuerkommissarius«, später einfach »Steuerrat« genannt, der in je einer Anzahl von Städten die Akziseverwaltung zu überwachen hatte.

Hatte der Adel die Akzise von dem platten Lande abgewälzt, so schaffte er sie sich auch vom Halse, soweit er Burglehen und Rittersitze innerhalb der Städte besaß, obgleich es in der neuen Akziseordnung hieß, daß niemand, wer es auch sei, in den Städten von der neuen Steuer frei sein und nicht einmal durch den Landesherrn eine Ausnahme gemacht werden dürfe. Ferner sicherte sich der Adel davor, daß im Interesse ausgleichender Gerechtigkeit zwischen Stadt und Land die Kontribution in demselben Maße gesteigert werden konnte, wie die Akzise stieg. Sie blieb ein für allemal fixiert; der Anteil des Landesherrn und des Adels an der Leistungsfähigkeit des Bauern durfte nicht zuungunsten des Adels verschoben werden.

Indem die verschiedene Steuerart zwischen Land und Stadt jede Interessengemeinschaft zwischen Ritter- und Bürgerschaft gegenüber dem Landesherrn aufhob, gab sie dem alten landständischen System einen Stoß, den es nicht verwinden konnte. Aber es ist eine irreführende Behauptung, daraus zu folgern, daß die Macht des Adels nunmehr gebrochen und die Souveränität des Landesherrn gesichert gewesen sei. Der Kurfürst hatte das stehende Heer und die stehenden Steuern damit erkauft, daß er das unbedingte Herrenrecht des Adels über den weitaus größten Teil der Bevölkerung feierlich verbriefte und versiegelte. Bei dem ersten Versuch, die Vorrechte des Adels im Interesse des Heeres anzutasten, war er scheu zurückgewichen, und dieser Adel hätte nicht er selbst sein müssen, wenn er nicht versucht hätte, mächtiger zu werden denn je, indem er das stehende Heer selbst aus einer Waffe des Landesherrn zu seiner eigenen Waffe machte. Das ist ihm denn auch gelungen. (Fortsetzung folgt.)

Theorie und Praxis.

Von Gustav Eckstein.

(Fortsetzung.)

2. Die Wissenschaft, das Prinzip und das Schlagwort.

Nun wird allerdings vielleicht Genosse Kamrowski einwenden, meine bisherigen Ausführungen gingen an den seinigen vorbei; denn er habe unter Theorie und Theoretikern etwas ganz anderes verstanden als ich. Trotzdem aber war es notwendig, zunächst den wissenschaftlichen Begriff der Theorie festzulegen; denn ein großer Teil der Mißverständnisse über das gegenseitige Verhältnis von Theorie und Praxis rührt gerade daher, daß das Wort Theorie in sehr verschiedenen Bedeutungen gebraucht wird.

»Sie verstehen,« sagt auch Liebig zu seinen Lesern,[9] »wie sehr sich der Begriff von Theorie im Sinne der Naturforschung von dem Worte Theorie im gewöhnlichen Sprachgebrauch unterscheidet. In diesem bedeutet es häufig das gerade Gegenteil von Erfahrung oder Praxis, es bezeichnet oft den Mangel an Bekanntschaft mit Tatsachen und Naturgesetzen; in unserem Sinne ist die Theorie die Summe aller Praxis, sie beruht auf der genauesten Kenntnis der Tatsachen und der Naturgesetze und ist aus dieser Kenntnis hervorgegangen.«

Die Auffassung der Theorie als etwas der Wirklichkeit Fremdes hat ihre gute geschichtliche Berechtigung. Denn lange Zeit bestand das »Theoretisieren« tatsächlich darin, daß aus einer Reihe feststehender Lehrsätze, »Prinzipien«, die anzuzweifeln verboten war oder doch mit Verachtung bestraft wurde, deren Folgerungen ganz abstrakt entwickelt wurden, gleichsam aus den Eingeweiden des Kopfes, wie Dietzgen sagt, in ähnlicher Weise, wie wenn die Theologie aus den ein für alle Male feststehenden Glaubenswahrheiten alle anderen Wahrheiten abzuleiten bestrebt ist. Es ist aber auch nicht zu verkennen, daß diese Auffassung von theoretischem Arbeiten und Denken auch heute noch nicht nur unter den Praktikern verbreitet ist, sondern daß sie auch von der Seite der Theoretiker her jetzt stets neue Nahrung findet.

Um dies richtig zu verstehen, muß man auf die Methode wissenschaftlicher Forschung und Darstellung eingehen.

»Sind einmal alle wichtigen Tatsachen einer Naturwissenschaft durch Beobachtung festgestellt,« sagt zum Beispiel Mach,[10] so beginnt für diese Wissenschaft eine neue Periode, die *deduktive*.... Es gelingt dann, die Tatsachen in Gedanken nachzubilden, ohne die Beobachtung fortwährend zu Hilfe zu rufen.«

In der Tat ist eine Wissenschaft nie abgeschlossen. Trotzdem kann sie nicht darauf verzichten, das von ihr durchforschte Tatsachengebiet zusammenzufassen und jeweils vorläufige Verallgemeinerungen vorzunehmen, aus denen sich dann die Regeln der Wirklichkeit wieder ableiten lassen. So kam zum Beispiel die klassische Nationalökonomie auf Grund der Erforschung der Wirtschaftsvorgänge ihrer Zeit zu der Verallgemeinerung, zu dem Lehrsatz, daß der Wert der Waren bestimmt wird durch die Arbeitszeit, die technisch zu ihrer Herstellung notwendig ist. Aus diesem Grundsatz konnte Ricardo ein Bild der gesamten ökonomischen Wirklichkeit des Kapitalismus seiner Zeit entwickeln, und seine Darstellung sieht so aus, als ob der Anfang seiner theoretischen Arbeit nicht das Studium und die Erforschung der Wirklichkeit gewesen wäre, sondern die Aufstellung eines abstrakten Lehrsatzes, aus dem dann die ganze Theorie herausgesponnen wird. Tatsächlich ist ja Ricardo auch oft gerade dieser Vorwurf gemacht worden, der aber das Wesen seiner wissenschaftlichen Methode verkennt. — Die weitere Entwicklung des Wirtschaftslebens, insbesondere die Ausbreitung der maschinellen Massenproduktion und vor allem die periodische Wiederkehr der Krisen haben nun aber gezeigt, daß das von den Klassikern aufgestellte Wertgesetz unzulänglich ist, daß es diese neuen und so wichtigen Erscheinungen nicht mehr zu umfassen vermag. Marx hat es daher auf Grund neuer Untersuchungen der historischen Tatsachen dahin abgeändert, daß nur die *gesellschaftlich* notwendige Arbeitszeit den Wert der Waren bestimmt. In dieser neuen Formulierung ist nun das Wertgesetz auch imstande, die Erscheinungen der Krisen zu umfassen und zu erklären.

[9] A. a. O., S. 37.

[10] Ernst Mach, Die Mechanik in ihrer Entwicklung, Leipzig 1883, S. 396.

Aber auch Marx' Darstellung erweckt den Schein, als wäre sie nicht auf ein umfassendes Studium der wirtschaftlichen Tatsachen aufgebaut, sondern aus einem allgemeinen Lehrsatz herauskonstruiert. Marx selbst hat allerdings schon vor diesem Irrtum gewarnt. Im Nachwort zur zweiten Auflage des ersten Bandes des Kapitals sagte er darüber:[11]

Die Forschung hat den Stoff sich im Detail anzueignen, seine verschiedenen Entwicklungsformen zu analysieren und deren inneres Band aufzuspüren. Erst nachdem diese Arbeit vollbracht, kann die wirkliche Bewegung entsprechend dargestellt werden. Gelingt dies und spiegelt sich nun das Leben des Stoffes ideell wider, so mag es aussehen, als habe man es mit einer Konstruktion a priori (von vornherein) zu tun.

Doch auch diese Verwahrung hat Marx nicht viel genützt. Nicht nur seine Gegner haben seine Methode verkannt und immer wieder behauptet, die ganze Darstellung werde aus einem ungenügend begründeten Lehrsatz, dem Wertgesetz, abgeleitet und die Wirklichkeit dann gewaltsam in dieses theoretische Fachwerk hineingepreßt; auch von seinen Anhängern ist Marx oft gerade in dieser Hinsicht mißverstanden worden.

Die Verallgemeinerungen, zu denen ein Forscher gelangt, die Prinzipien, die er aufstellt, haben die Aufgabe, zum Ausgangspunkt der weiteren Arbeit behufs der Beherrschung der Wirklichkeit zu dienen. Man kann die ungeheure Mannigfaltigkeit des Wirklichen geistig nur beherrschen, indem man sie einteilt, indem man sie in Systeme bringt. Das geschieht dadurch, daß man die Erscheinungen nach gewissen Grundsätzen gruppiert. Und diese Grundsätze sind eben das vorläufige Ergebnis der Forschung. Ich kann die voneinander so grundverschiedenen Erscheinungen des Gewitters, des Telephons und der Bogenlampe nur deshalb alle als elektrische zusammenfassen, weil eine lange Reihe von Forschern ihre Lebensaufgabe darein gesetzt haben, die äußerst mannigfaltigen elektrischen Erscheinungen zu studieren und gewisse Gemeinsamkeiten unter ihnen aufzufinden, die nun in Lehrsätzen und Formeln ihren Ausdruck finden.

Diese Lehrsätze und Formeln sind mitteilbar und ersparen dadurch, alle die Forschungen und Experimente immer zu wiederholen. Durch diese Übertragung der fertigen Untersuchungsergebnisse kann aber, besonders da eben die Methode der Darstellung eine andere ist als die der Forschung, leicht der Anschein erweckt werden, als handle es sich da nicht um vorläufige Resultate der mühseligen Forschungsarbeit von Jahrhunderten, die stets durch die Auffindung neuer Tatsachen wieder umgestoßen werden können, sondern um die ein für allemal feststehende Erkenntnis vom Wesen der betreffenden Erscheinungen. So hatte die physikalische Erforschung des Lichtes gezeigt, daß man sich die optischen Erscheinungen am einfachsten so vergegenwärtigen kann, daß man sich sie als Wellenbewegung in einer unwägbaren, alles durchdringenden Flüssigkeit, dem »Äther«, vorstellt. Und so wurde nun in den Schulen »das Wesen« des Lichtes erklärt. Als nun aber neuerdings Erscheinungen auftraten, die sich nicht mehr in dieser Weise erklären ließen, fanden die Versuche, die Hypothese der Ätherschwingungen durch andere Hypothesen zu ersetzen, bei vielen Physikern starken Widerstand, die glaubten, daß diese Erklärungen mit dem einmal »erkannten Wesen« des Lichtes im Widerspruch stünden.

[11] Das Kapital, I, Volksausgabe, Stuttgart 1914, S. XLVII.

Gleichwohl ist das Festhalten an den einmal gewonnenen theoretischen Vorstellungen gegenüber dem Ansturm neuer Tatsachen innerhalb gewisser Grenzen nicht nur nützlich, sondern geradezu unentbehrlich für die Wissenschaft. Wollte diese ihre theoretischen Auffassungen stets sogleich fallen lassen, sobald sich Tatsachen zeigen, die sich ihnen nicht ohne weiteres einfügen lassen, dann käme es überhaupt kaum jemals zu gefestigten Anschauungen, dann wäre unsere ganze Ideenwelt in so fortwährendem Fluß, daß die Wissenschaft ihrer Aufgabe, uns in unserer Umwelt zu orientieren, überhaupt nicht nachkommen könnte.

»Der englische Forscher Whewell hat mit Recht behauptet,« sagt Mach,[12] »daß zur Entwicklung der Naturwissenschaft zwei Faktoren zusammenwirken müßten: Ideen und Beobachtungen. Ideen allein verflüchtigen sich zu unfruchtbarer Spekulation, Beobachtungen allein liefern kein organisches Wissen. In der Tat sehen wir, wie es auf die Fähigkeit ankommt, schon vorhandene Vorstellungen neuen Beobachtungen anzupassen. Zu große Nachgiebigkeit gegen jede neue Tatsache läßt gar keine feste Denkgewohnheit aufkommen. Zu starre Denkgewohnheiten werden der freien Beobachtung hinderlich. Im Kampfe, im Kompromiß des Urteils mit dem Vorurteil, wenn man so sagen darf, wächst unsere Einsicht.«

Natürlich ist es oft schwer, die Grenze zu bestimmen, wie weit eine bestehende Theorie den neuen Tatsachen anzupassen, nach ihnen umzuformen, und wann sie aufzugeben und eine neue an ihre Stelle zu setzen ist. Hier liegen sicherlich Gefahren für den Theoretiker. Er kann entweder an den gewohnten Vorstellungen auch dann noch festhalten, wenn sie durch neue Erscheinungen schon überholt, als unbrauchbar erwiesen sind, oder er kann in dem Bestreben, sein System beim Auftauchen jeder neuartigen Erscheinung auf sie einzustellen, auf sie ein neues System zu begründen, dahin kommen, überhaupt keine festen Anschauungen herauszubilden und schließlich auf jede Stellungnahme zu verzichten.

Nun sind natürlich die wenigsten theoretischen Lehrsätze von dem, der sie anerkennt und anwendet, auch erst gefunden worden. Die meisten werden aus dem Schatze der vorhandenen Wissenschaft übernommen, wo sie sich oft durch Generationen und Jahrhunderte fort erhalten. Bei diesen altererbten und anerkannten Sätzen tritt nun am leichtesten die Gefahr auf, daß sie nicht bloß als Verallgemeinerungen aus bestimmten Erfahrungen gelten, die daher auch nur unter gleichartigen Bedingungen gelten. Sie erheben vielmehr nur zu leicht den Anspruch, ein für allemal zu gelten, nicht der Wirklichkeit bloß abgelauscht zu sein, sondern die Regeln anzugeben, nach denen sich die Wirklichkeit zu richten hat. Die Gefahr dieses Mißverständnisses wird um so größer, je weniger diejenigen, die diese »Prinzipien« verkünden, in der Lage sind, ihre Richtigkeit nachzuprüfen. Dann werden diese Grundsätze in der Form festgefügter Schlagworte zu Dogmen, an die geglaubt werden muß, wenn man sich nicht dem Verdacht der Dummheit oder der Schlechtigkeit aussetzen will.

Diese Art der Aufstellung und Verfechtung theoretischer Lehrsätze und Prinzipien ist es, die die Theorie schon vielfach in Mißkredit gebracht hat, und die wohl Genosse Kamrowski bei Abfassung seines Artikels vor allem im Auge hatte. Und da ist nun in der Tat nicht zu leugnen, daß gerade auch in

[12] Mach, Wärmelehre, S. 390.

unseren Reihen vielfach gesündigt worden ist und wird; und dies schonungslos auszusprechen erscheint mir gerade jetzt eine gebieterische Pflicht, weil es vielleicht dadurch möglich ist, eine Reihe eingewurzelter Vorurteile und gehässiger Mißverständnisse zu beseitigen.

Auch auf dem Gebiet der Naturwissenschaften tritt ja diese Gefahr der Dogmatisierung theoretischer Lehrsätze häufig in Erscheinung. Gerade die unselbständigen Geister sind es da meist, die einmal aufgenommene und anerkannte Lehren nicht nur mit Tatsachen beweisen, sondern vor allem auch mit starken Gefühlsmomenten verteidigen. Kommt es doch vor, daß von der einen Seite der, der die Darwinsche Selektionstheorie anerkennt, als Gotteslеugner und Sünder, von der anderen Seite der, der sie bezweifelt, ohne weiteres als Pfaffenknecht oder mindestens als Mystiker denunziert wird. Doch beschäftigt sich mit naturwissenschaftlichen Theorien in der Regel nur, wer besonderes Interesse für sie besitzt. Anders aber steht es mit den Problemen der Gesellschaftswissenschaften. Denn diese greifen ins tägliche wirtschaftliche und politische Leben tief ein. Mit ihnen muß sich daher jeder auseinandersetzen, der sich irgendwie wirtschaftlich oder politisch betätigt. Die meisten lassen es da allerdings bei den Anschauungen bewenden, die ihnen in ihrer Jugend von Elternhaus und Schule, später von Kirche, Kaserne und der bürgerlichen Presse als selbstverständlich hingestellt und gelehrt worden sind. Ihnen erscheint alles, was mit diesen Lehren, deren theoretischer Charakter ihnen gar nicht zum Bewußtsein kommt, im Widerspruch steht, schon deshalb als verwerflich, weil es sie in ihren liebgewonnenen Denkgewohnheiten stört. Der sozialdemokratische Agitator weiß, wie ungeheuer schwierig oft die Überwindung dieser Vorstellungen ist. In der Regel muß diese Ideenwelt erst durch das Leben selbst erschüttert werden, wenn die Agitation Erfolg haben soll. Erst die Lebensschicksale, die zum Beispiel den Bauernjungen in die Industrie der Großstadt schleudern, zeigen ihm, daß die ihm anerzogenen Vorstellungen über Familienleben, über Verhalten gegen Vorgesetzte, über Religion usw. weder so allgemein noch so selbstverständlich sind, wie er bis dahin gedacht.

Diesem zum Teil durch Jahrhunderte ausgebauten, von allen staatlichen und kirchlichen Mächten gestützten und geschützten Gebäude von Vorstellungen und Ideen setzt nun die Sozialdemokratie ihre auf ganz anderen Grundlagen beruhende Gedankenwelt entgegen. Dieser Kampf wäre von vornherein aussichtslos, wenn er nicht an unzähligen Stellen zugleich aufgenommen würde, wenn er nicht an jeden einzelnen Arbeiter, an jede Arbeiterfrau persönlich herangetragen würde. Zunächst ist es da natürlich notwendig, die überkommene Ideenwelt zu erschüttern, und das geschieht am besten und wirkungsvollsten, wenn die wirklichen Lebensverhältnisse des Arbeiters mit den Vorstellungen verglichen werden, die ihm von Schule und Kaserne, von Kirche und Presse gepredigt werden. Zu dieser grundlegenden agitatorischen Tätigkeit ist vor allem ein scharfer Blick für die Wirklichkeit und möglichste Vertrautheit mit den Lebensbedingungen der Arbeiter erforderlich, an die man sich wendet, und mit den Ideologien, in denen sie aufgewachsen sind.

Aber nachdem diese erste Arbeit des Aufräumens mit altem Schutt vorüber ist, tritt eine zweite an den Agitator heran, er muß den aus ihrem dogmatischen Schlaf Geweckten neue Ideen, neue Auffassungen vermitteln, er

muß sie zu Sozialisten machen. Diese Tätigkeit erfordert aber ganz andere Fähigkeiten. Hier kommt es nicht so sehr auf scharfe Beobachtung an, als auf Verständnis der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Zusammenhänge der kapitalistischen Welt. Ist für die erste Aufgabe der Agitation der Praktiker der geeignete Mann, der die Lebensverhältnisse der Proletarier und womöglich die Berufsarbeit der einzelnen aus eigener Anschauung genau kennt, so ist für die zweite Aufgabe der Agitation die Vertrautheit mit unsern theoretischen Lehren unerläßlich. Diese theoretischen Lehren sind aber das Endergebnis der tiefdringenden und höchst umfassenden Lebensarbeit von Männern wie Marx und Engels. Sie stützt sich auf die theoretischen Arbeiten der größten Geister der Sozialwissenschaften und ist von den Schülern unserer Altmeister noch weiter ausgebaut. Nicht nur dem Mann aus der Werkstatt, sondern auch dem größten Teil der Partei- und Gewerkschaftsangestellten und selbst der Redakteure ist es schlechthin unmöglich, auf den so ungemein schwierigen und komplizierten Gebieten der Gesellschaftswissenschaften selbständig grundlegende Forschungen anzustellen oder auch nur die Werke unserer Meister mit vollem Verständnis und mit der nötigen Versenkung sowohl in das Studium ihrer theoretischen Vorläufer als auch des Tatsachenmaterials, aus dem sie ihre Lehren gewonnen, durchzuarbeiten und ihre Theorien dann auf die so komplizierten Tatsachen der Gegenwart selbständig anzuwenden.

Als Ersatz spielen die Popularisierungen eine große Rolle, und sie müssen diese Rolle spielen. Die populäre Darstellung aber teilt dem Leser oder Hörer die fertigen Resultate mit und zeigt ihm meist nicht oder nur unvollkommen den Weg, auf dem sie gewonnen sind, und sie kann, soll sie einem weiteren Kreise ungeschulter Leser verständlich sein, nur die Grundlinien skizzieren. Je einfacher aber diese Linien gezogen werden, je mehr sich die Darstellung darauf beschränkt, nur die wesentlichsten Züge dem Leser vor Augen zu führen, um so weniger ist die Zeichnung ein getreues Abbild der Wirklichkeit. Einem ähnlichen Vorgang begegnen wir zum Beispiel in den gangbaren Lehrbüchern der Technologie. Der Leser mag die stark vereinfachende und schematisierende Darstellung etwa einer Dynamomaschine sehr wohl verstehen, er fühlt sich aber recht hilflos, wenn ihm etwa zugemutet wird, eine solche nun aus ihren Bestandteilen für den praktischen Gebrauch zu montieren. Je weniger aber der, der eine theoretische Ansicht zu vertreten hat, imstande ist, ihrem Entwicklungsgang, ihrer Begründung nachzugehen und damit die Grenzen ihrer Geltung zu bestimmen, um so mehr ist er, besonders Gegnern gegenüber, darauf angewiesen, sie als Dogma zu betrachten und zu behandeln, dessen Anzweiflung sittlich verwerflich oder ein Zeichen von Dummheit ist.

Mit berechtigter Verehrung blicken wir zu den ersten Pionieren auf, die in den sechziger und siebziger Jahren Deutschland von einem Ende zum andern durchzogen und unter unsäglichen Entbehrungen, Gefahren, Opfern und Mühen das neue Evangelium des Sozialismus predigten. Doch was war das theoretische Rüstzeug dieser Männer? In der Regel waren es lediglich einige Reden Lassalles, dessen Autorität um so höher gehalten werden mußte, je weniger der einzelne Versammlungsredner imstande war, die vorgetragenen Lehren selbständig zu begründen und zu verteidigen. Später, besonders nach dem Fall des Sozialistengesetzes, traten in der Agitation immer

mehr die Lehren und Auffassungen von Marx und Engels in den Vordergrund. Aber wie viele von den Agitatoren hatten auch nur die Werke dieser beiden Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus durchstudiert, und wie viele waren, was noch wichtiger ist, imstande, ihre Theorien selbständig auf das praktische Leben anzuwenden? Gewiß, die Grundzüge der Lehren vom Klassenkampf, von der Notwendigkeit der politischen neben der gewerkschaftlichen Aktion usw. wurden zum Gemeingut der Sozialdemokraten, sie prägten sich nicht nur dem Gedächtnis, sondern dem ganzen Charakter der modernen Arbeiter unauslöschlich ein. Aber diese Lehren allein genügen bei weitem nicht, um das so ungeheuer komplizierte Getriebe des Kapitalismus auf seiner höchsten Stufe zu erklären, um die tägliche Praxis des Bankwesens, der Kartellpolitik, der Handels- und Zollverhältnisse, des politischen Parteienkampfes, des ideologischen Ringens um Fragen der Religion, der Staatsauffassung usw. marxistisch zu begreifen, das heißt die Erscheinungen des kapitalistischen Alltags in der Sprache der von Marx gebildeten Begriffe und Theorien wiederzugeben, sich zu überzeugen, wie hier überall sich die von Marx entdeckten Gesetze der kapitalistischen Gesellschaft auswirken.[13]

So kam es, daß zur Erklärung dieser Erscheinungen vielfach die oberflächlichen und daher leichter zu erfassenden Lehren der bürgerlichen Ökonomie herangezogen wurden, die dadurch noch besondere Anziehungskraft und Autorität erlangten, daß sie in den gangbaren Lehrbüchern und Nachschlagewerken und an den Universitäts- und Handelsschulkathedern gelehrt und in den Fachzeitschriften als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Vor allem waren es die »Praktiker«, die sich dieser bequemeren Auskunft zuwandten. (Schluß folgt.)

Vom Wirtschaftsmarkt.

Englands Handelsentwicklung seit Kriegsbeginn.

Falsche Kalkulationen. — Illusionen und Wirklichkeit. — Die Gestaltung des englischen Außenhandels in den letzten drei Jahren. — Zunahme der Einfuhr. — Englands Getreideimport 1914 und 1915. — Einfuhrverteuerung. — Starker Rückgang der Ausfuhr englischer Fabrikate. — Jeremiade des »Economist«. — Englands Wertpapierausfuhr nach den Vereinigten Staaten von Amerika. — Frachtraten und Reederprofite.

Berlin, 11. Februar 1916.

Es ist angesichts der aufdringlichen Zukunftsspekulationen, die sich neuerdings wieder in einem großen Teil der Presse breitmachen, recht nützlich, wieder die alten Zeitschriften und Zeitungsblätter aus den ersten

[13] Auch Genosse Kamrowski scheint in diesem Punkte nicht ganz klar zu sehen. Darauf läßt es schließen, wenn er zum Beispiel schreibt (S. 626): »Die komplizierte kapitalistische Wirtschaftsform hat auch den Klassenkampf kompliziert. Gerade in dieser Frage stößt Theorie und Praxis hart aufeinander.« Genosse Kamrowski übersieht, daß es gerade die Aufgabe der Theorie ist, diesen komplizierten Zusammenhängen zwischen den Lebensformen des Kapitalismus auf seiner höchsten Form und den Formen des Klassenkampfes, der sich auf sie einstellen muß, nachzugehen und dadurch der Praxis erst die Wege zu weisen und zu bahnen. Gerade hier zeigt es sich vielleicht am deutlichsten, daß das, was Kamrowski als »Theorie« verurteilt, in der Tat nur deren erstarrte, dogmatische Form ist, wie sie nur zu oft in der Form von »Prinzipien« den Praktikern an den Kopf geworfen wird.

Kriegsmonaten hervorzusuchen und nachzulesen, wie damals der Weltkrieg und seine Rückwirkungen auf das Wirtschaftsleben beurteilt worden sind. Wie weniges aus diesen früheren Auffassungen hat sich bestätigt. Wie vieles erscheint uns heute so seltsam, als dermaßen durch die Tatsachen überholt, daß man sich erstaunt fragt: Wie war es nur möglich, damals solche Folgerungen zu ziehen? Gar manche Hoffnungen, die zu jener Zeit weiten Kurs hatten, machen heute nur noch den Eindruck eines wüsten Trümmerhaufens.

Mit welcher Sicherheit wurde nicht behauptet, der moderne Krieg, selbst wenn er auf zwei Staaten beschränkt bliebe, müßte in wenigen Wochen oder mindestens in wenigen Monaten beendet sein, denn die Zerstörungskraft der modernen Waffen sei so ungeheuer, daß der Widerstand des heutigen Nervenmenschen bald gebrochen und sich aller Zusammenhalt in völlige Erschöpfung, in Grauen und Apathie auflösen werde. Soweit aber nicht die moderne Waffentechnik selbst zu baldiger Beendigung des Kriegsbrandes zwingen werde, würde unbedingt der Zusammenbruch des Wirtschaftsgetriebes einen schnellen Friedensschluß herbeiführen, da der Bau des heutigen kapitalistischen Wirtschaftslebens so feingegliedert, so verästelt sei, daß er eine Störung höchstens für eine sehr kurze Spanne Zeit vertrage.

Nun lastet der Krieg schon mehr als achtzehn Monate auf Europa. Er hat nach und nach fast alle wichtigeren Länder dieses Erdteils ergriffen, erfordert täglich eine Ausgabe, die selbst die verwegensten Berechnungen aus der Zeit vor dem Kriege weit übertrifft, mehr als 400 Millionen Mark, und auch die Waffentechnik hat sich viel leistungsfähiger erwiesen, als wenigstens der Nichtfachmann ahnte — und doch ist bis jetzt noch keiner der beteiligten kapitalistischen Großstaaten ökonomisch zusammengebrochen, mögen sich auch die inneren Wirtschaftsverhältnisse mannigfach verschoben haben und heute eine ganz andere Struktur aufweisen als vor dem Beginn des Riesenkampfes. Aber selbst diese innere wirtschaftliche Struktur der kriegführenden Staaten hat sich im wesentlichen ganz anders gestaltet, als man annahm. Wirtschaftliche Störungen, Hemmnisse und Unzuträglichkeiten, auf die man in den Kreisen der Wirtschaftspolitiker bestimmt rechnete, sind ausgeblieben, während andererseits sich dort Störungen und Verschiebungen eingestellt haben, wo sie niemand erwartete. Probleme sind aufgetaucht, an die zu Beginn des Krieges keiner dachte.

Immer mehr zeigt sich, daß der Weltkrieg eine gewaltige Revolutionierung des Wirtschaftslebens bedeutet. Er wird Europas Wirtschaftsgetriebe in einem ganz anderen Zustand und unter ganz anderen Entwicklungsbedingungen hinterlassen, wie sie vor dem Kriege bestanden.

Das gilt vor allem von England, dessen Wirtschaftsinstitutionen voraussichtlich nach dem Kriege eine noch weit größere Verschiebung aufweisen werden als die Deutschlands. Als die englische Kriegserklärung erfolgte, gab es in England gar viele Leute, die erwarteten, daß England an dem Landkrieg nur geringen Anteil werde nehmen müssen; ihm werde fast ausschließlich die Aufgabe zufallen, Deutschland vom Welthandel abzuschneiden und die deutschen Küsten zu blockieren. Im übrigen aber werde das Geschäftstreiben Englands seinen ruhigen Fortgang nehmen, ganz wie gewöhnlich; im ganzen könne man sogar mit ziemlicher Bestimmtheit auf eine Besserung der Geschäfts-

lage rechnen, denn wenn auch der Handelsverkehr mit Deutschland und Österreich-Ungarn aufhören werde, so werde doch dieser Ausfall mehr als reichlich ausgeglichen durch die völlige Verdrängung des deutschen Außenhandels und der deutschen Schiffahrt, also durch stark vermehrten englischen Export nach bisherigen deutschen Absatzgebieten, durch baldigen Aufschwung der englischen Schiffahrt und mannigfache Gelegenheit zu großen Finanztransaktionen, die Englands beherrschende Stellung auf dem internationalen Geldmarkt noch mehr befestigen würden.

Das bisherige Resultat des Krieges ist so ziemlich das Gegenteil dieser Erwartungen. Statt der Steigerung des englischen Exports ist eine enorme Steigerung des Imports eingetreten, eine sich immer ungünstiger gestaltende Handels- und damit auch Zahlungsbilanz. Statt neue große Absatzmärkte in Süd- und Mittelamerika, in Ostasien, im Orient, in Indien zu erobern, ist der Export Englands dahin im starken Rückgang begriffen, teils weil der Bedarf jener Gegenden infolge des Krieges beträchtlich abgenommen hat, teils weil England die gewünschten Waren nicht liefern konnte, teils weil sich auf jenen Märkten alsbald die Konkurrenz der neutralen Länder, vornehmlich der Vereinigten Staaten von Amerika und Japans einstellte und Englands schöne Hoffnungen trübte.

Die großen Truppenexpeditionen, zu denen sich England im Verlauf des Krieges gezwungen sah, entzogen seiner Industrie nicht nur unersetzliche Arbeitskräfte, der Mangel an solchen Kräften trieb auch die Arbeitslöhne dermaßen in die Höhe, daß es mit den billiger fabrizierenden Industrien neutraler Länder vielfach nicht mehr zu konkurrieren vermochte. Außerdem aber sah es sich auch gezwungen, einen großen Teil der ihm verbliebenen Arbeitskräfte mit der Herstellung von Munition für sich und seine Alliierten zu beschäftigen.

So mußte England recht bald die Erfahrung machen, daß man nicht zu gleicher Zeit große Armeen in verschiedenen Weltgegenden unterhalten, für den Export fabrizieren und die Haupttätigkeit der einheimischen Industrie auf die Herstellung von Munition konzentrieren kann.

Rief aber einerseits dieser Entzug von Arbeitskräften und die Beschäftigung eines großen Teiles der im Lande verbliebenen Arbeiterschaft mit der Fabrikation von Kriegsmaterialien eine Vernachlässigung des Exports nach fremden Märkten hervor, so andererseits einen vermehrten Import von Nahrungsmitteln aus dem Ausland, zu dem sich, da die einheimische Fabrikation sich als unzureichend erwies, die eigenen und die auf Englands industrielle Leistungsfähigkeit angewiesenen verbündeten Truppen mit dem nötigen Ausrüstungsmaterial zu versorgen, bald außerdem ein massenhafter Bezug von Heeresbedarfsartikeln aller Art, vornehmlich aus Nordamerika, gesellte.

Die jüngst erschienene englische Handelsstatistik für 1915 liefert für diese Umwälzung recht lehrreiche Zahlen. Danach ist die Einfuhr von 1913 bis 1915 um 85 Millionen Pfund Sterling (von 768,1 auf 853,8 Millionen) gestiegen, die Ausfuhr um 141 Millionen Pfund Sterling (von 525,3 auf 384,7 Millionen) gefallen.

Betrachtet man die Einfuhrziffern im einzelnen, zusammengestellt nach den Hauptgruppen der englischen Handelsstatistik, so ergeben sich folgende Vergleichszahlen:

Einfuhr	1913 Millionen Pfd. Sterl.	1914 Millionen Pfd. Sterl.	1915 Millionen Pfd. Sterl.
I. Nahrungs- und Genußmittel			
Getreide und Mehl	85,53	79,64	112,36
Fleisch, Schlachtvieh	56,74	63,22	86,95
Sonstige Nahrungsmittel	140,06	146,65	173,94
Tabak	8,07	7,46	8,64
Zusammen	290,40	296,97	381,89
II. Rohstoffe	281,92	236,53	287,34
III. Halb- und Fertigfabrikate	193,61	160,49	181,51
IV. Verschiedenes	2,81	2,64	3,01
Einfuhr insgesamt	768,74	696,63	853,75
- nach Abzug der wieder ausgeführten Waren	659,16	601,16	754,96
Ausfuhr	525,25	430,72	384,65

Am stärksten hat demnach die Einfuhr von Nahrungsmitteln zugenommen, während der Import von Rohstoffen und Fabrikaten sich ungefähr auf gleicher Höhe gehalten hat wie vor dem Kriege. Aus dieser Steigerung der Wertsumme des Nahrungsmittelimports darf jedoch nicht geschlossen werden, daß England auch eine dementsprechend größere Menge von Nahrungsmitteln erhalten hat. Keineswegs. In manchen dieser Warenarten ist die Einfuhr während des letzten Jahres kaum viel stärker gewesen als früher; die höhere Wertsumme erklärt sich einfach daraus, daß inzwischen die Preise der Lebensmittel in den Einkaufsländern beträchtlich gestiegen und ferner im letzten Jahre die Frachtraten derart emporgeschnellt sind, daß sie heute für manche Strecken das Sieben-, Acht- und Neunfache betragen wie in den letzten Monaten vor dem Kriege.

Das zeigt sich besonders beim Getreideimport, wie folgende Gegenüberstellung der Gewichtsmengen (in englischen Cwts., Zentnern zu 50,8 Kilogramm) und der Wertsummen beweist:

	1914		1915	
Weizen	Millionen Cwts.	Millionen Pfd. Sterl.	Millionen Cwts.	Millionen Pfd. Sterl.
Rußland	7,23	2,83	0,80	0,46
Vereinigte Staaten	34,22	14,88	41,65	26,53
Argentinien	6,50	2,58	12,16	8,61
Britisch-Indien	10,71	4,92	13,96	8,84
Australien	12,11	5,16	0,18	0,10
Kanada	31,46	13,72	19,72	12,63
Deutschland	0,98	0,37	—	—
Gerste				
Rußland	5,37	0,01	1,86	0,00
Rumänien	0,84	—	0,26	—
Vereinigte Staaten	5,24	5,81	1,94	2,80
Britisch-Indien	0,41	2,77	0,16	1,43
Kanada	1,94	0,70	0,60	0,35
Mais				
Rumänien	7,00	—	2,09	—
Argentinien	28,64	8,60	44,15	17,05

Demnach hat zum Beispiel England aus den Vereinigten Staaten von Amerika im Jahre 1915 nur ungefähr 20 Prozent mehr Weizen bezogen als 1914, die Wertsumme aber stellt sich um ungefähr 80 Prozent höher —

wobei überdies in Betracht kommt, daß schon im letzten Vierteljahr 1914 die Weizen- und Frachtpreise stark angezogen hatten. Würde man die einzelnen Posten der Lebensmittelzufuhr aus dem Jahre 1915 mit denen der drei Jahre 1911 bis 1913 vergleichen, so würde sich ergeben, daß England im Durchschnitt für dasselbe Quantum eingeführter Lebensmittel im Jahre 1915 einen um 70 bis 75 Prozent höheren Preis hat zahlen müssen als vor dem Kriege. Schon wenn man die Weizenausfuhr aus Argentinien in den letzten beiden Jahren betrachtet, ergibt sich ein wesentlich ungünstigeres Verhältnis zwischen Gewichtsmenge und Wertsumme als beim nordamerikanischen Weizen. England hat 1914 6,50, 1915 12,16 Millionen Zentner Weizen aus Argentinien erhalten, also 1915 nur um zirka 87 Prozent mehr, die Wertsumme aber ist von 2,58 auf 8,61 Millionen Pfund Sterling gestiegen, *also um 230 Prozent*.

Das gilt zugleich, wenn auch nicht im gleichen Grade, von dem englischen Rohstoffbezug während des Krieges. Auch für die eingeführten Rohstoffe hat England, wenn man von amerikanischer und ägyptischer Baumwolle absieht, durchweg höhere Preise zahlen müssen. Vielfach wird es als ein großer Vorzug der englischen Handelslage bezeichnet, daß England sich auch während des Krieges mit den nötigen Rohstoffen zu versorgen vermochte, es also nach dem Kriege alsbald wieder mit der Produktion beginnen könne, während es Deutschland an manchen Rohstoffen, besonders für die Textilindustrie, fehlen werde. Das ist tatsächlich ein Vorteil für England; aber doch nicht in dem Maße, als gewöhnlich angenommen wird, denn der englische Importeur und Fabrikant hat diese Rohstoffe größtenteils zu anormalen Preisen eingekauft. Es ist aber damit zu rechnen, daß diese Preise bald nach dem Kriege fallen werden, denn es fehlt weder in den Produktionsstätten an genügenden Vorräten, noch haben sich dort die Preise wesentlich verschoben; die höheren Rohstoffpreise, die die englischen Fabrikanten bezahlt haben, sind vielmehr zu einem großen Teil nur die Folge der hohen Schiffsfrachtraten. Sinken die Frachtsätze nach dem Kriege bald und erheblich, so kann sich der angehäufte Rohstoffvorrat Englands sogar als ein Nachteil erweisen, indem er der englischen Industrie die Konkurrenz auf entfernten Absatzmärkten erschwert. Bleiben die Frachtraten freilich noch längere Zeit nach Friedensschluß auf gleicher Höhe, dann gewinnt unzweifelhaft die englische Exportindustrie einen Vorsprung.

Ein ganz anderes Bild als die Einfuhr bietet die Entwicklung der Ausfuhr Englands während des Krieges. *Der starke Rückgang des Exports entfällt fast ausschließlich auf Halb- und Ganzfabrikate*, und zwar finden wir darunter Warengattungen, in denen England seit langem eine Art Vorzugsstellung einnahm und in denen es jetzt während der Kriegszeit zum Hauptlieferanten seiner Verbündeten geworden ist, wie zum Beispiel bessere Woll- und Baumwollwaren, Maschinen, Stahl und Stahlwaren, Kohlen usw. Es betrug nämlich die Ausfuhr:

	1913 Millionen Pfd. Sterl.	1914 Millionen Pfd. Sterl.	1915 Millionen Pfd. Sterl.
Von Maschinen	37,01	31,36	19,19
- Eisen und Stahl	54,29	41,67	40,42
- Textilwaren	181,88	149,61	132,23
- Kohlen	53,66	42,02	38,22

Eine Handelsgestaltung, die zu dem schönen Bilde der englischen Han-elspresse aus der ersten Kriegszeit in grellstem Kontrast steht, zumal wenn an in Betracht zieht, daß in den obigen Einfuhrzahlen die von der Regie-ung für eigene Rechnung eingeführten Waren, zum Beispiel alle von ihr us dem Ausland bezogenen Nahrungsmittel und Kriegsmaterialien für eer und Flotte, nicht mit enthalten sind, ein Betrag, der im Ok-ber und November auf 10 bis 11 Prozent des Gesamteinfuhrwerts ge-ßäßt wurde, seitdem aber sicherlich noch zugenommen hat. Außerdem uß die Eigenart der englischen Handelsstatistik in Berücksichtigung ge-gen werden, die die Ausfuhrwerte nach der Formel „fob" (das heißt ree on board", frachtfrei an Bord geliefert), die Einfuhrwerte aber nur if" (das heißt einschließlich Verladungskosten, Versicherung und Fracht s zum Hafen des Bestimmungsortes, aber ohne weitere Frachtkosten, Ent-dungsgebühren, Kaigebühren usw.) berechnet. Es kann deshalb mit Sicher-it angenommen werden, daß die obige Einfuhrsumme von 854 Millionen fund Sterling für das Jahr 1915 noch um mindestens 15 Pro-ent erhöht werden muß.

Den englischen Fachblättern wird es denn auch angesichts dieser Han-lsentwicklung recht schwül. Tief bekümmert meint der »Economist« zu m Ergebnis des letzten Jahres:

Ein Anwachsen der Einfuhren um 157 Millionen Pfund Sterling und eine bnahme der Ausfuhren um 46 Millionen Pfund Sterling — das ist, kurz gesagt, s Ergebnis des Außenhandels in 1915. Der riesige Betrag, den wir aus früheren sparnissen aufbringen oder von geborgtem Gelde bezahlen, ist der Öffentlichkeit st schon so vertraut, daß er, wie wir fürchten, weniger Aufmerksamkeit hervor-ft als noch vor einigen Monaten. Wir alle neigen dazu, uns zu sehr durch die ßerlichen Zeichen der Gesundheit oder des Siechtums beeinflussen zu lassen. Ein lhendes Aussehen lenkt unsere Gedanken von der darunter verborgenen Wirk-hkeit ab. So wurde, als unsere Valuta in Amerika fortgesetzt fiel, die öffentliche esorgnis erregt und laut zum Ausdruck gebracht; jetzt, da der Wechselkurs durch s Eingreifen der Regierung gebessert ist, sind die meisten Leute befriedigt, daß s Übel verschwunden ist. Nun ist ja in der Tat die Erholung des Wechselkurs-ndes ein Beweis, und ein sehr genugtuender Beweis für die Kraft des britischen manzorganismus. Aber die frühere Schwächeanwandlung ist nur durch künstliche ittel geheilt worden, und die jetzt eingetretene günstige Veränderung soll uns cht gegen die Gestaltung des Außenhandels blind machen, die noch im Fort-reiten ist....

Abgesehen von der großen Preissteigerung, die seit 1913 stattgefunden hat, ssen wir in Betracht ziehen, daß die direkten Ankäufe der Regierung — in un-kannter Menge — in den Zahlen von 1915 nicht mit enthalten sind, sowie ferner, ß die Kosten der Verschiffungen gewaltig gestiegen sind. Da die Importzahlen „cif" rechnet sind, die Exportzahlen „fob", so muß überdies noch ein ansehnlicher Be-ag in entsprechender Weise verrechnet werden, wenn man die Einfuhr- und Aus-hrzahlen vergleicht. Das gilt namentlich für die Zahlen des Jahres 1915, da bei n jetzt sehr gestiegenen Frachten der Unterschied besonders ins Gewicht fällt. um Beispiel bedeutet das Steigen der La-Plata-Fracht auf 150 Schilling pro onne eine automatische Erhöhung des Einfuhrpreises für argentinischen Mais und Weizen und die Erhöhung der Frachten von den Vereinigten Staaten auf 15 Schil-ng pro Tonne ein ebensolches Anwachsen des Preises für amerikanischen Weizen. ie Außenhandelszahlen dürfen stets nur unter diesen Vor-ehalten gelesen werden. Es ist übrigens auch ein Irrtum, die erhöhten rachtraten, wie es von manchen Seiten geschehen ist, als allein zugunsten Eng-

lands wirkend zu betrachten. Die zunehmende Bedeutung, die den Neutralen in der Handelsschiffahrt zukommt, hat diese stark bereichert. Eine viel größere Summe von den Gesamtfrachtverdiensten muß jetzt Großbritannien debitiert statt wie früher kreditiert werden.

Diese enorme Mehreinfuhr Englands aber muß natürlich bezahlt werden, und da auch die sonstigen Einnahmen der englischen Bourgeoisie an Zinsen für im Ausland angelegte Kapitalien, aus fremden Staatsanleihen, Wechseldiskontierungen, auswärtigen Provisionen usw. unter dem Einfluß des Krieges sehr zurückgegangen sind, so sehen wir, daß England, teils um seine Importe bezahlen zu können, teils um sich Mittel für Kriegszwecke zu beschaffen, seine in besseren Tagen angekauften fremden Wertpapiere massenhaft abzustoßen beginnt. Allein der Wert der von England nach den Vereinigten Staaten von Amerika zurückgesandten Wertpapiere wird dort auf mehr als $1^1/_2$ Milliarden Dollar, also über 6 Milliarden Mark geschätzt. Und außerdem mußte England sich dazu verstehen, mehrfach beträchtliche Goldmengen nach Amerika zu senden, dort neben der Unterbringung von Schatzwechseln gemeinsam mit Frankreich eine 500-Millionen-Dollar-Anleihe in New York abzuschließen und zugleich in weitestem Maße den Kredit der amerikanischen Bankfinanz in Anspruch zu nehmen — ohne daß doch alle diese Maßnahmen das Sinken des Sterlingkurses zu verhindern vermochten.

Einst der größte Gläubiger der nordamerikanischen Union, der alljährlich aus dieser große Revenüen bezog, tritt England mehr und mehr in ein Schuldverhältnis zu Uncle Sam. Und nicht nur in dieser Beziehung hat sich ein Umschwung angebahnt. Während bisher London der große Geldmarkt war, wo nicht nur die verschiedenen in der kapitalistischen Entwicklung zurückgebliebenen Staaten ihre auswärtigen Anleihen aufnahmen, sondern auch die neuen großen Unternehmungen solcher Länder die Mittel zu ihrer Gründung und Finanzierung fanden, hat sich England genötigt gesehen, um seinen eigenen Geldbedarf befriedigen zu können, seinen Geldmarkt den Ansprüchen fremder Staaten zu verschließen. Die Folge ist, daß heute die geldbedürftigen Staaten wie auch die großen Industrie- und Handelsunternehmungen der neutralen Länder ihr dringendes Geldbedürfnis in den Vereinigten Staaten oder doch mit Hilfe der amerikanischen Finanz zu befriedigen suchen und daß das einst in Mittel- und Südamerika dominierende englische Bankwesen sich dort teilweise von seinem früheren Geschäftsterrain durch die erstarkende Bankfinanz der nordamerikanischen Union verdrängt sieht.

Selbst die enorme Steigerung der Schiffsfrachtsätze bedeutet wohl für bestimmte Teile des Reederkapitals, nicht aber für die Gesamtheit der englischen Wirtschaft einen Vorteil. Als der Krieg begann, hieß es in der englischen Handelspresse, die englische Flotte werde bald die deutsche Handelsschiffahrt völlig ausschalten. Ein Teil dieser Verkehrsvermittlung werde dann vielleicht einigen schiffahrttreibenden neutralen Ländern wie Norwegen, Schweden, Holland zufallen, der eigentliche Erbe werde jedoch England sein, und da der internationale Frachtdienst kaum eine beträchtliche Beschränkung erleiden würde, so würden wahrscheinlich die Frachtraten steigen, so daß die britische Schiffahrt auf gute Erträge rechnen könne.

Das war die gewöhnliche Kalkulation. Wie weit entspricht dem die tatsächliche Entwicklung? Der Bedarf Englands an Hilfskreuzern zur Frei-

haltung der See und zur Absperrung Deutschlands, die wiederholten Truppentransporte nach den verschiedenen außerenglischen Kriegsschauplätzen, die Zunahme des englischen Imports, die Erfolge des deutschen Unterseebootkriegs, die Sperrung des Suezkanals: alle diese bei der Kalkulation gar nicht oder zu gering eingeschätzten Faktoren haben die dem internationalen Handelsverkehr zur Verfügung stehende, ohnehin durch die Aushaltung der deutschen Handelsflotte stark beeinträchtigte Gesamttonnage derartig vermindert, daß die Frachtsätze vielfach auf das Fünf- und Sechsfache, nach manchen Gegenden sogar auf das Acht- und Neunfache gestiegen sind. Dem Anschein nach ein Eines Geschäft für die Reeder! Zum Teil sicherlich, aber doch nicht in dem Maße, wie gewöhnlich angenommen wird; denn zugleich sind die Löhne für die Schiffsbesatzung und die Ausgaben für deren Verpflegung gestiegen, ganz besonders aber die Versicherungsprämien. Sodann aber führen die englischen Reeder heute, da die Regierung einen großen Teil — zurzeit fast 50 Prozent — des Schiffsmaterials für Kriegszwecke requiriert hat, den Frachtdienst ungefähr zu einem Drittel mit gecharterten Schiffen fremder Länder durch, vornehmlich mit skandinavischen, und für diese gemieteten Schiffe müssen sie durchweg den betreffenden fremden Schiffsbesitzern sehr hohe Preise zahlen, so daß ein Teil ihres Mehrertrags an diese abfließt. Indem aber muß das, was die Reeder an sogenanntem Mehrverdienst einstecken, zum größten Teil durch die englische Regierung und die englische Bevölkerung selbst aufgebracht werden, denn für die von ihr für Transportzwecke in Anspruch genommenen englischen Handelsschiffe muß auch die englische Regierung natürlich entsprechend höhere Preise zahlen, und einen weiteren Teil des Reederprofits entrichten die englischen Käufer eingeführter ausländischer Waren in Gestalt von entsprechenden Preisaufschlägen, hängt doch, wie sich nachweisen läßt, die englische Nahrungsmittelteuerung eng mit der Steigerung der Frachtraten zusammen. Freilich haben auch die Länder, die Einfuhrwaren aus England auf englischen Schiffen beziehen, einen Teil dieses Reederprofits zu zahlen, heute vornehmlich Italien und Frankreich.

Es gibt kein Land, das gefeit ist gegen die Schäden des Krieges.

Heinrich Cunow.

Literarische Rundschau.

Karl Irresberger, Ingenieur, **Das deutsch-österreichisch-ungarische Wirtschafts- und Zollbündnis.** Berlin 1916, J. Springer. 80 Pfennig.

Das Zoll- und Handelsbündnis, das für Deutschland und Österreich-Ungarn vorgeschlagen ist, hat eine schier unglaubliche Schreiblust geweckt, was um so amüsanter ist, als noch jede Übersicht über die tatsächlichen Voraussetzungen fehlt und die wenigsten Autoren auch nur mit dem wichtigsten wissenschaftlichen Rüstzeug ausgestattet sind.

Dieser überflüssigen Literatur ist eine Schrift des Ingenieurs Karl Irresberger zuzurechnen. Der Verfasser will nach fünf Jahren, in denen die Zwischenzollinie unter Berücksichtigung des Schutzbedürfnisses abzubauen sei, zwischen den beiden mitteleuropäischen Reichen vollkommenen Freihandel herstellen. Das Ziel ist höchst löblich. Viel weniger aber die von Irresberger vorgeschlagene Art der Durchführung. Sie ist für seine dilettantenhafte Naivität sehr charakteristisch:

»Die österreichisch-ungarischen Zölle sind im allgemeinen höher als die deutschen. Da es sich nach Schaffung eines mitteleuropäischen Wirtschaftsbundes um einen weitaus wirksameren Schutz der Innenerzeugung handeln wird als vordem, dürfte von deutscher Seite kaum ein unüberwindlicher Einspruch gegen die allgemeine Erhöhung der Zölle auf den österreichischen Stand zu gewärtigen sein. Aus dem gleichen Grunde wird man in Österreich-Ungarn nichts dagegen haben, die wenigen Posten zu erhöhen, die im deutschen Tarif höher bemessen sind.«

Dieses Plädoyer für eine so beschaffene Außenzollinie ist das beste Mittel, das vorgeschlagene Zoll- und Wirtschaftsbündnis in Grund und Boden zu diskreditieren und als einen raffinierten Schachzug intriganter Hochschutzzöllner erscheinen zu lassen. Die Billigkeit verlangt, anzuerkennen, daß weitaus nicht alle Anhänger des mitteleuropäischen Wirtschaftsbundes diese hochschutzzöllnerischen Ansichten haben. Aber vielleicht hat Irresberger in aller Harmlosigkeit heimlichste Wünsche ausgeplaudert?

Auch über die staatsrechtliche Konstruktion des Zoll- und Wirtschaftsbündnisses macht er sich nicht sonderlich viel kluge Gedanken. Eine »Zentralstelle«, die abwechselnd in Berlin, Wien und Ofen-Pest tagen soll, habe die Regierungen zu beraten, ohne eine endgültig beschließende Behörde zu sein. Beiräte seien ihr zur Seite zu stellen. Alle diese schönen Institutionen werden, wie jeder gelernte Österreicher wissen muß, zur Verschleppung benutzt, wenn eine Regierung einen Vorschlag nicht ausdrücklich ablehnen will. Es ist natürlich auch eine ganz komische Vorstellung, daß Österreich und Ungarn jedes für sich gesondert so viel zu sagen haben wie das Deutsche Reich, auf dem das ganze Mitteleuropa ruht: »An Selbständigkeit aber wird Ungarn dabei gar nichts verlieren, im Gegenteil, es wird in dieser Vereinigung ganz als gleichwertige Macht zur Geltung kommen, ebenso wie Österreich oder das Deutsche Reich.« Eine solche Regelung ist schon deshalb ganz unmöglich, weil in Österreich und Ungarn die überaus mächtigen Vertreter gewisser Interessen in einseitiger Weise Gesetzgebung und Verwaltung beeinflussen, so daß zum Beispiel es sehr wohl denkbar wäre, daß irgendeine Maßregel an dem Widerstand eines ungarischen Kartells und der von ihm beeinflußten ungarischen Regierung scheiterte, während sich das deutsche Kartell dem Willen der deutschen Regierung unterwerfen müßte.

Von einigem Interesse sind die Bemerkungen, die der Verfasser als Ingenieur macht. Er sieht in der ungünstigen steuerlichen Belastung der österreichischen Industrie durch veraltete Ertragsteuern, in dem zu hohen Eisenzoll und in dem stets provisorischen Verhältnis zu Ungarn die entscheidenden Gründe für ihre Rückständigkeit. Er meint sehr richtig, daß der Österreicher aus seinem Lande unter anderen staatlichen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen etwas machen könnte.

Aber diese Ausführungen rechtfertigen nicht die Broschüre, die ein offenbar gutmeinender Mann auf der Suche nach dem Sinn des Krieges geschrieben hat.

A. Hofrichter.

Leonhard Frank, **Die Ursache.** München 1916, G. Müller. 146 Seiten. Preis 3 Mark.

Das Buch gibt eine einfach und etwas kurz erzählte Mordgeschichte mit Verurteilung und Hinrichtung. Der halbverhungerte, von allen widerlichen Alpdruckfratzen des Proletarierdaseins gepeinigte Dichter Anton Seiler, der Held des Buches, erschlägt in einem dumpfen Affekt seinen ehemaligen Schullehrer Mager. Er hat in diesem Lehrer nicht nur die letzte greifbare Ursache seiner eigenen Leiden erkannt, sondern sieht ihn als Vergifter kindlicher Seelen überhaupt, als einen »Seelenzerstörer« vor sich. Der konkrete Vorfall, der den Helden zu seinem Urteil über den Lehrer führte, liegt weit zurück und erscheint — oberflächlich gesehen — beden-

mungslos. Als achtjährigem Knaben hatte ihm vor vielen Jahren der Lehrer während eines Ausflugs, mitten in seinem jubelnden Kinderglück eine schwere Demütigung vor der ganzen Klasse zugefügt. Eine Demütigung, die ein Kind wohl vergißt, aber nie verwindet. Sie blieb als Giftstachel in dem Knaben sitzen, wuchs mit ihm heran und wurde zu einem Giftherd, aus dem unaufhörlich in sein Leben Gift sickerte. Durch das in seine kindliche, bei angeborener Feinfühligkeit und der Armut der Eltern doppelt verwundbare Seele eingeträufelte Gift wurde Anton Seiler zu einem Belasteten, zu einem von vornherein Schuldigen, trotzdem — oder weil — er sich als Überlegener und Freier hätte fühlen dürfen. Dieses Überwältigtsein von einer psychologischen Wahrheit (übrigens theoretisch von einer modernen Psychologenschule, wenn auch leider einseitig und eng, vertreten) ist das erste, was uns der Autor der »Ursache« als starkes Erlebnis überträgt. Daß ein der gebrechlichen Seele eines Kindes beigebrachter Schlag auf dem ganzen Leben eines Menschen wie ein schwarzes Siegel haften bleiben kann — dieser Gedanke ist von überwältigender Tragik. Und so verstehen wir es durchaus, wie es kam, daß Anton Seiler, von seinem eigenen Erleben, über das er sich erst jetzt völlig klar wurde, fasziniert und zufällig Zeuge einer Kindermißhandlung durch den Lehrer Mager, von dem unwiderstehlichen Drange gepackt wird, diesen Seelenzerstörer zu vernichten. Aber der Lehrer Mager ist selbstverständlich die letzte Ursache der Tragödie nicht. Er ist nur ein Glied in der Kette der Ursachen, die, aus Sozialem und Psychologischem bestehend, so unheilvoll verschlungen und miteinander verwoben sind, daß der einzelne, wehrlos in diesen Ring geraten, sich nur durch einen unerhörten Seelenkrampf: durch Wahnsinn, durch Verbrechen aus ihm retten kann. Wäre es die Absicht Franks gewesen, diesen Gedankengang als »Tendenz« in sein Buch hineinzulegen — man würde sie, ohne mit der künstlerischen Bewertung des Buches in Widerspruch zu gelangen, ruhig hinnehmen dürfen. Doch dürften wir der Wahrheit näher sein, wenn wir hier von „Absicht“ nicht sprechen. Der Gedankengang, auf den wir gebracht werden, ist ein Schlußergebnis, für das der Dichter ebensowenig kann wie der Maler für die Gefühle, die seine Farbenzusammenstellung in dem Betrachter auslöst, oder der Musiker für die Lustigkeit oder Trauer, die seine Melodie im Hörer weckt. Was er darstellt, ist nicht die Oberfläche, es ist ein Querschnitt, der uns den verborgenen Blutkreislauf des Lebens offenlegt, uns an die heimlichen Kanäle und Quellen bringt, die auf der Oberfläche als blutende Wunden, als soziale Krankheitssymptome, als eruptive Verzweiflungstaten zum Vorschein kommen. Damit hält das Buch Gefühl und urteilendes Denken wach und läßt einen ethischen Unterton erklingen, wie wir ihn so tief (wenn wir die russische Literatur und ihre Meister Dostojewski und Tolstoi beiseite lassen) kaum in einem anderen Werk unserer Zeit hörten. Der Dichter Frank zeigt sich uns in dem wundervoll naiven Erschüttertsein von dem, was er sieht; in dem bis zur Qual gehenden Überwältigtsein von der inneren Logik der Geschehnisse, die in so schreiend-krassem Gegensatz zu ihrer äußeren, juristischen Logik steht. Was aber das Buch uns Sozialisten besonders wertvoll und bedeutsam macht, ist dieses mutige Vordringen bis zu den Tiefen des Lebens; bis zu den letzten Problemen, wo sie sich scheinbar im dunklen Wirrnis verlieren, im Grunde genommen aber in das einzige große Problem wandeln: der sozialen Neugestaltung des Lebens. Mit seinem äußerlich in ziemlich engem Rahmen gehaltenen Werke legt Frank Zeugnis eines neuen Weltempfindens ab; eines aus den Tiefen des proletarischen Seins geschöpften. Eines Weltempfindens, bei dem mechtisches Hängen an Überliefertem und Oberflächlichem unmöglich wird, bei dem Wahrheit gesucht und gewollt wird. Wie auch der Mensch Frank zum Sozialismus als Idee stehen mag — aus dem Dichter Frank, aus seinem reinsten, unbewußtesten Reagieren wetterleuchtet uns befreiendes, sozialistisches Fühlen entgegen.

Nadja Strasser.

Julie Romm †. In den amerikanischen Parteiblättern finden wir die betrübende Nachricht, daß unsere Partei einen neuen schmerzlichen Verlust erlitten hat. Unsere treue Genossin und Freundin Julie Romm ist am 7. Januar in ihrem 62. Lebensjahr einer Influenza erlegen. In Posen geboren, lebte sie von 1870 an in Berlin und ging 1881 nach Zürich, um dort zu studieren. Damals, zur Zeit des schlimmsten Wütens des Sozialistengesetzes, hatte sie sich bereits mit ihrem Bruder, dem Arzte Ignaz Zadek, unserer Partei angeschlossen, für die sie seitdem unermüdlich gearbeitet hat. Als eine ihrer Hauptaufgaben betrachtete sie es, dem Proletariat die Meisterwerke neuerer Dichtkunst näherzubringen.

In diesem Sinne arbeitete sie für die Neue Zeit von ihrem ersten Jahrgang an, zuerst unter ihrem Mädchennamen Zadek, später unter dem ihres Gatten, des russischen Arztes Romm. Zola, Ibsen, Gottfried Keller, Kielland, Holz und Schlaf wurden durch sie bei uns ausführlich und verständnisvoll zu einer Zeit behandelt, wo sie noch wenig bekannt oder umstritten waren.

Durch ihre Ehe wurde sie auch mit der russischen Literatur vertraut, und damit erschloß sich ihr ein neues Arbeitsgebiet durch die Übertragung russischer Kampfschriften und Kunstwerke ins Deutsche. Selbst dichterisch begabt und auch schöpferisch tätig, hat sie auf dem Gebiet der Übersetzung Hervorragendes geleistet.

Zuerst in Deutschland, dann in Rußland wirkend, wandte sie sich mit Beginn der neunziger Jahre mit ihrem Gatten nach New York, wo sie sich aufs engste an unseren alten Freund Sorge anschloß, mit dem sie innige Ideengemeinschaft verband. Für unsere Partei entfaltete sie eine lebhafte schriftstellerische Tätigkeit, bis zu den letzten Tagen redigierte sie die Frauenseite der »New Yorker Volkszeitung«, die noch jüngst zu Weihnachten und Neujahr tiefempfundene Artikel von ihr brachte. Dabei wirkte sie mit ihrem Gatten für die Sache des russischen Sozialismus und blieb in engster Verbindung mit der Partei in ihrer Heimat, an deren Kämpfen sie lebhaftesten Anteil nahm. Auch für unsere Zeitschrift setzte sie ihre Mitarbeiterschaft, wenn auch in eingeschränktem Maße, fort. Rednerisch und agitatorisch hat sie sich freilich nie betätigt, sie war eine scheue Natur, zog unscheinbare, stille Arbeit vor, und so ist ihr Name wenig bekannt geworden. Aber um so stärker wirkte sie auf jeden, der das Glück hatte, sie persönlich kennen zu lernen.

Der Krieg erfüllte sie mit tiefster Schwermut. Sie, die gleichzeitig der deutschen, der russischen, der amerikanischen Bewegung zugehörte, die so persönlich die Internationale verkörperte, mußte durch deren anscheinendes Versagen um so mehr daniedergedrückt werden, je zäher und energischer sie an den Überzeugungen festhielt, die das Glück und den Stolz ihres Lebens ausmachten. »Was für viele von uns Jüngeren«, sagt die »New Yorker Volkszeitung« in ihrem Nachruf, »vielleicht nur eine Enttäuschung, wenn auch eine fürchterliche Enttäuschung war, das wurde ihr zum Zusammenbruch ihres Lebensinhalts. Sie, der die deutsche Bewegung das Höchste und Vollkommenste gewesen, verlor mit ihrem Ideal auch die Freude am Leben, den Willen zum Leben. Das, was in ihr geblüht und sie frisch und jung erhalten hatte, erstarb in ihr. Die eisige Kälte, die sich nach den unglückseligen Augusttagen des Jahres 1914 über gar manches Sozialistenherz ausbreitete, hatte auch hier ihre unselige Wirkung geübt.«

Sie mußte von uns scheiden wie schon so mancher der Besten unter uns, in einer Zeit des Abstiegs, der anscheinenden Auflösung internationalen, ja sozialistischen Denkens. Es war ihr nicht mehr vergönnt, auch noch teilzunehmen an dem Aufstieg, der nach kurzer Unterbrechung wieder einsetzen muß, um so kraftvoller, je gewaltsamer er gehemmt worden. Sie sah nur die Niederlage und nicht mehr den Triumph dessen, was ihre Lebensarbeit ausgemacht hatte. Der Triumph wird kommen, aber hart werden die Kämpfe sein, ihn zu erringen. Um so herber der Verlust eines jeden erprobten, kraftvollen Kämpfers. Wir werden unsere Freundin Julie Romm schwer vermissen. K. K.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 23 | Ausgegeben am 3. März 1916 | 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Noch einige Bemerkungen über nationale Triebkräfte.

Von K. Kautsky.

I.

Niemand wird den Artikel des Genossen Austerlitz über die nationalen Triebkräfte aus der Hand legen, ohne wertvolle Anregung durch ihn empfangen zu haben. Doch regt er nicht nur an, seine Gedanken weiterzudenken, sondern auch, sie zu kommentieren.

Manche seiner Sätze können verschieden gedeutet werden, jede Mißdeutung wird aber gefährlich, denn es handelt sich um Gebiete, auf denen der Krieg bei so vielen Genossen die früher von ihnen vertretenen Anschauungen völlig umgewälzt, ein unsicheres Tasten an Stelle zuversichtlicher Zielbewußtheit gesetzt hat, welches Tasten nicht besser wird, wenn es in fanatischen Haß gegen die bisherigen Grundsätze und Überzeugungen der Partei ausläuft.

In einer solchen Situation vielfältiger Verworrenheit erscheint manches mehrfacher Deutung fähig, was sonst völlig klar erschienen wäre, läuft aber auch jeder deutungsfähige Satz Gefahr, zu Zwecken ausgenutzt zu werden, die der Urheber des Satzes durchaus nicht fördern möchte.

Es erscheint mir notwendig, einige Sätze dieser Art des Genossen Austerlitz zu kommentieren, wie ich hoffe, im Sinne des Verfassers selbst.

Unter anderem sind es seine Ausführungen über Serbien, die dahin mißverstanden werden können, als gäbe er den Standpunkt preis, den die gesamte internationale, auch die deutsche Sozialdemokratie bis zum Ausbruch des Krieges gegenüber dem österreichisch-serbischen Konflikt einnahm. Austerlitz sagt:

> Der Krieg zwischen Österreich-Ungarn und Serbien ist im Grunde kein anderer als der Krieg Piemonts mit Österreich. An dem Nationalitätenstaat entzündeten sich also die Eroberungsgelüste; und die Anschauung, die der Verlauf des Krieges freilich und wesentlich berichtigt hat, von der Brüchigkeit des Nationalitätenstaats, hat die Eroberungsgelüste zum kriegerischen Angriff gesteigert....

Und weiter:

> Wenn Renner den Untergang Serbiens (Neue Zeit Nr. 15 vom 7. Januar 1916, S. 461) vor allem aus seiner »Verkennung des Nationalitätenprinzips und seiner geschichtlichen Rolle« ableitet, so hat das schon seinen tieferen Sinn: Serbien hat, als es sich die Rolle Piemonts auf dem Balkan zulegte, die Kohäsionskraft des Nationalitätenstaats arg unter-, die Kraft der nationalen Idee stark überschätzt.

Das könnte man so auffassen, als gehöre Austerlitz zu jenen, die da meinen, in dem Konflikt zwischen Österreich und Serbien habe letzteres »die Eroberungsgelüste zum kriegerischen Angriff gesteigert«.

Auf dem Basler Internationalen Kongreß von 1912 wurde ein Manifest einstimmig angenommen, dessen Grundlinien einem Antrag der österreichi-

schen Sozialdemokratie entstammten. In einem Absatz, den hier abzudrucken nicht angeht, wurde das gerade Gegenteil dessen behauptet, was jetzt Austerlitz zu sagen scheint (vergl. das Protokoll, S. 24, untersten Absatz).

Im gleichen Jahre veröffentlichte Genosse Otto Bauer eine auch heute noch — oder vielmehr heute erst recht lesenswerte Broschüre: »Der Balkankrieg und die deutsche Weltpolitik« (Berlin, Verlag Vorwärts), in der er ausführlich den Gegensatz zwischen Österreich und Serbien darlegt. Dort wird dieser Gegensatz und der daraus drohende Untergang Serbiens aus ganz anderen Gründen abgeleitet als aus seiner »Verkennung des Nationalitätenprinzips und seiner geschichtlichen Rolle«, aus Gründen, die eine scharfe Kritik des österreichischen Regierungssystems darstellen. (Vergl. namentlich die S. 41.)

Ich darf wohl annehmen, daß Genosse Austerlitz nicht wird behaupten wollen, alles sei unwahr und erfunden, was wir damals gewußt haben. Dann ist aber seine Ausdrucksweise in diesem Falle nicht sehr glücklich gewählt.

II.

Ein zweiter Satz des Austerlitzschen Artikels, der leicht mißverstanden werden kann, ist folgender:

Wie immer man zum Kriege steht, das kann und darf auch sein Erzfeind nicht bestreiten: er sagt etwas aus! Ein Staat, der sich im Kriege behauptet, zumal in diesem Kriege, in dessen Feuer jeder seine ganze Volkskraft, seine physische, seine wirtschaftliche, seine geistige hineingeworfen hat, der hat sein Daseinsrecht, ja seine Daseinsnotwendigkeit bezeugt. Die Staaten, die sind, sind eben stärker als die Staaten, die werden sollen.

Dieser Passus könnte leicht als Glaube an den Zweikampf als Gottesurteil aufgefaßt werden. Dieser Glaube sagte bekanntlich aus, Gott unterstütze stets die gerechte Sache, wenn zwei Streiter einander bekämpften, gebe er dem Vertreter der guten Sache den Sieg.

Kein Zweifel, der Krieg sagt etwas aus, aber doch zunächst nur so viel, daß der Sieger der Stärkere ist, vielleicht sich besser vorbereitet hat. Möglich, daß ein Staat, der sich im Kriege behauptet, damit sein Daseins*recht* bezeugt —

Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur, die etwas haben.

Aber inwiefern soll die Stärke seiner Armee seine »Daseins*notwendigkeit*« bezeugen? Das Wort Notwendigkeit hat schon manche Verwirrung angerichtet, weil es zweierlei Bedeutungen umfaßt, eine kausale und eine teleologische. Es bedeutet einmal, etwas sei *unvermeidlich*. In diesem Sinne ist alles, was ist, notwendig. Das sagt freilich noch lange nicht, daß das, was ist, auch stärker ist als das, was wird. Es gäbe keine konservativere Auffassung als diese.

Dann aber bedeutet das Wort »notwendig«, daß etwas *unerläßlich* ist. Da muß man aber stets fragen, für wen?

In diesem letzteren Sinne meint wohl Austerlitz die Daseinsnotwendigkeit, die der Staat dadurch erweise, daß er sich im Kriege behaupte. Dieses erheische, daß die Bevölkerung des Staates sich einmütig zu seinem Schutze zusammentue, was nur dort zutrifft, wo der Staat für die Bevölkerung ein unerläßliches Bedürfnis ist, eine »Notwendigkeit«.

Akzeptieren wir diesen Gedankengang, dann muß er auch für die Staatsform gelten, nicht bloß für den Staatsverband. Denn jene erheischt ebensosehr wie diese die treueste Anhänglichkeit der Bevölkerung in dem gegebenen Falle. Dann kommen wir zu der Behauptung, eine Staatsform, die sich im Kriege behaupte, bezeuge damit ihr Daseinsrecht und ihre Daseinsnotwendigkeit. Sollte sich also die russische Staatsform im jetzigen Kriege behaupten, so bezeugte er das Daseinsrecht, ja die Daseinsnotwendigkeit des Zarismus.

Und nehmen wir an, Rußland behaupte sich so weit, daß es Polen nicht herauszugeben braucht. Wäre damit bewiesen, daß die Zugehörigkeit zum russischen Staatsverband eine Notwendigkeit für die Polen ist? Das will Ausserlitz sicher nicht sagen, aber man könnte seinen Satz in diesem Sinne auffassen. Er hat dabei freilich nur an Österreich gedacht und nicht an Rußland.

Umgekehrt wird ein Schuh daraus. Wohl sagt uns der Krieg etwas. Die Daseinsnotwendigkeit eines Staates — sowohl der Staatsform wie des Staatsverbandes — bewährt sich gewiß im Kriege, aber nicht in jedem Falle. Nicht im Falle seines Sieges, sondern im Falle seiner Niederlage, wenn die äußeren Machtmittel versagen, die die Regierung stützen und den Staat zusammenhalten. Schon manches bankrotte Regime suchte und fand seine Rettung in einem siegreichen Kriege. Dagegen in einer Niederlage zeigt sich's, ob ein Staat für seine Bewohner notwendig ist oder nicht. Das französische Kaiserreich hat sich 1859 im Kriege behauptet, ohne damit seine Daseinsnotwendigkeit zu bezeugen. Aber die Niederlage von 1870 bezeugte, daß es für die Franzosen nichts weniger als eine Notwendigkeit war, denn sie ließen es sofort fallen. Gleichzeitig aber setzten sie den Krieg aufs äußerste fort für die Unversehrtheit ihres Staatsverbandes und bewiesen durch diese hartnäckige Verteidigung, wie sehr sie ihn als Notwendigkeit empfanden.

Nicht »notwendig« sind solche Staaten, die keine Niederlage vertragen, deren Völker auseinanderlaufen, sobald der äußere Zwang der Armee aufhört, zu wirken. Die bloße Behauptung im Kriege beweist dagegen noch nichts.

III.

Nun noch ein dritter Satz, über den wir uns zu verständigen haben, den, der von der Selbständigkeit der Nationen handelt. Hier müssen wir ausführlicher werden, denn diese Frage ist heute eine der umstrittensten und dabei für unser Handeln wichtigsten.

Ausserlitz führt folgendes aus:

In der Diskussion zwischen Kautsky und Cunow hat (Neue Zeit, 21. Mai 1915, 226) Kautsky das Recht der Nationen auf Selbständigkeit herangezogen, um die Annexionsforderungen zurückzuweisen, wogegen es Cunow in die Rumpelkammer stößt und den »historischen Entwicklungsgang« in den »wirtschaftlichen und strategischen Gesichtspunkten« sucht, denen danach nicht bloß der Charakter der Reaktion, sondern auch der der Moralität zukäme. Aber könnten Gegner und Anhänger von Annexionen ihre Argumente nicht auch vertauschen? Wenn das Recht der Nationen auf Selbständigkeit auch die Bedeutung der Vereinigung aller Nationsteile zur Nationseinheit hat: wieviel Annexionen könnten sich dann damit nicht rechtfertigen? ... Da nun auf der einen Seite das Recht jeder Nation auf Selbständigkeit vor unserem Bewußtsein als das natürlichste Recht dasteht, gleichsam eine Erkenntnis a priori ist, auf der anderen Seite wir aber gegen Annexionen vorweg

Mißtrauen haben, unser Gefühl sich gegen sie sträubt, scheint hier ganz offenbar etwas nicht zu stimmen.

Dieses ist nun erstens die Identifizierung des Rechtes der Nationen auf Selbständigkeit mit ihrem Anspruch auf nationale Einheit. ... Dazu kommt als zweites die Verwechslung der Selbständigkeit einer Nation mit ihrer Souveränität.

Die hier entwickelte Auffassung des Rechtes der Nationen auf Selbständigkeit könnte leicht als eine naturrechtliche angesehen werden. Es wird bezeichnet als »das natürlichste Recht«, »gleichsam eine Erkenntnis a priori«. Von Natur aus existiert aber kein Recht, am allerwenigsten eines der Nationen, die Produkte historischer Entwicklung sind. Jedes bestehende Recht und ebenso jede Rechtsforderung müssen aus den gesellschaftlichen Bedingungen der Zeit, in der sie aufkamen, erklärt und durch sie begründet werden.

Die Forderung der Selbständigkeit der Nationen verliert nun jeden mystischen Schein, gewinnt aber auch sofort feste Begründung, sobald wir ihren gesellschaftlichen Ursprung aufdecken. Sie ist ein Produkt derselben Tendenzen und Bedürfnisse, die die Demokratie und die Internationalität für die arbeitenden Klassen unserer Zeit unentbehrlich machen. Sie ist ein wesentliches Stück Demokratie und Internationalität.

Daß sie ein Stück Demokratie ist, wird sofort klar, wenn wir die Forderung in die Einzahl versetzen: die Selbständigkeit des Volkes, des eigenen Volkes, die durch keine fremde Macht eingeengt oder dirigiert werden soll. Keinem von denen, die heute so wegwerfend über das Recht auf Selbstbestimmung oder Selbständigkeit der Nationen urteilen, fällt es ein, dabei die Selbständigkeit der eigenen Nation zu meinen. Es ist nur die Selbständigkeit der anderen, die sie für eine lächerliche Flause erklären, denn die anderen sind eben Pack, über dem die eigene Nation turmhoch erhaben dasteht. Die Demokratie erheischt freilich zunächst nur die Selbständigkeit der eigenen Nation. Erst die Internationalität erfordert es, daß ich den anderen dasselbe zubillige, was ich für mich in Anspruch nehme. Nun ist aber der politische wie der ökonomische Kampf des Proletariats in der heutigen Weltwirtschaft erfolgreich nur auf internationaler Basis möglich. Überdies kann das Proletariat als unterste der Klassen sich nicht befreien, ohne jeder Unterdrückung ein Ende zu machen, also auch jeder Einengung der Selbständigkeit einer Nation durch eine andere.

Das Proletariat muß daher die demokratische Forderung der Selbständigkeit des eigenen Volkes erweitern zur Forderung der Selbständigkeit aller Völker.

Welches ist aber der materielle Inhalt dieser Forderung? Er kann nur gewonnen werden durch Erforschung der Geschichte und der Bedürfnisse der einzelnen Völker. Nur auf diesem Wege und nicht durch allgemeine Generalisationen kann man in jedem einzelnen Falle feststellen, was diese Selbständigkeit erheischt, wie die Selbstbestimmung anzuwenden ist.

Im achtzehnten Jahrhundert wurden die Völker noch behandelt wie Schafherden. Die Dynasten waren nicht bloß ihre Hirten, sondern auch ihre Besitzer. Die Völker konnten von diesen verkauft werden, verpfändet, vererbt, als Mitgift abgegeben. Meistens aber wurden sie durch Gewalt genommen.

Diesem Zustand schien die französische Revolution ein Ende zu machen. Sie eroberte die Selbstbestimmung für die französische Nation und forderte

ie Freiheit der anderen. Aber der Krieg, den sie zu diesem Zwecke führte, ndete in der Neuaufrichtung einer erobernden Monarchie.

Der Wiener Kongreß, der die Verhältnisse Europas nach Napoleons turz neu ordnete, ging dabei mit völliger Mißachtung der Selbstbestimmung der Völker vor. Immerhin konnte er die von der französischen Revolution hinweggefegten feudalen Ruinen nicht wiederherstellen. Die Landesgrenzen, die er festsetzte, waren doch etwas mehr den Zeitbedürfnissen entsprechend als die, welche vor der Revolution bestanden. Trotzdem standen sie in schreiendem Widerspruch zu den Bedürfnissen der Völker. Sie diesen anzupassen, versuchten weitere Revolutionen. Nur in Italien führten sie einigermaßen zu nationalem Erfolg. Allgemein setzte sich aber der Grundsatz durch, daß ein Volk nicht das Eigentum seines Regenten sei. Die Zeiten sind vorbei, in denen ein Staat durch Heiraten oder Erbschleichereien oder Handgeschäfte vergrößert werden konnte.

Ja, auf dem Höhepunkt des demokratischen Bewußtseins der Bourgeoisie schien selbst das Recht der Eroberung aufgegeben zu sein. Die Gewinner eines Krieges wagten nicht, ihrem Staate ein neues Volk in Europa bloß auf Grund ihres Sieges einzuverleiben. Sie suchten jede Eroberung stets mit der Behauptung zu rechtfertigen, sie entspreche dem Wunsche der Bevölkerung des annektierten Gebiets, diese werde also nicht vergewaltigt.

Zum ersten Male seit dem Wiener Kongreß wurde dieser Grundsatz in Europa offen durchbrochen im Jahre 1871 durch die Annektierung des Elsaß. Die betroffene Bevölkerung wehrte sich damals und noch Jahrzehnte später entschieden dagegen. Auf ihren *Willen* konnte man sich nicht berufen, so berief man sich auf ihre *Volkszugehörigkeit*. Volksfremde Gebiete solle man freilich nicht annektieren, wurde erklärt — außer um günstige strategische Grenzen zu gewinnen. Für diesen Fall bildete auch die Volksfremdheit kein Hindernis. Dagegen komme es sonst nur auf die Nationalität an und nicht auf die Zustimmung der Bevölkerung. Die Anrufung des Rechtes der Nationalität beseitigte da das Recht der Selbstbestimmung der Nationen, das heißt der Völker.

Die Internationale hat jedoch nie davon abgelassen, für Verschiebungen der Landesgrenzen die Zustimmung der betroffenen Bevölkerungen zu fordern.

Auf der anderen Seite hat sie auch dort, wo die Bevölkerung eines Gebiets solche Verschiebungen wünschte, es abgelehnt, einen Krieg zu ihrer gewaltsamen Durchsetzung zu fordern. Wo die Mittel der Demokratie nicht ausreichten, die Selbstbestimmung der Völker durchzusetzen, da hielt sie es für notwendig, mit eventuellen Veränderungen der Landesgrenzen so lange zu warten, bis das Proletariat und damit die volle internationale Demokratie zur Herrschaft gelangt sei. Dann würde jedem Volke Gelegenheit gegeben werden, sein Recht zu erlangen.

Zwei Gründe bewogen die Internationale zu dieser Hinausschiebung. Einmal die Tatsache, daß das Heilmittel, das die nationale Sehnsucht heilen sollte, der Krieg, schlimmer war als die Krankheit, die es heilen sollte; und dann die Tatsache, daß das Heilmittel keineswegs sicheren Erfolg versprach. Das Kriegsglück ist sehr wetterwendisch, und diejenigen, die den Krieg führen, sind nicht die demokratischen Schichten. Auch wenn der Sieg auf jener Seite gewesen wäre, die die »unerlöste« Bevölkerung befreien wollte,

und auch wenn er diese Befreiung gebracht hätte, so besaßen wir keine Sicherung dagegen, daß der Sieger nicht noch Eroberungen darüber hinaus machte und der Akt der »Erlösung« so ein neues »unerlöstes« Gebiet schuf.

Auf diesem Standpunkt standen auch unsere französischen Genossen in der elsässischen Frage bis zum Kriege. Nicht als Franzosen, aber als Demokraten hielten sie sich freilich verpflichtet, zu verlangen, daß das Elsaß die Freiheit erhalte, über sich selbst zu verfügen. Aber sie verwarfen den Krieg als Mittel, dies Ziel zu erreichen. Seit dem Ausbruch des Krieges haben sie ihren Standpunkt geändert, und das darf man ihnen wohl entgegenhalten. Diese Änderung besteht jedoch nicht darin, daß sie nach wie vor an ihrer Forderung für das Elsaß festhalten, sondern darin, daß sie glauben, da der Krieg einmal ausgebrochen sei, müsse er zur Durchsetzung dieser Forderung dienen. Es macht keinen wesentlichen Unterschied, ob ich sage, für eine Forderung müsse ein Krieg ausbrechen, oder um ihretwillen müsse er endlos hinausgezogen werden. Wir haben vom Standpunkt der internationalen Demokratie kein Recht, den elsässischen Forderungen der französischen Sozialisten etwas anderes entgegenzuhalten als den Beweis, daß die Elsässer gar nicht mehr französisch werden wollen. Aber auch ohne diese Beweisführung können wir ihnen entgegenhalten, daß sie ihren alten Standpunkt und damit den der Internationale in der elsässischen Frage verlassen haben, wenn sie um ihretwillen sich dem Friedensschluß widersetzen. So groß ihnen auch das Elend der Elsässer im Frieden erscheinen mag, das Elend des Krieges für ganz Europa ist doch tausendmal größer.

Wir sehen dabei ganz von der praktisch für das Endergebnis entscheidenden Frage ab, daß das Elsaß 1871 erst nach der Vernichtung aller französischen Armeen deutsch werden konnte. Das Umgekehrte müßte jetzt eintreffen, sollte auch das umgekehrte Resultat folgen können. Gibt es heute noch einen Menschen, der solches erwartet?

Wir tun den französischen Genossen Unrecht, wenn wir sie wegen ihrer Forderungen in bezug auf Elsaß-Lothringen Annexionisten schelten. Sie stehen dabei auf international-demokratischem Boden. Aber sie verlassen ihn, wenn sie den Krieg als Mittel zur Durchsetzung ihrer Forderung betrachten und seiner Verlängerung aus diesem Grunde zustimmen. Das gehört nicht mehr zu der Abwehr der feindlichen Invasion.

Wie immer man indes darüber denken mag, darin stimmen wir mit den französischen Genossen und mit der Internationale überhaupt überein, daß wir das gleiche Recht aller Völker auf Selbständigkeit und Selbstbestimmung anerkennen. Schwierigkeiten und Widersprüche ergeben sich daraus für uns nur dann, wenn wir mit diesem Recht die Pflicht verbinden, es nur im Sinne der Herstellung des Nationalstaats auszuüben. Diese Verbindung ist aber durchaus nicht notwendig.

Jeder junge Mann verlangt nach Selbständigkeit, doch wäre es ein Unsinn, zu sagen, deshalb müsse jeder seine eigene Wohnung haben wollen. Ob er eine solche sucht oder es vorzieht, in seiner Familie zu bleiben oder mit Kameraden zusammenzuwohnen, das hängt gerade dann, wenn er selbständig ist, von seinem Belieben ab, das heißt wird dadurch bestimmt, wo er sich am wohlsten fühlt.

Cunow freilich erklärt die Unterscheidung zwischen nationaler und staatlicher Selbständigkeit für unsinnig. Aber wir »Austromarxisten« aus dem

österreichischen ebenso wie die Genossen aus dem russischen Nationalitätenstaat wissen das besser und halten die nationale Autonomie auch für eine Form nationaler Selbständigkeit. Ich stimme Austerlitz zu, wenn er sich gegen »die Verwechslung der Selbständigkeit einer Nation mit ihrer Souveränität« wendet.

Austerlitz hat gewiß auch darin recht, wenn er zeigt, daß die Tendenz zum Nationalstaat keineswegs die einzige Tendenz ist, die die modernen Völker beherrscht; daß sie starke Gegentendenzen finden kann, namentlich in den ökonomischen Verknüpfungen, die dauernde Verkehrsgemeinschaft im modernen Staate schafft.

Es wäre verkehrt, das leugnen zu wollen. Aber nicht minder verkehrt, jetzt nur die Gegentendenzen zu sehen und schließen zu wollen, sie hätten die zum Nationalstaat gänzlich überwunden.

Die stärkste Gegentendenz nennt Austerlitz nicht. Sie besteht darin, daß die Bourgeoisie aufgehört hat, eine revolutionäre Klasse zu sein. Die Forderung des Nationalstaats war zunächst eine revolutionäre Forderung ebenso wie die demokratischer Rechte gegenüber dem Absolutismus. Nicht durch Kriege der Völker oder der Regierungen gegeneinander, sondern durch Erhebungen der Völker gegen die Regierungen sollte sie durchgesetzt werden. Und das war auch in der Tat der einzige rationelle Weg dazu. Seitdem hat die Bourgeoisie aufgehört, revolutionär zu sein, und die Selbständigkeit der Nationen liegt ihr wenig mehr am Herzen. Ihr Sinn geht vielmehr auf Eroberungen.

Daneben wirkt aber auch der Umstand, auf den Austerlitz hinweist. Er sagt:

Das diesem letzten Jahrhundert Eigentümliche, was es von Epochen unterscheidet, die ein Vielfaches dieses Zeitraums einschließen, ist nun eine riesige Entfaltung alles Ökonomischen.... Diese wirtschaftliche Entwicklung hat das, was man einmal erobert, annektiert, zusammengeheiratet hat, mit dem Staat verknüpft, verflochten, verknotet: durch all die Bindungen, die der Kapitalismus erzeugt. Mag sich die nationale Ideologie nach außen richten, sich unerlöst fühlen, sich wegsehnen; die ökonomischen Bindekräfte erweisen sich als stärker. Aus dem gemeinsamen Wirtschaftsgebiet entstehen auf dem Gebiet der Industrie, des Handels, des Geldwesens ohne Unterlaß neue Berührungspunkte, neue Gemeinsamkeiten von Interessen, neue Verflechtungen und Verknüpfungen. So wächst das, was einmal nur mechanisch zusammengefügt ward, allmählich organisch zusammen;... Der nationale Drang, der nie erstirbt und als holde Sehnsucht sich verklärt, rebelliert zwar immer von neuem gegen die erbarmungslose ökonomische Entwicklung, die mit gemeinmateriellen Dingen über ihn hinwegrollt; aber er wird immer mehr auf die Ideologie der Leute »ohne Ar und Halm« reduziert, der Intellektuellen, welche es wohl sind, die den Spektakel im Frieden machen, deren Einflußlosigkeit die harte Kriegszeit aber rasch und gründlich erweist.

»Die riesige Entfaltung alles Ökonomischen« im neunzehnten Jahrhundert ist natürlich nicht so zu verstehen, als wenn das »Ökonomische« gegenüber dem Nichtökonomischen an Kraft gewänne. Es beherrschte immer die Menschen. Aber ehedem, solange Bauernwirtschaft und Handwerk überwogen, isolierte es sie in engen Lokalitäten. Das neunzehnte Jahrhundert brachte die »riesenhafte Entfaltung« der Ökonomie des Kapitalismus, die auf dem intensivsten Verkehr beruht. Dieser ist zum großen Teil internationaler Natur. Doch der Weltverkehr findet Schranken, die innerhalb des Staates

nicht bestehen. In seinem Innern gibt es keine Zölle, keine Verschiedenheiten der Währung, des Gesetzbuchs. Da finden wir Freizügigkeit und entgegenkommende Tarifpolitik der Eisenbahnen, billigeres Postporto und dergleichen. Dadurch werden sicher innerhalb eines Staates eine Reihe enger wirtschaftlicher Beziehungen zwischen seinen Teilen geschaffen. Diese würden durch deren Zerreißung sehr geschädigt. In einem Nationalitätenstaat kann das eine Kraft werden, die den zentrifugalen Tendenzen einzelner seiner Bestandteile stark entgegenwirkt. Doch darf man dies Moment nicht übertreiben, vor allem nicht es als das Ökonomische betrachten, das nach Marx in letzter Linie entscheidend ist.

Zum »Ökonomischen« gehört ja auch der Weltverkehr, der sich doch ebenfalls riesig entfaltet hat. Er knüpfte die verschiedenen Staaten immer enger aneinander. Auch von ihm konnte man sagen, daß »ohne Unterlaß neue Berührungspunkte, neue Gemeinsamkeiten von Interessen, neue Verflechtungen und Verknüpfungen« entstanden. Daraus schloß gar mancher vor dem Kriege, diese Bande seien so eng, daß sie einen Krieg unmöglich machen würden. Das »Ökonomische« würde die nationalen Divergenzen überwinden. Aber siehe da, »die harte Kriegszeit hat rasch und gründlich« das Gegenteil erwiesen.

Das »Ökonomische« innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise erzeugt eben nicht bloß starke gemeinsame Beziehungen sowohl innerhalb des Staates wie zwischen den Staaten, sondern es erzeugt auch starke Gegensätze, und zwar ebenfalls nicht bloß zwischen den Staaten, sondern auch innerhalb des Staates, und nicht bloß solche zwischen den einzelnen seiner Klassen, sondern auch zwischen einzelnen seiner Gebiete. Diejenigen Gebiete und die sie bewohnenden Nationen oder doch deren herrschende Klassen, die dabei profitieren, werden den staatlichen Zusammenhang mit den anderen Nationen gewiß wohltuend empfinden, die anderen aber ihn lockern wollen.

So gehörte Russisch-Polen zum Beispiel zu den ökonomisch höchststehenden Teilen des russischen Reiches. Seine Industriellen hatten daher ein Interesse daran, daß die Zollgrenzen zwischen Polen und Rußland fielen. Die russische Industrie war davon weniger erbaut. Anders steht es in Österreich mit Ungarn. Dieses ist ökonomisch gegenüber dem Westen der Monarchie sehr rückständig. Trotz aller innigen ökonomischen Verflechtungen und Verknotungen mit ihr will daher das Streben nach Gewinnung eines erhöhten Schutzes für die ungarische Industrie gegenüber der westösterreichischen nicht zur Ruhe gelangen.

Noch mehr wird der Zusammenhang eines Nationalitätenstaats dort gelockert, wo die Unterschiede der Nationen mit denen der Klassen zusammenfallen, die herrschenden und ausbeutenden Klassen alle einer Nation angehören und die anderen Nationen die ausgebeuteten Klassen darstellen.

Andererseits kann wieder freilich ein Gebiet, das von einer bestimmten Nationalität bewohnt ist, dadurch an ein Gebiet mit einer anderen Nationalität gefesselt werden, wenn dieses jenem bessere Mittel des Fortkommens gewährt, als es für sich allein besäße. Eines der Mittel, das die Elsässer mit der französischen Herrschaft versöhnte, war einerseits die Anziehungskraft von Paris, das so vielen zuziehenden Elsässern die Aussicht eröffnete, zu Wohlstand, ja Reichtum aufzusteigen, und andererseits die Anziehungskraft der zentralen Bureaukratie und Armee, die intelligenten, tatkräftigen Elsässern

den Weg zu den höchsten Würden im Reich öffnete. Elsässer wurden Generäle, Marschälle von Frankreich, wie zum Beispiel Kleber und die beiden Kellermann.

Endlich aber hängt die Festigkeit des inneren Zusammenhanges eines Nationalitätenstaats noch von dem Ausmaß von Wohlstand und Freiheit ab, das er seinen Nationen im Vergleich mit den Nachbarstaaten zu bieten hat.

Für einen Nationalstaat kommt dies Moment als zusammenhaltender Faktor nicht in Betracht. Wenn in Deutschland mehr Wohlstand und größere Freiheit herrschen sollte als in Frankreich, so wird das in keinem Franzosen und keiner französischen Provinz den Wunsch erwecken, deutsch zu werden, sondern nur den Wunsch, jene Einrichtungen bei sich einzuführen, auf denen Deutschlands Überlegenheit beruht. Und das gleiche würde im umgekehrten Falle eintreten, wenn die Überlegenheit auf der Seite Frankreichs wäre.

Anders in einem Nationalitätenstaat. Dessen inneres Gefüge wird sehr gelockert, wenn einzelne seiner Bestandteile jenseits der Grenzen einen nationsverwandten Staat sehen, der den ihrigen an Wohlstand und Freiheit überragt. Andererseits wieder wird es kaum ein stärkeres Band geben, das die Nationen eines Nationalitätenstaats zusammenhält und sogar starke Gegensätze zwischen seinen Nationen überwindet, als die Tatsache, daß die Völker in den Nachbarstaaten wirtschaftlich und politisch schlechter gestellt sind, höhere Lasten zu tragen und weniger zu sagen haben, so daß der Wechsel des Staatsverbandes für die Nationen des ersteren Staates eine Degradation bedeuten würde. Was die Schweizer zusammenhält, ist vor allem ihre Anhänglichkeit an ihre demokratischen Freiheiten und ihr Milizheer.

Österreichs festesten Halt bildete bisher die abschreckende Wirkung, die der zarische Absolutismus auf alle Völker übte. Marx meinte einmal, »der einzige Umstand, der die staatliche Existenz Österreichs seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts rechtfertigte, war sein Widerstand gegen die Fortschritte Rußlands im Osten Europas« (Herr Vogt, S. 77). Das war vom Standpunkt der Interessen der europäischen Demokratie aus gesprochen. Aber den österreichischen Völkern selbst erschien die Gefahr, die ihrer Selbständigkeit vom russischen Zarismus drohte und das Schlimmste von ihm befürchten ließ, als der wichtigste Umstand, »der die staatliche Existenz Österreichs seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts rechtfertigte«. Bis dahin war es die Türkengefahr gewesen. Der russische Absolutismus, der größte Gegner Österreichs, wurde dadurch lange Zeit sein Retter, in einem ganz anderen Sinne als 1849, wo er half, die ungarische Insurrektion niederzuschlagen.

Der innere Zusammenhalt mit ihrem Staatswesen, den Österreichs slawische Nationen nach dem Kriege bekunden, wird in erster Linie davon abhängen, wie sehr das Ausmaß von Freiheit und Wohlstand, das die Donaumonarchie ihnen gewährt, das überragt, was den Völkern Rußlands zuteil wird.

Überlegene Freiheit, überlegener Wohlstand und nicht eine gemeinsame Zollgrenze ist das festeste, das einzig zuverlässige Bindemittel eines Nationalitätenstaats, auch dort, wo die Nationen das Recht der Selbstbestimmung haben.

Theorie und Praxis.

Von Gustav Eckstein.

(Schluß)

3. Theorie und Praxis in der Praxis.

Nach der Theorie gewinnen, wie wir sahen, die Praktiker ihre Anschauungen angeblich unmittelbar aus der Praxis, sie bilden sich aus ihrer täglichen Erfahrung gewisse Regeln, deren Befolgung sich bewährt, und die sie dann geneigt sind, auch auf neue Erscheinungen kritiklos anzuwenden. Die Praxis zeigt uns allerdings ein etwas anderes Bild; denn sie kennt solche reine Praktiker kaum auf irgendeinem Gebiet. Jeder bringt in seine Tätigkeit schon eine Menge allgemeiner Regeln mit, die er meist nicht weiter prüft, solange er mit ihrer Hilfe zu brauchbaren Resultaten gelangt, solange sie sich in der Praxis bewähren. In der praktischen Betätigung entwickelt sich dann allmählich eine Reihe von sogenannten »Faustregeln«, die aber nicht jeder einzelne sich stets neu erwerben muß, sondern die durch mündliche, oft auch durch schriftliche Mitteilung verbreitet werden.

Doch diese der Erfahrung unmittelbar abgelauschten »Faustregeln« sind ein recht unvollkommenes Rüstzeug. Es ist zum Beispiel der gewaltige Fortschritt des sogenannten Taylorsystems gegenüber den älteren Arbeitsmethoden, daß in ihm die Faustregeln des Arbeitsprozesses ersetzt werden durch wissenschaftlich ermittelte allgemeine Gesetze, die sich auf genaues Studium der Technologie und der Physiologie gründen.[14] Taylor hat aber mit seinem neuen Arbeitsverfahren nur das Grundprinzip der modernen kapitalistischen Technik auch auf die menschliche Arbeit angewendet. Mit Recht betrachtet Sombart als das wichtigste Moment, das die kapitalistische Produktionstechnik von ihren Vorläufern wesentlich unterscheidet und dadurch eine neue Epoche des Wirtschaftslebens herbeigeführt hat, »die Anwendung der Wissenschaft auf die Technik, also den Ersatz des Kunstverfahrens durch das rationelle oder wissenschaftliche Verfahren.«[15]

Gerade jetzt während des Krieges feiert diese nicht auf Faustregeln, sondern auf Wissenschaft basierte Technik ihre höchsten Triumphe. Die furchtbaren Vernichtungsmittel des jetzigen Krieges wären unmöglich ohne die wissenschaftliche Arbeit von Theoretikern, die scheinbar mit den Anforderungen des praktischen Lebens überhaupt und vor allem mit denen des Krieges nichts zu tun hatten. Das Zielen mit unseren Riesengeschützen wäre unmöglich ohne die genaueste Kenntnis der Gesetze des Falles und Wurfes, die vor fast dreihundert Jahren der große Theoretiker Galilei entdeckte. Die Lebenserfahrung des gewiegtesten Weidmanns wäre da ganz nutzlos. Fast noch deutlicher tritt diese praktische Überlegenheit des theoretischen Denkens über die gewohnheitsmäßige Tätigkeit des bloßen Praktikers heute zum Beispiel in den vergeblichen Bemühungen zutage, die in England gemacht werden, um die fehlenden Erzeugnisse der deutschen chemischen Industrie zu ersetzen. Heute geben es die englischen Fachleute selbst zu, welch großer Fehler es war, daß die englischen Fabrikanten nur gewiegte »Praktiker« heranzogen, während die deutschen Fabriken mit ungeheuren Kosten Laboratorien einrichteten und Gelehrte anstellten, die sich ausschließlich mit

[14] Vergl. F. W. Taylor, Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung, München 1913, S. 38 ff.

[15] Sombart, Der moderne Kapitalismus, Leipzig 1902, 2. Band, S. 60.

theoretischen Forschungen zu beschäftigen hatten. Die Folge hat gezeigt, daß das deutsche Verfahren doch das »praktischere« war.[16]

Tatsächlich sind ja natürlich auch die englischen Chemiker nicht ohne theoretische Bildung, und viele haben sogar an deutschen Schulen studiert. Aber ihr theoretisches Wissen wurde stets sofort in den Dienst der Praxis gestellt und nur so weit geschätzt, als es unmittelbar praktischen Nutzen einbrachte. Der Geist theoretischer Forschung blieb der Routine untergeordnet.

Ist es nun schon auf dem Gebiet der Naturwissenschaften und der sich auf sie stützenden Technik unmöglich, mit bloßen Faustregeln auszukommen, so gilt das noch mehr vom Gebiet der Gesellschaftswissenschaften und der praktischen politischen und gewerkschaftlichen Tätigkeit. Auch der Praktiker der gewerkschaftlichen oder politischen Bewegung, der glaubt, aller Theorie meilenweit entrückt zu sein, arbeitet fortwährend mit Begriffen, die nur auf Grund bestimmter theoretischer Anschauungen ihren Sinn erhalten, er muß fortwährend seiner Tätigkeit theoretische Erwägungen zugrunde legen.

Bei kleinen Unternehmungen, Kämpfen und Streitigkeiten, wie sie dem täglichen Leben angehören, mag der Praktiker mit seinen Faustregeln, mit seiner Routine noch ganz gut auskommen, solange die Umstände im wesentlichen die gleichen bleiben, unter denen er zu arbeiten gewöhnt ist. Sowie es sich aber um große Unternehmungen handelt, zeigt sich sofort, daß die Faustregeln nicht mehr zureichen. Ein Lohnkampf auf einem einzelnen Bau läßt sich in der Regel auf Grund bloß praktischer Erfahrungen überblicken und leiten. Breitet sich aber der Kampf über eine ganze Stadt oder gar ein ganzes Land aus, dann handelt es sich darum, den Einfluß einer Stillegung der Bautätigkeit auf die städtische Grundrente, auf die Wohnungszinse, auf die Kreditverhältnisse zu berechnen; es muß erwogen werden, welches Interesse bestimmte Unternehmergruppen am Siege oder an der Niederlage der Bauherren haben, wie weit sie in der Lage und gewillt sind, ihnen durch Materialsperre über Abtrünnige usw. zu Hilfe zu kommen, kurz eine Menge von Fragen, die nur auf Grund eingehenden Studiums der Tatsachen *an der Hand führender Theorien* beurteilt werden können.

Die Praktiker sind sich allerdings oft selbst dessen nicht bewußt, daß sie sich auch von theoretischen Erwägungen leiten lassen, sie glauben bloß nach Erfahrungsgrundsätzen zu handeln. Gerade die Gegenwart zeigt die Irrigkeit dieser Annahme an anschaulichen Beispielen. Vergleicht man zum Beispiel die industrielle Entwicklung der europäischen Großstaaten in den letzten Jahrzehnten mit ihren kolonialen Erwerbungen, so findet man, daß der Staat, der die rascheste und großartigste Entwicklung seiner Industrie aufzuweisen hat, das Deutsche Reich, nur einen geringen und ziemlich wert-

[16] In der »Technischen Rundschau«, Wochenbeilage zum »Berliner Tageblatt« vom 30. Juli vorigen Jahres schrieb zum Beispiel Professor Großmann: »Nicht die Zahl der wissenschaftlich hervorragenden Chemiker eines Landes allein ist jedoch ausschlaggebend für die Entwicklung der chemischen Industrie, sondern auch ihr Einfluß auf Industrie, Staat und Gesellschaft. In dieser Hinsicht dürfte es in Deutschland wohl mit am besten stehen, wenn es auch hier nicht an einzelnen chemischen Industriezweigen fehlt, die bisher die beratende Führung des Chemikers zu ihrem eigenen Schaden nur wenig verlangt und sich dafür auf die Routine von Meistern und sogenannten Praktikern ohne wissenschaftliche Ausbildung verlassen haben. Diese Industriezweige haben sich aber nur selten den konkurrierenden Industrien des Auslandes überlegen gezeigt.«

losen Kolonialbesitz aufzuweisen hat, während Frankreich und England mit ihren gewaltigen Kolonialreichen, die auch in den letzten Jahrzehnten noch rasch wuchsen, viel langsamer fortgeschritten sind. Wollte man lediglich nach diesen Erfahrungen ohne theoretische Vertiefung schließen, so müßte man sicherlich annehmen, daß das Gedeihen eines Landes mindestens von seinem Kolonialbesitz unabhängig ist, ja man könnte vermuten, es stehe im umgekehrten Verhältnis zu diesem. Unseren Praktikern fällt aber gar nicht ein, diesen Schluß zu ziehen. Obgleich sie aller Theorie abhold sind, behaupten sie zum großen Teil, die Erwerbung eines Kolonialreichs sei zum Gedeihen einer Volkswirtschaft geradezu unentbehrlich. Es ist hier nicht meine Aufgabe, zu untersuchen, welche Auffassung richtig ist; aber es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die erste auf dem Vergleich von Tatsachen beruht, die von der Erfahrung geboten werden, die zweite aber auf theoretischen Abstraktionen.

Woher kommt aber nun dieser Irrtum, diese Verwechslung von Theorie und Praxis? Wieso werden sich die Praktiker nicht bewußt, hier mit Theorien statt mit bloßen unmittelbaren Erfahrungen zu operieren? Ja, man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß die meisten unserer Praktiker den Hinweis auf diese handgreiflichen Tatsachen als unliebsame Theoretisiererei empfinden werden gegenüber der »augenscheinlichen Tatsache«, daß Kolonialbesitz für ein Land segensreich sei. Dieser Irrtum beruht auf einem tieferliegenden. Man glaubt in der Regel, daß die sogenannten »Erfahrungen des täglichen Lebens« ohne theoretische Beimischung zustande kommen. Das ist aber unrichtig.[17] Die Erweiterung der Erfahrung besteht stets darin, daß neue Eindrücke dem schon bestehenden Vorstellungsleben eingegliedert werden. Wenn ich zum Beispiel ein vorbeilaufendes Tier als Säugetier bezeichne, so setzt die Bildung dieses Urteils schon voraus, daß ich mir einen Begriff von der zoologischen Klasse »Säugetiere« gebildet habe, dessen Merkmale ich nun an dem vorüberlaufenden Tier wieder erkenne. Zur Bildung dieses Begriffs war aber schon eine ziemlich hohe Entwicklung der theoretischen Zoologie notwendig. Wird aber jemandem ein solcher Begriff vollkommen vertraut, so verliert er ganz das Bewußtsein, es hier mit einem auf Theorie aufgebauten Gedankengebilde zu tun zu haben. Als »theoretisch« erscheint von diesem Standpunkt aus dann nur mehr das, was man wenig gewöhnt ist, dessen Auffassung Schwierigkeiten macht. Das, was einem vertraut ist, wird nicht mehr zum Theoretischen gerechnet, es ist ein Teil der »Erfahrung«. Wenn der Soldat eine Entfernung abschätzt und dann zum Zielen ein bestimmtes Visier einstellt, fällt ihm längst nicht mehr ein, wenn er es je gewußt, daß zur Herstellung und Auswahl dieses Visiers eine große Menge theoretischen Wissens notwendig war. Er macht das schon fast automatisch, die »Erfahrung« ergibt ihm die richtige Wahl.[18]

[17] Vergl. zum Beispiel Ernst Mach, Erkenntnis und Irrtum, Leipzig 1905, S. 163: »Die Anpassung der Gedanken an die Tatsachen... bezeichnen wir als Beobachtung, die Anpassung der Gedanken aneinander aber als Theorie. Auch Beobachtung und Theorie sind nicht scharf zu trennen, denn fast jede Beobachtung ist schon durch die Theorie beeinflußt und äußert bei genügender Wichtigkeit andererseits ihre Rückwirkung auf die Theorie.«

[18] Sehr bezeichnend ist auch, wie Liebig die Abneigung der landwirtschaftlichen Praktiker gegen seine theoretischen Forschungen erklärt. Von einer Kategorie

Derselbe Vorgang zeigt sich auf sozialem Gebiet. Wird jemanden durch Unterricht, noch mehr aber durch die tägliche Zeitungslektüre und im Verkehr mit Arbeitsgefährten ein bestimmter Vorstellungskreis immer wieder vermittelt, und hat er sich in diesen eingelebt, dann erscheint ihm dieser als das »Natürliche«, das »Selbstverständliche«, nicht als etwas erst durch Theorie Vermitteltes, und diesem Kreis hat sich jede neue Erfahrung einzuordnen. Jede Erschütterung dieser Vorstellungswelt wird schmerzhaft empfunden.

»Eine jede Vorstellung,« sagt Avenarius,[19] »welche nicht in dem System unserer bereits erworbenen, unter sich fest verbundenen Vorstellungen enthalten ist, und welche zu denken wir dennoch durch irgendwelche Verhältnisse ... genötigt werden, läßt uns deutlich die Scheu oder Abneigung der Seele vor dem Ungewohnten empfinden, vor dem Zwange, neben dem Alten ein Neues zu denken. Ein solches Denken, eine solche Vorstellung ist uns ‚unbequem', und wir reagieren darauf mit Unlust.«

Und mit feinem psychologischem Verständnis fährt er fort: [20]

Und wirklich wählt die Seele innerhalb des theoretischen Denkens nur da, wo es ihr nicht gelingt, Unbekanntes auf Bekanntes, Unbegriffenes auf Begriffenes zurückzuführen, notgedrungen den in seinem Resultat zweifelhaften, aber allein noch offenstehenden Ausweg: zu vergessen oder zu ignorieren.

Die Seele (um bei diesem figürlichen Ausdruck zu bleiben) sträubt sich, solange sie irgend kann, dagegen, sich durch neue Vorstellungen ihre gewohnte Welt, in der sie heimisch ist, zerstören zu lassen. Sie wehrt diese unbequemen Vorstellungen ab, sie ignoriert, sie vergißt sie. Deshalb hat der Theoretiker eine gewisse Scheu davor, Tatsachen anzuerkennen, die ihm sein Lehrgebäude über den Haufen werfen, und der Praktiker wehrt ebenso alles, was ihn zwingen würde, sein gewohntes Gedankengeleise zu verlassen, als »theoretisch«, das heißt eigentlich als unbequem ab. Für ihn ist schließlich »theoretisch«, das heißt minderwertig, was ihn zu selbständigem Denken zwingen würde.

So hätten sich also in der Praxis Theorie und Praxis gegenseitig meist nicht viel vorzuwerfen. Gesündigt wird dies- und jenseits. Wehrt der Theoretiker oft neue Erfahrungen und Beobachtungen eine Zeitlang ab, weil sie drohen, ihm seine liebgewordene Ideenwelt zu zerstören, so verschließt sich der Praktiker mindestens ebenso häufig der Notwendigkeit, einen Blick über seinen beschränkten Erfahrungskreis hinaus zu tun oder auch sich nur dessen bewußt zu werden, daß die Bestandteile seiner Geisteswelt oft mit-

einer Gegner heißt es zum Beispiel (a. a. O., S. X): »Der reiche Gutsbesitzer ist ein gebildeter Mann, welcher noch gewisse geistige Bedürfnisse hat. Die landwirtschaftliche Literatur füllt diese Lücke aus; der landwirtschaftliche Schriftsteller belegt mit theoretischen Gründen die Trefflichkeit des empirischen (auf persönliche Erfahrung gestützten) Verfahrens, er befestigt die Ansichten des praktischen Mannes und gibt ihnen die wissenschaftliche Rundung. Wenn auch die Erklärungen zuweilen ganz unbestreitbaren Wahrheiten widersprechen, so haben sie dagegen den Vorteil, daß der Landwirt glaubt, sie seien seinen Erfahrungen entsprechend; um mehr als dessen Zufriedenheit damit, was man die Übereinstimmung der Praxis mit der Theorie nennt, handelt es sich dabei nicht.«

[19] Richard Avenarius, Philosophie als Denken der Welt gemäß dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes, 2. Auflage, Berlin 1903, S. 18.

[20] Ebenda, S. 19.

einander im schreiendsten Widerspruch stehen. Trotzdem kommen in normalen Zeiten Theorie und Praxis trotz gelegentlicher Reibungen ganz leidlich miteinander aus. Jeder Teil hat nur zu sehr die Neigung, mit einer gewissen Geringschätzung auf den anderen herabzublicken, besonders die Praktiker auf die »Spintisierer«. Dabei nimmt aber doch jeder Teil allmählich die Errungenschaften des anderen auf. Die Theorie paßt sich, auch in ihrer Form als bloße Schlagwortsammlung, den neuen Erfahrungen der Praxis an, und die Praktiker nehmen, oft ohne es zu merken, in den Schatz ihrer »Selbstverständlichkeiten« auch eine wachsende Menge theoretischer Grundsätze auf.

Scharf aber treffen die Gegensätze in abnormalen Zeiten aufeinander. Die »Faustregeln« des Praktikers gelten, wie wir gesehen haben, stets nur unter der Voraussetzung, daß die Umstände im wesentlichen unverändert sind. Tritt eine rasche und wesentliche Veränderung dieser Umstände ein, dann versucht zwar der Praktiker zunächst, in den alten Geleisen fortzufahren, bald aber steht er den neuen Verhältnissen hilflos gegenüber, und nun verlangt er stürmisch von der Theorie Anweisungen für sein Handeln. Gerade in diesem Augenblick aber kann ihm die Theorie oft nicht den verlangten Liebesdienst leisten, weil sie selbst erst die neuen Verhältnisse studieren muß. Sind diese Verhältnisse schwer zu überblicken und ist die Veränderung rasch und grundstürzend, dann ist es unausbleiblich, daß über die Fragen, wie die neuen Erscheinungen in die bestehende Theorie einzuordnen sind, ja selbst über die Frage, ob sie nicht den Rahmen der alten Theorie sprengen und eine neue erfordern, auch unter den Anhängern einer bestimmten theoretischen Auffassung keine Einmütigkeit herrscht. Dem Praktiker, der sich bis dahin um die innere Entwicklung der Theorie gar nicht oder nur wenig gekümmert, schallt gerade in dem Augenblick, wo er sich bei ihr Rats erholen will, ein etwas wirres und wildes Durcheinander voneinander abweichender Meinungen entgegen. Kein Wunder, daß er sich enttäuscht abwendet und sich in seiner alten Abneigung und Verachtung der Theorie nur bestärkt sieht.

Dieser Zustand, wie wir ihn heute als Folge des Krieges vielfach vor uns sehen, zeitigt auf beiden Seiten merkwürdige Folgen.

Die Theoretiker wollen den Einfluß auf die Praxis gerade im entscheidenden Augenblick nicht verlieren. Das verführt unter diesen Umständen leicht dazu, entweder an den alten Sätzen starr festzuhalten und deren unbedingte Geltung auch für die neuen Verhältnisse zu dekretieren oder die alten Theorien ganz über den Haufen zu werfen, um in aller Geschwindigkeit auf Grund der neuen Erfahrungen ein eigenes neues theoretisches Gebäude aufzurichten oder selbst Anschauungen, die man bisher stets als irrig bekämpft hat, jetzt als Heilswahrheit zu begrüßen, weil sie augenblicklich mit den augenfälligen Tatsachen und momentanen Stimmungen besser übereinzustimmen scheinen.

Die Praktiker hinwiederum, die plötzlich vor der Notwendigkeit stehen, sich nach neuen Richtlinien ihres Handelns umzusehen, glauben diese am ehesten dort zu finden, wo ihnen mit größter Autorität Ideen vorgetragen werden, die schon ihrer früheren Gedankenwelt nicht ganz fremd waren. Das ist heute in hohem Maße bei den die ganze bürgerliche Welt beherrschenden Lehren und Anschauungen des Imperialismus der Fall. Dieser ist

durch den Krieg nicht erschüttert, er findet in ihm vielmehr seine vorläufige Bestätigung. Die Auffassung von der internationalen Klassensolidarität scheint durch die Tatsachen widerlegt, hingegen die nationale Solidarität der Klassen bestätigt. Zugleich knüpft aber die imperialistische Ideologie an eine Menge Vorstellungen der bürgerlichen Ökonomie an, die auch schon früher bei den Vertretern der »Praxis« oft ein williges Ohr gefunden. Wäre von jetzt an der Krieg der normale Zustand der bürgerlichen Gesellschaft, dann wäre es allerdings fraglich, ob die »Praktiker« so bald wieder zu Anschauungen kämen, die mit unseren Prinzipien in Einklang stehen. Mit dem Kriege werden aber auch die meisten jener Momente wegfallen, die heute Theorie und Praxis in unserer Bewegung einander so sehr entfremden.

Es ist die Aufgabe der Wissenschaft, »das Abwarten neuer Erfahrungen unnötig zu machen, dieselben zu ersparen« [21] oder, wie Kleinpeter treffend sagt: [22] »Die Wissenschaft stellt ... die Lehre von den Schranken der persönlichen Freiheit des Menschen dar.« Sie sagt dem Menschen voraus, was unter gewissen Bedingungen und Umständen eintreten wird, sie zeigt ihm also, wie weit er diese Umstände für seine Zwecke benutzen kann und auf welche Schranken er stoßen muß. In diese Rechnung gehen aber stets auch Faktoren ein, die nicht genau vorherzubestimmen sind, und diese lassen das Ergebnis immer problematisch erscheinen. In besonders hohem Maße ist das in den Sozialwissenschaften der Fall nicht nur wegen deren noch mangelhafter Durchbildung und der großen Kompliziertheit des Gegenstandes, sondern insbesondere weil hier die voraussichtlichen Entschließungen und Handlungen der Menschen selbst eine ausschlaggebende Rolle spielen. Diese aber vorausbestimmen zu wollen, ist stets ein kühnes Beginnen. Kein Wunder daher, daß wir uns gerade in dieser Hinsicht vielfach getäuscht sahen, als mit dem Kriege plötzlich alle Umstände von Grund aus verändert waren, die wir als feststehend vorauszusetzen gewohnt waren. In dieser Hinsicht hat der Krieg allerdings viele Illusionen bei uns zerstört; so schmerzlich dieser Verlust aber für viele ist, wir müssen dem Schicksal doch für ihn dankbar sein. Denn nichts wirkt in der Politik so gefährlich wie Illusionen, besonders solche über die eigene Kraft. Aber die Zustände nach dem Friedensschluß werden voraussichtlich die während des Krieges neu entstandenen Illusionen noch viel gründlicher und rascher zerstören, und dann wird die Zeit sein, wo sich auch Theorie und Praxis in unseren Reihen wieder inniger als je zusammenfinden werden.

4. Wissenschaft und Demokratie.

Sind nun aber diese Gefahren unvermeidlich, droht der Theorie in der Demokratie unbedingt die Verflachung, der Praxis die Erstarrung? Rein werden Theorie und Praxis ihren Charakter, wie ihn die Wissenschaft entwickelt, in der Praxis nie behaupten. Die Theorie muß der Praxis dienen, sie kann sich nicht auf reine Forschung beschränken. Sobald sie aber als Lehre mitgeteilt wird, sobald ihre Prinzipien mit dem Anspruch auftreten, als allgemeingültige Wahrheiten angenommen zu werden, erwächst sofort die Gefahr,

[21] Vergl. zum Beispiel Mach, Mechanik, S. 6 und an vielen anderen Stellen.
[22] H. Kleinpeter, Die Erkenntnistheorie der Naturforschung der Gegenwart, Leipzig 1905, S. 58.

daß diese Prinzipien nicht mehr angesehen werden als vorläufige Verallgemeinerungen der Erfahrung, sondern als absolute Wahrheiten, denen sich die Erfahrung anzubequemen, unterzuordnen hat. Andererseits ist die Praxis fortwährend auf die Theorie angewiesen, sie kann ohne sie nicht auskommen. Nur zu leicht aber entsteht die Versuchung, daß der Ideenkreis, in dem man aufgewachsen oder der die Umgebung beherrscht, der als »selbstverständlich« gilt, weil er gewohnt ist, nicht mehr als Theorie empfunden wird, daß also zwar Theorie aufgenommen wird, aber ohne kritische Prüfung. Theorie und Praxis sind also nicht nur aufeinander angewiesen, jede von ihnen kann nur erfolgreich betrieben werden bei vollem Verständnis für die Eigentümlichkeiten und die Wichtigkeit der anderen. Mit Recht sagt daher Volkmann:[23] »Der beste Theoretiker wird auch zugleich der beste Praktiker, und der beste Praktiker zugleich der beste Theoretiker sein.« Und dasselbe hat wohl auch Genosse Kamrowski mit seinem Hinweis auf Marx, Engels, Lassalle und Bebel gemeint, die sich bei ihrer Kritik immer auf ihre eigene Praxis gestützt hätten, die zugleich ihre Theorie war.

Aber die Zahl der Männer, die in solcher Weise den Theoretiker und Praktiker in sich zu vereinigen vermögen, ist sehr gering. In der Regel ist die Begabung mehr einseitig, und außerdem erlauben Zeit und Umstände heute selten die gleichmäßige Betätigung auf beiden Gebieten.

Vor allem gilt dies aber von der sozialen Bewegung, wo die Schwierigkeiten besonders groß sind und wo zugleich die praktischen Bedürfnisse der Agitation und Organisation es erfordern, daß sowohl Theorie als auch Praxis in weitestem Umfang getrieben werden von Männern und Frauen, die sehr häufig sich die Zeit zu dieser Arbeit von ihrer kärglichen Muße, vom Schlaf der Nacht absparen müssen.

Unter solchen Umständen läge der Gedanke nahe, eine Art Arbeitsteilung eintreten zu lassen, wonach eine kleine Anzahl der Bestgeeigneten dazu berufen würde, theoretischen Forschungen zu obliegen, deren Ergebnisse dann als maßgebend für die ganze praktische Betätigung der Partei- resp. Gewerkschafts- oder Genossenschaftsbewegung zu gelten hätten. Tatsächlich sind ja derartige Vorschläge zur Begründung einer solchen Geistesaristokratie, einer Leitung der Gesellschaft durch einen Rat von Gelehrten, schon wiederholt und bis in unsere Tage hinein gemacht worden.[24] Aber so gut die Absichten dabei auch gewesen sein mögen, ausführbar waren diese Vorschläge nie. Sie wären es vielleicht in einer Gesellschaft ohne Klassengegensätze. Heute sind sie es keinesfalls, und eine Partei, zu deren Wesen die Demokratie gehört, kann sich nicht auf solche Projekte einlassen.

Sind aber dann nicht all die Schäden unvermeidlich, die Genosse Kamrowski beklagt? Allerdings, er appelliert an den guten Willen, an das Parteigewissen der Theoretiker, die ihren Zank einstellen und darauf verzichten sollen, die Praxis zu hofmeistern. Aber wenn es jedes Genossen gutes Recht ist, der Partei theoretische Ratschläge zu geben, sofern er sich dazu für kompetent hält, so fühlt er es auch als seine Pflicht, seinen Standpunkt temperamentvoll mit allen Argumenten zu vertreten, die ihm geeignet erscheinen, das Proletariat vor empfindlichem Schaden zu bewahren. Gewiß macht dieser Streit nicht immer einen gerade erhebenden

[23] A. a. O., S. 173.

[24] Vergl. zum Beispiel Saint-Simons »Briefe eines Genfers«.

Eindruck; und sicherlich zeitigt er Formen, die nicht erfreulich sind. Aber dieser Kampf der Meinungen ist nicht nur unvermeidlich in einer demokratischen Partei, er ist für sie auch unentbehrlich. Denn gerade durch ihn wird jeder Theoretiker gezwungen, sich mit seinen Argumentationen an die breite Masse der Genossen zu wenden, sie für seine Auffassung zu gewinnen. Und die Gegenargumente, die in der öffentlichen Diskussion vorgebracht werden, ermöglichen es häufig erst dem ungeschulten Geist, tiefer in die behandelten Fragen einzudringen. Ohne sie wäre er sozusagen wehrlos gegenüber der Gewandtheit des in schriftlicher oder mündlicher Ausdrucksweise geschulten und geübten einzelnen Theoretikers.

Gewiß wäre es für den Praktiker viel bequemer, wenn er vom Theoretiker fertige Theorien beziehen könnte wie Schuhe aus dem Warenhaus; aber diese Theorien würden ihm doch stets fremd bleiben. Er eignet sich sie erst in Wirklichkeit an, indem er um sie in seinem Innern kämpft, indem er die Argumente für und wider gegeneinander abwägt. Nur dadurch kann ein inniger Zusammenhang zwischen Theorie und Praxis, zwischen Theoretiker und Masse hergestellt werden. Ich kann daher dem Genossen Kamrowski keineswegs bedingungslos beipflichten, wenn er die schweren theoretischen Konflikte schmerzlich beklagt, die gerade jetzt in so schwieriger Zeit die Einheit unserer Bewegung zu gefährden scheinen. Sicherlich wäre es sehr zu begrüßen, wenn die Partei vollkommen geschlossen und einig vorgehen könnte. Das wäre vielleicht möglich, wenn sie sich der Führung eines Mannes anvertraute, der von allen als geistig weit überlegen anerkannt würde. Aber selbst eine solche Führung wäre gefährlich, weil sie die Massen des eigenen Nachdenkens, des Gefühls der Verantwortung entwöhnen würde.

Engels hat es immer wieder als eine Notwendigkeit der sozialistischen Parteien hingestellt, daß ihnen nicht theoretische Erkenntnisse von außen aufgenötigt werden, sondern daß sie »durch Schaden klug werden«, daß sie aus ihren eigenen Fehlern lernen. Die so gewonnenen Lehren haften sicherlich am festesten. Aber der Weg zu diesen Erkenntnissen ist lang und oft äußerst schmerzlich. Er führt durch Rückschläge und Enttäuschungen, durch Demütigungen und Zersplitterungen. Der Arbeiterschaft diesen Leidensweg abzukürzen, sie vor Irrwegen und Fehltritten im voraus zu warnen, ist die vornehmste Aufgabe der Theorie. Gerade hier kommt sie allerdings auch am leichtesten in Konflikt mit den »Männern der Praxis«, die sich oft nur zu leicht durch die ausschließliche Rücksicht auf die Erfordernisse der augenblicklichen Situation gefangennehmen lassen und es geradezu geflissentlich als unnötige und daher schädliche Spintisiererei von sich weisen, über die weiteren Konsequenzen ihres Verhaltens sich Rechenschaft zu geben.

Doch selbst wenn die Arbeiterbewegung sich ganz der Führung der »Praktiker« anvertraut, kommt sie nicht ohne Theorie aus; denn die wirtschaftliche und soziale Wirklichkeit ist so kompliziert und schwer zu übersehen, daß es im einzelnen Falle oft sehr schwierig zu beurteilen ist, welches die Ursachen von Fehlschlägen waren, welche Lehren aus dem eigenen Unglück zu ziehen sind. Auffassung erhebt sich nun gegen Auffassung, und jede sucht ihre Berechtigung durch Erwägungen zu erweisen, die, ob gewollt und bewußt oder nicht, theoretischen Charakter tragen.

Genosse Kamrowski meint, es sei nicht zu fürchten, daß das Proletariat einen andern als den von Marx gewiesenen Weg gehen werde, »einfach weil

das Proletariat den Weg des Klassenkampfes gehen muß, will es sich aus dem Joche des Kapitalismus befreien«. Aber dieser Weg des Klassenkampfes ist durchaus nicht immer leicht zu finden. Die heftigen Meinungskämpfe in unseren Reihen rühren ja heute zum großen Teile daher, daß die Ansichten gerade darüber geteilt sind, wie dieser Weg verläuft und mit welcher Energie er auch während der Kriegszeit zu beschreiten ist. Daß von der Entscheidung über diese Fragen wahrscheinlich das Schicksal der Partei für lange Zeit abhängt, läßt uns diese theoretischen Kämpfe mit solcher Leidenschaftlichkeit führen. Es handelt sich bei dieser Frage eben nicht um das Nächstliegende allein, sondern um die dauernden und bleibenden Interessen des Proletariats. Diese zu ermitteln und damit der Partei ihren Weg vorzuzeichnen ist aber die vornehmste Aufgabe der Theorie.

Diese will im allgemeinen, wie wir gesehen, Erfahrungen ersparen, sie will die Menschen lehren, die Übel zu vermeiden, indem sie es unterlassen, jene Bedingungen herbeizuführen, unter denen das Eintreten der Übel unvermeidlich ist. Aber im Leben der politischen Partei, in der gewerkschaftlichen oder genossenschaftlichen Bewegung genügt es nicht, theoretische Sätze als Ergebnisse der Forschung zu gewinnen, es gilt, diese Sätze lebendig zu machen, indem man sie in die Massen trägt, indem man ihnen unmittelbare Wirksamkeit für die Praxis verleiht. Diese Aufgabe ist nicht leicht. Sie erfordert nicht nur, daß neben und mit der Forschung stets auch sogleich die Popularisierung einhergehe, sie zwingt den Theoretiker auch, fortwährend selbst in die Arena des Meinungskampfes zu steigen und seine Auffassungen und Lehren mit Argumenten zu verfechten, die den Massen verständlich sind. Die Erfüllung dieser Aufgabe erfordert allerdings zugleich auch von den Parteigenossen, daß sie sich weder mit den Schlagworten noch auch mit der Routine des Alltags begnügen, daß sie sich bemühen, in dem Streit der Meinungen sich ein eigenes Urteil zu bilden. Auch das ist nicht leicht, und oft ermüdet das Urteil auf diesem Wege und verwünscht dann die Störenfriede, die durch ihre theoretischen Kontroversen zur Arbeit selbständigen Denkens zwingen. »Selbst die Logik«, sagt Laas,[25] »ist für die meisten nur so weit eine Notwendigkeit, als sie bequem ist.« Es ist deshalb das Schicksal der Theorie, oft unbequem zu werden. Aber sie tröstet sich über dies ihr Schicksal mit dem Bewußtsein ihrer Notwendigkeit und Ersprießlichkeit auch dann, wenn es ihr nicht gelingt, im Glanze unangefochtener Autorität dem Praktiker zu imponieren.

Phantasie und Statistik.

(Dr. Artur Schulz: Die Schweinemassenschlachtung und unsere Partei.)

Von Emanuel Wurm.

In den »Sozialistischen Monatsheften« (2. Heft, Februar 1916) veröffentlicht Genosse Artur Schulz einen Artikel: »Die Kriegskartoffelpolitik, die Schweinemassenschlachtung und unsere Partei«, der sich zunächst gegen die im Dezember 1914 erschienene, von Professor Elzbacher herausgegebene Denkschrift »Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan« wendet, dann aber

[25] Zitiert bei Avenarius, Kritik der reinen Erfahrung, 2. Band, S. 276.

auch dem »Vorwärts« und der Neuen Zeit einige Liebenswürdigkeiten sagt, insbesondere aber den von mir am 6. August vorigen Jahres in Nr. 19 der Neuen Zeit veröffentlichten Artikel »Die Bekämpfung der Teuerung« zu widerlegen versucht.

In jenem Artikel besprach ich die damals erschienene Schrift: »Unsere bisherige und unsere künftige Ernährung im Kriege« von Professor Zuntz und Dr. Kuczynski, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Schöneberg, und hatte ihnen darin zugestimmt, daß der Mangel an Futtermitteln, der durch das Fortfallen der Einfuhr sich immer stärker fühlbar machte, dazu zwinge, einen Teil der überzähligen Viehbestände rasch abzuschlachten und auf Dauerware zu verarbeiten, weil sonst Kartoffeln und Roggen zur Viehfütterung verwendet würden. Ich schrieb:

Da aber bei der Umwandlung menschlicher Nahrung in Milch, Fleisch und Fett der Tiere stets mehr als die Hälfte des Nährwerts für die eigenen Zwecke des Tierkörpers verbraucht wird, so ist die Aufzucht auf das geringste notwendige Maß einzuschränken, besonders die der Schweine.

Hiergegen wendet sich nun Genosse Schulz, indem er behauptet:

Diese Vorschläge Wurms bedürfen wohl kaum noch einer Widerlegung. Die von Wurm empfohlene Massenabschlachtung nicht nur der Schweine, sondern der gesamten »überschüssigen Viehbestände« (wie diese feststellen?), also auch des Rindviehs, sogleich bei Beginn des Krieges hätte uns, während dann noch mehr Kartoffeln als im letzten Sommer verfault wären, die Fleisch-, Milch-, Butter- und Fettnot, die so erst im Herbst in die Erscheinung trat, schon sechs Monate früher und in noch ganz anderer, unsere Widerstandskraft gefährdender Stärke beschert. Sie wäre ein Schildbürgerstreich eines ganzen großen Volkes inmitten schlimmster Kriegsnot gewesen. Nicht minder ungeheuerlich ist Wurms Vorschlag, die Aufzucht unserer Haustiere, besonders der Schweine, möglichst einzuschränken. Das hieße die gegenwärtige Knappheit und Teuerung aller tierischen Produkte zu einer dauernden gestalten und die Arbeiterbevölkerung, die doch auch an gemischte Kost gewöhnt ist, unter Gefährdung ihres Wohlbefindens, ihrer Leistungsfähigkeit, ja ihrer Gesundheit auf rein vegetabilische Kost setzen. Es ist ein wahres Glück, daß die deutschen Landwirte auf einen so sonderbaren Rat nicht gehört, sich vielmehr bemüht haben, die Aufzucht, besonders auch der Schweine, nach Möglichkeit zu verstärken, um den großen Aderlaß vom vorigen Winter bald auszuheilen. Das ist ihnen binnen einer knappen Jahresfrist auch schon so weit gelungen, daß wir unter der Voraussetzung, daß nicht eine zweite ähnliche Eisenbartkur den gesunden Organismus der deutschen Landwirtschaft aufs neue erschüttert, eine baldige Milderung der gegenwärtigen Fleisch- und Fettnot erhoffen dürfen. Jetzt, nach so bitteren Erfahrungen, dürfte es wohl der Mehrheit in unserer Partei bewußt geworden sein, welche halsbrecherischen Holzwege unser Zentralorgan und unsere Parteiwochenschrift uns damals führen wollten.

Eine schwere Anklage fürwahr! Daß sie aber berechtigt ist, dafür bringt Genosse Schulz nicht einen einzigen auf Tatsachen gestützten Beweis, sondern nur die bequeme Redewendung, daß meine Vorschläge »kaum noch« einer Widerlegung bedürfen!

Hingegen kann ich dem Genossen Schulz, gestützt auf unwiderlegliche Ziffern, den Nachweis erbringen, daß seine Behauptungen inhaltlose Phantasien sind.

Genosse Schulz behauptet: die »im Sinne der Professorendenkschrift inaugurierte Politik des blinden Eifers« hat uns »den von allen Sachkundigen schon damals vorausgesehenen Nackenschlag einer in dieser Höhe selbstver-

schuldeten Fleisch- und Fettnot versetzt« (S. 93); durch diese Abschlachtungen entstanden »Riesenlücken in den Beständen« (S. 99), infolge jener »Panik« wurden die Schweinebestände »dezimiert« (S. 100).

Welche Zahl von Schlachtungen er als »viel zu weit getrieben« und daher als Ursache »der gegenwärtigen Fleisch- und Fettnot« (S. 96) ansieht, geht daraus hervor, daß er (S. 89) selbst zugibt:

Wir traten mit einem bisher unerreichten Schweinebestand von 25,27 Millionen Stück (nach der Zählung vom 2. Juni 1914) in den Krieg und erhöhten ihn sogar noch bis zum Dezember auf 25,33 Millionen Stück (nach der Zählung vom 1. Dezember 1914). An eine unverminderte Aufrechterhaltung dieses riesigen Bestandes, so erwünscht sie auch gewesen wäre und so sehr auch die amtliche Viehstandspolitik der ersten Kriegsmonate dieses Ziel verfolgte, war nicht zu denken; denn die Einfuhr von etwa 1 Million Tonnen Mais und etwa 3 Millionen Tonnen Futtergerste, die überwiegend der Schweinemast gedient hatten, wurde durch die Hungerblockade unserer Feinde verhindert.

Also: auch Schulz hielt vermehrte Abschlachtungen für unerläßlich! Auf S. 91 lobt er die Vorschläge des Leiters der bayerischen Landwirtschaftsverwaltung, Oberregierungsrat Edler v. Braun, und zitiert dessen Ausführungen, die darin gipfeln:

In Kriegszeiten kann auf eine Erhöhung des Viehstapels verzichtet werden, und es würde äußerstenfalls sogar keinem Bedenken unterliegen, eine Zeitlang vom Kapital zu zehren, das heißt die Viehbestände zu verringern. Das trifft besonders bezüglich der Schweine zu, von denen, wie das auch früher in schlechten Futterjahren der Fall war, einige Millionen aufgezehrt werden können, ohne daß dadurch die Fleischversorgung Deutschlands für die Zukunft gefährdet wäre.

Schulz fügt dem hinzu, daß wenn »solch vernünftige Anschauungen hätten das Feld behaupten können«, wahrscheinlich »eine Verminderung der Schweinehaltung um 2 bis 3 Millionen eingetreten wäre, aber der Zuchtbestand und die noch nicht schlachtreifen Altersklassen hätten unschwer durchgehalten werden können«.

Also: vernünftige Abschlachtungen, das heißt nach Schulz: Abschlachtung von 2 bis 3 Millionen Schweinen!

Aber Elzbacher und Kuczynski und Zuntz und Wurm haben von 9 Millionen gesprochen, und die Bundesratsverordnung vom 25. Januar 1915 legte allen Städten und Landgemeinden mit mehr als 5000 Einwohnern die Verpflichtung auf, Fleischvorräte in Form von Dauerwaren zu beschaffen — und »bald tobte durch alle Gauen des Reiches ein wahrhaft bethlehemitischer Schweinemord«.

Und womit beweist Schulz, daß eine »unvernünftige« Massenabschlachtung stattfand? Er beruft sich (S. 96) auf »das betrübliche Ergebnis der Schweinezählungen«.

Vom 1. Dezember 1914 bis zum 15. März 1915 war der Schweinebestand um 7,46 Millionen oder fast um 30 Prozent und bis zum 15. April um fast 9 Millionen oder 35 Prozent zurückgegangen, also um genau so viel, wie die Professoren in ihrer Denkschrift verlangt hatten.

Diese Anschauung war allerdings noch im Herbst vorigen Jahres allgemein verbreitet, denn die sachverständigen Landwirte, die es besser wußten, schwiegen, um bei der Fleisch- und Fettnot auf eine falsche Fährte zu lenken.

Seitdem aber die Einzelheiten der Zählungsergebnisse bekannt geworden sind, mußte jeder, der die Statistik aufmerksam las, doch stutzig werden und durfte nicht mehr von den 9 Millionen infolge der »Politik des blinden Eifers« durch den »wahrhaft bethlehemitischen Schweinemord« abgeschlachteten Schweinen sprechen.

Nach den Ergebnissen der letzten Zählungen waren nämlich folgende Altersklassen von Schweinen vorhanden (in Millionen Stück):

	Unter ½ Jahr	Von ½ bis 1 Jahr	Über 1 Jahr	Insgesamt
Am 2. Juni 1913	14,7	5,1	2,0	21,8
- 2. - 1914	16,9	6,1	2,3	25,3
- 1. Dezember 1914	14,7	7,7	2,9	25,3
- 15. März 1915	12,4	3,9	1,6	17,9
- 15. April 1915	11,9	3,2	1,5	16,6
- 1. Oktober 1915	11,1	5,9	2,2	19,2

In der kritischen Zeit (1. Dezember 1914 bis 15. April 1915) hat sich also nicht allein die Zahl der schlachtreifen Schweine, sondern auch die der unter einem halben Jahre um 2,8 Millionen vermindert. Aber auch schon in den ersten Kriegsmonaten, in denen noch keine Professorendenkschrift und keine Bundesratsverordnung zum Massenmord aufgefordert hatte, war die Zahl der Schweine unter einem halben Jahre um 2,2 Millionen zurückgegangen!

Ist das nicht recht auffallend, Genosse Schulz? Sollte da nicht eine ganz andere Ursache den Rückgang dieser Schweinebestände veranlaßt haben?

Andererseits: vom 2. Juni 1913 bis zum 2. Juni 1914 stieg die Gesamtzahl der vorhandenen Schweine von 21,8 auf 25,3 Millionen.

Da der Genosse Schulz den Verbrauch an Schweinen daraus berechnete, daß er die Ergebnisse zweier Zählungen miteinander verglich (siehe seine oben zitierte Verlustliste von Seite 96), so hätte er also für 1913 bis 1914 zu dem Ergebnis kommen müssen, daß in dieser Zeit gar keine Abschlachtung von Schweinen stattgefunden hat, denn es waren ja sogar 3,5 Millionen Schweine mehr vorhanden! Zu solch widersinnigem Ergebnis kommt man eben, wenn man die Differenz der Bestände als Abschlachtung betrachtet, ohne zu berücksichtigen, daß doch in derselben Zeit auch ein aus dieser Statistik nicht erkennbarer Zugang (durch Geburten) und Abgang (durch Tod) stattfand.

Daß der Bestand an Schweinen unter einem halben Jahre bei den Zählungen vom Juli und Dezember 1914, März, April und Oktober 1915 immer kleiner wurde (16,9, 14,7, 12,4, 11,9, 11,1), rührt nicht daher, daß mehr zur Schlachtbank kamen, sondern daß weniger geboren wurden!

Gleich bei Kriegsausbruch — also ein halbes Jahr vor der Professorendenkschrift und der Bundesratsverordnung — ist nämlich im ganzen Deutschen Reiche die Schweinezüchtung eingeschränkt worden! Schulz weiß ja, es sind zumeist die Kleinbauern, welche Ferkel aufziehen, während fast nur die Großbesitzer Zuchtsauen und Zuchteber halten. Die Bauern wurden zum Heer eingezogen, ihren Frauen blieb ohnehin mehr als zuviel Arbeit bei der Feldbestellung, auch fehlten den Kleinbauern zuallererst die Futtermittel — und so unterließen sie das Aufkaufen von Ferkeln; die Folge davon war, daß die Großlandwirte die Zuchtsauen entweder nicht belegen ließen oder abschlachteten und zum Verkauf brachten!

Die Verminderung des Schweinebestandes rührt also zunächst einmal davon her, daß weniger Schweine als sonst *geboren* wurden, ferner, daß mehr Schweine als sonst *geschlachtet* wurden — *mehr*, aber nicht so viel, wie scheinbar aus der Statistik der Bestände sich ergibt.

Für die Schlachtungen muß man eine andere Statistik zu Rate ziehen, die der *Schlachtvieh- und Fleischbeschau*. Auf Grund derselben hat Kuczynski in seiner bereits erwähnten, zusammen mit Professor Zuntz herausgegebenen Schrift: »Unsere bisherige und unsere künftige Ernährung im Kriege« auf S. 8 eine genaue Berechnung veröffentlicht, die zu folgendem Ergebnis kommt:

»Man gelangt so für Preußen zu einer Gesamtzahl von reichlich acht Millionen Schweineschlachtungen. *Die gleiche Rechnung führt für die Zeit vom 1. Dezember 1913 bis zum 31. März 1914 zu rund sieben Millionen Schlachtungen.*«

Also acht Millionen gegen sieben Millionen! Demnach sind in der kritischen Zeit in Preußen nur eine Million Schweine dem »bethlehemitischen Schweinemord« zum Opfer gefallen! Nach Analogie von 1914 ergibt dies für *das Reich* eine *Mehrschlachtung* von etwa $1^2/_3$ *Millionen Schweine*!

Also nicht 9 Millionen, wie aus der Bestandaufnahme herausgerechnet wurde, sondern nur $1^2/_3$ Millionen! Und Genosse Schulz hat selbst zugegeben (S. 91), daß zwei bis drei Millionen Schweine abgeschlachtet werden mußten, weil es an Futter fehlte!

Die Fleisch- und Futternot kann also nicht von den »Massenabschlachtungen« kommen, sondern sie rührt davon her, daß zu *wenig* Schweine geschlachtet wurden *angesichts des außerordentlich gesteigerten Bedarfs für Heer und Marine*! Es ist doch selbstverständlich, daß dieser Bedarf nicht nur für den Tag, sondern auf Monate im voraus gedeckt werden mußte: die Konservenfabriken wuchsen ja wie Pilze nach dem Regen aus der Erde, die Armee kaufte alles, was sie bekommen konnte, und zahlte — leider, was man ihr abforderte!

Und nun kamen noch die Städte! Anstatt daß nun sofort Höchstpreise festgesetzt wurden, überließ man die Preisbildung dem »freien Markt«, auf dem zwangsweise die Nachfrage gesteigert war — durch Armee und Städte — und das Angebot in das Belieben der Landwirte gestellt blieb. Diese aber wußten — wie sie es noch heute wissen: je weniger sie anbieten, um so höher steigen die Preise, und wenn schließlich Höchstpreise kommen, um so höher werden diese dann festgesetzt. Und genügen auch diese hohen Höchstpreise den Landwirten noch nicht, dann halten sie nach wie vor ihr Angebot zurück — Beschlagnahme wird entweder nicht angeordnet oder bleibt, falls sie in einer Verfügung angedroht wird, auf dem Papier!

Und so kam es, daß die Städte nicht im geringsten den Bestimmungen der Bundesratsverordnung nachkommen konnten, weil viel zu wenig Schweine auf den Markt kamen, obwohl zum Beispiel in Berlin der Preis für den Doppelzentner Lebendgewicht, der im Juli 1914 87 Mark und im Dezember 118 Mark betragen hatte, im Januar 1915 bereits auf 135 Mark und im April auf 198 Mark stieg. Berlin hat mit Not und Mühe statt für 15 Mark auf den Kopf der Bevölkerung, wie es die Bundesratsverordnung forderte, nur für 6 Mark Schweine abschlachten können. Sämtliche

Städte des Reiches haben etwa $^3/_4$ Millionen Stück Schweine gekauft — nicht 9 Millionen!

Und eben weil zu wenig Schweine geschlachtet wurden, daher die Fleisch- und Fettnot, unter der die Arbeiter litten und leiden! Weil die Landwirte die Schweine zurückhielten und Kartoffeln und Getreide an sie verfütterten!

Von dieser Ursache spricht aber Genosse Schulz nicht! Im Gegenteil: er rühmt die »sachkundigen« Landwirte!

Aber weshalb haben wir auf die sachkundigen Warnungen der Landwirte nicht hören wollen? Meinen wir noch immer, daß die Landwirte stets und überall, ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl, nur ihre privaten Geldbeutelinteressen im Auge haben? Wollen wir denn dauernd in den brennenden Landwirtschafts- und Volksernährungsfragen Doktrinäre und Dilettanten bleiben? ...

Nein, Genosse Schulz, nicht die Landwirte sind es, die nur ihre privaten Geldbeutelinteressen kennen, sondern eine bestimmte Gruppe, die Genosse Schulz genau so gut kennt wie jeder im Lande. Und als von derselben Gruppe im Frühjahr 1915, als sich herausstellte, daß weit mehr Kartoffeln da waren, als die Statistik ergeben hatte, von einer »Blamage der Professoren« gesprochen wurde, habe ich im Reichstag am 29. Mai vorigen Jahres erwidert:

Wenn von einer Blamage die Rede sein kann, so war es eine Blamage der Verwaltungsbehörden, die nicht imstande waren, eine richtige Statistik aufzunehmen: denn es ist Tatsache, daß alle Erhebungen, die wir über Vorräte an Nahrungsmitteln bis auf den heutigen Tag bekommen haben, daran gescheitert sind, daß die ausführenden Organe nicht genügend scharf vorgingen, um festzustellen, was wirklich an Nahrungsmitteln im Lande vorhanden ist.

Kartoffeln waren genügend da — aber sie wurden bei den Erhebungen falsch angegeben, und diese unrichtigen Angaben nicht durch behördliche Kontrolle richtiggestellt!

Schweine waren genügend da — aber sie kamen nicht auf den Markt, weil die Landwirte eine Erhöhung der Höchstpreise erzwingen wollten — und sie auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege auch erzwungen haben! Waren doch am 1. Oktober 1915 Schweine von einem halben bis ein Jahr und über ein Jahr fast so viel wieder vorhanden als kurz vor Ausbruch des Krieges! Damals wurden in diesen beiden Gruppen 6,1 und 2,3 Millionen gezählt und am 1. Oktober 1915 5,9 und 2,2 Millionen!

Und die Zählung am 1. Dezember 1915, deren Ergebnis noch nicht bekanntgegeben ist, wird sicherlich dasselbe Bild zeigen: die Aufzucht stockt, infolgedessen ist die Zahl der Schweine unter einem halben Jahre geringer wie bei der vorhergehenden Zählung, während die höheren Altersklassen sich nicht übermäßig vermindern, im ganzen aber, eben weil der Nachwuchs fehlt, ein Rückgang des Bestandes!

Also: die Anschuldigung, die Sie, Genosse Schulz, gegen die Professorendenkschrift und mich erheben, daß die von uns geforderten Abschlachtungen die Fleisch- und Fettnot hervorgerufen haben, ist unbegründet und unbeweisbar.

Nun stützen Sie sich nicht allein auf eine unrichtig ausgelegte Statistik, sondern auch auf Gutachten von Landwirten.

Auch ich kann mit solchen Zitaten aufwarten, und zwar solchen aus der jüngsten Zeit, in der also Ursachen und Wirkung besser zu übersehen sind als vor einem halben Jahre.

Der Direktor der Ackerbauschule des Kreises Plön zu Preetz i. H., R. Kuhnert, schrieb in der »Kieler Zeitung« erst vor kurzem, am 13. Januar dieses Jahres »Zur Abschlachtung der Schweine«:

Das Ergebnis der Aufnahme der Kartoffelbestände am 15. März vorigen Jahres war geradezu niederschmetternd. Es wurde nur ein Vorrat von 103 Millionen Doppelzentner Kartoffeln ermittelt. Wenn man davon die nötige Aussaat mit 67 Millionen Doppelzentnern abzog, so blieben nur noch 36 Millionen Doppelzentner übrig, also für den Kopf der Bevölkerung bis zum 1. August täglich nur 0,75 Pfund, während der durchschnittliche Verbrauch 1 Pfund für den Kopf und Tag beträgt. Für die Schweine blieben nach dieser Bestandaufnahme überhaupt keine Kartoffeln übrig. Die Sachlage war ernst; bei der knappen Brotration mußte die Regierung doch dafür sorgen, daß wenigstens genügend Kartoffeln zur Ernährung vorhanden waren. Daß unter solchen Umständen die Schweine vor den Menschen zurücktreten mußten, ist doch selbstverständlich, zumal da die Kartoffeln als solche natürlich einen viel höheren Nährwert für die Menschen haben, als wenn sie erst in Schweinefleisch verwandelt worden wären. Die Abschlachtung der jungen Mastschweine wurde deshalb aufs neue ausdrücklich angeordnet, zugleich wurde der möglichst ausgedehnte Anbau von Frühkartoffeln dringend angeraten, da trotz aller Schweineschlachtungen nach der Bestandaufnahme die Kartoffeln im Hochsommer fehlen mußten.

Kuhnert weist dann darauf hin, daß diese Bestandaufnahme ein unrichtiges Bild gab, weil die Landwirte ihre Vorräte in den Mieten unterschätzt hatten, da gerade im verflossenen Winter die Kartoffeln sich vorzüglich gehalten, daß aber auch in den Städten die Kartoffelvorräte von ihren Besitzern viel zu niedrig angegeben wurden.

Die Reichskartoffelstelle hat dann, da der wirkliche Bedarf der Städte geringer war als der angemeldete, eine halbe Million Tonnen Kartoffeln übrig behalten.

Aber mit dieser halben Million Tonnen Kartoffeln hätte man etwa 2 Millionen Schweine drei bis vier Monate länger mästen können, vorausgesetzt natürlich, daß man die nötigen Eiweißstoffe noch zur Verfügung gehabt hätte; denn mit Kartoffeln allein lassen sich die Schweine auch nicht mästen. Die nötigen Eiweißstoffe hätten uns aber gefehlt, da sie ja kaum für den ganz bedeutend verringerten Schweinebestand ausgereicht hätten.

Außerdem sagt Kuhnert mit Recht:

Wie übrigens unsere Pferde hätten ernährt werden sollen, wenn die 9 Millionen der geschlachteten Jungschweine noch zwei bis drei Monate länger an unseren Futtervorräten mitgezehrt hätten, ist mir unerfindlich.

Ferner zeigt W. Ruttmann in seiner Schrift »Der Brotkrieg« (Würzburg 1915, Kurt Kabitzsch), daß »ohne Verringerung des Viehstapels die deutsche Volksernährung in große Gefahr käme.

Diese Verringerung wurde notwendig mit Rücksicht darauf, daß wir namentlich für die Schweinezucht große Mengen an Futtermitteln vom Ausland bezogen hatten.

Ruttmann stellt eine Berechnung über die Verwertung des Futters bei den Hauptzuchttieren auf, wobei sich ergibt, daß wir vom Schwein nur 24,4 Prozent des Eiweißes und 44,3 Prozent der Wärmeeinheiten erhalten.

Es ist nach theoretischen und praktischen Erfahrungen ein Luxus, in schweren
eiten die Kartoffeln, das Getreide, die Milch und verwandte Naturgaben, die
rekt der menschlichen Ernährung dienen, erst in Schweinefleisch zu verwandeln
id sie so zu vermindern und damit zu verteuern. So ergibt sich die Notwen-
igkeit der Einschränkung des Schweinebestandes.

Ebenso Prof. Karl Ballod (Schmollers Jahrbuch 1915, 1. Heft), zwar ein
rofessor, der sich aber auf sehr sorgfältige Berechnungen stützt. Er schrieb
einer Abhandlung über »Die Volksernährung in Krieg und Frieden«:

Die Aufzehrung eines Teiles des Nutzviehbestandes ist ohne erheblichen Schaden
r die Volkswirtschaft durchführbar, da einzelne Tierarten, in erster Linie das
chwein, sich durch eine derart hohe Fruchtbarkeit auszeichnen, daß sie im Laufe
n anderthalb bis zwei Jahren wieder auf den alten Bestand zu bringen sind, so-
rn nur eine genügende Anzahl von Mutterfauen am Leben bleibt.

Und am Ende seiner Abhandlung schreibt Ballod:

Verringert man den Schweinebestand, der am 1. Juli 1914 in Deutschland rund
Millionen betrug, auf die Hälfte, so könnte dieser Rest sehr gut mit inländischen
uttermitteln, Kartoffeln, Futtergerste, Hinterroggen auch bei einem auf die
älfte herabgesetzten Magermilchzusatz erhalten werden: es würde dann allerdings
ur die halbe fortlaufende Schweinefleischproduktion erzielt werden, also
wa 1125 Millionen Kilogramm, aber die eingeschlachtete Hälfte wäre zu min-
stens 60 Kilogramm pro Stück, zusammen also zu 750 Millionen Kilogramm zu
ranschlagen, der Reinausfall zu 375 Millionen Kilogramm gleich ein Sechstel
s Schweinefleischkonsums.

Und zum Schlusse noch einen Landwirt!

Am 15. Januar dieses Jahres richtete der Oberamtmann E. Rabethge
lein-Wanzleben, Bezirk Magdeburg) an den Reichstag eine Denkschrift
er »Sicherstellung der Volksernährung«, in der er unter
derem ausführt:

Durchhalten von großem Viehbestand bei knappem Futter
vom Standpunkt der Volksernährung eine sehr gefährliche Vergeu-
ung. Eine unverhältnismäßig große Menge Futter ist erforderlich, um über-
upt nur das Tier zu erhalten, ohne Fleisch, Fett oder Milch zu erzeugen. Jeder
viel gehaltene Fresser entzieht den anderen Tieren Futter, das bei diesen mit
nstiger Nutzwirkung in Fleisch, Fett und Milch hätte umgesetzt werden können.
uf den zu großen Viehbestand ist es zurückzuführen, daß das
zt geschlachtete Vieh meist nicht ausgemästet ist und eine erheblich ungünstigere
utterverwertung als gewöhnlich ergibt, und das in einer Zeit, wo günstigste Aus-
tzung aller Futtermittel von größter Bedeutung ist!... Fürsorge für
iehbestand nach dem Kriege erfordert, daß die Verminderung der
iegsbestände im wesentlichen auf den Schweinebestand geleitet wird. Wenn
durch besondere Vorschriften und Vergünstigungen, Futterzuschuß, Ankauf der
erkel — dafür gesorgt wird, daß die Zuchtbestände an Sauen und Ebern erhalten
eiben, so ist im Laufe eines Jahres der normale Schweine-
estand wiederherzustellen....

Wichtig ist der Grundgedanke, daß für jedes Kilogramm Fleisch,
as weniger verzehrt wird, normal etwa die vierfache Menge
in Nährwerten — an pflanzlichen Nahrungsmitteln frei
ird für die menschliche Ernährung.

In einer zweiten Denkschrift an den Reichstag vom 21. Februar dieses
ahres schreibt derselbe Fachmann unter anderem:

Die Abschlachtung der Schweine (im ersten Vierteljahr 1915) ist die Ursache,
aß 1915 die Lebensmittelversorgung des Volkes bis in die Wintermonate hinein

ziemlich leicht ging. Die Schwierigkeiten entstanden erst seit der Zeit, in der die inzwischen wieder ergänzten Schweinebestände zu stärkeren Futterverbrauchern herangewachsen waren....

Nach den Berechnungen in meiner Denkschrift vom 15. Januar dieses Jahres ist die Zahl der Schweine, die vielleicht noch dauernd während des Krieges durchgehalten werden kann, wenn man annimmt, daß der Rindviehbestand bereits um 10 bis 15 Prozent vermindert ist, etwa 12 bis 13 Millionen Stück, das heißt die Hälfte des Bestandes von 1913/14.

Ein solcher Bestand wird nicht etwa nachher die Hälfte der bisherigen Fleisch- und Fettproduktion geben, sondern, wenn diese Zahl voll ernährt werden kann, an Fleisch mehr wie die Hälfte und an Fett vielleicht mehr wie heute die volle Zahl der Schweine ergeben!

Um auf den gewünschten Bestand zu kommen, ist vielleicht ein durchführbarer Weg, daß alle Schweine, *die über die Hälfte der 1913/14* in den einzelnen landwirtschaftlichen Betrieben, oder aber, um Ausgleiche zur Verwertung aller Abfallstoffe zu ermöglichen, in den Kommunalverbänden gehaltenen Zahl hinaus vorhanden sind, der *Beschlagnahme* unterworfen sind. Sie müßten also so bald als möglich abgeschlachtet werden, Zuchtbestände müßten zur schnellen Ergänzung des Schweinebestandes nach Friedensschluß zwangsweise, eventuell durch Futterhergabe erhalten bleiben....

Vom Standpunkt der Ernährungsmöglichkeit würde in der Verringerung des Fleischverbrauchs ein ganz gewaltiger Vorteil von ausschlaggebender Bedeutung liegen, da der vier- bis sechsfache Nährwert an pflanzlichen Stoffen frei und als Ersatz des ausfallenden Fleisches verfügbar wird.

Zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes würde, sobald die Verringerung des Schweinebestandes durchgeführt ist, die Einführung von Fleisch- und Fettkarten das geeignetste Mittel sein verbunden mit Beschränkung der Hausschlachtungen auf die Hälfte der Zahl vom 1. März 1913 bis 28. Februar 1914 unter Anrechnung auf die Fleischkarten und der *Beschlagnahme* aller übrigen Schweine, die entsprechend dem Verbrauch in 1913/14 in geeigneter Weise den Verbrauchsstellen zugeführt werden müßten....

Genosse Schulz aber schrieb in seinem Artikel (S. 98):

Nicht minder ungeheuerlich ist *Wurms Vorschlag*, die Aufzucht unserer Haustiere, besonders der Schweine, möglichst einzuschränken.

Genosse Schulz kann aus den angeführten Zitaten ersehen, daß auch in landwirtschaftlichen Kreisen seine Ansichten nicht geteilt werden. Allerdings auch in seinem Artikel muß er einräumen, daß es Landwirte gibt, die nicht seiner Meinung sind. Aber mit diesen ist er ebenso rasch fertig wie mit den doktrinären Professoren. Er, der auf S. 99 uns vorwirft, wir verdächtigen die Landwirte, »daß sie nur ihre privaten Geldbeutelinteressen im Auge haben«, schrieb S. 93 in demselben Artikel:

Jetzt ... suchen einige ihrer ehemaligen Befürworter sich darauf hinauszureden, daß damals im Winter 1914/15 ja auch der Reichstag in der Budgetkommission und im Plenum die Schweinemassenabschlachtung gebilligt habe, und zwar einstimmig, auch unter Zustimmung der agrarischen Parteien und der von ihnen vertretenen Landwirte. Nun ist allerdings der Reichstag (obzwar er nur eine »genügende« Schweineschlachtung forderte) von Mitschuld nicht freizusprechen, und besonders die *agrarischen* Abgeordneten wären auf Grund ihrer speziellen Sachkenntnis *verpflichtet* gewesen, gegen den *gefährlichen Unfug* schon in seinen Anfängen Front zu machen und nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß die übereifrigen Professoren einen falschen Zusammenhang zwischen Schweinemast und Kartoffelknappheit konstruiert hatten. Allein die deutsche (?) Linke und erst recht die Reichsämter hätten sich auf die Zustimmung oder richtiger den verhältnismäßig

geringen Widerspruch agrarischer Abgeordneter gegen Abschlachtungsbeschluß, der vielleicht nur im Interesse des Burgfriedens bei der Abstimmung ganz fallen gelassen wurde, nicht verlassen sollen. Auch auf der rechten Seite des Hauses sind die Parlamentarier nicht immer die kenntnisreichsten und einsichtsvollsten Volkswirte.... Andere Abgeordnete der Rechten (man möchte hoffen: nicht viele) mögen auch im Großgrundbesitzerinteresse bedacht gewesen sein, vor allem die Beschlagnahme der Kartoffeln abzuwenden oder möglichst hinauszuschieben, und sich deshalb gesagt haben: Da nun einmal der See rast und sein Opfer fordert, wollen wir ihm doch lieber das Schwein des kleinen Mannes zur Beute geben, als ihm unsere reiche hochwertige Kartoffelernte in den Rachen werfen. Deshalb hätte die deutsche (?) Linke und erst recht das Reichsamt des Innern, unter Zuratezieh ung sachverständiger praktischer Landwirte und unter Beachtung ihrer Meinungsäußerungen in den landwirtschaftlichen Fachzeitschriften selbständig prüfen sollen, ob und bis zu welchem Grade staatlich geförderte Massenschweineschlachtungen unsere ernährungswirtschaftliche Kriegführung erleichtern oder erschweren. Hätten sie das getan, so wären sie zu anderen Entschlüssen gekommen.

Genosse Schulz hält also nur diejenigen Landwirte für Sachverständige und ehrliche Leute, die dieselbe Ansicht vertreten wie er, daß nämlich die vom Dezember bis März erfolgte Mehrabschlachtung von $1^2/_3$ Millionen Schweinen ein bethlehemitischer Massenmord gewesen sei. Das ist eine sehr bequeme Methode der Kritik — aber richtig wird durch sie die falsche Schlußfolgerung nicht, die Genosse Schulz gezogen hat. Die Statistik der Fleisch- und Schlachtbeschau vernichtet das phantastische Trugbild, das er entworfen hat, unwiderleglich.

Einige Bemerkungen zum Artikel „Mitteleuropa" von K. Kautsky.

Von einem Ukrainer.

In dem 4. Abschnitt des Artikels »Mitteleuropa« ist die Stellung der Ukrainer oder, wie sie von den Russen genannt werden, der »Kleinrussen« nicht ganz genau umschrieben. Es scheint, als ob Kautsky über die Existenz einer Nation der Ukrainer (diesen Namen will ich gebrauchen, um jede Zweideutigkeit auszuschließen) gewisse Zweifel hätte und vielleicht geneigt wäre, diese Nation für ein mit den Russen fast identisches Volk zu halten, welches nur eine etwas abweichende Mundart des Russischen spricht. In Wirklichkeit liegen die Verhältnisse etwas anders. Die Meinung, daß die Ukrainer Russen sind, wird zwar heutzutage noch immer von allen Russen mit der größten Bestimmtheit geäußert, vor einigen Jahrzehnten wurde sie noch von vereinzelten Polen vertreten, ist aber jetzt als durchweg falsch erwiesen. Es sind vor allem die bahnbrechenden Arbeiten des verdienten Erforschers der slawischen Sprachen und Altertümer, Miklosich (auf dessen Werke ich hiermit verwiesen haben möchte), welche die Verschiedenheit und Unabhängigkeit der Ukrainer von den Russen schlagend bewiesen. Nach Miklosichs Auftreten wurde die Legende von dem »einen Rußland«, welches bis zum San und nach Odessa reichen sollte, nur von vereinzelten besonders voreingenommenen Individuen und Gruppen sowie von den Russen aufrechterhalten. Das tatsächliche Verhältnis der beiden Nationen zueinander ist in aller Kürze das folgende:

Die Ukrainer sind demselben Volksstamm entsprossen wie die Russen. Der Name Russe ist übrigens nach Professor A. Brückner finnischen Ursprungs und leitet sich von Ruotsi ab, wie die skandinavischen Wikinger oder Waräger, welche das altrussische Reich begründeten, von den Finnen genannt wurden. Das Reich war aber nicht das jetzige Rußland, hieß auch nicht Rossija, wie Rußland jetzt

heißt, sondern Rus. Dies hatte eine ähnliche Bedeutung wie etwa der Name Germanien oder dergleichen für das Frankenreich im neunten Jahrhundert. Das Reich wurde durch die Tatkraft der Normannenfürsten zusammengehalten, obwohl es sich je länger je mehr in verschiedene Nationen differenzierte. Die heutigen Ukrainer stammen auch von anderen Völkern ab als die Russen (erstere von Bushanern, Polanen usw., letztere von Wiatytschen und dergleichen mehr). Die Periode der Einheit, welche ungefähr bis ins zehnte und elfte Jahrhundert reicht, ist am ehesten zu vergleichen mit der Vereinigung verschiedener germanischen Stämme unter den Karolingern. Hier wie dort war das Resultat das gleiche; nach dem Tode des letzten mächtigen Fürsten zerfiel das Völkerkonglomerat in Nationalstaaten unter der Herrschaft mehrerer untereinander verwandter Fürsten. Die geschwächten Völker der Russen, Ukrainer, Weißrussen usw. wußten aber ihre Unabhängigkeit nicht zu wahren, sie wurden von verschiedenen Nachbarstaaten unterworfen: das jetzige Rußland und ein Teil der Ukraina von den Tataren, ein anderer Teil von den Litauern; des westlichsten Abschnitts der Ukraina, welche auch das heutige Ostgalizien umfaßte, bemächtigte sich der in Erbfolgestreitigkeiten von einer Partei herbeigerufene Polenkönig Kasimir. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß Rußland bis tief ins vierzehnte Jahrhundert unter tatarischer Herrschaft blieb, wogegen die Ukraina sich zum größten Teil eine Zeitlang noch als unabhängiger Staat behauptete, bis sie endlich von Litauern und Polen nach und nach aufgeteilt wurde. Die Vereinigung Polens mit Litauen anfangs des fünfzehnten Jahrhunderts änderte an der Lage wenig.

Die Ukraina, welche von Konstantinopel her zum Christentum bekehrt wurde, fiel zur Zeit des orientalischen Schismas auch von Rom ab, ebenso wie Rußland. Die ukrainische Geistlichkeit war aber niemals von Rußland abhängig, sie bildete vielmehr eine nur dem Patriarchen von Konstantinopel unterworfene, der russischen ebenbürtige Organisation. Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurde in der Ukraina unter Mitwirkung Polens eine Union mit Rom durchgeführt, wesentlich mit der Florentiner übereinstimmend, welche aber nur im Westen gedieh. (Rußland blieb der Union fremd.) So wurde die griechisch-katholische Kirche geschaffen, welcher bis zur Stunde sämtliche Ukrainer in Galizien noch angehören; in Rußland, das heißt in dem russischen Teil der Ukraina wurde sie gewaltsam ausgerottet, so daß die dortigen Ukrainer jetzt meist zur griechisch-orientalischen Kirche gehören. Die sozialagrarischen, religiösen und nationalen Reibereien zwischen den immer mehr vordringenden polnischen Großgrundbesitzern und der ukrainischen Landbevölkerung führten während der polnischen Herrschaft im sechzehnten und besonders im siebzehnten Jahrhundert zu wiederholten Aufständen, wobei die Ukrainer eine wichtige Stütze besaßen in der fast durchweg ukrainischen Kriegsgenossenschaft der Saporoger oder Kosaken. (Die jetzigen russischen »Kosaken« haben mit jenen außer dem Namen nichts gemein.) Selbstverständlich wurde die Erbitterung der Ukrainer gegen die Polen von Rußland geschürt und ausgebeutet, bis endlich die Ukrainer das beklagenswerte Bündnis mit Rußland eingingen. Es wurde zwar bald zerrissen, und die bedeutendsten der späteren Kosakenführer, wie Wyhowsky, Doroschenko, Maseppa, waren immer russenfeindlich gesinnt, durch die Teilungen Polens geriet aber dennoch die Ukraina, Ostgalizien ausgenommen, unter russische Herrschaft. Die Kämpfe der oben genannten Kosakenführer mit Rußland sowie die heldenhafte Verteidigung der Kosakenfeste Sitsch im Jahre 1774, bis sie endlich der russischen Übermacht erlag, beweisen zur Genüge, daß es wohl schwerlich ein und dasselbe Volk war, welches sich mit solcher Erbitterung bekämpft hat. Der von den Russen angefeindete »ukrainische Separatismus« kam auch während der Unruhen von 1905 zur Geltung, als die Ukrainer sich zu eigenen sozialdemokratischen und revolutionären Genossenschaften und Parteien zusammenschlossen, welche von den russischen Organisationen unabhängig waren.

Daß die Russen an der Theorie von der Identität der beiden Nationen trotz alledem festhalten, ist nicht zu verwundern, denn nach den Angaben Ihres Artikels

sowohl wie auch nach dem Ergebnis aller Volkszählungen würden die Russen an Zahl innerhalb ihres Reiches fast zur Bedeutungslosigkeit herabsinken, falls die Ukrainer sich zu ihnen im bewußten Gegensatz befinden sollten. Rußland ohne Polen ist noch eine Großmacht, Rußland ohne Ukraina ist ein politisches Nichts, welches ungefähr dem alten Großfürstentum Moskau entspricht. Daher versuchen es die Russen mit allen legitimen und illegitimen Mitteln, das Nationalbewußtsein der Ukrainer zu unterdrücken. Dazu bedienen sie sich nicht nur der pseudowissenschaftlichen Arbeiten verschiedener russischer Gelehrten, nicht nur der in- und ausländischen Presse, sondern auch aller Gewaltmittel, welche ihnen zur Verfügung stehen. Die Geschichte der Ukrainer unter russischer Herrschaft seit der Teilungen Polens ist ein ununterbrochenes Martyrium eines Volkes, welches mit den rücksichtslosesten Gewalttätigkeiten unterdrückt und seiner Eigenart, seiner Unabhängigkeit beraubt wurde.

Kautsky hat erwähnt, daß viele von den ukrainischen Schriftstellern meist in russischer Sprache geschrieben haben; das ist vollkommen richtig, aber dabei wissen die wenigsten in Europa, daß es in Rußland keine einzige Schule (Volks- oder Hochschule) mit ukrainischer Vortragssprache gibt und niemals eine gegeben hat, daß viele Mitglieder der Unterrichtsgesellschaft des Zyrillus und Methodius (in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts) nach Sibirien deportiert wurden; daß der freiwillige Volksunterricht mit den schwersten Strafen bedroht ist; daß es dem größten ukrainischen Dichter Taras Schewtschenko (1814 bis 1861) polizeilich verboten war, überhaupt zu schreiben und zu zeichnen, als er zirka zwanzig Jahre lang am Aralsee Soldat war; daß es seit ungefähr 1872 bis 1905 in Rußland ausdrücklich verboten war, ukrainische Bücher und Zeitungen zu drucken oder zu verkaufen; daß der Bildungsverein Prozwita noch vor kurzem beim Kriegsausbruch geschlossen wurde. Wo sollten nun die Ukrainer ihre Sprache pflegen und wo könnten sie ihre ukrainischen Werke erscheinen lassen? Kautsky sagt, daß die Ukrainer, wenn sie frei würden, sich von Rußland trennen würden, daß sie aber innerhalb Rußlands Russen bleiben. Das ist ebenso ungenau, wie wenn man die gewaltsam russifizierten Finnen, Letten und Deutschen Russen nennen oder von den unterdrückten Iren sagen würde, sie seien Engländer. Der Unterschied liegt nur darin, daß die Iren vielleicht ein Zusammengehen mit England für möglich halten, die Ukrainer aber jede Verbindung mit Rußland aufs entschiedenste ablehnen, was sich auch in der Bildung der ukrainischen Freischaren in Österreich zum Kampfe gegen Rußland in dem jetzigen Kriege kundgegeben hat.

So sind die Verhältnisse beschaffen, und sie sind es, die mich veranlaßt haben, unsere Stellungnahme gegen Rußland bei dieser Gelegenheit genau zu umschreiben. Nur widerstrebend hat ich das, da ich als einfacher Privatmann nicht die genügenden Kenntnisse der Politik besitze, um das Thema ausführlicher zu behandeln, ich glaube aber, es den deutschen Parteigenossen sowie meinem Volke schuldig zu sein, die Wahrheit zu sagen.[1]

[1] Gegenüber diesen Bemerkungen wird die Neue Zeit nächstens eine ausführliche Darstellung der Verhältnisse in der Ukraina aus der Feder eines Genossen bringen, der den Standpunkt der russischen Sozialdemokratie darlegt. Dieser weicht von dem meines ukrainischen Kritikers erheblich ab. Angesichts dieses Artikels glaube ich von jeder eingehenden Erwiderung meinerseits absehen zu dürfen. Ich möchte nur die an mich persönlich gerichtete Anfrage dahin beantworten, daß ich nie die Identität der Klein- und Großrussen behauptet habe. Ich wies nur auf die nahe Verwandtschaft ihrer Sprachen sowie auf die Tatsache hin, daß die kleinrussische noch keine Schriftsprache ist, sondern erst eine werden will. Ob ihr das angesichts ihrer Ähnlichkeit mit der großrussischen gelingen wird, hängt von politischen und ökonomischen Momenten ab, die sich heute noch nicht bestimmen lassen. Ich stehe der ukrainischen Nation also nicht ablehnend, sondern abwartend gegenüber. K. Kautsky.

Literarische Rundschau.

Dr. R. Sieger, **Die geographischen Grundlagen der österreichisch-ungarischen Monarchie und ihrer Außenpolitik.** Leipzig und Berlin 1915, Verlag von B. G. Teubner. 54 Seiten. Preis 1 Mark.

Dr. O. Hötzsch, **Österreich-Ungarn und der Krieg.** 24. Heft der Flugschriftenserie »Der Deutsche Krieg«. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. Preis 50 Pf.

Wie verschieden die rein geographischen Verhältnisse politisch bewertet werden können und oft tatsächlich bewertet werden, dafür liefert gerade Österreich-Ungarn ein eklatantes Beispiel. Die deutschen Geographen betrachten dieses Land als eine der geographischen Begründung durchaus entbehrende Einheit. Der gleichen Ansicht sind auch Sven Hedin und Kjellén.

Völlig entgegengesetzter Ansicht sind die Österreicher selbst, die Geographen wie die Politiker. Bekanntlich hat auch Genosse K. Renner in seinem unter dem Pseudonym R. Springer veröffentlichten Werke: »Grundlagen und Entwicklungsziele der österreichisch-ungarischen Monarchie« dieselbe Frage berührt und eine den Ansichten der deutschen Geographen völlig entgegengesetzte Stellung eingenommen. Er sieht in den wirtschaftlich-geographischen Verhältnissen den Grundfaktor der Einheit der Monarchie. Sieger sucht nun die gleiche Ansicht ausführlicher zu begründen. Er meint, daß Österreich-Ungarn zwar nicht eine Einheit, aber mehrere einander angegliederte kleinere Einheiten darstellt, die er in Kern- und Randländer teilt. Ihre Zusammenschließung zu einem Staat erklärt sich aus folgenden Momenten: aus ihrer gemeinsamen Lage an der Grenze der europäischen Halbinsel gegen den Orient, aus der Verknüpfung der Länder durch die Donaumonarchie, aus der Aufschließung der Länder gegeneinander und dem Zusammentreffen ihrer wichtigsten Zugänge an der großen Straßenkreuzung des Wiener Beckens und der Geschlossenheit der umrandenden Gebirgswälle. Aber schon die verschiedene Beurteilung dieser Momente durch die größten Autoritäten auf diesem Gebiet zeigt, wie relativ die Bedeutung dieser geographischen Momente ist. Man beachte noch, daß die Richtung des Überseehandels, der doch auch für diese Länder immer mehr an Bedeutung gewinnt, nach verschiedenen Richtungen neigt. So verbindet sich Böhmen mit der Nordsee, Mähren zum Teil mit der Ostsee und zum Teil mit der Adria usw. Folglich wirkt die Entwicklung des Handels der Einheit entgegen.

Noch weniger stichhaltig lassen sich rein geographische Gründe für eine Expansionspolitik anführen. Es ist schon häufig bemerkt worden, daß man von »militärischen Grenzen« gar nicht sprechen kann. Denn dieser Begriff ist durchaus willkürlich. So will Sieger die »Militärgrenze« Österreichs nicht an den Karpathen, noch an der Weichsel-San-Dnjestr-Linie sehen, die nach ihm geographisch dazu am geeignetsten wären, weil diese dem Innern Österreichs zu nahe liegen, während die Russen umgekehrt nur die Karpathen als ihre »natürliche« Grenze anerkennen wollen. In dieser Beziehung hat Ruedorffer (Grundzüge der Weltpolitik 1914) vollkommen recht, daß »jeder Erwerb über sich selbst hinausdrängt. Er soll ausgebaut werden, und Ausbau erfordert Erweiterung.« Tatsächlich blieb auch Österreich-Ungarn nicht bei seinem Erwerb von Bosnien, das angeblich geographisch-militärisch notwendig war, stehen, sondern zielte nach Saloniki hin. Ähnliches läßt sich natürlich auch bei den anderen Staaten feststellen.

Eine viel bedeutendere Rolle als diese geographisch-militärischen Gesichtspunkte spielen in dem heutigen Ausdehnungsdrang der Staaten die wirtschaftlichen Momente. In dieser Beziehung ist besonders beachtenswert, wie der Gegensatz zwischen dem Agrarland Ungarn und dem Industrieland Österreich auf die auswärtige Politik dieses Staates einwirkt. Ungarn verhinderte den Ausbau von Bahnen in Bosnien, die Serbien enger an Österreich geknüpft hätten, sowie die zollpolitische Annäherung dieser Länder. Dies wie der innerpolitische Nationali-

tenhader haben Österreich an Expansionen gehindert. Sieger meint, wie auch
ötzsch, daß der Krieg viel zur Überwindung dieser Verhältnisse schon beigetragen
be, und sucht dann noch die geographische Einheit Österreich-Ungarns mit Deutsch-
nd zu beweisen. Auch Hötzsch befürwortet einen engeren Zusammenschluß beider
inder. Darauf werden wir aber bei anderer Gelegenheit zurückkommen. Hier sei
ir noch folgendes bemerkt. Beide Autoren erkennen an, daß das nationale Pro-
em in Österreich-Ungarn eine andere Lösung finden müsse, als sonst etwa die
eorie gefordert hätte, und Sieger scheint durchaus zur Idee der national-kultu-
llen Autonomie zu neigen, ohne sich bestimmt dafür auszusprechen. Als Ergebnis
s Krieges sehen ferner beide Autoren eine Stärkung des Staatsgedankens an.
abei betont Sieger, daß »Österreich-Ungarn so lange notwendig und lebensfähig
. als es die bestmögliche politische Organisation des ihm
on der Natur gegebenen Raumes darstellt«, ohne diese Organisa-
on weiter zu definieren. Darauf beschränken sich aber die Wünsche von Sieger
d Hötzsch nicht. Das Ziel ist nach ihnen: Sicherung der Handelswege nach
orderasien, innere und äußere Kolonisation. Hötzsch erklärt offen heraus, daß in
iem modernen Kriege gar nicht unterschieden werden könne zwischen Angriffs-
d Verteidigungskriegen und daß die Vorstöße Ahrenthals und Berchtolds auf
m Balkan »aus dem defensiven Gesichtspunkt gleichwohl als eine erneute Be-
ung der österreichischen Orientpolitik erschienen und lebhaft begrüßt worden
en. Eines ist ohne das andere nicht zu denken.« (S. 20 bis 21.) Sollte aber der
ieg zu einer Ausdehnung des Reiches führen, so müssen doch die auseinander-
ebenden Elemente geradezu gestärkt werden. Die Aufgabe Österreich-Ungarns
steht eben nicht in einer Expansion nach außen, sondern in der Konsolidierung
r inneren Verhältnisse und Versöhnung der vielen Nationalitäten mit dem
taate. Die herrschende Staatsform, vor allem das Übergewicht der ungarischen
grarier, haben dies bis jetzt verhindert, so daß sich die Nationen nur im Moment
r gemeinsamen Gefahr zusammengefunden hätten. Nur die volle Demokratisie-
ng des Staates und die Gewährung einer national-kulturellen Autonomie könnte
auch in friedlicher Arbeit zusammenführen.... Sp.

. Sartorius Freiherr v. Waltershausen, **Das Auslandskapital während des Weltkriegs.** Finanzwirtschaftliche Zeitfragen, herausgegeben von Professor Dr. G. v. Schanz und Professor Dr. J. Wolf. 15. Heft. Stuttgart 1915, Ferdinand Enke. 53 Seiten. Preis 2 Mark.

Die Schrift berührt die Frage, wie weit der Kapitalexport für die Volkswirtschaft eines Landes von Vor- oder Nachteil ist, nur flüchtig, und auch hier nur ter dem Gesichtswinkel der kapitalistischen Profitinteressen. Das Hauptaugenerk ist, worauf ja auch der Titel hinweist, auf die Frage gerichtet, ob und inwiern sich die deutschen Kapitalanlagen im Ausland während des Krieges für die inanzkraft Deutschlands als förderlich erwiesen haben.

Am interessantesten sind da die Ausführungen des zweiten Kapitels über die apitalmacht der Vereinigten Staaten und den europäischen Krieg. Hier bringt artorius auch eine Fülle sehr lehrreicher tatsächlicher Angaben besonders über le Verschuldung Amerikas an Europa, über seine Zahlungsbilanz vor dem Kriege nd während desselben sowie über die Möglichkeiten und Aussichten, diese Schulen abzutragen. Sartorius warnt vor übertreibenden Illusionen, besonders bekämpft r den Glauben, New York werde nach dem Kriege die Stelle Londons als interationaler Weltgeldmarkt einnehmen. Er selbst ist der Ansicht, London werde zwar eine beherrschende Stellung aufgeben müssen, aber nicht an irgend einen anderen Platz abtreten, sondern mit mehreren teilen. Neuere Angaben zeigen allerdings, aß Sartorius die Bedeutung der in Amerika aufgegebenen Kriegsaufträge unterchätzt hat; der Wert seiner Ausführungen über den englischen und amerikanischen eldmarkt dürfte durch diesen Irrtum aber nicht gemindert sein.

Sartorius verhehlt sich natürlich nicht, daß das Problem des Kapitalexports nach dem Kriege, der alle beteiligten Länder verarmt, wesentlich **anders** aussehen wird als vor ihm. Er meint, das Auslandskapital werde dann nur **langsam** wachsen, er warnt aber vor Versuchen, das Kapital durch **Gewaltmaßnahmen** wie etwa das Verbot fremder Emissionen im Inland festhalten zu wollen. **Man erreiche** dieses Ziel nur dadurch, »daß das innere Wirtschaftsleben weiter so **kräftig** bleibt, um eine andauernde Nachfrage nach Kapital nach sich ziehen zu **können**«. (S. 50.)

Leider sagt Sartorius nicht, was unter dieser »Nachfrage **nach Kapital**« zu verstehen ist. Wie auf dem Warenmarkt nicht die Nachfrage **schlechthin** bestimmend ist, sondern nur die zahlungskräftige, so ist auch nur jene **Nachfrage** für das Kapital von Wichtigkeit, die ihm hohen Profit verspricht. In **dieser Hinsicht** aber dürften die Aussichten in Europa nach dem Kriege nichts weniger **als** günstig sein. Teure Rohstoffe, teure Nahrungsmittel und daher hohe Geldlöhne, hoher Zinsfuß, hohe Frachtsätze, schlechte Währung, hohe Steuern und unfreundliche Beziehungen zum Ausland, am Ende auch noch hohe Zölle, das sind nicht die Voraussetzungen für die Erzielung hoher Profite. Nach dem Kriege wird es sicherlich eine der vielen schweren Sorgen sein, wie der Tendenz gesteuert **werden kann**, daß aus den verarmten Ländern das dürftige Kapital nach dorthin strömt, wo der Krieg die Volkswirtschaft nicht verwüstet hat. Auf diese Frage ist **Sartorius** überhaupt nicht eingegangen. G. Eckstein.

Max Dauthendey, **Des großen Krieges Not.** München 1915, Verlag Albert Langen. 104 Seiten.

Man konnte gespannt sein, was der Lyriker der Erdenschönheit und -größe aller Zonen zum großen Kriege zu sagen hat. Wie sehr der auf einer Weltreise in Java festgehaltene Dichter unter der Sehnsucht nach der Gattin und der bedrohten Heimat leidet, zeigte vor einiger Zeit ein in der »Frankfurter Zeitung« veröffentlichter Brief. Die Qual des Getrenntseins vom großen Zeitgeschehen bildet auch den Grundton der vorliegenden lyrischen Sammlung, die Gedichte aus der Zeit des ersten Kriegsjahres bis zum Mai 1915 enthält. Selten aber erhebt sich der Dichter zum großen packenden Gestalten. Dahin rechne ich (S. 15):

Vier deutsche Handelsschiffe liegen rauchlos dort,
Die Strömung dreht sie stets am gleichen Ort.
Sie sind verankert, haben Weile, warten ab,
Bis sich gefüllt das Riesenmassengrab
Fern in der Heimat, das der Krieg gegraben,
Und sich die Raben sattgefressen haben.

Dagegen sind seine Verse der Niederschlag der Stimmung derer fern vom Schlachtfeld, vor allem auch der Frauen:

Der Tag sagt morgens schon und winkt: »Komm, es ist spät,
Eil' dich, die Heimat und die Liebste flehen.«

Vergebens aber wird man nach jener Weltweite des Blickes suchen, die man bei dem Weltlyriker vielleicht vermutete. Nirgends steigen Zweifel auf, die von der großen seelischen Erschütterung künden, welche auch Durchschnittsnaturen vor dem großen Fragezeichen erfaßt, das der Krieg hinter alle Werte gesetzt hat. Darüber hilft Klagen über die Toten nicht hinweg. Es handelt sich um die Einordnung des Krieges in das Gesamtweltbild. Gedichte aber wie »Der Emden Nachruf«, »Sie waren ausgesandt, zu spähen«, »Im Acker lag er todeswund«, »Kinderernst« kann man formal wie inhaltlich nur als Sekundanerlyrik bezeichnen. So legt man schließlich auch dies Bändchen zu der großen lyrischen Masse, die in der Literaturgeschichte die Aufschrift tragen wird: »Gewogen, gewogen, zu leicht befunden.« F. K.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 24 | Ausgegeben am 10. März 1916 | 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Sozialdemokratische Steuerpolitik.

Von K. Kautsky.

1. Unsere Interessenpolitik.

In seiner Artikelserie über die Wohnungsfrage, die 1872 im »Volksstaat« erschien, zählte Engels Steuern und Staatsschulden zu den Dingen, »die die Bourgeoisie sehr, die Arbeiter aber nur sehr wenig interessieren«.

Das hat sich seitdem gewaltig geändert. Schon in den letzten Jahren vor dem Kriege gewannen die Steuerfragen großes praktisches Interesse für uns, wie die Parteitage von Leipzig (1909) und Jena (1913) beweisen. Die ökonomischen Wirkungen des Krieges werden dieses Interesse noch unendlich steigern. Die neuen Steuervorlagen sind nur bescheidene Anfänge. Das dicke Ende kommt hintennach.

Es ist in dieser Situation selbstverständlich, daß augenblicklich die Steuerfragen in unserer Partei lebhaft diskutiert werden. Nicht selbstverständlich jedoch ist es, daß wir uns dabei nicht nur über konkrete Detailfragen, sondern auch noch über allgemeine Grundsätze unserer Steuerpolitik zu verständigen haben.

Die Periode des Umlernens zwingt auch da wieder, das Abc ins Gedächtnis zu rufen.

Wenigstens darüber sollte man allerdings allgemeine Übereinstimmung unter uns voraussetzen, daß die Interessen, die wir in der Steuerfrage wie in jeder anderen zu vertreten haben, die dauernden Klasseninteressen des gesamten Proletariats sind. Diese Interessen fallen nicht immer zusammen mit den Augenblicks- und Sonderinteressen einzelner Arbeiterschichten, seien es nun die bestimmter Berufe oder bestimmter Gegenden oder Staaten. Wohl aber fallen sie zusammen mit den dauernden Interessen der Allgemeinheit, und dadurch eben wird die Arbeiterbewegung eine sozialistische Bewegung, wird sie zur Sache eines jeden, dem die gesellschaftliche Weiterentwicklung am Herzen liegt.

Die Interessen der Allgemeinheit wieder sind die der Konsumenten,[1] die ihrerseits die Entfaltung der Produktivkräfte erheischen. Diese Entfaltung haben wir aufs kräftigste zu fördern, jedoch nur durch Methoden, die nicht die Interessen der Konsumenten oder der Arbeiterschaft verletzen.

Dadurch unterscheidet sich die proletarische Ökonomie von der bürgerlichen, für die der Arbeiter ein bloßes Werkzeug der Produktion darstellt, nicht den Menschen, der die Produktion zu seinen Zwecken handhabt. Vom Standpunkt der bürgerlichen Ökonomie aus gesehen ist nicht der Konsum der Allgemeinheit, das heißt ihr möglichst großer Reichtum an Gebrauchsgütern

[1] Ausführlicher handelte ich darüber in dem Artikel »Konsumenten und Produzenten«, Neue Zeit, XXX, 1, S. 452 ff.

und Muße zu freier Betätigung, sondern der Profit der Kapitalisten der Zweck der Produktion.

Eine sozialdemokratische Steuerpolitik hat nicht dem Profit zu dienen, sondern die Interessen der Arbeiter, der Konsumenten, der Entwicklung der Produktivkräfte zu wahren.

2. Der Arbeitslohn als Steuerquelle.

Wenden wir uns nun zu den Quellen, aus denen Steuern geholt werden dürfen, ohne daß die eben dargelegten Interessen verletzt werden.

Im Grunde gibt es nur eine einzige Quelle, aus der jede Steuer zu schöpfen hat: das Gesamtprodukt des Produktionsprozesses im Staate. Bei manchen Zöllen kann es vorkommen, daß sie nicht vom inländischen Verbraucher, sondern vom ausländischen Exporteur getragen werden. Aber kein Land führt ausschließlich Waren ein. Fast jedes exportiert ungefähr ebensoviel, als es importiert. Und so wird es auch bei der Zahlung von Zöllen an das Ausland ungefähr ebensoviel verlieren, als es durch Bezahlung solcher von dem Ausland gewinnt. Wir können hier, wo es sich nicht um Detailfragen handelt, davon ruhig absehen, um so mehr, als die Bezahlung der Zölle durch das Inland die Regel und bei Schutzzöllen der Zweck der Maßregel ist. Sie werden gerade zu dem Zwecke eingeführt, die Preise im Inland steigen zu lassen. In den erhöhten Preisen zahlt das Inland nicht bloß den Zoll an den Staat für die importierten Waren, sondern außerdem auch noch eine Prämie an die Fabrikanten der gleichen Waren im Inland.

Also wir können ruhig sagen, daß es keine andere Steuerquelle gibt als das Gesamtprodukt im Staatswesen. Jede Steuer bildet einen Abzug davon. Etwas anderes als diese Produktenmasse ist nicht da, nur von ihr kann die Steuer genommen werden. In feudalen Zeiten nahm man allerdings nicht bloß Produkte als Abgaben, sondern erhob solche auch in der Form von Arbeitsleistungen. Aber in der kapitalistischen Produktionsweise nimmt jede Abgabe an den Staat die Geldform an. Das heißt, damit Steuern gezahlt werden können, müssen die Produkte nicht bloß produziert, sondern auch verkauft sein.

Die vorhandene Produktenmasse selbst zerfällt wieder in verschiedene Teile: zunächst Ersatz der verbrauchten Produktionsmittel, dann Konsumtionsmittel für die Arbeiterklasse (Arbeitslohn) und endlich Konsumtionsmittel für die Besitzenden und ihren Anhang sowie neue Produktionsmittel für die Erweiterung der Produktion. Die beiden letzten Kategorien bilden zusammen den Mehrwert.

Unentbehrlich für den Produktionsprozeß ist der Ersatz der verbrauchten Produktionsmittel. Eine Steuer, die so weit geht, diesen Ersatz zu beschränken, vermindert die Produktivkräfte des Staates, führt ihn dem Bankrott zu. Darüber ist alle Welt einig.

Das gleiche gilt aber auch von den Konsumtionsmitteln der arbeitenden Massen. Auch sie bilden unentbehrliche Produktivkräfte. Jede Einschränkung des Konsums, die die volle Erneuerung der Arbeitskraft hemmt, ist ebenso wirtschaftlich schädlich wie eine Verminderung der vorhandenen Produktionsmittel.

Für uns Sozialdemokraten ist indes nicht, wie für die bürgerliche Ökonomie, der Konsum der arbeitenden Klassen bloß ein Mittel, den Produk-

tionsprozeß in Gang zu halten, sondern der Produktionsprozeß das Mittel, den Konsum der Massen zu befriedigen und möglichst zu steigern — auf jene Höhe, die bei den gegebenen technischen Verhältnissen durch eigene Arbeit, ohne Ausbeutung anderer erreichbar ist. Eine Erhöhung der Lebenshaltung einzelner Arbeitsfähiger durch Ausbeutung anderer müssen wir natürlich ablehnen.

Die Sozialdemokratie will nicht bloß, daß die Arbeiter arbeitsfähig bleiben, sondern auch, daß ihr Leben für sie lebenswert ist. Nirgends überschreitet die proletarische Lebenshaltung das dazu erforderliche Minimum.

Vom Standpunkt des Konsumenten- wie des Produzenteninteresses aus muß die Sozialdemokratie demnach jede Besteuerung des Konsums der breiten Massen ablehnen. Wenigstens dann, wenn dieser Konsum durch die Steuer dauernd eingeschränkt wird. Das hängt freilich nicht von der Art der Steuer allein ab, sondern auch von ihrer Verwendung. Eine jede Betrachtung einer Steuer ist einseitig, die von ihrer Verwendung absieht.

Es ist klar, daß es nicht den Konsum einschränkt, wenn von den einzelnen Konsumenten jeder einen Teil seines Konsumtionsfonds abgibt, um einen großen, gemeinsamen Konsumtionsfonds zu schaffen, der allen in gleicher Weise nützt. Der Konsument kann dabei als solcher noch erheblich gewinnen. Leider kommt eine derartige wirklich gemeinnützige Anwendung von Steuern äußerst selten vor. Am ehesten noch in der Gemeinde, obwohl auch da der gemeinnützige Zweck oft nur ein Vorwand ist, den Sonderinteressen einer »bevorzugten Minderheit« zu dienen. Ein städtisches Theater scheint ein gemeinnütziges Unternehmen zu sein. Aber es verliert diesen Charakter, wenn es eine Ursache wird, durch neue Steuern den Konsum von Leuten einzuschränken, die so arm sind, daß sie nie daran denken können, ein Theater zu besuchen.

Die Steuern des Staates werden vollends heutzutage fast nie dazu verwendet, den Konsum durch Einrichtungen zu fördern, die an Stelle des individuellen Konsums Einrichtungen höheren Massenkonsums setzen, der jedermann ohne weiteres zugänglich ist.

Nur für solche Zwecke könnte eine sozialistische Partei sich mit Konsumsteuern bis zu einem gewissen Grade abfinden, obwohl sie auch dann andere Steuern vorziehen muß. Für jeden anderen Zweck wirken Konsumsteuern, die die breiten Massen treffen, schädlich und sind entschieden abzulehnen.

Das gilt für alle Verbrauchssteuern auf Lebens- und Genußmittel der Masse, das gilt auch für ihre andauernde Verteuerung durch Zölle.

Eine vorübergehende Verteuerung des Konsums durch Zölle könnte dann gerechtfertigt werden, wenn es Erziehungszölle wären, die bewirkten, daß die Industrie wächst, ihre Produktivität steigt und so schließlich die Arbeiter als Konsumenten aus der vorübergehenden Verteuerung dauernden Gewinn ziehen. Das gilt nicht für die Agrarzölle, die nicht die Landwirtschaft fördern, sondern nur die Grundrente, das heißt den Bodenpreis erhöhen und dadurch schließlich zu einer neuen Belastung der Landwirtschaft werden. Agrarzölle wirken daher nie als Erziehungszölle, sie machen sich nie selbst überflüssig, sondern bilden eine Schraube ohne Ende, die sich selbst immer höher zu schrauben sucht. Ohne Vorteil für die Produktivkräfte des Landes bilden sie eine dauernde und wachsende Belastung sowohl des Konsums der breiten Massen wie der Produktivkraft der Industrie.

Aber in gleicher Weise wirken industrielle Zölle in einem Lande hoher industrieller Entwicklung. Es ist ein unlösbarer Widerspruch, wenn man uns einmal sagt, die deutsche Industrie bedürfe der Zölle, um sich zu behaupten, und dann wieder, sie sei den Industrien der anderen Staaten so weit überlegen, daß diese aus Neid und Furcht vor ihr den Krieg gegen uns führten.

Doch selbst in Staaten unentwickelter Industrie ist der Zoll nicht das rationellste Mittel, sie zu fördern. Höhere Schulbildung der Arbeiter, Ausbau der Verkehrsmittel, Verminderung des Steuerdrucks durch Vermeidung unproduktiver Ausgaben, Entwicklung der individuellen Energien durch politische Freiheit sind weit wirksamere Mittel, die Entwicklung der Industrie zu fördern, als Schutzzölle. Diese werden aber von den herrschenden Klassen lieber angewendet, weil die Lasten dafür auf die Schultern der arbeitenden Massen, der Konsumenten, der Allgemeinheit fallen und ihr Gewinn allein der bevorzugten Minderheit zukommt.

Den Verbrauchssteuern und Zöllen wird gewöhnlich die Einkommensteuer als die den Interessen der Allgemeinheit am besten entsprechende und dadurch »gerechteste« Steuer gegenübergehalten. Indes auch da muß ein Vorbehalt gemacht werden.

Eine Einkommensteuer, die die breite Masse zu zahlen hat, bedeutet ebenso wie die Verteuerung ihrer Lebens- und Genußmittel durch Verbrauchssteuern und Zölle eine Einschränkung ihres Konsums und damit auch in der Regel eine Verminderung ihrer Produktivkraft. Wir müssen daher verlangen, daß die kleinen Einkommen, die das Ausmaß des Arbeitslohns nicht überschreiten, steuerfrei bleiben. Das steuerfreie Minimum der Einkommensteuern in den deutschen Staaten ist viel zu niedrig angesetzt. Die englische Einkommensteuer bis zum Kriege entsprach unseren Anforderungen besser, da sie alle Einkommen unter 3200 Mark steuerfrei ließ.

Nun hat man eingewendet, der größte Teil auch der Einkommen über 3000 Mark bestehe aus Arbeitslohn, wenn auch nicht aus Wochenlöhnen, so doch aus Gehältern von Beamten, Einnahmen von Ärzten oder Advokaten aus dem Ertrag ihrer Arbeit. Und gerade diese Einkommen seien genau zu kontrollieren, die aus kapitalistischen Unternehmungen oder ländlichem Grundbesitz viel weniger. Eine jede Einkommensteuer treffe, auch bei hohem steuerfreiem Minimum, vornehmlich den Arbeitslohn. Die nicht aus eigener Arbeit stammenden Einkommen müßten in anderer Weise getroffen werden.

Das letztere wäre vollständig richtig, wenn man statt »in anderer Weise« sagte: »n o c h in anderer Weise«. Darüber später noch mehr.

Richtig ist auch, daß in den Einkommen über 3000 Mark noch ein gut Stück Arbeitslohn drin steckt. Dem wird dadurch Rechnung getragen, daß man die Steuer progressiv macht, die unteren Stufen nur gering besteuert. Je höher man kommt, desto weniger vom Einkommen wird Arbeitslohn, desto mehr wird Mehrwert sein.

Man darf aber auch nicht alles, was in der Form von Arbeitslohn auftritt, als solchen betrachten. In der Wirklichkeit liegen die Dinge nie so einfach und sind die Kategorien nie so streng gesondert wie in der Wissenschaft. Ohne diese Sonderung und Vereinfachung ist zwar keine wissenschaftliche Erkenntnis möglich, aber diese bietet nur den Weg zum Verständnis der Außenwelt, nicht ein getreues Abbild ihrer Mannigfaltigkeit.

In der Theorie sind zum Beispiel Arbeitslohn, Kapitalzins, Grundrente streng geschieden. Im Pachtzins finden wir aber in der Regel neben der Grundrente auch einen Kapitalzins für aufgewendetes Kapital und mitunter, bei kleinen Parzellen, die von armen Leuten bewirtschaftet werden, auch noch ein Stück Arbeitslohn enthalten.

Das Einkommen des Kleinbauern wieder stellt vornehmlich Arbeitslohn dar, den er sich selbst bezahlt. Daneben mitunter auch noch Kapitalzins und Grundrente.

So enthalten andererseits die hohen Gehälter etwa von Fabrik- und Bankdirektoren oder Ausnahmeeinnahmen berühmter Ärzte und Advokaten nicht bloß Arbeitslohn, sondern auch Anteile vom Mehrwert ihrer Klienten, Patienten, Aktionäre.

Als Arbeitslohn im Sinne der Marxschen Werttheorie haben wir eben nicht die Bezahlung der Arbeitsleistung zu betrachten, sondern den Wert der Arbeitskraft. Dieser Wert hängt ab von ihren Produktions- und Reproduktionskosten.

Darin steckt jedoch bei der Ware Arbeitskraft im Unterschied von den anderen Waren nicht bloß ein technisches, sondern auch ein moralisches und damit historisches Moment. Der Wert der Arbeitskraft hängt also ab von der historisch gewordenen Lebenshaltung der Arbeiterklasse. Diese Lebenshaltung ist nicht nur in verschiedenen Zeiten und Ländern, sondern auch innerhalb der Arbeiterklasse selbst für ihre verschiedenen Berufe verschieden. Die Verschiedenheit wird in letzter Linie abzuleiten sein von der Lebenshaltung der Klassen und Schichten, aus denen sich die betreffende Arbeiterschicht vornehmlich rekrutiert.

Die Bauernschaft ist ursprünglich die zahlreichste der arbeitenden Klassen. Sie liefert die große Masse der Durchschnittsarbeiter, der ungelernten Arbeiter der Städte. Die Lebenshaltung der kleinbäuerlichen Familie bestimmt deren Lohn. Höher stehen die Löhne industrieller Arbeiter, die einer Lehrzeit und größerer Handfertigkeit bedürfen, wie sie ehedem nur das städtische Handwerk lieferte, dessen Wohlhabenheit größer war als die des Bauern. Endlich die Intellektuellen rekrutieren sich zum großen Teil aus den höheren besitzenden Klassen, gelten als deren Gleiche, nehmen an ihrer Lebenshaltung teil. Dadurch ist in der Hauptsache ihr höherer Lohn zu erklären und nicht etwa durch die erhöhten Kosten ihrer Ausbildung, die oft zu ihrem Gehalt in keinem Verhältnis stehen.

Wie bei den anderen Waren ist auch bei der Ware Arbeitskraft ihr Wert nur der Ausgangspunkt der Bestimmung des ihr wirklich gezahlten Preises. Dessen Schwankungen auf dem Markte hängen hier wie dort von dem Verhältnis zwischen Nachfrage und Angebot ab. Doch macht sich auch dabei der moralische und historische Faktor geltend, der der Ware Arbeitskraft innewohnt, da sie der Mensch selbst ist. Die Arbeitslöhne sind konservativer, schwanken nicht so sehr wie die Warenpreise. Das geht freilich nicht so weit, daß sie sich auf die Dauer dem Verhältnis von Nachfrage und Angebot entziehen könnten.

Am meisten wird durch deren Wirkungen heute die Lage der Intellektuellen umgewälzt. Ihr Angebot wächst enorm, weit rascher als die Nachfrage nach ihnen, die Folge ist, daß die Lage der Durchschnittsarbeiter unter ihnen sich sehr verschlechtert. Sie haben längst aufgehört, eine privilegierte

Schicht zu bilden, und kommen dem industriellen Proletariat in den ihnen gezahlten Löhnen immer näher. Daß dabei ihre Lebensansprüche sich nach denen der besitzenden Klassen richten, macht ihren Niedergang nur um so schmerzlicher. Sie werden durch eine stark progressive Einkommensteuer mit hohem, steuerfreiem Minimum und geringen Steuersätzen in den untersten Stufen nur wenig getroffen.

Gleichzeitig wächst aber die Masse des Mehrwerts der besitzenden Klassen enorm und daher auch die Masse dessen, was sie für ihren Konsum ausgeben können. Damit kommen sie immer mehr in die Lage, einzelne außerordentliche Leistungen, die ihnen entweder sehr nützen oder auch bloß ihre Eitelkeit kitzeln, ihre Langeweile vertreiben, außerordentlich hoch zu bezahlen. Gleichzeitig steigen in demselben Maße die Lebensansprüche solcher Intellektueller, die die Besitzenden zu ihrem Nutzen oder ihrem Vergnügen auf die gleiche soziale Stufe mit sich selbst stellen.

So zerfallen die Intellektuellen in zwei Schichten, die sich immer weiter voneinander entfernen. Auf der einen Seite ein rasch zunehmendes Proletariat von Angestellten, Akademikern und Künstlern und auf der anderen eine kleine Schar von Sternen mit fürstlichen Einnahmen, besonders gesuchte Direktoren, Advokaten, Ärzte, Sänger, Maler, die gerade in der Mode sind usw. Deren Einnahmen bezeugen ebensowenig wie die fabelhaften Summen, die heute für alte Bilder anerkannter Meister gezahlt werden, den wachsenden Respekt der Bourgeoisie vor Kunst und Wissenschaft, sondern nur den kolossalen Umfang, den die von ihr jahraus jahrein eingeheimste Mehrwertmasse erreicht hat.

Nur durch eine Einkommensteuer sind diese außerordentlichen Einnahmen zu erreichen. Es wäre töricht, von ihrer Besteuerung deshalb abzusehen, weil sie als Bezahlung von Arbeitsleistungen auftreten. Der größte Teil davon ist nicht Bezahlung des Wertes der Arbeitskraft, sondern Anteil am Mehrwert. Wenn ein Tenor oder ein Bankdirektor mit 60 000 Mark Gehalt davon 20 000 als Steuer abzugeben hat, wird dadurch die Reproduktion seiner Arbeitskraft in keiner Weise gehemmt und auch sein Konsum nicht auf das Ausmaß der Dürftigkeit herabgedrückt. Es genügt, wenn der eigentliche Lohn von der Steuer nicht getroffen wird.

Der Konsum der Arbeiterklasse ist noch nirgends so hoch, daß er eine Einschränkung vertrüge. Zu den Steuern, die aus diesem Grunde abzulehnen sind, gehören neben den schon genannten auch Verkehrssteuern, die vom inländischen Produzenten oder Transporteur zu tragen sind. Daran ändert nichts die Tatsache, daß sie nicht vom Arbeiter direkt entrichtet werden.

Die Menge des Kapitals, über die ein Kapitalist unter gegebenen Umständen verfügt, ist eine gegebene Größe, die er nicht willkürlich vermehren kann. Wohl ist das Kapital elastisch, das heißt, dieselbe Menge Geld oder Produktionsmittel kann unter verschiedenen Umständen eine sehr verschiedene Wirkungskraft ausüben, aber unter bestimmten Umständen ist sie bestimmt.

Wird also vom Kapital eines Unternehmers ein größerer Betrag erheischt, um entweder höhere Preise des Rohmaterials oder höhere Geschäftsunkosten zu decken, so bleibt ihm weniger übrig, um Lohn zu zahlen. Mit anderen Worten, er wird, wenn er den Betrieb im alten Umfang fortführen will, den Arbeitslohn herabsetzen oder, wenn ihm das nicht gelingt, den Be-

trieb einschränken, also die Zahl der Arbeiter, die er beschäftigt, verringern. In beiden Fällen wird die Arbeiterschaft empfindlich geschädigt.

Allerdings wird er auch trachten, sich dadurch zu helfen, daß er den Preis seines Produktes erhöht. Das kann er aber schon nicht, wenn er für den Export arbeitet. Auf dem Weltmarkt ist ihm dann der Konkurrent aus einem anderen Staate überlegen, der eine geringere Steuer auf seine Rohmaterialien oder seine Verkehrsmittel zu zahlen hat.

Aber auch für den Absatz im Inland gewinnt jener auswärtige Konkurrent jetzt bessere Aussichten, wenn die vermehrte Belastung des inländischen Produzenten nicht durch den erhöhten Zoll ausgeglichen wird. Die dadurch herbeigeführte Verteuerung des Produktes trifft wieder die inländische Produktion, wenn jenes ein Produktionsmittel für sie bildet. Sie trifft die Arbeiterschaft, wenn es eines ihrer Lebens- oder Genußmittel ist.

Also nur dann bliebe die Verkehrssteuer unschädlich, wenn sie ausschließlich den persönlichen Konsum der nicht vom Arbeitslohn lebenden Minderheit verteuerte. Eine solche Verkehrssteuer dürfte es kaum geben.

3. Der Akkumulationsfonds als Steuerquelle.

Als einzige Steuerquelle bleibt uns der Mehrwert übrig, das heißt jene Summe der im Jahre neu geschaffenen Werte, die nicht dazu verwendet wird, die vorhandenen Arbeitskräfte zu erhalten und fortzupflanzen.

Die Summe des Mehrwerts selbst zerfällt wieder in zwei große Summen: die eine, die von den Aneignern des Mehrwerts und ihrem Anhang konsumiert wird, der Konsumtionsfonds der Kapitalisten und Grundbesitzer. Und dann die Summe, die sie zurücklegen, um ihre oder andere Betriebe zu vergrößern, der Akkumulationsfonds.

Die Aktienform macht es sehr leicht, zurückgelegtes Geld in einem anderen als dem eigenen Betrieb anzulegen. Nichts irriger als jene Auffassung verschiedener Theoretiker der Akkumulation, als müßte jeder Kapitalist sein neu akkumuliertes Kapital in derselben Weise anwenden wie sein schon früher angelegtes Kapital, als müßte der Fabrikant von Produktionsmitteln seinen ganzen Akkumulationsfonds zur Vergrößerung der Fabrikation von Produktionsmitteln anwenden, auch wenn ein größeres Bedürfnis nach vermehrten Konsumtions- statt Produktionsmitteln vorhanden ist. Oder als könnte akkumulierte Grundrente nicht in der Industrie, sondern nur zum Erwerb neuen Bodens angewendet werden. Das ist natürlich nicht der Fall.

Die Verteilung des Akkumulationsfonds unter die verschiedenen Produktionszweige ist nicht von vornherein gegeben. Für Steuerzwecke müssen wir ihn deshalb als einheitliche Masse behandeln.

Dagegen ist der Akkumulationsfonds wohl auseinanderzuhalten vom Konsumtionsfonds. Merkwürdigerweise hat das einmal ein Denker wie Engels übersehen. Weniger merkwürdig ist es, daß Cunow sich gerade auf dieses Übersehen beruft, um für seine eigene Steuertheorie einen klassischen Zeugen zu haben. Er macht nämlich Propaganda für indirekte Steuern oder, wie er es nennt, er tritt für die »Steuermöglichkeiten« gegen die »Steuerdogmatik« auf.[2]

[2] Der vorliegende Artikel war schon im Satz, als der Redaktion ein Artikel Bernsteins zuging, der sich ebenfalls mit der Berufung Cunows auf Engels be-

In einem Leitartikel des »Vorwärts« vom 24. Februar beruft er sich dafür auf die »Zustimmung verschiedener unserer Theoretiker«.

Da ist zunächst Friedrich Engels. Als im Jahre 1894 die französischen Sozialisten sogenannter marxistischer Richtung sich ein neues Agrarprogramm gaben, nahmen sie darin folgende Steuerforderung auf: Ersatz der bestehenden indirekten und direkten Steuern durch eine einzige progressive Steuer auf alle Einkommen von mehr als 3000 Franken. Gegen diese Programmforderung wandte sich damals Engels in der Neuen Zeit (XIII, 1, S. 299) in sehr energischer Weise, indem er erklärte, diese und ähnliche Forderungen, die sich seit Jahren in fast jedem sozialistischen Programm befänden, bewiesen nur, wie wenig man sich in jenen sozialistischen Parteien noch der Tragweite solcher Forderungen bewußt sei. Unter Exemplifizierung auf das englische Staatsbudget wies Engels nach, daß eine Deckung der Staatsausgaben allein durch direkte Steuern fast »ein Drittel der gesamten Akkumulation Englands« aufzehren würde. Deshalb, so folgert er, kann keine Regierung so etwas unternehmen, außer einer sozialistischen.

Hat das alles Engels wirklich gesagt? Hat er sich »in sehr energischer Weise« gegen die Programmforderung einer einzigen Einkommensteuer gewendet und erklärt, daß diejenigen Sozialisten, die jene Forderung aufstellten, sich ihrer Tragweite nicht bewußt seien? Nichts von alledem.

Engels schreibt in dem zitierten Artikel über den in Rede stehenden Programmpunkt:

Eine ähnliche Forderung findet sich seit Jahren in fast jedem sozialdemokratischen Programm. Daß sie aber speziell im Interesse der Kleinbauern aufgestellt wird, ist neu und beweist nur, wie wenig man ihre Tragweite bemessen hat.

Also es fällt Engels nicht ein und schon gar nicht in »energischer Weise«, gegen die Forderung selbst aufzutreten. Er wendet sich bloß dagegen, daß man vermeint, durch sie die Kleinbauern zu gewinnen. Hätte er sich gegen die Forderung selbst gewendet, dann wäre er in Konflikt gekommen mit niemand anderem als Karl Marx.

Dieser schrieb bekanntlich eine äußerst scharfe Kritik des Gothaer Vereinigungsprogramms. Keine seiner Schwächen fand Gnade vor ihm. Das Programm verlangte »als wirtschaftliche Grundlage des Staates eine einzige progressive Einkommensteuer«.

Dazu bemerkte Marx:

Die Steuern sind die wirtschaftliche Grundlage der Regierungsmaschinerie und von sonst nichts. In dem in der Schweiz existierenden Zukunftsstaat ist diese Forderung (der einzigen progressiven Einkommensteuer) ziemlich erfüllt. Einkommensteuer setzt die verschiedenen Einkommensquellen der verschiedenen gesellschaftlichen Klassen voraus, also die kapitalistische Gesellschaft. Es ist also nichts Auffälliges, daß die Financial Reformers von Liverpool — Bourgeois mit Gladstones Bruder an der Spitze — dieselbe Forderung stellen wie das Programm. (Neue Zeit, IX, 1, S. 574.)

Marx bemerkte also zur einzigen, progressiven Einkommensteuer nicht, daß sie ökonomisch unmöglich, sondern nur, daß sie nichts spezifisch Sozialistisches, vielmehr eine Forderung sei, die wir mit der radikalen Bourgeoisie

schäftigt. Bei aller Übereinstimmung im Ausgangspunkt und Endergebnis bildet der Bernsteinsche Artikel nicht eine Wiederholung des meinen, sondern eine Ergänzung. K. K.

gemein hätten. Das ist vollständig richtig, ebenso richtig aber die Ausführungen, die Engels den oben zitierten folgen läßt. Er weist darauf hin, daß die Einkommensteuer als einzige Steuer in einem modernen Großstaat eine solche Höhe der Belastung der Bourgeoisie bedeute, daß diese sie mit aller Macht ablehnen werde. Darum könnten nur die Sozialisten sie durchsetzen, bei denen werde das aber nur eine Übergangsmaßregel sein.

Von der ökonomischen Unmöglichkeit einer einzigen, progressiven Einkommensteuer sagt auch Engels nichts. Wohl aber begründet er den starken Widerstand der Bourgeoisie gegen diese Steuer durch den schon oben erwähnten Schnitzer, den Cunow getreu wiederholt. Engels sagt:

> Gesetzt, man lege in England alle 90 Millionen Pfund Sterling (des Staatsbudgets) den Einkommen von 120 Pfund Sterling gleich 3000 Franken und darüber in progressiver direkter Steuer auf. Die durchschnittliche jährliche Akkumulation, die jährliche Vermehrung des gesamten nationalen Reichtums betrug 1865 bis 1875 nach Giffen 240 Millionen Pfund Sterling. Sagen wir, sie sei jetzt gleich 300 Millionen jährlich; eine Steuerlast von 90 Millionen würde fast ein Drittel der gesamten Akkumulation verzehren.

Hier werden die Einkommen über 2400 Mark nicht bloß dem Mehrwert gleichgesetzt, sondern auch die Summe des Mehrwerts dem Akkumulationsfonds. Als ob Steuern nicht auch aus dem Konsumtionsfonds bezahlt werden könnten!

Das Nationaleinkommen Großbritanniens wurde von Chiozza Money 1904 auf 1 710 Millionen Pfund berechnet. Davon entfiel die eine Hälfte (880 Millionen) auf die Einkommen unter 160 Pfund und die andere (830 Millionen) auf die über 160 Pfund. Davon können wir 500 Millionen auf den Konsumtionsfonds rechnen. Er könnte um ein Viertel gekürzt werden, ohne daß die Akkumulation im geringsten eingeschränkt würde.

Aber auch dem Akkumulationsfonds braucht man nicht allzu zimperlich gegenüberzustehen. Einige Hinweise auf die Möglichkeit der Erschwerung der Akkumulation durch übergroßen Steuerdruck haben einige unserer Steuertheoretiker in den sonderbaren Drang hineingeängstigt, jede Steuer für besser zu halten als eine, die der Bourgeoisie unbequem würde. Denn eine solche könnte die Akkumulation gefährden. Engels' Versehen unterstützt sie dabei.

Wie haben wir unsere Steuerpolitik gegenüber der kapitalistischen Akkumulation einzurichten?

Das hängt in erster Linie ab von der Verwendung der Steuern, also von der gesamten Staatspolitik.

Die Interessen des Proletariats wie die der Allgemeinheit verlangen die rasche Erweiterung der Produktion und der Produktivkräfte. Nicht deshalb, weil dadurch von selbst die Gegensätze der kapitalistischen Produktion aufgehoben würden. Wohl aber, weil innerhalb dieser Produktionsweise die Lage des Proletariats und der Allgemeinheit bei rascher Entwicklung der Produktion immer noch die beste ist, dann aber auch, weil dadurch sowohl die materiellen wie die persönlichen Vorbedingungen für die Überwindung des Kapitals am schnellsten wachsen. Akkumulation des Kapitals heißt Vermehrung des Proletariats.

Aber die Person des Kapitalisten spielt dabei für uns keine Rolle. Wenn an seiner Stelle gesellschaftliche Einrichtungen den Prozeß der Akkumula-

tion übernehmen, zum Beispiel der Staat und die Gemeinden, so hängt es nur vom Charakter des Staates und der Gemeinden, dem Wahlrecht, dem Einfluß des Proletariats usw. ab, wie wir uns dazu stellen. In einem demokratischen Staat mit starkem Proletariat werden wir es für vorteilhafter halten, wenn Staat und Gemeinden akkumulieren, als Private. Werden dort die Steuern zu produktiven Zwecken verwendet, sozialpolitischen Maßregeln, Schulen, Verkehrsmitteln, Wasserbauten, Betrieb von Bergwerken, von landwirtschaftlichen Betrieben, Meliorationen und dergleichen, so braucht die Besteuerung, die zu diesen Zwecken erfolgt, durchaus nicht halt vor dem Akkumulationsfonds zu machen. Eine Besteuerung des Mehrwerts, die so weit geht, auch den Akkumulationsfonds zu ergreifen, kann ein wichtiges Mittel des Übergangs zur sozialistischen Gesellschaft werden.

Aber freilich, heute werden nicht zu solchen Zwecken Steuern von uns verlangt. Vom heutigen Staat wird die Entwicklung der Produktivkräfte nur nebenbei betrieben. Seine Hauptausgaben sind unproduktiver Natur.

Aber auch bei diesen bestehen Unterschiede.

Einen großen und stets wachsenden Teil der Staatsausgaben macht die Verzinsung der Staatsschulden aus. Und für die augenblicklichen Steuerzwecke kommt sie in erster Linie in Betracht. Ausführlicher über die ökonomische Wirkung der Staatsschulden habe ich schon im vorigen Jahrgang gehandelt (XXXIII, 2, S. 1 ff.). Nur kurz sei einiges dort Gesagte noch einmal wiederholt, weil immer wieder der Trugschluß auftaucht — der schon vor einem Jahrhundert von Ricardo aufgedeckt worden ist —, als bedeuteten bloß neue Steuern und nicht auch Anleihen eine sofortige Belastung der Gesellschaft (bei unproduktiver Verausgabung). Als bestehe der Unterschied zwischen beiden darin, daß die einen die Gegenwart, die andern dagegen, durch die Verzinsung, die Zukunft belasteten. Das gilt wohl für den Steuerzahler, aber nicht für die Gesellschaft. Wie die Steuer, so wird auch die Anleihe aus dem Vorrat genommen, den die Gesellschaft besitzt. Ob 10 Milliarden durch Steuer oder Anleihe aufgebracht werden, die Gesellschaft wird stets um diese 10 Milliarden ärmer, wenn diese unproduktiv verwendet werden. Für den Steuerzahler ist es allerdings ein Unterschied, ob er seinen Beitrag zu diesen 10 Milliarden oder bloß zu den 500 Millionen, die sie verzinsen, aufzubringen hat. Die Verarmung der Gesellschaft durch die Anleihe kommt ihm nicht zum Bewußtsein, er fühlt sie nicht, und darum stimmt er ihr leicht zu.

Ist der Steuerzahler ein Kapitalist, der bares Geld zur Verfügung hat, so hat er noch einen Vorteil dabei, wenn er dies Geld nicht zur Bezahlung der Steuer, sondern zur Zeichnung der Anleihe verwendet. Die Steuer, die er bezahlt, verschwindet für ihn auf Nimmerwiedersehen. Die Anleihe, die er zeichnet, bringt ihm Zinsen, bleibt sein Kapital.

Er zieht daher die Anleihe gern der Steuer vor. Für jene kann er sich begeistern, für diese nie.

Wie steht's nun mit der Steuer, die zur Zinszahlung dienen soll? Die Steuer wird an den Staat gezahlt, aber der behält sie nicht, sondern gibt sie an die Besitzer der Staatsschuldverschreibungen ab, die dann das Geld nach Belieben konsumieren oder akkumulieren können.

Die zur Verzinsung der Staatsschuld dienende Summe wird also nicht vom Staat, sondern von der Kapitalistenklasse verbraucht, und zwar von der

es eigenen Landes, wenn die Anleihe im Inland aufgebracht wurde. Nur iesen Fall haben wir hier im Auge. Wird nun diese Summe durch Besteuerung der Arbeiterklasse aufgebracht, so bedeutet sie eine vermehrte Ausbeutung der Arbeitskraft durch das Kapital. Wird sie dagegen von den Kapitalisten genommen, so bedeutet sie eine Geldverschiebung innerhalb der Kapitalistenklasse. Für diese Zwecke kann man den Mehrwert also beliebig hoch besteuern, auch den Akkumulationsfonds. Dieser wird gesellschaftlich dadurch nicht verringert, sondern nur für manche Kapitalisten eingeschränkt, für andere vergrößert. Das Ausmaß der gesellschaftlichen Akkumulation wird dadurch nicht beeinträchtigt.

Also die Furcht vor der Schädigung der Akkumulation durch zu starke Besteuerung der Kapitalisten — die jetzt so manchem »Marxisten« schlafbose Nächte zu bereiten scheint — ist völlig unbegründet dort, wo es sich um Verzinsung der Staatsschuld handelt. Für diesen Zweck vor allem ist jede andere Art der Besteuerung als die der Kapitalisten auf das entschiedenste und unter allen Umständen ablehnen.

4. Der Konsumtionsfonds der Kapitalisten als Steuerquelle.

Anders steht es mit der Deckung der Ausgaben für unproduktive Zwecke. Soll sie nicht das Wachstum der gesellschaftlichen Produktivkräfte hindern, dann gibt es nur einen Fonds, aus dem die Steuern dafür entnommen werden dürfen: den Konsumtionsfonds der Kapitalisten und Grundbesitzer. Der Verbrauch dieses Fonds ist auf jeden Fall ein unproduktiver. Vom politischen und sozialen Standpunkt aus ist die Art seiner Verwendung natürlich nicht gleichgültig, vom ökonomischen Standpunkt ist es jedoch ganz egal, wieviel davon die Kapitalistenklasse und wieviel der Staat unproduktiv verbraucht. Wenn schon einmal diese Summen nicht der Arbeiterklasse und nicht der Produktion zufließen, dann ist es ökonomisch ganz gleich, ob sie etwa zur Anschaffung von Equipagepferden oder Kavalleriepferden, von Luxusautomobilen oder Armeeautomobilen, von Villen oder Festungen dienen.

Dieser Fonds ist soviel wie möglich zur Besteuerung heranzuziehen. Er muß die vornehmste Steuerquelle bilden auch dort, wo die Steuern produktiv oder zur Hebung der Lebenslage der Massen angewandt werden, er hat als einzige Steuerquelle für die unproduktiven Zwecke des Staates zu dienen.

Cunow fragt freilich in seiner ängstlichen Besorgnis um den Kapitalprofit, was dann aus den Arbeitern werden solle, da doch »die Abnahme des Konsums solcher Luxusartikel natürlich eine Einschränkung der Produktion und damit eine Brachlegung der bisher in ihr beschäftigten Arbeitskräfte zur Folge hat«. Da kommen wir wieder zu der alten Kinderfibelweisheit, daß ohne den Luxus der Reichen die Armen nichts zu essen hätten.

Sicher ist eine Ausdehnung der Produktion nicht möglich ohne entsprechende Ausdehnung des Konsums. Aber der steigende Luxus der Reichen ist doch nicht die einzig mögliche Form der Zunahme des Konsums. Wenn die Steuern den Konsum der Reichen verschonen, fallen sie auf die Arbeiter und schränken deren Konsum ein. Ist der weniger wichtig, als der der Reichen? Andererseits werden aber die unproduktiv verwendeten Steuern ebenso konsumiert wie der Konsumtionsfonds der Wohlhabenden, nur in

anderer Form, also unter entsprechender Umschaltung der Produktion. Die Gesamtnachfrage nach Produkten verringert sich demnach dadurch nicht, daß die Steuern auf die Besitzenden statt auf die Besitzlosen gelegt werden.

Wie aber nun den Konsumtionsfonds, der aus dem Mehrwert gespeist wird, fassen? Als das nächstliegende Mittel dazu erscheint die Besteuerung der Luxusmittel der Reichen. Die Erfahrungen mit Luxussteuern sind jedoch keine befriedigenden. Sie bringen sehr wenig ein. Der Luxus der Reichen äußert sich ja nicht im massenhaften Konsum einiger weniger Artikel, sondern im Konsum einer unendlichen Fülle der verschiedensten Artikel sowie der mannigfachsten persönlichen Dienste. Die Einhebung der Steuern sowie die Kontrolle erheischen unter diesen Umständen meist einen sehr umständlichen Apparat, der nicht im Verhältnis zum Ertrag steht. Luxussteuern bringen nichts ein. Für die Deckung großer Staatsbedürfnisse reichen sie nicht aus.

Freilich gibt es Steuerpolitiker, die die Besteuerung der Genußmittel der großen Masse auch unter die Luxussteuern rechnen. Und da verändert sich das Bild. Solche Steuern zum Beispiel auf Tabak oder Alkohol können große Summen einbringen und sind das Lieblingsmittel bürgerlicher Steuerpolitik. Denn, sagt man, sie belasten die große Masse nicht, verteuern nicht ihre notwendigen Lebensmittel, sondern nur entbehrliche, ja vielfach schädliche Genußmittel. Die proletarische Steuerpolitik verlangt, der Mehrwert und namentlich der Konsumtionsfonds der für die Produktion überflüssigen Klassen solle die Quelle sein, aus der die Steuer geschöpft wird; dagegen setzt ein Teil, und zwar der praktisch entscheidende, der bürgerlichen Steuerpolitiker an Stelle der Besteuerung des Konsums der überflüssigen Klassen die Besteuerung des überflüssigen Konsums der Massen.

Aber kann man bei diesen von einem Überfluß, einem Luxus reden? Gewiß gibt auch der ärmste Proletarier heute Geld für Dinge aus, die für die Ersetzung seiner Körperkraft im physiologischen Sinne nicht notwendig sind, auch er hat in dieser Weise einen überflüssigen Konsum. Zu diesem Überflüssigen gehört dann alles, was den Menschen über das Tier erhebt, also die sogenannten Kulturgüter. Wer diese als überflüssigen Luxus für den Arbeiter betrachtet, rechnet mit ihm als bloßem Arbeitstier, das nicht für sich produziert, nicht als Mitglied einer Kulturgesellschaft, sondern bloß für andere als Rädchen eines Produktionsmechanismus.

Merkwürdig, daß gerade Sozialisten, die den Kampf für den Sozialismus lieber als Kulturkampf wie als Klassenkampf ansehen, gegen die Besteuerung der proletarischen Genußmittel nichts einzuwenden haben.

Nun soll es sich freilich nur um Genußmittel handeln, die keine Kulturmittel sind. Es sind aber jedenfalls Genußmittel, die die Kulturentwicklung den breiten Massen zum Bedürfnis gemacht hat. Sicher ist zu wünschen, daß sie durch höhere Genüsse, höhere Bedürfnisse zurückgedrängt werden. Aber das geschieht nicht auf dem Wege der Besteuerung. Diese wirkt dabei vielmehr hemmend.

Wenn Alkohol und Tabak für den Konsum der Massen im Verhältnis zu ihrem Einkommen eine größere Rolle spielen als bei den wohlhabenden Schichten, so liegt das im wesentlichen am Mangel an Geld und Zeit. Der Genuß der Kunst, der Wissenschaft, der Natur erfordert Mittel und Muße und oft auch Anstalten, die dem Arbeiter nicht zu Gebote stehen. Man ver-

ürze seine Arbeitszeit, erhöhe seinen Lohn, schaffe ihm bessere Wohnungen, eranstalte künstlerische oder wissenschaftliche Darbietungen sowie Naturanderungen für ihn, und man wird das Verlangen nach billigen Augenlicksgenüssen, die am schnellsten über das Elendsempfinden hinweghelfen, ihm zurückdrängen. Die organisierte Arbeiterschaft ist allenthalben schon nge in diesem Sinne erfolgreich tätig.

Die Verteuerung jener Augenblicksgenüsse verschlimmert dagegen das bel. Sie vermindert nicht das Bedürfnis nach ihnen, sondern verstärkt oß jene ihrer bösen Wirkungen, die aus der Armut des Konsumenten entringen, den Wohlhabenden nicht treffen, der gleichen Genuß sucht.

Diese Wirkungen sind doppelter Art. Das unzureichende Einkommen s Arbeiters erlaubt ihm nicht, die Genußmittel in guten Qualitäten zu ererben. Er muß sich oft mit Verschärfungen, Verfälschungen oder Surroten begnügen, die die physiologisch schädlichen Wirkungen des Genusses erhöhtem Maße nach sich ziehen. Eine Verteuerung des Genußmittels uß natürlich das Ausmaß dieser Schädlichkeiten noch vermehren.

Noch schlimmer ist die andere Wirkung der Genußmittel, die bloß den rmen, nicht den Wohlhabenden trifft. Dieser bezahlt sie aus seinem Überuß. Ihre Verteuerung bewirkt nicht, daß er weniger oder schlechtere notendige Lebensmittel konsumiert. Der Proletarier dagegen hat keinen Überuß. Er knapst sich seine Genußmittel vom Notwendigsten ab, oft von der ahrung, öfter von der Kleidung, fast stets von der Wohnung. Und je unreichender wieder seine Wohnung, Kleidung, Nahrung, desto größer sein edürfnis nach den Augenblicksgenüssen. Deren Verteuerung bedeutet nicht erminderung ihres Konsums, sondern vermehrtes Sparen am Notwendigen. So wird die Besteuerung der »überflüssigen« Genußmittel tatsächlich einer Einschränkung des Konsums der notwendigen Lebensmittel.

Und das wissen die Steuerpolitiker und damit rechnen sie. Denn sie hren ja die Steuern auf die Genußmittel der Masse doch zu dem Zwecke n, um Hunderte von Millionen neuer Einnahmen aus ihr herauszuziehen, so das Arbeitereinkommen um diese Hunderte von Millionen zu vergern. Würden sie erwarten, daß die neue Steuer den Konsum des »entehrlichen« Genußmittels so sehr einschränkt, daß der proletarische Haushalt runter nicht leidet — woher sollten dann die neuen Hunderte von Milnen herkommen? Sie können nur daher rühren, daß der Arbeiter bei eichbleibendem Lohn entsprechend mehr für jene Genußmittel und entrechend weniger für notwendige Lebensmittel oder auch für andere, höhere enußmittel, zum Beispiel Bücher, verausgabt. Nur unter dieser Voraußung haben Steuern auf Tabak, Branntwein, Bier einen fiskalischen weck.

Die Verteuerung und Besteuerung des »Luxus« der Massen ist also enso verwerflich wie die ihrer notwendigen Lebensmittel.

Bringt aber die Besteuerung des wirklichen Luxus, des Luxus der Wohlhabenden nichts ein, dann muß man trachten, ihren Konsumtionsnds statt auf direktem Wege auf indirektem zu packen, durch Besteuerung r höheren Einkommen.

Nun kann man sicher gegen die Einkommensteuer einwenden, daß sie cht bloß den Konsumtionsfonds treffen kann, sondern auch den Akkumulaonsfonds. Diese beiden treten ja in der Praxis nicht als gesonderte Fonds

auf. Was zutage tritt, ist das Einkommen, die Revenue des Kapitalisten. Es steht bei ihm, wieviel er davon konsumieren, wieviel er akkumulieren will, also auch, ob er durch die Steuer sich eher veranlaßt sieht, seinen Konsum oder sein »Sparen« zu verringern. Man darf wohl annehmen, daß durch eine Einkommensteuer sowohl der Konsum wie die Akkumulation einzelner Kapitalisten vermindert wird. Aber dafür dient auch ein großer Teil der Staatsausgaben der Verzinsung der Staatsschuld, für die ruhig der Akkumulationsfonds in Anspruch genommen werden darf.

Auf der anderen Seite steht es doch nicht ganz im Belieben des Kapitalisten, ob er akkumulieren will oder nicht. Formell ist er freilich frei, materiell aber der Knecht der ökonomischen Bedingungen, die ein gewisses Ausmaß von Akkumulation erzwingen.

Die Möglichkeit, den Konsumtionsfonds einzuschränken, um zu akkumulieren, ist jedoch nicht für jede Mehrwertmasse die gleiche. Je geringer diese Masse in den Händen des einzelnen Kapitalisten, desto mehr nähert sie sich seinem Existenzminimum des »standesgemäßen« Auftretens, unter das er aus sozialen Rücksichten nicht freiwillig geht. Je mehr sich die Mehrwertmasse über dieses Niveau erhebt, desto mehr davon wird völlig überflüssig für sein Wohlleben, muß, wenn sie nicht akkumuliert werden soll, sinnlos verschwendet werden. Bei dieser Alternative erweist sich bei kapitalistischer Produktion jedoch der Akkumulationszwang in der Regel stärker als die Verschwendungslust. Zu den Rücksichten geschäftlicher Konkurrenz, die ein gewisses Maß von Akkumulation bedingen, gesellt sich noch ein anderes Moment.

Der Trieb nach Ausdehnung des Reichtums ist in einer Gesellschaft, die auf Klassengegensätzen ruht, maßlos. Das wird bewirkt nicht nur durch das Bedürfnis nach Wohlleben, das hat seine Grenzen, sondern vor allem durch das Bedürfnis nach Macht, nach Verfügung über die Kräfte anderer, die man kauft. Diese Macht wächst mit dem Reichtum. In vorkapitalistischen Zeiten verstand man das Akkumulieren noch nicht recht. Das hauptsächliche Mittel, großen Reichtum zu erraffen, bildete kriegerische Gewalt. Die hauptsächliche Methode, durch den Reichtum Macht zu üben, Menschen sich untertan zu machen, war eine großartige Verschwendung, das Halten einer Masse von Dienern und Gefolgsleuten und fürstliche Freigebigkeit. Eine feudale Klasse, die nicht im Kriege immer wieder neuen Reichtum gewinnt, verarmt rasch.

Die kapitalistische Produktionsweise hat an ihrer Schwelle noch die feudalen Methoden der Gewinnung von Reichtum, aber für die Kapitalistenklasse wird der so gewaltsam gewonnene Reichtum nicht ein Mittel der Verschwendung, sondern kapitalistischer Ausbeutung. An Stelle von Dienern und Gefolgsleuten setzt sie industrielle Lohnarbeiter. Für sie werden die feudalen Methoden der Reichtumsgewinnung daher zur »ursprünglichen Akkumulation«, zum Ausgangspunkt einer neuen Form von Gewinnung und Vermehrung von Reichtum, der kapitalistischen Akkumulation. Die hauptsächlichste Methode der Entfaltung von Macht wird jetzt nicht die Verschwendung, sondern die Akkumulation. Eher schränkt der normale Kapitalist jene als diese ein.

Unter diesen Umständen hängt es sehr von der Größe des kapitalistischen Einkommens ab, wie eine Steuer darauf wirkt. Nehmen wir zwei derartige

Einkommen, eines von 10 000 und eines von 100 000 Mark. Beide konsumieren und akkumulieren in gleichem Verhältnis von 7 : 3. Nun komme eine Einkommensteuer von 30 Prozent. Sie sei so groß wie der Betrag der bisheringen Akkumulation. Der kleine Kapitalist konsumierte bisher 7000 Mark im Jahre und akkumulierte 3000. Jetzt muß er eine Einkommensteuer von 3000 Mark zahlen. Wollte er nach wie vor im gleichen Maße akkumulieren, müßte er seinen Jahreskonsum von 7000 auf 4000 Mark einschränken. Das wird ihm sehr schwer fallen, bei zahlreicher Familie ohne soziales Herunterkommen gar nicht möglich sein. Anders steht es mit dem Einkommen von 100 000 Mark. Der große Kapitalist kann, auch wenn er 30 000 Mark Steuer zu zahlen hat, 30 000 Mark akkumulieren, ohne zu darben. Es bleiben ihm für seinen Konsum noch 40 000 Mark übrig.

Die Akkumulation wird also um so weniger gefährdet, je progressiver die Steuer ist, je geringer ihre Belastung der kleineren Einkommen, je stärker die der großen.

Gelänge es bei der Steuerbemessung, alle Einkommen genau zu erfassen, dann wäre die progressive Einkommensteuer eine ideale Steuer — soweit eine Steuer überhaupt ideal sein kann. Aber die Einkommen stets einwandfrei festzustellen, ist kaum möglich. Darin besteht der einzige nennenswerte Einwand gegen die progressive Einkommensteuer als einzige Steuer. Es besagt nicht, daß sie nichts taugt, sondern nur, daß sie unvollständig ist ohne eine Reihe von Hilfssteuern.

Am leichtesten zu erfassen sind die Einkommen aus dem Arbeitslohn oder Gehalt. Viel schwerer die aus dem Vermögen. Die Einkommensteuer als einzige Steuer bringt daher die Wahrscheinlichkeit mit sich, daß die Einkommen aus der eigenen Arbeitsleistung stärker herangezogen werden als die aus der Ausbeutung fremder Arbeit. Um dies zu verhindern, fordert unsere Partei Besitzsteuern, eine progressive Vermögens- und Erbschaftssteuer.

Am schwersten zu fassen ist das Einkommen aus Landwirtschaft und Grundbesitz, dort, wo es nicht in Pacht- oder Mietzinsen besteht, wo der Grundbesitzer seinen eigenen Besitz bewirtschaftet. Die Feststellung seiner Produktionskosten hängt sehr von seinem Gutdünken ab. Sie sind schon deshalb schwer zu berechnen, weil die Naturalwirtschaft in der Landwirtschaft noch stark entwickelt ist, Betrieb und Haushalt nicht getrennt sind, ein Teil seiner Roh- und Hilfsstoffe im Betrieb selbst produziert, ein Teil seiner Produkte im Betrieb oder in dem damit verbundenen Haushalt selbst konsumiert wird. Die Einkommen aus der Landwirtschaft werden daher in der Regel zu niedrig angegeben werden. Da kann eine Grundsteuer abhelfen, nämlich dort, wo man sie nicht abzuwälzen vermag, das heißt dort, wo der Weltmarkt den Preis der Bodenprodukte bestimmt.

Man darf nicht glauben, in diesem Falle könnte der Landwirt sich damit helfen, daß er von der Körnerproduktion zur Fleischproduktion übergeht, die der auswärtigen Konkurrenz weniger unterliegt. Die Grundrente und der Preis der landwirtschaftlichen Produkte eines Landes hängt ab vom Preis der entscheidenden Brotfrucht, bei uns Weizen und Roggen.

Nehmen wir an, eine Grundsteuer wird eingeführt. Der Landwirt sei nicht in der Lage, die Weizen- oder Roggenpreise entsprechend zu erhöhen. Sie hängen vom Weltmarkt ab. Wohl aber kann er die Viehpreise steigern. Um die Grundsteuer auf die Konsumenten abzuwälzen, reduziert er also

den Anbau von Brotfrüchten, produziert mehr Futtermittel und Vieh. Was wird die Folge sein?

Der Bedarf an Brotfrüchten bleibt der gleiche, um ihn zu decken, werden jetzt aus dem Ausland größere Mengen eingeführt. Die Konsumenten geben nach wie vor die gleiche Geldsumme für Mehl und Brot aus. Es bleibt ihnen die gleiche Geldsumme für Fleisch übrig. Dessen Preis steigt, sein Konsum sinkt also, indes gleichzeitig das Angebot von Fleisch wächst. Es ist klar, daß diese Methode, die Grundsteuer auf die Konsumenten abzuwälzen, bald ein Ende nehmen und das ursprüngliche Verhältnis zwischen Brot- und Fleischproduktion wiederhergestellt werden muß. Die Vermehrung der Fleischproduktion ist nicht der Weg, die Fleischpreise dauernd hochzuhalten.

Endlich ist in diesem Zusammenhang noch die Besteuerung des Wertzuwachses zu nennen.

Wo diese Steuern systematisch entwickelt sind, wird es ihnen wohl gelingen, aus dem Konsumtionsfonds der Besitzenden so viel herauszuholen, als für Staatszwecke herauszuholen ist. Soweit die Sozialdemokratie überhaupt Steuern bewilligt, was wieder ein Kapitel für sich ist, hat sie ihre Anstrengungen dahin zu richten, daß die Steuern den hier vorgeführten Arten der Besteuerung des Mehrwerts entnommen und alle anderen Arten von Steuern abgelehnt werden. (Schluß folgt.)

Die Sorge für die Kapitalanhäufung.

Von **Ed. Bernstein.**

Die Steuerfrage ist wieder brennend geworden und mit ihr die Frage der Steuerquellen. Grundsätzlich aufgefaßt, kann sie in bezug auf die Art der Steuern so formuliert werden, daß festzustellen ist, ein wie großer Betrag des neuen Steuerbedarfs aus Steuern auf Besitz, Einkommen und Vermögenszuwachs gedeckt werden kann, ohne die Volkswirtschaft und ihre Entwicklung zu schädigen. Denn daß mit dem einen Vorbehalt die genannten Steuern zuerst in Frage kommen, ehe an die Besteuerung von Verbrauch und Verkehr herangetreten werden darf, braucht unter Sozialdemokraten wie überhaupt unter Volkswirten, die nicht Gefangene irgendwelcher Besitzinteressen sind, nicht erst nachgewiesen zu werden. Eine Schädigung der Volkswirtschaft würde aber als gegeben zu erachten sein, wenn jene ersteren Steuern so hoch sind, daß sie die Vermehrung oder gar die einfache Wiederherstellung des der Volkswirtschaft für die Produktion und den sonstigen Wirtschaftsbetrieb erforderten Kapitals ins Stocken bringen. Das gibt auch die sozialdemokratische Wirtschaftslehre zu.

Unter den gesellschaftlichen Verhältnissen der Gegenwart ist es nicht ganz leicht, dieses volkswirtschaftliche Bedürfnis genauer zu bestimmen. Es gibt dafür keine für alle Zeit gültige feste Formel. Eine ganze Reihe hierbei in Betracht kommender Faktoren, wie zum Beispiel die Formen der Kapitalsaufbringung, die Rolle des fiktiven Kapitals, das Verhältnis der verschiedenen Arten der Verwendung des Kapitals zueinander usw., stellen sich in gar nicht sehr weit auseinanderliegenden Zeitperioden und von Land zu Land sehr verschieden. Was in einem kapitalarmen und in der Organisation der Wirtschaft wenig entwickelten Lande in bezug auf Besteuerung der Einkommen und Vermögen nicht möglich ist, ohne dem Fortschritt der Produk-

tion ernsthaft Abbruch zu tun, kann in einem kapitalreichen, wirtschaftlich hochentwickelten Lande ohne jeden Nachteil für die Volkswirtschaft durchführbar sein. Es ist dieser Umstand um so mehr im Auge zu behalten, als infolge des Einflusses der Parteigänger der Kapitalistenklasse auf die Denkweise der bürgerlichen Ökonomen in den Kreisen der Steuertheoretiker die Tendenz überwiegt, die Notwendigkeiten der Kapitalschonung sehr zu überschätzen.

In einem Artikel »Steuerdogmatik und Steuermöglichkeiten«, den er im »Vorwärts« vom 24. und 25. Februar veröffentlicht hat und worin er darzutun sucht, daß im Angesicht der gewaltigen Steigerung der Ansprüche an den Reichsfiskus, der wir entgegensehen, es unmöglich sein wird, ohne Einnahmen aus neuen Monopolen und indirekten Steuern auszukommen, beruft sich Heinrich Cunow unter anderem auf Friedrich Engels, der seinerzeit in einem Aufsatz in der Neuen Zeit gegen die Forderung im Agrarprogramm der französischen Sozialdemokratie »Ersatz der bestehenden indirekten und direkten Steuern durch eine einzige progressive Steuer auf alle Einkommen von mehr als 3000 Franken« ausgeführt habe, keine Regierung außer einer sozialistischen könne so etwas unternehmen, und am Beispiel des englischen Staatsbudgets nachgewiesen habe, »daß eine Deckung der Staatsausgaben allein durch direkte Steuern fast ein Drittel der gesamten Akkumulation Englands aufzehren würde«. Die Behauptung ist soweit richtig, Engels hat sich in dem angeführten Artikel so ausgedrückt. Aber als vorsichtiger Mann zitiert Cunow nur die Engelsschen Schlußfolgerungen. Hätte er auch die Engelsschen Zahlen vorgeführt, so würde der einigermaßen über die Entwicklung der englischen Staatsfinanz unterrichtete Leser ohne weiteres aus ihnen ersehen haben, daß wie der alte Vater Homer zuweilen schlafen, so auch unser großer Vorkämpfer Engels gelegentlich irren konnte. Die Sache ist interessant genug, etwas bei ihr zu verweilen. Engels schreibt:

Nehmen wir England. Dort beträgt das Staatsbudget 90 Millionen Pfund Sterling. Davon werden aufgebracht durch die Einkommensteuer 13½ bis 14 Millionen, die übrigen 76 Millionen zum kleineren Teil durch Besteuerung von Geschäften (Post, Telegraphen, Stempel), zum weitaus größten Teil aber durch Auflagen auf die Massenkonsumtion, durch stets wiederholtes Abzwacken, in kleinen, unmerklichen, aber sich zu vielen Millionen auffummierenden Beträgen, vom Einkommen aller Einwohner, vornehmlich aber der Ärmeren. Und es ist in der heutigen Gesellschaft kaum möglich, die Staatsausgaben auf andere Weise zu decken. Gesetzt, man legte in England alle 90 Millionen den Einkommen von 120 Pfund Sterling gleich 3000 Franken und darüber in progressiver direkter Steuer auf. Die durchschnittliche jährliche Akkumulation, die jährliche Vermehrung des gesamten nationalen Reichtums, betrug 1865 bis 1875 nach Giffen 240 Millionen Pfund Sterling. Sagen wir, sie sei jetzt gleich 300 Millionen jährlich; eine Steuerlast von 90 Millionen würde fast ein Drittel der gesamten Akkumulation verzehren. Mit anderen Worten, keine Regierung kann so etwas unternehmen, außer eine sozialistische; wenn die Sozialisten am Ruder sind, werden sie Dinge durchzuführen haben, bei denen jene Steuerreform nur als eine momentane, ganz unbedeutende Abschlagszahlung figuriert und wobei den Kleinbauern ganz andere Perspektiven eröffnet werden.

Das war im Jahre 1894 geschrieben. In diesem Jahre führte die damalige liberale Regierung Englands die Steuer auf Erbschaften ein, die eine Besteuerung der Vermögen ist, sowie eine mäßige Reform der Einkommen-

steuer, der später durchgreifende Erhöhungen dieser letzteren gefolgt sind. Vergleicht man die Zahlen des englischen Staatshaushalts, die Engels vorlagen (das Jahr 1890), mit den Zahlen des Staatshaushalts an der Jahrhundertwende, des Jahres 1912/13 und des Entwurfs für den Haushalt des Jahres 1913/14, das letzte Budget vor Ausbruch des Krieges, zeigt sich folgende Entwicklung:

Brutto-Einkommen	In Millionen Pfund Sterling 1890	1900	1912/13	1913/14	Zu- und Abnahme 1913/14 gegen 1890
Aus Zöllen auf Tee, Tabak, Kakao usw.	20,42	23,80	33,48	35,20	+ 14,78
- Abgaben auf Bier und Spirituosen	24,16	32,10	38,00	38,85	+ 14,69
- Gebäudesteuer	1,96	1,67	2,00	2,00	+ 0,04
- Grundwertsteuern	—	—	0,45	0,75	+ 0,75
- Bodensteuer	1,03	0,79	0,70	0,70	— 0,33
- Einkommensteuer	12,77	18,75	44,80	45,95	+ 33,18
- Erbschaftssteuer	—[1]	14,02	25,25	26,75	+ 26,75
- Stempelsteuer	13,06	8,50	10,06	9,80	— 3,26
- Staatsbetrieben und Staatsvermögen	15,89	20,21	34,05	34,82	+ 18,93
Zusammen	89,29	119,84	188,79	194,82	+ 105,53

Diese Zahlen bedürfen in einigen Punkten der Erläuterung. Der Zunahme der Einnahmen aus Staatsbetrieben — hauptsächlich Post, Telephondienst usw.[2] — steht im Ausgabenetat eine nur wenig kleinere Zunahme der Kosten dieser Betriebe gegenüber, so daß der Reinertrag um sehr viel weniger gestiegen ist als der Bruttoertrag, nämlich um nur rund 3 Millionen Pfund Sterling (von rund 4 auf rund 7 Millionen Pfund Sterling). Die Steigerung der Einnahmen aus Zöllen und Akziseabgaben ist zu einem sehr großen Teil auf Zunahme des Verbrauchs zurückzuführen. Die im Jahre 1890 noch auf Grund der Form ihrer Erhebung den Stempelabgaben zugerechneten Erbschaftssteuern werden damals zwischen 6 bis 7 Millionen Pfund Sterling ausgemacht haben. Die staatliche Gebäudesteuer (nicht zu verwechseln mit der kommunalen Wohnhaussteuer) ist wie die Bodensteuer und die 1909 von Lloyd George eingeführte Grundwertsteuer (Wertzuwachssteuer) im wesentlichen eine Steuer auf den Besitz. Gruppieren wir hiernach die Steuererträge in Einnahmen aus Steuern auf Verbrauch und Verkehr und solche aus Steuern auf Einkommen und Besitz, so zeigt ein Vergleich des Haushalts für 1890 mit dem Haushalt für 1913/14 folgende Entwicklung:

	1890	1913/14	Zunahme
A. Einnahmen aus Steuern auf Verbrauch und Verkehr (indirekte Steuern):			
1. Zölle	20,42	35,20	
2. Akzisen	24,16	38,85	
3. Stempelsteuer	6,56	9,80	
Zusammen	51,14	83,85	+ 32,71
B. Einnahmen aus Steuern auf Einkommen u. Besitz:			
1. Gebäudesteuer	1,96	2,00	
2. Grundwertsteuer	—	0,75	
3. Bodensteuer	1,03	0,70	
4. Einkommensteuer	12,77	45,95	
5. Erbschaftssteuer	6,50	26,75	
Zusammen	22,26	76,15	+ 53,89

[1] Noch unter Stempelsteuer verrechnet.

[2] Der Rest sind Einnahmen aus Kronländereien und Suezkanalaktien, die für die Steuerfrage nicht in Betracht kommen.

Die Einnahmen aus indirekten Steuern sind um 64 Prozent gestiegen, die Einnahmen aus Steuern auf Einkommen und Besitz dagegen um 242 Prozent, die Steuern auf Einkommen und Erbschaft allein haben von 19,27 auf 72,70 Millionen zugenommen, um 277 Prozent.

Bürgerliche Regierungen waren es, welche diese Steuern so weit erhöht haben, obwohl ihnen sicherlich die Erhaltung und Zunahme des nationalen Kapitals keine gleichgültige Sache war. Sie hatten allerdings eine Opposition gegen sich, welche die Steuererhöhungen in der Tat als Gefährdung der Kapitalsentwicklung hinstellte. Sie kommt auch in einem Abschnitt von Whitackers Almanach für 1914[3] zum Ausdruck, mit dem es sich etwas zu beschäftigen lohnt. Dort wird nämlich behauptet, daß die befürchtete Wirkung schon eingetreten, das Kapitalvermögen Englands zum Stillstand gekommen, ja wahrscheinlich in Abnahme begriffen sei. Und zwar wird dieses angebliche Unheil den hohen Steuern auf die Erblassenschaften zugeschrieben. Es heißt da:

> Wie schon bei früheren Gelegenheiten dargelegt wurde, sind diese Steuern eine Abgabe auf das Kapital und werden in der Praxis hauptsächlich aus dem Kapital bezahlt. Die im Budget von 1909 erhöhten Sätze sind nun drei Jahre in voller Wirksamkeit, und man wird sehen, daß die durchschnittliche Auflage auf das Kapital in dieser Zeit 9 Prozent war. Dieses Kapital wird im natürlichen Verlauf der Dinge industriellen und landwirtschaftlichen Unternehmungen, in denen es wirbt, entzogen und für Regierungszwecke verwendet, bei denen es, sei es unter dem Gesichtspunkt des Einkommens oder des Kapitals, in keiner Weise wirbt. (Capital Labor Public and Private Wealth, Whitackers Almanach für 1914, S. 808.)

Das Gesagte wird nach Whitacker illustriert durch eine Tabelle über die Zahl der in den Jahren von 1903/04 bis 1912/13 zur Besteuerung gelangten Erbschaften, ihres Kapitalwerts und der für sie gezahlten Steuern. Die Summen gezahlter Steuern stiegen von 17,33 Millionen im Steuerjahr 1903/04 schrittweise auf 21,75 Millionen Pfund Sterling im Steuerjahr 1909/10, von wo ab sie dann im Jahre 1910/11 plötzlich auf über 25 Millionen Pfund Sterling im Jahre springen. In den drei folgenden Jahren stellte sich das Verhältnis wie folgt:

Steuerjahr	Zahl der Erbschaften	Kapitalwert der Erbschaften Pfund Sterling	Gezahlte Steuern Pfund Sterling
1910/11	67795	272725000	25709000
1911/12	70222	278369000	25182000
1912/13	70788	279253000	25406000
Zusammen	208805	830347000	76297000

Der Durchschnitt der gezahlten Steuern berechnet sich in der Tat auf etwas über 9 Prozent des Gesamtkapitals. Aber nicht des gesamten Kapitals der Nation, sondern des in den drei Jahren vererbten Kapitals, was ein großer Unterschied ist. Nur dadurch, daß der gute Whitacker diesen Unter-

[3] Whitackers Almanach ist eine jährlich herauskommende, fast enzyklopädische Sammlung von kalendarischen, geographischen, statistischen usw. Daten. Er soll ganz tendenzfrei sein, wir ersehen aber aus dem Obigen, daß den Herausgebern bei gewissen Fragen das Einhalten dieser Regel über die Kraft geht. Wir zitieren das Buch der Kürze halber schlechthin als »Whitacker«.

schied übersieht oder durch den schlechthinnigen Gebrauch des Wortes Kapital verwischt, kann er zu der Behauptung kommen, daß eine Erbschaftssteuer von im Durchschnitt noch nicht 10 Prozent die Kapitalvermehrung zum Stillstand oder Rückgang bringt. Man braucht sich aber nur zu vergegenwärtigen, daß im allgemeinen Vermögen sich nicht öfter als einmal in dreißig Jahren vererben, um sofort zu sehen, wie gründlich falsch diese Folgerung ist. Bei einer jährlichen Rücklage von je nur 1 Prozent des Kapitals im Durchschnitt haben die Erben das um die Steuer gekürzte Vermögen bis zum nächsten Erbgang *um mehr als das Vierfache der Steuer* erhöht.

Mit dieser Feststellung ist natürlich der Beweis für die Hinfälligkeit der von Whitacker aufgestellten Behauptung noch nicht erschöpft. Es ist nur gezeigt, und dies mag für ähnliche Beweisführungen als Warnung dienen, wie wenig die Zahlen beweisen, die dort für sie ins Feld geführt werden, welch grobes Quidproquo dort begangen wird. Andere Beweise wird man aber in dem bezeichneten Abschnitt Whitackers vergebens suchen. Wer jedoch im zweiten Bande von Marx' »Kapital« die Abschnitte über die Reproduktion des Kapitals durchgenommen hat, wird wissen, wieviel Momente zu berücksichtigen sind, ehe man in bezug auf sie eine leidlich der Wirklichkeit entsprechende Schätzung entwerfen kann. Wir brauchen aber gar nicht die Marxschen Formeln anzuwenden, in die sich hineinzuarbeiten ja nicht jedem leicht fällt, schon eine Reihe von Fragen, die sich jedem Praktiker aufdrängen, werden erkennen lassen, daß auch die weitergehenden Andeutungen Whitackers vollständig in der Luft schweben und, soweit sie an der Hand von Tatsachen nachgeprüft werden können, durch diese direkt widerlegt werden.

Zunächst ist es eine große Übertreibung, zu sagen, die ganze auf Erbschaften erhobene Steuersumme werde dem in industriellen und landwirtschaftlichen Unternehmungen werbenden Kapital entzogen. Ein sehr erheblicher Teil gerade der hochbesteuerten Erbmassen besteht vielmehr aus Staatspapieren, Hypotheken, Aktien und Obligationen von kapitalistischen Unternehmungen usw., und der Betrag der Steuer wird gewöhnlich durch Veräußerung solcher Wertpapiere aufgebracht, so daß von einer direkten Entziehung von Unternehmungskapital überhaupt nicht die Rede ist und es auf sehr viele Zwischenglieder ankommt, ob und bis zu welchem Grad etwa das in Industrie- und Landwirtschaftsunternehmungen werbende oder behufs Werbens unterzubringende Kapital überhaupt dadurch beeinträchtigt wird. Nicht Klagen über Mangel an Kapital für die Unternehmung, sondern umgekehrt Klagen über Mangel an Unterbringungsgelegenheit für disponibles Kapital traten in den Geldmarktberichten der Kapitalistenpresse in den Jahren vor dem Kriege immer mehr in den Vordergrund. Aus welchen Klagen offenbar Karl Radek die Berechtigung zu der jüngst in der Zeitschrift »Neues Leben« entwickelten sonderbaren Behauptung herleitet, der Weltkrieg sei dem Kapital — nicht bestimmten Kapitalistenklassen oder -gruppen bestimmter Länder, sondern »*dem* Kapital« schlechthin »notwendig« gewesen — eine Deduktion, welche alle die tatsächlichen Urheberschaften dieses Krieges vor einem hypostasierten Begriff verschwinden läßt und von der bis zur Apologie dieses Unheils nur ein sehr kleiner Schritt ist. Kommen wir aber zum Whitacker zurück, so finden wir bei ihm an einer

anderen Stelle eine Tatsache verzeichnet, die seine vorerwähnte Ankündigung Lügen straft. Betrachtet man aus der auf S. 810 gegebenen Zusammenstellung der zur Einkommensteuer veranlagten Nettoeinkommen in den zehn Jahren von 1902/03 bis 1911/12 die zwei Jahre vor Einführung der Steuererhöhung mit den zwei Jahren nach ihrer Inkraftsetzung, so erhält man nämlich folgendes Bild der Einkommensentwicklung:

Haushaltsjahr	Gesamtsumme der steuerfähigen Nettoeinkommen
1908/09	693 323 082 Pfund Sterling
1909/10	666 812 104 - -
1910/11	697 074 032 - -
1911/12	720 640 587 - -

In den Jahren von 1908/09 auf 1909/10, wo die erhöhte Erbschaftssteuer noch nicht eingeführt ist, nimmt die Summe der steuerfähigen Nettoeinkommen — Einkommen über 160 Pfund Sterling — um $26^1/_2$ Millionen ab. In den Jahren 1910/11 auf 1911/12, wo die Steuer schon ein Jahr in Kraft ist, steigt die Summe der steuerfähigen Einkommen um über 23 Millionen, was jedenfalls so viel zeigt, daß die Steuer der Vermehrung des Kapitals nicht im Wege stand. Weiter zeigen gerade in den Jahren nach 1910 die Statistiken über die Arbeitslosen der Gewerkschaften eine bedeutende Abnahme der Beschäftigungslosigkeit — der Jahresdurchschnitt fällt von über 8 Prozent in den Jahren 1909/10 auf zwischen 2 und 3 Prozent im Jahre 1913. Und so finden wir denn auch in den Ziffern der Ausfuhrstatistik, daß nach 1910 gerade die Ausfuhr der Fertigfabrikate stark zunimmt — alles Zeichen flotter Lebensäußerung der Industrieunternehmung. Nicht Rückgang, sondern Zunahme der Produktion vollzieht sich in den Jahren nach Einführung der erhöhten Steuer. Der Antrieb zur Unternehmertätigkeit läßt nicht nach, sondern steigt, und daß es für die Unternehmung nicht an Kapital fehlt, erhellt aus dem Umstand, daß noch beträchtliche Summen Kapitals zur Anlage ins Ausland wandern. »Das Einkommen vom Ausland fährt fort, eine bemerkenswerte Zunahme zu zeigen,« schreibt Whitacker auf S. 809 plötzlich, wo er von dieser Einkommensquelle spricht. Kurz, sein ganzes Klagelied über den Stillstand der Kapitalbildung ist nur der Ausdruck des Verdrusses über die stärkere Schröpfung der besitzenden Klassen für öffentliche Zwecke. Und schließlich ist die Zunahme der Vermögen — denn darum handelt es sich hier — etwas wesentlich anderes als die Zunahme der Produktionsmittel, worauf es unter dem sozialen Gesichtspunkt vor allem ankommt. Die erstere kann stagnieren oder sogar sich in Abnahme verwandeln, während die Produktionsmittel sich quantitativ und qualitativ mehren, die Produktion zunimmt und der Wohlstand der Nation sich hebt. Das wird man an dieser Stelle nicht erst des weiteren nachzuweisen haben.

Auf eine Frage, die für uns sehr in Betracht kommt, weist eine andere Bemerkung Whitackers hin. Im Anschluß an sein Klagelied über die Stagnation der Kapitalbildung schreibt er:

> Die Einnahme aus der Erbschaftssteuer wird für das Jahr 1913/14 auf $26^3/_4$ Millionen Pfund Sterling geschätzt, und das ist fast genau der für den »Dienst der Nationalschuld« und den »Dienst der anderen konsolidierten Fonds« erforderte Betrag. Mit anderen Worten, der ganze Betrag der Zinsen für die Nationalschuld, für die Kosten ihrer Verwaltung und für den neuen Tilgungsfonds wird aus dem nationalen Kapital ge-

deckt, und es ist schwer, eine verderblichere Finanzwirtschaft sich auszudenken als die, die Zinsen für Anleihen aus dem Kapital zu decken.

Für die Privatökonomie des einzelnen ist das letztere unbedingt richtig. Wer die Zinsen für aufgenommene Darlehen seinem Kapital entnimmt, steuert dem Ruin zu. Auf die Nationalwirtschaft dagegen hat das nur mit erheblichen Einschränkungen Anwendung. Es kommt da sehr darauf an, wer im gegebenen Fall die Gläubiger des Staates sind und wo sie sitzen. Sind sie in ihrer großen Mehrheit im Staatsgebiet Wohnende, Landesangehörige, so vollzieht das Geld bei dem bezeichneten Vorgang letzten Endes nur einen Wechsel der Taschen, ohne daß darum das Nationalvermögen wesentlichen Eintrag erleidet. Der Kreislauf ist dann: Vermögen der Erblasser — Staatskasse — Einkommen der Inhaber von Staatspapieren.

In nicht wenigen Fällen mag das Geld bei den letzteren immerhin eine für das Gemeinwesen vorteilhaftere Verwendung finden als bei einer Anzahl Erben jener Erblasser, in anderen der Kreislauf in einem fröhlichen Wiedersehen enden: die besteuerten Erben bekommen einen größeren oder geringeren Teil der gezahlten Steuer in Form von Zinsen auf die in ihren Händen verbliebenen Staatspapiere zurück. Ähnlich bei jeder anderen Steuer auf den Besitz oder das aus dem Besitz fließende Einkommen.

Die Nutzanwendung für unsere Frage liegt auf der Hand. Der kommende Bedarf des Reiches besteht zu einem großen Teil in den Riesensummen, die erfordert sind, die Zinsen auf die ungeheuren Kriegsanleihen zu decken. Die Stücke dieser Anleihen wiederum sind zu einem sehr großen Betrag in den Händen von Kapitalisten aller Abstufungen. Dazu kommt, was wir noch einmal betonen, daß über den Grad der notwendigen Akkumulation sehr übertriebene Auffassungen verbreitet sind.

Privatvermögen und Kapital der Volkswirtschaft sind zwei sehr verschiedene Dinge. Ein großer Teil der ersteren ist für die letztere steril. Über die Grenzen volkswirtschaftlich erträglicher Besteuerung der Einkommen und Vermögen haben wir keine beweiskräftige Erfahrung. Aprioristisch kann man nur sagen, daß die letzte Grenze dort liegt, wo die Steuer so hoch ist, daß sie den Ertrag wirtschaftlicher Unternehmung auffaugt und damit den Trieb zu wirtschaftlicher Unternehmung, zu Erweiterungen und Verbesserungen der Unternehmung ertötet. Bis dahin ist aber ein sehr weiter Weg. Eine Gefahr ist freilich nicht ausgeschlossen. Bei der ungeheuren Verschuldung aller kriegführenden Staaten und dem Steigen des Zinsfußes für Staatsanleihen und andere Schuldpapiere muß die Versuchung wachsen, Kapital, das sonst für Unternehmungen in Produktion und Handel Verwendung fände, ruhig als Leihkapital wuchern zu lassen. Dies um so mehr, wenn die wirtschaftliche Tätigkeit durch Steuern auf Verkehr und Verbrauch verteuert wird. Wem die Gesundung der Volkswirtschaft am Herzen liegt, der muß diese letzteren Steuern auf das energischste bekämpfen. Daneben kann der angezeigten Gefahr dadurch begegnet werden, daß man die Einkommensteuer außer nach der Einkommensmasse auch nach den Einkommens*quellen* abstuft — die heutige Vermögenssteuer ist für diesen Zweck durchaus ungenügend. Und daß die Erbschaftssteuer eines großen Ausbaues fähig ist, ohne dadurch aufzuhören, nicht nur die gerechteste, sondern auch die wirtschaftlich unschädlichste aller Steuern zu sein, zeigt gerade das Beispiel Englands.

Whitackers Jammer, daß die Erbschaftssteuer das Nationalkapital verringert, kann den Volkswirt, wie wir gesehen haben, kalt lassen. Mehr Berechtigung hat die Klage, daß der Ertrag der Steuer zur Zahlung von Zinsen aufgebraucht werde. Aber das ist ein anderes Kapitel und hängt mit dem allgemeinen Umstand zusammen, daß der Staatshaushalt überhaupt eine gewaltige Steigerung erfahren hat — von 90 Millionen Pfund Sterling, als Friedrich Engels schrieb, auf 195 Millionen Pfund Sterling gestiegen ist — oder vielmehr war, denn seitdem ist er noch ganz anders emporgeschnellt. Aber halten wir uns an seine Entwicklung bis zum Vorabend des Krieges. Da ist im Ausgabeetat für 1913/14 der Posten »Heer und Flotte«, der 1890 auf 32,78 Millionen Pfund Sterling sich belief, um rund 40 Millionen höher angesetzt, nämlich 72,54 Millionen Pfund Sterling, eine Steigerung, die selbst Friedrich Engels kaum vorausgesehen hat. Der Posten »Dienst der Nationalschuld« ist dagegen unverändert geblieben, er belief sich 1890 wie 1913/14 auf etwas über 25 Millionen Pfund Sterling und hätte ohne den Burenkrieg eine bedeutende Ermäßigung erfahren, wie er denn bis zum Jahre 1901 auf 19,84 Millionen gesunken war. Ein weiteres Zeichen, daß Whitackers Klage an die falsche Adresse gerichtet war. Nicht der Schuldendienst, so sehr auf seine Abtragung zu dringen war, andere Ausgaben hatten die Erhöhung der Steuern nötig gemacht, und von ihnen stehen obenan die Posten »Heer und Flotte«.

Wie dem aber auch sei, das Steuerbudget Englands hatte bis 1913/14 eine 1890 ungeahnte Höhe und die direkten Steuern darin nahezu den Betrag erreicht, von dem unser Engels gemeint hatte, daß keine bürgerliche Regierung ihn durch diese Steuern würde aufbringen können. Nun hatte freilich in der Zwischenzeit Englands Nationalreichtum eine starke Erhöhung erfahren, über deren Größe die Schätzungen zwar auseinandergehen, deren Koeffizient aber von niemand auch nur annähernd so hoch eingeschätzt wird, wie der Koeffizient der Zunahme der direkten Steuern tatsächlich war. Unbestreitbar und unbestritten ist, daß die direkte Steuer Englands am Vorabend des Krieges einen bedeutend stärkeren Teil der kapitalistischen Akkumulation in Anspruch nahm als zu Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Und das ist die Hauptsache. Denn trotz des so viel stärkeren Einbruchs in die kapitalistische Akkumulation bewahrte die englische Volkswirtschaft ihre aufsteigende Entwicklung.

Es geht daraus hervor, welch große Elastizität oder Anpassungsfähigkeit der entwickelten kapitalistischen Wirtschaft unserer Tage innewohnt, die ihre Hilfsorgane beständig vermehrt und leistungsfähiger gestaltet und insbesondere die Kapitalsassoziation zu gewaltiger Entfaltung gebracht hat. Die Arbeiterklasse hat alles Interesse daran, daß die Volkswirtschaft ihre aufsteigende Entwicklung innehält, aber sie hat kein Interesse daran, daß die Kapitalbildung und Kapitalanhäufung in den gleichen Formen und der gleichen Verteilung auf die verschiedenen Gesellschaftsklassen vor sich geht. Sie kann die Sorge hierfür den Parteien der kapitalistischen Wirtschaftsordnung überlassen. Ihre Sorge in der Steuerpolitik muß bleiben, den Lebensbedarf der Volksmassen und die Lebensbedingungen der Nationalwirtschaft von jeder Belastung freizuhalten, deren fiskalischer Zweck durch andere Mittel verwirklicht werden kann.

Belgien.

Von Spectator.

I.

Es ist nur allzu verständlich, wenn jetzt die Öffentlichkeit sich mit dem belgischen Problem intensiv beschäftigt. Es ist in der letzten Zeit auch eine gewaltige Menge von Schriften über Belgien erschienen, von denen einige hier kurz charakterisiert werden sollen.[1] Wir führen fast nur solche Werke an, die sich mit den Wirtschaftsproblemen beschäftigen, und ziehen zum Vergleich auch ein neues Werk eines belgischen Ingenieurs heran, der die wirtschaftlichen Verhältnisse Belgiens im Vergleich zu derjenigen seiner Nachbarn schildert. Als allgemeine Einführung kann die Publikation des deutschen Generalgouvernements recht empfohlen werden. Sie teilt die wichtigsten Daten über Belgiens wirtschaftsethnographische Verhältnisse mit. Oßwald gibt noch einen kurzen geschichtlichen Abriß. Seine Schrift ist ebenfalls als Einführung recht empfehlenswert. Die beste und anschaulichste Schilderung der belgischen Industrie gibt die Schrift von J. Izart-H. Günther. Als Grundlage für diese Schilderung ist das französische Werk von Izart: „La belgique au travail" benützt worden, Günther hat die Angaben Izarts durch neuere Angaben noch vervollkommnet. Leider ist Günther nicht immer objektiv geblieben und hat seinen Schilderungen eine gewisse tendenziöse Färbung gegeben. Trotzdem ist diese tendenziöse Schrift sehr lesenswert, zumal sie viele technische Details bringt, die das Wesen der modernen Produktion überhaupt und die wahrscheinliche künftige Entwicklung recht gut veranschaulichen. Dagegen ist die Arbeit U. Rauschers mehr eine politisch-tendenziöse Schrift, die zwar insofern von Interesse ist, als sie Angaben über Belgien während des Krieges enthält, aber vom Geist der Abneigung gegen Belgien durchdrungen ist. Rauscher leistet sich das Vergnügen, die abfälligen Urteile verschiedener Autoren über Belgien zu zitieren, auch selbst noch dazu die Schattenseiten des belgischen Lebens besonders hervorzuheben. Während beispielsweise der ehemalige Landrat und Polizeipräsident von Bochum und jetzige Präsident der Provinz Brabant, Gerstein, von der belgischen Arbeiterschaft hoher Meinung ist, in der ganz richtigen Beurteilung, daß »ein Land, das eine solche Industrie hervorgebracht hat und ständig allen Naturhindernissen zum Trotz vergrößert, nicht mit Menschenabfall arbeiten kann«, sucht Rauscher trotzdem den belgischen Arbeiter in ungünstigem Lichte darzustellen.

Für das Verständnis der Wirtschaftsentwicklung des letzten Jahrzehnts ist auch die Kenntnis der Preisbewegung notwendig. Die im Auftrag des Vereins für Sozialpolitik herausgegebene Sammlung von Beiträgen von Leener, Gérard, Lobet, Mathus und Stévart enthält Angaben über die Preisbewegung der Wollerzeugnisse, der Erzeugnisse der Eisen- und Stahlindustrie sowie der Baum-

---

[1] Belgien, Land, Leute und Wirtschaftsleben. Herausgegeben im Auftrag des Kaiserlich Deutschen Generalgouvernements. Berlin 1915, Verlag von E. S. Mittler & Sohn. Preis 2,75 Mark. — P. Oßwald, Belgien. 501. Band der Serie »Aus Natur und Geisteswelt«. Leipzig-Berlin, Verlag B. G. Teubner. Preis 1,25 Mark. — U. Rauscher, Belgien heute und morgen. Leipzig 1915, Verlag S. Hirzel. 141 Seiten. Preis 2 Mark. — J. Izart-H. Günther, Durch Belgien. Wanderungen eines Ingenieurs. Stuttgart 1915, Franckhsche Verlagsbuchhandlung. Preis 3 Mark. — Veit Valentin, Belgien und die große Politik der Gegenwart. München 1915, Verlag F. Bruckmann A.-G. Preis 50 Pfennig. — E. Mahaim, Preisbildung gewerblicher Erzeugnisse in Belgien. München und Leipzig 1914, Verlag von Duncker & Humblot. 349 Seiten, mit vielen Diagrammen (französisch). Preis 9 Mark. — R. Billiard, La Belgique industrielle et commerciale de demain. Paris 1915, Verlag Berger-Levrault. Preis 4 Franken.

vollindustrie, Glasindustrie und Lederindustrie. Ferner werden Artikel über die Kohlen-, Brikett-, Zement- und Metallpreise gebracht. Auch einzelne Angaben über die Arbeitslöhne finden sich hier. Im allgemeinen besitzen wir darin eine recht wertvolle Materialsammlung — ein Beispiel gemeinsamer Arbeit zweier Völker auf dem Gebiet der Wissenschaft.... Selbstredend brauchen wir nicht allem zuzustimmen, was hier als Erklärung der Teuerung angeführt ist. Wir haben das Werk ja bloß als Materialiensammlung benutzt.

Wertvoll ist auch das Werk von Billiard, obgleich der Zweck des Autors, die Entwicklungsmöglichkeiten Belgiens bei Anlehnung an die Entente zu untersuchen, für uns weniger Interesse hat.

Auf das Friedensprogramm des Autors soll noch zum Schluß besonders eingegangen werden.

Vom politischen Standpunkt aus ist besonders die Schrift von V. Valentin beachtenswert, der den Zusammenhang zwischen der belgischen Frage und den anderen weltpolitischen Problemen beleuchtet.

Es ist selbstredend, daß wir keine eingehende Kritik dieser Schriften geben können, vielmehr sollen nur einige Gedankengänge gestreift werden.

II.

Bei der Betrachtung des belgischen Wirtschaftslebens fällt seine ausgesprochene national-staatliche Eigenart sofort in die Augen. Es fehlte in der letzten Zeit nicht an Stimmen, die Belgien eine nationale Selbständigkeit aus dem Grunde absprechen, weil seine Bevölkerung sich in zwei sprachliche Gruppen teilt. So wenig man aber der Schweiz ihre nationale Eigenart absprechen darf, obgleich ihre Bevölkerung drei oder gar vier Sprachen redet, kann man auch die nationale Geschlossenheit und Selbständigkeit Belgiens leugnen. Valentin beruft sich in dieser Beziehung auf die Geschichte. »Belgien«, sagt er, »ist die jahrhundertelang erstrebte staatliche Form für die südlichen Niederlande; es gibt eine historisch begründete und berechtigte belgische Selbständigkeit, es gibt eine belgische Geschichte und eine belgische politische Idee.« Aber auch vom wirtschaftlichen Standpunkt aus läßt sich die Eigenart des belgischen Staates feststellen.

Belgien ist das dichtestbevölkerte Land Europas. Auf einem Quadratkilometer wohnen hier 252 Personen gegen 120 in Deutschland, 171,4 in den Niederlanden und 238,7 in England und Wales. Mit Aufwendung großer Anstrengungen hat eine Bevölkerung sich den Boden erkämpft und hat die intensivste Agrikultur Europas geschaffen. So gewann sie 1913 26 Doppelzentner Weizen aus einem Hektar Land, während der Ertrag in Deutschland nur 23,6 Doppelzentner war; noch größer ist der Unterschied der Hektarerträge von Gerste (27,1 gegen 22,2) oder gar von Kartoffeln 211,0 gegen 158,6 Doppelzentner in Deutschland. Auch die Viehzucht Belgiens steht in hoher Blüte. Die Gesamtfläche des Landes mit 2,6 Millionen Hektar macht ein Zwanzigstel der deutschen, die landwirtschaftlich benutzte Fläche ein Achtel der landwirtschaftlichen Fläche Deutschlands aus, während sein Rindviehbestand ein Elftel des deutschen Bestandes beträgt. Man sieht, hier arbeitet ein Volk mit großem Geschick und Fleiß, aller Ungunst der Natur zum Trotz. Dabei sind in der belgischen Landwirtschaft relativ weniger Personen als in Deutschland beschäftigt; es weist also auch hohe Arbeitsproduktivität auf.

Noch wundervoller hat sich seine Industrie entwickelt.

»Wenn man Belgien betrachtet,« schreibt Rauscher, »ehe das Unwetter dieses Krieges über es hereinbrach, so hat man das gewaltige Schauspiel einer rastlosen, bis ins letzte ausgenützten Arbeitsleistung. Industrien, wie die Zink-, Eisen-, Stahlwerke, die einst auf das Vorhandensein entsprechender Bodenschätze gegründet waren, sind längst nur mehr Verarbeitungsstätten fremder Rohstoffe. Die einheimischen haben sich erschöpft, aber die Fabriken verbrauchen Tag für Tag unersätt-

lich fremde und sind nach wie vor mitbeherrschend auf dem Weltmarkt.[2] Nur ein Beispiel: Als die Zinkindustrie aufkam, fanden sich im Maastal große Zinklager, die ihre Veranlassung waren. Heute werden in diesen Werken die Erze von Schweden, Griechenland, vom Kaukasus und von Australien verarbeitet, und dennoch gehört Belgien auch heute noch zu den drei Ländern, aus denen acht Zehntel allen Zinks kommen. *Das ist Belgiens Beruf, eine riesige Fabrik der Welt zu sein, die Verarbeiterin der Schätze anderer Länder.* Es hat Stahl- und Eisenwerke gewaltigster Art, ohne eine Erzader; Spinnereien und Webereien, ohne daß es ein Flöckchen Wolle hervorbrächte; den drittgrößten Hafen, ohne selbst bedeutende Reedereien zu besitzen. Es ist unfruchtbar und reich wie eine Fabrikstadt, und verdankt das Leben seiner Kolben und Räder dem größten Schatz seiner schwarzen Erde: der Kohle! Alles, alles führt seine Bedeutung letzten Endes auf die Kohle zurück, die das Land ernährt und verdüstert.« (S. 78, 79.)

Das letztere ist journalistisch-übertrieben. Auch an Kohle mangelt es Belgien! Auch Kohle wird in steigendem Maße vom Ausland her eingeführt. 1892 wurden 19,58 Millionen Tonnen Kohle gewonnen und nur 15,13 Millionen verbraucht, 1902 22,88 Millionen gewonnen und 19,66 Millionen verbraucht, 1912 aber 24,51 Millionen Tonnen Kohle gewonnen und 27,34 Millionen Tonnen verbraucht, von denen nicht weniger als 9,78 Millionen Tonnen aus dem Ausland stammten, während 1902 nur 3,57 Millionen Tonnen Kohle eingeführt wurden. Mehr als ein Drittel der verbrauchten Kohle kommt also aus dem Ausland. Und trotzdem diese staunenerregende wirtschaftliche Entwicklung!

Gewiß, die Belgier geben sich die glänzendste Mühe, um Kohle im eigenen Lande zu gewinnen. Es werden Kohlen aus einer Tiefe von bis 1200 Meter unter der Erde geholt, die Kohle wird relativ gut ausgenutzt; man ist auch schon zur völligen Elektrifizierung der Kohlengewinnung übergegangen. Man lese bei Izart nur die Beschreibung der Gruben von Cheratte nach, die ihm ein Spiegel der zukünftigen Produktion sind. Ja, man ist zur Kohlengewinnung unter Wasser übergegangen. Izart und Rauscher beschreiben die Anlegung von Schächten in der Campine mittels des Gefrierverfahrens. Man ist soweit gekommen, »im Wasser Löcher zu bohren«, um unter Wasser und Schwimmsand aus der Tiefe von 1000 Meter Kohle zu holen. Die Bohrung kostet nicht weniger als 8000 Franken pro Meter. Trotzdem schreitet die eigene Kohlengewinnung nur langsam vorwärts, und es wird auch in der Zukunft nicht anders werden, da die Kohlengewinnung nur noch nach Überwindung solcher Hindernisse ausgedehnt werden kann. Dagegen hat sich die Roheisenproduktion Belgiens von 1902 bis 1911 fast verdoppelt (1069 und 2046 Millionen Tonnen) und die Stahlerzeugung gar fast verdreifacht (787 und 2193 Millionen Tonnen, in Deutschland 7107 und 14 303 Millionen Tonnen). Es ist also ohne weiteres klar, daß die Grundlage der belgischen Industrie nicht mehr die einheimische Kohle allein bildet.

Viel richtiger ist es schon, wenn man des Rätsels Lösung in der günstigen geographischen Lage Belgiens sucht. Gewiß hat diese dazu viel beigetragen, daß Belgien zu einem gewaltigen Verkehrsplatz der Welt geworden ist. Bei einer Eigenausfuhr von 3,58 Milliarden Franken beträgt der Transit 2,3 Milliarden Franken. Trotzdem ist es übertrieben, darin und speziell in Antwerpen die Grundlage des belgischen Aufschwungs zu sehen.

Die Bedeutung Antwerpens ist in den letzten Jahren gewaltig gestiegen. Von 1900 bis 1912 betrug der Schiffseingang in Millionen Tonnen: Antwerpen 5,69 und 11,69, Hamburg 8,04 und 13,57, London 9,58 und 12,99 und Rotterdam 5,97 und 11,55. Der Aufschwung Antwerpens ist augenfällig. Aber es ist nicht, wie

[2] Wir machen darauf jene »Kolonialtheoretiker« aufmerksam, die die Benutzung »eigener« Rohstoffe als unerläßliche Bedingung der Entwicklung der Industrie darstellen.

Rauscher meint, der Außenhandel, der diese Entwicklung hervorgerufen hat, sondern der Binnenverkehr des eigenen Landes. In seiner interessanten Abhandlung über »Antwerpen im Weltverkehr und Welthandel« (München 1915, J. Bruckmann A.-G.) zeigt K. Wiedenfeld, daß es Belgiens Wirtschaftsleben ist, das die Größe Antwerpens ausmacht, nicht das deutsche Wirtschaftsleben. Antwerpen könnte überhaupt nie zu einem Rheinhafen werden, weil Rotterdam viel näher liegt (570 Kilometer statt 685 Kilometer von Mannheim) und weil die ganz großen Rheinschiffe von 3000 Tonnen nicht regelmäßig nach Antwerpen gelangen können. Hieran könnte der Bau eines Rhein-Schelde-Kanals nichts ändern, weil die Baukosten dieses Kanals (wenn er das holländische Gebiet meiden sollte) sehr hoch sein müßten; sollte er aber Holland-Limburg durchqueren, so würde Holland wohl nicht darauf eingehen. Aus alledem kommt Wiedenfeld zu folgendem Schluß über die erwünschte Neugestaltung der Verhältnisse:

»Ohne den Zusammenhang mit dem Lebensmittelbedarf der belgischen Bevölkerung und mit den Rohstoffbezügen der belgischen Industrie hätte sich Antwerpens Eigenhandel ebensowenig zu entwickeln vermocht, wie in Rotterdam ein großer Eigenhandel entstanden ist; und dann wäre Antwerpen auch in der Einfuhr des Rheingebiets von Rotterdam in den Hintergrund gedrängt worden. Die belgische Industrie ist es daher, welche die zahlreichen Dampferlinien in den Scheldehafen hineingezogen hat; und das ist zusammen mit der Tarifpolitik der belgischen Staatsbahnen die Unterlage geworden, von der her Antwerpen seine Ausfuhrstellung für das Rheingebiet hat aufbauen können.

So innig also der Scheldehafen mit dem deutschen Wirtschaftsleben zusammenhängt, so stark sein Verkehr von Deutschland her gespeist wird und so bedeutsam er für Deutschland wiederum ist — in seinem Kern und vor allem in seinem wirtschaftlichen Untergrund ist er doch ein belgischer.

Antwerpen aus der belgischen Besonderheit irgendwie herauslösen, heißt Antwerpens wirtschaftliche Bedeutung für Deutschland untergraben.«

Nicht Antwerpen hat also Belgiens Industrie geschaffen, sondern umgekehrt die belgische Industrie bildet auch die Grundlage von Antwerpens Größe. Die Grundlagen der belgischen Industrie aber liegen in seiner alten und guten Arbeiterschaft. Jeder fünfte Mensch ist in Belgien Arbeiter. Dabei hat Belgien eine lange wirtschaftliche Geschichte hinter sich, der seine Arbeiterschaft ihre ererbten Kenntnisse und Geschicklichkeit verdankt. Abgesehen davon, hat die Dichte der Bevölkerung die Entwicklung der Industrie und des Verkehrswesens stark gefördert.

Man darf auch die Handelspolitik Belgiens nicht vergessen, was wir in diesem Zusammenhang besonders hervorheben wollen, obgleich die zitierten Autoren diese Frage fast unberücksichtigt lassen. Was Rauscher darüber sagt, ist wie vieles andere bei ihm unzutreffend. Belgien kennt fast keine Getreidezölle, hat nur niedrige Viehzölle. So werden von Rindvieh nur 0,03 bis 0,04 Franken Zoll pro Kilogramm Lebendgewicht, 1 bis 2 Franken pro Stück Schaf erhoben, während die übrigen Tiere frei eingelassen werden. Von den Nahrungsmitteln werden nur Butter, Margarine, Hafer und Hafermehl verzollt; die anderen wie auch die Rohstoffe sind zollfrei. Dagegen müssen Fabrikate und Halbfabrikate wenn auch gering verzollt werden. Während in Deutschland eine Einfuhr von 10 770 Millionen Mark 681,8 Millionen Zölle erbrachte, erhielt Belgien aus einer Einfuhr von 5050 Millionen Franken bloß 74,12 Millionen Franken Zolleinnahmen. 100 Mark Einfuhr erbrachten Deutschland 6,3 Mark; 100 Franken Einfuhr in Belgien aber nur 1,4 Franken Zoll. Diese relative Handelsfreiheit ist es, die Belgien gestattet, die nötigen Lebensmittel und vor allem Rohstoffe und Produktionsmittel aus aller Herren Ländern zu erhalten, um seine Industrie zu fördern.

Die Entwicklung des belgischen Handels illustriert diesen Gedanken. Es betrug in Millionen Franken:

	Einfuhr: Lebensmittel	Einfuhr: Rohstoffe und Halbfabrikate	Einfuhr: Fabrikate	Ausfuhr: Lebensmittel	Ausfuhr: Rohstoffe und Halbfabrikate	Ausfuhr: Fabrikate
1906 . . .	791,0	1910,6	582,5	297,2	1225,8	1120,8
1912 . . .	1139,7	2640,3	807,6	462,6	1923,3	1475,5
Zunahme	348,7	729,7	225,1	165,4	697,5	354,7
In Prozent	44	38	38,5	55,5	57	32

Durch die Hochschutzpolitik der Nachbarländer wird die belgische Fabrikatausfuhr etwas gehemmt; um die Zölle zu umgehen, gründen daher die belgischen Unternehmer in den anderen Ländern Filialen und führen dorthin noch nicht ganz fertige Erzeugnisse aus. Das können sie aber nur, weil sie Rohstoffe und Halbfabrikate aus dem Ausland billig erhalten. Eine Handelspolitik, die diesen Warenaustausch erschwert oder die freie Bewegung des belgischen Kapitals hindert, würde der Industrie einen schweren Stoß versetzen. Die belgische Industrie hat aus der Neutralität des belgischen Staates und seiner freien Politik Nutzen gezogen. Diese staatliche Stellung Belgiens hat vor allem den Kapitalexport erleichtert. Belgien ist zum Weltzentrum der Eisenbahngesellschaften vieler Länder geworden, auch viele andere internationale Gesellschaften haben ihren Sitz in Belgien, was naturgemäß auch der belgischen Industrie zugute kommt.

Zum Schlusse mögen hier noch einige Angaben über den jetzigen Stand der belgischen Industrie angeführt werden, die wir der »Frankfurter Zeitung« vom 24. November 1915 (erstes Morgenblatt) entnehmen. Dort heißt es, daß man jetzt in Belgien bemüht ist, die Arbeit wieder aufzunehmen; »das Fehlen von Rohstoffen, besonders Erzen, bringt jedoch große Schwierigkeiten mit sich.... Der Kohlenbergbau schneidet in der jetzigen Lage bei weitem am besten ab, der Abtransport für den Heimatsbedarf, besonders auch an Hausbrandkohle, geht langsam vonstatten. Im Bezirk Hennegau erscheint die Lage am günstigsten; dort können viele Zechen den Betrieb mit voller Belegschaft die ganze Woche hindurch aufrechterhalten. Im Bezirk Charleroi kann von einer gesteigerten Förderung der Gruben berichtet werden.... Die Abschlüsse in industriell verwendbarer Kohle sind im Steigen begriffen. Hauptabnehmer sind Schweden, Holland und die Schweiz. In Feinkohle ist die Nachfrage dringend. Auch auf dem Koksmarkt haben sich die Verhältnisse wesentlich günstiger gestaltet, die Vorräte erscheinen bedeutend geringer. Dagegen läßt der Mangel an Rohstoffen in der metallurgischen Industrie keine durchgreifende Besserung aufkommen. Einige Walzwerke bearbeiten Kleinprodukte. Am meisten leiden die Gießereien. Im allgemeinen werden diese Betriebe mit eingeschränkter Arbeiterzahl und zwei- bis dreitägiger Beschäftigung weitergeführt. In der Elektrizitätsindustrie arbeiten die großen Werke drei Tage pro Woche. Den Glashütten mangelt es ebenfalls an Rohstoffen; außerdem vermögen die Gaswerke in Ermangelung der englischen Kohle die nötigen Gasmengen an die Gasindustrie nicht zu liefern.«

Auch aus diesem Bilde ergibt sich, wie eng das Wirtschaftsleben Belgiens mit der freien Zufuhr von Rohstoffen verknüpft ist. Man darf in gewissem Sinne sagen, daß Belgiens Industrie mit seiner staatlichen und handelspolitischen Selbständigkeit steht und fällt.

III.

Über die Lage der Arbeiterschaft erfahren wir aus den angeführten Werken sehr wenig. Wir hören nur, daß die Löhne in den letzten Jahren gestiegen sind. So nach Mathus die Löhne in der Wollindustrie von 1890 bis 1910 um 20 bis 25 Prozent, im Bergbau von 1117 auf 1340 Franken pro Jahr, also nicht einmal um 20 Prozent. All solche Angaben haben aber doch nur einen sehr relativen Wert; denn je nach dem, was für ein Jahr zum Ausgangspunkt des Vergleichs genommen wird, ein Aufschwungs- oder Krisenjahr, kann man verschiedene Resultate erhalten. Sicher ist nur eins: die Löhne der belgischen Arbeiter sind sehr niedrig. Wenn ein Wollwäscher 3,5 Franken pro Tag, ein Sortierer 30 Centimes

pro Stunde, die Arbeiter der Hochöfen 4 Franken pro Tag erhalten, so ist ohne weiteres klar, daß die Löhne sehr niedrig sind. Rauscher meint, der belgische Arbeiter sei infolge mangelnder Schulbildung anspruchslos. Indes wie die englische Enquete über die Lage der arbeitenden Klassen (London 1908 bis 1911) konstatiert hat, lebt der belgische Arbeiter trotz seines niedrigeren Lohnes relativ besser als der deutsche.[3] Eher darf man den Grund für die niedrigen Arbeitslöhne in der Bevölkerungsdichte suchen, die einen starken Überfluß an Arbeitskräften, vor allem auf dem Lande, schafft und somit den Lohn drückt. »Die Lohnverhältnisse für landwirtschaftliche Arbeiter sind sehr schlecht. Der durchschnittliche Lohn für männliche Arbeiter beträgt 2 Franken, der für weibliche 1,25 Franken....« In Luxemburg, Hennegau, Lüttich sind sie besonders gering, in Limburg am tiefsten. Flandern war einstmals »das klassische Land des Ackerbaues. Heute ist es das Land der niedrigsten Löhne und längsten Arbeitsdauer. Da die vlämische Bevölkerung sich stark vermehrt, drückt das Angebot von Arbeitskräften den Lohn.« (Oßwald, S. 103.)

Um sich ferner die Lage des belgischen Arbeiters zu erklären, muß man sie mit der des französischen Arbeiters vergleichen. Denn der belgische Arbeiter sucht sich gewöhnlich Arbeit in Frankreich, nicht aber in Deutschland. Von 33 000 Auswanderern aus Belgien im Jahre 1911 gingen 17 349 nach Frankreich und nur 4513 nach Deutschland. Belgien ist mit Frankreich durch die herrschende französische Sprache enger verbunden gewesen als mit Deutschland. Der Lohn des belgischen Arbeiters ist aber nicht viel niedriger als der des französischen, besonders wenn man die Reallöhne vergleicht. Würde also die Verbindung zwischen Deutschland und Belgien in der Zukunft enger gestaltet werden, so würden die belgischen Arbeiter sicherlich einen gewissen Druck auf die Löhne der deutschen Arbeiter ausüben, zumal wenn dadurch die Entwicklung der belgischen Industrie gehemmt würde und die Arbeiter in Massen nach Deutschland auswandern müßten.

Das politische Problem »Belgien« wird in den angeführten Schriften nur kurz gestreift. Rauscher meint, dieses Problem »war nicht die Ursache unseres heutigen Existenzkampfes; aber selbst wenn Belgien außerhalb dieses Krieges geblieben wäre, hätte in der Neugestaltung der Welt, die ihm oder — was Gott verhüten möge — einem weiteren folgen muß, nicht die belgische, sondern die deutsch-französische Frage zwischen Maas und Schelde ihre Lösung gefunden. Daß sie allmählich eine deutsch-englische wurde, ist eine der schlimmsten Kurzsichtigkeiten der Londoner Staatsmänner.« Rauscher erzählt dann von einem Testament Pitts, in dem vor Frankreich gewarnt und die Preisgabe Belgiens an Deutschland empfohlen wurde. England hat aber eine andere Politik eingeschlagen.

»England hat um Belgiens willen in den Krieg eingegriffen. Das ist keine Frage; aber nicht eines Rechtes oder Unrechtes wegen, sondern weil auch es wußte, daß der deutsch-französische Gegensatz... in Belgien ausgetragen wird, daß dort die endgültige Vormacht gekrönt wird.«

»Sie sagen,« meint er dann weiter, »wir hätten einen Vertrag gebrochen; sollen sie! Aber es war ein Vertrag wider die Natur, der höchstens im — Frieden halten konnte! Der uralte Kampfplatz zog die Schwerter an wie Magnet das Eisen: Nun wird sich entscheiden, wessen Vorhut künftighin das umstrittene Grenzland hält.«

Ähnlich Karl Hampe im Sammelwerk »Deutschland und der Weltkrieg« (Leipzig und Berlin 1915). Auch er sagt, daß »das britische Interesse an der flandrischen Gegenküste schon im ausgehenden Mittelalter sehr lebendig gewesen war und gar zum hundertjährigen Kriege mit Frankreich geführt hatte«. »Die Besitzergreifung Belgiens durch Frankreich 1791 war«, sagt Valentin, »die eigentliche entscheidende Ursache des großen Krieges zwischen Frankreich und England.« Auch Napoleon begriff die Bedeutung Belgiens und wollte Antwerpen zur stärksten Festung

[3] Karl von Tyszka, Die Lebenshaltung der arbeitenden Klassen. Jena 1912. S. 62. Vergl. auch Plosse und Warweiler, 1. Enquête sur le régime alimentaire de 1065 ouvriers Belges. Brüssel und Leipzig 1910. S. 217, 218.

und zum größten Kriegshafen des Festlandes, zum gewaltigen Arsenal der französischen Flotte ausbauen, zu »einer auf das Herz Englands gerichteten Pistole«. Die Friedensverhandlungen von 1814, erzählt Hampe, scheiterten vornehmlich an der englischen Forderung eines Verzichts auf Belgien, die Napoleon hartnäckig verweigerte.

Die weltpolitische Seite des belgischen Problems sehen Valentin und Hampe noch in dem Kongobesitz. »Die Kongokolonie«, sagt Valentin, »ist Belgiens Verhängnis geworden.« Dieser Staat, sagt Hampe, »der in Europa nicht aus eigener Kraft, sondern nur durch die Bürgschaft seiner Garanten zu bestehen vermochte, hatte draußen eine imperialistische Großmachtpolitik begonnen, die im Grunde also doch auf Kosten anderer ging«. Hampe meint, Belgien wurde durch die Schwere seines Kolonialbesitzes nach der Seite der Entente gerissen. Aber auch noch andere Probleme sind gerade mit der Kongofrage verbunden.

Während aber Hampes Ansicht über die zukünftige Stellung Belgiens unklar ist, spricht sich Valentin entschieden dafür aus, daß Belgien auch in der Zukunft selbständig bleibt. Er schildert den jahrhundertelangen Kampf Belgiens um seine Selbständigkeit und schließt sein Schriftchen folgendermaßen:

»Die großen Mächte, Spanien, Österreich, Frankreich, die Belgien dauernd besitzen wollten, sind daran gescheitert.« Er sieht in Belgien bloß ein »unschätzbares Friedensfaustpfand«.

Das Schlußwort überlassen wir dem Belgier Billiard, dessen Werk vom Senator Henri La Fontaine, dem Präsidenten des internationalen Friedensbureaus, eingeleitet und empfohlen wird. Billiard ist Pazifist, tritt für Rüstungseinschränkungen und Schiedsgerichte ein und ist ein entschiedener Gegner der Annexionen ohne Befragung der Bevölkerung. Gegen diejenigen, die Deutschland zerstückeln wollen, wendet er sich ganz energisch. Er schätzt auch die deutsche Kultur sehr hoch. »Wir glauben nicht,« sagt er, »daß ein Volk nicht existieren kann, ohne das andere zu unterdrücken.« Er wünscht einen dauernden Frieden und warnt vor einem Frieden, der bei den Unterlegenen den Wunsch nach einer Revanche wachrufen müßte. Er spricht sich dann für die Internationalisierung der Kolonien aus, wobei den Mutterländern dennoch gewisse Vorrechte eingeräumt werden dürfen.

Literarische Rundschau.

Dr.-Ing. e. h. E. Schrödter, **Die Eisenindustrie unter dem Kriege.** Kriegshefte aus dem Industriebezirk. 8. Heft. Essen 1915, G. D. Baedeker. 58 Seiten. Preis 80 Pfennig.

Je deutlicher der jetzige Krieg den Charakter eines Erschöpfungskriegs annimmt, um so wichtiger wird die industrielle Leistungsfähigkeit gegenüber der militärischen. Neben der Lebensmittelversorgung steht hier die Eisen- und Stahlindustrie in erster Linie, denn sie ist es vor allem, die nicht nur die Waffen liefert, sondern auch die Schiffe, Eisenbahnen, Brücken usw., deren rasche und gute Herstellung und Instandsetzung für den Gang des Krieges von größter Bedeutung ist. Deshalb hat eine Studie über die Einwirkungen des Krieges auf die Eisenindustrie eine unverhältnismäßig größere aktuelle Bedeutung als etwa eine Untersuchung über das Schicksal der Glas- oder selbst der Textilindustrie.

Gerade die Schrift Schrödters zeigt dies sehr anschaulich. Sie gibt einen Überblick über die Eisenindustrie in den wichtigsten Ländern während der ersten acht Monate der Kriegszeit. Die Behandlung der einzelnen Länder ist aber sehr ungleichwertig. Über England, die Vereinigten Staaten, Italien, Rußland und Österreich-Ungarn erfahren wir aus dieser Schrift sehr wenig. Verhältnismäßig ausführlich wird Deutschland behandelt, am interessantesten aber sind Schrödters Angaben über Belgien und besonders Frankreich.

Ein aufmerksames Studium der von ihm mitgeteilten Zahlen läßt uns vieles in der heutigen Stimmung der Franzosen und insbesondere unserer französischen Parteigenossen begreiflich erscheinen, was uns im ersten Augenblick befremdet. Welche Bedeutung die deutsche Besetzung der östlichen und nordöstlichen Landesteile, die freilich nach einer Berechnung des Generalinspektors der Pariser Statistischen Gesellschaft nur 3,7 Prozent des ganzen Gebiets von Frankreich ausmachen, in denen 8,2 Prozent der Bevölkerung zu Hause sind, für die Volkswirtschaft, die Finanz- und Steuerkraft, für die Armeeversorgung und endlich insbesondere für das industrielle Proletariat Frankreichs besitzt, geht aus folgender von Schrödter mitgeteilten Tabelle anschaulich hervor:

	Zahl der Dampfkessel			Pferdestärken		
	Kriegszone	Gesamt-Frankreich	Prozent	Kriegszone	Gesamt-Frankreich	Prozent
Bergwerke und Steinbrüche .	3135	8542	36,7	321160	530421	**60,5**
Eisen- und Metallindustrie .	3555	9160	38,8	317723	587365	**54,1**
Landwirtschaftliche Betriebe .	3263	28834	11,3	26717	187549	14,2
Nahrungsmittelindustrie . .	5521	15633	35,3	107901	230526	46,8
Chem. Industrie u. Gerbereien	1164	6542	17,8	43463	139600	31,1
Textilindustrie	4812	11630	40,4	373589	544182	**68,7**
Papierfabr., Buchdruckereien	364	2036	17,9	25187	100980	24,9
Möbelindustrie	766	2639	29,0	17195	48535	35,4
Elektrizitätswerke	414	2393	17,3	117561	567538	20,7
Bauunternehmungen u. Verschiedenes	2281	13791	16,5	35112	218048	16,1
Staatsdienst	270	1932	14,0	6372	80371	7,9
Zusammen	25545	103132	24,8	1391980	3235115	43,0

Bei der Textilindustrie Frankreichs entfallen also 68,7, von den Bergwerken und Steinbrüchen 60,5, von der Eisen- und Metallindustrie 54,1 Prozent in die Kriegszone, sind also für Frankreich während des Krieges verloren, wogegen ein nicht unwesentlicher Teil besonders der für die Kriegszwecke so wichtigen Eisen- und Metallindustrie von den Siegern für ihre Zwecke nutzbar gemacht worden ist, wie Schrödter an interessanten Beispielen zeigt. Schrödters Angaben für die Eisenindustrie (S. 8) zeigen noch deutlicher, wie schmerzlich der Verlust dieser Landesteile für Frankreich heute sein muß. Von der Förderung beziehungsweise Erzeugung entfielen auf die jetzige Kriegszone: bei Kohle 68,8 Prozent, bei Koks 78,3, bei Eisenerz 90, bei Roheisen 85,7, bei Stahlblöcken 76 Prozent usw. Um die Stimmung der Franzosen zu verstehen, muß man aber noch bedenken, daß die Eroberung dieser Gebiete ausschließlich in den ersten Wochen des Krieges erfolgte, als die Mobilisierung der französischen Streitkräfte erst stockend vor sich ging, und daß es seither deren verzweifeltsten Anstrengungen nicht gelungen ist, das verlorene Gebiet zurückzugewinnen.

Beleuchten diese Angaben über Frankreich den heutigen Zustand dieses Landes heller, als es meist in langatmigen Auseinandersetzungen geschieht, so gewinnen wir aus einer anderen Tabelle Schrödters erst das richtige Verständnis für die Bedeutung der amerikanischen Waffenlieferungen für die Entente.

Im Jahre 1913 betrugen die produzierten Rohstahlmengen (in abgerundeten Zahlen):

	Tonnen		Tonnen
In Deutschland	19000000	In England	7800000
- Österreich-Ungarn . . .	2700000	- Frankreich	4400000
		- Belgien	1900000
		- Rußland	4500000
Insgesamt	21700000		18600000

Nach der Besetzung Belgiens und der nordöstlichen Gebiete Frankreichs stellt sich aber das Verhältnis folgendermaßen:

	Tonnen		Tonnen
Deutschland u. Österr.-Ungarn	21700000	England	7800000
Belgien	1900000	Frankreich	1100000
Frankreich (besetzter Teil) .	3300000	Rußland	4500000
Insgesamt	26900000		13400000

Auf Genauigkeit kann diese Rechnung natürlich keinen Anspruch erheben. Sie berücksichtigt weder die Produktionserweiterungen und -einschränkungen während der Kriegszeit noch die Stillsetzungen in den Kriegszonen, aber auch noch nicht den Verlust der polnischen Eisenindustrie für Rußland. Bei all diesen Gebrechen zeigt die Zusammenstellung aber doch im wesentlichen die Verschiebungen, welche die Kriegsereignisse in der Verteilung der Stahlerzeugung Europas mit sich gebracht haben.

An solchen tatsächlichen Angaben bietet die Schrift Schrödters eine reiche Fülle, sie machen ihren Wert aus. Der verbindende Text erinnert nur zu oft an die Sprache nationalliberaler Kriegsbegeisterung. Aber der Leser ist ja zum Glück nicht darauf angewiesen, sich seine Meinungen von Herrn Dr. Schrödter vorschreiben zu lassen, er kann sich sie auf Grund des mitgeteilten Materials selbst bilden. G. Eckstein.

Notizen.

Österreich und Ungarn. Von vielen Seiten ist im Laufe dieses Krieges die Schaffung einer engen wirtschaftlichen Interessengemeinschaft zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn angeregt und gefordert worden. Von Naumann und anderen wird sie gar als politisches Ideal der nächsten Zukunft gepriesen. Dabei wird aber fast stets übersehen, daß sich der Verwirklichung des Planes so große Hindernisse entgegenstellen, daß man sagen kann: es fehlen so gut wie alle Vorbedingungen wirtschaftlicher Art. Nicht das geringste Hindernis liegt in dem eigentümlichen wirtschaftlichen Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn. Ehe dieses nicht von Grund aus geändert wird, ist die deutsch-österreichisch-ungarische Interessengemeinschaft unmöglich, denn es fehlt ja das erste Erfordernis: die enge wirtschaftliche Gemeinschaft zwischen Österreich und Ungarn. Wie wenig entwickelt diese Gemeinschaft ist, dafür lieferten die vom deutschen Ministerium des Innern herausgegebenen »Nachrichten für Handel, Industrie und Landwirtschaft« jüngst einen interessanten Beleg. Sie druckten in den Nummern 2 und 5 dieses Jahrganges je eine Notiz aus dem »Pester Lloyd« über den Handel zwischen Österreich und Ungarn in den ersten drei Vierteljahren des Jahres 1915 ab. Die erste der beiden Notizen stammte aus österreichischer, die zweite aus ungarischer Quelle. Sie machten folgende Wertangaben über den Handel zwischen den beiden Ländern in der angegebenen Zeit:

	Österr. Angabe (Mill. Kronen)	Ungar. Angabe (Mill. Kronen)
Ausfuhr aus Österreich nach Ungarn	922,2	914,8
- - Ungarn nach Österreich	888,6	936,3

Die beiden statistischen Landesämter haben also *jedes für das eigene Land ein Handelsaktivum herausgerechnet*. Das läßt darauf schließen, daß die statistischen Methoden in beiden Ämtern verschieden sind. Österreich und Ungarn sind also noch nicht einmal zu einer Gemeinsamkeit der statistischen Methoden bei der Feststellung des wirtschaftlichen Verhältnisses untereinander gelangt. etn.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 25 | Ausgegeben am 17. März 1916 | 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der neue Tabaksteuerentwurf.

Von Hermann Molkenbuhr.

Der Entwurf eines Gesetzes über Erhöhung der Tabakabgaben, den der neue Schatzsekretär Dr. Helfferich dem Reichstag jetzt vorlegt, unterscheidet sich in seiner Art und Aufmachung auch nicht im geringsten von all seinen Vorläufern unrühmlichen Angedenkens. Hätte der Entwurf sich darauf beschränkt, nachzuweisen, daß das Reich viel Geld braucht und nicht weiß, wo hernehmen — dann hätte die Kritik es schwerer gehabt. So aber bietet die Begründung dieser Tabaksteuervorlage Angriffspunkte in reicher Fülle.

Tabaksteuerentwürfe lagern schon lange in den Reichsämtern und sind sehr oft Gegenstand stichhaltiger Kritik gewesen. Alle Versuche, sie Gesetz werden zu lassen, waren nur dreimal von einem teilweisen Erfolg gekrönt. 1879 durch Erhöhung der Tabaksteuer und des Zolles, 1906 durch Einführung der Zigarettensteuer und 1909 durch Erhöhung der Zigarettensteuer und Einführung des Wertzuschlags für ausländischen Tabak.

Abgelehnt hat aber der Reichstag 1882 Bismarcks Monopolentwurf, die wiederholt eingebrachten Anträge der pfälzischen Abgeordneten Brünings und Menzer betreffend erhöhten Schutzzoll für inländischen Tabak, die 1893 und 1894 vom Grafen Posadowsky eingebrachten Tabaksteuergesetzentwürfe und die 1906 beantragte Zoll- und Steuererhöhung.

Die Begründung aller Entwürfe war ziemlich einfach. Das Schema dazu hatte Bismarck in seiner bekannten Steuerrede vom 22. November 1875 gegeben. In der Rede bezeichnete er den Tabak neben Bier, Kaffee, Zucker, Branntwein und Petroleum als Luxusgegenstand der großen Masse. Außerdem wies er darauf hin, daß aus Tabaksteuer und Tabakmonopol in anderen Ländern erheblich höhere Steuererträge erzielt werden. Auch erfand Bismarck das Schlagwort: »Der Tabak muß mehr bluten.«

Alle nur möglichen Begründungen wurden von Bismarck und von den Schatzsekretären Graf Posadowsky und Freiherr v. Stengel vorgebracht — und doch sind alle ihre Vorlagen abgelehnt worden. Mitleid mit dem Tabak hatte kein Mensch, aber die Mehrheit des Reichstags wußte, wenn etwas durch diese Gesetze zum Bluten gebracht wird, so sind es nicht allein die Verbraucher, sondern auch die im Tabakgewerbe beschäftigten Arbeiter!

Der neue Schatzsekretär Helfferich begnügt sich aber nicht damit, die alten Ladenhüter auszugraben — »Luxusgegenstand der großen Masse« und »die hohen Erträge durch Steuer und Monopol in anderen Staaten« —, er greift auch auf die Beweisführung der Abgeordneten Brünings und Menzer zurück, die einen hohen Schutzzoll für inländischen Tabak forderten, nur bringt er gerade durch das Hineinziehen dieser Argumente einen unlösbaren Widerspruch in seine Begründung.

Erhöht soll werden: der Zoll für Tabakblätter von 85 Mark für einen Doppelzentner auf 130 Mark und der Wertzuschlag von 40 Mark auf 65 Mark für je 100 Mark des Wertes, der Zoll für bearbeitete Tabakblätter soll von 180 Mark auf 280 Mark, für Karotten von 210 auf 300 Mark, für Pfeifen-, Kau- und Schnupftabak von 300 auf 600 Mark, für feingeschnittenen Rauchtabak von 700 auf 1100 Mark, für Zigarren von 270 auf 700 Mark und für Zigaretten von 1000 Mark auf 1500 Mark für 1 Doppelzentner.

Die Steuer für inländischen Tabak soll von 57 Mark auf 75 Mark für den Doppelzentner erhöht und zur Zigarettensteuer soll ein erheblicher Kriegszuschlag erhoben werden.

Tabaksteuer und Tabakzoll sollen jährlich 72,6 Millionen Mark mehr bringen, insgesamt also 209,6 Millionen Mark, und außerdem ein Zuschlag zur Zigarettensteuer 87 Millionen Mark; Tabak und Zigaretten zusammen demnach etwa 300 Millionen Mark.

In der Begründung wird nun ausgeführt:

Mit der vorgeschlagenen Bemessung der Zoll- und Steuersätze für Rohtabak soll zur Förderung des heimischen Tabakbaues der Zollschutz für den inländischen Tabak verstärkt werden. Die Erhöhung des Zollschutzes für den inländischen Tabak durch das Gesetz vom 15. Juli 1909 hat den Bedürfnissen des deutschen Tabakbaues nicht genügt. Der Anteil der inländischen Erzeugung am Gesamttabakverbrauch des deutschen Zollgebiets hat in den Jahren 1906 bis 1909 25,9 vom Hundert, in den Jahren 1910 bis 1913 dagegen nur 23,9 vom Hundert betragen. Der mittlere Preis für einen Doppelzentner trockener, dachreifer inländischer Tabakblätter ist zwar im Jahre 1910 etwas gestiegen, von da ab aber wieder gesunken. Auch die während des Krieges gemachten Erfahrungen drängen dazu, auf tunlichste Begünstigung der heimischen Rohstofferzeugung künftig in erhöhtem Maße Bedacht zu nehmen. Der Tabakbau bildet überdies ein wertvolles Glied in der Fruchtfolge, fällt ausschließlich dem Kleinbetrieb zu und bietet vielen, namentlich schwächeren Händen Beschäftigung. Die vorgeschlagene Begünstigung des inländischen Tabaks würde ferner den für den Massenverbrauch hauptsächlich in Betracht kommenden billigeren Zigarren, soweit zu deren Herstellung inländischer Rohtabak mitverwendet wird, sowie dem aus inländischem Tabak hergestellten billigen Rauchtabak zugute kommen. Eine Übererzeugung auf ungeeigneten Böden wird von der vorgeschlagenen Ausdehnung des Zollschutzes für den inländischen Tabak nicht befürchtet.

Nun ist aber der Zollschutz für den inländischen Tabak durch jede bisher angenommene Steuervorlage verstärkt worden, und doch findet der inländische Tabak nicht mehr Verwendung als vorher. Bis zum Jahre 1879 wurde die Steuer für inländischen Tabak nach der bebauten Fläche erhoben, so daß durchschnittlich 5 bis 6 Mark Steuer auf einen Doppelzentner kamen. Für ausländischen Tabak mußten 24 Mark Zoll gezahlt werden; es war also eine Spannung von 18 bis 19 Mark vorhanden. 1879 wurde die Inlandsteuer auf 45 Mark und der Zoll für ausländischen Tabak auf 85 Mark, die Spannung also auf 40 Mark erhöht. 1909 wurde die Inlandsteuer auf 57 Mark gesteigert, während für ausländischen Tabak ein Wertzuschlag von 40 Prozent erhoben wurde. Die Steuererhöhung entspricht einem Wertzuschlag, wie er für ausländischen Tabak zum Preise von 30 Pfennig für 1 Kilogramm bezahlt werden muß. Da so billiger Auslandtabak aber nicht eingeführt wird, brachte das Steuergesetz von 1909 aber-

mals eine Verstärkung des Zollschutzes — aber trotz alledem keine Steigerung des Verbrauchs. Der Durchschnittspreis für den Doppelzentner eingeführter Tabakblätter ist 165 Mark, während der Preis des inländischen Tabaks nach zehnjährigem Durchschnitt unversteuert 52,70 Mark beträgt. Wenn also trotz des höheren Zollschutzes der Inlandtabak keinen größeren Absatz findet, dann müssen andere Gründe dafür vorhanden sein.

»Der Tabak ist ein entbehrliches Genußmittel,« heißt es in allen Begründungen. Ein Genußmittel — also muß der Verbrauch des Tabaks dem Verbraucher einen Genuß bereiten! Nun gibt es aber viele leidenschaftliche Raucher, die lieber auf den Genuß des Rauchens verzichten, als daß sie sich den »Genuß« einer Zigarre aus Ukermärker Tabak verschaffen. Der Geschmack geht in der Richtung zum Verbrauch leichten Tabaks. Während früher Amerika den ganzen Auslandtabak lieferte und noch in den siebziger Jahren zu Zigarren in mittleren Preislagen fast nur Brasil, Kuba, Domingo und Tabak aus den Vereinigten Staaten verarbeitet wurde, fanden Ende der siebziger Jahre die leichteren Tabake aus Niederländisch-Indien Eingang. Noch im Jahre 1895 waren von 48 710 Tonnen eingeführten Tabaks 31 494 Tonnen, also 64,6 Prozent, Tabake aus Amerika. 1913 kamen neben 12 793 Tonnen vorwiegend Zigarettentabak aus der Türkei, Griechenland usw. 38 322 Tonnen aus Niederländisch-Indien und nur noch 28 309 Tonnen, also nur noch 34,7 Prozent, aus Amerika. Obwohl die Vereinigten Staaten von Nordamerika Tabak besitzen, der im Aroma nur wenig hinter dem Havannatabak zurückbleibt, und trotz eines fast verrückt hohen Schutzzolls findet selbst in Amerika der Sumatra- und Borneotabak immer mehr Eingang!

Der Fabrikant muß eben dem Geschmack des Publikums Rechnung tragen. Und da der deutsche Tabak dieser Geschmacksrichtung des Publikums ganz und gar nicht entspricht, wird er immer mehr und mehr zurückgedrängt trotz aller Steuerbegünstigungen.

Dagegen verleitet jedes Inaussichtstellen höheren Schutzes die Bauern gar leicht zu erhöhtem Anbau und führt geradezu Katastrophen auf dem Inlandmarkt herbei. 1879 glaubten die Bauern auch, daß durch den erhöhten Zollschutz ein großer Absatz für Inlandtabak geschaffen würde. Sie steigerten den Anbau derart, daß statt 28 409 Tonnen im Jahre 1879 nach zwei Jahren bereits 61 314 Tonnen Inlandtabak auf den deutschen Markt geworfen wurden. Das hatte zur Folge, daß der Tabakbau länger als ein Jahrzehnt ein sehr unrentables Geschäft war. Welches Unheil angerichtet war, kann man in den Reichstagsreden der Herren Brünings und Menzer nachlesen.

Wenn es aber Herrn Helfferich wirklich gelänge, den Auslandtabak durch Inlandtabak vom deutschen Markte zu verdrängen, was hätte er dann gewonnen? 1913 brachten die 81 400 Tonnen eingeführten Tabaks an Zoll und Wertzuschlag 121 897 600 Mark. Würde der Tabak durch Inlandtabak ersetzt und für diesen auch die erhöhte Steuer von 75 Mark für den Doppelzentner bezahlt, dann würden sie nur 61 050 000 Mark bringen, also rund 61 Millionen Mark *weniger*, als sie gebracht haben! Da würde denn wohl der geldbedürftige Staatssekretär des Reichsschatzamts mit dem Schutzzöllner Helfferich in argen Konflikt kommen, denn im Reichsschatzamt will man mehr Geld, sehr viel mehr Geld haben als jetzt.

Das Streben, möglichst alle Bedarfsartikel im Lande herzustellen, scheint sehr löblich — ist aber nicht durchführbar! Eine Produktion wird sich nur dann im Wettbewerb behaupten, wenn ihre Fertigprodukte allen Anforderungen entsprechen. So wenig der Küchenchef eines Cafés in der Lage ist, aus gebranntem Getreide, Zichorie und ähnlichen heimischen Produkten ein Getränk herzustellen, das den Gästen so gut schmeckt wie ein Getränk aus den ausländischen Kaffeebohnen, ebensowenig kann man mit deutschem Tabak den Raucher befriedigen.

Die Behauptung, daß der Tabak ein wertvolles Glied in der Fruchtfolge ist, braucht nicht erst ernsthaft besprochen zu werden, denn es kommen für den Tabakbau nur 0,06 Prozent unseres landwirtschaftlich benutzten Bodens in Betracht! Ferner muß man, um den für Zigarrenfabrikation brauchbaren brennbaren Tabak zu bauen, lange Zeit Kuhdünger vom Boden fernhalten. In Amerika wird das Land, auf dem man Qualitätstabak bauen will, immer nur so behandelt und gedüngt, wie es der Tabakbau erfordert — dadurch wird aber das Land für manche andere Frucht unbrauchbar.

Nun zu dem eigentlichen Kern der Vorlage! Hier bietet die Begründung nichts als eine Wiederholung aller alten Argumente. Es werden die Zahlen über den Ertrag der Tabaksteuern und der Monopole in anderen Ländern aus der Vorlage von 1909 wieder abgedruckt. Diese Darstellung leidet immer an einer bedenklichen Einseitigkeit. Man müßte neben die Steuererträgszahlen auch die Zahlen setzen über die Anzahl von Personen, die in diesen Ländern in der Tabakfabrikation und im Handel mit Tabakfabrikaten ihren Erwerb finden. Würde man diese Lücke ausfüllen, dann würde festgestellt werden: Je höher die Erträge aus den Tabaksteuern und den Monopolen werden, um so geringer ist die Zahl der in der Tabakfabrikation beschäftigten Personen! Bringt man die Steuererträge auf die von den Steuersuchern erstrebte Höhe, dann wird man auch das Gewerbe auf den Tiefstand jener Länder herabgedrückt haben. Da findet man freilich in Deutschland eine große Industrie als Zerstörungsobjekt!

Schon mit den jetzigen Steuern hat man die einst gutgelohnten Tabakarbeiter auf die niedrigste Stufe der an gewerbliche Arbeiter gezahlten Löhne herabgedrückt. Während an die wegen ihrer Hungerlöhne bekannt gewordenen schlesischen Textilarbeiter, soweit sie gegen Unfall versichert sind, an einen Vollarbeiter (also für 300 Arbeitstage) 1913 noch ein Durchschnittslohn von 676,90 Mark gezahlt wurde, erlangten die gegen Unfall versicherten Tabakarbeiter nur noch einen Durchschnittslohn von 650,00 Mark. Die Leidensgeschichte der Tabakarbeiter begann mit der Annahme der Steuer- und Zollerhöhung im Jahre 1879. Damals, unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes, gelang es, die ganze Zoll- und Steuererhöhung den Arbeitern vom Lohn abzuziehen, so daß der Konsument, dem Bismarck, wie er sagte, das Geld abnehmen wollte, gar nicht getroffen wurde.

In einem in der Tagespresse veröffentlichten Artikel habe ich darauf hingewiesen, wie sich das Tabakgewerbe in der Zeit von 1882 bis 1907, also in der Zeit, in der nur die Zigarettenindustrie mit einer Steuererhöhung getroffen wurde, entwickelt hat. Nach den Gewerbezählungen waren in der Tabakfabrikation:

	Betriebe	Beschäftigte
1882	15226	113396
1895	19357	153080
1907	25470	203224

Der durchschnittliche jährliche Zugang war in dem ersten Abschnitt 3307 und in der Zeit von 1895 bis 1907 4512 Beschäftigte. Dazu kommt noch der Handel mit Tabak und Zigarren. Hiervon wurden 1907 22 612 Betriebe mit 37 007 Beschäftigten gezählt.

Eine selten gleichmäßige Entwicklung zeigen die Zahlen der Berufsgenossenschaft. In der Zeit von 1885 bis 1909 sind nur zwei Jahre mit Rückgang der Beschäftigten, und zwar die beiden Krisenjahre 1892 und 1900, wovon das erste Krisenjahr einen Rückgang von 1592 und das zweite einen solchen von 885 Vollarbeitern aufweist. Viel schlimmer aber als die schlimmste wirtschaftliche Krise wirkte die 1909 eingeführte Steuererhöhung! Da weist das Jahr 1910 im Vergleich mit 1908 einen Rückgang von 10 122 Vollarbeitern in den gegen Unfall versicherten Betrieben auf. Noch schlimmer wirkte es in den rund 18000 nichtversicherten Kleinbetrieben! Der Fabrikant muß die Steuer auslegen; in der Regel vergeht von dem Tage des Einkaufs des Rohtabaks bis zu dem Tage, an dem der Fabrikant seine Ware bezahlt erhält, ein Zeitraum von reichlich einem Jahre. Daß zu dieser Verauslagung von Kapital die Kleinunternehmer weit weniger in der Lage waren als die Großbetriebe, liegt auf der Hand.

In dem Artikel der Tagespresse habe ich versucht, ziffermäßig nachzuweisen, wie groß der Ausfall war, den die gegen Unfall versicherten größeren Betriebe und deren Arbeiter zu ertragen hatten. Zunächst suchte ich an den Zahlen von 1904 bis 1908 festzustellen, wie die Entwicklung wahrscheinlich verlaufen wäre, würde die Steuererhöhung 1909 nicht gekommen sein. Da in den letzten fünf Jahren vor der Steuererhöhung die Zahl der Beschäftigten durchschnittlich um 6438 und die Lohnsumme um 3 533 948 Mark jährlich stieg, nahm ich an, daß diese Steigerung auch in den Jahren 1909 bis 1913 angehalten hätte, da ja die Jahre 1909 bis 1912 Jahre allgemeinen wirtschaftlichen Aufstiegs waren. Setzt man diese Zahlen ein und vergleicht sie mit den wirklichen Ziffern, die in den Rechnungsergebnissen der Tabakberufsgenossenschaft mitgeteilt werden, dann blieben die Zahlen der beschäftigten Arbeiter und des ihnen gezahlten Lohnes um folgende Summen hinter den Zahlen zurück, die sich ohne die neue Steuer wahrscheinlich ergeben hätten:

	Vollarbeiter	Tatsächlich gezahlter Arbeitslohn
1909	7619	6553048 Mark
1910	12998	18819071 -
1911	22571	18775447 -
1912	26732	20008510 -
1913	29264	20204081 -

Es trat zuerst statt der Steigerung der Zahl der Arbeiter ein Rückgang von über 10 000 ein und dann eine Steigerung, die viel langsamer war als jene, die sich sowohl aus den Gewerbezählungen wie aus den Ziffern der Berufsgenossenschaft als durchschnittliche Steigerungszahl ergibt. Das Vorhandensein überzähliger Arbeiter drückt auf die Löhne der Beschäftigten.

In der Begründung wird zwar behauptet: »Die Steuererhöhung dürfte einen größeren Verbrauchsrückgang und damit eine Verminderung der Arbeitsgelegenheit im Tabakgewerbe nicht verursachen.« Eine Tabaksteuererhöhung, die, berechnet an der Tabakeinfuhr von 1913, einen Ertrag von 53 707 600 Mark brachte, verursachte eine Abnahme der Arbeiter in den gegen Unfall versicherten Betrieben von mehr als 10 000. Die jetzt vorgeschlagene Erhöhung würde aber, gemessen an Einfuhrmenge und Einfuhrwert von 1913, 70 097 250 Mark bringen. Nun hätte man doch erwarten können, daß auch die Voraussetzungen mitgeteilt wären, worauf die Behauptung begründet ist.

Der Konsumrückgang hat sich bei allen Steuer- und Preiserhöhungen, und zwar auch in den Monopolländern eingestellt, so zum Beispiel auch in Frankreich, als dort im Jahre 1872 eine Preissteigerung eintrat. Da 1870 und 1871 der Krieg tobte, muß man das Jahr 1869 zum Vergleich heranziehen. 1869 wurden in Frankreich 32,6 Millionen Kilogramm Tabak verbraucht, hiervon entfielen 1,8 Millionen auf Elsaß-Lothringen und 30,8 Millionen Kilogramm auf das jetzige Frankreich. 1872 steigerte man den Preis von durchschnittlich 9 Franken auf 11,50 Franken für 1 Kilogramm. Nun ging aber der Verbrauch um 3,8 Millionen Kilogramm auf 27 Millionen Kilogramm zurück. Auch das Jahr 1873 weist erst einen Verbrauch von 28,3 Millionen Kilogramm auf, also immer noch 2,5 Millionen Kilogramm weniger als im Jahre 1869.

Ein Konsumrückgang ist in einem Monopolland leichter zu ertragen wie in einem Lande mit freiem Gewerbe. Im Monopolland kann man die Arbeitszeit der Arbeiter herabsetzen und die Arbeiter entschädigen. Anders ist es in einem Lande mit freiem Gewerbe. Hier werden Arbeiter entlassen, und dann gibt es Unternehmer, die die Not der Arbeitslosen zum Lohndruck ausnutzen. Das zeigte sich auch 1910. Der Durchschnittslohn stieg von 1906 bis 1908 von 574 Mark auf 612 Mark. Nun schieden durch die Steuererhöhung 10 122 Arbeiter aus. Die Ausscheidenden sind immer die schwächsten Arbeiter, denn die tüchtigsten Kräfte sucht sich jeder Fabrikant zu halten. Trotzdem war der Durchschnittslohn 1910 nur 614 Mark. Es trat also ein Stillstand in der Lohnsteigerung ein, die seit einer Reihe von Jahren angehalten hatte. Da aber die Preise für die Lebenshaltung steigen, bedeutet Stillstand in der Lohnhöhe eine Verschlechterung der sozialen Lage.

Bei der jetzigen Steigerung der Lebensmittelpreise müßte eine starke Steigerung der Löhne herbeigeführt werden. Man wird nicht damit rechnen können, daß nach dem Friedensschluß die Preise auf den früheren Stand sinken. Folglich müssen die Arbeiter danach streben, die Löhne den Preisen anzupassen. Die Tabakarbeiter jedoch könnten jede solche Hoffnung aufgeben, wenn in einem so kritischen Moment 10 000 ihrer Kollegen arbeitslos gemacht würden.

In dem Artikel in der Tagespresse habe ich bereits darauf hingewiesen, daß das Tabakgewerbe in der Gegenwart einer größeren Schonung bedarf. Nach dem Kriege ist für eine große Anzahl von Leuten, die ihre Gesundheit für das Vaterland geopfert haben, Arbeitsgelegenheit zu beschaffen. In der Tabakindustrie können Leute mit beschädigten Beinen vollwertige Arbeiter werden, denn der Zigarrenarbeiter gebraucht nur bewegliche Arme

und gesunde Hände. In vielen Gegenden werden die Gesellschaften zur Förderung der Kriegsbeschädigten damit rechnen, auch Pflegebefohlene in der Tabakindustrie unterzubringen. Bei ruhiger Entwicklung wird es leicht sein, einigen tausend Kriegsbeschädigten in der Tabakindustrie Arbeitsgelegenheit zu verschaffen. Kommt die Steuer in der vorgeschlagenen Höhe, dann kann die Tabakindustrie nicht allein keine neuen Arbeiter aufnehmen, sondern eine große Anzahl zum Teil schwache Menschen muß dann in anderen Industrien Unterkunft suchen. Auch sie werden Opfer des Krieges!

Gar oft wurde durch Tabaksteuervorlagen in weite Kreise der Bevölkerung große Beunruhigung gebracht. Es gibt Gegenden in Westfalen, im Maingau, in Baden, Sachsen usw., in denen der größte Teil der Bevölkerung abhängig ist von der Tabakfabrikation. Wenn nun zu der allgemeinen wirtschaftlichen Not, die der Krieg schon gebracht hat, noch solche Notstände hinzutreten, wie sie die Annahme einer solchen Vorlage bringen wird, dann werden die Hunderttausende, die davon betroffen werden, geradezu zur Verzweiflung getrieben! Man sollte doch einmal die alte Phrase, daß der Tabak bluten muß, endgültig begraben, weil man nicht den Tabak trifft. Will man dem Wohlhabenden, der teure Zigarren raucht, Geld abnehmen, dann ist das einzig Richtige, daß es direkt geschieht! Auch ist nicht einzusehen, weshalb man einem ebenso reichen Menschen, der zufällig Nichtraucher ist, nichts abnehmen will. Sicher ist, daß die Erhebung einer indirekten Steuer teurer zu stehen kommt als die direkte. Soll erst der Zigarrenfabrikant die Steuer auslegen, dann muß er alle Spesen und Unkosten, die das Geschäft erfordert, auch auf die Steuer anrechnen. Der Fabrikant rechnet immer mit zwei Faktoren: einmal, wie weit er die Herstellungskosten herabdrücken und dann, wie hoch er den Preis treiben kann. Beim Drücken der Herstellungskosten sind immer die Arbeiter die Notleidenden.

Hoffentlich gelingt es auch diesmal, die Tabakarbeiter vor dem drohenden Unheil zu bewahren.

Sozialdemokratische Steuerpolitik.

Von **K. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

5. Die Höhe der Steuer.

Neben der Quelle, aus der die Steuern zu schöpfen sind, kommt natürlich auch ihre Höhe in Betracht. Sie dürfen nicht so groß werden, daß sie die Quelle ausschöpfen und zum Versiegen bringen. Die beste Steuer wird zum Fluch, wenn sie eine bestimmte Höhe überschreitet, die von den jeweilig gegebenen ökonomischen Bedingungen abhängt.

Das Maximum, das die Besteuerung eines Volkes erreichen könnte, ohne seine Produktivität oder die Lebenshaltung der Massen zu beeinträchtigen, bildet die Summe des Konsumtionsfonds, der aus dem Mehrwert gespeist wird, also jenes Teiles des Mehrwerts, der nicht erheischt ist, die Akkumulation des Kapitals in dem Maße fortzusetzen, das zur industriellen Behauptung des Volkes auf dem Weltmarkt erforderlich ist.

Praktisch kommt es natürlich in einem kapitalistischen Staate nie dazu, daß der Konsumtionsfonds der Kapitalisten usw. vollständig weggesteuert wird. Schon seiner bloßen Einschränkung widersetzen sich die Besitzenden

mit der ganzen Macht, über die sie verfügen, und die Hartnäckigkeit ihres Widerstandes wächst mit der Höhe der Besteuerung.

Wir haben in keinem kapitalistischen Staate jemals zu befürchten, daß Einkommen- oder Vermögensteuer eine Höhe erreichen, die die Akkumulation ernstlich bedroht oder gar das schon vorhandene Kapital angreift und schmälert.

Wohl aber ist eine andere Gefahr möglich: Steigt die Steuer zu hoch, dann reizt sie das Kapital, auszuwandern. Auch wenn sie noch nicht die Akkumulation überhaupt hemmen würde, hemmt sie sie im eigenen Lande.

Diese Auswanderung kann zwei Formen annehmen: die von Kapitalien und von Kapitalisten.

Die bestehenden Fabriken und Bergwerke kann man nicht ins Ausland tragen. Wohl aber neu akkumuliertes Kapital. Man legt es am ehesten in den Unternehmungen an, die den größten Profit bringen. Die werden unter sonst gleichen Umständen in den Staaten mit der niedrigsten Belastung der Produktion durch Steuern liegen. Das Aktienwesen erleichtert ungemein diese Art Auswanderung des Kapitals. Sie hängt ab von der Höhe der Steuern und der Verteuerung der Produktion durch sie. Hohe Verbrauchs- und Verkehrssteuern, die nicht nur die Geldlöhne der Arbeiter in die Höhe treiben oder ihre Reallöhne und damit ihre Leistungsfähigkeit senken, sondern auch die Preise der Roh- und Hilfsmaterialien steigern, begünstigen die Auswanderung des neu akkumulierten Kapitals mindestens ebensosehr, wenn nicht noch mehr, als Einkommensteuern, die die Produktion direkt gar nicht treffen.

Dagegen bilden hohe Einkommen- und Vermögensteuern einen starken Anreiz zur Auswanderung der Kapitalisten. Sie legen ihre Kapitalien in der internationalsten Weise in den Ländern an, in denen sie den höchsten Profit abwerfen. Ihre Einkommen suchen sie aber dort zu verzehren, wo sie den geringsten Teil davon als Steuer abzugeben haben.

Indes vollzieht sich die Auswanderung der Kapitalisten nicht so leicht wie die der Kapitalien. Allerdings, innerhalb des Staates macht es keine Schwierigkeit, von einer Gemeinde in die andere zu ziehen und von verschiedenen einander benachbarten Gemeinden jene zum Wohnort zu wählen, die neben anderen Vorzügen auch noch den geringer Kommunallasten aufweist. Dagegen ist es nicht so einfach für den Besitzer oder Leiter einer Bank, einer Fabrik, eines Bergwerks oder Gutes, seinen dauernden Wohnsitz ins Ausland zu verlegen. Sein Besitz fesselt ihn ans Vaterland. Und selbst der bloße Rentier, der nur Aktien und Staatsschuldverschreibungen oder Hypotheken besitzt, wird sich oft nicht in der Fremde heimisch fühlen. Es müßten schon exorbitant hohe Einkommen- und Besitzsteuern sein, die eine Massenflucht der Kapitalisten bewirken könnten. Dagegen ist die Auswanderung neu akkumulierten Kapitals eine der leichtesten Operationen der Welt. Sie hat schon vor dem Kriege große Dimensionen angenommen und ist die Haupttriebfeder des Imperialismus geworden. Führt sie bloß Kapital ins Ausland, das in der heimischen Industrie weniger profitable Beschäftigung findet, und bleiben die Kapitalisten, die es besitzen, im Inland, so kann jene Auswanderung zur Bereicherung des Landes führen. Freilich besteht stets die Gefahr, daß die Auswanderung des Kapitals die Entwicklung der heimischen Industrie hemmt, nur die Kapitalistenklasse be-

reichert, dagegen den Aufschwung der Arbeiterklasse lähmt. So haben wir in Frankreich während der letzten Jahrzehnte eine ungemein starke Kapitalausfuhr neben einem Stocken der industriellen Entwicklung.

Geradezu verderblich kann aber die Auswanderung des Kapitals dann werden, wenn es einem dringenden Bedarf der heimischen Industrie entzogen wird. Wenn nicht überquellende Akkumulation, sondern industrielle Stagnation und übermäßiger Steuerdruck das Kapital aus dem Lande treiben. Diese Gefahr droht uns nach dem Kriege.

Schon die ökonomischen Verhältnisse werden dann einen starken Anreiz zur Auswanderung von Kapital gerade unter Umständen bilden, unter denen wir seiner Vermehrung am meisten bedürfen. Unter dem »wir« ist da nicht etwa bloß Deutschland zu verstehen, sondern ganz Europa. Diese Auswanderung wird einen starken Ansporn bekommen durch eine hohe Steuerlast. Die Staaten Amerikas, die aus dem Kriege ökonomisch überwiegend Vorteile zogen, ohne Kriegslasten reiche Kriegsgewinne einsteckten, und die von keiner schweren Kriegsrüstung belastet sind, keine hohen Steuern aufzuweisen haben, sie werden das europäische Kapital in hohem Maße anziehen.

Kein Zweifel, diese Gefahr droht uns. Man muß mit aller Kraft auf sie hinweisen, um die Gefährlichkeit zu hoher Steuern erkennen zu lassen. Aber meistens geschieht es — auch von einem Teil unserer Genossen — nicht zu dem Zweck, vor allzu hohen Steuern zu warnen, sondern nur zu dem, vor hohen Steuern auf die *Besitzenden* zu warnen und für Besteuerung des Massenkonsums und Massenverkehrs Stimmung zu machen.

Zu diesem Zwecke beruft sich Cunow auf mich, auf Äußerungen in meiner Schrift über die »soziale Revolution«, 2. Teil, S. 12, wo ich darauf hinweise, daß wir die Einkommen- und Vermögenssteuern nicht beliebig hoch schrauben können, da dann die Kapitalisten den Staat verlassen würden, denen die Steuer lästig würde. Das bestreite ich auch heute nicht, aber damals so wenig wie jetzt wäre es mir eingefallen, daraus ein Argument zur Erhöhung oder Neueinführung *anderer* Steuern zu machen.

Wir dürfen nicht vergessen, daß neben der Gefahr der Auswanderung von *Kapitalien* und *Kapitalisten* auch die der Auswanderung von *Arbeitern* besteht. Und diese ist für die Industrie womöglich noch bedrohlicher als jene.

Unter Umständen kann allerdings die Auswanderung von Arbeitern für einen Staat von Vorteil sein. Das trifft dort zu, wo die Landwirtschaft hauptsächlich zwerghafte Landwirtschaft ist, die aus Mangel an Kapitalien unzureichend betrieben wird. Da wandern zahlreiche Arbeitskräfte, die der Boden nicht mehr zu ernähren vermag, aus, aber nicht für immer, denn der Bodenbesitz, den sie hinterlassen, zieht sie immer wieder in die Heimat zurück. Die heimische Scholle wird von Weib und Kind notdürftig bearbeitet, indes der Mann in der Fremde schuftet und darbt, um möglichst rasch und viel zu sparen. Mit seinen Ersparnissen kehrt er heim und führt sie seinem Boden als Kapital zu. Aus dieser Art Auswanderung zogen Süd- und Osteuropa seit Jahrzehnten erhebliche Gewinne.

Ganz anders gestaltet sich die Sache dort, wo eine großindustrielle Bevölkerung von qualifizierten Arbeitern, die hohe Werte schaffen, durch Herabdrückung ihrer Lebenshaltung aus dem Lande getrieben wird. Sie

hinterläßt keinen Bodenbesitz, der sie zurücklockt und dem sie Ersparnisse von außen zuführt. Ist sie fort, dann bleibt sie weg, und statt Ersparnisse zu bringen, nimmt sie solche mit sich. Es sind natürlich die im kräftigsten Alter stehenden Arbeitskräfte, die so für immer der heimischen Industrie entzogen werden. Ihre Ausbildungskosten, die großen Werte, die sie produzieren, kommen künftig der Industrie eines anderen Landes zugute. Die Zurückbleibenden, das sind die Alten, die Kranken, die Kinder und die Krüppel.

Man glaube doch nicht, daß mit Kapitalien allein produziert werden kann, man vergesse nicht, daß die menschliche Arbeitskraft das wichtigste und entscheidendste Produktionsmittel bildet.

Also nichts wäre verkehrter, als der Kapitalauswanderung durch Mittel entgegenzuwirken, die die Arbeiterauswanderung fördern müßten.

6. Die Monopole.

Um der Szylla der Kapitalauswanderung sowie der Charybdis der Arbeiterauswanderung zu entgehen, langt mancher Steuerpolitiker nach den Monopolen. Aber die helfen auch nicht weiter. Ich habe darüber ausführlicher schon in der Neuen Zeit, XXXIII, 1, S. 673 ff. in dem Artikel über Steuern und Monopole gehandelt. Hier sei nur kurz einiges rekapituliert. Die Monopole schaffen die Tatsache nicht aus der Welt, daß alle Steuern aus der vorhandenen Produktenmasse zu schöpfen sind. Eine andere Quelle existiert daneben nicht. Auch wenn die Steuer die Form eines Monopolgewinns annimmt, bedeutet sie einen Abzug von jener Masse, ausgenommen den Fall, der Gewinn des Monopols rühre daher, daß es die vorhandene Produktenmasse in höherem Maße vermehrt oder die Vertriebskosten in höherem Maße vermindert, als bei privater Produktion oder privatem Vertrieb des betreffenden Monopolprodukts einträte.

Monopole der letzteren Art sind sehr wohl möglich, aber sie versprechen in ihren Anfängen keinen erheblichen Gewinn. Sie mögen aus politischen oder sozialen Gründen unter Umständen sehr wichtig werden. Mit dieser Seite der Monopole haben wir es hier nicht zu tun, sondern nur mit ihrer fiskalischen, als Mittel zur Abhilfe der Finanznot, als eines, das sofort Hunderte von Millionen liefert. Mir ist kein Monopolvorschlag bekannt, der solches Ergebnis ohne weiteres in Aussicht stellte, ohne einerseits eine Verteuerung des Verbrauchs oder Verkehrs oder andererseits eine Brotlosmachung von Arbeitern. In einer eben erschienenen Broschüre (Berlin, Liebheit & Thiesen) über »Die Kriegslasten und ihre Deckung« läßt der freisinnige Abgeordnete Gothein alle möglichen Monopolvorschläge Revue passieren. Einen großen Ertrag erwartet er von keinem, außer durch große Verteuerung des Produkts. Gegen die Brotlosmachung von Arbeitern müßten wir uns entschieden wenden, so bliebe nur noch das Monopol als eine Form der indirekten Steuern, die wir auch ablehnen.

Cunow hat allerdings in der Monopolisierung eines Erwerbszweigs eine besondere Art Förderung der wirtschaftlichen Entwicklung entdeckt. In dem schon mehrfach zitierten Artikel im »Vorwärts« über »Steuerdogmatik und Steuermöglichkeit« vom 25. Februar wendet er sich gegen den Einwand, daß es »gehüpft wie gesprungen sei« und dieselbe Wirkung habe, ob der Staat die Akkumulation durch direkte Steuern beschränke oder einen bisher kapitalistisch betriebenen Geschäftszweig verstaatliche, um dessen

Profit für seine Zwecke zu verwenden. Auch in letzterem Falle werde die Akkumulation eingeengt, wenn der Staat den Monopolprofit unproduktiv verwende, statt ihn zu akkumulieren.

Cunow sagt dagegen:

Gewiß, wenn ein Industriezweig, zum Beispiel der Kohlenbergbau, völlig verstaatlicht wird, so können in ihm von den früheren Zechenbesitzern keine Unternehmerprofite mehr gemacht und daraus keine neuen Kapitalien mehr gesammelt werden. Aber während bei einer Hemmung der Kapitalakkumulation durch direkte Steuern die wirtschaftliche Entwicklung zurückgehalten würde, wird sie es in solchem Falle nicht, denn es besteht kein Grund, warum nicht der Staat die Kohlenproduktion entsprechend dem steigenden Bedarf ausdehnen sollte![3]

Dies Argument und das ihm folgende, das noch mitgeteilt werden soll, hat selbst intelligente Leute bestochen, verdient also etwas eingehendere Beleuchtung.

Wenn man die Wirkung der direkten Steuern mit der des Monopols auf die Akkumulation vergleicht, muß man in dem einen wie dem anderen Falle ihre Wirkung auf die Gesamtakkumulation, das heißt auf die Anhäufung der Kapitalien in allen Zweigen der Geschäftstätigkeit in Betracht ziehen. Cunow verfährt anders. Die Wirkung der direkten Steuer auf die Gesamtakkumulation, also auf alle Geschäftszweige, vergleicht er mit der Möglichkeit besonderer Akkumulation in einem besonderen Geschäftszweig, den verstaatlichten Betrieben! Natürlich kann es vorkommen, daß diese Betriebe ausgedehnt werden, auch wenn das Monopol die Ausdehnung anderer Betriebe hemmt. Cunow aber setzt die Ausdehnung der Bergwerke gleich der Ausdehnung der gesamten Produktion in allen Zweigen. Da die direkte Steuer wohl die Gesamtakkumulation einschränken kann, die Verstaatlichung des Kohlenbergbaues aber die Ausdehnung der Bergwerke nicht unmöglich macht, schließt er daraus, daß nur die direkte Steuer und nicht das Monopol die wirtschaftliche Entwicklung hindert!

Aber Cunow begnügt sich nicht mit dieser Entdeckung, sondern fügt ihr noch andere hinzu, die unter den vielen erstaunlichen Entdeckungen, die die politische Ökonomie aufweist, wohl zu den erstaunlichsten gehören. Er behauptet, die enteigneten Zechenbesitzer könnten die Gelder, die sie für ihre Bergwerke erhielten,

nun in anderen privaten Unternehmungen anlegen und dadurch deren Ausdehnung fördern. Es tritt also (durch die Verstaatlichung) keine Hemmung der wirtschaftlichen Entwicklung ein, sondern eher eine Förderung...[3] Zweitens aber entschwindet nach der Verstaatlichung der Gewinn aus dem Bergwerksbetrieb zwar den Händen der Kapitalisten, aber er geht deshalb nicht in Dunst auf, sondern fällt an den Staat,[3] der ihn teils zur Fortsetzung des Betriebs, teils zu anderen Staatszwecken benutzt, die sonst durch Steuern aufgebracht werden müßten — auch von den Arbeitern.

Betrachten wir zunächst das zweite dieser beiden Argumente. Durch die Verstaatlichung geht der Gewinn aus dem Bergwerksbetrieb aus den Händen der Kapitalisten in die des Staates über. Das ist richtig in dem Falle, wenn die Kohlengruben konfisziert, falsch, wenn sie zu ihrem Werte gekauft werden. Das letztere nimmt aber Cunow an; denn er spricht

[3] Von Cunow gesperrt.

davon, daß die Zechenbesitzer nach der Verstaatlichung ihre Kapitalien in anderen Unternehmungen anlegen. Das sollte der alte Marxist Cunow doch wissen, daß aus dem Austausch gleicher Werte kein neuer Mehrwert entspringen kann.

Betrachten wir den Vorgang an einem Beispiel. Nehmen wir an, die Kohlengruben des Landes bringen einen Reingewinn von 500 Millionen. Bei einem durchschnittlichen Zinsfuß von 5 Prozent entspricht das dem Ertrag eines Kapitals von 10 Milliarden. Wollte man die Gruben zu ihrem Werte erwerben, müßte man so viel dafür geben. Was ändert sich also, wenn der Staat die Bergwerke an sich bringt?

Die Kapitalisten beziehen fortan ihren Gewinn nicht mehr aus den Bergwerken, das ist richtig. Aber sie beziehen doch die gleiche Gewinnmasse nach wie vor, bloß aus einer anderen Quelle, nicht aus ihren Gruben, sondern aus der Staatskasse. Sie beziehen ihn direkt daraus, wenn der Staat sie nicht mit barem Gelde, sondern mit Staatsschuldverschreibungen bezahlt, die er verzinst.

Auf der anderen Seite fällt der Reinertrag der Gruben an den Staat. Aber für welche Zwecke kann er ihn benutzen? Für die des Staates? Mitnichten. Der ganze Gewinn muß dazu benutzt werden, die neue Staatsschuld zu verzinsen. Der Staat gewinnt aus den Bergwerken 500 Millionen. Dafür hat er 10 Milliarden neue Schulden, deren Verzinsung ihn 500 Millionen kostet. Kein Pfennig bleibt ihm übrig »für andere Staatszwecke, die sonst durch Steuern aufgebracht werden müßten«. Will er aus den Gruben Gewinn ziehen, dann muß er sein Monopol dazu ausnutzen, die Kohlenpreise zu erhöhen. In der Wirkung auf das Wirtschaftsleben ist es aber »gehüpft wie gesprungen«, ob der Staat die Tonne Kohlen um 2 Mark verteuert oder von jeder Tonne eine Abgabe von 2 Mark erhebt.

Soviel über die erstaunliche Behauptung, daß man durch den Ankauf eines Unternehmens zu seinem vollen Wert einen Gewinn macht und mit diesem das Defizit in seinem Budget deckt.

Nun zur anderen Behauptung. Danach bekommen die Kapitalisten durch die Verstaatlichung Kapitalien in ihre Hand, die sie in anderen Unternehmungen anlegen, wodurch sie die wirtschaftliche Entwicklung fördern. Wieso soll das geschehen? Gewiß ist es für diese Entwicklung wesentlich, daß neue Kapitalien geschaffen und akkumuliert werden, dagegen ist es für sie höchst gleichgültig, ob sich die neuen Kapitalien in der Hand des Hinz oder des Kunz befinden. Die wirtschaftliche Entwicklung wird doch nicht einfach dadurch gefördert, daß bereits bestehende Kapitalien ihren Besitzer wechseln, sondern dadurch, daß neue Kapitalien produziert werden. Die ganze Behauptung Cunows hätte nur dann einen Sinn, wenn durch den Prozeß der Verstaatlichung neue Kapitalien für die bisherigen Besitzer der Bergwerke geschaffen würden. Wo sollen die herkommen?

Erinnern wir uns des obigen Beispiels. Vor der Verstaatlichung besaß der Staat nichts an neuem Wert, die Grubenbesitzer besaßen für 10 Milliarden Bergwerke. Nach der Verstaatlichung ist der Staat der glückliche Besitzer von Bergwerken im Wert von 10 Milliarden, dabei aber auch von 10 Milliarden neuer Schulden. Er besitzt also ebensoviel wie zuvor. Das gleiche ist aber mit den Grubenbesitzern der Fall. Sie besitzen nach wie vor ihre 10 Milliarden, bloß in anderer Form.

Sollte in diesem Formwechsel etwa das Befruchtende liegen? Aber was die enteigneten Zechenbesitzer für ihre Bergwerke bekommen haben, das sind Staatspapiere, nicht Bargeld. Es bleibt das Geheimnis Cunows, wie man Staatsschuldverschreibungen »in anderen privaten Unternehmungen anlegt und dadurch deren Ausdehnung fördert«.

Die Sache wird nicht verbessert dadurch, daß man sich denselben Prozeß verlängert vorstellt, annimmt, daß die Besitzer der neuen Staatsschuldverschreibungen diese verkaufen, um den Erlös in anderen Unternehmungen anzulegen. Auch dadurch wird doch kein neues Kapital geschaffen, sondern nur bewirkt, daß flüssiges Kapital, das schon bereit war, in privaten Unternehmungen angelegt zu werden, nicht direkt von seinen bisherigen Besitzern dazu verwendet wird, sondern von den Besitzern der Staatspapiere, die sie dagegen eintauschen.

Cunow wird mir vielleicht entgegenhalten, daß die Kohlenmagnaten vom Staate nicht Staatspapiere verlangen werden, sondern bares Geld. Das hat aber der Staat nicht, sonst brauchte er nicht neue Steuern und nicht die Verstaatlichung. Er muß es also pumpen. Dies wird nur dann Erfolg haben, wenn eine Kapitalistenschicht da ist, die über das erforderliche flüssige Kapital verfügt. Es besitzt also vor der Transaktion die Kapitalistenschicht A 10 Milliarden bares Geld, die sie zur größeren Ausdehnung privater Unternehmungen anlegen kann, die Kapitalistenschicht B für 10 Milliarden Bergwerke, der Staat hat nichts. Nach dieser Transaktion ist der Staat ebenso wie nach der früher betrachteten mit Bergwerken für 10 Milliarden und ebenso vielen neuen Schulden behaftet, also nicht um einen Pfennig reicher geworden. Die Kapitalistenschicht A besitzt nunmehr statt ihres früheren Bargeldes für 10 Milliarden Staatsanleihen und die Kapitalistenschicht B statt ihrer Gruben für 10 Milliarden bares Geld. Also auch da keinerlei Vermehrung des flüssigen Kapitals, keine »größere Ausdehnung privater Unternehmungen«, als ohne die Verstaatlichung eingetreten wäre. Der einzige Unterschied ist der, daß diese Ausdehnung jetzt nicht mehr von der Kapitalistenschicht A, sondern von der Kapitalistenschicht B vorgenommen wird. Das ist die ganze Förderung der wirtschaftlichen Entwicklung durch die aus der Verstaatlichung den »enteigneten Zechenbesitzern« zufließenden Kapitalien.

Marx macht sich einmal über bürgerliche Ökonomen lustig, die den Mehrwert daraus zu erklären suchen, daß beim Austausch gleicher Werte doch verschiedene Gebrauchswerte getauscht werden, da jeder das hergibt, was für ihn geringeren Gebrauchswert hat, gegen das, was für ihn größeren besitzt. Was hätte Marx aber erst von einem *Marxisten* gesagt, der annimmt, daß bei einem Austausch gleich großer Kapitalien beide Teile gewinnen, der eine den Profit und der andere das Kapital!

Wer nicht dieser Ansicht ist, wird in Monopolen, die nicht die Produktivkräfte im Lande vermehren und fiskalischen Zwecken dienen sollen, nur verkappte indirekte Steuern sehen.

Wenn's aber auch mit den Monopolen nichts ist, wie soll dann das Gleichgewicht im Budget hergestellt werden?

Das zu zeigen, soll in einem Schlußartikel versucht werden.

(Schluß folgt.)

Der rote Faden der preußischen Geschichte.

Von Fr. Mehring. (Fortsetzung.)

XV.

Der König Friedrich Wilhelm I. begann seine Regierung mit einer bedeutenden Vermehrung des stehenden Heeres; er brachte es von 38 Bataillonen und 53 Schwadronen auf 66 Bataillone und 114 Schwadronen.

Alsbald zeigte sich jedoch, daß ein Heer in dieser Stärke nicht von dem Lande aufrechterhalten werden konnte, wenn es bei dem bisherigen Werbesystem blieb. Nicht nur wegen der Kostspieligkeit der Werbungen, nicht nur, weil der entsetzliche Menschenraub der preußischen Werber im Ausland fortwährende Konflikte mit den benachbarten Staaten hervorrief, sondern in erster Reihe, weil der gleiche Menschenraub im eigenen Lande einen Widerstand erzeugte, dem der König gern oder ungern weichen mußte.

Treffend wird die Lage der Dinge dadurch gekennzeichnet, daß der Generalauditeur Katsch einmal den Wunsch aussprach, daß bei den Werbungen wenigstens das viele Blutvergießen vermieden werden möchte. In der Tat machten Adel und Bauern gemeinsame Sache gegen die Werber des Königs und erwehrten sich ihrer im Notfall mit gewaffneter Hand. Dann aber wich die junge Mannschaft, wo sie irgend konnte, über die Grenze; es fehlte an ausreichenden Arbeitskräften, die Saat zu bestellen und die Ernte einzubringen; die Behörden äußerten sich besorgt darüber, daß die Kontribution nicht mehr pünktlich entrichtet und auch das Kommerzium nicht mehr florieren, also die Akzise ebenfalls abnehmen würde.

Schon ein Jahr nach dem Antritt seiner Regierung mußte der König alle gewaltsame Werbung verbieten. Er ließ noch alle möglichen Hintertüren offen; die »freiwillige« Werbung sollte in der Form gestattet werden, »daß nämlich keine Exzesse und große Gewalttätigkeiten dabei vorgehen und desfalls keine Klagen einkommen mögen« usw. Indessen der Widerstand der Bevölkerung war nicht zu überwinden. So hat denn der König — wenn anders die patriotische Legende zutrifft — sich durch das Kantonreglement von 1733 zur allgemeinen Wehrpflicht bekehrt und das Heer, wenn nicht schon aus der ganzen Bevölkerung, so doch aus ihrer bäuerlichen Masse rekrutiert. Urheber dieser Legende ist Scharnhorst, der sie im Jahre 1810 erfand, um die allgemeine Wehrpflicht dem widerstrebenden König als ein althohenzollernsches Erbstück schmackhaft zu machen. Die Legende hat sich dann fast ein Jahrhundert lang am Leben erhalten, obgleich ihre Unmöglichkeit sozusagen auf der Hand lag.

Es ist noch das Wenigste, daß Friedrich Wilhelm I. dermaßen in das Söldnerheer verliebt war, daß er nicht nur das Wort »Miliz«, sondern selbst das Wort »Militär« auf seine Regimenter anzuwenden verbot. Rätselhaft war vor allem, daß der Adel, ohne ein Sterbenswörtlein des Protestes, sich der »allgemeinen Wehrpflicht« seiner Hintersassen gefügt haben sollte, obgleich er schon wegen der paar Groschen Lehenpferdegelder einen wahren Höllenspektakel erhoben und sogar in den für ihn sauersten Apfel gebissen und seine Hörigen bewaffnet hatte, um die gewaltsame Werbung des Königs zu hindern. Endlich in dem Kantonreglement von 1733 stand etwas ganz anderes, als was Scharnhorst darin gelesen haben wollte.

In der Tat, wenn der preußische Militärstaat, wie seine Historiker nicht mit Unrecht sagen, erst unter Friedrich Wilhelm I. entstanden ist, so doch

nicht als Schöpfung dieses Königs, sondern als einer jener Verträge zwischen Adel und Monarchie, die die preußische Geschichte kennzeichnen, Verträge, bei denen der Löwenanteil immer auf die Seite des Adels fällt. Der märkische Adel hatte sich von Anfang des miles perpetuus an in die Offizierstellen gedrängt, aber im Anfang noch mit ausländischen Adligen, deutschen Kleinfürsten oder auch bürgerlichen, im Dreißigjährigen Kriege emporgekommenen Offizieren zu kämpfen gehabt. Seine eigentliche Domäne wurde das Heer erst, als er die Frage zu lösen verstand, wie eine Bevölkerung von wenig über 2 Millionen ein Heer von 80 000 Mann unterhalten könne.

Die Lösung war verhältnismäßig einfach. Noch war das Heer nicht so weit »verstaatlicht«, daß es nicht noch beträchtliche Reste des Kondottiere-wesens enthalten hätte, vor allem die sogenannte Kompagniewirtschaft. Der Kompagniechef war, um die Worte Max Lehmanns zu gebrauchen, »ein in der Regel glücklicher, zuweilen aber auch unglücklicher Unternehmer an der Spitze einer Waffengenossenschaft«. Aus der Königlichen Kasse erhielt er ein Pauschquantum, aus dem er, wie es im Reglement hieß, »alle Unkosten, die bei der Kompagnie vorfallen, bezahlen« mußte. Das heißt er mußte nicht nur Uniformen und Waffen beschaffen und im Stande halten, sondern vor allem für die ansehnlichen Werbegelder aufkommen, um die Kompagnie vollzählig zu erhalten, sobald sie durch Todesfälle und namentlich durch die zahlreichen Desertionen gelichtet wurde.

Von dieser Last und namentlich von allem Risiko befreiten sich die militärischen »Unternehmer«, indem sie nicht mehr Rekruten warben, sondern ihre gutsuntertänige Jungmannschaft einzustellen begannen, mit einer Dienstpflicht von 20 Jahren, so jedoch, daß diese Rekruten jedes Jahr nur ein paar Monate, später sogar nur einen Monat bei der Fahne zu bleiben brauchten, die übrige Zeit aber auf den adligen Gütern schanzen konnten, zu denen sie »geboren« waren. Auf diese sinnige Weise verlor der Adel keine Arbeitskraft, machte aber durch die Ersparung von Werbegeldern einen ansehnlichen Profit an den Königlichen Kassen; wer sich zur Kompagnie heraufgedient hatte, war ein gemachter Mann.

Der Adel war bescheiden genug, von seinem bahnbrechenden Verdienst um den Militärstaat kein Aufheben zu machen; diese »Heeresreform« vollzog sich ganz im stillen. In die Öffentlichkeit trat sie erst durch das Kantonreglement von 1733, das sie keineswegs einführte, sondern als längst vorhanden voraussetzte und nur insoweit regelte, als es dem Adel mit dem wachsenden Appetit so ging wie dem König im Anfang seiner Regierung, indem er, über die Kreise seiner Hintersassen hinaus, alles, was er gewaltsam in seine Hände bekommen konnte, zu rekrutieren oder, wie es damals hieß, zu »enrollieren« versuchte, vor allem auch die städtische Bevölkerung. Hiergegen mußte sich der König wehren, schon im Interesse der Akzise; seine Reglements beschränkten sich darauf, die gewerblichen Klassen der Bevölkerung vor der »Enrollierung« durch die adligen Offiziere zu schützen und überhaupt einige Ordnung in das wild gewachsene System zu bringen, indem er, wie in dem Reglement von 1733, den einzelnen Regimentern bestimmte Kantons zum »Enrollieren« anwies: nach dem Maßstab von 5000 Feuerstellen für jedes Infanterie- und 1800 Feuerstellen für jedes Kavallerieregiment.

Daß er sich diesem eigenmächtigen Vorgehen des Adels fügte, war begreiflich genug. Es gab keine andere Möglichkeit für ihn, das viertgrößte

Heer Europas auf den Beinen zu erhalten. Auch hatte er jetzt einen reichlichen Offiziersersatz in dem zahlreichen armen Adel, der sich gern ein paar Jahrzehnte in den unteren Offizierstellen plagte und plagen ließ, mit der Aussicht auf die Kompagnie, die ihm reichlich ein Rittergut ersetzte. Freilich begann hier die Kehrseite der Sache, die andere preußische Historiker schon oft und neuerdings Herr Hans Delbrück in seiner Schrift über »Regierung und Volkswille« überzeugend auseinandergesetzt haben, nämlich daß »den Geist der Armee das Offizierkorps bestimmt, das die Mannschaft in seinem Geiste erzieht und vermöge der Disziplin in seinem Geiste regiert«, also »die stärkste Gewalt ist, die wir im ganzen Deutschen Reiche haben, unzerbrechlich von innen heraus, von außen wäre sie nur zu zerbrechen durch die allerfurchtbarsten Niederlagen«. Delbrück geht dabei von der Illusion aus, daß zwischen Adel und Königtum, um mit Leibniz zu sprechen, eine »prästabilierte Harmonie« besteht, von welcher Illusion der König Friedrich Wilhelm I. jedoch weit entfernt war. Er sprach es offen aus, daß ein Beamter, der ihm treu dienen wolle, den ganzen Adel wider sich haben werde.

Bis zum Jahre 1791 hat es in diesem Heere nicht weniger als 895 Generale aus 518 adligen Familien gegeben, darunter aus der Familie Kleist 14, Schwerin 11, Goltz 10, Borck und Bredow je 9, Dohna und Marwitz je 7; aus der Familie Marwitz allein haben von der Mitte des siebzehnten bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts einige hundert Offiziere gedient. Geben diese Ziffern schon einen Begriff davon, in welchem Umfang der Adel das Heer beherrschte, so ist der Beweis noch kürzer und schlagender durch die Tatsache geführt, daß die Grundlage der ganzen Heeresverfassung das gutsherrlich-bäuerliche Verhältnis war. Wo es nicht bestand, erwies sich die »Enrollierung« als unmöglich, so in Kleve-Mark. Daraus erklärt sich die herzhafte Abneigung, die Friedrich Wilhelm I. und fast noch mehr sein Nachfolger gegen die niederrheinischen Besitzungen der Krone empfanden, obgleich diese den ostelbischen Provinzen an Kultur und Wohlstand weit voran waren. Friedrich Wilhelm I. sagt in seinem politischen Testament, die Vasallen in Kleve-Mark seien »dume Oxen, aber Malitiös wie der Deuffel«; »die Nacion ist intrigant und falsch dabei und saufen wie die Beester, mehr wissen sie nichts«, und der Philosoph von Sanssouci gibt, ebenfalls in seinem politischen Testament, der niederrheinischen Bevölkerung die denkbar schlechteste Note; von ihr sei der geringste Nutzen zu ziehen; der dortige Adel sei in der Trunkfälligkeit der Altvordern erzeugt und empfangen.

Für die Mitwelt aber war dieser neue Militärstaat ein Gegenstand halb des Grauens und halb des Spottes: des Grauens, weil seine Voraussetzung soziale Zustände waren, die man als barbarisch empfand; des Spottes, weil man keinen irgend vernünftigen Zweck einer so beispiellosen Verwüstung von Gut und Blut zu erkennen vermochte. Die auswärtige Politik des Königs hatte weder Hand noch Fuß; der einzige Erfolg, der ihm, gleich nach Beginn seiner Regierung, in den Agonien des schwedischen Karl XII. mit leichter Mühe zufiel, war der Erwerb Stettins und der Odermündungen, aber er hatte keine Ahnung davon, weshalb sein Großvater so hartnäckig und so lange diesem Erwerb nachgejagt war. Im allgemeinen war dieser König in seiner auswärtigen Politik ein Spielball der europäischen Mächte, was in der Tat nicht geeignet war, seinem Militarismus ein ernsthaftes An-

sehen zu geben. Damals kam das geflügelte Wort vom »preußischen Wind« auf und das andere: Die Preußen schießen nicht.

Einige Übertreibung lief freilich bei diesem Spott mit unter. Wie die pünktliche Buchführung das Finanzwesen dieses Königs auszeichnet, so das genaue Exerzitium sein Militärwesen. Man erkennt den Fortschritt, der darin lag, in der Klage der Kaiserin Maria Theresia, es sei kein Wunder, wenn ihre Truppen überall geschlagen würden. »Ein jeder machte ein anderes Manöver, im Marsch, im Exercitio und in allem. Einer schoß geschwind, der andere langsam. Die nämlichen Wort und Befehl wurden bei einem also, bei dem anderen wiederum anders ausgedrückt.« Diese Klagen anzustimmen, bekam Maria Theresia allen Grund, als die Preußen nun noch schossen.

XVI.

König Friedrich (1740 bis 1786) hat seine Bedeutung auf dem Gebiet der auswärtigen Politik, auf dem sein Vater gänzlich versagte. Er nahm entschlossen die Überlieferungen seiner Vorfahren Joachim und Friedrich Wilhelm auf, denen er auch darin glich, daß er an der Bildung seiner Zeit seinen Anteil hatte. Friedrich verbündete sich mit Frankreich, um dem Hause Habsburg dessen Provinz Schlesien zu entreißen. Es wird auch von den preußischen Historikern nicht mehr bestritten, daß die Eroberung Schlesiens dem preußischen König nur durch die Hilfe Frankreichs möglich geworden sei; am wenigsten machte der König selbst ein Hehl daraus; er war auch dankbar, indem er die Ansprüche Frankreichs auf Elsaß-Lothringen und das linke Rheinufer als berechtigt anerkannte.

Nicht jedoch ging seine Dankbarkeit so weit, sich einfach als »Auxiliarmacht« behandeln zu lassen, als Frankreich seine Unterstützung beanspruchte in einem Kriege mit England, der die preußischen Interessen nichts anging. Wie er sich diesem Ansinnen zu entziehen versuchte und darüber in den Siebenjährigen Krieg geriet, habe ich erst jüngst an dieser Stelle in den »Kriegsgeschichtlichen Problemen« geschildert. Herr Hintze faßt den Siebenjährigen Krieg richtig auf, nicht als ein urwüchsiges Stück preußischer Heldengeschichte, sondern, wie er sich etwas pathetisch ausdrückt, als »den großen weltpolitischen Kampf um die See- und Handelsherrschaft zwischen der romanischen und angelsächsischen Rasse«, und in diesem Kampfe wurde der preußische Staat eine englische »Auxiliarmacht«, weil er keine französische »Auxiliarmacht« sein wollte. In demselben Jahre 1759, wo Friedrich durch die Schlachten bei Kay, Kunersdorf und Maxen fast völlig vernichtet wurde, durfte Horace Walpole lachend sagen: »Wir müssen jeden Morgen fragen, was für ein Sieg errungen worden ist, aus Furcht, daß uns einer entgeht.« In der Fülle seiner Siege dachte England aber gar nicht an die Nöte seiner »Auxiliarmacht«. Als sie ihm mit ihren Hilferufen unbequem wurde, warf er sie wie eine ausgepreßte Zitrone fort, und selbst ein englischer Historiker, J. R. Green, sagt in seiner »Geschichte des englischen Volkes« von dem König Georg und dessen Ministern: »Mit schamloser Gleichgültigkeit für die Nationalehre ließen sie Friedrich nicht nur im Stich, sondern boten sich sogar an, ihm einen Frieden zu vermitteln, durch den ihm zugemutet wurde, Schlesien an Österreich und Ostpreußen an Rußland abzutreten.« Hat je ein Mensch triftigen Grund gehabt, über das »perfide Albion« zu klagen, so ist es der König Friedrich gewesen.

Was ihn endlich doch noch aus dem Strudel gerettet hat, der ihn fast schon verschlungen hatte, ist der Schutz des närrischen Zaren Peter und nach dessen alsbaldiger Ermordung die berechnende Schonung der Zarin Katharina gewesen, die den preußischen König als »Auxiliarmacht« brauchte, um das polnische und das türkische Wild in ihr Garn zu treiben. Der König selbst empfand die russische Vasallenschaft viel schwerer als ehedem die französische, aber abschütteln konnte er dies Erbe des Siebenjährigen Krieges nicht, das seitdem mit mehr oder minder drückender Schwere auf dem preußischen Staat und dem Deutschen Reiche gelastet hat.

Und zwar um so weniger, als der König sich nicht im geringsten darum bemüht hat, die innere Entwicklung des Staates im Sinne westeuropäischer Kultur zu entwickeln. Er beließ es im wesentlichen bei den Einrichtungen seines Vaters; was er daran änderte, waren zum geringeren Teile Verbesserungen, zum weitaus größeren Teile aber Verschlechterungen. So löste er die Riesengarde auf, womit die Rekrutenkasse und der Amterverkauf fortfiel, aber wenn bisher nur das Offizierkorps dem Adel gehörte, so lieferte ihm der König nun auch die ganze Bureaukratie aus, die sein Vater gerade als Gegengewicht gegen den Adel geschaffen hatte.

Unter den zwanzig Ministern, die der König im Laufe seiner Regierung ernannt hat, ist nur ein Bürgerlicher gewesen, und der hat nur ganz kurze Zeit amtiert. Zu Präsidenten und Direktoren der Kriegs- und Domänenkammern wurden nur Adlige genommen, wie denn auch die Landräte immer von Adel waren. Unzählig sind die Verordnungen des Königs zugunsten des Adels. Er verbot, Rittergüter für die Krone zu erwerben, wie es sein Vater vielfach getan hatte, denn er wolle Edelleute behalten. In Streitigkeiten mit dem Fiskus sollte den Edelleuten soviel als möglich nachgegeben werden; bei Strafe des Stranges wurde den Fiskalen und ebenso den Jägern verboten, die Edelleute zu schikanieren, ihnen alte Prozesse und Grenzstreitigkeiten aufzuwärmen. In Streitsachen zwischen Domänen und Rittergütern sollten die Behörden den Edelleuten nicht allein Gerechtigkeit widerfahren lassen, sondern »Mir lieber selber Unrecht tun. Denn was ein kleiner Verlust vor mir ist, das ist für den Edelmann ein großer Vorteil, dessen Söhne das Land defendieren und die Rasse davon so gut ist, um auf alle Art meritiert und konserviert zu werden«. Am bezeichnendsten trat diese Begünstigung des Adels in der alten Streitfrage wegen des Bierbrauens und des Branntweinbrennens hervor. Seinen Domänenpächtern verbot es der König unter der zutreffenden Begründung: »dieses soll durchaus nicht seind, denn es schneidet den Bürgern den Hals ab«, aber den Rittergutsbesitzern verbriefte er es noch nachdrücklicher, als schon sein Vater getan hatte.

Mit der Auslieferung des gesamten Verwaltungsorganismus an den Adel wollte der König keineswegs seine Selbstherrlichkeit aufgeben. Im Gegenteil glaubte er sie dadurch zu befestigen, daß er das Prinzip seines Vaters, »die Nase in jeden Dreck zu stecken«, in anderer Weise anwandte als dieser. Er arbeitete nicht mehr mit seinen Ministern gemeinsam, sondern sah sie überhaupt nur einmal im Jahre, griff aber über ihre Köpfe weg, je nach Laune, Willkür und Zufall, mit Hilfe einiger subalterner Schreiber, in den geregelten Geschäftsgang ein, um seine souveräne Machtvollkommenheit zu beweisen oder sich, wie er es ausdrückte, als »erster Diener des Staats« zu bewähren. Man kann diese Regierungsmethode heute an vielen Hun-

derten von Kabinettsordern studieren, die, von jenen subalternen Schreibern auf Befehl des Königs verfaßt und von ihm oft noch mit eigenhändigen Randbemerkungen versehen, den denkbar gröbsten Ton gegen die ersten Beamten des Landes anschlagen, sie als Esel, Ignoranten und mit besonderer Vorliebe als bestechliche Subjekte titulieren, wozu dann in eigentümlichem Gegensatz die geheimen Schreiben standen, in denen der Minister des Auswärtigen v. Podewils, der Generaladjutant v. Winterfeldt oder der Großkanzler Cocceji die »Kabinetsräte«, die jeden Morgen das Ohr des Königs hatten, als »liebe Herzensfreunde« umschmeichelten.

So mischte der König Friedrich den Kelch, den er dem Adel kredenzte, mit einem bitteren Tropfen Wermut, aber dem Adel schmeckte er dennoch sehr süß. Denn die tatsächliche Macht war in seiner Hand, was sich sofort ergab, wenn der König in seinen Kabinettsordern einmal eine sachlich durchgreifende Anordnung treffen wollte. Nie ist ein wirkungsloserer Schlag ins Wasser geführt worden, als da der König 1763 befahl: »Sollen absolut, und ohne das geringste Räsonniren, alle Leibeigenschaften, sowohl in Königlichen, Adligen, als Stadteigentumsdörfern, von Stund an gänzlich abgeschafft werden, und alle diejenigen, so sich dagegen opponiren würden, so viel möglich mit Güte, in deren Entstehung aber mit force dahin gebracht werden, daß diese von Sr. K. M. so festgesetzte Idee zum Nutzen der ganzen Provinz Pommern ins Werk gesetzt werde.« Es lag nicht in der Macht des Königs, die Herrschaft des Adels über die bäuerliche Klasse zu brechen, wenn er sich auch im Interesse seiner Rekruten und seiner Steuern darum bemühte. Nur so viel erreichte er, daß der Adel, der nunmehr auch ein dringendes Klasseninteresse an der Erhaltung des Heeres hatte, auf das Bauernlegen verzichtete, wie es gleichzeitig in Mecklenburg und Schwedisch-Pommern das Land verwüstete.

Solange sich der König auf despotische Eingriffe in den Gang der Finanz- und Militärverwaltung beschränkte, die sein Vater eingerichtet hatte, hielt der Organismus noch einigermaßen zusammen. Anders jedoch, als der König nach den Verwüstungen des Siebenjährigen Krieges, dessen zerrüttende Qualen seine geistige Kraft ohnehin gebrochen hatten, auf eigene Faust zu »reformieren« begann. Er hat das Werk seines Vaters tatsächlich ruiniert, so daß schon im Bayerischen Erbfolgekrieg von 1778 das Heer völlig versagte. Beim Tode des Königs war der altpreußische Staat bereits völlig reif für den Untergang, der ihn zwanzig Jahre später bei Jena ereilte.

Nach der Legende, und namentlich nach der liberalen Legende ist der Verfall freilich erst unter dem Nachfolger des Königs eingetreten. Man muß mit dieser Legende, die Herr Hintze erst schüchtern antastet, etwas gründlicher aufräumen, da sie den roten Faden der preußischen Geschichte völlig verdunkelt, so anerkennenswert die Pietät der liberalen Enkel sein mag, den Einzug ihrer Ahnen in dies Gemeinwesen zu verschönern.

XVII.

König Friedrich Wilhelm II. (1786 bis 1797) war ein schwacher und unbedeutender Regent, von dem nicht viel mehr zu sagen ist, als daß es im wesentlichen beim alten blieb. Seine Mätressenwirtschaft ist sehr übertrieben worden, namentlich soweit es auf die Gräfin Lichtenau ankam, die bürgerlichen Ursprungs war; in die Politik hat diese nicht einmal sehr kostspielige Wirtschaft kaum übergegriffen, wie sich denn die Hohenzollern vom politi-

schen Mätressentreiben überhaupt, namentlich im Vergleich mit anderen Fürstengeschlechtern, auffallend frei gehalten haben.

Das Unglück des Staates soll der neue König nun aber doch verschuldet haben, indem er die Aufklärung ausrottete, die unter seinem Vorgänger die dumpfen Köpfe zu erleuchten begonnen habe. Und das sei um so unentschuldbarer gewesen, als er sich dabei von einem Manne habe betören lassen, den der Adlerblick des großen Friedrich bereits als einen »betrügerischen und intriganten Pfaffen« erkannt habe. Durch Wöllners Religions- und Zensuredikt sei die »geistige Freiheit« vernichtet worden, und ohne sie sei der »Staat der Intelligenz« ins Verderben getaumelt.

Die Sache stimmt nun schon insofern nicht, als das Zensuredikt ganz und gar, das Religionsedikt aber zur Hälfte nichts als friderizianisches Erbe waren. Das Zensuredikt erneuerte einfach — sogar nur in gemilderter Form — die Zensuredikte des Königs Friedrich, und das Religionsedikt machte das geflügelte Wort dieses Königs, wonach im preußischen Staate jeder nach seiner Fasson selig werden dürfe, in seinem ersten Teil zu einem staatsrechtlichen Grundsatz, was es bisher nicht gewesen war. In seinem zweiten Teile mordete es allerdings die, wenn anders Lessing recht hatte, »einzige Freiheit«, die unter dem vorigen König bestanden hatte, nämlich die Freiheit, gegen die Religion so viele Sottisen zu Markte zu bringen, als man wolle; bei Strafe der Kassation wurde den Geistlichen verboten, die Bekenntnisschriften zu verspotten, auf die sie durch ihren Amtseid verpflichtet waren; sie sollten sich diese Bekenntnisschriften in ihrer öffentlichen Wirksamkeit vielmehr zur Richtschnur nehmen. Was Lessing und Kant durch moralische Mittel erreichen wollten, indem jener sagte, der »einzigen Freiheit«, über die Religion zu spotten, müsse sich der rechtliche Mann bald schämen, und dieser: wenn das Gewissen eines Geistlichen mit seinem Amte kollidiere, so gebiete ihm der kategorische Imperativ, auf sein Amt zu verzichten, das suchte Wöllner durch Stockschläge auf den Magen zu erzwingen.

Die Aufklärung, wie sie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland und namentlich in Berlin um sich griff, war kein bodenständiges Gewächs, denn eine bürgerliche Klasse mit irgendwelchem Selbstbewußtsein gab es nicht, wenigstens nicht im preußischen Staate. Sie war eine Reflexerscheinung ausländischer Klassenkämpfe, keine geistige Waffe, sondern ein geistiges Spielzeug, ein lärmender Spaß gegen den lieben Gott, aber ein stummer Hund gegen »Despotismus und Unterdrückung«, wie Lessing den Gegensatz markiert. Immerhin gab es auch in Preußen einzelne Aufklärer, die sich nicht am »seichten Aufkläricht« genügen ließen, und einer von diesen war der Wöllner des Religionsedikts.

Er mag ein mehr oder minder schlechter Kerl gewesen sein, und es soll hier keineswegs seine persönliche Apologie geschrieben, sondern nur der historische Ort bestimmt werden, wo der Mann steht. Ursprünglich evangelischer Theologe, war Wöllner doch von aller pfäffischen Beschränktheit frei und hat sich nach Kräften bemüht, die preußischen Juden aus der niederdrückenden Knechtschaft zu befreien, zu der sie durch den König Friedrich verurteilt worden waren. Der Fall Wöllners steht beiläufig darin einzig da, daß ein um die Judenemanzipation verdienter Mann von der heutigen liberalen Presse nicht als Engel des Lichts gefeiert, sondern als Ausgeburt der Hölle verflucht wird.

Als Hauslehrer war Wöllner in die adlige Familie der Itzenplitze geraten, deren einzige Tochter er als Dorfpfarrer geheiratet hatte. Über diese »Mißheirat« war der philosophische König in höchsten Zorn geraten; er ließ den jungen Ehemann in die Hausvogtei stecken und die junge Ehefrau unter Vormundschaft stellen. Da sich beide aber nicht brechen ließen, so mußte sich der König begnügen, die Ehe mit einem Schimpfwort über den »betrügerischen und intriganten Pfaffen« zu segnen.

Daß Wöllner danach seine Bewunderung für den alten Fritz wesentlich einschränkte, war ihm am Ende nicht so sehr zu verdenken, doch ist es nicht wahr, daß er aus persönlicher Ranküne gegen den König plötzlich umgelernt habe. Durch seine Heirat war er veranlaßt worden, den geistlichen Beruf aufzugeben und sich der Landwirtschaft zuzuwenden; er wurde ein sehr tüchtiger Ökonom und behandelte in Nicolais »Allgemeiner Deutscher Bibliothek«, dem Hauptorgan der damaligen Aufklärung, fünfzehn Jahre lang volkswirtschaftliche Fragen in einer für die damalige Zeit sehr aufgeklärten Weise. Diesen Anschauungen ist Wöllner auch keineswegs untreu geworden, als er durch den geheimen Orden der Rosenkreuzer in vertraute Beziehungen zu dem Thronfolger geriet, den er geistig bald beherrschte.

Gewiß »hetzte« er gegen den alten König bei dem Prinzen, aber wenn er diesem in seinen Vorträgen empfahl, den launenhaften Despotismus der Kabinettsregierung aufzugeben und wieder an den geregelten Geschäftsgang Friedrich Wilhelms I. anzuknüpfen, wenn er dem Thronfolger die Ausrottung der Erbuntertänigkeit bis auf die letzte Spur, die Beseitigung der adligen Steuerfreiheit, die Einführung einer progressiven Einkommensteuer, den Verzicht auf die ausländische Werbung, die Emanzipation der Juden usw. anriet, so ist Wöllner geradezu ein Vorläufer der Scharnhorst, Stein und Hardenberg gewesen. In alledem stand er turmhoch über dem »seichten Aufklärichts«, den er mit dem Polizeiknüppel verfolgte, um den frömmelnden und mystischen Vorstellungen zu schmeicheln, die sich, wie so oft beobachtet werden kann, in dem neuen König mit zügelloser Sinnlichkeit verbanden.

Wöllner war auch darin ein echter Sohn der Aufklärung, daß er meinte, um notwendige Reformen durchzuführen, müsse man die Fürsten geistig beherrschen und zum Guten anleiten. Der Aufklärung heiligte dabei, ähnlich wie dem Jesuitenorden, mit dem sie überhaupt Geschwisterkind war, der Zweck die Mittel, und sie scheute nicht — siehe den Marquis Posa — vor Intrigen zurück, um ihren Zweck zu erreichen. Allerdings konnte Wöllner sich sagen, daß selbst die geringste der von ihm geplanten Reformen mehr wert war als die Freiheit, von Kanzeln der christlichen Kirchen herab Sottisen gegen die christliche Religion zu schleudern, und die Art, wie selbst ein Kant vor seinem drohend erhobenen Polizeistock zurückwich, konnte Wöllners geringe Achtung vor dieser »janzen Richtung« nicht erhöhen. Aber bei alledem verfolgte er seine wirklich gefährlichen Gegner, wie den Minister Zedlitz und den Großkanzler Carmer, mit einer Gehässigkeit, die sicherlich nicht gerechtfertigt oder auch nur entschuldigt werden kann. Er hat beide — und andere dazu — um die Ecke gebracht, und sie erscheinen deshalb in der liberalen Legende als unschuldige Märtyrer, was sie nun aber doch auch nicht waren. Zedlitz begünstigte als Minister des geistlichen Departements den »seichten Aufklärichts« mit einer ungeschminkten Parteilichkeit, die voll-

kommen die Prophezeiung Lessings erfüllte, daß diese Sorte Aufklärung, wenn sie einmal zur Herrschaft gelangen sollte, unduldsamer sein würde als die Orthodoxie, und war im übrigen ein beschränkter Vorkämpfer der Adelsherrschaft; in einer besonderen Schrift verlangte er, daß alle hervorragenden Ämter in der Militär- und Zivilverwaltung dem Adel vorbehalten werden müßten. Carmer aber hat als Leiter der Justizverwaltung das gutsherrlich-bäuerliche Verhältnis in ganzer Herrlichkeit in das Allgemeine Landrecht aufgenommen und es auch formell zur gesetzlichen Grundlage des Staates gemacht, was es tatsächlich freilich schon seit dem Jahre 1638 gewesen war. Die Tendenzen, die diese Männer vertraten und die Wöllner bekämpfte, haben den Staat nach Jena geführt und nicht das Religions- oder das Zensuredikt, von denen das erste schon lange vor Jena beseitigt wurde, das zweite aber nicht nur Jena, sondern selbst Waterloo überdauert hat und erst am 18. März 1848 abgewürgt worden ist.

Inzwischen hatte Wöllner seine Rechnung ohne den Wirt gemacht. Indem er den frömmelnden und mystischen Neigungen des Königs schmeichelte, wurde er insoweit zum mächtigen Manne, machte aber auch hier schon die Erfahrung, daß man mit dem Feuer nicht spielen kann, ohne sich die Finger zu verbrennen. Was für ihn Mittel war, das war für den König Zweck. Der König trieb die Verfolgung der Aufklärer weit über die Grenzen, die Wöllner sich gesteckt hatte, so daß dieser zuletzt, wie auch Herr Hintze anerkennt, schon auf diesem Gebiet mehr der Getriebene als der Treibende war. Ganz und gar nicht gelang es ihm aber, den König auf die Bahn der Reformen zu treiben, die er tatsächlich plante. Denn um sie durchzuführen, wäre ein Kampf auf Leben und Tod mit dem Adel aufzunehmen gewesen, und dem König fehlten alle intellektuellen und moralischen Eigenschaften, um diesen Kampf auch nur einzuleiten, geschweige denn siegreich durchzuführen.

So ist Wöllner von der Nemesis ereilt worden, und niemand wird versucht sein, seinem Schicksal eine Träne nachzuweinen. Jedoch wenn die liberale Legende aus diesem Schicksal nur die Lehre entnimmt, daß »seichter Aufklärichť« das Prinzip ist, mit dem die Staaten stehen und fallen, so vermag man sich diese Auffassung wohl aus einem Gefühl intimster Seelenverwandtschaft zu erklären, aber sie hat wirklich nichts mit dem inneren Zusammenhang des historischen Problems zu schaffen, das sich an Wöllners Namen knüpft.

In allem Wesentlichen blieb es, wie gesagt, unter Friedrich Wilhelm II., wie es unter seinem Vorgänger gewesen war. In den inneren Zuständen nahm der Verfall von Jahr zu Jahr zu, und die auswärtige Politik wurde durch das verhängnisvolle Erbe gelähmt, das der König Friedrich in seiner russischen Vasallenschaft hinterlassen hatte. Mit diabolischer Geschicklichkeit hetzte die Zarin Katharina im Interesse ihrer polnischen Raubpläne den König in den abenteuerlichen Krieg mit der französischen Revolution, aus dem der preußische Staat schon nach wenigen Feldzügen als völlige Ruine hervorging: in dem demütigenden Frieden von Basel erkaufte er sich 1795 dadurch noch eine kurze Galgenfrist, daß er das linke Rheinufer den Franzosen opferte.

(Schluß folgt.)

Vom Wirtschaftsmarkt.

Wie steht's um die deutsche Eisenindustrie?

ntwicklung der deutschen Eisenindustrie während der Kriegszeit. — Monatliche oheisenproduktion in den letzten zwei Jahren. — Zunahme der Flußeisenerzeugung. — Technische Verschiebungen. — Einfluß des Krieges auf die Eisentechnik. — etziger Beschäftigungsstand. — Erhöhung der Produktionskosten und Preise. — eschränkung der Ausfuhr nach den neutralen Nachbargebieten. — Die deutsche isenindustrie nach dem Kriege. — Englands Konkurrenzfähigkeit. — Entwicklung r Eisen- und Stahlfabrikation in Deutschland, England und den Vereinigten taaten von Amerika. — Die Wirkung der amerikanischen Kriegsmaterialliefeungen auf die amerikanische Eisenindustrie.

Berlin, 3. März 1916.

Die Eisen- und Stahlindustrie hat in ihrer Bedeutung für die Entwicklung des Wirtschaftsgetriebes längst die einst den internationalen Warenmarkt beherrschende Woll- und Baumwollindustrie überholt, nicht nur insofern, als sie in den großen Industrieländern mehr Arbeiter beschäftigt und höhere Werte produziert, sondern auch weil sie zumeist Verbrauchswerte wie die produktionelle Konsumtion liefert, Produktionsmittel, ohne welche die ganze heutige Großproduktion unmöglich wäre. Gerade Deutschlands hervorragende industrielle Stellung in der Weltwirtschaft beruht zum wesentlichen Teil auf der mächtigen Entwicklung seiner Eisen- und Stahlindustrie sowie der damit zusammenhängenden Maschinenindustrie; ist doch von 1870 bis 1913 die deutsche Roheisenproduktion auf das Vierzehnfache (von 1,39 auf 19,31 Millionen Tonnen), die Rohstahlproduktion auf das Hundertzwölffache (0,17 auf 19,03 Millionen Tonnen) gestiegen. Und diese Bedeutung der Eisenindustrie für die industrielle Gesamtentwicklung wird voraussichtlich nach dem Kriege noch mehr zunehmen, so daß man mit einer gewissen Berechtigung sagen kann, jene Länder, deren Eisenindustrie nach dem Kriege die größte Leistungsfähigkeit besitzen wird, haben zugleich die beste Aussicht, in dem erneut einsetzenden Konkurrenzkampf das Rennen zu gewinnen.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist es von höchstem Interesse, daß die durch den Kriegsausbruch zunächst hart getroffene deutsche Eisen- und Stahlindustrie sich nicht nur mehr und mehr erholt und trotz der Entziehung tüchtiger Arbeitskräfte ihre Produktionsziffer fast stetig erhöht hat, sondern daß mit dieser Erholung zugleich ein zunehmender Übergang zu neuen Arbeitsmethoden und zur Herstellung besserer Qualitäten stattgefunden hat, der nach dem Kriege die technische Leistungsfähigkeit der deutschen Eisenindustrie im Vergleich zur englischen und französischen Konkurrenz erheblich stärken wird.

In den ersten Kriegsmonaten schien es freilich, als hätte die deutsche Eisenindustrie ein so harter Schlag getroffen, daß sie sich nur schwer erholen werde. Die Roheisenerzeugung, die im Juli 1914 in runder Summe 1,56 Millionen Tonnen (zu je 1000 Kilogramm) betragen hatte, fiel im August auf 0,59 Millionen. Und noch größer war der Rückgang der Rohstahl-(Flußeisen-)Produktion. Sie sank von 1,63 auf 0,57 Millionen Tonnen, also fast auf ein Drittel. Auch der Septembermonat brachte nur eine minimale Erholung. Im Oktober begann dann aber die Produktion wieder zu steigen, und seitdem hat sie, obgleich sich später ein gewisser Mangel an fremden

Qualitätseisenerzen einstellte und immer wieder die angelernten Arbeiter durch den Ruf zur Fahne den Betrieben entzogen wurden, fast von Monat zu Monat zugenommen, so daß die Roheisenerzeugung sich im letzten Januar bereits wieder auf 1,08 Millionen Tonnen stellte, die Rohstahlerzeugung sogar auf 1,22 Millionen Tonnen. Hinter dem Ertrag des Monats Januar 1914 bleibt zwar die Erzeugung des Roheisens noch immer um 32 Prozent, des Rohstahls um 29 Prozent zurück, doch in Anbetracht der Produktionsschwierigkeiten und der Erschwerung des Absatzes vieler Artikel nach dem Ausland ist dieses Ergebnis immerhin weit günstiger, als es selbst die größten Optimisten zu Anfang des Krieges erhofft haben.

Vergleicht man die monatlichen Produktionsziffern der beiden letzten Jahre miteinander, ergibt sich folgende Entwicklung:

	Roheisenerzeugung in Tonnen		Rohstahlerzeugung in Tonnen	
	1914	1915	1914	1915
Januar	1566505	874133	1583783	962736
Februar	1445511	803623	1458092	946015
März	1602714	938438	1597111	1098273
April	1534429	938679	1487623	1012334
Mai	1607211	985968	1588972	1020515
Juni	1531826	993496	1557870	1080786
Juli	1561944	1047503	1627345	1138478
August	587661	1050610	566822	1158702
September	580087	1033078	663223	1174350
Oktober	729841	1076343	900201	1215287
November	788956	1019122	900026	1192817
Dezember	853881	1029144	941399	1162895

Demnach hat das Jahr 1914 eine **Roheisenproduktion** von 14,39 Millionen Tonnen geliefert, 1915 einen Ertrag von 11,79 Millionen Tonnen, während die Jahre 1912 und 1913 eine Gesamterzeugung von 17,87 und 19,31 Millionen Tonnen aufweisen, doch standen diese letzten beiden Jahre unter dem Einfluß der Hochkonjunktur. — Man braucht nur sieben Jahre, bis 1908, zurückzugehen, um auf die Produktionsziffer von 1915 als normalen Jahresertrag zu stoßen.

Als noch günstiger stellt sich die Erholung der Flußeisenerzeugung dar. Im Jahre 1914, von dem ja nur die letzten fünf Monate unter der Einwirkung des Krieges standen, wurden 14,95, im letzten Jahre 13,19 Millionen Tonnen produziert — eine Ziffer, die vor einigen Jahren noch als Normalleistung galt.

Doch kommt nicht nur die Menge in Betracht. Tatsache ist, daß die schon vorher deutlich erkennbare Tendenz, die Rohstahlproduktion auf Kosten der Roheisenproduktion mehr und mehr auszudehnen, gerade unter dem Einfluß des Krieges rasche Fortschritte gemacht hat. In den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts war die Stahlproduktion Deutschlands noch ganz unentwickelt. Selbst 1890 erzeugte Deutschland auf 4,66 Millionen Tonnen Roheisen nur erst 1,61 Millionen Tonnen Rohstahl. In den nächsten zwei Jahrzehnten entwickelte sich jedoch die Rohstahlfabrikation derartig, daß sie bis 1913 auf 19,03 Millionen Tonnen stieg, also nur noch im ganzen um rund 281 000 Tonnen hinter der Roheisenerzeugung zurückblieb. Der Krieg hat, indem er die frühere Ausfuhr von Roheisen wesent-

ich verminderte, andererseits aber die Nachfrage nach Rohstahl für Kriegszwecke vermehrte, das Verhältnis noch mehr zugunsten des Rohstahls verschoben, denn wie die obigen Zahlen zeigen sind 1915 nur für 11,79 Millionen Tonnen Roheisen erzeugt worden, aber für 13,19 Millionen Tonnen Rohstahl, also von letzterem 1,40 Millionen Tonnen mehr.

Ähnliche Verschiebungen lassen sich auch auf den einzelnen Untergebieten der Roheisen- und der Rohstahlproduktion nachweisen. So hat zum Beispiel die Erzeugung von Gießereieisen im letzten Jahre fast ständig abgenommen, während jene von Thomaseisen sowie Stahl- und Spiegeleisen zugenommen hat. Ferner gewann unter den Rohstahlsorten vornehmlich die Erzeugung von basischem Siemens-Martinstahl und von Thomasstahl auf Kosten der anderen Stahlarten an Umfang, obgleich zur Herstellung von Siemens-Martinstahl viel Schrott und Mangan nötig sind und es bislang an hochwertigen Manganerzen mangelte, da sie nur in geringen Mengen eingeführt werden konnten. Man ist daher neuerdings in noch häufigeren Fällen als früher dazu übergegangen, die fremden Manganerze durch eine stärkere Verwendung von manganhaltigen nassauischen Braun- und Roteisensteinen, Siegerländer Spateisensteinen und anderen einheimischen Manganerzen zu ersetzen.

Auch in der Walzwerksindustrie haben sich einzelne Änderungen des technischen Verfahrens vollzogen, die sich nach dem Kriegsende als nützlich für die Entwicklung einer größeren Leistungsfähigkeit erweisen dürften, die denn überhaupt der Krieg zwar die Ausdehnung der Eisenindustrie unterbrochen und ihren Produktionsertrag stark herabgesetzt, *keineswegs aber ihre qualitative Leistung vermindert hat.* Während durch die Heeresaufträge die Textilindustrie zwar eine Zeitlang (heute ist jene Periode ja längst vorüber) recht lohnende Arbeit gefunden hat, sich aber, um jene Aufträge ausführen zu können, vielfach dazu entschließen mußte, zur Herstellung gröberer Stoffe überzugehen, haben umgekehrt die Heeresaufträge die Eisenindustrie teilweise gezwungen, ihre Fabrikation auf bessere Artikel einzustellen, denn was an eisernen Kriegsmaterialien verlangt wurde, war zumeist Qualitätsware. Welche Wirkung das später nach dem Kriege auf die Eisenindustrie noch haben wird, läßt sich natürlich mit Bestimmtheit nicht sagen, recht wahrscheinlich ist aber, daß ihre technische Ausgestaltung dadurch eine wesentliche Förderung erfahren hat.

Von einer eigentlichen Knappheit des Rohmaterials und der Halbfabrikate kann denn auch auf dem deutschen Eisenmarkt kaum die Rede sein, wenn auch im ganzen die Nachfrage das Angebot etwas übersteigt. Von allen Spezialmärkten, vom Roheisen- wie vom Halbzeug-, Stabeisen-, Bandeisen-, Blech-, Draht- und Röhrenmarkt konstatieren die Berichte der Fachpresse, daß die Marktlage eine für die Eisenindustrie recht günstige ist. Alle Angebote finden sofort Käufer, und die Werke sind größtenteils noch auf lange Zeit hinaus mit reichlichen Aufträgen versorgt. Besonders stark ist die Nachfrage nach besseren Stahlqualitäten zur Herstellung von Munition und anderen Kriegsbedarfsartikeln, von Stacheldraht und von allerlei Stahlmaterialien für den Eisenbahnwagen- und Lokomotivenbau. Von einer gewissen Flauheit der Nachfrage wissen nur die Meldungen aus dem Träger- und Formeisengeschäft sowie aus einzelnen Branchen der Klein-

eisenindustrie zu berichten, da der Bedarf an eisernen Baumaterialien, an Trägern wie an Baubeschlagartikeln, Schlössern usw. noch immer trotz der regeren Bautätigkeit hinter dem Angebot zurückbleibt. Andere Zweige der Kleineisenindustrie, die vornehmlich Werkzeuge, bessere Schneidewaren, landwirtschaftliche Geräte herstellen, sind dagegen gut beschäftigt.

Diese starke Nachfrage wie andererseits die Erhöhung der Produktionskosten infolge des Mangels an qualifizierten Arbeitern und der Verteuerung mancher Roh- und Hilfsstoffe, besonders der Kohlen und des Koks, haben zu beträchtlichen Preiserhöhungen geführt. Selbst die Roheisenpreise sind beträchtlich gestiegen. Wiederholt hat der Roheisenverband die Preise erhöht, so daß heute beispielsweise die Preise für Hämatit um zirka 56 Prozent, für Gießereiroheisen Nr. 1 um 30 Prozent, für Gießereiroheisen Nr. 2 um 33 Prozent höher stehen als zu Anfang des Krieges. Im Vergleich zu den Preissteigerungen auf dem englischen Roheisenmarkt vielleicht keine allzu übermäßigen Erhöhungen, denn dort ist zum Beispiel Hämatit seit den Notierungen vom Juli 1914 um 125 bis 130 Prozent, schottisches Gießereiroheisen Nr. 1 um 68 Prozent gestiegen, für die Weiterverarbeitungsbranchen aber eine beträchtliche Erhöhung ihrer Produktionskosten.

Natürlich haben diese Preiserhöhungen des Roheisenverbandes die anderen Unternehmerverbände der Eisenindustrie bewogen, nun auch ihrerseits Preissteigerungen vorzunehmen. So kosteten zum Beispiel zu Anfang des Krieges Stahlknüppel 95 Mark pro Tonne, Platinen 97,50 Mark, Formeisen 110 Mark. Für das zweite Quartal des laufenden Jahres hat jedoch der Stahlwerksverband für solche Knüppel 122,50 Mark, für Platinen 127,50 Mark, für Formeisen 140 Mark pro Tonne festgesetzt, und zwar für gewöhnliche Qualitäten; für bessere Sorten sind ziemlich hohe Zuschläge zu zahlen, für Stahlknüppel aus Siemens-Martinstahl zum Beispiel ein Aufschlag von 15 Mark für die Tonne.

Wäre noch wie zu Anfang des Krieges die Ausfuhr von Eisen- und Stahlerzeugnissen nach dem neutralen Ausland ohne weiteres gestattet, so würde sich voraussichtlich die Marktlage für die deutsche Eisenindustrie noch günstiger gestaltet haben, denn die bisher in unseren neutralen Nachbarstaaten vorhandenen Vorräte sind größtenteils aufgebraucht, und willig werden dort jetzt im Großhandel Preise gezahlt, die noch erheblich über die Preissätze des inneren deutschen Marktes gehen. Um jedoch den deutschen Markt nicht zu sehr von den nötigen Eisenprodukten zu entblößen und möglichst zu verhindern, daß deutscher Stahl über neutrale Gebiete nach England, Frankreich oder Italien ausgeführt wird, hat die Regierung den Export bestimmter Erzeugnisse ganz verboten und die Ausfuhr anderer an gewisse Bedingungen geknüpft. Es sind für die einzelnen Produktionsgruppen in Berlin, Düsseldorf und Essen sogenannte »Zentralstellen für Ausfuhrbewilligungen« errichtet worden, bei denen vor jedem Export eine Ausfuhrerlaubnis einzuholen ist.

Wie sich nach Friedensschluß die Lage der deutschen Eisenindustrie gestalten wird, hängt natürlich in hohem Maße vom Ausgang des Krieges ab. Endet er für Deutschland günstig, so ist mit Sicherheit auf einen baldigen erneuten Aufschwung der deutschen Eisenindustrie zu rechnen. Die Kriegsverhältnisse haben zwar den Produktionsumfang eingeschränkt, aber

die Leistungsfähigkeit selbst nicht vermindert, wohl aber einzelne technische Fortschritte gefördert. Zudem sind in Deutschland wie in den anderen europäischen Staaten die alten Vorräte erschöpft; sie müssen also ergänzt werden. Und ferner wird sich sicher alsbald nach Friedensschluß die Forderung einer Ersetzung der verschlissenen Maschinen sowie der Eisenbahn- und Kriegsmaterialien einstellen. Frankreich, dessen bedeutendste Eisenindustriereviere zurzeit von deutschen Truppen besetzt sind, ist aber zunächst aus der Konkurrenz auf dem internationalen Eisenmarkt ausgeschaltet; und auch Englands Wettbewerb wird nur in bestimmten westeuropäischen Gebieten, wie zum Beispiel in Holland und Nordwestfrankreich, von Bedeutung sein, denn der Krieg hat — wenigstens bisher — in England die Produktionskosten der Eisenindustrie noch mehr in die Höhe getrieben als in Deutschland; überdies aber ist in England das System der gemischten Werke, die Verbindung der Kohlengrubenbetriebe mit Hochofen-, Stahl- und Walzwerken, viel weniger durchgeführt als in Deutschland, ganz abgesehen davon, daß gerade die deutschen Eisenwerkbetriebe in den letzten Jahren vor dem Kriege eifrig bestrebt gewesen sind, ansehnliche Kapitalreserven anzusammeln. Außerdem sind sie auch mit der Bankfinanz so eng liiert, daß es ihnen — einen günstigen Friedensschluß vorausgesetzt — an den nötigen Kapitalien zu Betriebserweiterungen nicht fehlen wird.

Bisher schon ist die Entwicklung der internationalen Eisenindustrie derart verlaufen, daß England von Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika immer mehr zurückgedrängt worden ist. 1870 produzierte England bereits 6,06 Millionen Tonnen Roheisen und 286 797 Tonnen Flußeisen (Rohstahl), während Deutschland erst 1,39 Millionen Tonnen Roheisen und im ganzen nur 169 951 Tonnen Flußeisen erzeugte. 1901 hatte Deutschland in der Roheisenherstellung England fast schon eingeholt, in der Flußeisenproduktion bereits um 1,31 Millionen Tonnen überflügelt, und 1913 produzierte Deutschland schon 19,31 Millionen Tonnen Roheisen und 19,03 Millionen Tonnen Rohstahl, England hingegen nur 10,65 Millionen Tonnen Roheisen und 7,77 Millionen Tonnen Rohstahl.

Noch großartiger hat sich freilich die Eisenindustrie der Vereinigten Staaten von Amerika entwickelt, deren Roheisenerzeugung im Zeitraum der Jahre 1870 bis 1913 von 1,69 auf 31,46 Millionen Tonnen (à 1000 Kilogramm) angewachsen ist, während die Rohstahlerzeugung von nur 68 057 Tonnen auf fast 32 Millionen Tonnen (genauer 31 801 000 Tonnen) stieg.

Zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten wird sich voraussichtlich in den nächsten Jahrzehnten denn auch der große Konkurrenzkampf auf dem Weltmarkt abspielen, in den die Union mit einem großen Vorsprung eintritt. Hat der Krieg die deutsche Eisen- und Stahlproduktion beträchtlich eingeschränkt, so hat er umgekehrt die Erzeugung der Vereinigten Staaten, indem er diese zum hauptsächlichsten Kriegsmateriallieferanten des Vierverbandes machte, wesentlich gefördert. Freilich absolut hat die amerikanische Produktion nicht zugenommen, aber der Krieg hat drüben eine Eisenkrise verhütet. Auch in Amerika waren 1912 und 1913 für die Eisenindustrie Jahre der Hochkonjunktur. Die Roheisenproduktion hatte 1911 nur 23,33 Millionen Großtonnen (à 1016 Kilogramm) betragen, schnellte dann aber 1912 auf 29,38 und 1913 gar auf 30,72 Millionen empor. Schon

im November 1913 setzte jedoch eine starke Krise ein, so daß das Jahr 1914 nur einen Ertrag von 23,05 Millionen Großtonnen lieferte. Noch im Dezember 1914, der die niedrigste Monatsproduktion ergab, die Amerika in den letzten sieben Jahren gehabt hat, schien es, als sei der Tiefstand der Abwärtsbewegung keineswegs erreicht, dann aber setzten im März die großen Bestellungen des Vierverbandes ein und erreichten bald eine solche Höhe, daß das Jahr 1915 mit einem Ergebnis von 29,66 Millionen Großtonnen abgeschlossen hat. Man kann also sagen, daß der Vierverband oder eigentlich England die Union aus einer der schwersten Eisenkrisen befreit hat, die sie in den letzten Jahrzehnten durchzumachen hatte. Kein Wunder, daß man in den Kreisen der großen Eisen- und Stahlproduzenten Amerikas mit England sympathisiert, während die Baumwollproduzenten auf Englands Absperrungspolitik schimpfen. Heinrich Cunow.

Die deutsch-französische Meistbegünstigung.

Von Anton Hofrichter.

Die lebhaften Debatten über die künftige Gestaltung unseres handelspolitischen Verhältnisses zu Österreich-Ungarn drängen die nicht ganz unwichtige Tatsache in den Hintergrund, daß es auch etliche andere Staaten gibt, die uns zwar jetzt feindlich sind, mit denen wir aber durch gleich große oder größere Handels- und Kapitalsinteressen verbunden sind als mit der Donaumonarchie. Zu diesen Ländern gehört Frankreich. Die Regelung der wirtschaftlichen Beziehungen ist hier deshalb kompliziert und schwer, weil gerade in Frankreich in viel stärkerem Maße als in Österreich-Ungarn neben dem Warenhandel der Schutz zahlreicher Kapitalsanlagen in den Vordergrund tritt.

In der deutschen Einfuhr stand Frankreich 1913 mit 584,2 Millionen Mark (5,4 Prozent der Gesamteinfuhr) an fünfter Stelle hinter den Vereinigten Staaten, Rußland, Großbritannien und Österreich-Ungarn.

Wichtiger denn als Bezugsland ist Frankreich für Deutschland als Absatzmarkt. In der deutschen Ausfuhr stand es 1913 mit 789,9 Millionen Mark (7,8 vom Hundert der Gesamtausfuhr) nach Großbritannien, Österreich-Ungarn, Rußland an vierter Stelle. Frankreich führt also mehr aus Deutschland ein, als es dahin verkauft. Seine Handelsbilanz ist im Verkehr mit Deutschland passiv.

Doch gibt der bloße Vergleich der Ein- und Ausfuhr noch kein so vollständiges Bild von der Größe dieser Passivität wie die Zerlegung der Handelssummen nach ihrer Zusammensetzung. Die deutsche Handelsstatistik gab für die Einfuhr aus Frankreich in Deutschland und die Ausfuhr aus Deutschland nach Frankreich 1912 folgende Ziffern an (in Millionen Mark):

	Einfuhr in Deutschland	Ausfuhr aus Deutschland	Überwiegen der deutschen Einfuhr (+) oder Ausfuhr (—)
Rohstoffe	170,9	166,8	+ 4,1
Halbfertige Waren	111,8	108,3	+ 3,5
Fertige Waren	175,3	370,3	— 195,0
Nahrungs- und Genußmittel	85,9	43,6	+ 42,3
Vieh	8,3	0,4	+ 7,9
Im ganzen	552,2	689,4	— 137,2

Die Passivität hat 1912 für Fabrikate allein 195 Millionen Mark betragen. Sie wurde durch eine Mehrausfuhr von Vieh, Nahrungs- und Genußmitteln (besonders Primeurs, Frühlingsfrüchten) und scheinbar auch von Roh-

stoffen nach Deutschland um 57,8 Millionen Mark verbessert, so daß der Gesamtausfall für Frankreich 137,2 Millionen Mark beträgt. Doch ist diese Verbesserung durch eine Mehrausfuhr von Rohstoffen nach Deutschland großenteils für die Zahlungsbilanz illusorisch, da viele dieser Rohstoffe in Frankreich von deutschen Gesellschaften gewonnen werden, die Zahlungen für die bezogenen Minetteerze zum Beispiel meistens an die unter französischer Flagge segelnden Tochtergesellschaften des Thyssenkonzernes Phönix, Gelsenkirchen geleistet werden. Die Deutschen haben sich aber nicht nur im Bergbau, sondern auch, angeregt durch die infolge der französischen Hochschutzzölle geschaffenen Schwierigkeiten für die Warenausfuhr aus Deutschland nach Frankreich, im französischen Handel und in der französischen chemischen, Metall-, Leim-, Gelatine-, Düngstoffindustrie als Unternehmer betätigt. Gleichzeitig ist die finanzielle Verschuldung Deutschlands an Frankreich, besonders seit den bekannten Vorfällen während der Agadirkrise, zurückgegangen. Es ist daher die Annahme gestattet, daß in den letzten Jahren auch die französische Zahlungsbilanz mit Deutschland passiv geworden ist, mit anderen Worten, daß das reiche Frankreich Deutschlands Schuldnerstaat geworden ist. Das schmerzliche Gefühl dieser Tatsache hat in Frankreich den Protektionismus sehr gekräftigt und den Nationalismus als Ideologie des Hochschutzzolls belebt.

Die handelspolitischen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich sind während dreiundvierzig Jahren durch den bekannten Paragraph 11 des Frankfurter Friedens geregelt gewesen:

»Da die Handelsverträge mit den verschiedenen Staaten Deutschlands durch den Krieg aufgehoben sind, so werden die deutsche Regierung und die französische Regierung den Grundsatz der gegenseitigen Behandlung auf dem Fuß der meistbegünstigten Nation ihren Handelsbeziehungen zugrunde legen.

Diese Regel umfaßt die Eingangs- und Ausgangsabgaben, den Durchgangsverkehr, die Zollförmlichkeiten, die Zulassung und Behandlung der Angehörigen beider Nationen und der Vertreter derselben.

Jedoch sind ausgenommen von der vorgedachten Regel die Begünstigungen, welche einer der vertragenden Teile durch Handelsverträge anderen Ländern gewährt hat oder gewähren wird als den folgenden: England, Belgien, Niederlande, Schweiz, Österreich, Rußland....«

Es lohnt sich eine kurze Wiederholung der Geschichte des vielgenannten Paragraph 11. Bismarck wollte erst — er war damals noch überzeugter Freihändler — die sehr freihändlerischen Verträge Frankreichs »mit den verschiedenen Staaten Deutschlands« wieder in Kraft setzen und sogar über ihren Ablauftermin (1877) bis 1881 hinaus verlängern. Der französische Unterhändler Thiers, ein entschiedener Schutzzöllner, glaubte aber, die handelspolitische Ungebundenheit sei für die Verzinsung der französischen Kriegsschuld mittels Zollerhöhungen nötig. Diesem Beweisgrund verschloß sich auch Bismarck nicht, der sich auch wohl von der Absicht leiten ließ, dem endlich gegründeten deutschen Nationalstaat notwendige Ruhejahre zu gönnen. Er motivierte seine Haltung in seiner Rede vom 12. Mai 1871, die in Erinnerung gebracht zu werden verdient:

»... eine andere sehr schwierige Frage ist die der Handelsbeziehungen. Die französische Regierung scheint die Handelsverträge, die sie abgeschlossen hat, lösen und den mit uns bestehenden nicht wieder ins Leben treten lassen zu wollen. Sie ist der Meinung, daß die gesteigerten Finanzeinnahmen, deren sie bedürfe, durch die gesteigerten Zölle wesentlich gefördert werden dürften. Es ist meines Erachtens *nicht tunlich, im internationalen Verkehr zwischen großen Völkern einen Handelsvertrag zu einer durch Krieg erkämpften Bedingung zu machen, die der Souveränität eines großen Volkes unter Beschränkung seines Gesetzgebungsrechtes auferlegt würde.* Ich habe deshalb auch nicht darauf bestanden und glaube nicht, daß die Maßregeln praktisch gewesen wären. Namentlich habe

ich befürchtet, daß sie eine so starke Verletzung des nationalen Gefühls enthielte, daß sie später den Frieden frühzeitig beeinträchtigen würde. Ich habe mich deshalb darauf beschränkt, daß wir nach dem Prinzip der meistbegünstigten Nationen uns gegenseitig in Zukunft zu behandeln hätten. Dieses Prinzip ist im wesentlichen eingenommen worden. Es wurde gewünscht, daß es nicht so allgemein genommen würde, um nicht Verträge mit einzelnen Staaten, die der französischen Republik besonders nahestehen und bei ihrer Kleinheit und Handelsbeziehungen wenig von Bedeutung sind, unmöglich zu machen. Ich nenne beispielsweise Monako mit drei Schiffen oder Tunis und andere. Wir haben deshalb ausgemacht, daß die Nationen, unter denen wir mit den Begünstigungen gleich zu behandeln sind, sich beschränken auf England, Belgien, die Niederlande, die Schweiz, Österreich und Rußland.«

Sartorius v. Walkershausen untersucht in einer interessanten Studie die Entwicklung der Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Frankreich auf Grund der Meistbegünstigungsklausel des Paragraph 11, die, mit dem Frankfurter Frieden für ewige Zeiten geschlossen, ein ruhender Pol in der Erscheinungen wilder Flucht wurde.[1]

Die französische Regierung ließ nach dem Frankfurter Frieden möglichst viele Handelsverträge und damit auch die in ihnen gewährten Zollvergünstigungen mit ihrem Ablauf verfallen. Durch die noch geltenden Verträge gehindert, konnte sie aber erst 1882 einen um 24 Prozent erhöhten Generaltarif einführen. Deutschland nahm dank der Meistbegünstigung an allen Vorteilen teil, die Frankreich auf Grund dieses neuen Generaltarifs den sechs im Paragraph 11 aufgezählten Staaten gewährte, was tatsächlich auf den vollen Mitgenuß an allen Vertragssätzen hinauslief. Es zog aber auch nach seinen Meistbegünstigungsverträgen mit anderen Staaten Vorteil von allen Zollermäßigungen, die sich Frankreich auf Grund seines neuen Generaltarifs erkämpft hatte. Deutschland war inzwischen zur autonomen Zollpolitik übergegangen, schloß keine Tarifverträge mehr und gewährte keinem Lande Zollvorteile, an denen Frankreich nach der Meistbegünstigung hätte teilnehmen können. So war die handelspolitische Lage Frankreichs ungünstig, und in der Tat war die Handelsbilanz Frankreichs mit Deutschland während der achtziger Jahre mit einer Ausnahme dauernd passiv. Inzwischen hatte aber auch Deutschland die Nachteile der autonomen Zollpolitik ausgekostet und ging zum Tarifvertragssystem über. Es gewährte seit 1891 seinen Vertragspartnern Zollermäßigungen, an denen Frankreich nach der Meistbegünstigung des Frankfurter Friedens teilnahm, und es erkämpfte sich bei seinen Gegenkontrahenten Vertragsvorteile, an denen Frankreich kraft seiner mit diesen Gegenkontrahenten geschlossenen Meistbegünstigungsverträge teilnahm. Frankreich aber ging seinerseits 1892 zur autonomen Zollpolitik über, indem es einen Maximal- und Minimaltarif einführte. Der erste war 70 vom Hundert, der zweite 40 vom Hundert höher als der Generaltarif von 1882. Der einheitliche Mindesttarif wurde meist nur für die Meistbegünstigung gewährt. Frankreich und Deutschland haben so 1892 gewissermaßen die Plätze gewechselt, die sie seit 1879 eingenommen hatten. Seither war die Handelsbilanz Frankreichs mit Deutschland aktiv. Erst 1908 trat ein Umschwung ein. Die Stoßkraft der deutschen Industrie überwindet die französischen Zollmauern. Die französische Handelsbilanz wird passiv. Frankreich setzt sich dagegen vergeblich zur Wehr. Die Erschwerung und Verschärfung der Zollabfertigung, die Erhöhung des Mindesttarifs um 50 vom Hundert und seine weitere Spezialisierung nach deutschem Muster im Jahre 1908 helfen nichts: die deutsche Ausfuhr hält ihr Feld und erschließt sich neuen Absatz.

Sartorius v. Walkershausen zieht aus dieser Geschichte der Handelsbeziehungen Deutschlands und Frankreichs den Schluß, daß dem besiegten Frankreich

[1] A. Sartorius v. Walkershausen, Der Paragraph 11 des Frankfurter Friedens. Jena 1915, Verlag von Gustav Fischer. 46 Seiten. Preis 1,20 Mark.

in lästiger Handelsvertrag nicht als Friedensbedingung auferlegt werden solle. ... Bei der Handelspolitik darf man nicht übersehen, daß die meisten Abmachungen nur zu einem erwünschten Erfolg führen, wenn sie vom gegenseitigen Interesse diktiert worden sind. Durch autonome Bestimmungen über die Behandlungen der fremden Ware an der Grenze, durch Boykott der Einfuhr und Schikanen kann jedes Land dem andern Schwierigkeiten bereiten und den Handel mehr oder weniger unterbinden.... Die Schikanen aus der Welt zu schaffen, ist gewiß ein sehr nützliches Werk, aber natürlich können sie erst einige Zeit nach dem Frieden in Untersuchung gezogen werden.... Bei einem Friedensschluß dünkt es mich handelspolitisch am besten, eine solche Form des Abkommens zu wählen, welche die Möglichkeit einer künftigen Verständigung nicht ausschließt, und das ist die provisorische Fortdauer des bisher geltenden Zustandes.... Es bleibt demnach nichts übrig, als die Meistbegünstigung einander wieder zu gewähren als die mittlere und einfachste Form des internationalen Handelsverkehrs.«

Die neue Meistbegünstigungsklausel will Sartorius vorläufig nur provisorisch gelten lassen, etwa bis 31. Dezember 1917. Erst dann werde sich die handelspolitische Situation annähernd übersehen lassen. Auch dürfe die neue Meistbegünstigungsklausel — hier begegnet sich Sartorius mit den Gedanken, die Jastrow in seiner kleinen Schrift »Die mitteleuropäische Zollannäherung und die Meistbegünstigung« entwickelt hat — die Möglichkeit eines engeren wirtschaftlichen Verhältnisses mit Österreich-Ungarn nicht ausschließen. Die kritische Behandlung dieses Vorschlags habe ich in den drei Artikeln über die deutsch-österreichisch-ungarische Zollannäherung in Nr. 1 bis 3 dieses Jahrgangs der Neuen Zeit versucht.

Literarische Rundschau.

v. Michaelsburg, **Im belagerten Przemysl.** Tagebuchblätter aus großer Zeit. Leipzig, Verlag C. F. Amelang. 190 Seiten. 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Ein Buch, das sich aus der leider allzu großen Menge »Kriegsliteratur«, die uns heute beschieden, durch eine lebenswarme, mit dem Herzen geschriebene Sprache auszeichnet. Soweit die Verfasserin Selbstgesehenes beschreibt, zeigt sie eine auffallend gründliche Beobachtungsgabe. Die ihr von Dritten zugetragenen Berichte von wunderbaren Heldentaten und erstaunlichen Ereignissen nötigen dem Erfahrenen freilich ein Lächeln ab. Doch lassen wir Milde walten. Wie dieser Krieg, so dehnen sich auch seine Heldenlügen bis ins Uferlose aus. Und wir müssen es der Verfasserin lassen, daß sie dieses pikante Gewürz nur in recht bescheidenen Portionen verwendet. Abgesehen davon aber scheint das Buch schon wegen der Treue, mit der die aufeinander folgenden Ereignisse beschrieben werden, für den Leser, dem die Geschichte dieses Krieges wissenswert ist, sehr nützlich zu sein. K. O.

Notizen.

Die schweizerische Gewerkschaftsbewegung im Jahre 1914. Nach dem Jahresbericht des Bundeskomitees des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes hatten die ihm angeschlossenen 21 Verbände am 30. Juni 1914 89 340 Mitglieder, am 30. September 58 502 und Ende 1914 57 390 Mitglieder gegen 89 398 im Jahre 1913, somit um 32 008 Mitglieder weniger. 18 von 21 Verbänden erlitten einen Mitgliederrückgang um 1 Prozent (Lithographen) bis 81 Prozent (Bauarbeiter). Nur die Verbände des Lokomotivpersonals und der Arbeiter der Transportanstalten er-

fuhren eine kleine Mitgliedervermehrung. Ohne den Krieg würde die Mitgliederzahl des Gewerkschaftsbundes im Jahre 1914 die 90 000 überschritten haben.

Die Einnahmen der Verbände betrugen 1 932 075 Franken gegen 2 238 400 Franken im Jahre 1913, um über eine Viertelmillion Franken weniger. Dabei sind aber erst noch 140 841 Franken freiwillige Beiträge hauptsächlich von Buchdruckern und Uhrenarbeitern (anfangs 1914 für die in Grenchen ausgesperrten 2000 Uhrenarbeiter) gegen nur 10 407 Franken im Jahre 1913 aufgebracht worden. Die Ausgaben beliefen sich auf 2 383 380 Franken gegen 1 825 281 Franken im Jahre 1913, also mehr Ausgaben und weniger Einnahmen, eine gesamte finanzielle Schlechterstellung um rund 800 000 Franken. Im Berichtsjahr betrugen die Mehrausgaben gegenüber den Einnahmen 558 099 Franken. Die Mehrausgaben gegenüber 1913 entfallen in der Hauptsache auf die Arbeitslosenunterstützung mit 415 081 Franken gegen nur 188 404 Franken im Vergleichsjahr und ferner auf die Streikunterstützung mit 724 542 Franken gegen bloß 297 378 Franken, wobei es sich in letzterer speziell um die Kosten der frivolen Uhrenarbeiteraussperrung in Grenchen handelte. Fast alle übrigen Ausgabeposten der Gewerkschaften sind zurückgegangen.

Die Lohnkämpfe spielten sich so ziemlich ausschließlich in den sieben Friedensmonaten vor dem Kriege ab. Es kamen 186 (1913: 359) Fälle vor mit 19 249 (30 665) beteiligten Arbeitern in 1087 Betrieben an 193 Orten. Davon waren 155 Fälle mit 16 111 Arbeitern friedliche Lohnbewegungen und nur 27 Streiks mit 1358 Arbeitern sowie 4 Aussperrungen mit 1785 Arbeitern. In 24 Angriffsbewegungen mit 1282 Arbeitern wurden 5538 Stunden wöchentliche Arbeitszeitverkürzung; in 51 Fällen mit 2719 Arbeitern 6309 Franken wöchentliche Lohnerhöhungen; in 26 Fällen mit 1216 beteiligten Arbeitern verschiedene Lohnzuschläge und in 8 Fällen mit 249 beteiligten Arbeitern bezahlter Ferienurlaub von 4½ Tagen im Durchschnitt errungen. Von den Abwehrbewegungen wurden in 6 Fällen mit 1305 Arbeitern versuchte Arbeitszeitverlängerungen von 2539 Stunden wöchentlich und in 37 Fällen mit 3099 Arbeitern Lohnreduktionen von 17 648 Franken wöchentlich zurückgewiesen.

Die schweizerischen Gewerkschaften haben also im Jahre 1914 positive Verbesserungen der Arbeits- und Lohnverhältnisse erreicht und andererseits Versuche von Unternehmern zur Verschlechterung der Arbeitsbedingungen in weitgehendem Maße erfolgreich zurückgewiesen. Man ersieht daraus neuerdings, daß man die für die Arbeiterschaft so überaus gemeinnützige Wirksamkeit der Gewerkschaften nicht nur nach den erkämpften positiven Verbesserungen der Arbeits- und Lohnverhältnisse beurteilen darf, sondern dabei auch ihre erfolgreiche Abwehr von Verschlechterungsversuchen der Unternehmer berücksichtigen muß.

Erhebliche Einbuße hat im Jahre 1914 die Gewerkschaftspresse erlitten. Einzelne Blätter stellten ihr Erscheinen gänzlich ein, andere erschienen nur noch in stark reduziertem Umfang unregelmäßig in größeren Zwischenräumen; eine dritte Kategorie seltener und in ebenfalls reduziertem Umfang, so zweiseitig statt vierseitig und monatlich statt vierzehntäglich oder nur alle zwei Wochen statt wöchentlich. Nur einige wenige Blätter, so die Organe der Buchdrucker, der Eisenbahner usw. behielten Umfang und Erscheinungsweise unverändert bei. Es galt eben, überall zu sparen, um so die Ausgaben einigermaßen den verminderten Einnahmen anzupassen.

Soweit als es möglich war, haben die schweizerischen Gewerkschaften ihre die Interessen und Wohlfahrt der Arbeiterschaft fördernde Tätigkeit auch in der Kriegszeit fortgesetzt, und sie werden sie auf der ganzen Linie in vollem Umfang und mit neuer Tatkraft wieder aufnehmen nach der Rückkehr normaler Verhältnisse. Voraussetzung dafür ist allerdings die Neuerstarkung der Gewerkschaften durch den Massenanschluß der unorganisierten Arbeiter. D. Z.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 26 | Ausgegeben am 24. März 1916 | 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die ukrainische Frage.

Von A. Stein.

Die beiläufigen Bemerkungen über die ukrainische Frage, die Genosse K. Kautsky in seinen Artikel »Mitteleuropa« (Neue Zeit, Nr. 16) einflocht, haben in Nr. 23 die Erwiderung eines »Ukrainers« hervorgerufen. Zwar unterscheidet sich diese Erwiderung durch ihren Ton vorteilhaft von dem maßlos heftigen Angriff, den Herr Dmytro Donzoff in Nr. 52 der von ihm herausgegebenen »Nachrichten des ukrainischen Pressebureaus« gegen Kautsky gerichtet hat, allein schon die Primitivität und Naivität des historisch-politischen Denkens, die die Erwiderung des »Ukrainers« auszeichnen, sind kennzeichnend für die meist gefühlsmäßige Art und Weise, wie das ukrainische Problem von vielen Ukrainern — allerdings vorwiegend den galizischen — in der westeuropäischen Presse behandelt wird. Es ist zwar menschlich begreiflich, wenn bei der vom Sozialismus nur wenig berührten demokratischen Intelligenz der Ruthenen Galiziens unter dem Eindruck der russischen Invasion und der Russifizierungsbestrebungen des offiziellen Rußlands eine Überspannung des nationalen Gedankens eingetreten ist. Ob aber ein solcher Zustand diese Elemente befähigt, im gegenwärtigen Augenblick als die legitimen Vertreter des g e s a m t e n ukrainischen Volkes, von dem sieben Achtel in Rußland leben, aufzutreten, ist eine andere Frage. Ihr Freiheitsdrang, ihr Haß gegen die großrussischen Unterdrücker ihres Volkes in allen Ehren. Aber mit Gefühlspolitik ist dem über 30 Millionen starken ukrainischen Volke in der jetzigen schicksalsschweren Zeit wenig gedient, noch weniger aber mit jener politischen Phantastik, die die ukrainische Frage seit einiger Zeit zum beliebten Tummelplatz imperialistischer Projektenmacher gemacht hat. Auch gegenüber der Ukraine sollte man an der politischen Erkenntnis festhalten, die der ungarische Genosse S. K u n f i in seiner Studie über Klassen und Nationen in Ungarn (»Kampf«, VII, 8) folgendermaßen formuliert hat:

> Die Verteilung der Macht unter den Klassen und Nationen eines gemischtsprachigen Landes ist so sehr durch die wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Verhältnisse des Landes selbst bestimmt, daß die zur Umwälzung drängenden, von außen kommenden Impulse nur dann wirksam sein können, w e n n d i e V o r a u s s e t z u n g e n f ü r d i e s e U m w ä l z u n g e n i m L a n d e s e l b s t v o r h a n d e n s i n d.

Von diesem Gesichtspunkt aus, ergänzt durch gleichzeitige Hervorhebung der im zentralistischen Sinne wirkenden wirtschaftlichen und politischen Gegentendenzen, seien nachstehend die wesentlichsten Momente der ukrainischen Frage untersucht, und zwar, um allen Anfeindungen aus dem Wege zu gehen, vorwiegend an der Hand der ukrainischen und ukrainophilen Literatur.

I.

Die neueste Geschichte des ukrainischen Volkes bildet einen wichtigen Abschnitt in dem historischen Aufstieg jener »geschichtslosen« Nationen, der dem Osten und Südosten Europas schon so viel Überraschungen gebracht hat. Vorwiegend ein agrarisches Volk, das in den Jahrhunderten seiner Geschichte die Ansätze seiner staatlichen Institutionen verlor und in seinem eigenen staatenbildenden Prozeß jäh unterbrochen wurde, bildete das ukrainische Volk den Unterbau für die Staatenbildung Polens und Rußlands, um erst nach dem Eindringen der Geldwirtschaft und dem wirtschaftlichen Aufstieg der Bauernschaft die täuschende Hülle des Polen- oder Russentums abzustreifen und mit seinen besonderen kulturellen, sprachlichen und ethnographischen Merkmalen auf den geschichtlichen Kampfplatz zu treten.

Ein Abriß der Geschichte des ukrainischen Volkes kann hier nicht gegeben werden. Es sei nur das Wichtigste herausgegriffen, um das tragische Schicksal des ukrainischen Volkes, das ein Volk wurde, trotzdem es nach dem Willen der Herrschenden keines sein sollte, verständlich zu machen. Das alte Kiewer Reich, welches in allen Geschichtsbüchern als »altrussisch« bezeichnet wird und welches bereits im neunten Jahrhundert bestand, war in Wirklichkeit eine staatliche Organisation der südlichen Slawenstämme Osteuropas, der Vorfahren der heutigen Ukrainer. Der Verfall dieses Reiches und die Entstehung des ukrainischen Volkes im zwiefachen Kampfe gegen Polen und Rußland wird von dem berühmten ukrainischen Gelehrten und Politiker, dem föderalistischen Sozialisten M. P. Dragomanoff folgendermaßen geschildert:[1] Die geographischen und geschichtlichen Bedingungen der zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer liegenden Länder führten dahin, daß die dort siedelnden Völkerstämme, von den Küsten fortgedrängt, gegeneinander stießen. An der Ostsee waren es die Deutschen, die die Polen und Litauer nach dem Osten und Südosten drängten, und am Schwarzen Meer zuerst die Wolhynier und dann die Türken, die von den Küstengebieten Besitz ergriffen. An die Stelle des großen weißrussisch-litauisch-ukrainischen Reiches des dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts trat im Jahre 1569 die Union zwischen Litauen und Polen, wobei das ukrainische Land (Wolhynien, Kiew und Tschernigow) Polen gleichsam angegliedert wurde. Das nach Osten und Südosten drängende Polen betrachtete die Ukraine als erobertes Land.

»Polen« — schreibt Dragomanoff — »begann auf ein Land, dessen soziale Ordnung der Polens vollkommen unähnlich war, seine eigenen sozialen Ordnungen auszudehnen, die außerhalb der Städte nur zwei Bevölkerungsklassen anerkannten: den Adel und das ihm unterworfene niedere Volk. Anfangs war der litauische und mehr noch der ukrainische Kleinadel zufrieden, da er die Rechte des polnischen Adels erhielt, die ihn juristisch den Magnaten gleichstellten. In der Ukraine entstand aber eine neue Klasse bewaffneter Männer — die Kosaken, die dieselben Rechte wie der Adel erstrebten. Neben den Kosaken betrachtete sich auch die Bauernschaft, die namentlich in den an die Steppe grenzenden Gebieten keineswegs wie in Polen den Herren unterworfen war, derselben Freiheit würdig.... Hieraus entstand eine Reihe von Kriegen zwischen den Kosaken und den Polen, die sich vom Ende des sechzehnten bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hinzogen.«

[1] Siehe M. P. Dragomanoff, Das geschichtliche Polen und die großrussische Demokratie. Genf 1882 (russisch).

Eine Folge dieser Kämpfe war es unter anderem auch, daß die ukrainischen Bauern, um der Leibeigenschaft zu entgehen, über die polnische Grenze bis in die menschenleere Steppe an dem Don flüchteten und diese öden Marken besiedelten. Erst diese »Slobidska Ukraina«, die Ukraine »der freien Dörfer«, brachte das frühere Kernland der Ukrainer in unmittelbare Nachbarschaft mit dem moskowitischen Reich. Bedrängt von den Polen, stellte der ukrainische Hetman Bogdan Chmelnicky, der den siegreichen Aufstand gegen die Polen 1648 geleitet hatte, die Ukraine unter das Protektorat des Moskauer Zaren. Es kam im Jahre 1654 in der Stadt Perejaslaw ein Vertrag zwischen der Ukraine und Moskau zustande, nach dem die Ukraine eigene Verwaltung, eigenes Gericht, Finanzwesen, Militär, einen frei gewählten Hetman als Oberhaupt und andere Attribute der staatlichen Autonomie erhalten sollte. Es schien nun, als ob die Ukraine sich auf breiterer Grundlage unter Anlehnung an Moskau zu einem gefestigten Staatswesen entwickeln würde. Allein die innere Unfertigkeit des neuen Staates hielt dem Druck Polens wie Rußlands nicht stand. Im Frieden von Andrussow (1667) zwischen Rußland und Polen wurde die Ukraine aufgeteilt, und zwar erhielt Polen das Land rechts vom Dnjepr, während die linksseitige Ukraine an Rußland fiel. In den Teilungen Polens 1772 bis 1795 kam das ganze vom ukrainischen Volke bewohnte Gebiet mit Ausnahme Ostgaliziens und der Bukowina, die an Österreich-Ungarn fielen, unter die Herrschaft Rußlands.

Im Verlauf des ganzen achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts war das Bestreben der russischen Staatspolitik darauf gerichtet, nicht nur alle Überreste der Selbständigkeit in der Ukraine auszurotten, sondern auch ihre gewaltsame Verschmelzung mit dem russischen Reiche herbeizuführen. Dieser Gedanke fand seinen grellen Ausdruck in folgendem Erlaß Katharinas II.:

Kleinrußland, Livland und Finnland sind Provinzen, die auf Grund von anerkannten Privilegien regiert werden. An den letzten gleich zu rütteln, wäre nicht opportun, aber diese Gebiete als fremd zu behandeln, wäre mehr als ein Fehler, nämlich Torheit. Diese Provinzen sind mit leichten Mitteln dazu zu bringen, daß sie sich russifizieren und aufhören, wie die Wölfe aus dem Walde herzuschauen.

Zu gleicher Zeit schärfte Katharina II. ihrem Bevollmächtigten in der Ukraine ein, »daß sich das kleinrussische Volk mit dem großrussischen eins zu fühlen habe und der innere Haß gegen das Großrussentum ausgerottet werden solle«. Diese Worte nahmen sich zwar auf dem Papier recht schön aus, aber die Wirklichkeit entsprach ihnen nicht im geringsten. Gerade unter Katharina wurde die Leibeigenschaft in der Ukraine in einer noch krasseren Form eingeführt, als sie jemals unter der Polenherrschaft bestanden hatte. Zahlreiche Güter mit Hunderttausenden von »Seelen« wurden unter die Günstlinge der Kaiserin verteilt, die übrigen jedoch wurden dazu verwendet, den »inneren Haß gegen das Großrussentum« — bei dem neugebackenen ukrainischen Adel auszurotten. Einer der bedeutendsten ukrainischen Führer und Gelehrten, Professor Michael Hruschewskyj,[2] schreibt darüber:

Die Mehrzahl des neugeschaffenen ukrainischen Adelsstandes, von der russischen Verwaltung terrorisiert, verzichtete auf die nationalen Rechte, um nur aus

[2] Professor M. Hruschewskyj, Ein Überblick über die Geschichte der Ukraina. Wien 1914, Verlag des Bundes zur Befreiung der Ukraina.

der Herrschaft des Adels über den Bauer, der von den russischen Kaisern zu einem aller Rechte beraubten Sklaven erniedrigt wurde, den Nutzen für sich ziehen zu können.

Es wiederholte sich also auch hier, daß die oberen Schichten im Interesse ihres Besitzes und ihrer Privilegien ihr Volk preisgaben und sich dem Eroberer völlig assimilierten. Dieser Entnationalisierungsprozeß der Ukraine wurde noch gefördert durch dreierlei Faktoren: die Ansiedlung von fremdstämmigen Kolonisten, das Wachstum der Städte und die Sprachenpolitik der russischen Regierung.

Wir erwähnten schon oben, daß die jetzige Ukraine zu einem großen Teil auf wenig oder gar nicht besiedeltem Neuland entstanden ist. Der ukrainische Bauer ist in der Tat ein unermüdlicher, zäher Kolonisator:

»Etwas Überwältigendes« — schreibt Dr. W. Kuschnir,[3] der Herausgeber der »Ukrainischen Rundschau« — »liegt in den kolonisatorischen Leistungen des ukrainischen Elements. Das heutige Gouvernement Charkow war vor nicht viel über zweihundert Jahren ein Freiland für Kolonisation. Heute ist das östlich von Charkow gelegene Gebiet im Durchmesser von fast 500 Kilometer ein blühendes Land mit 70 Prozent ukrainischer Bevölkerung, die als geschlossene Masse an manchen Stellen den Don überschritt, als ansehnliche nationale Minoritäten die Wolga erreichte und hinter sich ließ und sich den Weg nach dem Uralgebirge bahnt.«

Allein die Ukrainer waren nicht die einzigen, die das erwähnte Neuland kolonisierten. Sieht man von den jetzigen ukrainischen Kerngebieten Wolhynien, Cholm, Podolien, Kiew, Tschernigow, Charkow und anderen ab, in denen (nach der russischen Volkszählung von 1897) neben 70 bis 80 Prozent Ukrainern nicht unbedeutende Schichten jüdischer, deutscher und polnischer Bevölkerung leben, so zeigen solche Gouvernements wie Cherson mit 54 Prozent Ukrainern, 21 Prozent Russen, 12 Prozent Juden, 5 Prozent Rumänen oder das Gouvernement Jekaterinoslaw mit 69 Prozent Ukrainern, 17 Prozent Russen, 5 Prozent Juden, 4 Prozent Deutschen, 2 Prozent Griechen das typische Bild gemischtsprachiger Provinzen, in denen neben der starken ukrainischen Landbevölkerung deutsche, jüdische und russische Dörfer zu finden sind und wo in den Städten und Industriedörfern das russische Element vorherrschend ist. Der ukrainische Charakter des überwiegenden Elements der Landbevölkerung trat hierbei viele Jahrzehnte hindurch völlig in den Hintergrund, weil die oberen Schichten russisch oder polnisch, die Stadtbevölkerung überwiegend russisch, die Verwaltungsbehörden, Schulen und Presse durchweg russisch waren. Mit eiserner Konsequenz führte die Petersburger Regierung die Unterdrückung des »kleinrussischen« Idioms durch, und diese Politik wurde ihr wesentlich erleichtert einesteils durch die tatsächliche nahe Verwandtschaft beider slawischen Idiome, andererseits durch die Bereitwilligkeit, mit der Adel, Geistlichkeit und Bürgertum sich in den Dienst der Russifizierung stellten. Schon im Jahre 1720 wurde der berühmte Ukas erlassen, durch welchen in Kiew eine besondere Zensurbehörde errichtet wurde, die darüber zu wachen hatte, daß in der Ukraine keine Bücher, mit Ausnahme von Kirchenbüchern, in Druck gelegt wurden, »damit kein Zwiespalt und kein besonderes Idiom Platz

[3] Dr. W. Kuschnir, Die Ukraine und ihre Bedeutung im gegenwärtigen Kriege mit Rußland. Wien 1915, Verlag der »Ukrainischen Rundschau«.

greife«.[4] Im Jahre 1863 erklärte der damalige Minister des Innern Walujew: »Eine ukrainische Sprache hat es nie gegeben, gibt es nicht und darf es nicht geben.« Als Konsequenz dieser Parole erschien im Jahre 1876 der berühmte Ukas, der den Gebrauch der ukrainischen Sprache für Literaturzwecke ganz verbot. Erst 1906 wurde dieser Ukas durch die neue Pressеordnung außer Kraft gesetzt, nachdem die Akademie der Wissenschaften in Petersburg im Jahre 1905 in ihrem dem Ministerkabinett unterbreiteten Gutachten erklärt hatte, die geläufige Auffassung, wonach die russische Literatursprache eine allgemeinrussische, den Großrussen und den Ukrainern (Kleinrussen) im gleichen Maße verständliche Sprache sei, müsse als grundsätzlich falsch widerlegt werden. »Alles oben Gesagte« — heißt es in dem Gutachten weiter — »führt die Akademie der Wissenschaften zu der Überzeugung, daß die kleinrussische Bevölkerung dasselbe Recht wie die großrussische haben soll, öffentlich und im Druck ihre Muttersprache zu gebrauchen.« Die kurze Freiheitsperiode, die nach der Revolution in Rußland anbrach, hat den Ukrainern so den freien (seit Kriegsausbruch allerdings wieder eingeschränkten) Gebrauch ihrer Sprache gebracht. Die offizielle großrussische Parole, es dürfe keine ukrainische Sprache geben, hat dem mächtigen, aus der Tiefe kommenden Entwicklungsprozeß nicht standzuhalten vermocht.

II.

Dieser Prozeß weist in der Ukraine und in den von etwa 4 Millionen Ruthenen (Ukrainern) besiedelten österreichischen Kronländern Galizien und Bukowina eine erstaunliche Ähnlichkeit auf, allerdings mit dem Unterschied, daß er in Österreich früher einsetzte als in Rußland.

»Die Entwicklung des Kapitalismus in Südrußland und Galizien« — schreibt Genosse K. Zalewsky in seiner Studie über die nationalen Bewegungen in Rußland[5] — »hat bei den Volksmassen in diesen Ländern das Interesse für das öffentliche Leben geweckt, wobei die geistige Entwicklung der Mehrzahl der Bevölkerung die Form des Kampfes für die nationale ukrainische Kultur annahm. Hier zeigte sich in aller Schärfe die zurzeit in vielen Ländern hervortretende Eigenheit des dialektischen Prozesses. Während die industrielle Entwicklung die russische Ukraine mit unzerreißbaren Banden mit dem übrigen Rußland verknüpfte,[6] hebt die von ihr bewirkte Entwicklung der geistigen Kultur die Bevölkerung mehr und mehr aus

[4] Siehe Professor M. Hruschewskyj, Die ukrainische Frage in historischer Entwicklung. Wien 1915, Verlag des Bundes zur Befreiung der Ukraina.

[5] Die gesellschaftliche Bewegung in Rußland am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, 4. Band, Petersburg 1911 (russisch).

[6] Als treffliche Illustration zu dieser Entwicklung sei nachstehend die Charakteristik der südrussischen Bergwerksindustrie aus der bekannten Schrift Wladimir Iljins (Lenins) »Die Entwicklung des Kapitalismus in Rußland« angeführt:

Die Bergwerksindustrie des Südrayons bietet in vielen Hinsichten einen diametralen Gegensatz zum Ural. So alt der Ural und so sehr die dort herrschende Ordnung »durch Jahrhunderte geheiligt« ist, um soviel jünger ist der Süden; er befindet sich in der Periode der Formierung. Die rein kapitalistische Industrie, die hier in den letzten Jahrhunderten gewachsen ist, kennt weder Tradition, noch Stände, noch Nationalität, noch Geschlossenheit bestimmter Bevölkerungsgruppen. Es siedelten und siedeln sich fortwährend massenhaft ausländische Kapitalien, Ingenieure und Arbeiter in Südrußland an, und in der jetzigen fieberhaften Epoche (1898) werden dorthin von Amerika ganze Fabriken übersiedelt. Das internationale Kapital ist auf keine Schwierigkeiten gestoßen, in die Mitte

der Masse der gesamten Reichsbevölkerung heraus. Allerdings ist bei den bürgerlichen und proletarischen Elementen der großen Städte meist die russische Sprache im Gebrauch. Allein der Kapitalismus, der die Nachfrage nach geistiger Arbeit schuf, förderte zugleich das Auftauchen einer beträchtlichen Anzahl ‚Intellektueller' aus dem ukrainisch sprechenden Bauernstand, und diese ‚Intellektuellen' begannen mit gemeinsamen Kräften ein kulturelles und geistiges ukrainisches Zentrum im konstitutionellen Galizien zu schaffen.«

So einfach spielten sich freilich die Dinge in Galizien nicht ab, wie es Zalewsky hier darstellt. Ihren kulturellen und politischen Frühling durchlebten die galizischen Ruthenen im Jahre 1848, als mit der Aufhebung der Leibeigenschaft die ersten politischen und kulturellen Institutionen für die Ruthenen geschaffen und ihnen die Freiheit ihrer kulturellen Entwicklung in sichere Aussicht gestellt wurde. Die völlige Emanzipation der ruthenischen Bauern bedrohte aber die Machtstellung des polnischen Grundbesitzes, an dessen Toren die Fäuste der emporsteigenden früheren Hörigen hämmerten. Die Lage der Ruthenen verschlimmerte sich deshalb außerordentlich, als die gesamte Verwaltung Galiziens in den sechziger Jahren in polnische Hände überging.

»Das hatte« — schreibt der bereits mehrfach zitierte Professor M. Hruschewskyj — »ein Abflauen des vor kurzem noch so regen nationalen Lebens unter den Ukrainern Galiziens zur Folge und führte zu den Schwankungen in dem noch nicht erstarkten Nationalgefühl der galizischen Ruthenen. Aus der Psychologie der Verzweiflung an der Möglichkeit eines selbständigen Emporkommens schießen zum Schluß die Keime der ‚russophilen' Strömung unter den Ruthenen empor. Die wenigen widerstandsfähigen Elemente verließen unter dem Einfluß der Lockungen von der russisch-panslawistischen Seite das ihrer Meinung nach schon verlorene Banner und suchten Anschluß an die russische Kultur, die schon herausgebildet war und auf fester Grundlage ruhte. Andere charakterschwache Elemente gingen in das polnische Lager über.«

Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse fanden die Bestrebungen der in Rußland noch mehr unterdrückten ukrainischen »Volkstümler« rege Förderung bei den Radikalen und »Volkstümlern« in Galizien, so daß im Zeitraum von 1880 bis 1905 Galizien gleichsam als »geistiges Piemont« der ukrainischen Bewegung erscheint. Das Gesetz der Wechselwirkung zwischen der ukrainischen Bewegung in Rußland und Galizien wurde dadurch freilich nicht aufgehoben. So konnte Genosse Otto Bauer noch 1907 schreiben: [7]

Solange die ukrainische Nation in Rußland keine Hoffnung ihrer Befreiung sah, waren die Ruthenen eine starke Stütze österreichischer Macht. So gewiß waren die Machthaber ihrer Zuverlässigkeit, daß sie ohne jede Furcht vor einer ruthenischen Irredenta die nationalen Interessen der Ruthenen den Polen völlig preisgeben konnten. Heute liegen die Dinge ganz anders. Das Erwachen der ukrainischen Nation in Rußland wird zweifellos auch den Prozeß der Neubelebung der

---

der Zollmauer zu übersiedeln und sich auf »fremdem Boden« einzurichten; ubi bene, ibi patria.

Was hier von der südrussischen Bergwerksindustrie gesagt ist, gilt auch von anderen Industriezweigen, die in Südrußland mehr und mehr ein großkapitalistisches Gepräge annehmen. Auch die Handelsbeziehungen zwischen den Schwarzmeerhäfen und dem ganzen Reiche nehmen mit jedem Jahre einen gewaltigeren Umfang an.

[7] Otto Bauer, Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie, Wien 1907, S. 389.

österreichischen Ruthenen beschleunigen. Erkämpfen die Kleinrussen im russischen Reiche sich nationale Rechte, so ist die Herrschaft der polnischen Schlachta in Ostgalizien nicht zu halten. Dann muß Österreich seinen Ruthenen die nationale Autonomie gewähren, wenn es nicht an der stets gefährdeten Ostgrenze eine staatsfeindliche Nation haben will.

Es kam freilich nicht so weit, wie Genosse Bauer erwartete. Indessen erzwang die ruthenische Bewegung im letzten Jahrzehnt in der Verwaltung und Gesetzgebung Galiziens nicht geringe Zugeständnisse. Und wieder wechselten die Rollen beider Teile der Ukraine. In Rußland setzte 1907 die Gegenrevolution ein, die auch die Ukrainer um einen großen Teil ihrer Errungenschaften betrog und ihre Blicke sehnsüchtig nach dem »geistigen Piemont« in Galizien hinüberschweifen ließ.

III.

Betrachten wir aber, ehe wir auf die weiteren Wechselwirkungen zwischen beiden Teilen der Ukraine eingehen, welche Wege die ukrainische Bewegung in Rußland einschlug und was ihr die Revolutionsjahre gebracht haben. Als die erste Partei mit einem entsprechenden Programm und einer Organisation erschien im Jahre 1900 die »Ukrainische Revolutionäre Partei« (R. U. P.), die in ihrer programmatischen Broschüre »Die unabhängige Ukraine« (»Ssamostijna Ukraina«) eine »einige, unteilbare, freie, unabhängige Ukraine von den Karpathen bis zum Kaukasus« als ihr Ziel erklärte. Sehr bald trat in der jungen Partei eine Differenzierung ein. Im Jahre 1902 schied aus der Partei die nationalistisch gerichtete Rechte aus, aus der die »Ukrainische Volkspartei« entstand. Nach ihrem Ausscheiden nahm die Partei eine sozialistische Färbung an und erhob zu ihrem Programm die Forderung der Umgestaltung des russischen Staatswesens auf demokratischer und föderativer Grundlage mit einem autonomen ukrainischen Landtag. (Hier war die Einwirkung der Ideen der ukrainischen Emigration der siebziger und achtziger Jahre unverkennbar, die in den Schriften des Föderalisten M. Dragomanoff ihren vollendeten Ausdruck fanden.) Allein die Differenzierung der Partei nahm ihren Fortgang. Im Jahre 1904 schied aus ihr der »Ukrainische Sozialdemokratische Bund« (»Spilka«) aus, worauf die Überreste der R. U. P. sich im Jahre 1905 in die »Ukrainische Sozialdemokratische Arbeiterpartei« (U. S. D. R. P.) reorganisierten, deren ersten Programmpunkt die Autonomie der Ukraine bildet.[8]

[8] Anfangs enthielt das Programm die Forderung einer Föderation zwischen der Ukraine und Rußland. Allein schon auf dem zweiten Kongreß der Partei im Dezember 1905 wurde dieser Punkt umgeändert in die Forderung einer »Autonomie der Ukraine mit einem Provinziallandtag, dessen Kompetenz sich auf die Fragen beschränken soll, die allein die Bevölkerung des Gebiets der Ukraine angehen«. Die entsprechende Resolution lautete:

»In Anbetracht dessen,

1. daß der Prozeß der ökonomischen Zentralisation nur eine Seite der wirtschaftlichen Entwicklung bildet, während ihre andere Seite auf die wirtschaftliche Dezentralisation hinausläuft, die eine politische Dezentralisation nach sich zieht;

Die »Spilka« schloß sich um dieselbe Zeit der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands an und stellte im Einklang mit dem Programm der Gesamtpartei folgende Forderungen auf: Demokratisierung der Staatsordnung Rußlands, Selbstverwaltung der Ukraine und anderer Provinzen Rußlands, Gleichberechtigung der Nationen und Konfessionen, Zulassung der Muttersprache in die Bildungsanstalten, öffentlichen und staatlichen Institutionen, Selbstbestimmungsrecht aller Völkerschaften Rußlands. Die beiden sozialistischen Parteien (»Spilka« und U. S. D. R. P.) standen im Jahre 1905 an der Spitze der revolutionären Bewegung in den Städten und Dörfern der Ukraine, nachdem schon die alte »Ukrainische Revolutionäre Partei«, aus der beide hervorgingen, in der großen Agrarbewegung der Jahre 1902/03 eine hervorragende Rolle gespielt hatte.

Im Jahre 1905 entstand auch die bedeutendste bürgerliche Partei der Ukraine, die »Ukrainische Demokratische Partei«, die der führenden Partei des russischen Liberalismus, der »Kadettenpartei«, am nächsten steht und mit ihr engere Beziehungen unterhält. Bald nach ihrer Gründung schloß sich ihr auch die Gruppe der radikalen Intelligenz an, die wegen der zunehmenden sozialdemokratischen Färbung der U. R. P. aus dieser Partei ausgeschieden war. Gemeinsam mit den Demokraten bildeten die Radikalen die »Ukrainische Demokratisch-Radikale Partei«, die neben den beiden sozialdemokratischen Parteien in den Jahren 1905 bis 1907 eine wichtige Rolle im politischen Leben der Ukraine spielte.

Zur Kennzeichnung der Bestrebungen, die die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Elemente der Ukraine beim Erwachen der großen politischen Bewegung im Reiche erfüllte, sei auf die Resolution des sogenannten »Allukrainischen Kongresses« hingewiesen, der unter Beteiligung der Demokratischen, Radikalen und Volkspartei Ende Juni 1905 — also schon vor Einführung der Verfassung — in Poltawa tagte. Die Resolution lautete:

1. Die Ukrainer erkennen an, daß Frieden und Ruhe in Rußland nur bei Teilnahme der gesamten Gesellschaft an der gesetzgebenden und administrativen Tätigkeit des Staates einkehren werden, und schließen sich deshalb dem jetzigen Kampfe für eine Verfassung auf der Grundlage des allgemeinen gleichen Stimmrechts an;

2. die Ukrainer sehen ihr Ideal in der Einführung der politischen Autonomie der Ukraine im Rahmen des russischen Reiches und fordern die Einberufung eines gesetzgebenden Landtags in Kiew, wobei der Kompetenz

---

2. daß die politischen Formen sich den individuellen, ökonomischen, kulturellen und Lebenseigenheiten jeder Nation anpassen;

3. daß die Demokratisierung der staatlichen Ordnung eine Dezentralisation der Gesetzgebung, Verwaltung und Gerichtsbarkeit erforderlich macht,

. . . nimmt der zweite ordentliche Kongreß der U. S. D. R. P. im Interesse der Entwicklung des Klassenkampfes und der Produktivkräfte der Ukraine die Forderung der Autonomie der Ukraine (in ihren ethnographischen Grenzen) in ihr Programm auf.«

Diese Programmänderung der U. S. D. R. P. ist ein interessanter Beweis für den Übergang vom Föderalismus zum Autonomismus, der in den Jahren, in denen die Freiheitsbewegung in Rußland im Wachsen begriffen war, auch in der Ukraine deutlich hervortrat.

s Reichsparlaments nur Fragen über Krieg und Frieden, Handels- und andere erträge, Militär, gemeinsame Finanzen und Zölle unterstehen sollen;

3. auf dem Gebiet der Ukraine muß in den Schulen und Behörden die ukrainische Sprache gebraucht werden.

Ähnliche Forderungen wie diese wurden auf dem in demselben Jahre attgefundenen Kongreß der ukrainischen Bauern angenommen, mit dem Unterschied, daß in ihnen der politische Zentralismus stärker betont wurde, was auf die Einwirkung der »Spilka« zurückzuführen ist, die namentlich auf dem flachen Lande großen Einfluß besaß.

Angesichts der so lebhaft einsetzenden politischen Bewegung in der Ukraine, die neben dem Bestreben nach Geltendmachung der so lange unterdrückten nationalen Forderungen der Ukrainer mit der sozialen Bewegung der Arbeiter und der Bauern und der allgemeinpolitischen Bewegung im ganzen Reiche eng verknüpft war, war es nur natürlich, daß die Ukraine bei den Wahlen für die erste und zweite Reichsduma, die auf Grund des immerhin ziemlich demokratischen Wahlgesetzes vom Dezember 1905 vorgenommen wurden, eine recht stattliche Anzahl von ukrainischen Abgeordneten in die Duma entsandte. In der ersten Duma waren es ihrer 52, von denen über 40 einen »Ukrainischen Klub« (»Ukrainskaja Gromada«) bildeten. Ungefähr ebenso viele Ukrainer wurden in der zweiten Duma gezählt. Ihrer politischen Richtung nach waren es meist Radikale, die sich der radikalen Bauernfraktion der »Trudowiki« anschlossen. Von der »Ukrainischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei« wurde ein Abgeordneter (Wowtschinsky) in Kiew gewählt, der der sozialdemokratischen Fraktion beitrat. Interessant ist die Deklaration des »Ukrainischen Klubs« der zweiten Duma:

»Unsere Aufgabe ist es« — heißt es dort —, »die autonome Staatsordnung für ganz Rußland durchzusetzen und unsere Ukraine von der Sklaverei zu befreien.... Getreu der nationalen ukrainischen Idee, die sich ohne Abweichung im Einklang mit den Ideen der Demokratie und des Fortschritts entwickelt, denken wir keineswegs daran, uns von den gemeinsamen politischen und ökonomischen Bestrebungen der oppositionellen Parteien abzusondern.«

Neben einer durchgreifenden politischen Umgestaltung verlangte die Deklaration eine radikale Agrarreform auf der Basis zwangsweiser Enteignung und Aufteilung der Domänen, Kirchenländereien und privaten Latifundien, ferner Achtstundentag, Arbeiterversicherung usw. Auf dem Gebiet der Volksbildung traten die ukrainischen Abgeordneten für die Ukrainisierung des gesamten Schulwesens ein.

Nach dem Staatsstreich Stolypins am 3./16. Juni 1907 und der Einführung des neuen Wahlgesetzes wurden neben allen anderen »unzuverlässigen« »Fremdvölkern« und den Proletariern in Stadt und Land auch die Ukrainer um den größten Teil ihrer politischen Rechte gebracht. Die Bewegung in der Ukraine nahm infolgedessen mehr den Charakter einer kulturellen Tätigkeit auf dem Gebiet des Bildungswesens, der Literatur und Presse an. Daneben machte die Genossenschaftsbewegung in der Ukraine enorme Fortschritte. Daß zugleich aber auch die politischen Bestrebungen der Ukrainer nicht vernichtet waren, zeigte das Programm, das die Ukrainer noch 1912 bei den Dumawahlen aufstellten. Es enthielt unter anderem die Forderungen der Gleichberechtigung

der ukrainischen Sprache und der vollen Autonomie der Ukraine und stand damit im organischen Zusammenhang mit der großen ukrainischen Bewegung der Jahre 1905 bis 1907.

IV.

Es liegt in der Natur der bisherigen Entwicklung der ukrainischen Frage begründet, daß die politische Reaktion, die 1907 in Rußland einsetzte, sich mit besonderer Heftigkeit in der Ukraine bemerkbar machte. Trotz der zunehmenden — weil nicht aufzuhaltenden — Errungenschaften auf kulturellem Gebiet und der steigenden Anerkennung der nationalen Forderungen der Ukrainer bei den russischen Oppositionsparteien wandte sich der Blick der einmal zum politischen Leben erwachten Ukrainer immer lebhafter Ostgalizien und der Bukowina zu, wo die Ruthenen sich namentlich in den letzten Jahren in zunehmendem Maße Geltung verschafften. Hierzu kam die Hetze, die der herrschende großrussische Nationalismus gegen die Ukrainer eröffnete. Wichtiger noch aber war die Tatsache, daß die politische Verbitterung und die Verschärfung des nationalen Gedankens neue Nahrung fanden in der Eigenart der wirtschaftlichen Entwicklung der Ukraine.

Gegenüber dem Entwicklungsprozeß der ukrainischen Bourgeoisie in Stadt und Land kann man in gewissem Sinne den Ausdruck des Genossen Karl Renner[9] von der »Nostrifizierung« (Einbürgerung) des heimischen Kapitals anwenden. Die Industrialisierung des Landes führt immer mehr ukrainische Elemente in die Städte und fördert den Aufstieg der ukrainischen Mittelschichten, die Herren sein wollen auch in den Städten der Ukraine. Auf dem flachen Lande macht sich ein noch tiefergehender Prozeß bemerkbar. Hier kämpft der ukrainische Bauer um die Grundrente, die ihm zu einem großen Teil von dem russischen und polnischen Latifundienbesitzer vorenthalten wird. Zwar proletarisiert sich das ukrainische Dorf mehr und mehr. Aber mit um so größerer Wucht rennt der Mittel- und Großbauer gegen den Großgrundbesitz an, der — ebenso wie in Galizien — dem Landhunger des Bauern nicht standzuhalten vermag. Infolge der nationalen Gliederung der einzelnen Stände in der Ukraine nimmt auch dieser Kampf einen nationalen Charakter an. Die in seinen Bannkreis gezogenen Schichten der bäuerlichen und kleinbürgerlichen Intelligenz liefern ihm — gleichfalls, bewußt oder unbewußt, aus eigenem wirtschaftlichen Interesse — die entsprechende nationale Ideologie.

Der hier geschilderte Prozeß bildete in den Jahren der Gegenrevolution keineswegs eine Eigenheit bloß der Ukraine. Mehr oder minder erstreckte er sich auf alle mit »Fremdstämmigen« besiedelten Gebiete Rußlands, und nur mühsam vermochte sich die allmählich erstarkende Klassenbewegung des Proletariats in den industriell am meisten fortgeschrittenen Provinzen durch das Dickicht der wütenden nationalen Kämpfe ihren Weg zu bahnen. In der Ukraine ging diese Bewegung nach dem Zusammenbruch in den ersten Jahren der Gegenrevolution nur sehr langsam vorwärts. Die beiden sozialdemokratischen Parteien hatten sich bis zum jetzigen Kriege noch nicht von den harten Schlägen der Reaktionszeit erholt und waren fast völlig desorganisiert. Um so üppiger schoß die nationale Bewegung ins Kraut.

[9] Karl Renner, Die Probleme des Ostens, »Kampf« 1915, 4. Heft.

»Die ukrainische Intelligenz, die früher dem Marxismus diente« — klagte Genosse W. Stepanjuk[10] kurz vor Kriegsausbruch in der legalen Petersburger Parteipresse —, »hat ihm in Massen den Rücken gekehrt und sich der bürgerlich-nationalen Bildungsarbeit gewidmet. Die nationale Wiedergeburt, die die breiten Massen des ukrainischen Dorfproletariats zum öffentlichen Leben erweckte, hat in die Reihen der ukrainischen marxistischen Intelligenz das Chaos des Ideenwirrwarrs hineingetragen.... In der ukrainischen Intelligenz und in der ukrainischen Gesellschaft überhaupt herrscht jetzt die Idee des kleinbürgerlichen Nationalismus.«

Die ukrainische Bourgeoisie hatte eben um diese Zeit ihr Volk entdeckt. Das geschah aber nicht, wie Professor M. Hruschewskyj diesen Vorgang idealisierend bemerkt, weil die Bourgeoisie sich dem »Studium der ukrainischen Sprache und des ukrainischen Volkstums« gewidmet hatte, sondern weil sie in dem kulturellen und wirtschaftlichen Aufstieg der Volksmassen einen sicheren Boden für die »Nostrifizierung« der wirtschaftlichen und politischen Macht auf dem Territorium der Ukraine erblickte.

Zunächst ging freilich das politische Programm des ukrainischen Bürgertums nicht über die oben skizzierten Grenzen der Autonomie im Rahmen des russischen Reiches hinaus. Professor Hruschewskyj, dessen Zeugnis durchaus zuverlässig ist, bestätigt ausdrücklich, daß die Idee einer »selbständigen Ukraine«, die in den letzten Jahren unter der Einwirkung der politischen Enttäuschungen in den jüngeren Kreisen der ukrainischen Intelligenz Eingang fand, von den »älteren Kreisen« nach wie vor abgelehnt wurde:

Den älteren Kreisen der ukrainischen Intellektuellen erschien jedoch diese Idee nach wie vor unter den bestehenden Verhältnissen als eine Utopie, da deren Verwirklichung einen ungeheuren internationalen Kataklysmus (Sintflut) zur Voraussetzung hatte. Diesen realpolitisch denkenden Kreisen erschien es als eine leichter zu verwirklichende Aufgabe, auf der bestehenden internationalen Basis nach einer weitgehenden Autonomie der ukrainischen Gebiete in Rußland als eines autonomen Landes in dem Rahmen der bestehenden Staatsorganisation zu streben.

Dieses ruhige Urteil veröffentlichte Professor Hruschewskyj kurz nach Kriegsausbruch in der »Revue politique internationale« (1914, 11. und 12. Heft). Der »Bund zur Befreiung der Ukraina«,[11] der diese Studie unter dem Titel »Die ukrainische Frage in historischer Entwicklung« in deutscher

[10] W. Stepanjuk, Aus der Geschichte des ukrainischen Marxismus, »Prosweschtschenje«, 1914, 6. Heft.

[11] Auf eine Charakteristik dieses sehr rührigen Bundes, der sich kurz nach Kriegsausbruch in Österreich bildete, näher einzugehen, ist hier unmöglich. Zur Orientierung diene folgender Auszug aus seiner »Programmatischen Erklärung«:

»Die geschichtliche Notwendigkeit erfordert unumgänglich, daß zwischen Rußland und Europa der unabhängige Ukrainische Staat entsteht. Nur dann kann die Ruhe in Europa herbeigeführt und auf die Dauer erhalten werden. Die Errichtung dieses Staates ist durch die Lebensinteressen der österreichisch-ungarischen Monarchie bedingt und zur ungestörten Fortentwicklung des deutschen Volkes in der Monarchie und im Deutschen Reiche unerläßlich. Für das ukrainische Volk wird es die Erfüllung seiner jahrhundertelangen Träume und Bestrebungen bedeuten.

Nachdem die russischen Ukrainer zu dieser Erkenntnis gelangten, haben sie eine allgemein nationale Organisation — den Bund zur Befreiung der Ukraina —

Übersetzung herausgab, bemerkte in seiner Einleitung, nun sei eben der »Kataklysmus gekommen, auf den das ukrainische Volk seine Hoffnungen setzte«. Inwieweit das »ukrainische Volk« diese Hoffnungen hegte, bleibe dahingestellt. Tatsache ist jedenfalls, daß die Idee des »Kataklysmus« zum ersten Male öffentlich verkündet wurde auf dem »Allukrainischen Studentenkongreß« in Lemberg im Sommer 1913 durch den Mund des früheren Sozialdemokraten Herrn Dmytro Donzoff. Ausgehend von einer Analyse der Balkanereignisse und der allgemeinen Spannung in der Weltpolitik prophezeite er einen unvermeidlichen Konflikt zwischen Rußland und Österreich-Ungarn. In diesem Konflikt müsse die Ukraine, um ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen, auf die Seite Österreich-Ungarns treten. Das Programm Dragomanoffs und aller späteren ukrainischen Politiker, die ihre Hoffnungen auf die Demokratisierung Rußlands setzten, müsse zum alten Eisen geworfen werden, da auch der russische Liberalismus imperialistisch geworden sei. Aktuell sei nicht die Selbständigkeit der Ukraine, sondern aktuell, realistisch und leichter durchführbar sei die Parole der Lostrennung der Ukraine von Rußland, die Parole des politischen Separatismus.

Diesem Programm Donzoffs kann eine gewisse Großzügigkeit und Konsequenz nicht abgesprochen werden. Wohl deshalb gewannen seine Thesen die Mehrheit des Lemberger Studentenkongresses für sich. In den ukrainischen Kreisen Rußlands jedoch stießen sie auf heftigen Widerspruch. Die Kiewer marxistische Zeitschrift »Dswin«, die eine rege propagandistische Tätigkeit entfaltete, erklärte kurz nach dem Kongreß, sie könne infolge prinzipieller Meinungsverschiedenheiten Donzoff nicht mehr als ihren Mitarbeiter betrachten. Mit aller Schärfe trat der ukrainische Schriftsteller M. Kuschnir dem separatistischen Programm Donzoffs entgegen, das er als einen von den Galiziern ausgestellten »Wechsel« bezeichnete, den das gesamte ukrainische Volk einzulösen haben würde. Er wies darauf hin, daß in der Ukraine 2 Millionen Großrussen lebten, ferner $1^1/_2$ Millionen Juden, 1 Million Polen, die etwa ein Drittel des Grund und Bodens in ihren Händen hätten, endlich 1 Million Deutscher, Tschechen und anderer Völker, die die Ukraine an kultureller Stärke überträfen.

»Wenn wir« — so erklärte er — »das elementare nationale Selbstbewußtsein der Massen noch nicht geweckt haben, wie sollen wir dann für die Propaganda des Separatismus eintreten? ... Vergessen wir ferner nicht, daß der Krieg der Großmächte eine solche Zerstörung in unser Land hineintragen wird, wie es sie vielleicht nur unter dem Hetman Doroschenko sah.... Wer weiß, wann später unser Land seine jetzige Höhe wieder erreichen wird.«

---

geschaffen, welcher die nationalpolitischen und sozialökonomischen Interessen des ukrainischen Volkes in Rußland vertreten soll.

In dem Bund sind alle politischen Strömungen vertreten, die sich in der Forderung nach der politischen Unabhängigkeit des ukrainischen Volkes geeinigt haben. Die Verwirklichung seiner Bestrebungen sieht der Bund in der Niederkämpfung des Zarenreichs durch die verbündeten Mächte.

Die unabhängige Ukraina soll eine konstitutionelle, demokratische Monarchie mit einem einzigen gesetzgebenden Körper, mit allen bürgerlichen, nationalen und allen anderen Rechten und mit eigener nationaler Kirche sein....«

Ferner drohe die Gefahr, daß man die Ukrainer, falls sie das Programm des Separatismus akzeptierten, zu Staatsverrätern stempeln und sie verfolgen würde. Auch die Freundschaft der russischen Demokratie würde man einbüßen.

Was man auch über den russischen Liberalismus sagen möge, so ist die Lage in Rußland doch nicht so wie in Galizien, wo das ganze polnische Volk den Ukrainern feindlich gegenübersteht.

Es liegt uns natürlich völlig fern, aus diesen Äußerungen verallgemeinernde Schlüsse zu ziehen, zumal der Krieg in die politischen Anschauungen der Ukraine starke Verschiebungen — nach rechts wie nach links — hineingetragen haben dürfte. Sicherlich gibt es dort noch heute Anhänger der separatistischen Idee, ebenso sicher aber auch, selbst in radikal-nationalen Kreisen, Gegner dieser Idee und Anhänger der alten politischen Idee der Autonomie. Wesentlich sind aber nicht diese Ideen in ihren verschiedenen Schattierungen, sondern die realen Machtverhältnisse, die Höhe der politischen und kulturellen Entwicklung, die wirtschaftlichen und sozialen Verknüpfungen der Ukraine. Um diese Faktoren — die den Erfolg etwaiger von außen kommender Impulse bestimmen — richtig einzuschätzen, müssen die Stimmen auch derjenigen beachtet werden, die ihr Vertrauen nicht auf geschichtliche »Kataklysmen« setzen, sondern auf den stetigen Entwicklungsprozeß des gesellschaftlichen Organismus.

V.

Zum Schlusse noch einige kurze Bemerkungen über das Verhältnis der russischen politischen Parteien wie des offiziellen Rußlands zur ukrainischen Frage. Die Haltung der Sozialdemokratie[12] ihr gegenüber ergibt sich aus der oben skizzierten Geschichte der ukrainischen Sozialdemokratie. Praktisch ist die sozialdemokratische Dumafraktion stets mit aller Energie und ohne irgendwelche Einschränkungen für die Ukrainer wie auch für alle anderen unterdrückten Völker Rußlands eingetreten. Widerspruchsvoller ist die Haltung des russischen Liberalismus den Ukrainern gegenüber. Die engen Bande zwischen der Kadettenpartei und den bürgerlichen Parteien der Ukraine bringen es mit sich, daß auch die Liberalen im Parlament und in der Presse für die Ukrainer eintreten. Selbst jetzt in der Kriegszeit konnte man das nicht uninteressante Schauspiel beobachten, daß die liberale Presse die wegen ihres »Austrophilismus« geächteten Kreise der Ukrainer öffentlich in Schutz nahm — und zwar geschah das aus Anlaß eines gegen die ukrainischen »Separatisten« gerichteten Schmähartikels des früheren sozialdemokratischen Dumaabgeordneten Alexinsky, dessen patriotische Sherlock-Holmes-Leistung das wohlwollende Lob der »Nowoje Wremja« fand! — Ihre allgemeine Haltung in der ukrainischen Frage präzisierte die Kadettenpartei noch auf ihrer letzten Konferenz im Juni 1915, auf der die Mehrheit sich dafür aussprach, daß den Ukrainern das »volle Recht auf eine breite kulturelle Selbstbestimmung gewährt werde«.

Die Abstimmung über diese Frage hatte übrigens zur Folge, daß einer der heftigsten Gegner der ukrainischen Autonomie, Peter v. Struve, aus

[12] Die sozialrevolutionäre Partei nimmt in dieser Frage eine ähnliche Stellung ein wie die Sozialdemokratie.

dem Zentralkomitee der Kadettenpartei ausschied und damit den tiefen Zwiespalt offenbarte, der sich in der nationalen Frage im russischen Liberalismus herausgebildet hat. Dieser Zwiespalt kann nur unter dem Gesichtspunkt der Stellung des Liberalismus zum Imperialismus verstanden werden. Peter Struve, der Schöpfer der Idee eines Großrußlands im Becken des Schwarzen Meeres, schrieb schon im Jahre 1912:

Ich bin durchaus davon überzeugt, daß neben der russischen Kultur und Sprache die kleinrussische als lokale Erscheinung, als provinzieller Zug dasteht. Die Stellung der letzteren ist eben nur als Ausfluß der russischen Gesamtkultur denkbar, und ein Wandel hierin ist nur im Wege einer Zersetzung des politischen und sozialen Organismus Rußlands möglich.

Dies ist durchaus die Sprache des großrussischen Zentralismus und Imperialismus, der die Autonomie der Ukraine fürchtet als ein eventuelles Hindernis für seine Ausbreitung nach dem Süden und Südwesten. Diesem großrussischen Imperialismus ist eine autonome Ukraine in der Tat gefährlich, sie bedroht aber keineswegs den russischen Staat als solchen. Mag nun selbst ein beträchtlicher Teil der russischen Liberalen sich vor den Wagen des Imperialismus gespannt haben, so scheint doch — wie der erwähnte Beschluß der Kadettenkonferenz zeigt — bei der Mehrheit der Liberalen die politische Einsicht in die unbedingte Notwendigkeit eines russisch-ukrainischen Ausgleichs über die zentralistisch-imperialistischen Bestrebungen den Sieg davongetragen zu haben.[13]

Diese Einsicht suchen wir vergeblich in den Parteien rechts vom Liberalismus, bei den Oktobristen, Nationalisten und Konservativen. Bei diesen Parteien, die der Staatsstreich Stolypins zur Herrschaft gebracht, herrscht die zentralistisch-großrussische Staatsidee in höchster Potenz. Stolypin hat seinerzeit erklärt, er betrachte die ukrainischen Bildungsvereine als eine Gefahr für die Einheit Rußlands. Das ist derselbe Stumpfsinn, mit dem die russische Regierung — vergeblich — zwei Jahrhunderte lang gegen die Ukrainer angekämpft hat. Unter der Herrschaft der jetzt am Ruder befindlichen Gruppen war aber dieser Stumpfsinn nicht nur eine Doktrin der inneren, sondern auch der äußeren Politik. Im Interesse dieser Doktrin suchte das offizielle Rußland im Bunde mit ihren freiwilligen nationalistischen Agenten vom Schlage des Grafen Bobrinsky die ruthenische Bewegung in Galizien zu spalten und sie ihren Zwecken dienstbar zu machen. Um die ukrainische Bewegung in Rußland tödlich zu treffen, sollte Galizien unter russischen Einfluß kommen. Und da dies nicht gelang, setzte der kriegerische Nationalismus seine Hoffnung auf den historischen »Kataklysmus«, als dessen Ergebnis die russische Fahne auf den Karpathen wehen sollte. Vom entgegengesetzten Standpunkt, aber mit derselben Konsequenz

[13] Diese Tatsache würde freilich keineswegs die Preisgabe des Imperialismus als solchen durch die russischen Liberalen bedeuten, sondern lediglich die Zurückstellung der überspannten großrussischen Herrschaftsidee vor der gemeinsamen imperialistischen Idee der russischen und der ukrainischen Bourgeoisie. Daß ein solcher »Ausgleich« nicht unmöglich ist, zeigt das Beispiel Österreich-Ungarns, wo selbst tschechische Fabrikanten und Bankmänner, nach dem Zeugnis Renners, »eifrige Großösterreicher« geworden sind. Deshalb ist unter anderem die Gegenüberstellung von Imperialismus und Befreiung der Ukraine bei den ukrainischen »Separatisten« durchaus unhistorisch.

erfocht der russische Nationalismus oder richtiger der Panzarismus dieselbe These, die der ukrainische »Separatist« Herr Dmytro Donzoff — allerdings mit mehr moralischer Berechtigung — proklamiert:

In unserer bewegten Zeit ist der größte Utopist der, welcher in seinen politischen Kombinationen an der Annahme festhält, daß der bestehende Status quo in Europa unverändert bleiben müsse.

Was Galizien betrifft, so wäre das offizielle Rußland sicherlich besser gefahren, wenn es bei der »Utopie« der Erhaltung des Status quo geblieben wäre.

Geld und Kapital in der Kriegswirtschaft.

Von E. Varga (Budapest).

Die nunmehr seit mehr als anderthalb Jahren währende Kriegswirtschaft muß als eine krisenartige Veränderung des normalen Wirtschaftslebens aufgefaßt werden. Die Gesetze dieses abnormalen Zustandes können selbstverständlich nur auf Grundlage der Kenntnis des normalen kapitalistischen Wirtschaftslebens verstanden und erläutert werden, wie ja die Medizin undenkbar ist ohne die grundlegende Kenntnis des gesunden menschlichen Organismus. Indessen können aus dem Studium des abnormalen Zustandes auch Einsichten für die Erkenntnis des normalen gewonnen werden. Der abnormale Zustand läßt oft solche Züge, welche im normalen verdeckt sind und daher unentdeckt bleiben, scharf hervortreten; die moderne Psychologie verdankt viele ihrer Fortschritte dem Studium des psychopathen, des neurotischen oder hysterischen Menschen. Ebenso glauben wir, daß in der Kriegswirtschaft gewisse Züge des modernen Kapitalismus schärfer und daher der Beobachtung zugänglicher hervortreten; wir glauben daher, daß der Versuch einer eingehenderen Analyse einiger Probleme der Kriegswirtschaft auch für die volkswirtschaftliche Theorie im allgemeinen von Nutzen sein kann. Indem wir nun den Versuch machen, neuerdings einige Erscheinungen der Kriegswirtschaft einer Analyse zu unterbreiten, wissen wir, daß es sich hierbei nur um einen Versuch handeln kann, welchem außer den theoretischen Schwierigkeiten auch der Mangel an genügendem und gesichtetem Tatsachenmaterial entgegensteht.

Der Funktionswandel des Papiergeldes in der Kriegswirtschaft.

Zu den auffallendsten Erscheinungen der Kriegswirtschaft gehört die ungeheure Vermehrung des im Umlauf befindlichen Papiergeldes, die absolute Ausschaltung des Goldes aus dem inländischen Verkehr aller kriegführenden und fast aller neutralen Länder.[1] Gegenwärtig besteht in allen Ländern des Kontinents *Papierwährung und Zwangskurs*. Der Umstand, daß die im Umlauf befindlichen Noten *der Form nach Banknoten* sind, daß zu ihrer Deckung große Goldmengen in den Kellern der Notenbanken lagern, ändert nichts an ihrem Charakter. Die Noten der Notenbanken werden nicht aus freiem Willen angenommen; nicht deshalb, weil dieselben eine 30 bis 44prozentige Golddeckung haben, sondern weil der Staat alle seine Bürger nötigt, sie im Nominalwert anzunehmen. Wir haben

[1] Siehe meine Artikel »Probleme der Kriegswirtschaft«, Neue Zeit, XXXIII, 1, S. 449.

gegenwärtig in ganz Europa reine Papierwährung; und es ist vor allem zu untersuchen, wie die Gesetze, welche die sozialistischen Forscher Marx, Kautsky, Hilferding für die Papierwährung festgestellt haben, sich in diesem Riesenversuch bewähren.

Daß Papiergeld (wertloses Geldzeichen) wirkliches Geld — Geld, dessen Wert, also die darin enthaltene gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, gleich ist mit dem der dafür eingetauschten Ware — in der Zirkulation überhaupt ersetzen kann, beruht auf der Funktion des Geldes als Zirkulationsmittel. Als den Tausch wirklicher Werte vermittelndes Zirkulationsmittel braucht das Geld keinen wirklichen Wert zu haben, es kann durch wertlose Zeichen ersetzt werden, vorausgesetzt natürlich, daß dieselben von jedermann im Nominalwert an Geldes Statt angenommen werden. Für den Wareninhaber, der seine Ware in letzter Linie für andere Waren — seien es Produktionsmittel oder Güter des eigenen Konsums — *oder Rechtstitel zur Aneignung fremden Mehrwerts* — umtauschen will, ist es vollkommen gleichgültig, ob das den Tauschakt vermittelnde Geld wirklichen Wert hat oder nicht: für ihn ist es entscheidend, daß die *Güter*, welche er zum Tausche für seine eigenen erhält, gleichwertig, dieselbe Menge gesellschaftlich notwendiger Arbeitszeit enthaltend sein sollen oder zumindest den gleichen Preis, in der landesüblichen Valuta ausgedrückt, haben sollen.

Das Gold kann aber durch ein bloßes Wertzeichen nur ersetzt werden, »*soweit* es in seiner Funktion als Münze oder Zirkulationsmittel isoliert oder verselbständigt wird.... Die Verselbständigung erscheint bereits in dem Fortzirkulieren verschlissener Goldmünzen...[2] In dieser Funktion des Goldes ist ... die selbständige Darstellung des *Tauschwertes* der Ware nur flüchtiges Moment. Sofort wird sie wieder durch andere Ware ersetzt. Daher genügt auch die bloß symbolische Existenz des Geldes in einem Prozeß, der es beständig aus einer Hand in die andere entsendet. Sein funktionelles Dasein absorbiert sozusagen sein materielles. Verschwindend objektivierter Reflex der Warenpreise, funktioniert es nur noch als Zeichen seiner selbst und kann daher auch durch Zeichen ersetzt werden. Nur bedarf das Zeichen des Geldes seiner eigenen objektiv gesellschaftlichen Gültigkeit, und diese erhält das Papiersymbol durch den Zwangskurs.«[3]

Der Staat besitzt die Macht, Papiergeld mit Zwangskurs, ausgerüstet mit einem staatlich garantierten Nominalwert, in Verkehr zu bringen. Das Papier ist geduldig: man kann beliebig große Summen darauf drucken lassen. Aber der Staat ist nicht stark genug, die Gesetze der kapitalistischen Zirkulation abzuändern. Papiergeld kann nur als Zirkulationsmittel kursieren. Der gesamte Nominalwert des in der Zirkulation befindlichen Papiergeldes darf nicht größer sein als der wirkliche Wert des Goldes, welches es ersetzt. Für die Masse des Geldes — bei Papiergeld für den Gesamtnominalwert — besteht die bekannte Marxsche Gleichung:

$$\frac{\text{Preissumme der Waren}}{\text{Umlaufanzahl gleichnamiger Geldstücke}} = \left\{ \begin{array}{l} \text{Masse des als Zirkulations-} \\ \text{mittel dienenden Geldes.} \end{array} \right.$$

Übertrifft der Nominalwert des in den Verkehr gepreßten Papiergeldes diese Summe, so tritt seine Entwertung ein. »Die gesamte Papiergeldmasse hat — in diesem Falle — gleichen Wert wie die Gesamtsumme der in Zir-

[2] Kapital, I, S. 92. [3] Ebenda, S. 93.

kulation befindlichen Warenmasse bei gleichbleibender Umlaufgeschwindigkeit des Geldes.«[4] Wird Papiergeld von größerem Nominalwert in Verkehr gebracht, so entwertet es sich in demselben Maßstab, wie der Nominalwert des wirklich kursierenden Papiergeldes den Wert des in der Zirkulation ersetzten Goldes übersteigt. Die Waren tauschen sich auch weiterhin in jenem Verhältnis, wie die darin enthaltenen gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeiten (von den Modifikationen durch die verschiedene organische Zusammensetzung des zur Produktion dienenden Kapitals sehen wir hier der Einfachheit wegen ab), aber das vermittelnde Zirkulationsmittel hat nunmehr einen höheren Nominalwert, als dem Gold entspricht, welches es ersetzt. Alle Waren erhalten mithin einen hohen Preis; einen Preis, der um so höher wird, je mehr überflüssiges Papiergeld nach und nach in die Zirkulation geworfen wird.

Diese Zusammenhänge scheinen sehr klar und durchsichtig zu sein, sie sind es aber leider nicht. *Vor allem ist die bekannte Marxsche Gleichung eine Gleichung mit drei Unbekannten*: weder die Preissumme der Waren noch die Umlaufzahl der gleichnamigen Geldstücke läßt sich in irgendeiner Weise feststellen. Daher natürlich auch nicht die Masse des als Zirkulationsmittel funktionierenden Geldes. Wir können daher auf Grundlage dieser Gleichung keine Antwort auf die Frage finden, ob der Nominalwert des durch den Krieg in Umlauf gebrachten Papiergeldes das zur Zirkulation nötige Minimum überschreitet, ob wir also die herrschende Teuerung als eine Folge des im Übermaß vorhandenen Papiergeldes betrachten können.[5]

Da wir diese Frage durch statistische Daten unmittelbar nicht entscheiden können, so müssen wir trachten, sie mittelbar zu lösen. Hierzu muß aber vor allem der volkswirtschaftliche Mechanismus aufgedeckt werden, durch den ein vorausgesetzter Überfluß an Papiergeld, ein Mehr, als was die Zirkulation absorbiert, in der normalen Wirtschaft, in Friedenszeiten wirken würde; der Mechanismus, durch welchen sich die von Marx vorausgesetzte Entwertung des Papiergeldes durchsetzen würde.

Zu diesem Zwecke wollen wir kapitalistische Wirtschaftsweise voraussetzen, mit voll entwickeltem Geld- und Bankwesen, den heutigen Verhältnissen entsprechend. Übersteigt der Wert des in Zirkulation befindlichen *Goldgeldes* den Bedarf, so sammelt sich dasselbe an verschiedenen Ruhepunkten, strömt ins Ausland, kann als Goldware verwendet werden; eine Änderung der Preisverhältnisse tritt hierdurch nicht ein. Übersteigt der Nominalwert der im Umlauf befindlichen Banknoten den Zirkulationsbedarf, so strömt der Überfluß einfach zu der Ausgabestelle, zur Notenbank zurück. Auch dies verursacht keine Änderung in den Preisverhältnissen.

[4] Hilferding, Das Finanzkapital, S. 42.

[5] Die Vermehrung des im Umlauf befindlichen Papiergeldes zeigen folgende Daten:

Anfangs des Jahres kursierten	1913	1916
	Millionen	
Deutschland (Mark)	2018	6502
Frankreich (Franken)	5946	14034

Dagegen hat sich der Notenumlauf der Bank von England kaum vermehrt; die Reichsbanken der anderen kriegführenden Länder geben seit dem Kriege keine Ausweise.

Anders verhält sich die Sache, wenn Papiergeld mit Zwangskurs in den Zirkulationsbedarf überschreitendem Nominalwert in den Verkehr gelangt. Das Papiergeld sammelt sich in diesem Falle bei den einzelnen Agenten der Zirkulation, bei Banken, Kaufleuten, Kapitalisten. In dem Moment aber, wo das Papiergeld aus der Zirkulation tritt, macht es einen jähen Funktionswechsel durch. Bisher diente es nur zur Vermittlung des Warenverkehrs, war es daher für die Tauschenden ganz gleichgültig, wie es diese Funktion ausübt, ob es Wert hat oder nicht; sobald es aus der Zirkulation tritt, wird es für denjenigen, in dessen Besitz es liegen bleibt, zu einem Vermögensteil, denn derselbe hat ja wirkliche Güter, einen Teil seines Vermögens, dafür in Tausch gegeben. Und da in der kapitalistischen Wirtschaftsweise jedes Vermögen als Kapital dienen kann, so ist das aus der Zirkulation getretene Papiergeld nunmehr »potentielles Kapital«. Als potentielles Kapital drängt es dazu, wirkliches Kapital zu werden. Um dies zu erreichen, muß es sich in produktives Kapital verwandeln. Der Umweg, den es möglicherweise durch Anlage in einem Bankinstitut macht, ändert natürlich am Wesen der Sache nichts. Wer sein Papiergeld in einem Geldinstitut anlegt, verwandelt hierdurch sein potentielles Kapital in »fiktives Kapital«: unter diesem Ausdruck verstehe ich jede Art von Rechtstiteln, welche ihrem Besitzer die rechtliche Grundlage zur Aneignung eines Teiles des jährlich produzierten Mehrwerts bieten.[6] Das moderne Bankwesen ermöglicht es, daß jede Geldsumme, welche aus der Zirkulation fällt, sofort in fiktives Kapital verwandelt wird, indem es, wenn auch bloß für einige Tage, zinstragend angelegt wird. Aber die Zinsen des Leihkapitals müssen selbstverständlich dem von produktivem Kapital produzierten Mehrwert entnommen werden. Für den Besitzer des überflüssigen Papiergeldes hat sich der Funktionswandel des Papiergeldes durch die Verwandlung desselben in Leihkapital bereits vollzogen; derselbe Funktionswandel muß sich aber auch für die Volkswirtschaft als Ganzes vollziehen. In diesem Funktionswandel vollzieht sich nunmehr die Entwertung des Papiergeldes, und zwar in folgender Weise:

Das überflüssige Papiergeld strömt in die Geldinstitute. Dies verursacht eine Herabsetzung des Einlagezinsfußes: der Funktionswandel des Papiergeldes wird hierdurch erschwert. Die Besitzer trachten daher, den Funktionswandel des Papiergeldes unmittelbar mit Ausschaltung der Bankvermittlung zu vollziehen, ihr Papiergeld unmittelbar in produktives Kapital zu verwandeln. Auch die Geldinstitute bemühen sich, das ihnen überlassene Papiergeld, für dessen Verzinsung sie aufkommen müssen, fruchtbringend anzulegen. Es entsteht daher eine große Nachfrage nach Produktionsmitteln und Rentenquellen, nach Grund- und Hausbesitz. Die große Nachfrage ruft ein starkes Steigen der Preise hervor. Die Preissteigerung überträgt sich von den Immobilien und den Produktionsmitteln auf die Artikel des täglichen Bedarfs. Da die Preissteigerung der Produktionsmittel die Produk-

[6] Siehe Probleme der Kriegswirtschaft, Neue Zeit, XXXIII, 1, S. 452. Der Begriff ist hier etwas weiter gefaßt als bei Hilferding: Finanzkapital, S. 110, passim. Er umfaßt auch das gesamte Leihkapital.

tion derselben nutzbringender gestaltet als die Produktion von Waren zum unmittelbaren Bedarf, werden weniger Waren letzterer Gattung auf den Markt gebracht; der Preis geht daher in die Höhe. Andererseits verteuert die Preissteigerung der Produktionsmittel auch unmittelbar die mit ihrer Hilfe produzierten Waren.

Diese Preissteigerung vollzieht sich in einer Periode der Hochkonjunktur. Die Nachfrage nach Arbeitskräften ist groß. Die Arbeitslöhne haben die Tendenz zum Steigen.

In der Sucht, den Funktionswandel des Papiergeldes in produktives Kapital um so rascher durchzuführen, wenden sich die Besitzer des »potentiellen Kapitals« nach dem Ausland, suchen dort Produktionsmittel anzukaufen und in das Inland zu schaffen. Die Handelsbilanz des Landes wird passiv. Da der Voraussetzung nach kein Gold zur ausgleichenden Bezahlung der Auslandsforderungen verwendet werden kann, das Papiergeld aber nur innerhalb der staatlichen Grenzpfähle Zwangskurs hat, entsteht das Disagio: das heißt, das Umtauschverhältnis des Papiergeldes wird geringer als der Nominalwert, das ist als der Wert der Goldquantität, welche das Papiergeld in der Zirkulation ersetzen sollte. Nicht die passive Handelsbilanz verursacht die Entwertung des inländischen Papiergeldes und das Disagio, sondern umgekehrt: das Vorhandensein einer Papiergeldmasse mit einem das Zirkulationsbedürfnis überschreitenden Nominalwert verursacht die passive Handelsbilanz und das Disagio.

Dies ist, wie wir glauben, der volkswirtschaftliche Mechanismus, durch den sich die Entwertung des Papiergeldes vollzieht. Es ist der Funktionswandel des Papiergeldes, die Umwandlung des Zirkulationsmittels in potentielles, dann fiktives, endlich in produktives Kapital, welches die Teuerung, das Disagio und die Entwertung des Papiergeldes verursacht.[7]

Eine eingehendere Analyse dieses Prozesses war bisher nicht notwendig, weil eben die modern-kapitalistischen Staaten bisher eine geordnete Währung hatten: eine übermäßige Vermehrung der Banknoten konnte nicht stattfinden, weil der Überfluß in die Notenbanken zurückströmte. Der gegenwärtige Weltkrieg brachte wieder Papiergeldwirtschaft mit Zwangskurs im größten Maßstab und machte die Erörterung des Problems notwendig.

Nun besteht zwischen der Papiergeldwirtschaft im Frieden und im Krieg ein großer Unterschied. Der Funktionswandel des Papiergeldes in zinstragendes fiktives Kapital vollzieht sich nämlich in der Kriegswirtschaft mit der größten Leichtigkeit. Der Staat hält das Privateigentum auch im Kriege heilig. Für seine riesigen Einkäufe braucht er eine ungeheure Menge Papiergeld. *Das Papiergeld also, welches in der Zirkulation der Kriegswirtschaft überflüssig wird, wird vom Staat in der Form von Staatsanleihen an sich gezogen.* Die Verwandlung des Papiergeldes in potentielles Kapital, des potentiellen Kapitals in fiktives Kapital vollzieht sich leicht, ohne Störung. Die Besitzer des über-

[7] Es kommt freilich auch vor, daß ungebildete Leute, befürchtend, das in ihren Besitz gelangte Papiergeld werde vollkommen wertlos werden, dasselbe so bald als möglich ausgeben, sich Waren jeglicher Art dafür anschaffen. Wir sehen ähnliches jetzt bei den ungarländischen Bauern. Dieses psychologische Moment trägt sicherlich auch zur Entwertung des Geldes bei: eine allzu große Bedeutung dürfte es aber nicht haben.

flüssigen Papiergeldes verwandeln sich in Staatsgläubiger; ihr Vermögen verwandelt sich in einen vom Staate garantierten Rechtstitel zur Aneignung von Mehrwert. Für den privaten Papiergeldbesitzer ist die Frage hierdurch endgültig erledigt. Nicht so für das Ganze der Volkswirtschaft. Denn es unterbleibt die dritte Phase des Funktionswandels des Papiergeldes: die Umwandlung desselben in produktives Kapital.

Die Bedingungen des Funktionswandels.

Es ist leicht einzusehen, weshalb der Funktionswandel des Papiergeldes in produktives Kapital in der Kriegswirtschaft nicht vollzogen werden kann. Dieser Funktionswandel bedingt Produktion auf erweiterter Stufenleiter, wirkliche Akkumulation. Die Anlage des Papiergeldes in einer Bank oder im Ankauf von Staatsanleihen darf der wirklichen Akkumulation natürlich nicht gleichgesetzt werden.

Um zu akkumulieren, muß man einen Teil des Mehrprodukts in Kapital verwandeln. Aber ohne Wunder zu tun, kann man nur solche Dinge in Kapital verwandeln, die im Arbeitsprozeß verwendbar sind, das heißt Produktionsmittel, und des ferneren Dinge, von denen der Arbeiter sich erhalten kann, das heißt Lebensmittel. Folglich muß ein Teil der jährlichen Mehrarbeit verwendet worden sein zur Herstellung zusätzlicher Produktions- und Lebensmittel, im Überschuß über das Quantum, das zum Ersatz des vorgeschossenen Kapitals notwendig war. Mit einem Wort: der Mehrwert ist nur deshalb in Kapital verwandelbar, weil das Mehrprodukt, dessen Wert er ist, bereits die sachlichen Bestandteile eines neuen Kapitals enthält.[8]

All dies ist in der Kriegswirtschaft nicht der Fall. In der Kriegswirtschaft wird vor allem für den unmittelbaren Verbrauch produziert. Von einer Herstellung »zusätzlicher« Produktions- oder Lebensmittel kann keine Rede sein. Im Gegenteil, ein Teil des seit langer Zeit akkumulierten produktiven Kapitals, der Viehbestand, Metalle, Werkzeuge, Fahrzeuge werden verbraucht, vernichtet, verwüstet. Der Kriegswirtschaft fehlen die sachlichen Bestandteile zur Verwandlung des fiktiven Kapitals in produktives Kapital. Die Kriegsindustrie ändert an den ausgeführten Zusammenhängen sehr wenig. Die Mehrheit jener Betriebe, welche sich gegenwärtig mit der Produktion von Artikeln für den Kriegsbedarf beschäftigen, sind nicht durch Neuanlage von Kapital entstanden, sondern durch Umschaltung von der Produktion für den Friedensbedarf zu jener des Kriegsbedarfs. Jene Kapitalmassen, welche zu dieser Umschaltung und zur Erweiterung einiger Betriebe verwendet wurden, kommen gegenüber dem riesigen Anschwellen des potentiellen Kapitals nicht in Betracht.

Auch ist diese Verwandlung für die Besitzer des fiktiven Kapitals durchaus nicht dringend. In der normalen Wirtschaft bedeutet die Anhäufung des potentiellen und fiktiven Kapitals ein Sinken des Zinsfußes, eine Schmälerung des Ertrags, da doch die gesamte Menge des fiktiven und des produktiven Kapitals sich in den Ertrag des produktiven Kapitals teilen muß. Die gleichmäßige gute Verzinsung des im Kriege geschaffenen fiktiven Kapitals dagegen garantiert der Staat. Der Staat beschafft sich die zur Verzinsung nötigen Summen durch die Belastung aller Einwohner mit neuen Steuern. Nicht nur das kapitalistische Einkommen, der Mehrwert sind be-

[8] Kapital, I, S. 543.

lastet, wie bei der Verzinsung des privaten fiktiven Kapitals, sondern auch das Einkommen der Agrarier, der Bauern und der industriellen wie auch der landwirtschaftlichen Arbeiterklasse sowie das der Beamten usw. Nicht nur kann der Funktionswandel des Papiergeldes in der Kriegswirtschaft nicht vollzogen werden: für die Nutznießer des fiktiven Kapitals besteht auch keinerlei Stachel dazu, weder während des Krieges noch nach Friedensschluß ihr in Staatsanleihen angelegtes fiktives Kapital in produktives zu verwandeln. Wie ein totes Gewicht werden die Kriegsanleihen auch nach dem Friedensschluß die Volkswirtschaft Europas belasten, das Einkommen aller Klassen zugunsten der Kapitalistenklasse schmälern, die gesamte Produktion Europas verteuern.

Eine Umwandlung in produktives Kapital wird nach dem Kriege nur dasjenige potentielle Kapital anstreben, das seine Papiergeldform bis zum Schlusse des Krieges behalten wird. Die Zirkulation absorbiert gegenwärtig viel größere Mengen von Papiergeld als bei gleich großem Warenverkehr in der Friedenswirtschaft, da die privaten Zirkulationsmittel, Wechsel, Schecks usw. eine viel geringere Rolle spielen, der Kredit eingeengt ist, in der Kriegswirtschaft bare Zahlung die Regel ist. Nach Beendigung des Krieges, wenn der Kredit wiederhergestellt ist, wird die Zirkulation die verdreifachte Menge Papiergeld nicht mehr aufnehmen können. Das überflüssige Papiergeld wird keine Anlage in Staatspapieren mehr finden, sondern wird trachten, sich in produktives Kapital zu verwandeln. Es werden sich daher im Wirtschaftsleben jene Erscheinungen zeigen, welche wir als Folge des überflüssigen Papiergeldes oben geschildert haben. Da die Wirtschaftslage in allen kriegführenden Staaten die gleiche sein wird, so dürfte ein Disagio zwischen den Valuten der kriegführenden Länder nicht auftreten. Hingegen dürfte das Disagio der Valuta der kriegführenden Staaten gegenüber den Neutralen, das wir eben jetzt, im Stadium der Kriegswirtschaft, beobachten, auch nach dem Kriege andauern. Die Notwendigkeit, zum Ersatz der im Kriege verbrauchten Waren im neutralen Ausland große Einkäufe zu machen, wird für alle kriegführenden Länder bestehen. Ihre Handelsbilanz dürfte den Neutralen gegenüber auch nach dem Kriege längere Zeit passiv bleiben. An die Wiederaufnahme der Goldzahlungen an das Ausland dürften die kriegführenden Länder kaum schreiten, aus Furcht, daß ihr Goldvorrat ins Ausland abfließt. Die gegenwärtige Papiergeldwirtschaft wird also auch nach Friedensschluß eine Zeitlang anhalten. Das überflüssige Papiergeld wird trachten, seinen Funktionswandel in produktives Kapital zu vollziehen, und wird diesen oben geschilderten Prozeß der Entwertung durchmachen. Es ist selbstverständlich, daß die reichen Gläubigerländer, wie England, Frankreich, Deutschland leichter aus der Papiergeldwirtschaft in die normale Goldgeldwirtschaft werden zurückkehren können als die armen Schuldnerländer Rußland, Italien und Österreich-Ungarn. Die Gläubigerländer haben die Möglichkeit, zum Begleich ihres passiven Handelsbilanzsaldos ihre ausländischen Guthaben heranzuziehen — insofern dies nicht schon während des Krieges geschieht — und können die Goldzahlung daher alsbald aufnehmen. Die Schuldnerstaaten müssen außer ihrem überschüssigen Wareneinkauf noch die Zinsen für ihre im Ausland placierten Anleihen bezahlen, werden also aus der Papiergeldwirtschaft nicht so bald herauskommen!

Inland und Ausland.

Dies leitet uns hinüber zu einem anderen Problem der Kriegswirtschaft: zu der Frage, ob inländische oder ausländische Anleihen vorteilhafter seien: ob die Abgeschlossenheit der Zentralmächte vom Weltmarkt günstig oder ungünstig wirke.

Allgemein wird es als ein großer Vorteil für Deutschland betrachtet, daß es das zur Kriegführung nötige Geld ganz im Inland aufbringen kann, während die Mächte der Entente sich zu diesem Zwecke teilweise an das neutrale Ausland wenden müssen. Diese Auffassung hat einen richtigen Kern; die Bedeutung der Sache ist aber viel geringer, als es die Tagespresse darstellt. Das volkswirtschaftliche Wesen der Anleihen, daß aus dem Wertprodukt künftiger Zeiten ein aliquoter Teil denjenigen Kapitalisten, die jetzt dem Staate ihr wirkliches oder potentielles Kapital — ihr Papiergeld — zur Verfügung stellen, anheimfällt, ist nicht im geringsten davon abhängig, ob es inländische oder ausländische Kapitalisten sind. Der Vorzug der Inlandsanleihe zeigt sich erst nach Beendigung des Krieges, im Übergang von der Kriegswirtschaft zur normalen Wirtschaftsweise.

Auslandsanleihen verschlechtern die Zahlungsbilanz des Landes, indem die Zinsen nach dem Ausland bezahlt werden müssen. Da die kriegführenden Staaten nach Friedensschluß ohnehin eine passive Handelsbilanz haben werden, wie wir oben ausführten; da ihre Valuta ohnehin gegenüber den Neutralen ein Disagio zeigen wird: so wird jede Auslandsanleihe als ein Hindernis der Wiederherstellung des Gleichgewichts der Valuta wirken.

Anleihen im Inland haben noch andere Vorzüge. Da die Zinsen an die Kapitalisten des eigenen Landes bezahlt werden, werden sie zumeist auch im Inland verausgabt, was die Aufnahmefähigkeit des inneren Marktes stärkt.

Auch im Falle der Akkumulation der Zinsen ist die Inlandsanleihe vorteilhafter, weil die Wahrscheinlichkeit besteht, daß das akkumulierte Kapital im Inland produktiv angelegt wird. Rein theoretisch wandert das Kapital immer in jene Produktionszweige und in jene Länder, wo der höchste Profit winkt. In der Wirklichkeit gibt es natürlich starke Hemmungen. Jeder Kapitalist sucht sein Kapital vor allem im eigenen Produktionszweig und im eigenen Lande, wo er alle Verhältnisse, alle Möglichkeiten kennt, anzulegen. Auch spielen nationale und kulturelle Momente hinein. Es muß eine bedeutend höhere Verzinsung in Aussicht stehen, um einen französischen Kapitalisten zu bewegen, Kapital in Deutschland anzulegen. Während der englische Kapitalist sein Kapital bei gleicher Verzinsung lieber in Indien als in Ungarn anlegt, wird ein ungarischer Kapitalist oder eine Kapitalistengruppe sich sehr schwer entschließen, Kapital in Indien anzulegen. Die Wahrscheinlichkeit der Anlage im Inland ist daher immer wesentlich größer.

Das riesige Ergebnis der deutschen Kriegsanleihen wird als ein Zeichen der Opferwilligkeit der Bevölkerung und als ein Beweis der großen wirtschaftlichen Kraft Deutschlands aufgefaßt. Erstere Ansicht ist nicht stichhaltig. Die Anlage in Kriegsanleihe ist für die Besitzer des Papiergeldes, des potentiellen Kapitals, gegenwärtig die einzige Möglichkeit, dasselbe in fiktives, zinstragendes Kapital zu verwandeln. Von einer patriotischen Opferwilligkeit kann hier keine Rede sein. Es ist einfach der Verwertungstrieb des Kapitals, welcher dasselbe zur Anlage in Staatsanleihe treibt.

Richtig ist, daß das Aufbringen solcher Riesensummen die starke wirtschaftliche Kraft Deutschlands beweist; aber auch nicht in dem landläufigen Sinne, welcher das Vorhandensein solch riesiger »flüssiger Geldmittel« für ein Zeichen des Reichtums auffaßt. Die Unrichtigkeit dieser Ansicht wird für den Leser nach dem bisher Ausgeführten wohl feststehen. Es sind immer dieselben Papiergeldmilliarden, welche bei den Teilzahlungen für die Kriegsanleihen in die Staatskasse strömen und von dort zur Bezahlung der ungeheuren militärischen Bedürfnisse alsogleich wieder in die Zirkulation zurückströmen, bevor noch die zweite Rate für die Kriegsanleihe eingezahlt wird.[9]

Die wirtschaftliche Kraft Deutschlands besteht nicht in dem Aufbringen von Milliarden, sondern in der Tatsache, daß es imstande ist, auch jetzt, da der produktivste Teil der Bevölkerung der produktiven Arbeit entzogen ist, die materiellen Mittel der Kriegführung herbeizuschaffen, für die Bedürfnisse der Zivilbevölkerung zu sorgen, die Produktion, den ganzen Wirtschaftsmechanismus im Gang zu halten. Nicht die Milliarden der Kriegsanleihe, sondern die fast ungestörte Produktion aller Bedarfsartikel zeigt die wirtschaftliche Kraft Deutschlands. Deutschland kann eine Auslandsanleihe leicht entbehren, weil es für alle seine Bedürfnisse selbst zu sorgen vermag, weil seine Volkswirtschaft die Kraft besitzt, die Produktion in vollem Gang zu erhalten, obwohl das Land vom Weltmarkt abgesperrt ist.

Hiermit wollen wir aber durchaus nicht gesagt haben, daß die Tatsache, daß England in Amerika eine Milliardenanleihe aufnimmt, die wirtschaftliche Schwäche Englands bedeutet, wie dies in der Tagespresse dargestellt wird. Für England liegen die Verhältnisse wesentlich anders als für Deutschland. England besitzt die Möglichkeit, seinen Bedarf in neutralen Ländern zu besorgen. Zur Bezahlung dieser ausländischen Anleihe nimmt es eine fremde Anleihe auf. England kauft aber gewisse Artikel im Ausland, nicht weil es unmöglich wäre, dieselben im Inland zu produzieren, sondern weil für England die Möglichkeit besteht, auch während des Krieges Waren für das Ausland zu produzieren und abzusetzen und dafür Kriegsmaterial einzutauschen, das im eigenen Lande nur mit größeren Kosten hergestellt werden könnte. Während die Wirtschaft der Zentralmächte, je länger der Krieg dauert, desto entschiedener die Züge der Kriegswirtschaft aufweist, desto schärfer von der normalen Wirtschaft abweicht, ist die kriegswirtschaftliche Deformation der englischen Wirtschaft viel geringer. Wenn England Kriegsmaterial, Lebensmittel usw. im Ausland aufkauft, so geschieht dies sicherlich nur deshalb, weil es so billiger ist, als wenn man die Warenproduktion für das Ausland stillegen und die industriellen Betriebe zu Kriegszwecken umformen würde. Daß England und Frankreich zur Bezahlung ihrer ausländischen Bezüge einer Auslandsanleihe bedürfen, kann daher nicht als wirtschaftliche Schwäche dieser Staaten aufgefaßt werden.

Überhaupt kann ein abschließendes Urteil darüber, wie die einzelnen Staaten diese furchtbare Kriegswirtschaftskrise bestanden haben, erst nach Friedensschluß getroffen werden, wenn die Umformung der Kriegswirtschaft in die normale bereits im Gange sein wird. Da werden sich die Schäden der Kriegswirtschaftsperiode erst zeigen: der Mangel an produktivem Kapital,

[9] Siehe Probleme der Kriegswirtschaft, a. a. O.

da der Krieg den aufgehäuften Reichtum jahrzehntelanger Arbeit vernichtet haben wird: der Mangel an leistungsfähigen Arbeitskräften, da der beste Teil der Arbeiterschaft in seiner Arbeitsleistung vermindert sein oder überhaupt nicht mehr zur Produktion zurückkehren wird: die riesige Menge Papiergeld, welche zur Umwandlung in produktives Kapital drängen wird, und hierdurch die weitere Entwertung des Geldes, eine lang anhaltende Teuerung verursachend: das unmenschlich große fiktive Kapital, zu dessen Verzinsung der Staat jedem Bürger große Lasten wird auferlegen müssen. Die Rückverwandlung der Kriegswirtschaft in die normale wird eine neue ungeheure Belastungsprobe für die Volkswirtschaft der kriegführenden Länder bilden: erst während dieser zweiten Umformung wird es sich zeigen, welches Land die Schäden der Kriegswirtschaft am besten überstanden hat.

Die Konsumvereine und der Krieg.

Von H. Fleißner.

Nach der Statistik des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine ist festgestellt, daß die Zahl der dem Zentralverband angehörenden Genossenschaften von 1913 auf 1914 von 1157 auf 1109 zurückging, während die Zahl der Vereinsmitglieder von 1 621 195 auf 1 717 519 stieg. Also eine Zunahme von fast 100 000 Mitgliedern in einem Jahre! Die rückläufige Bewegung der Zahl der Vereine steht damit nicht etwa im Widerspruch, bedeutet auch keine Schwächung, vielmehr eine Stärkung der Bewegung. Denn sie besagt, daß die Zentralisierung, die schon seit Jahren im Gange ist, auch im letzten Jahre bemerkenswerte Fortschritte gemacht hat. Diese Tendenz beruht auf dem Bestreben, kleine und deshalb weniger leistungsfähige Konsumvereine zu größeren zu vereinigen oder an bereits bestehende große anzugliedern. Diese wirtschaftlich durchaus wünschenswerte Entwicklung wird von der Leitung des Zentralverbandes und von den einzelnen Unterverbänden mit Recht lebhaft unterstützt. Es haben sich bereits große Bezirkskonsumvereine gebildet, die sich oft auf räumlich sehr ausgedehnte Gebiete erstrecken. Besonders in den dicht bevölkerten Industriezentren, den Großstädten mit der näheren und weiteren Umgebung, ist diese Entwicklung weit vorgeschritten, in manchen Fällen bereits so gut wie abgeschlossen. In der Kriegszeit — die natürlich ein Ausnahmezustand auch für diesen Fall ist — hat das System der großen Vereine mit den weitverzweigten Verkaufsstellen aber auch zum Teil manche Schwierigkeiten hervorgerufen. Einmal, weil die Warenbeschaffung für die Massen der Mitglieder einer so großen Konsumgenossenschaft, die in normalen Zeiten ganz mechanisch vor sich geht, jetzt viel mühsamer ist als in einer Zentrale mit geringerem Bedarf. Ferner aber auch deshalb, weil die Abgrenzung der Selbstwirtschaft treibenden Kommunalverbände sich häufig nicht mit dem Verbreitungsgebiet der großen Genossenschaften deckt. So ist es vielfach vorgekommen, daß der Konsumverein die in einem anderen Kommunalverband befindlichen Verkaufsstellen und Mitglieder mit Waren aus der Zentrale nicht versorgen durfte, selbst wenn er genug Waren hatte. Dieser Zustand verschärft sich noch, wenn das Hauptlager in einer Großstadt sich befindet, wo naturgemäß die Zentrale der allgemeinen Warenversorgung ist. Meist konnten solche Unstimmigkeiten erst nach längeren Erörterungen beseitigt oder doch gemildert werden. Diese an sich nicht erquicklichen Ver-

hältnisse können selbstverständlich in keiner Weise gegen den Zentralisationsgedanken sprechen, da sie lediglich im Krieg ihre Ursache haben. Immerhin ist aber gerade in der Kriegszeit bei der Verwaltung der Konsumvereine manches deutlicher als sonst in Erscheinung getreten, was die Frage entstehen läßt, ob die Zentralisierung nicht eine Grenze dort findet, wo sie keine wirtschaftlichen Vorteile mehr bringt. Oder wo die Vorteile doch mit Nachteilen mehr als aufgewogen werden. Oder aber, ob die Vereinigung so großer Wirtschaftsgebilde nicht eine gewisse Dezentralisation zweckmäßig erscheinen läßt, um ein möglichst gutes Arbeiten des Warenverteilungs- und Versorgungsapparats zu garantieren.

Soviel sich übersehen läßt, hat die verhältnismäßig starke Zunahme an Mitgliedern auch im Jahre 1915 angehalten. Diese an sich sehr erfreuliche Tatsache findet im Grunde genommen in den Verhältnissen eine sehr einfache und gar nicht auffällige Erklärung. In einer Zeit großer Warennot wissen viele Leute den Laden des Konsumvereins zu finden, die sonst nie daran dachten, hier ihren Bedarf zu decken. Da aber nach dem Genossenschaftsgesetz der Konsumverein nur an Mitglieder Waren abgeben darf, blieb jenen nichts weiter übrig, als die Mitgliedschaft zu erwerben, was ja ohne weiteres geschehen kann. Hierzu kommt, daß ein Konsumvereinsmitglied im Notfall trotzdem seine Bedürfnisse auch noch im privaten Geschäft decken kann, die Kaufmöglichkeit also größer ist als ohne die Konsumvereinsmitgliedschaft. Diese Möglichkeit verliert allerdings in dem Maße praktisch an Wert, in dem die Knappheit der Waren wächst und — als Folge davon — eine geregelte Verteilung durch Marken der Kommunalverbände Platz greift. Die während der Kriegszeit gewonnenen Mitglieder werden erst noch über den wirklichen Wert der Genossenschaft aufzuklären sein, wenn sie erhalten bleiben sollen.

In dieser Hinsicht ist überhaupt noch viel zu tun, wie sich besonders in den ersten Monaten der Kriegszeit gezeigt hat. Da wurde das genossenschaftliche Allgemeininteresse sehr stark vermißt. Die sinnlosen Angsteinkäufe der zahlungsfähigeren Mitglieder führten dazu, daß große Warenlager von wichtigen Lebens- und Genußmitteln und anderen häuslichen Bedarfsartikeln in Wochen und Tagen ausverkauft waren, die unter normalem Geschäftsgang viele Monate lang für alle Mitglieder ausgereicht haben würden. Die Folge davon war, daß gerade die ärmsten Mitglieder, die dieses Wettlaufen nicht mitmachen konnten, später dieselben Waren zu wesentlich höheren Preisen einkaufen mußten. Denn die Preise stiegen sprunghaft, und jeder neue Geschäftsabschluß brachte höhere Preise; dagegen waren die Konsumvereine machtlos. Sie haben jedoch auch unter diesen Umständen ihren großen Wert insofern deutlich gezeigt, als mangels eines privaten Handelsinteresses Spekulations- und Kriegsgewinnpreise fortfielen, die sich der Kleinhandel nicht zu knapp zunutze gemacht hat, solange er nicht durch Gesetze und behördliche Verordnungen daran gehindert war. Und es hat bekanntlich recht lange gedauert, ehe es zu einem einigermaßen energischen und planmäßigen Eingreifen kam. Die Petroleum- und Brotkarte war in vielen Konsumvereinen längst eingeführt, als für die Allgemeinheit dieser einzig mögliche Weg einer gerechten Warenverteilung für die Allgemeinheit beschritten wurde. Freilich hätten die Genossenschaften noch früher und umfangreicher in dieser Weise vorgehen können, dann wäre den Massenkäufen

von vornherein mehr vorgebeugt worden. Doch die Verwaltungen wurden von den sich überstürzenden Vorgängen eben auch überrascht, obwohl alles so kam, wie es von sozialistischer Seite im Falle eines Krieges oft genug und lange vorher vorausgesagt worden war.

Die Umsätze aller dem Zentralverband angehörenden Konsumvereine beliefen sich 1914 auf rund 526½ Millionen Mark; das ist eine Zunahme von etwa 22 Millionen Mark gegen das Vorjahr. Diese Ziffern schließen aber nur einen ganz kleinen Teil der Kriegszeit ein, da die weitaus meisten Vereine am 30. Juni das Geschäftsjahr beenden. Doch ist die Zunahme schon wesentlich geringer als in den letzten fünf Jahren, wo sie zwischen 36 und 69 Millionen Mark schwankte. Das Jahr 1913 brachte einen Mehrumsatz von etwa 50 Millionen Mark. Die nächste Jahresstatistik wird zweifellos ein anderes Bild ergeben und wahrscheinlich einen Rückgang des Umsatzes verzeichnen müssen, wie an den Jahresabschlüssen der meisten Vereine auf das Geschäftsjahr 1914/15 zu ersehen ist. Dafür nur zwei typische Beispiele an zwei der größten Genossenschaften. Der Konsumverein Leipzig-Plagwitz berichtet über einen Rückgang von 1 823 742 Mark, und der Vorwärts in Dresden mußte 2 559 687 Mark Verringerung des Umsatzes buchen. Hier sehen wir die Wirkungen eines fast vollen Jahres der Kriegszeit! Gegen das Ende des ersten Halbjahres 1915/16 scheint es allerdings, als wenn sich die Verhältnisse im Umsatz der Mitglieder gegen die gleichen Monate des Jahres 1915 wieder etwas bessern wollten. Daß die Umsätze der Vereine während der Kriegszeit meist zurückgegangen sind, trotz Vermehrung der Mitglieder, ist nicht auffällig. Die meisten der konsumfähigsten Mitglieder, die Männer, stehen in Heeresdiensten; sie scheiden während des Krieges als Warenabnehmer aus. Dieses Verhältnis verschärft sich, je länger der Krieg dauert. Der Umsatz der neu Eingetretenen kommt erst in den folgenden Jahresabschlüssen zur Geltung. Außerdem drückt die Tatsache, daß viele Waren nicht oder nur in viel kleineren Mengen zur Verfügung stehen, die Kaufmöglichkeit stark nieder. Man denke nur an die sehr ins Geld laufende Butter, die wirklich ein Luxusartikel geworden ist; ebenso steht es mit Margarine und allen Fett- und Fleischwaren. Die ungeheuer gesunkene Kaufkraft der Familien, die ihre Waren im Konsumverein entnehmen und die meist auf die Kriegsunterstützung angewiesen sind, bewirkt weiter, daß auf die Anschaffung mehr entbehrlicher Artikel verzichtet werden muß. Das tritt zum Beispiel bei Wäsche, Kleidung, Schuhwaren, Spielsachen usw. in die Erscheinung, die von allen größeren Genossenschaften geführt werden. Die größten Vereine haben dafür besondere moderne Kaufhäuser eingerichtet. Alle diese den Umsatz reduzierenden Wirkungen werden etwas aufgehalten durch die hohen Warenpreise. Sonst würden die Umsatzrückgänge zahlenmäßig noch größer sein.

Bemerkenswert ist, daß die starke Zunahme an Mitgliedern ohne jede besondere Agitation sich ergeben hat. Die Verwaltungen setzten sogar dieser Bewegung notgedrungenerweise vielfach eine Passivität entgegen, die unter normalen Verhältnissen nicht verständlich, überhaupt nicht denkbar gewesen wäre. Sie wurde aber nötig, wenn man berücksichtigt, daß bei der großen Knappheit der meisten Waren jedes neue Mitglied die Schwierigkeiten in der Warenversorgung erhöhte. Dazu kam, daß bei der Zuteilung der Waren durch die Kommunalverbände der vorangegangene Verbrauch

zugrunde gelegt wurde, so daß die neuen Mitglieder dabei keine Berücksichtigung fanden. In dieser Hinsicht haben sich die sonderbarsten Dinge ereignet, die die Sorgen der Verwaltungen noch vermehren halfen. An die Umsicht, die Ruhe und die Tüchtigkeit der Geschäftsführer wurden die denkbar größten Anforderungen gestellt. Ob alle das schwierige Examen bestanden haben, kann hier nicht erörtert werden.

Alle größeren Konsumvereine des Zentralverbandes haben Sparkassen für ihre Mitglieder eingerichtet, in die große Summen eingezahlt sind. Man ersieht hier so recht, wie Massen von kleinen Beiträgen zu großen wirtschaftlichen Faktoren werden. Für materiell nicht ganz fest verankerte Genossenschaften brachte aber gerade in dieser Beziehung der Ausbruch des Krieges eine große Gefahr. Denn wenn auch für Rückzahlung der Spargelder entsprechende Kündigungsfristen vorgesehen sind, so muß in Zeiten außergewöhnlichen Geldbedarfs der Sparer doch stets damit gerechnet werden, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit bedeutende Sparkassensummen flüssig, das heißt auszahlbar sind. Dazu kommen die Kriegsanleihen, für die sogar sozialdemokratische Blätter [1] animierten, und bei denen auf die kleinsten Beträge gerechnet wurde. Die Verzinsung von 5 Prozent bot einen starken Anreiz, denn die Sparkassen zahlen viel weniger, die der Konsumvereine meist $3^1/_2$ bis höchstens 4 Prozent. Viele Konsumvereinsmitglieder konnten sich nun, wenn sie ihr Geld aus den Sparkassen holten, auf die sozialdemokratische Presse berufen, wollte man sie von ihrem Vorhaben abbringen. (Unter dem Drucke dieser Verhältnisse haben manche Konsumvereine während des Krieges den Zinsfuß erhöht!)

Ein Ansturm auf die Sparkasse konnte manchen an sich gut fundierten Konsumverein in Verlegenheit bringen. Die Befürchtungen, die man hegen mußte, haben sich in der Hauptsache als unbegründet erwiesen. Vielmehr haben die meisten Konsumvereinsmitglieder in dem Falle ein so unerwartet großes Vertrauen bewiesen, daß diese Erscheinung zu den erfreulichsten in der ganzen schweren Zeit gezählt werden kann. Wohl machte sich am Anfang etwas Unruhe bemerkbar. Die Verwaltungen sorgten für Aufklärung und traten mit guten Gründen von unüberlegten Schritten ab. Als die Sparer dann noch bemerkten, daß sich die stärkeren Rückzahlungen ohne Stockung abwickelten, waren alle etwa vorhandenen Bedenken beseitigt. Selbstverständlich übersteigen seit Beginn des Krieges die Rückzahlungen die Einzahlungen, denn viele Arme mußten eben wohl oder übel den mühsam ersparten »Notpfennig« in Anspruch nehmen. Im allgemeinen dürfte aber von irgendwelchen dadurch hervorgerufenen Erschütterungen der Genossenschaften kaum die Rede sein. Das ist um so mehr bemerkenswert, als gerade die anwachsenden Spareinlagen in den letzten Jahren Gegenstand ernster Erörterungen auf den Verbandstagen und in den Verbandsleitungen gewesen sind. Hier und da schien man in der Anlage dieser Gelder und entsprechender liquider Mittel nicht immer das rechte Verhältnis beobachtet zu haben. Nun haben sich die Dinge dank der Einsicht der Mitglieder besser entwickelt, als man annehmen mußte. Schwächen, die sich vielleicht hier und da doch zeigten, werden durch die gesammelten Erfahrungen leicht zu beseitigen sein.

[1] Es wird später einmal interessant sein festzustellen, wie sonst, vor dem Kriege, Kriegsanleihen in der sozialdemokratischen Presse und Agitation beurteilt wurden.

Die sechzehn Monate Krieg haben aber eine andere Frage in den Vordergrund gestellt. Die deutschen Konsumvereine verfahren bekanntlich in ihrer Wirtschaftsgebarung nach dem System der Rückvergütung an die Mitglieder. Die Waren werden nach allgemeinen Tagespreisen, möglichst noch etwas niedriger, gegen Barzahlung abgegeben. Dadurch entsteht am Geschäftsjahresschluß ein Überschuß, der im privaten Handel in die Tasche des Unternehmers, im Konsumverein aber an die Mitglieder zurückfließt. Sie erhalten entsprechend ihrem Umsatz einen Betrag an barem Gelde ausgezahlt. Dieser Betrag stellt den unmittelbaren wirtschaftlichen Vorteil dar, den die Mitglieder von der Genossenschaft haben. Der Prozentsatz der Rückvergütung ist sehr verschieden. In dieser sogenannten Dividende drückt sich zugleich auch die wirtschaftliche Überlegenheit der Genossenschaft aus. Aber nur, solange Einkauf und Verkauf der Waren dem in der kapitalistischen Wirtschaft herrschenden Gesetze der Konkurrenz unterliegen. Der Großbetrieb und die einfache, billigere Geschäftsführung sichern da dem Konsumverein, wenn er gut geleitet ist, das Übergewicht über gleichartige private Betriebe im Kleinhandel. Zurzeit sind aber die Verhältnisse in der Warenversorgung stark verändert. Auf wichtige Lebens- und Genußmittel und andere Artikel sind Höchstpreise für Produzenten, Groß- und Kleinhandel festgesetzt. Die Konkurrenz scheidet aus und damit zum großen Teil auch die Überlegenheit der Konsumvereine. Die Höchstpreise werden bei der Knappheit der Waren sofort zu Normalpreisen, und die Differenz zwischen Einkaufs- und höchst zulässigem Verkaufspreis ist meist so, daß ein Überschuß nicht mehr in der früheren Höhe herausgewirtschaftet werden kann. Wenn die Konsumvereine dann vor dem nächsten Geschäftsabschluß stehen, werden sie vielfach dazu kommen müssen, die Rückvergütung herabzusetzen, wenn sie nicht Reserven heranziehen wollen. Das werden aber nur Vereine mit sehr reichen Fonds tun können; in normalen Zeiten wird sehr vor einem solchen Verfahren gewarnt. Die äußerst wichtige Frage wird zurzeit in den Genossenschaftsorganen debattiert. Um einer Herabsetzung der Rückvergütung am Jahresschluß vorzubeugen, schlägt man vor, jetzt schon auf die von Höchstpreisen betroffenen Waren keine Rückvergütungsmarken auszugeben, den Anspruch auf »Dividende« also von vornherein zu beseitigen. Die Zentralverbandsleitung warnt mit guten Gründen vor einem solchen Vorgehen, da sich die weitere Entwicklung doch noch gar nicht klar übersehen läßt. Von den Mitgliedern darf man aber erwarten, daß sie die nötige Einsicht haben, wenn sich am Jahresende aus den erörterten Gründen eine Herabsetzung der Rückvergütung nötig macht. Bei Vereinen mit sehr hohen Sätzen werden sich auch die größeren Schwierigkeiten ergeben. Da aber der Wert eines Konsumvereins nicht in einer übertrieben hohen Dividende liegt — diese vielmehr die Entwicklung ungünstig beeinflußt —, sondern in der Güte und Billigkeit der Waren, in den sozialen Einrichtungen des inneren Betriebs, so kann die Macht der Verhältnisse in diesem Falle vielleicht eine heilsame Wirkung für die Zukunft haben.

Im übrigen gaben die leitenden Kreise der deutschen Konsumvereinsbewegung in der organisatorischen Betätigung während des Krieges die Parole des »Durchhaltens« aus. Man ging in diesem Drange so weit, die seit Bestehen des Zentralverbandes oft überängstlich beobachtete politische Neutralität aufzugeben. Eine die Lebensmittelteuerung behandelnde, eine

Zeitungsspalte lange Resolution, die die Verbandsleitung dem letzten Genossenschaftstag vorlegte (der Mitte Juni 1915 in Frankfurt a. M. abgehalten wurde), hatte mit voller Absicht den Charakter nationalistischer Durchhaltepolitik. Es hieß da, daß die Konsumgenossenschaften die Pflicht haben, ihre gesamten Kräfte in den Dienst der Verteidigung der nationalen und wirtschaftlichen Existenz des deutschen Volkes und vaterländischer Pflichterfüllung zu stellen. Und von den Maßnahmen des Reiches wurde gesagt, daß sie »im großen und ganzen das gesteckte Ziel erreicht« hätten. (Bekanntlich waren darüber der Vorstand der sozialdemokratischen Partei und die Generalkommission der Gewerkschaften anderer Meinung, wie ihre wiederholten Eingaben an die Reichsregierung beweisen.) — Schon in der dem Genossenschaftstag vorangehenden Sitzung des Generalrats entbrannte über diese Resolution wegen ihrer politisch-nationalistischen Tendenz eine heftige Debatte; eine erhebliche Minderheit stimmte schließlich dagegen. Auf dem Genossenschaftstag selbst sprachen mit der durch die Verhältnisse in der Öffentlichkeit gebotenen Reserve fünf Redner im Sinne der Minderheit. — Bei der Regelung der Ernährungsfrage durch die verschiedenen Kommissionen wird den Behörden die Mitarbeit und praktische Erfahrung von Vertretern der Konsumvereine sicher recht nützlich gewesen sein. Man mußte aber auch hier und da die Betriebe der Genossenschaften direkt zur Mit- und Aushilfe in Anspruch nehmen. So zum Beispiel bei der Versorgung des Militärs mit Brot. Auch an baren Unterstützungen gaben die Konsumvereine große Summen an die Kriegsorganisationen. Die haben das Geld natürlich gern genommen und sich den Kopf darüber nicht zerbrochen, ob solche Verwendung der Gelder auch mit dem Buchstaben des Genossenschaftsgesetzes übereinstimmt. Man darf sich solcher Weitherzigkeit für die Zukunft freuen und erwarten, daß man Konsumvereine nicht mehr bestrafen oder mit Strafe bedrohen wird, wenn sie Gelder für das Arbeiterbildungswesen und andere Wohlfahrtszwecke ausgeben. —

Heißt es doch, daß die Zeit der Verfolgung und schlechten Behandlung der Arbeitergenossenschaften auf immer vorüber sei. Alle bürgerlichen Sozialpolitiker sind gegenwärtig des Lobes für die Konsumgenossenschaften voll! Die bisher üblichen Reverse, die den Reichs- und Staatsarbeitern und Beamten die Teilnahme an »sozialdemokratischen« Konsumvereinen unmöglich machten, wurden aufgehoben. In einem Verbandsblatt war zu lesen, daß neunzig Prozent der Bevölkerung für die Mitgliedschaft in Konsumvereinen reif seien. Ist erst diese Hoffnung zur Wirklichkeit geworden, dann beginnt die goldene Zeit des sozialistisch-konsumgenossenschaftlichen Staates; der kapitalistische Staat ist überwunden auf sehr einfache Weise.

Warten wir es ab!

Die Neuordnung der Welt.

(Die Phantasie eines „Großdeutschen".)

Von Spectator.

Die Ereignisse überstürzen sich. Alles ist in Bewegung gekommen. Was gestern noch als luftige Phantasie erschien, wird heute von vielen nunmehr als die realste Wirklichkeit angesehen. Wie viele haben vor dem Kriege die Pläne der Berlin-Bagdad-Politiker als ernst genommen? Und wer wagt es noch heute, gegen diese

aufzutreten? In einem anormalen Zustand der Psyche scheint die tollste Phantasie als die allerrealste Wirklichkeit und umgekehrt. Einen solchen Zustand schafft aber der Krieg, und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir heute die sonderbarsten Blüten sprossen sehen, die unter normalen Umständen kaum denkbar waren, jedenfalls ruhig unbeachtet gelassen werden konnten, jetzt aber gerade durch ihre Verkehrtheit symptomatisch sind, zumal sie nicht vereinzelt dastehen. So ist auch eine Phantasie eines sehr populären Berlin-Bagdad-Politikers, Dr. A. Ritter (Winterstetten), durchaus beachtenswert. In einer soeben in der Konkordia Deutsche Verlagsanstalt (Berlin SW 11, Preis 80 Pfennig) erschienenen, »Der organische Aufbau Europas« betitelten Schrift umschreibt der Verfasser der schon in 14 Auflagen erschienenen Schrift »Berlin-Bagdad« ausführlicher und genauer die Grenzen »Mitteleuropas«, wie sich die »gemäßigten« großdeutschen Politiker diese vorstellen. Es ist verständlich, daß wir vorläufig auf eine eingehende Kritik dieser Phantasie verzichten: diese ist für unsere Leser auch überflüssig. Denn sie spricht gar zu deutlich für sich selbst....

Ritter (Winterstetten) findet in allem die Vorsehung des Schicksals, das Europa nach geographischen und ethnographischen Prinzipen umzubauen wünscht. Die deutschen Staatsmänner müssen »sich selbst fühlen und erkennen als das Werkzeug des höheren Willens, der in diesen ungeheuren Ereignissen sich aussprach, der durch sie eine neue Zeit für alle Völker anbrechen, für alle neue Werte und Lösungen zur Geltung kommen lassen will«. Die alte Politik, die »auf dauernden Frieden und auf ehrliche Freundschaft mit allen Staaten und Völkern« gerichtet war, habe Schiffbruch erlitten. »Das Schicksal waltete....« Aber ebenso gescheitert seien auch die Hoffnungen auf die »Pufferstaaten«, und so ergebe sich als Wille des Schicksals: »Das deutsche Volk ist das stärkste aller Völker und zu einer führenden Rolle in der Welt berufen.« Daraus ergebe sich wiederum folgende Lehre:

Die Zentralmächte haben sich nicht mehr um die Gunst der anderen zu kümmern, brauchen unter allen Großmächten keine Bundesgenossen, da sie der ganzen übrigen Welt gewachsen seien. Dennoch müssen sich die Zentralmächte um das zukünftige Schicksal Europas kümmern. Europa werde durch Amerika und Japan bedroht, vor allem durch das System des politischen Gleichgewichts, das angeblich ewige Spannungen schuf. Die Organisierung Europas sei seine Rettung. »Das Zepter der Erde muß bei Europa verbleiben, und Mitteleuropa, die stärkste Vormacht des Erdteils, hat die Pflicht und das Amt, vor den Nebenbuhlern, die es an sich reißen wollen, das Erbe dreier Jahrtausende zu retten.« Wie soll aber Mitteleuropa dies vollbringen?

Durch Sicherung seiner Grenzen, Einweisung der anderen Völker in ihre »natürlichen Grenzen und Gruppen« und durch Fruchtbarmachung aller Kräfte Europas für den großen Wettstreit mit den großen Nebenbuhlern. Wie werden aber die Grenzen Mitteleuropas gesichert? Durch ihre Ausdehnung im Osten und Westen. Ritter wendet sich gegen die weitgehenden Annexionisten. Er will Libau Rußland überlassen. Die Grenze Preußens müsse nach ihm »knapp südlich von Libau beginnen und gegen Kowany-Pampiany nach Osten laufen, dann gegen Kowno umbiegen und dem Niemen etwa bis Grodno folgen, wo sie auf das neue Königreich Polen stößt, dessen Ostgrenze durch die Linie Bialostok, Brest-Litowsk und den Bug gebildet wird. Dann folgt österreichisch-ruthenisches Gebiet, weiter südlich begrenzt durch den Zbrusz.... Im Süden schließt sich Beßarabien an.« Das sei die »strategisch richtige Grenze zwischen Mittel- und Osteuropa«....

Im Westen müsse Mitteleuropa sich den Nordosten Frankreichs angliedern »bis zur Mündung der Somme und etwa zur Linie Vignacourt-Bapaume-Verdun-St-Mihiel-Pont-à-Mousson«; daß auch Belgien hinzukommt, ist für Ritter selbstverständlich. Daß damit Frankreich wirtschaftlich und politisch geknebelt wird, wird nicht bestritten; allein »eine andere Möglichkeit, England zu ehrlicher Friedenspolitik zu verhalten, gibt es nicht«, obgleich doch die englische Flotte vernichtet, die

englischen afrikanischen Kolonien genommen werden. Auch Frankreich müsse noch mehr hergeben, Ritter beansprucht die »Stammsitze der ripuarischen Franken«, auf die Deutschland ein »geschichtliches Recht« habe....

Im Südwesten sei »die Vorlagerung des oberen Venetiens, der Marken Friaul und Treviso, bis zu einer Linie vom Südende des Gardasees zur Mündung des Piave, als Glacis vor den Alpen, zur Abwehr aller künftigen Bedrohungen der österreichischen Adriaküste unerläßlich«. Wohlbegründet, meint Ritter, sei auch der Anspruch auf Friaul und Treviso, das Meranien des Mittelalters, ein Land deutscher Burgen und Edelgeschlechter....

Auf noch weitere (sic!) Annexionen müsse man aber verzichten. Denn sonst werden die Deutschen in der Gesamtvölkergruppe eine kleine Minderheit sein. Die Zentralmächte einschließlich der Nordmächte werden nach Ritter schon nach diesen »mäßigen Grenzverschiebungen« eine Bevölkerung von 190 Millionen Menschen haben, von denen im ganzen 80 bis 82 Millionen Deutsche sein werden. Weitere Annexionen im Osten seien aber auch überflüssig. Denn »unsere beste Sicherung gegen Osten besteht in der endgültigen Sicherung gegen Westeuropa und gegen England«.

Damit sei die Neuordnung Europas aber noch nicht vollendet. Die Völker der Balkanhalbinsel haben noch weniger ein Recht auf politische Selbständigkeit als die anderen Kleinstaaten Europas. Denn die Sicherheit Mitteleuropas erfordere die endgültige Lösung der Balkanfrage. Diese Lösung könne nur darin bestehen, daß der »Westbalkan samt dem Wege nach Saloniki in eine feste Hand vereint ist«. Griechenland müsse Saloniki, Südmazedonien, die Chalkidike und Thasos hergeben, unter allen Umständen, um jeden Preis! (S. 43.) Nur der Westbalkan kann an Bulgarien abgetreten werden.

Soweit die »Neuordnung« Europas. Aber auch Vorderasien und Afrika müssen umorganisiert werden. Die Asiatische Türkei soll deutsche Ansiedler erhalten, ebenso Kaukasien, das den Russen abgenommen werden müsse, und insbesondere Westpersien. Persien müsse zwischen der Türkei und Rußland geteilt werden. Die Türkei erhält noch Ägypten, Deutschland den Sudan, Ostafrika, Innerafrika, den Kongo bis nach Deutsch-Westafrika, um so ein deutsches »Ringreich« in Afrika zu bilden.

Zwischen den einzelnen noch selbständigen mitteleuropäischen Staaten müssen zwischenstaatliche Verträge mit Schiedsgerichten, gemeinsamer Wirtschafts- und auswärtiger Politik geschlossen werden. Ritter vertraut auf das Schicksal, das die Schwierigkeiten, die einer solchen Bildung im Wege stehen, zu überwinden helfen werde.

Daß die Erreichung dieser Ziele mindestens ein Jahrzehnt Weltkriege zur Voraussetzung hat, ist selbstverständlich. Die Schwierigkeiten dieses »organischen Aufbaues Europas« beginnen aber schon viel eher. Ritter spricht voll Entsetzen von dem Streben der Ungarn nach wirtschaftlicher Selbständigkeit. In der Tat ist dieses Streben ziemlich allgemein, wie Hofrat Franz Vas, Präsident der Ersten Ungarischen Gewerbebank in Budapest, in der »Frankfurter Zeitung« vom 25. November 1915 bestätigt. Er meint dort, daß die Ungarn unbedingt eine Änderung des bestehenden Zustandes wünschen, um eine durchgreifende Steigerung der Produktion zu bewirken, die allein durch Schutzzölle zu erreichen sei. Wir haben an anderer Stelle (Nr. 14 des laufenden Jahrgangs der Neuen Zeit) schon gezeigt, daß auch die anderen mitteleuropäischen Staaten eine selbständige Wirtschaftspolitik betreiben wollen. Andererseits sehen in Deutschland weiterschauende Politiker in »Mitteleuropa« nur eine neue Auflage der alten Kontinentalpolitik. Sowohl die »Frankfurter« als auch die »Kreuzzeitung« wollen nicht in Mitteleuropa die einzige zukünftige Aufgabe des deutschen Imperialismus sehen. Süddeutschland und Österreich erhoffen von einer Mittelmeer- und vorderasiatischen Politik das Neuaufleben ihrer Wirtschaft, die Rückkehr der alten Zeiten, als die Mittelmeer-

länder das Zentrum des Welthandels und der Weltherrschaft bildeten; Nord- und Westdeutschland schauen aber über die weiten Weltseen hinüber und wollen vor allem eine überseeische Weltmachtspolitik. Ritter sucht, wie wir gesehen haben, alles zu vereinigen, allen Bestrebungen gerecht zu werden, und stellt infolgedessen ein weltumfassendes Programm auf, das er selbst früher wohl nicht mal geträumt hat. Das Papier ist ja geduldig, nicht aber die reale Wirklichkeit. Nutzen bringen Deutschland solche Bestrebungen gewiß nicht, wohl aber schaden sie sicher, selbst in den neutralen Ländern. Vor allem wird durch sie der Krieg ins Unendliche verlängert — mit dem Resultat gewiß nicht des organischen »Aufbaues«, sondern des völligen Verfalls Europas!

Literarische Rundschau.

Joseph Szterenyi, **Wirtschaftliche Verbindung mit Deutschland.** Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen. 6./7. Heft. Warnsdorf 1915.

Der Verfasser plädiert für das Programm der mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine: wirtschaftliche Vorzugsbehandlung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn.

Hierzulande wird dieser Weckruf für Österreich-Ungarns Erwachen mit einiger Skepsis gehört werden: der Verfasser beginnt mit einer Verwahrung gegen jede Antastung der Hoheitsrechte der Donaumonarchie und warnt Deutschland, Österreich-Ungarn auszubeuten.

Wie sich Szterenyi die Verkehrserleichterungen zwischen den beiden mitteleuropäischen Reichen denkt, dafür folgender Beleg: »Der industrielle Schutz (durch Zölle) müßte naturgemäß in weitaus überwiegendem Maße der österreichischen Industrie zugute kommen, die unvergleichlich schwächere ungarische hätte gar wenig davon. Deshalb verlangt sie den gleichen Schutz für dieselbe Zeit und mit demselben Abbau für sich der österreichischen Industrie gegenüber, wie diese der deutschen Konkurrenz gegenüber geschützt werden soll.... Wenn aber innerhalb des Zollvereins überhaupt Zwischenzölle errichtet werden sollen, kann die Berechtigung der Forderung nach dem gleichen Schutz (für die ungarische Industrie) nicht abgesprochen werden, ja logisch begründet wäre nur eine solche Lösung. Diesem Wunsche muß daher Rechnung getragen werden, und dies um so mehr, als es nicht denkbar wäre, daß es eine ungarische Regierung gäbe — stehe sie noch so fest auf dem Standpunkt des freien Verkehrs —, welche diese Forderung im erwähnten Falle (der Vorzugsbehandlung) nicht geltend machen müßte, sonst könnte sie ihren Platz nicht behaupten.«

Das ist nicht die Meinung eines Eingängers, wie die Enthusiasten einer möglichst vollkommenen Verkehrsfreiheit entschuldigend sagen. Die letzten Verhandlungen des ungarischen Reichstags beweisen die Allgemeinheit dieser Ansichten in Ungarn. A. Hofrichter.

Briefkasten.

In Nummer 25 erschienen von dem Artikel Mehrings »Der rote Faden in der preußischen Geschichte« infolge eines Versehens die Abschnitte XV bis XVII statt der Abschnitte XII bis XIV. Wir werden diese zusammen mit dem Schluß (XVIII bis XXI) in Nr. 27 veröffentlichen.

Der Schluß des Artikels von Kautsky »Sozialdemokratische Steuerpolitik« erscheint jetzt nicht.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 27 | Ausgegeben am 31. März 1916 | 34. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Hundertmarkschein in Mitteleuropa.

Von Adolf Braun.

Während eines Krieges sieht man nur Feinde und Freunde, Zusammenhängendes und Auseinandergerissenes. Je umfangreicher der Krieg ist, je länger er dauert, desto verständlicher wird jedes Streben, das im Kriege Zusammenhaltende zum dauernden Gefüge zu machen und das Feindliche für immer abzustoßen. Je mehr die Politik während der Kriegszeit zum Moralisieren im großen geworden ist, desto mehr Beifall finden die aus Stimmungen, ethischen und nationalen Erwägungen zusammengestellten Bilder einer Politik und einer Wirtschaft in der Friedenszeit. So ist durchaus verständlich, daß das Streben nach einer mitteleuropäischen Wirtschaftspolitik innerhalb eines großen sich selbst versorgenden Gebiets von schmächtiger Breite, aber von der außerordentlichen Länge von der Nordsee bis zum Persischen Meerbusen sehr vielem Beifall begegnet.

Die Gemälde in großen Zügen vertragen in der Regel nicht die Prüfung der Einzelheiten. Die Kunstgeschichte erzählt uns von manchen kurze Zeit überschätzten Malern, die nur recht wenig zeichnen konnten; in der Wirtschaftspolitik haben wir ähnliche Künstler. Künstler auch in dem Sinne, daß sie, auch eine Erklärung ihrer Triumphe, die Probleme nicht wissenschaftlich und nüchtern, nicht durchdringend und erschöpfend, sondern phantasiereich mit dichterischem Schwunge und großzügiger Beredsamkeit vortragen. Schwierigkeiten zeigen sich oft erst bei den Überlegungen im einzelnen und bei dem Aufspüren der Zusammenhänge, die geschaffen werden sollen, wie der Zusammenhänge und Anpassungen, die für die vorangegangene Zeit von entscheidender Bedeutung waren, nun aber zerrissen werden sollen oder dürften. Die »mitteleuropäischen Ideen«, von deren vielleicht zuletzt den Ausschlag gebenden militärischen Wirkungen man heute schweigt, bedürfen einer Prüfung nicht nur aller Einzelheiten vom Standpunkt der Volkswirtschaft jedes Landes, das in die Kombination hineingezogen werden soll, es ergibt sich auch die Notwendigkeit ihrer Prüfung unter dem Gesichtspunkt des Wiederaufbaues unserer Friedenswirtschaft, ganz unabhängig von der mitteleuropäischen Problemstellung.

Eine ganze Reihe von Gesichtspunkten suchen heute die zu übersehen, die das mitteleuropäische Problem als ein großes Heilmittel für alle Kriegsschäden, als eine Unabhängigkeitsmachung unserer Märkte, als eine Sicherung unserer Industrie mit Jubel begrüßen.

Ich möchte nur e i n e n Gesichtspunkt, den der Valuten und Devisen, der Wertung unserer Münzen, Noten und Wechsel im Ausland hervorheben.

In den Jahren vor dem Kriege betonte man stolz, daß sich der Hundertmarkschein der Deutschen Reichsbank in der Welt ein Ansehen zu erringen beginne, wie es die Pfundnote der Bank von England seit langem uner-

schüttert hatte. Der Krieg hat mit vieler papierener Herrlichkeit aufgeräumt. Wir wissen aus den nun unter Mitwirkung der Deutschen Reichsbank mit aller Vorsicht und Sorge für den deutschen Kredit vorgenommenen Notierungen der fremden Gelder und geldwerten Anweisungen, daß die deutsche Reichsmark und die österreichisch-ungarische Krone — türkische Münzen, Noten und Wechsel werden nicht notiert — heute einen Tiefstand erreicht haben wie niemals seit dem Übergang Deutschlands und Österreich-Ungarns zu ihren bis zum Kriege fast in Vollkommenheit dastehenden Währungen. Es ist diesmal nicht meine Absicht, die durchaus nicht einfachen Ursachen der Minderbewertung der papierenen Zahlungsmittel Deutschlands und Österreich-Ungarns zu erörtern. Es genügt mir, festzustellen, daß ich die Erklärung des ungünstigen Markkurses mit der durch den Krieg notwendig gewordenen Einfuhr, der keinerlei entsprechende Ausfuhr gegenüberstehe, nicht als erschöpfend anzusehen vermag. Doch ist es nicht notwendig, in diesem Zusammenhang den ganzen Ursachenkomplex dieser wirtschaftlichen Kriegsfolge aufzuzeigen. Es genügt, festzuhalten, daß neben der dem Publikum zur Erklärung vorgeführten Ursache, deren hohe Wichtigkeit kein Ökonom unterschätzen wird, noch andere Erklärungsgründe herangezogen werden müssen. Wir wollen uns aber bei der heutigen Betrachtung genügen lassen, diesen einen von Blättern aller Parteien als entscheidend bezeichneten Gesichtspunkt in Zusammenhang zu bringen mit dem mitteleuropäischen Wirtschaftsproblem.

Die auswärtigen Wechselkurse kommen unter sonst gesunden Geld- und Bankverhältnissen in einen Zustand der Parität, der dauernden Gleichwertigkeit auf Grund des inneren Geldwertes der Währungsmünzen, wenn sich die gegenseitigen Zahlungen zweier Länder aufheben. Dieser nur theoretisch denkbare Fall ist aber praktisch natürlich niemals gegeben, und selbst wenn er für eine größere Frist einmal gelten würde, so würde er doch an vielen hunderten Zahlungstagen während der ganzen Dauer dieser Periode nicht eintreten. Es würde also — wir reden natürlich von einer Periode des Friedens — außerordentlich häufig vorkommen, daß London, also die großbritannische Wirtschaft und alles, was dazu gehört, einen größeren Zahlungsbedarf für Berlin, also für das deutsche Wirtschaftsgebiet hat, während an anderen Tagen des Jahres wieder Berlin den stärkeren Zahlungsbedarf für London hat, so daß nur ganz ausnahmsweise mit dem Falle gerechnet werden kann, daß Berlin ebensoviel an London wie London an Berlin an einem bestimmten Fälligkeitstag von Zahlungen zu entrichten hat und dann ein vollständiger Ausgleich vorhanden wäre. Hieraus ergeben sich stärkere Nachfrage an einem Tage in Berlin nach englischen Zahlungsmitteln, für die dafür ein Aufschlag gezahlt wird, den man Agio nennt, während sich an anderen Tagen wieder in London ein stärkerer Bedarf in deutschen Zahlungsmitteln und damit ein höherer Kurs des deutschen Markwechsels wie der deutschen Hundertmarknoten ergeben hat. Es wird eben in Wechseln, Schecks und anderen geldwerten Anweisungen, also soweit es irgendwie möglich ist, nicht in Metallgeld bezahlt. Nur die unbedingt notwendigen Ausgleichungen von Differenzen finden in Metallsendungen oder Goldverschiffungen ihren Ausgleich.

Einer der merkwürdigsten Mechanismen des hochausgebildeten kreditwirtschaftlichen Systems besteht in der überaus komplizierten weltwirt-

schaftlichen Ausgleichung von Zahlungsverpflichtungen und Forderungen zwischen den verschiedenen Ländern durch den Arbitrageverkehr. Ist in Berlin der Bedarf an deutschen Zahlungsverpflichtungen für England nicht zu decken, die zum Ausgleich der größeren deutschen Zahlungsverpflichtungen als der englischen nach Deutschland notwendig sind, so sucht man sich in Berlin durch Käufe derartiger Verpflichtungen in Paris und durch ähnliche Käufe den Ausgleich zu schaffen. Deshalb findet ein ununterbrochenes Bemühen statt, die gegenseitigen Verpflichtungen der Wirtschaftsgebiete ohne Goldverschiebungen auszugleichen. Aus den notwendigen Spekulationen zur Herbeischaffung der Ausgleichsmittel ergeben sich kleine Wertveränderungen, die in den Devisenkursen zum Ausdruck kommen, in denen nicht nur der Gewinn des Arbitragegeschäfts, sondern auch Versendungs- und Versicherungskosten eingeschlossen sind. Nur die allergrößten Bankhäuser konnten in der Zeit des Friedens das Arbitragegeschäft betreiben, weil der außerordentlich kleine Gewinn bei der einzelnen Transaktion und die besonders hohen Kosten des Nachrichtenverkehrs nur Geschäfte im größten Stile einträglich machten. So blieben die Kursdifferenzen nicht nur für Metallgeld, sondern auch für Noten, Schecks und Wechsel in außerordentlich engen Grenzen, ihr Schwingungskreis um den Paritätspunkt, das heißt um den festen Ausgleichswert der Goldmünzen, war außerordentlich eng; es handelte sich da stets nur, seitdem die Goldwährung fast in ganz Europa gefestigt war, um Bruchteile von Prozenten. Diese Tatsache war eine der festesten Stützen eines ruhigen Ganges der kapitalistischen Ordnung. Daß der Krieg diese Verhältnisse auf das gründlichste geändert hat, lehrt ein Blick auf die nun täglich stattfindenden Notierungen der telegraphischen Geldüberweisungen nach dem Ausland an der Berliner Börse. Man muß diese Wirkungen wie zahlreiche andere Kriegswirkungen tragen und sie auf die Rechnung der Kriegskosten stellen.

So resigniert man das tun soll, so entschieden muß aber im Interesse einer baldigen Gesundung unserer Wirtschaft nach Kriegsende das Streben sein, unsere vor dem Kriege so ausgezeichnet gefestigte Goldwährung wieder in alter Kraft und Unangreifbarkeit erstehen zu lassen, das Vertrauen zum deutschen Hundertmarkschein wieder völlig zu sichern und möglichst rasch der Unterwertung des deutschen Geldwesens ein Ende zu bereiten.

Die Unterwertung des deutschen Geldwesens heißt, ganz populär ausgedrückt, daß der Besitzer des Hundertmarkscheins im Ausland heute weniger kaufen kann als zur Zeit, da dieser Hundertmarkschein fast genau so hoch gewertet wurde wie 5 Pfund Sterling in Gold. Verbessert sich die Währung wieder, wird der Hundertmarkschein wie ehedem dem Golde vollständig gleich gewertet, so schwillt seine Kaufkraft ganz erheblich an. Das ist natürlich ein glänzendes Geschenk für diejenigen, die unterwertige Hundertmarkscheine für Kriegsanleihe gezeichnet haben und die ihre Zinsen vom Reich in vollwertigen Hundertmarkscheinen oder in klingendem Gold ausgezahlt erhalten. Daß es sich hier um einen außerordentlich bedeutsamen Vorteil für die Zeichner von Kriegsanleihen handelt, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Daß hier alles andere eher denn ein Interesse des Proletariats vorliegt, ist selbstverständlich. Aber dieser Umstand, der für die kleinen Anleihezeichner unerheblich ist, der für die großen aber ein glänzendes Geschäft bedeuten wird, muß als eine der vielen Kriegswirkungen

getragen werden. Wir können trotz des offenkundigen Vorteils und der klingenden Gewinne für die Reichen und Reichsten im Lande doch nicht unterschätzen, daß, unter anderen Gesichtspunkten, die Verbesserung der Währung auch im Interesse des Proletariats liegt. Vor allem tritt das in Erscheinung, weil es auch große kapitalistische, dem Arbeiterinteresse schnurstracks entgegenstehende Interessen gibt, die aus dem schlechten Kurse unseres Hundertmarkscheins ernstliche Vorteile ziehen können. Der schlechte Kurs des Hundertmarkscheins wirkt ganz allgemein, wie ein starker auf alle eingeführten Waren gelegter Schutzzoll, verteuernd auf die Ware des Auslandes, ihre Einfuhr erschwerend, ihren Verbrauch mindernd und die willkürliche Preisgestaltung der inländischen Waren zugunsten der Kapitaleigner und zum Schaden der Konsumenten sichernd. Ein Beispiel zeigt das. Wenn ich bei Verschlechterung der Währung 135 Mark für die gleiche holländische Ware hergeben muß, für die ich vor dem Kriege nur 100 Mark nach Holland zu senden hatte, so wird die Überlegung unverhältnismäßig stärker werden, die Hemmung um so größer, diese Waren aus Holland zu beziehen. Man wird sich eher mit der deutschen Ware genügen lassen; diese deutsche Ware wird aber dann nur zu höherem Preise zu haben sein, als das vor dem Kriege notwendig gewesen wäre. So zeigt sich, daß die schlechte Währung bedeutenden Kapitalistengruppen, vor allem den agrarischen Produzenten, einen großen Nutzen schafft, während die Konsumenten hierdurch geschädigt werden.

Aber es gibt auch kapitalistische und proletarische Interessen, die an der guten Währung in gleicher Richtung interessiert sind. Die Einfuhr Deutschlands ist vor allem eine Einfuhr an Nahrungsmitteln für Menschen und Vieh und eine Einfuhr von Rohprodukten für unsere Industrie, vor allem für die Textil,- Bekleidungs-, Genuß- und Nahrungsmittelindustrien, für die Industrie der Maschinen, Apparate und Instrumente, für unsere chemische Industrie usw. Schaf- und Baumwolle, Seide, Rohtabak, Kaffee, Tee, Kakao, Gewürze, Bau- und Nutzholz, Kautschuk und Guttapercha, Felle und Häute, Mineralöle und tierische und pflanzliche Fette, Zinn, Kupfer vermag unsere Eigenwirtschaft nicht oder nicht in ausreichendem Maße zu schaffen, wir müssen auf absehbare Zeit auf dem uneingeschränkten Weltmarkt die für uns notwendigen Nahrungsmittel und die Roh- und Hilfsstoffe für unsere Industrie, die in Mitteleuropa nicht in ausreichender Menge zu finden sind, kaufen. Je besser unsere Währung ist, mit desto weniger Hundertmarkscheinen, desto billiger werden wir diese Waren kaufen. Eine schlechte Währung dagegen würde uns zu den so schwer zu tragenden Schutzzöllen auf Nahrungsmittel noch Schutzzölle auf die Roh- und Hilfsstoffe unserer Industrie bringen. Verteuern schon die Schutzzölle auf Nahrungsmittel in ihrer naturgemäßen Wirkung auf die Löhne die Produktionskosten und erschweren dadurch unsere Ausfuhr, so würde ein als starker Schutzzoll unterschiedslos auf alle Einfuhr wirkender schlechter Stand unseres Geldes die industrielle Produktion kostspieliger machen, sie naturgemäß einengen und die Möglichkeit unserer Ausfuhr in bedenklichster Weise hemmen. Allen diesen Gefahren, soweit sie auf die schlechte Währung zurückzuführen sind, bieten wir die Spitze, wenn es uns nach dem Kriege gelingt, die Vollwertigkeit des Hundertmarkscheins baldigst wieder in dauernde Erscheinung treten zu lassen. Hier liegt also ein großes Interesse sowohl für

die Preisbildung innerhalb unseres Wirtschaftsgebiets als auch für die Neuanbahnung unserer durch den Krieg zerstörten Ausfuhr und damit für die Wiederschaffung unserer Weltmarktstellung vor.

Die Wichtigkeit des Außenhandels, den wir uns erleichtern und nicht erschweren sollen, ist für die Arbeiter schon des erhöhten Beschäftigungsgrads wegen von sehr großer Wichtigkeit. Unsere Ausfuhr wirkt als wichtiges, wenn auch durchaus nicht ausschließliches Mittel zur Gesundung unserer Währung, zur Wiederherstellung des alten Wertes unserer Reichskassenscheine und Banknoten, wie er uns vor dem Kriege geläufig und selbstverständlich war. Wenn wir Waren ausführen, entstehen Zahlungsverpflichtungen des Auslandes an Deutschland, die Suche nach Zahlungsmitteln, also nach Wechseln, Schecks, Banknoten deutscher Herkunft und damit die wachsende Möglichkeit, die Zahlungen, die Deutschland an das Ausland hat, auszugleichen. Dieser Ausgleich fehlt aber während des Krieges und erscheint deshalb als eine der Verursachungen für die Niederdrückung des Hundertmarkscheins und für seine Minderbewertung im Ausland. Wenn wir Fabrikate ausführen, also die Arbeiter mit ihrer Herstellung beschäftigen, wenn wir mit den ausgeführten Fabrikaten Rohstoffe kaufen, die die Voraussetzung für die Beschäftigung der Arbeiter sind, so ergeben sich neben dem großen kapitalistischen Interesse an einer Wiedergestaltung unserer Ausfuhr und an einer billigen Einfuhr der Roh- und Hilfsstoffe für die Industrie auch Vorteile für die Arbeiter.

Die Arbeiter werden immer, von einigen ganz neu ertönenden Stimmen abgesehen, für die Aufhebung und zum mindesten für den Abbau der Zölle eintreten. Schon aus diesen Gründen, die nach dem Kriege nicht an Gewicht verloren haben werden, müssen die Arbeiter auch für die Verbesserung der Währung eintreten.

Zur Wiederherstellung der vollen Wertung des Hundertmarkscheins an den ausländischen Börsen ist eine Reihe von Maßregeln notwendig. Bloß eine, weil sie mit den heute vielerörterten mitteleuropäischen Problemen zusammenhängt, soll, obgleich sie hier schon kurz erörtert wurde, noch etwas eingehender behandelt werden. Doch bevor das geschieht, muß noch einiges aus dem heutigen Zustand unseres geschlossenen Handelsstaats gefolgert werden.

Es wird versichert, daß wir, wie lange auch dieser Krieg noch dauern mag, durch ausgebildete Organisation und durch weise Sparsamkeit mit allem Notwendigen auszukommen vermögen. Daß aber tatsächlich die Vorräte nicht zu groß sind, daß jede Verschwendung ausgeschlossen bleiben soll, daß die Anpassung an die Vorräte patriotische Pflicht ist, wird uns immer wieder ins Gedächtnis gerufen. Hieraus ergibt sich nach Beendigung des Krieges die Notwendigkeit, die gelichteten Lager wieder zu füllen. Das wird in dem Jahre, das dem Friedensschluß folgt, die Deckung eines weit stärkeren Bedarfs notwendig machen, als in irgend einem vorangegangenen Jahre, das doch immer mit mannigfachen Vorräten aus den Vorjahren zu rechnen hatte. Die Deckung dieses Bedarfs ist die Voraussetzung des ungestörten Ganges unserer Industrie, der Wiederbelebung aller ausländischen Handelsbeziehungen und der Wiedergewinnung von Zahlungen aus dem Ausland nach Deutschland und damit auch einer späteren Ersparnis des Abflusses von Gold aus Deutschland nach dem Ausland; auch die Möglichkeit

kann eröffnet werden, daß fremdes Gold zu uns strömt, daß das Ausland sucht, deutsche Zahlungsverpflichtungen zu erwerben, wodurch der Kurs unseres Hundertmarkscheins gehoben würde und Aussicht hätte, zum normalen Kurse des Friedens zurückzukehren, falls dann auch die übrigen hierfür notwendigen Voraussetzungen, von denen wir in diesem Zusammenhang nicht sprechen, gegeben sein würden. Die kapitalistische Wirtschaft Deutschlands hat also ein lebhaftes Interesse, möglichst vielfache und starke Möglichkeiten der Ausfuhr in ein gar nicht groß genug zu denkendes Gebiet zu erstreben. Je besser die Geldverhältnisse der Länder sind, in die wir liefern, je reicher und aufnahmefähiger deren Bevölkerung sein wird, desto stärker wird der Bedarf an Zahlungsmitteln für Deutschland sein, desto gesuchter wird der Hundertmarkschein sein, desto höher wird er im Ausland bewertet werden, desto rascher wird er, was im Interesse der gesamten deutschen Volkswirtschaft liegt, seinen Kurs verbessern, wodurch natürlich auch das Agio, das wir für gewisse ausländische Noten und Geldsorten zu zahlen haben, vermindert wird. Es muß also auch aus diesem Grunde das Streben der deutschen Wirtschaftspolitik sein, in künftigen Handelsverträgen, seien sie Gegenstand des Friedensvertrags oder gesonderter Verhandlungen, zu möglichst starker Erleichterung unserer Ausfuhr zu gelangen, jede Beschränkung unserer Ausfuhrmöglichkeit auszuschalten und zu keinen handelspolitischen Repressalien durch unser eigenes Vorgehen zu reizen.

Die Propaganda für Mitteleuropa und für das Wirtschaftsgebiet von den Welthäfen der Nordsee bis zu den Zukunftshäfen am Persischen Golf führt natürlich zu ähnlichen Ideen in den uns heute bekriegenden Staaten. Doch glaube ich, daß diesen drohenden Vergeltungsmaßregeln mit späten Fälligkeitsterminen nicht zu große Bedeutung beizumessen ist. Zuletzt werden die wirtschaftlichen Interessen der Friedenszeit den Ausschlag geben über den aufgehäuften Zorn und Haß, den dieser Krieg alltäglich neu hervorruft. Solange es sich um Worte und Agitationen, um Propagandareisen und gegenseitige Versicherungen ewiger Freundschaft handelt, erscheinen diese Probleme nicht von so großer Bedeutung, als manchen dünkt. Würden aber bindende Abmachungen für eine dauernde wirtschaftliche Verflechtung der heute Schulter an Schulter kämpfenden Staaten vor dem allgemeinen Friedensschluß zustandekommen, so würde das während der Friedensverhandlungen oder bei späteren Handelsvertragserörterungen zu außerordentlichen Schwierigkeiten führen. Es würde uns die Ausfuhr nicht nur nach den uns heute befehdenden, sondern auch nach vielen neutralen Staaten erschweren, vielleicht in vieler Hinsicht unmöglich machen. Trotzdem würden wir aber Abnehmer vieler Rohmaterialien, so von Baumwolle, Schafwolle, Kupfer und Zinn, Leder, Ölen und Fetten, auch von Getreide, Leguminosen, Eiern und Fleisch bei den uns heute bekriegenden Staaten für eine Reihe von Jahren bleiben müssen, selbst wenn sich alle Hoffnungen auf die äußerste Entfaltung und höchste Verfeinerung der tropischen Wirtschaft in der Asiatischen Türkei erfüllen würden. Wir würden uns also weiter dem Ausland gegenüber verschulden, ohne die Möglichkeit zu haben, unsere Schulden mit unserer Ausfuhr zu bezahlen. Wir hätten also dann auch keine Möglichkeit, daß sich unser Hundertmarkschein rasch und gut erholen würde, was doch eine der Voraussetzungen für die wirtschaftliche Stellung, des Kredits und die billige Produktion Deutschlands wäre.

Österreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei haben während der Kriegszeit ihr Geldwesen schwerer leiden sehen als Deutschland. Sie sind nicht imstande, uns so viele Waren abzunehmen und mit Gold oder Produkten von Goldeswert zu zahlen, wie England und Rußland, wie Frankreich und Italien und wie manche neutrale Staaten, die sich durch die handelspolitische Abschließung Deutschlands zum wirtschaftlichen Zusammenschluß gegen Deutschland veranlaßt sehen könnten.

Erhebliche Zahlungen in Gold kann niemand aus den verbündeten, uns wirtschaftlich viel zu wenig ergänzenden Wirtschaftsgebieten in den nächsten Jahren erhoffen. So vermögen sie nicht die Gesundung unseres Geldwesens herbeizuführen. Darin aber hat sicherlich Genosse Renner recht, wenn er bei der Erörterung der mitteleuropäischen Wirtschaftspläne sagt:[1]

Zu den Organen des geschlossenen Wirtschaftsgebiets gehören endlich Währung und Notenbank. Eine Wirtschaftsgemeinschaft mit verschieden geordneter Valuta — nicht die Münznamen, sondern der Münzwert und die Art der Notendeckung entscheiden — ist ohne schweren Schaden eines Teiles undenkbar. Innerhalb eines Wirtschaftsganzen drängt die bessere Währung die schlechtere jeweils aus dem Verkehr, ein dauerndes Disagio seiner Valuta müßte die Volkswirtschaft dieses Landes allmählich außer Wettbewerb setzen.

Daß das deutsche Reichsschatzamt nach Beendigung des Krieges vor viele dringendere finanzpolitische Aufgaben gestellt sein wird, als es die Hebung der österreichisch-ungarischen und türkischen Währung auf den Stand der Reichswährung vor dem Kriege wäre, bedarf keiner Auseinandersetzung. Wir werden genug Anstrengung darauf wenden müssen, die deutsche Reichswährung auf den Stand der Jahre 1874 bis 1913 zurückzubringen.

Selbstverständlich darf man das Geld an sich, das ja nur Wertmaß, Ausdrucksmittel der Preise, Umlaufsmittel und Zahlungsmittel ist, nicht überschätzen, wie das nur zu häufig von denen geschieht, die in oberflächlicher Weise Kapital und Geld miteinander verwechseln. Aber man vergesse nicht, daß das Geld in seinem Wertwechsel ein Maßstab des Zustandes der ganzen Wirtschaft und ein Mittel ist, die Leistungsfähigkeit einer Volkswirtschaft abzuwägen. Der gesundete Hundertmarkschein läßt auf die gesunde Volkswirtschaft im Deutschen Reiche, läßt auf die wiederhergestellte Kaufkraft schließen und zeigt uns vor allem die Möglichkeiten der auswärtigen Handelsbeziehungen, die Leichtigkeit, sich Käufer im Ausland zu verschaffen. Wie das Thermometer und Barometer nicht Wärme und Luftdruck bestimmen, sondern uns nur anzeigen und beweisen, wie warm es ist und wie stark der Druck der Luftsäule auf jeden Quadratzentimeter Erde ist, so zeigt der Stand unseres Hundertmarkscheins an den Börsen der Neutralen, und wenn der Krieg zu Ende ist, an den Börsen auch der heute mit uns Krieg führenden Staaten, wie rasch wir uns wirtschaftlich erholen, wieviel Zeit wir benötigen, um die alte Stellung in der Weltwirtschaft wieder zurückzugewinnen. Es handelt sich also bei unseren Betrachtungen nicht um den Hundertmarkschein an sich. Nicht als Ziel schwebt uns die gute Valuta vor, sie erscheint uns aber wichtig als ein Mittel, das den Weg ebnet, um uns wieder in den Genuß aller Vorteile der Weltwirtschaft nach dem Ende des Krieges zu bringen.

[1] Österreichs Erneuerung, Wien 1916, S. 132.

Wir wissen alle, daß soviel der Krieg auch zerstört und zerrissen hat, er doch die Notwendigkeit der Weltwirtschaft tausendfältig erwiesen hat.

Nur die Weltwirtschaft vermag mitzuwirken, unser Geldwesen wieder zur vollen Gesundung zu führen. Die mitteleuropäische Wirtschaftspolitik sichert dem ungünstigen Stande des Hundertmarkscheins eine weit längere Dauer, als im Interesse der deutschen Volkswirtschaft ertragen werden kann.

Bei der Prüfung der mannigfachen Vorschläge, die uns zur mitteleuropäischen Verbindung führen sollen, sollen wir niemals vergessen, daß der Anteil Deutschlands an der Weltwirtschaft heute für uns noch weit wichtiger ist, als in der Zeit, bevor der Krieg die Wirtschaft aller Staaten auf das tiefste erschüttert hat. Das Geldproblem ist eines der vielen Probleme, das wir im Auge behalten müssen, wenn wir uns zur nüchternen Prüfung der künftigen Wirtschaftsbedingungen Deutschlands anschicken. Das Geldproblem führt uns in die volle Weltwirtschaft, es läßt sich, so wie es als eine der dringendsten Aufgaben nach dem Kriege für Deutschland notwendig wird, in einer mitteleuropäischen Wirtschaftsgemeinschaft nicht lösen.

Der rote Faden der preußischen Geschichte.

Von Franz Mehring.

(Fortsetzung.)

XII.[1]

Einstweilen war mit der Gründung des stehenden Heeres die Mark noch kein eigentlicher Militärstaat geworden. Der Ertrag der »Heeresgefälle«, Kontribution und Akzise, reichte höchstens hin, im Frieden etwa 7000 Mann zu unterhalten; wollte der Kurfürst für den Krieg die doppelte Anzahl aufbringen — zuletzt hat er es auf etwa 30 000 Mann gebracht —, so bedurfte er der Subsidien fremder Mächte. Brandenburg war nach dem Ausdruck der damaligen Zeit erst eine »Auxiliarmacht«, und es liegt auf der Hand, wie sehr der Kurfürst Friedrich Wilhelm dadurch in seiner auswärtigen Politik behindert wurde, daß ihre Voraussetzung immer zahlungsfähige Bundesgenossen waren.

Er hat sich durch jähe Umschläge in dieser Politik zu helfen gesucht, und schon zu seinen Lebzeiten war es eine gemeine Rede im Reiche, daß er am Wechselfieber litte. Und wer anders der Ansicht huldigt, daß die Fürsten die Geschichte machen, wird sich der Schlußfolgerung kaum entziehen können, daß für diesen Fürsten Treu und Glauben gänzlich unbekannte Begriffe gewesen seien. Wer dagegen einsieht, daß die Geschichte die Fürsten macht, wird es eher anerkennen, daß der Kurfürst, so sehr er sich der Staatsräson seiner Zeit fügen mußte, doch eigentlich nie zu einem roi mercenaire geworden ist, um einen Ausdruck seines Urenkels Friedrich zu gebrauchen, zu einem feilen Mietskönig, der seine Truppen an fremde Interessen verschacherte. Er hat in den vierzig Jahren, um die er den Westfälischen Frieden überlebt hat, trotz aller Kreuz- und Quersprünge unablässig das gleiche Ziel verfolgt: die Erwerbung der Odermündungen und Stettins, als der »Tür zum Reich«, um eine Seemacht nach dem niederländischen Muster zu schaffen.

[1] Durch ein Versehen gelangten die Kapitel XV bis XVII vor den Kapiteln XII bis XIV zum Abdruck. Die Redaktion.

Gleich in dem ersten Kriege, in den er verwickelt wurde, kaum daß die Anfänge eines stehenden Heeres geschaffen waren, in dem Polnisch-Schwedischen Kriege von 1655 bis 1660, handelte es sich um die Herrschaft über die Ostsee. Polen verlangte als Lehnsherr über Ostpreußen die Gefolgschaft des Kurfürsten, während Schweden denselben Anspruch unter der Drohung erhob, sich sonst Ostpreußens zu bemächtigen. Der Kurfürst schlug sich je nach den besseren Aussichten, die sich ihm boten, bald auf diese, bald auf jene Seite, und im Kampfe gegen Schweden hatte er 1659 bereits das schwedische Pommern bis auf Stettin und Stralsund erobert, als ihm der Einspruch Frankreichs, das in Schweden noch immer die Vormauer seiner Interessen im nordöstlichen Europa sah, die schon halb erfaßte Beute aus der Hand schlug. Im Frieden von Oliva mußte der Kurfürst 1660 auf seine pommerschen Eroberungen verzichten, dagegen wurde ihm die Souveränität über Ostpreußen verbürgt, die er sich bei seinen verschiedenen Frontwechseln zwischen Polen und Schweden erhandelt hatte.

Es war immerhin ein wertvoller Erwerb, aber auch der einzige, der dem Kurfürsten in seinen Kriegszügen beschieden gewesen ist. Wenn es das Verhängnis jeder »Auxiliarmacht« war, bei ihrer Kriegführung an Subsidien gebunden zu sein, so war es nicht minder ihr Verhängnis, bei Friedensschlüssen als ein überflüssiges Möbel beiseite geschoben zu werden. Sie konnte so wenig auf die Feinde rechnen, die sie geschädigt hatte, wie auf die Freunde, die sie bezahlt hatten. In der empfindlichsten Weise machte der Kurfürst diese Erfahrung, als Ludwig XIV. 1672 seine Eroberungskriege zunächst gegen die Niederlande unternahm. In diesen Krieg war der Kurfürst durch seine niederrheinischen Besitzungen verwickelt, und er hatte lange geschwankt, auf welcher Seite die größeren Profite einzuheimsen sein würden; schließlich entschied für ihn, daß die »Kommerzien« mit den Niederlanden lebten und stürben und daß, wenn sie gefallen wären, Ludwig XIV. eine Übermacht erhalten müßte, die ihm gestatten würde, deutsche Fürsten in die Bastille zu werfen wie die französischen Grandseigneurs. Der Kurfürst schloß also ein Bündnis mit den Niederlanden, die ihm die Hälfte der Werbegelder und des Truppensoldes zu ersetzen versprachen. Auch der Kaiser unterstützte die Niederlande, freilich mehr um zwischen den Parteien zu lavieren und die Neutralität des Reiches zu schützen, als um wirklich zu kämpfen.

Indessen zunächst brach die Macht der Niederlande unter dem ersten Ansturm Ludwigs zusammen, und der Kurfürst erkannte, daß er die schlechtere Partie erwählt hatte, zumal da die kaiserlichen Truppen, mit denen er gemeinsam kämpfen sollte, jede energische Kriegführung versagten. So schloß der Kurfürst mit den Franzosen 1673 den Separatfrieden von Vossem; sie verbürgten ihm für den künftigen Frieden die Nachzahlung der Subsidiengelder, die er noch von den Niederlanden zu fordern hatte, und erfrischten ihn zunächst selbst durch eine Zahlung von 800 000 Livre aus ihrer Tasche.

Aber das französische Übergewicht wurde so stark, und die Übergriffe Ludwigs in das Reichsgebiet wurden so dreist, daß sich eine große Koalition gegen ihn bildete: der Kaiser und fast alle deutschen Fürsten im Bündnis mit Spanien und den Niederlanden. Im Mai 1674 wurde der Reichskrieg an Frankreich erklärt, und einige Wochen später schloß auch der Kurfürst mit dem Kaiser ab. Er stellte 20 000 Mann, deren Bezahlung bis zur Hälfte

des Bedarfs Spanien und die Niederlande übernahmen. Der Kurfürst erhielt sogar den Oberbefehl über das verbündete Heer, war aber abhängig von einem gemeinsamen Kriegsrat und behindert durch die Eifersucht der österreichischen Generale; genug, er verlor den Feldzug im Elsaß und wurde im Januar 1675 bei Türkheim von Turenne geschlagen.

Zugleich erhielt er die Nachricht, daß die von Frankreich aufgehetzten Schweden in die Mark gefallen seien. Er meinte unverzagt: Das kann ihnen Pommern kosten, gönnte seinen Truppen zunächst erfrischende Winterquartiere in Franken, sicherte sich durch neue Bündnisse mit dem Kaiser, mit den Niederlanden, mit Dänemark und brach dann im Mai 1675 mit seinen 15 000 Mann in Eilmärschen nach Norden auf. Durch das siegreiche Treffen bei Fehrbellin fegte er die Mark von den Feinden rein, worauf in Regensburg der Reichskrieg gegen die Schweden beschlossen wurde. Im nächsten Jahre eroberte der Kurfürst das schwedische Pommern bis auf die Odermündungen; nur Stettin und Stralsund widerstanden noch. Aber im Dezember 1677 fiel Stettin nach einer Belagerung von vier Monaten und im Oktober des nächsten Jahres auch Stralsund, das seit Wallensteins Tagen als unbezwinglich galt. Dann versuchten es die Schweden im Winter von 1678 auf 1679 noch mit einem Einfall in Ostpreußen, aber auch von hier vertrieb sie der Kurfürst in einer wilden Jagd.

Es waren in ihrer Art großartige Erfolge, zumal da Schweden neben Frankreich noch immer als die erste Militärmacht der Zeit galt. Jedoch inzwischen hatten die Niederlande und Spanien schon im Jahre 1676 einen Separatfrieden mit Frankreich geschlossen. Alsbald begannen auch Kaiser und Reich zu wanken; in Wien meinte der leitende Minister, es liege nicht im Interesse des Kaisers, daß an der Ostsee ein neuer König der Vandalen erstehe, und zur Zeit, wo der Kurfürst das aufgelöste Schwedenheer durch eine Eiswüste jagte, schlossen Kaiser und Reich, im Februar 1679, ihren Frieden mit Frankreich und Schweden. Der Kurfürst stand völlig allein, und zähneknirschend mußte er sich dem Befehl Ludwigs XIV. fügen, alle seine Eroberungen an Schweden zurückzugeben. Es geschah im Frieden von St-Germain, am 29. Juni 1679. Nur eine kleine Grenzberichtigung erlangte der Kurfürst, und es war weniger eine Genugtuung, als der Gipfel der Demütigung, daß der französische Selbstherrscher den Kurfürsten mit einer Handsalbe von 300 000 Talern darüber tröstete, daß die Niederlande und Spanien im Zahlen der vertragsmäßigen Subsidiengelder überaus saumselig gewesen waren.

Die grausame Enttäuschung rief in dem Kurfürsten eine ähnliche Reaktion hervor wie einst in seinem Vorfahren Joachim I. die Erkenntnis, daß er gegen die überlegene Macht Kaiser Karls V. nicht aufkommen könne. Friedrich Wilhelm warf sich in würdelosester Weise zu den Füßen Ludwigs XIV. Wenn die Treitschke und Genossen diesen Kurfürsten als nationalen Helden gefeiert haben, so darf man sich durch diesen Unsinn nicht verleiten lassen, in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen und ihn einen nationalen Verräter schelten; eine nationale Politik im modernen Sinne des Wortes war für die damaligen deutschen Fürsten überhaupt kein Begriff. Darin war keiner besser oder schlechter als der andere, und für eine innerhalb fünf Jahren von 100 000 auf 500 000 Livre steigende Jahrespension hätte sich jeder zum gehorsamen Vasallen des »Sonnenkönigs« gemacht.

Gerade aber wenn man die Beziehungen des Kurfürsten zum Pariser Hofe nur unter dem Gesichtspunkt einer unbedenklichen Hauspolitik betrachtet, tritt ihr überaus demütigender Charakter hervor. Der Kurfürst verpflichtete sich, bei der nächsten Kaiserwahl für den französischen König oder einen von diesem empfohlenen Kandidaten zu stimmen, sowie zur Waffenhilfe auf jeden Fall, unter Verzicht auf jede selbständige Prüfung des einzelnen Falles; nur Subsidien für den Kriegsfall hatte er, zuletzt im Betrag von einer halben Million Taler jährlich, außer seiner Jahrespension zu beanspruchen.

Was Ludwig XIV. mit diesem Bündnis bezweckte, lag vor aller Welt Augen; es diente ihm zum Schutze der »Reunionen«, womit er nach dem Frieden von Nymwegen begann, um dem Deutschen Reich ein Stück seines Gebiets nach dem anderen, so die Stadt Straßburg, unter den nichtigsten Reichsvorwänden zu entreißen. Das Gelingen dieser Raubpolitik hat der Kurfürst in wirksamer Weise gefördert, sich selbst aber — außer einer Jahrespension und den Bestechungsgeldern für seine Generalität und seine Räte — durch die trügerische Aussicht verführen lassen, der französische König werde ihm doch noch zum Erwerb des schwedischen Pommern verhelfen. Für dies Gaukelspiel hatte Ludwig XIV. in dem Grafen Rebenac, seinem Gesandten in Berlin, einen trefflichen Komödianten gefunden. Als aber die »Reunionen« im Jahre 1684 von Kaiser und Reich anerkannt worden waren, hieß es: Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen. Dem Kurfürsten wurde trocken erklärt: er habe nie auf Frankreichs Hilfe zur Erwerbung Pommerns zu rechnen. Er machte jetzt die letzte Schwenkung seines Lebens und kehrte zum Kaiser zurück. Diese Richtung ist, ein halbes Jahrhundert hindurch, auch für seine beiden Nachfolger maßgebend geblieben. Ehe man mit der französischen Vormacht Kirschen essen konnte, mußte sich noch manche Voraussetzung erfüllen.

Einen kleinen Schabernack spielte der Kurfürst seinem französischen Gönner aber noch im Augenblick des Scheidens. Als Ludwig XIV. im Jahre 1685 das Edikt von Nantes aufhob, lud der Kurfürst durch das Edikt von Potsdam die französischen Protestanten, die um ihres Glaubens willen ihr Vaterland verlassen wollten, in seine Staaten ein, indem er ihnen wichtige wirtschaftliche Vorteile, Unterstützung aus Staatsmitteln, Privilegien zur Anlegung von Manufakturen usw. zusicherte. Wie hieraus schon hervorgeht, war der Kurfürst dabei mehr von ökonomischen als von religiösen Beweggründen geleitet; er hatte schon früher, um den Handel zu beleben, den Juden, die hundert Jahre früher aus der Mark vertrieben worden waren, die Wiedereinwanderung gestattet.

Es kamen im Laufe der nächsten Jahre etwa 20 000 französische Flüchtlinge; von Kleve bis Königsberg entstand fast in jeder Stadt eine französische Kolonie. Die Einwanderung hat einen großen Einfluß auf das geistige Leben und namentlich auf die industrielle Entwicklung gehabt, nicht jedoch ist sie von politischer oder sozialer Bedeutung gewesen. Wie einst die deutschen Städte, die mit ihrem entwickelten Gemeinderecht, ihrer Schöffenjustiz, ihrem demokratischen Gemeinwesen nach Polen verpflanzt wurden, wo noch feudales Hofrecht herrschte, die Erfahrung machen mußten, daß sie außerhalb aller sozialen Zusammenhänge niemanden helfen und niemanden schaden konnten, so erwiesen sich auch die Freiheiten und Rechte, die den

französischen Emigranten verliehen wurden, als wertlos für die politische und soziale Entwicklung der Städte.

Die Städte führten unter der Herrschaft dieses Kurfürsten das elende Dasein fort, in das sie durch den Dreißigjährigen Krieg geworfen worden waren, und ebenso die Bauern; die langjährigen Kriege vernichteten schon im Keime jeden Ansatz zu nachhaltiger Erholung. Namentlich der Einfall der Schweden im Jahre 1671 erneuerte alle Greuel des großen Krieges. Dagegen erholte sich der Adel, dem der Kurfürst strenge hielt, wozu er sich im Landtagsabschied von 1653 verpflichtet hatte und in Bauern-, Gesinde-, Hirten- und Schäferordnungen von neuem verpflichtete; blieb der Adel ja auch von dem furchtbaren Steuerdruck verschont, unter dem Bauern und Städte ächzten.

Nur mit den ostpreußischen Ständen hatte der Kurfürst noch einen harten Tanz zu bestehen, als ihm 1660 der Frieden von Oliva die Souveränität über das ehemalige Ordensgebiet verbürgt hatte. Der Adel war hier insofern schlechter gestellt als in der Mark, als er unter der Herrschaft des Deutschen Ordens steuerpflichtig geworden war, aber unter der polnischen Herrschaft hatte er sich eine große Unabhängigkeit errungen und kämpfte gemeinsam mit den Städten gegen den neuen Landesherrn. Er hatte das verbriefte Recht auf seiner Seite, und der Kurfürst mußte mit bewaffneter Hand gegen Königsberg einschreiten. Doch kam es nicht zu wirklichem Blutvergießen, da es den Truppen gelang, den Führer des städtischen Widerstandes, den Schöppenmeister Hieronymus Rothe, rechtzeitig zu verhaften. Durch einen Machtspruch des Kurfürsten wurde er, ohne rechtliches Urteil, in der Festung Peitz eingetürmt, wo dieser Vorkämpfer des »alten guten Rechts« sechzehn Jahre bis an seinen Tod saß, ohne die Bitte um Gnade auszusprechen, die ihm, wie er wußte, die Freiheit wiedergegeben hätte. Ärger war noch die Gewaltkat, womit der Oberst Kalckstein, ein Führer des adligen Widerstandes, in Warschau heimlich aufgehoben, der Folter unterworfen und hingerichtet wurde. Auch er bestieg heiteren Mutes das Schafott. Die ostpreußischen Stände aber haben bald genug ihre Märtyrer vergessen; zumal der Adel lernte aus dem Vorbild seiner kurmärkischen Klassengenossen sich in die neue Zeit schicken.

Nicht jedoch wurde der Kurfürst im Herzogtum Kleve und der Grafschaft Mark mit den Ständen so leicht fertig. Die soziale Struktur war in seinen niederrheinischen Besitzungen eine wesentlich andere als in seinen ostelbischen Provinzen, und dagegen ist auch mit Kanonen nichts zu machen. Die Hörigkeit bestand in Kleve-Mark entweder gar nicht oder doch in ungleich milderen Formen als in Brandenburg; wo sie bestand, zinste der Bauer dem Grundherrn, aber eine obrigkeitliche Gewalt des Gutsherrn über den Bauer war unbekannt. Alle Versuche, das ostelbische System an die Ufer des Rheins zu verpflanzen, erwiesen sich als erfolglos. Es kam bald dahin, daß die Hohenzollern die wertvollsten Teile ihrer Besitzungen als lästige Anhängsel betrachteten.

Von einer Begründung des »brandenburgisch-preußischen Gesamtstaats« durch den Kurfürsten Friedrich Wilhelm zu sprechen, ist eine Übertreibung der preußischen Historiker, der auch Herr Hintze noch huldigt. Vom Staate konnte noch keine Rede sein, sondern von einer Anzahl mehr oder weniger zerstreuter Landesteile, die einen kostspieligen Hof und höchstens noch ein

kostspieliges Heer gemeinsam hatten. Aber dies Heer war auch lange noch nicht aus dem Kondottiereswesen heraus; die Generale und Obersten verhandelten mit dem Kurfürsten über die Aufstellung ihrer Regimenter wie Macht zu Macht, so daß der Kurfürst schwer mit ihrer Unbotmäßigkeit zu ringen hatte, zumal da sie sich die Ernennung der Regimentsoffiziere vorbehielten. War ja doch im Grunde der Kurfürst selbst nur erst ein großer Kondottiere; es fragte sich, ob seine Nachfolger das Ziel erreichen konnten, nach dem er vergebens gestrebt hatte, aus einer »Auxiliarmacht« eine wirkliche Macht zu werden.

XIII.

Zunächst sank sein Sohn, der Kurfürst Friedrich III. und spätere König Friedrich I. (1688 bis 1713) in der Tat zu einem roi mercenaire herab.

Nur in den ersten neun Jahren seiner Regierung bemühte sich sein leitender Minister Danckelmann, sein früherer Erzieher, die Überlieferungen des Kurfürsten Friedrich Wilhelm fortzuführen, in dessen Diensten er emporgekommen war wie viele andere Bürgerliche, wie Meinders und Fuchs, von denen jener die französische, dieser die österreichische Partei im Geheimen Rat führte. Es ist früher darauf hingewiesen worden, wie gern sich der märkische Adel die Hilfe der bürgerlichen Intelligenz gefallen ließ; aber nur unter der unumstößlichen Bedingung, daß sie sich beschied, seine gehorsame Dienerin zu sein, und darin versah es Danckelmann. Er kehrte den gebieterischen Herrn gegen den Adel heraus, und so wurde er durch einen Machtspruch desselben Kurfürsten, der ihm die größten Verpflichtungen schuldete, und ohne daß ihm das geringste Versehen nachgewiesen werden konnte, unter Konfiszierung aller seiner Güter in die Festung Peitz geworfen. Seine Freiheit erhielt er erst unter dem Nachfolger, seine Güter aber niemals wieder. Um die Lektion desto eindringlicher zu machen, ließ der Adel die sechs Brüder Danckelmanns, die keine unangemessenen Ansprüche erhoben, unbehelligt in ihren zum Teil hohen Staatsämtern.

Sein Nachfolger wurde Kolbe v. Wartenberg, ein pfälzischer Edelmann, der als adliger »Butenländer« die Eifersucht des märkischen Adels zu schonen wußte und niemals den Titel eines Ministers erhalten hat, ja nicht einmal Mitglied des Geheimen Rats geworden ist. Ein überaus geschmeidiger Höfling, beherrschte er als Oberkammerherr den eitlen und schwachen Fürsten vollständig im Interesse einer adligen Mißwirtschaft, die dem Lande ungeheure Summen kostete. Einen besonders heftigen Aderlaß verursachte die Erwerbung der Königskrone, die Danckelmann als eine eitle Spielerei widerraten hatte, Kolbe v. Wartenberg aber mit eigennütziger Liebedienerei betrieb. Sie stützte sich auf das souveräne Herzogtum Preußen und bedurfte eigentlich der kaiserlichen Zustimmung nicht. Aber um ihr höheren Glanz zu geben, warb der Kurfürst um die Genehmigung des Kaisers und ließ sie sich auch etwas kosten, indem er sein Heer für den langwierigen Krieg um die spanische Erbfolge an den Kaiser vermietete.

Zwölf Jahre lang haben die brandenburgischen Truppen als Mietsvölker unter habsburgischen Fahnen gefochten, in den Niederlanden, in Süddeutschland, in Ungarn, in Oberitalien, ja bis in den Kirchenstaat und das Königreich Neapel. Um die Interessen des eigenen Landes handelte es sich dabei gar nicht, oder sie spielten in sehr entfernter Weise mit, während sie aufs tiefste verwickelt waren in die Kämpfe um die Ostsee, die gleich-

zeitig entbrannten. Aber freilich lag der Knüppel beim Hunde. Subsidien waren wohl von den Niederlanden und von Spanien, aber nicht von Polen, Schweden oder Rußland zu erwarten, und ohne Subsidien konnte das Heer nicht unterhalten und noch viel weniger die höfische Verschwendung fortgesetzt werden; nicht weniger als 14 Millionen Taler hat das Ausland an diese Regierung gezahlt.

Inzwischen brach die innere Mißwirtschaft schon ein paar Jahre vor dem Tode des nunmehrigen Königs zusammen. Eine Pest, die 1709 in Ostpreußen entstand und bis 1711 dauerte, gab den ersten Anstoß, die heillose Fäulnis der Verwaltung aufzudecken, von der ein Bericht des Sanitätskollegiums an den König sagte, daß sie die pestilenzialische Seuche erzeuge und nähre. Die Regierung stand hilflos der verheerenden Epidemie gegenüber, die zu einer völligen Auflösung aller gesellschaftlichen Bande führte und erst einschlief, als sie ein Drittel der ostpreußischen Bevölkerung dahingerafft hatte. Dazu kamen grobe Unterschlagungen öffentlicher Gelder, die sich mit den krampfhaftesten Anstrengungen nicht mehr vertuschen ließen, ans Tageslicht und überhaupt eine Verwirrung der Finanzen, die sehr bald zum völligen Bankrott führen mußte. Endlich arbeitete der junge Thronfolger, der mit wachsendem Ingrimm die Verwüstung seines Erbes durch das adlige Hofgeschmeiß ansah, gegen Wartenberg und dessen Helfershelfer so lange, bis der König sie entließ, Wartenberg selbst mit einer Jahrespension von 24 000 Talern.

Eine gründliche Änderung der Dinge war von diesem unglaublich schwachen Fürsten freilich nicht mehr zu erwarten; erst sein Nachfolger hat sie geschaffen.

XIV.

Friedrich Wilhelm I. (1713 bis 1740) kam als noch junger Mann von 24 Jahren zur Regierung, in deren neuntem Jahre er sich rühmte, ein »rechtes Meisterstück« geschaffen zu haben, indem er die unsagbar verfahrenen »Affären« in eine gute Ordnung gebracht habe.

An derselben Stelle, einem Politischen Testament für seinen Nachfolger, brach er völlig mit der Überlieferung, die brandenburgischen Truppen an fremde Mächte zu vermieten. Ein preußischer König dürfe nur marschieren lassen, um Land und Leute zu gewinnen; auf alle Lockungen auswärtiger Mächte müsse es nur die Antwort geben: Point de pays, point de Prussien. Der König konnte so sprechen, denn er hatte es dazu. Im Laufe seiner Regierung steigerte er die Jahreseinnahmen seiner Länder auf 7 Millionen Taler, mit denen er ein Heer von 80 000 Mann unterhalten konnte, in vierfacher Höhe dessen, was nach der damals herrschenden Ansicht ein Land im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl tragen konnte. Unter den europäischen Heeren stand das preußische nunmehr an vierter Stelle; ziffermäßig waren ihm nur noch das französische, das österreichische und das russische Heer überlegen.

Der Mitwelt galt dieser König als ein halb lächerlicher, halb grausamer Tyrann, und nicht anders schildert ihn seine eigene Tochter, die Markgräfin von Bayreuth, in ihren Denkwürdigkeiten. Im Urteil der Nachwelt erscheint der König viel günstiger; sein Sohn und Nachfolger, den er aufs ärgste mißhandelt hatte, hat ihn als Regenten gepriesen; Carlyle hat ihm überschwenglich gehuldigt, und auch Herr Hintze feiert ihn als Begründer

des preußischen Beamten- und Militärstaats. Auf dieser Seite liegt jedoch die weitaus größere Übertreibung; der König glich, nach dem treffenden Wort des sonst sehr ehrerbietigen Historikers Stenzel, einem »asiatischen Despoten« mehr als billig. Aber seine Roheit und sein gänzlicher Mangel an Bildung schützten ihn vor allen höfischen Lastern, und in seiner barbarischen Weise verstand er doch recht gut, daß, um sich als »Herr despotique zu soutenieren«, pünktliche Buchführung und genaues Exerzieren geeigneter seien als der Pomp und Prunk seines Vaters.

Von früh an verriet er zwei Eigenschaften, die bis zum letzten Atemzug sein Tun und Lassen bestimmt haben: einen unbändigen Geiz, der schon seiner gebildeten Mutter, der Freundin Leibnizens, den schmerzlichen Seufzer entlockte: »Mein Gott, geizig in einem so zarten Alter! Andere Laster kann man verringern, dieses wächst,« und dazu eine närrische Soldatenliebhaberei von so stark pathologischem Charakter, daß sie den Pfennigfuchser zu der unsinnigsten Verschwendung verlockte, nicht etwa um tüchtige, sondern um nur möglichst lange Soldaten zu bekommen. Um dieser Schrulle willen zertrat er jedes Gebot der Menschlichkeit und der Vernunft.

Er haßte den Adel, der ihm sein Erbe verwahrlost und verwüstet hatte, doch ist es eine patriotische Legende, daß er dem Junkertum den Fuß in den Nacken gesetzt habe. So weit reichte wohl sein Wille, aber sicherlich nicht seine Macht. An kräftigen Worten ließ er es freilich nicht fehlen. »Die Leute wollen mir forciren, sie sollen nach meiner Pfeiffe tanzen, oder der Deuffel hohle mir, ich lasse hangen und braten wie der Zahr und traktire sie wie Rebellen;« »ich will sengen und brennen und als Tirang mit ihnen verfahren;« »ich stabilire die Souveränität und setze die Krone fest wie Rocher de Bronce und lasse den Herren Junkern den Wind vom Landtage.« Genug, den »Junkers ihre Offocität zu ruiniren« hat sich der König nach Kräften bemüht.

Aber das Maß seiner Erfolge stand im umgekehrten Verhältnis zu der Kraft seiner Rede. Bei dem bekanntesten dieser Worte, dem »Stabiliren der Souveränität«, handelte es sich gar nicht einmal um einen Streit zwischen Adel und Krone, sondern um einen Streit zwischen dem großen und dem kleinen Adel in Ostpreußen um die Verteilung der Steuerlast zwischen beiden, wobei der König für den kleinen Adel eintrat. Wenn in Ostpreußen die Steuerpflicht des Adels von alters her bestand, so hat der König nicht entfernt daran gedacht, sie in den übrigen Provinzen einzuführen.

Nur einen ganz unbedeutenden Beitrag zu den Lasten des Landes hat er, mit Ach und Krach und unter mörderischem Zetergeschrei des Opfers, dem Adel aufzuerlegen vermocht, die sogenannten Lehnpferdegelder, die jährlich die erschütternd hohe Summe von 60 000 Talern eintrugen. Sie sollten eine rechtliche Ablösung des Vasallendienstes gegen eine jährliche Abgabe sein, die sich in der Mark Brandenburg auf 40, in Ostpreußen auf 10 Taler für jedes im Kriegsfall zu stellende Ritterpferd belief. Da aber der Vasallendienst längst verfallen war, so sträubten sich die Junker, ihn abzulösen, obgleich die meisten Rittergüter nicht einmal ein ganzes, sondern nur ein halbes Pferd, ja selbst nur einen Fuß oder einen halben oder einen viertel Fuß auf den jährlichen Kanon zu zahlen hatten. Am heftigsten und längsten sträubte sich der Adel der Altmark und Magdeburgs; er ging mit seinen Beschwerden bis an den Reichshofrat in Wien und ließ sich die paar

Taler nur durch militärische Exekution abknöpfen. Noch in seinem Politischen Testament gedenkt der König grollend dieser »ungehorsamen Leute«, unter denen die Schulenburg, Alvensleben und Bismarck die schlimmsten seien, und seinen Behörden befahl er, diesen »renitirenden Edelleuten allerhand Schikane« zu machen.

War aus dem Adel selbst nichts herauszuschlagen, so duldete der Adel auch keine Erhöhung der Kontribution, die seinen Anteil an der Ausbeutung der Bauern schmälern mußte. War sie doch ohnehin so hoch — im Durchschnitt aller Provinzen gegen 40 Prozent dessen, was der Bauer für seinen eigenen Bedarf und für den Verkauf erntete —, daß einige Jahrzehnte später der Präsident der Oberrechenkammer in einer zum Unterricht des Thronfolgers bestimmten Denkschrift ausführte, es sei eigentlich nicht zu verstehen, wie sich die Bauern durchschlügen. Blieb also nur die Akzise als Mittel, um die Staatseinnahmen wesentlich zu erhöhen, und die Städte mußten ein neues Blatt in ihrer Leidensgeschichte aufschlagen. Sie hörten überhaupt auf, Städte zu sein, und wurden ein Mittelding von Domänen und Garnisonen.

Der Steuerrat, den schon der Kurfürst Friedrich Wilhelm zur Verwaltung der Akzise über je eine Anzahl von Städten eingesetzt hatte, gewöhnlich ein alter Quartier- oder Wachtmeister, hatte sich zum richtigen Tyrannen von Mottenburg entwickelt. König Friedrich hat ihn in etwas späterer Zeit ergötzlich genug geschildert: »Er ist impertinent gegen den Bürger; er spielt den Minister; er traktiret alle Sachen en bagatelle; wenn er von einer Stadt zur anderen reiset, hat er einen Train bei sich, daß man ihn vor einen Feldmarschall ansehen sollte« usw. Diesen Leuten vertraute nun der König Friedrich Wilhelm die ganze städtische Verwaltung an, zu dem alle anderen Rücksichten zurückdrängenden Endzweck, nicht nur die an den Toren und auf den Pachthöfen erhobene Akzise möglichst zu steigern, sondern auch für die königlichen Kassen einen Überschuß aus den rein städtischen Einkünften zu gewinnen, sei es selbst auf Kosten dringender Kulturaufgaben.

Preußische Historiker haben diese »städtische Reform« dadurch zu rechtfertigen gesucht, daß die städtischen Verwaltungen ganz verrottet gewesen seien, daß in ihnen eigennützige Spießbürgercliquen geherrscht hätten und was dessen mehr ist. Das ist an sich gewiß nicht unrichtig; wie hätte es in diesen seit Jahrhunderten mißhandelten Gemeinwesen anders sein können? Aber es war eine Kur nach dem Muster des Doktors Eisenbart, die kommunale Selbständigkeit einfach totzuschlagen; die invaliden Unteroffiziere und Regimentspauker, mit denen nun die städtischen Beamtenstellen besetzt wurden, waren auch alles andere eher als Musterknaben der Verwaltung.

Neben dem Steuerrat hatten die Städte aber noch einen Tyrannen auf dem Halse: nämlich den Garnisonchef. Wiederum um die Akzise zu heben, legte der König alle Truppen in die Städte; »wenn die Armee marschirt, nimmt die Akzise um ein Drittel ab,« pflegte er zu sagen. Kein Bürger war vor den ärgsten Schimpfreden und Schlägen sicher, wenn er irgendwie das Mißfallen des Garnisonchefs oder auch nur der sonstigen Offiziere erregte; in jeder Stadt konnte man dasselbe Schauspiel beobachten wie in Berlin oder Potsdam, wo alles von den Straßen flüchtete, was den König mit seinem dicken Bambusrohr schon von fern einherschreiten sah. Wenn er dennoch einen Unglücklichen ergriff, prügelte er ihn um so derber durch.

mit der landesväterlichen Mahnung: Ihr sollt mich nicht fürchten, sondern lieben.

Eine andere Maßregel, die Erträge der Akzise zu steigern, war scheinbar den Städten günstig, indem sie das platte Land ihrem Marktzwang unterwarf. Der König ordnete an, daß auf dem Lande nur die für den landwirtschaftlichen Betrieb und für jede Hauswirtschaft unentbehrlichen Handwerker geduldet werden sollten: Schmiede, Stellmacher, Zimmerer, Leineweber, Schneider und Spinner. Allein hier nahm der Adel seine gründliche Revanche für die Lehnpferdegelder, indem er für sich völlige Gewerbe- und Handelsfreiheit beanspruchte. Der jahrhundertelange Streit um das adlige Bierbrauen und Branntweinbrennen entschied sich jetzt zugunsten des Adels und — soweit er der größte Grundbesitzer des Landes war — auch des Königs; die Domänenämter und Rittergüter durften nach Herzenslust brauen und brennen, so daß für den Verkauf städtischen Bieres und Branntweins auf dem Lande so gut wie gar kein Raum übrig blieb.

Indem es dem König gelang, die Einkünfte auf 7 Millionen Taler jährlich zu steigern, sorgte er allerdings für eine pünktliche Buchführung. »Eure Finanzen müßt Ihr selber und allein traktiren,« riet er seinem Nachfolger, und seinem Freunde, dem alten Dessauer, schrieb er: »Auf dieser Welt ist nichts als Mühe und Arbeit, und wo man nicht selber die Nase in allen Dreck steckt, so gehen die Sachen nicht, wie sie gehen sollen.« Arbeitsam war der König in hohem Grade und kümmerte sich um alle möglichen Kleinigkeiten; selbst seinem Koch rechnete er die Kosten jeder Mahlzeit nach.

Für die Verwaltung der Landesfinanzen begründete er das Generaldirektorium, das sowohl die Domänen- wie die Kriegsgefälle zu verwalten hatte und nach den Provinzen in fünf Departements zerfiel, deren jedem ein Minister vorstand. Unter dem Generaldirektorium standen in den einzelnen Bezirken die Kriegs- und Domänenkammern, die heutigen Bezirksregierungen, denen dann wieder in den Städten die Steuerräte und auf dem platten Lande die Landräte untergeordnet waren, die freilich viel mehr Beamte des Adels als des Königs waren. Neben dem Generaldirektorium gab es an obersten Behörden noch das Kabinettministerium für auswärtige Angelegenheiten, das mit drei oder vier Ministern besetzt war, und ein ebenfalls mehrköpfiges Ministerium für Justiz und geistliche Angelegenheiten.

Worin die besondere Genialität dieser Behördenorganisation bestanden haben soll, ist schwer einzusehen. Ihr Schwerpunkt lag durchaus in dem Generaldirektorium, und dessen einziger Zweck war, möglichst viel Geld für die Unterhaltung des Heeres aufzubringen. Es ist richtig, daß der König sich in seinen Beamten auch ein Gegengewicht gegen den Adel zu schaffen suchte; er bevorzugte bei ihrer Auswahl das bürgerliche Element, namentlich Domänenpächter und Kaufleute. Unter den fünf Ministern des Generaldirektoriums waren drei bürgerliche; auch die auswärtigen Angelegenheiten wurden von Bürgerlichen, wie Ilgen und Thulemeyer, erledigt, und die Hauptkraft der Justiz war der ebenfalls bürgerliche Cocceji. Aber der König pflanzte dem »Beamtenstaat« selbst den Krebsschaden ein, indem er die Ämter käuflich machte, zugunsten der Rekrutenkasse, die ihm »lange Kerle« für seine Potsdamer Garde zu werben bestimmt war. Derselbe König nämlich, der täglich mit seinem Koch um jedes Bund Petersilie feilschte, verschwendete Millionen über Millionen für dies Riesenspielzeug.

Wenn jedoch der König dem Adel auf dem Gebiet der Finanzen immerhin gewisse kleine Erfolge abrang, so half sich der Adel um so gründlicher, indem er sich des Heeres bemächtigte, dessen Unterhaltung und Vermehrung der Zweck dieser ganzen Finanzwirtschaft war.

* * *

(Schluß.)

XVIII.

Friedrich Wilhelm III. (1797 bis 1840) hatte eine trostlose Erbschaft überkommen, und er war am wenigsten der Mann, den verfahrenen Karren wieder halbwegs ins Geleise zu bringen.

So schmählich der Frieden von Basel war, so sicherte er dem Staate immerhin eine Reihe von Jahren, in denen er sich nach dem berufenen Schlagwort durch »friedliche und gesetzliche Reformen« hätte erholen können. Es sind denn auch mancherlei Versuche unternommen worden, dies Jahrzehnt als eine Periode solcher Reformen darzustellen, die zum gedeihlichsten Ende hätten führen müssen, wenn nicht die Schlacht von Jena, sozusagen als ein Unglücksfall von außen her, dazwischen gekommen wäre. Indessen ist diese Auffassung schon vor mehreren Jahrzehnten durch einen preußischen Historiker mit dem treffenden Satz erledigt worden, daß sie alles historische Verständnis glatt abschneide.

Der altpreußische Staat konnte sich so wenig selbst helfen, als sich Münchhausen am eigenen Zopf aus dem Sumpf ziehen konnte. Eine bürgerliche Klasse, die diesen Namen irgend in historischem Sinne verdiente, gab es nicht, und die bäuerliche Bevölkerung lebte in völligem Stumpfsinn dahin, es sei denn, daß sie hier und da in ziellose Unruhen ausbrach. Der Adel aber hielt zähe an seinen Vorrechten fest und dachte nicht daran, sie aus freien Stücken zu opfern, so wenig, wie je eine herrschende Klasse daran gedacht hat, und die Monarchie konnte sie ihm nicht entreißen.

Eben deshalb mußten alle Reformversuche scheitern. Richtig ist nur, daß es an solchen Reformversuchen in dem Jahrzehnt vor Jena nicht gefehlt hat. Die Schäden dieses Gemeinwesens sprangen, namentlich in dem Licht, das der Widerschein der französischen Revolution auf sie warf, so klar hervor, daß sie in nicht völlig verblendeten Köpfen ein unheimliches Gefühl der Unsicherheit hervorrufen mußten. Selbst in der nächsten Umgebung des Königs fehlte es an solchen Köpfen nicht. Seine Kabinettsräte waren zum Teil fähige und in ihrer Art liberale Männer, wie Mencken, der Großvater Bismarcks von mütterlicher Seite, und dann namentlich Beyme; auch im Heere gab es jüngere Offiziere, die wohl ahnten, daß es unaufhaltsam in den Abgrund gehe, und die hier oder da zu bessern gedachten. Aber über allerlei hilfloses Flick- und Stückwerk kam man nirgends hinaus.

Das Haupthindernis jeder Reform blieb das gutsherrlich-bäuerliche Verhältnis, das der Adel nach wie vor als Landesverfassung betrachtete, von der er sich auch nicht ein Tüttelchen abdingen ließ. Die einsichtigeren Elemente der Bureaukratie mußten sich daran genügen lassen, die Ketten der Bauern auf den Domänen, wenn auch keineswegs völlig zu lösen, so doch einigermaßen zu lüften, was mit Recht als die verhältnismäßig bedeutsamste der vorjenaischen Reformen gerühmt worden ist. Indessen hatte es auch mit der Emanzipation der Bauern, so wie sie von denjenigen Re-

formern geplant wurde, die in ihr die entscheidende Tatsache sahen, eine eigene Bewandtnis.

Sie wurden dabei keineswegs von dem praktischen Vorbild der französischen Revolution bestimmt, deren flammende Schlagworte sie nicht einmal in ihrem historischen Sinn verstanden, sondern im Sinne der verkrüppelten Welt, in der sie lebten. Dadurch kamen sie, wie von gegnerischer Seite nicht mit Unrecht gesagt worden, zu »halb verrückten« Phantasten. So die »Beiträge zum republikanischen Gesetzbuch«, die 1798 in der Form von Anmerkungen zum Allgemeinen Landrecht anonym in Königsberg erschienen. Um einen Begriff von dem kunterbunten Inhalt dieser Schrift zu geben, sei erwähnt, daß sie, da das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern von der Stiftung des Staates unabhängig sei, die Ehe zwischen Vater und Tochter oder Mutter und Sohn gestatten, aber die Preßfreiheit nur insoweit zulassen wollten, als sie darauf verzichte, Leidenschaften zu erwecken. Verfasser dieser Schrift war keineswegs der erste beste, vielmehr einer der namhaftesten Justizbeamten Preußens, ein gewisser Morgenbesser, der noch von 1819 bis 1834 als Chefpräsident des Königsberger Oberlandesgerichts, bis auf den heutigen Tag der einzige Bürgerliche in diesem hohen Amt, tätig gewesen ist.

Um so tiefer wirkten auf die Reformer der preußischen Bureaukratie die Lehren Adam Smiths ein, was natürlich keinen ideologischen, sondern einen ökonomischen Zusammenhang hatte. Der Kornhandel nach Schweden, Holland und England war die ergiebigste Quelle des Wohlstandes für die preußischen Provinzen; ihre Korn ausführenden Junker schwärmten für Handelsfreiheit; so fand Adam Smith unter den Wortführern dieser Klasse dankbare Schüler. »Ich weihte diesen Morgen der Lektüre des göttlichen Smith und habe es mir zum Gesetz gemacht, alle Morgen mein Tagewerk mit dem Lesen eines Kapitels im Smith zu beginnen,« schrieb einer von ihnen in sein Tagebuch.

Und man muß gestehen: sie verstanden ihren »göttlichen Smith«, viel besser sogar als die liberalen Wortführer, die später mit Smith prahlten und die Auflösung der feudalen Produktionsweise ausschließlich darstellten als Emanzipation des Arbeiters und nicht zugleich auch als Umwandlung der feudalen in die kapitalistische Produktionsweise. Diese Produktionsweise bedarf der freien Arbeiter, aber »der freien Arbeiter in dem Doppelsinn, daß weder sie selbst zu den Produktionsmitteln gehören, wie Sklaven, Leibeigene usw., noch auch die Produktionsmittel ihnen gehören, wie beim selbstwirtschaftenden Bauer usw., sie davon vielmehr frei, los und ledig sind«. Diesen »Doppelsinn« der neuen Lehre, die der »göttliche Smith« verkündete, war den vorjenaischen Reformern vollkommen klar, und in dem naiven Stolz auf ihre frische Erkenntnis machten sie aus ihrem Herzen auch keine Mördergrube.

Indem sie die persönliche Freiheit der Bauern befürworteten, forderten sie zugleich die Proletarisierung der bäuerlichen Klasse.

XIX.

Die zerschmetternde Niederlage von Jena führte auch noch nicht zu einer Wiedergeburt des preußischen Staates aus sich selbst heraus. Die Periode der nunmehrigen Reformen stand durchaus unter dem Zeichen der fran-

zösischen Fremdherrschaft. Ihr erster Teil, der sich an den Namen Steins knüpft, erhielt seinen Anstoß aus dem Großherzogtum Warschau, das Napoleon aus den ehemals polnischen Landesteilen des preußischen Staates gebildet hatte; der zweite Teil, der sich an den Namen Hardenbergs knüpft, war beherrscht von der Gesetzgebung des Napoleonischen Königreichs Westfalen, das in seinem Kern aus den ehemals westelbischen Provinzen des preußischen Staates entstanden war.

In der Begründung des vielgerühmten Edikts vom 9. Oktober 1807, das den Bauern die persönliche Freiheit gewährte, ist es mit aller Offenheit ausgesprochen, daß diese Maßregel durch die Aufhebung der Hörigkeit und Leibeigenschaft im Großherzogtum Warschau zur »dringenden Notwendigkeit« geworden sei. Man konnte nicht einmal so lange damit warten, bis der Freiherr vom Stein, den Napoleon selbst dem König zum leitenden Minister vorgeschlagen hatte, nach Königsberg gekommen war, wo damals der Hof residierte. Stein kam gerade noch zur rechten Zeit, um den verhängnisvollen Schlag, den das Oktoberedikt gegen die bäuerliche Klasse führte, einigermaßen abzuschwächen.

Denn die preußischen Reformer, deren namhaftester Vertreter Schön war, wollten mit ihrem »göttlichen Smith« völligen Ernst machen und, unter Beseitigung des Schutzes, den die friderizianische Gesetzgebung nicht dem Bauern, aber dem Bauern*acker* gewährt hatte, den Rittergutsbesitzern die Einziehung aller nichterblichen Bauernhöfe — und deren war die große Überzahl — unter der Verpflichtung gestatten, an Stelle des vertriebenen Bauern einen Tagelöhner anzusetzen. Dem widersetzte sich Stein und erließ eine Ausführungsverordnung des Edikts, wonach die Einziehung des Bauern- zum Ritteracker nur gestattet sein sollte, wenn gleichzeitig eine ebenso große Fläche Bauernlandes in große erbliche und freie Bauernhöfe umgewandelt würde. Trotz dieser Einschränkung wären die meisten Bauern zu Tagelöhnern herabgedrückt worden, wenn nicht die Not der Zeit die Rittergutsbesitzer gehindert hätte, aus Mangel an Betriebsmitteln ihre Güter zu vergrößern. Es ist aber gar nicht übertrieben, zu sagen, daß die »Habeas-Corpus-Akte« des preußischen Staates, wie Schön das Oktoberedikt lobpreisend nannte, die Masse der Bevölkerung in eine üblere Lage versetzte, als in der sie je gewesen war.

In Schöns Augen war Stein ein Reaktionär, und so viel ist gewiß, daß Stein von den Herrlichkeiten der kapitalistischen Produktionsweise noch keinen rechten Begriff hatte. Er war wesentlich noch in ständigen Anschauungen befangen und wollte dem Adel durchaus nicht an den Kragen, aber als Reichsfreiherr betrachtete er das ostelbische Junkertum nur mit sehr gemäßigter Hochachtung, und er wollte dessen lastendes Übergewicht über eine kraftlose Bürger- und eine verelendete Bauernklasse allerdings beseitigen. In der Herstellung eines kräftigen Bürger- und Bauernstandes sah er die Rettung des Staates, und er begann damit, die Axt an die obrigkeitlichen Rechte des Junkertums zu legen, zunächst an die Patrimonialgerichtsbarkeit. Allein noch ehe er damit zu Rande kam, stürzten ihn die Junker mit nichts weniger als wählerischen Mitteln, und Stein mußte nach kaum einjähriger Wirksamkeit vom Platze weichen. Es war ihm jedoch noch vergönnt, im Augenblick seines Scheidens eine neue Städteordnung zu erlassen.

Sie war die freisinnigste aller nachjenaischen Reformen; einzelne ihrer Bestimmungen sind wörtlich der Gemeindegesetzgebung der französischen Revolution entnommen worden. Das war weniger das Verdienst Steins, der die französische Revolution haßte, als des Polizeidirektors Frey, der sein Haupthelfer bei der Städteordnung war. Allerdings war auch in ihr noch lange nicht ganze Arbeit gemacht worden, und ein tüchtiger Schuß aus dem trüben Wasser des Allgemeinen Landrechts verdünnte den fremden Wein. Aber im Grunde waren es mehr die Vorzüge als die Schwächen der Städteordnung, die ihr verhängnisvoll wurden. Die preußischen Städte hatten ein eigentümliches Pech: nachdem sie durch mehrere Jahrhunderte völlig unterdrückt und in der mannigfachsten Weise von einer gesunden Entwicklung abgedrängt worden waren, wurden sie jetzt mit Rechten gesegnet, mit denen ihre verarmte, verdummte, zünftlerisch verhutzelte Bürgerschaft nichts anzufangen wußte. Und als sie sich in die neue Ordnung der Dinge einzuleben anfing, begann auch die Rückwärtsrevidierung der Städteordnung, bis sie zu dem verkümmerten Abbild wurde, das die heutige Städteordnung im Vergleich mit der Städteordnung von 1808 darstellt.

Nach dem Sturze Steins stockte die preußische Reform, und sie kam erst im Frühjahr 1810 wieder in Fluß, unter dem finanziellen und moralischen Drucke der Fremdherrschaft. Die nunmehrigen Reformgesetze, die Hardenberg als leitender Minister ausgehen ließ, waren nichts anderes als eine verschlechterte Kopie der napoleonisch-westfälischen Gesetzgebung, die ihrerseits eine verschlechterte Kopie der französischen Revolutionsgesetzgebung war. Das ist stets von dem preußischen Adel behauptet worden, namentlich auch von Bismarck; inzwischen ist die Tatsache durch eingehende Forschungen deutscher und französischer Historiker so festgestellt worden, daß ihre Richtigkeit nicht mehr bestritten werden kann.

Gleich Hardenbergs erstes Finanzgesetz, das eine sklavische Wiederholung westfälischer Steuergesetze war, versprach »der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation sowohl in den Provinzen als auch für das Ganze«. Im Jahre 1811 wurde zunächst eine Notabelnversammlung einberufen, deren Mitglieder vom König ernannt waren; vom 10. April 1812 bis zum 15. April 1815 hat dann aber, mit starken Unterbrechungen, die erste preußische Volksvertretung getagt, »interimistische Landesrepräsentation« genannt. Sie bestand aus 18 Rittergutsbesitzern, 9 bäuerlichen Grundbesitzern von mindestens einer Hufe und 9 grundbesitzenden Vertretern, darunter je einem von Berlin, Breslau und Königsberg. Sie hatte, wie die Notabelnversammlung, nur beratende Stimme, aber beide Körperschaften haben tiefe Spuren in der preußischen Geschichte hinterlassen.

Hardenberg hatte aus dem Schicksal Steins gelernt; er hat die adligen Vorrechte der Rittergüter gar nicht angetastet, weder die Patrimonialgerichtsbarkeit, noch die gutsherrliche Polizei, noch das Kirchen- und Schulpatronat, noch das Jagdrecht, noch die Steuerfreiheit usw. Nur die Besitzverhältnisse der Bauern konnte er nicht in der Schwebe lassen, in die sie durch das Oktoberedikt geraten waren, denn die Bauern bildeten den Kern des neuen Heeres, das den Kampf gegen die Fremdherrschaft führen sollte. Sein Rat Scharnweber machte den einfachen Vorschlag, alle Bauern mit unsicherem Besitzrecht, ob sie nun erblich oder lebenslänglich oder nur zeitweise auf ihren Hufen saßen, über einen Kamm zu scheren und allen sofort

Eigentum zu verleihen, dann aber die Rechte und Pflichten zwischen Bauern und Gutsherren gegeneinander aufzurechnen, wobei die Möglichkeit bestand, daß die Bauern etwas herausbekamen und nicht die Gutsbesitzer.

Das wagte aber schon Hardenberg nicht, dem Adel zu bieten. Er verlangte, daß mindestens die Zeitpachtbauern die Hälfte ihres Ackers an den Gutsherrn abtreten sollten, um den Rest dienstfrei zu erhalten. Damit war aber die Notabelnversammlung von 1811, die den Gutswert begutachten sollte, noch lange nicht zufrieden; sie verlangte, daß die lebenslänglichen Besitzer mit den Zeitbauern auf dieselbe Stufe gestellt und die erblichen Besitzer mindestens den dritten Teil ihres Ackers opfern sollten. Dieser »beratenden« Stimme gab Hardenberg sofort nach, und in dieser Form wurde das sogenannte Regulierungsedikt vom 14. September 1811 erlassen.

Aber es kam nicht einmal zur wirklichen Ausführung, sondern die »interimistische Landesrepräsentation«, die 1812 zusammentrat, nahm es noch einmal in die Mache und verhunzte es, während die Bauern den Feind aus dem Lande schlugen, zu der berüchtigten »Deklaration«, die nach erfochtenem Siege, am 26. Mai 1816, veröffentlicht wurde. Sie beschränkte die »Regulierbarkeit« auf eine Minderzahl wohlhabender Bauern, schloß die große Masse der Bauern aber sowohl von der Befestigung ihres Eigentums als auch von der Ablösung der feudalen Lasten aus und überlieferte sie, unter ausdrücklicher Beseitigung des friderizianischen Bauernschutzes, der unbeschränkten Willkür der Gutsherren.

Ein biederer Landpfarrer aus Niederschlesien schreibt über diese Reform in dem eben erschienenen Märzheft der »Preußischen Jahrbücher«: »Die ganze Landgesetzgebung Preußens aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts — soweit sie in Fortführung des Oktoberedikts im Jahre 1807 die Regulierung und Ablösung des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses betrifft — vollzog sich nach dem Grundsatz: Wer hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer nicht hat, dem wird genommen, was er hat. Gefestigt worden ist nämlich durch diese Gesetzgebung erstens der größere, in gutem Besitzrecht befindliche bäuerliche Besitz und vor allem zweitens der Großgrundbesitz. Der ganze kleine bäuerliche Besitz dagegen ist durch die Regulierungsgesetze in seiner Existenz bedroht und je länger desto mehr wirtschaftlich heruntergedrückt und proletarisiert worden.« Der biblische Vergleich trifft den Nagel auf den Kopf; nur daß auch dem »größeren bäuerlichen« Besitz genommen wurde, was er hatte, denn um sein Eigentum zu »befestigen«, mußte er die Hälfte oder mindestens den dritten Teil des Landes opfern, auf dem seine Vorfahren als freie Leute gesessen hatten.

Ein günstigeres Urteil als die agrarische verdient die militärische Reform, die nach Jena eingeleitet und durchgeführt wurde. Zwar ist es ein leeres Schlagwort, wenn ihr nachgerühmt wurde, daß sie ein »Volk in Waffen« geschaffen habe; sie hielt vielmehr an allen wesentlichen Eigentümlichkeiten der stehenden Heere und namentlich an deren entnervender Disziplin fest, ebenso an dem aristokratischen Charakter des Offizierkorps, unter mehr formeller als tatsächlicher Einschränkung des adligen Monopols. Aber technisch eiferten Scharnhorst und seine Gehilfen dem französischen Muster mit großem Erfolg nach und übertrafen es sogar in einem

entscheidenden Punkt; nach jahrelangen Mühen gelang es ihnen, im Augenblick der höchsten Not die allgemeine Wehrpflicht durchzusetzen.

Der Gipfel der nachjenaischen Reformen war dann die Verordnung vom 22. Mai 1815 über die zu bildende Repräsentation des Volkes. Sie ist niemals im profanen Leben verwirklicht worden, aber dafür hat sie im Luftreich der liberalen Träume eine desto glänzendere Existenz geführt. Tatsächlich war sie weiter nichts als eine Wiederholung des Versprechens, das Hardenberg schon in seinem ersten Finanzgesetz gegeben hatte, um den finanziell und moralisch aufs tiefste erschütterten Kredit des Staates zu stärken, ein Schritt weiter auf dem Wege, der schon mit der Notabelnversammlung von 1811 und der »interimistischen Landesrepräsentation« von 1812 bis 1815 beschritten worden war.

In der Verordnung vom 22. Mai 1815 war einfach festgesetzt, daß die alten Stände, wo sie in den preußischen Provinzen noch vegetierten, wiederhergestellt oder wo sie nicht mehr oder noch nicht existierten, neu eingerichtet werden sollten. Aus der Mitte dieser Provinzialstände sollte dann die Landesrepräsentation gewählt werden, mit beratender Stimme über alle Gegenstände der Gesetzgebung, einschließlich der Besteuerung, und mit dem Sitz in Berlin. So dürr und trocken lautet dieses »Königswort«, dessen angeblicher »Bruch« den preußischen Staat bis in die Grundfesten erschüttert haben soll.

XX.

Das endgültige Ergebnis des siegreichen Kampfes gegen die französische Fremdherrschaft war für den preußischen Staat die Wiederherstellung der Adelsherrschaft auf breiterer und festerer Grundlage.

Alle obrigkeitlichen Rechte waren den Gutsherrschaften erhalten geblieben. Durch die Abtretungen an Land, womit die größeren Bauern ihr Eigentumsrecht hatten erkaufen müssen, waren die Gutsflächen bedeutend erweitert worden, und für ihren landwirtschaftlichen Betrieb war in den kleinen Bauern ein Proletariat gewonnen worden, dessen Arbeitskraft bis auf den letzten Tropfen ausgenutzt werden konnte. Dazu kam dann noch das Ablösungsgesetz von 1821, durch das den Bauern mit gutem Besitzrecht gestattet wurde, sich mit einmaliger Kapitalzahlung oder jährlichen Renten von den feudalen Abgaben und Lasten zu befreien. Der Gesamtgewinn des Adels belief sich an Land auf mehr als anderthalb Millionen Morgen und an Geld auf mehr als achtzehn Millionen Taler, dazu an jährlichen Renten auf mehr als anderthalb Millionen Taler und mehr als eine Viertelmillion Scheffel Getreide.

Irgendein Gegengewicht gegen diese Übermacht des Adels boten die Städte nach wie vor nicht; sie hatten genug damit zu tun, notdürftig die Wunden zu heilen, die ihnen die zehnjährige Kriegsperiode geschlagen hatte. Etwas anders stand es mit den »geistigen Ständen«, wie man sich damals auszudrücken pflegte. Namentlich die Studenten, die mit den Idealen unserer klassischen Literatur genährt in den Krieg gezogen und mit der siegreichen Waffe in der Faust heimgekehrt waren, konnten sich nicht darein finden, daß nunmehr das alte Elend in neuer Form beginnen sollte. In einem Geschlecht von Ideologen, Schulmeistern, Studenten, Tugendbündlern verkörperte sich die erste Form des politischen Liberalismus im preußischen Staat. Es waren sicherlich treffliche Kräfte darunter, beseelt vom besten

Willen, und als Märtyrer ihrer Überzeugung des Nachruhms würdig, aber wenn man diese ganze Bewegung in der Zeit von 1815 bis 1840 und noch später überblickt, so zeigt sich doch nur, wie kläglich ohnmächtig eine politische Bewegung ist, die keine kampffähige Klasse hinter sich hat.

Dieser Liberalismus verlangte die Teilnahme des »Volkes« an der Regierung, aber seine Mittel paßten zum Zweck wie die Faust aufs Auge. Er verherrlichte überschwenglich die Stein-Hardenbergische Gesetzgebung als das edlere und würdigere Gegenbild der französischen Revolution, das heißt er verherrlichte die Wiederherstellung der Adelsherrschaft. Und er forderte ungestüm die Einlösung des Verfassungsversprechens von 1815, das heißt er forderte die Krönung dieser Adelsherrschaft durch einen letzten Schmuck.

Denn es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß die Ausführung der Verordnung vom 22. Mai 1815, so wie sie gemeint war, dem Adel und nur dem Adel eine Handhabe der Herrschaft geliefert haben würde. Dafür bürgte genugsam die Geschichte der alten Stände, deren Wiederherstellung oder Neuschaffung nach dem königlichen Versprechen die Grundlage der preußischen Verfassung werden sollte; dafür bürgte die »interimistische Landesrepräsentation« von 1812 bis 1815, die die agrarische Reform in schmählichster Weise verhunzt hatte. Hätte sie ihre Fortsetzung in der verheißenen »Repräsentation des Volkes« gefunden, so wäre es der städtischen Reform ebenso an den Kragen gegangen wie der agrarischen, namentlich aber auch der militärischen Reform, denn der allgemeinen Wehrpflicht widersetzten sich die Städte ebensosehr, ja sogar noch mehr als der Adel.

Das Verfassungsversprechen ist denn auch keineswegs leichtfertig in den Tag hinein gegeben worden, sondern Hardenberg hat lange Jahre und bis an seinen Tod daran gearbeitet, es auszuführen. Woran seine Durchführung gescheitert ist, war die Unmöglichkeit, es in dem Sinne, worin es gemeint war, in die Wirklichkeit zu versetzen; die alten Stände ließen sich nicht wiederherstellen, zumal bei dem unabsehbaren Wirrwarr der rechtlichen Zustände in den neuen Landesteilen, die der Wiener Kongreß dem preußischen Staat hinzugefügt hatte. Nach achtjährigen Mühen brachte man endlich die verheißenen Provinzialstände fertig, auf der Grundlage des Großgrundbesitzes, aber sie waren so künstlich fabriziert, daß sie nicht einen Schritt vorwärts tun konnten. Aus ihnen dann »eine Repräsentation des Volkes« zu destillieren, scheiterte mindestens ebensosehr an dem partikularistischen Geiste des provinzialen Adels wie an der Scheu der Monarchie und Bureaukratie vor einer allgemeinen Landesvertretung.

Von diesen historischen Zusammenhängen hatte der Liberalismus der »geistigen Stände« nicht die entfernteste Ahnung, wie sich noch an seiner klassischen Urkunde, den »Vier Fragen« Johann Jacobys, mit aller Gründlichkeit studieren läßt. Jacoby wollte eine Verfassung im modern-konstitutionellen Sinne des Wortes, »gesetzliche Teilnahme aller selbständigen Bürger an der Gesetzgebung des Staates«, aber als deren Vorläufer verherrlichte er die Stein-Hardenbergische Gesetzgebung; er meinte: »Die Regierung kann, was sie Freisinniges geweckt, unterdrücken, aber nicht töten,« und sogar der »interimistischen Volksrepräsentation« Hardenbergs sagte er nach, daß »unter ihrer Mitwirkung eine Reihe der freisinnigsten organischen Gesetze zustande gekommen« sei. Bei aller Berechtigung seiner eigenen For-

derung aber wußte er sie nur auf Sand zu bauen, indem er als ihren einzigen Rechtstitel das »Königliche Wort von 1815« ansprach. Leider wußte die Regierung dem unvorsichtigen Fragesteller nur zu antworten, indem sie ihn auf Hochverrat und Majestätsverbrechen anklagte; viel bündiger und gründlicher hätte die Krone ihn beschieden, indem sie ihm erwiderte: Was du verlangst, habe ich nie versprochen; wenn ich aber ausführen könnte und wollte, was ich versprochen habe, so würdest du dein blaues Wunder erleben.

Diese hoffnungslose Illusion des vormärzlichen Liberalismus dauerte bis in die Märzrevolution hinein, die in erster Reihe den Opfern der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung geschuldet wurde. Auch Herr Hintze sieht ihren gefährlichsten Zündstoff in der ländlichen Bevölkerung. »Der größte Vorteil war den Gutsbesitzern zugefallen, die ihre Wirtschaften meist bedeutend vergrößert, abgerundet und in besseren Betrieb gebracht hatten. Dagegen konnte eine großer Teil des Bauernstandes der neugewonnenen Freiheit und Selbständigkeit nicht recht froh werden, weil es ihm an Kapital fehlte, um die notwendig werdende Umwälzung in der Wirtschaft ohne Schaden ins Werk zu setzen, und vollends der zu ungesunder Massenhaftigkeit angeschwollene Taglöhnerstand, der ganz ohne die notwendige Staatshilfe geblieben und lediglich dem guten oder bösen Willen der Gutsbesitzer preisgegeben war, hatte sich zu einem meist in kümmerlichen Verhältnissen lebenden Proletariat entwickelt, das schwere soziale Gefahren in sich barg.« Das Berliner Parlament, das aus den Stürmen der Revolution, lebte und webte in den Illusionen des vormärzlichen Liberalismus: erst nachdem es nahezu ein halbes Jahr vertrödelt hatte, um eine schöne Verfassung aufs Papier zu schreiben, dachte es derer, denen es das eigene Dasein verdankte. Und es war ein beißender Witz der Geschichte, daß, als das Hohe Haus gerade die »unter dem Namen Hundebrot, Hundekorn, Hundehafer, Hundeackerkorn, Hundeackerhafer und Hundeackerzins vorkommenden Abgaben« diskutierte und eben beschloß, auch die »Hundsatzung« nicht zu vergessen, die Truppen vor dem Saal erschienen, um seine Türen für immer zu schließen.

Das Staatsstreichministerium Brandenburg-Manteuffel wußte viel besser, worauf es ankam. Es tat der schönen Verfassung zunächst gar kein Leid an, sondern oktroyierte sie sogar, wenn auch mit einigen Änderungen zum Schlechteren; dann aber tastete Manteuffel, woran Stein gescheitert war und Hardenberg nicht einmal gedacht hatte, die obrigkeitlichen Rechte der Gutsherren an und kappte vor allem die Patrimonialgerichtsbarkeit; endlich rettete sein Agrargesetz von 1850 auch von den kleinen Bauern, was noch zu retten war, sicherlich auch unter sehr drückenden Bedingungen für die Bauern, aber immerhin war dies Gesetz, wie Herr Hintze meint, »viel bauernfreundlicher« als die Agrargesetze Hardenbergs. Erst als die bäuerliche Bevölkerung durch diese Zugeständnisse beruhigt war, machte sich Manteuffel in aller Gemächlichkeit daran, die schöne Verfassung wieder abzubauen, Paragraph für Paragraph, bis die Revolution von 1848 ihren Abschluß gefunden hatte, wie einst die Kriege gegen die französische Fremdherrschaft in den Jahren 1812 bis 1815: in der Wiederherstellung der Adelsherrschaft.

XXI.

Damit wäre die zeitliche Grenze erreicht oder selbst schon überschritten, die dieser Abhandlung von vornherein gesetzt war. Verfolgt man, wie es

hier versucht worden ist, den roten Faden der preußischen Geschichte, so wird man der Behauptung des Herrn Hintze nicht zustimmen, daß der preußische Staat ein »Werk der Hohenzollern« sei. Eher wird man geneigt sein, die Ansicht Max Lehmanns zu unterschreiben, des vorurteilslosesten unter den preußischen Historikern, wonach die Junker »die eigentlichen Regenten des preußischen Staates« gewesen seien. Und ebenso nahe trifft die andere Bemerkung Lehmanns zum Richtigen, es sei doch wohl der tiefste Unterschied zwischen der preußischen und der französischen Entwicklung, daß dort der Impuls gefehlt habe, der hier von dem dritten Stande ausgegangen sei.

In der Tat gerät man notwendig in die Irre, wenn man das Verständnis der preußischen Geschichte an dem französischen oder auch dem englischen Vorbild zu erlangen sucht. In Frankreich hatte die Monarchie gemeinsam mit den Städten die mittelalterlichen Magnaten niedergeworfen, um dann mit dem höfisch gezähmten Adel über den »dritten Stand« herzufallen, der, um sich zu retten, dem Königtum und dem Adel einen erbitterten und schließlich siegreichen Krieg machte. In England aber hatten sich Adel und Städte verbunden, um die moderne Staatsgewalt in einem gemeinsamen, von ihnen abhängigen Königtum zu begründen. In der preußischen Entwicklung fehlen vollständig die Städte, aus Gründen, die in dieser Darstellung hinlänglich angedeutet worden sind; als sie endlich auf der Bühne erschienen, war ihre historische Stunde längst vorüber.

Viel nähere Analogien als mit der französischen und englischen bietet die preußische Geschichte mit der polnischen. Beide sehen sich manchmal zum Verwechseln ähnlich. Wenn das Endergebnis dennoch sehr verschieden ausgefallen ist, so aus dem Grunde, weil die polnische Geschichte schließlich jedes Klassenkampfes entbehrte, ohne den eine historische Entwicklung unmöglich ist. Die polnische Adelsherrschaft vermochte sich so auszuwachsen, daß sie weder an der Monarchie noch an den Städten mehr ein Gegengewicht fand, und so verfaulte sie in sich selbst; auch der nahrhafteste Karpfenteich bedarf des Hechtes, wenn die Karpfen frisch und munter bleiben sollen.

Der preußische Adel aber gedieh, weil er an der Monarchie den erfrischenden und stärkenden Widerstand fand, dessen jede Klassenherrschaft bedarf, wenn sie dauern soll. Eben darin ist denn auch die Bürgschaft gegeben, daß seine Herrschaft niemals unterliegen kann, es sei denn, daß eine neue Klasse auf den Plan tritt, die sich auf den Klassenkampf ebenso trefflich versteht wie der Adel, aber ihn mit stärkeren Waffen zu führen vermag.

Feuilleton

Die von der Seelenkultur.

Von **Otto Köster.**

Im englischen Oberhaus sagte am 8. November des Vorjahres Lord Loreburn, wenn der Krieg noch lange fortgesetzt werde, so seien Revolution und Anarchie zu erwarten. Im Deutschen Reichstag sprach einige Wochen später der Reichsschatzsekretär von den schweren Gefahren, die der ganzen europäischen Kultur drohen. Dem Volke stellt man (mit jenem bekannten

seine Besitzer so gut und billig kleidenden Unterton von Stolz auf die Entsagungskraft — der andern) ein Zeitalter des Großhungerns in Aussicht. In der »Zukunft« schreibt Maximilian Harden: »Europa verblutet. Wir wollen heute nicht zählen, wieviel Männer gefallen, verkrüppelt sind; überall waren die geistig regsten voran. Vierhunderttausend Millionen Mark hat der Krieg wohl schon gekostet; vielleicht eine halbe Billion.« Jeder Denkende erkennt es nachgerade als kindliche Phantasie, daß dem grauenhaften Unheil dieses Krieges, sobald nur erst einmal Friede ist, in irgendeinem der kriegführenden Länder eine Hochblüte von Handel und Wandel, von wissenschaftlicher, ethischer, künstlerischer Kultur folgen werde.

Wenn trotzdem dieser furchtbare Ernst der Zeit nach wie vor einen Teil unserer Volksgenossen nicht berührt, wenn sie die gleichen kleinen, engen, selbstischen Seelen bleiben, die sie von jeher waren, so wundern sich darüber höchstens Leute, denen der Mechanismus der Menschennatur und seine soziologische Bedingtheit noch immer ein Buch mit sieben Siegeln ist. Wer diese Welt nicht aus der Perspektive von Universitätsprofessoren, Kanzelrednern und Lyrikern sieht, dem gibt solche Gleichgültigkeit gegenüber der ungeheuren Fülle schwerster Aufgaben, vor die uns die Sorge um das Volkswohl stellt, keinerlei Rätsel auf. Man *spürt* ja doch den Krieg am eigenen Leibe bisher so gut wie nicht. Man unterzieht sich, mit süßsaurem Gesicht, diesen und jenen kleinen Unbequemlichkeiten. Nun ja, dafür ist's Krieg, und dafür ist man Patriot. Doch *Not*? Ach, die besteht allein doch in der Phantasie unserer Feinde und allenfalls einiger berufsmäßiger und unverbesserlicher Schwarzmaler bei uns im Lande. Man darf getrosten Blickes in die Zukunft sehen. Und wenn man gar am Krieg verdient — hat man denn da noch irgendeinen Grund, sich graue Haare wachsen zu lassen?

Bemerkenswerter als dieser hinlänglich bekannte Typus gedankenlosen Untermenschentums ist eine andere Erscheinung. Es gibt unter uns Leute, die einen ganz besonders tiefen Einblick in die treibenden Kräfte der Zeit getan zu haben glauben, sich für die Hüter aller echten Kulturschätze, für die Anreger und Bildner höherer Lebensformen, für die Erbauer neuer Menschheitstempel halten und sich mit Vorliebe »Neuidealisten« nennen. Der Entwicklungsgang dieser Spezies von Volksbeglückern ist vielfach derselbe. Ein freundliches Geschick, das sie in die komfortable Wiege irgendeines behaglichen Bürgerhauses bettete, erlaubte ihnen, sich ganz ihren schöngeistigen Neigungen zu widmen. Und weil's zum Künstler, zum Poeten, zum »Schaffenden« vielleicht nicht ganz langt, so sucht man sich auf irgendeinem Zwischenposten auszuwirken: als Vereinsleiter, als Zeitschriftengründer, als Verleger oder in ähnlicher Weise. Meist hält man sich dabei zunächst ganz in den Grenzen ästhetisch-literarischer Interessen und beschränkt sich darauf, »Ausdrucks«kultur, Bibliophilie, künstlerische Gestaltung des persönlichen und geselligen Lebens oder dergleichen zu treiben. Hat man dann erst einen gewissen Einfluß erlangt und sich eine Gemeinde erworben, so weitet man den Kreis. Die bloß-künstlerische, bloß-literarische Sphäre genügt nun nicht mehr. Man fühlt sich zu Größerem berufen und entdeckt seine philosophischen, ethischen, wirtschaftspolitischen Interessen. Und so beginnt man allgemach, sich zu nichts Geringerem als zum Organisator des nationalen Geisteslebens, zum schöpferischen Gestalter neuer Daseinswerte auszuwachsen. Natürlich kann man dann nicht gut mehr an der größten ethisch-wirtschaftlichen Be-

wegung der Neuzeit, dem Sozialismus, vorübergehen, kann nicht mehr, wie man es als Nur-Ästhet noch durfte, das Auge gegen die Schäden der modernen Gesellschaft, gegen die Nachtseiten des Lebens verschließen. Zwar mangelt es zumeist an einer durch ernsthaftes Fachstudium erworbenen wissenschaftlichen Grundlage. Dergleichen ist nicht nach dem Geschmack solcher groß angelegter Naturen. Dafür fühlt man sich um so sicherer im Besitz einer intuitiv-genialen Erkenntnis für »das, was not tut«, und versteht sich um so besser aufs Wortemachen. Man redet ungeheuer viel von Gemeinschaftsethik, von sozialer Innenkolonisation, von Volkstumsbewegung und anderen schönen Dingen. Und als Refrain, als spornendes Signal ertönt in solchen gediegenen, tiefsinnigen und geschmackvollen Darlegungen immer wieder irgendein ungemein männliches, knappes und imposantes Wort wie etwa »der Wille« oder »die Tat«.

Diese Kulturherolde — die auf künstlerischem, kunstgewerblichem oder verwandtem Gebiet, ihrer ursprünglichen Domäne, immerhin ihre Verdienste haben mögen (obwohl ihnen auch diese nur allzu oft von Fachleuten bestritten werden), begehen alle denselben Fehler: sie zäumen das Pferd beim Schwanze auf. Sie träumen von einer Kultur, die, um mit Franz Staudinger zu reden, »sich aus der Abstraktion heraus verwirklicht und sich wie Münchhausen am Schopf aus dem Sumpf zieht«. Sie stellen, um es kurz zu sagen, die Methode der wissenschaftlichen Geschichtsbetrachtung auf den Kopf. Der fundamentale Lehrsatz des Marxismus, daß die Produktionsweise des materiellen Lebens den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt bedingt, ist ihnen eine Unbegreiflichkeit und ein Greuel. Sie sind doch Idealisten — wie könnten sie da wohl so materialistisch denken! Was für ein sittlicher Feuergeist in den Urhebern jener angeblich so trostlosen und dürren Lehre lebendig war, davon freilich wissen diese modernen Erlöser nichts. Auch stört es sie nicht weiter, daß eine starke idealistische Bewegung im eigenen Lande, der Marburger Neukantianismus, sehr enge Fühlung mit dem historischen Materialismus genommen hat, und daß der Begründer und Führer dieser gegenwärtig zu immer größerem Ansehen gelangenden Philosophenschule, Hermann Cohen, mit Bezug auf Marx die Worte schrieb: »Pedantisch ist es, einem solchen Gesandten des Gottes der Geschichte die Sprüchlein der spirituellen Moral vorzuhalten.« Man hat ja heutzutage Gott sei Dank die Auswahl, welcher philosophischen Richtung man sich anschließen will. Und da kommt der eigenen Schauenskraft und Erlebensfreudigkeit die Intuitions- und Erlebnisphilosophie des Franzosen Bergson sehr gelegen, die den neukantischen Rationalismus mit einem angeblich funkelnagelneuen irrationalistischen System zu überwinden trachtet — wenn dieses auch bei Lichte besehen nur einen mit mancherlei modernen Reizmitteln auf virtuose Weise schmackhaft und interessant gemachten Aufguß altbekannter, aus der Blütezeit der romantisch-mystischen kantfeindlichen Gefühlsphilosophie stammender Ideen darstellt.

Mit einer »irrationalistischen« Weltanschauung läßt sich bekanntlich alles machen, auch eine Umkehrung bewährter und unanfechtbarer Methoden wie der marxistischen Geschichtslehre. So hängt es denn also nicht mehr von der durch den Klassenkampf erstrebten Umwandlung der ökonomischen Verhältnisse vornehmlich ab, ob die Kultur eines Volkes zur echten, allen

Schichten gleichmäßig zugänglichen Volkskultur wird, ob auch der Arme durch Befreiung aus kapitalistischen Sklavenketten vom Wert als Ware Arbeitskraft zum Wert des Menschen, der Persönlichkeit emporsteigt. Darauf vielmehr kommt alles an, daß man »von innen heraus lebt«, daß man, um ein nachgerade berühmt gewordenes Schlagwort dieser Geisteskämpen zu gebrauchen, »*Kultur der Seele*« treibt. Was eigentlich darunter zu verstehen sei, danach darf man nicht gar zu eindringlich fragen. Wer's aber dennoch wagt, der wird von einer solchen Sturzflut klangvoller, flimmernder und — nichtssagender Worte überschüttet, daß ihm das Fragen bald vergeht. Was er allein in allem Phrasengerank und Wortbluhst noch ziemlich klar erkennt, ist, daß hier offenbar eine Begriffsvertauschung stattgefunden hat: daß man Ethik mit Ästhetik verwechselt. Mögen sich diese »Neuidealisten« auch noch so heftig gegen den Vorwurf des Ästhetentums verwahren. Kritik und insbesondere Selbstkritik war niemals ihre starke Seite; und selten sind sie fähig zu erkennen, in welchem Maße sie, getreu der eigenen Vergangenheit, noch immer ganz und gar nichts anderes als Schöngeisterei betreiben, wo sie ernsthafte und ehrliche Arbeit zum Heile der Gesamtheit zu leisten glauben. Ahnungslos reißen sie die von dem großen Königsberger in heißem Ringen mit den Elementen errichteten »kritischen Dämme« ein und halten dann die so entstandene chaotische Gedanken- und Gefühlswirrnis für das Evangelium der Zukunft. So dekretiert man in bewußtem und gewolltem Gegensatz zu den im plumpen Dogmenglauben befangenen rohen »Materialisten«: der *Geist* schafft das Leben. Der Geist aber — woher stammt der? Nichts einfacher als die Antwort: man nehme einige Dutzend seltener, bedeutsam und vornehm aussehender Worte, quirle sie recht tüchtig durcheinander und trockne alsdann die Mischung auf einem Bogen feinen, kostbaren Papiers.... Als Motto aber könnte man den Annalen dieser neuidealistischen Bewegung vielleicht, mit einer kleinen Blasphemie, den Spruch voransetzen: Im Anfang war das Wort.

Daß diese Leute ihren ästhetisierenden Eklektizismus für weltumspannenden Universalismus halten; daß sie, statt an zielbewußter, sich selbst beschränkender, nüchterner praktisch-sozialer Arbeit teilzunehmen, sich mit der Erfindung neuer Religionen und Lebensstile beschäftigen; daß sie, sobald ihr Unternehmen erst einmal floriert, mit einer gewissen olympischen Anmaßlichkeit und Neigung zur großen Geste einherwandeln, die in keinem Verhältnis zu ihren wirklichen Verdiensten steht: das alles mag heute auf sich beruhen. Zu passenderer Zeit wird noch davon zu reden sein. Wir wollen ihnen heute unser unbegrenztes Mißtrauen erklären, wenn sie auch ferner noch versuchen, uns in der Pose des Volksfreundes zu kommen. So warmherzig, so fortschrittlich, so demokratisch sich diese Männer immer gebärden mögen: der echte Sozialismus hat ihnen nichts zu danken und nichts von ihnen zu erhoffen. Das wird vielleicht — und damit kehren wir zu unserem Ausgangspunkt zurück — in diesen schweren, bangen Tagen manchem, der's vorher noch nicht wußte, klar, wenn er sieht, *was* für Dinge es sind, denen diese geistigen Führer der Nation gegenwärtig ihr Augenmerk und ihre Gedankenarbeit zuwenden. Um nur ein Beispiel zu nennen: einer von ihnen, der's von jeher am meisten mit der Seelenkultur hatte, konnte kürzlich denn doch nicht mehr umhin, sich außerordentlich tiefgründige »Gedanken zur deutschen Mode« zu machen. »Wenn wir nach dem Kriege eine idealische

Welt aufbauen wollen, eine Welt der Innerlichkeit und Sehnsucht nach Geistigkeit, muß unsere Kleidung Würde und Linienführung zum Ausdruck bringen.« In diesem Stile geht's seitenlang. Und schlechthin erschüttert ist man, wenn man die an die neue Mode zu stellenden Forderungen erfährt, die alle von dem gleichen schöpferischen Geiste diktiert sind wie diese: »Sie wachse organisch aus unseren Bedürfnissen und dem heutigen Lebensempfinden.« — Mit solchen und ähnlichen Problemen gehen die Männer schwanger, die, wie sie es in ihrer schlichten Art zu nennen belieben, »Richtlinien zur Neuorientierung der deutschen Kultur nach dem Kriege« zu geben sich berufen fühlen. Und es ist eine etwas schwache Entschuldigung, daß gegenwärtig einige weniger seelenvolle Menschen die furchtbar wichtige Modenfrage zwar mit gleicher Hingabe, aber mit weniger Innerlichkeit und um so größerem Geschäftsgeist behandeln.

Wer unter deutschen Männern in dieser Schreckenszeit, deren Gorgonenhaupt jedem ihm ins Antlitz Schauenden das Blut in den Adern erstarren machen müßte, es für notwendig hält, sich über Modefragen den Kopf zu zerbrechen, mag das mit sich abmachen. Zweifellos werden alsbald die bekannten Unentwegten dem Nörgler das stets und unter allen Umständen den Sieg verbürgende Argument entgegenschleudern, unser Volk gewinne ein seine Wehrkraft mehrendes moralisches Plus, wenn das Ausland sähe, wie eifrig im rings vom Feinde bedräuten Deutschland künstlerische Kultur getrieben werde. Gegen das Ausspielen dieses Trumpfes hat man ja längst die Gegenwehr aufgegeben. Sonst könnte man vielleicht bescheiden darauf hinweisen, daß auch in Friedenszeiten schon einige Leute, die es dazu hatten, sich mit erlesenen Vorsatzpapieren, frühmittelalterlichen Miniaturen, Erhöhung des Lebensgefühls, Germanisierung des Christentums und ähnlichem befaßten, ohne daß man allein aus dieser Tatsache ohne weiteres auf eine ganz besonders günstige Lage der Volks*massen* zu schließen pflegte.

Lassen wir immerhin jenen Glücklichen ihre Erbauungen. Lassen wir sie vielleicht auch schlaflose Nächte verbringen mit dem Grübeln über die Frage, ob für die Inschrift am Reichstagsgebäude Fraktur oder Antiqua zu wählen sei. Halten sie es für unumgänglich, ihre sorgenvollen Gedanken etwa über die Neugestaltung der Mode vor der Öffentlichkeit auszubreiten, so erwartet freilich mancher vielleicht, hinter dem anspruchsvollen Aufgebot an großen Worten *etwas* mehr als öde Banalitäten zu finden. Man kann ja schließlich auch solche Gegenstände mit einem klein wenig Geist behandeln. Eines aber ist felsenfest: alle die, welche in dieser großen Not der Zeit nach Beratern und Führern Umschau halten, täten gut, endgültig den Glauben fahren zu lassen, daß ihnen von *solchen* Bergen Hilfe kommt.

Literarische Rundschau.

Dr. D. *Strutz*, **Die Besteuerung der Kriegsgewinne.** Erschienen in den »Finanzwirtschaftlichen Zeitfragen«, Stuttgart, Verlag Ferdinand Enke.

Der preußische Senatspräsident Dr. *Strutz* hält die einmalige Belastung selbst »der ziffermäßig gleichgebliebenen Steuerkräfte für gerechtfertigt, weil eben das Durchschnittsniveau der Steuerkräfte infolge des Krieges gesunken ist, also schon in der *Erhaltung* der bisherigen ein den Durchschnitt übersteigendes

günstiges Ergebnis liegt«. Da der Verfasser die Erfüllung dieses Wunsches, der, folgerichtig zu Ende gedacht, zur Anerkennung der Steuerpflicht eines jeden durch Reichsschutz gesicherten Einkommens und Vermögens führt, für unmöglich hält, spricht er sich für eine besondere Abgabe auf den Vermögenszuwachs zu Sätzen aus, die nicht konfiskatorisch wirken. Der Entwurf eines Kriegsgewinnsteuergesetzes erfüllt bekanntlich diese Forderungen.

Der wichtigste Streitpunkt über die Veranlagung dieser Steuer ist, ob der Vermögens- oder der Einkommenszuwachs besteuert werden soll. Die Anhänger der Besteuerung des Mehreinkommens führen dafür ins Feld, daß die Kontrolle erleichtert, der Verbrauch des Mehreinkommens mitbelastet, dem Staat der Zinsentgang für die später erhobene Vermögenszuwachssteuer erspart bleibt. Dagegen macht Strutz geltend, daß vom Mehreinkommen nicht einfach auf gesteigerte steuerliche Leistungsfähigkeit geschlossen werden kann, da Mehreinkommen und Vermögensverluste parallel gehen können. Aber gerade das ist ja der moralische Sinn der Kriegsgewinnsteuer, daß Personen, die gegenüber der großen Mehrzahl der Bevölkerung im Kriege Sondervorteile genießen, dafür dem Reiche besonders zinsen. Ein Sondervorteil ist aber die Möglichkeit, durch Mehreinkommen Vermögensverluste auszugleichen. Auch treffen die Einkommensteuergesetze stets das gleiche oder gesteigerte Einkommen ohne Rücksicht auf das Vermögen, dessen Höhe von den Effektenkursen und anderen schwankenden Faktoren mitbestimmt ist. Doch können gewisse Billigkeitsrücksichten geübt werden. So gestattet das preußische Einkommensteuergesetz, besondere, die Leistungsfähigkeit der Steuerpflichtigen wesentlich beeinträchtigende wirtschaftliche Verhältnisse in der Art zu berücksichtigen, daß bei einem steuerpflichtigen Einkommen von nicht mehr als 12 500 Mark eine Ermäßigung der Steuersätze um höchstens drei Stufen gewährt wird. Der Einwand der ungenügenden Erfassung der nachhaltigen Leistungsfähigkeit gilt überdies auch von der besonderen Kriegsabgabe auf den Vermögenszuwachs, wenn der Krieg bis 1917 dauert. Sollen dann die Schwierigkeiten der Veranlagung — Fehlen einer offiziellen Börse, Unklarheit des Grundstückmarktes — willkommener Anlaß zu einer Vertagung der Kriegsvermögenszuwachssteuer sein?

Obwohl der Wehrbeitrag bereits an die bundesstaatlichen Veranlagungen anknüpft, werden ihre Verschiedenheiten immer zum Anlaß genommen, die Unmöglichkeit einer einheitlich wirkenden Steuer auf das Mehreinkommen darzutun. Ganz mit Unrecht! Denn ob eine meist ständige Ausgabe vom Mehreinkommen abzuziehen ist oder nicht, ist bei der doch nicht allzu großen Differenz über die Abzugsrechte nicht so wichtig, als daß durch die bloße Besteuerung des Vermögenszuwachses dem Reiche Hunderte von Millionen verloren gehen. Der eigentliche Grund für die Erhebung dieses Einwandes ist aber, wie Strutz richtig sagt, daß die Besteuerung des Mehreinkommens »eine vollständig reichsgesetzliche Regelung der Einkommensteuer enthält«, und es wäre mit ihr »jedenfalls der gesetzgeberische Ausgangspunkt für den Schritt zur dauernden Reichseinkommensteuer geschaffen«. Der Reichsschatzsekretär scheint aber Strutz im Gegensatz zu seinem Vorgänger den bundesstaatlichen Finanzministern gegen Einbrüche in das Gebiet der direkten Staatssteuern beizustehen.

Für jene, die über die Doppelbesteuerung der juristischen Personen klagen, ist eine treffende Widerlegung die Bemerkung von Strutz, daß der Einzelkaufmann das stehende Kapital und Wertpapiere nach den Bilanzvorschriften des Handelsgesetzbuchs nach dem gemeinen Wert einstellen muß, die Gesellschaft aber höchstens nach dem Anschaffungswert einsetzen, also große Abschreibungen machen darf.

Auch Strutz spricht sich für die Besteuerung der Kriegsgewinne der »lachenden Erben« aus und nennt es eine Zweckmäßigkeitsfrage, ob sie durch die Kriegsgewinn- oder Kriegserbschaftssteuer erfolgt. A. Hofrichter.

Rudolf Eucken, **Die Träger des deutschen Idealismus.** Männer und Völker. Eine neue Bücherfolge. Berlin, Ullstein & Co. 251 Seiten. Preis 1 Mark.

Von Meister Eckart über Kant und Fichte, Schelling und Schleiermacher zu Hegel und seinen Zeitgenossen sollen die Träger des deutschen philosophischen Idealismus herhalten, den Deutschen ein freudiges Vertrauen auf ihr Volk, »auf seine Tüchtigkeit und seine Größe« in der gegenwärtigen Zeit zu geben. Mit Hilfe dieser Denker soll der Nachweis erbracht werden, daß selbstverständlich deutscher Geist und deutsches Wesen den Gipfelpunkt der geistigen Kultur verkörpern, wenn auch bei Eucken dieser antiphilosophische Chauvinismus sich feiner und gefälliger äußert als bei so vielen seiner Zunftkollegen.

Damit ist denn auch, was schon das Geleitwort feststellt, ausgesprochen, daß es sich hier nicht um einen Beitrag zur wissenschaftlichen Forschung, sondern um eine recht subjektive Darstellung und einseitige Auswahl von Gedanken dieser Philosophen handelt, die teils nur schwer mit der Grundrichtung ihres Denkens in Einklang zu bringen ist, teils ihr auch direkt Gewalt antut. So — um nur weniges herauszugreifen —, wenn Fichtes »Geschlossener Handelsstaat« in Zusammenhang mit dem Krieg und der während seines Verlaufs propagierten reaktionären wirtschaftlichen Utopie der Schaffung eines sich selbst versorgenden und sich wirtschaftlich selbst genügenden Wirtschaftsgebiets gebracht wird; so, wenn von Schleiermacher gesagt wird, daß für ihn ganz wohl der Krieg mit seiner religiösen Überzeugung vereinbar war: »Wo Gott ist, ist Friede; wo das Göttliche sich erst bildet, Streit.« »Gott kämpft immer gegen das Böse und bleibt ein Gott des Friedens« (Schleiermacher), oder wenn zur philosophischen Rechtfertigung des Krieges der Satz Hegels zitiert wird: »Im Frieden dehnt sich das bürgerliche Leben mehr aus, alle Sphären hausen sich ein, und es ist auf die Länge ein Versumpfen der Menschen; ihre Partikularitäten werden immer fester und verknöchern.«

Dabei darf natürlich das Gerede nicht fehlen, daß in dem Streben von Handel und Industrie, die ganze Welt zu umspannen, die Deutschen immer mehr in die erste Linie getreten sind und sich dadurch viel Neid und Haß mißgünstiger Nachbarn zugezogen haben. Und auch jener Selbsttäuschung muß Ausdruck gegeben werden, daß zwar die Gefahr vorhanden war eines Abhängigwerdens vom Äußern, eines Verkümmerns unserer Seele, eines Materialismus in der Gestaltung unseres Lebens und unserer Weltanschauung, daß nun aber durch den Krieg das Volk des Gemüts sich wieder besinnt auf die Notwendigkeit der Rückkehr zur Innerlichkeit, und daß bei dem Aufschwung zu den hohen Zielen einer unsichtbaren Welt, der in dem freudigen Tragen der schwersten Kriegsopfer zum Ausdruck kommt, gerade die Träger des deutschen Idealismus Helfer und Bekräftiger sein können. Denn mit ihrer Hilfe kommen doch die Aufgaben unserer Zeit in den großen Zusammenhang einer Weltüberzeugung, und im Lichte ihres Idealismus erscheint der Kampf für das Vaterland als ein Kampf für die idealen Güter der Menschheit, für eine Aufrechterhaltung einer höheren Welt in unserem Bereich.

Wobei wir dem Verfasser nur die Frage vorlegen möchten, ob er denn nicht auch weiß, daß zum Beispiel jene wirtschaftlichen Verbände, die die Annexionseingabe an den Reichskanzler gemacht haben, und alle anderen, die nachher in deren Fußtapfen getreten sind — und dazu gehören doch eine ganze Reihe von Vertretern der Geisteskultur einschließlich mancher Vertreter der Gottesgelahrsamkeit! — den Krieg gerade im Sinne jenes Materialismus ausgenutzt wissen wollen — unbekümmert um die »idealen Güter« und den Flug in die »höhere Welt«. Damit eben nur wieder Zeugnis ablegend für die Richtigkeit unserer Einschätzung der Rolle und Bedeutung des idealistischen Phrasengeklingels, mit dem kluge oder auch ahnungslose Köpfe dem kapitalistischen Geschäft die höhere Weihe geben wollen — nach außen hin. C. Nokter.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.